600010989X

8.° R. 43.
Art. B. 1.

27. 586.

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Vierter Band.

F bis G.

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Vierter Band.

F bis G.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werkes sind drei verschiedene Ausg
veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als d
alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze W
15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den
trag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das sie
frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage
wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Vierter Band.

F bis G.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.

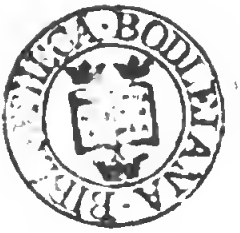
586.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

F.

F, der sechste Buchstabe des deutschen Abc, ein Blaselaut, der durch ein Zusammenstoßen der Lippen, verbunden mit einem zischenden Ausstoßen der Luft, zwischen dieselben hindurch hervorgebracht wird. In der Musik bezeichnet dieser Buchstabe die vierte diatonische Klangstufe des Tonsystems. (Vgl. Ton, Tonart.)

Fabel, im weitern Sinne so viel als Märchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik doppelt gebraucht, indem man einmal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart mit diesem Namen bezeichnet. Wenn man von der Fabel der epischen und dramatischen Gedichte spricht, so geschieht es im Gegensatz der Geschichte. Des Dichters Darstellung strebt nach Schönheit, sein dargestelltes Ganze soll gefallen, er wird also die darzustellenden Begebenheiten so ordnen und einrichten müssen, wie es sein Zweck erheischt. Nicht das Wirkliche soll er darstellen, sondern das *Mögliche*; nicht wie es war, sondern wie es wahrscheinlich ist; nicht mit historischer Treue, sondern mit poetischer Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht wesentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit sich Alles zum Zwecke füge, setzt hinzu, wodurch dieser besser erreicht wird. Auch der historisch gegebene Stoff wird dadurch Werk seiner Erfindung: er schafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geschichte geliehen, *oder neu* erfunden sein, so unterwirft ihn der Dichter dem Gesetze der poetischen Form. Die Fabel, die man als besondere Dichtungsart nach ihrem angeblichen Erfinder, die Äsopische Fabel oder auch Apolog nennt, zählt man mit Recht zu den didaktischen oder Lehrgedichten, und zwar ist sie eine Art Allegorie. Man kann sie erklären, als Darstellung einer praktischen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der physischen Welt hergenommenen Sinnbilde. Sie besteht aus zwei wesentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in derselben liegenden Lehre, welche man auch die Moral der Fabel genannt hat, die aber in dem Bilde sich selbst deutlich aussprechen muß, wenn die Fabel poetisch sein soll. Wegen ihres Zwecks, welcher auch die Erfindung bestimmt, liegt die Fabel auf der Grenze der Poesie und Prosa; selten ist sie rein poetisch, und gefällt abgesehen von ihrem Zwecke. Das Wohlgefallen an ihr wird nicht bloß erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der sinnlichen Einkleidung findet, sondern es liegt tiefer, in der anschaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur in der physischen und geistigen Welt dieselbe sei. In der nicht moralischen Welt zeigt sich nur die ewige Form jener Gesetze und Charaktere deutlicher und offenbarer, als in der Menschenwelt, und dies ist der Grund, warum der Fabeldichter (dem es also nicht bloß darum zu thun ist, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anschaulich zu machen, wozu das Gleichniß oder die Parabel hingereicht haben würde) seine Personen aus der nicht menschlichen Welt wählt. Hierüber hat Herder (in den „Zerstreuten Blättern", 3. Bd.) das Treffendste gesagt. Seit Aphthonius hat man die Fabeln in vernünftige, sittliche und vermischte eingetheilt. Herder theilt sie in: 1) Theo-


BIBLIOTHECA BODLEIANA

F.

F, der sechste Buchstabe des deutschen A[illegible], ein [illegible], der [illegible] Zusammenstoßen der Lippen, verbunden mit einem zischenden [illegible] [illegible], zwischen dieselben hindurch hervorgebracht wird. In der [illegible] [illegible] dieser Buchstabe die vierte diatonische Klangstufe des [illegible]. (S. Ton, Tonart.)

Fabel, im weitern Sinne so viel als Märchen, Erzählung [illegible] [illegible] Begebenheit, wird in der Poesie doppelt gebraucht, [illegible] [illegible] und dramatischen Gedichten [illegible] [illegible], dann aber auch eine eigne Dichtungsart [illegible] [illegible]. Wenn man von der Fabel der epischen und dramatischen [illegible], so gebraucht es im Gegensatz der Gedichte. [illegible] [illegible] Schönheit, sein [illegible] Ganz [illegible] [illegible] Begebenheiten [illegible] [illegible]

[illegible]

relische (den Verstand bildende); ein Factum der Natur, als Gesetz und Weltordnung aufgestellt, übt den Verstand. So z. B., wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Wasser schnappt; wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; als Hase mit dem König Löwen jagt. 2) Sittliche, welche Verhaltungsregeln aufstellen für den Willen. Nicht bloße reine Moral sollen wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber sehen wir, und erkennen, wie sie die Glückseligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Gesetze des Strebens geknüpft hat, z. B. Gehe hin zur Ameise, du Träger! 3. Schicksalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange selbst anschaulich gemacht werden, wie aus diesem ein Andres durch innere Consequenz folge; da tritt nun die Verkettung der Begebenheiten, die wir bald Schicksal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, so doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberische Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in sein Nest, der es in Flammen setzt, und seine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt, dem er einst treulos die Jungen geraubt. Bei den schönsten Fabeln dieser Art wird unsere Seele groß und weit, wie die Schöpfung. Nach dieser dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet sich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach sein, damit das Ganze leicht durchschauet werde, edel, weil der Gegenstand eine gewisse Würde hat. Doch schließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichsam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satyrische, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige sind rührend, und die Schicksalsfabeln streifen an das Erhabene hin. Einfach, heiter und ernst in ihrer Darstellung waren die alten Fabulisten (Fabeldichter); die ältesten Fabeln glaubt man in dem Orient zu finden. Hier sind die indischen Fabeln des Bidpai oder Bilpai, und die Fabeln des Arabers Lockman berühmt (s. diese Art.). Unter den Griechen ist Äsop allbekannt, welchen Phädrus unter den Römern nachahmte. Deutsche Fabeln aus der Zeit der Minnesinger gab Bodmer heraus. Boner, der am Schlusse des 14. Jahrh. lebte, ist als treuherziger Fabeldichter durch seinen Edelstein bekannt. Der Verfasser des „Reineke der Fuchs" lieferte eine epische Fabelnreihe. Burkard Waldis ist aus dem 16. Jahrh. anzuführen. Im 17. zeichnete sich der englische Fabeldichter John Gay aus, unter den Franzosen Lafontaine. Dieser führte den Scherz ein, und sprach im geselligen Weltton. Lessing, Pfeffel u. A. befreundeten die Fabel mit der Satyre durch den Stachel des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und besonders hat ein gewisses scherzhaft sein sollendes Geschwätz die Fabel nicht nur breit, sondern wol gar verächtlich gemacht, das Haschen nach Witz sie aus ihrer Sphäre gerückt. Manches Histörchen, das wir unter den Fabeln sehen, mag witzig, sinnreich und anmuthig sein, nur eine Fabel ist es nicht. Die Form der Fabel ist übrigens verschieden; es gibt bloß erzählende und dialogisirte. (S. Mythen, Mythologie.) dd.

Faber (Theod. v.), k. russischer Staatsrath, mehrer Orden Commandeur und Ritter, geb. zu Riga 1768, hatte in der frühesten Kindheit seine Ältern verloren und ward von seinem Vormunde nach Deutschland geschickt. Er besuchte die Schulen in Magdeburg, wo Funk und Resewitz als Pädagogen verdienstlich wirkten. Er ging nach Halle, als Forster und Vater, Eberhardt, Niemeyer, Karsten, Bahrdt, Semler dort blühten; nach Jena, als Eichhorn, Schütz, Loder dort glänzten. Zu Commilitonen hatte er hier Storch, nachmals Lehrer der russischen Großfürsten, den verst. Schlichtegroll, Münch u. A. 1787 begab er sich nach Strasburg; dies war die Epoche der Notablen in Frankreich, dann der allgemeinen Stände. 1789 befand er

sich in Paris, wo er am 14. Juli Zeuge der Erstürmung der Bastille war. Als der Krieg mit Östreich ausbrach, war er von allen Verbindungen mit seinem Vaterlande abgeschnitten. Im ersten Aufgebot der Nationalfreiwilligen mit begriffen, diente er als gemeiner Soldat unter Lafayette; unter Dumouriez focht er in der Champagne und in Belgien; er wohnte dem Treffen bei Valmy und der Schlacht bei Jemappe bei. Am 1. März 1793 ward sein Corps, das 3. Bataillon von Paris, an der Roer von der Armee des Prinzen von Koburg überfallen und vernichtet; mit einigen Wenigen blieb er auf dem Schlachtfelde zurück und gerieth in östr. Gefangenschaft; diese war hart durch Krankheiten, Märsche und Elend aller Art; durch den Starrsinn des Nationalconvents ward sie bis gegen zwei Jahre verlängert. Die Flucht rettete ihn vom Untergange, der ihm in Ungarn bevorstand. Seine Herkunft war in der östr. Gefangenschaft, sowie in der franz. Armee Geheimniß geblieben. Nach Paris unter dem Directorium zurückgekehrt, erhielt er seine Entlassung aus dem Militairdienste. Er ward darauf bei der Centralverwaltung des Roer-Depart. in Aachen angestellt, nachher mußte er als Commissair der vollziehenden Gewalt im Kleveschen, bei der ersten Organisation des Landes, mitwirken. Hier lernte er das innere Getriebe der franz. Staatsverwaltung praktisch kennen. Nach Ruhe sich sehnend, gelang es ihm, einen Ruf als Professor der franz. Literatur und Sprache an der Centralschule zu Köln zu erhalten, wo er Wallraf, Daniels, den Mathematiker Kramp, den nachher in Moskau verst. Professor Reinhard, Bruder des nunmehrigen franz. Gesandten am Bundestage, zu Collegen hatte. Mit Letzterm anfangs in Verbindung, nachher allein, schrieb er den Beobachter im Roer-Depart. Er hatte inzwischen von Köln aus, nicht ohne Gefahr, seine Verbindungen mit seinem Vaterlande wieder angeknüpft. Gegen Ende 1805 erhielt er vom Fürsten Czartoriski, damals Curator der Universität Wilna, einen Ruf an dieselbe. Dieser literarische Ruf war aber bloß ein Vorwand; denn bei dem russischen Gesandten zu Berlin fand der Berufene die Weisung vor, sich nach Petersburg zu begeben, wo der Fürst, welcher damals das Portefeuille des Ministeriums der auswärt. Verhältnisse hatte, ihn bei seinem Ministerium zu gebrauchen dachte. Anfangs hatte man den Plan, durch ihn einen Anti-Moniteur schreiben zu lassen, aber verschiedene Umstände verhinderten die Ausführung. — Unabhängig von der Regierung und aus eignen Mitteln, benutzte der Zurückgekehrte seine freien Stunden, um seine Ansichten über das System und den Mann, welche damals die Welt beherrschten, in einem Buche niederzulegen: „Notices sur l'intérieur de la France écrites en 1806“ (Petersburg 1807). Der Friede von Tilsit verhinderte die Erscheinung des 2. Theils. Die Verbreitung dieser Schrift durch den Buchhandel ward unmöglich gemacht. Sie ward in London, ohne Wissen des Verfassers, unter d. Titel: „Offrandes à Bonaparte“, wieder aufgelegt. In Petersburg gab er 1807 heraus: „Observations sur l'armée française“ (ins Deutsche übers., Königsberg 1808). Bei den veränderten politischen Umständen brachte der Verf. außer Diensthätigkeit mehre Jahre in Liefland, in ländlicher Abgeschiedenheit zu. 1811 ließ er in Petersburg drucken: „Bagatelles ou promenades d'un désoeuvré“. Diese Schrift fand in Frankreich eine günstige Aufnahme und ward 1812 in Paris nachgedruckt. Eine mangelhafte, Geist und Ton verfehlende, deutsche Übersetzung erschien in Leipzig. 1813 ward der Verf. von der Regierung beauftragt, ein franz. Tagblatt für das Depart. der auswärt. Angelegenheiten zu gründen; so entstand der „Conservateur impartial“, welchen er anfangs selbst schrieb, bald aber seinen Mitarbeitern zur Fortsetzung überließ,

weil andere Arbeiten ihn in Anspruch nahmen. Während des Befreiungskrieges schrieb er: „Beiträge zur Charakteristik der franz. Staatsverfassung und Staatsverwaltung" (1. Th., Königsberg 1815). 1816 ward er der russischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage beigeordnet, dann auf dem Congreß zu Aachen zum Staatsrath erhoben.

Fabier, ein berühmtes altes Geschlecht der Römer. Die ganze streitbare Mannschaft desselben (306 an der Zahl) kämpften einst (477 v. Chr.) vereint gegen die Vejenter am Flüßchen Cremera, und Alle starben den Heldentod fürs Vaterland.

Fabius Maximus (Quintus), mit dem Beinamen **Cunctator**, der Zauderer, einer der größten Feldherrn des alten Roms, rettete sein Vaterland, als es nach der Niederlage am Trasimen dem Untergange nahe schien, und Hannibal mit seinem siegreichen Heere gegen die Hauptstadt im Anzuge war. In jenem entscheidenden Zeitpunkte trat Fabius als Dictator an die Spitze der römischen Legionen, und entwarf, da er sein Heer muthlos, das feindliche aber furchtbar und zahlreich fand, um nicht das Schicksal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu setzen, den Plan, jedes Treffen zu vermeiden, und seinen mächtigen Feind durch Märsche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der seinen gefährlichen Gegner wohl erkannte, ließ ihm sagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein so großer Feldherr ist, als er uns glauben machen will, so steige er herab in die Ebene, und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete." Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein so großer Feldherr ist, als er glaubt, so zwing er mich, sie anzunehmen." Unzufrieden mit seinen Zögerungen, deren Grund sie falsch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beizuwohnen, und übertrugen unterdeß die Hälfte seiner Gewalt dem Minutius Felix, der ebenso verwegen, als Fabius vorsichtig war. Schon war dieser in einem Hinterhalt des punischen Feldherrn gefallen und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius seine Truppen zurück, um von ihm schlagen und siegen zu lernen. Als er, nach Beendigung des Feldzuges, sein Amt niedergelegt hatte, wagte der neue Consul, Terentius Varro, ein aufgeblasener und unwissender Mann, die Schlacht bei Cannä, in welcher bekanntlich das römische Heer fast gänzlich aufgerieben wird. Fabius unterhandelte nach der Schlacht mit Hannibal über das Lösegeld der gefangenen Römer, und als der Senat den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle seine Güter, um sein Wort zu lösen. Er starb in einem hohen Alter 202 vor Chr.

Fabliers und Fabliaux, s. Französische Literatur.

Fabre d'Eglantine (Philippe François), geb. zu Carcassonne 1755, in einer bürgerlichen Familie, hatte sich in seiner Jugend vielfachen Ausschweifungen überlassen, ward Soldat und nachher Schauspieler. Er spielte auf den Theatern zu Genf, Lyon und Brüssel, ohne großen Beifall. Beliebter war er als Gesellschafter und durch sein Dichtertalent. Schon in seinem 16. Jahre schrieb er ein Gedicht: „L'étude de la nature", zur Preisbewerbung bei der franz. Akademie 1771. Als er später bei den Blumenspielen zu Toulouse den Preis der wilden Rose (Eglantine) erhalten hatte, fügte er dieses Wort seinem Namen bei. Er schrieb jetzt mehre Theaterstücke, wovon jedoch nur „L'intrigue épistolaire" und der „Philinte de Molière" Glück machten. Letzteres wird noch jetzt zu den besten Charakterstücken der neuern franz. Bühne gerechnet. Von ehrgeizigem Charakter, nahm er bald an der Revolution Antheil, verband sich mit Danton, Lacroix

und Camille Desmoulins, schrieb mehre revolutionaire Schriften, und wirkte zu den Auftritten des 10. Aug. mit. Er wurde von Paris zum Abgeordneten bei der Nationalversammlung ernannt, zeigte anfangs gemäßigte Grundsätze, stimmte aber nachher für den Tod Ludwigs XVI. ohne Appellation, und wurde Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Er zeugte gegen die Girondisten und gegen Brissot, und war Berichterstatter über die Einführung des republikanischen Calenders, wobei er viel Unwissenheit in astronomischen Kenntnissen verrieth. Späterhin machte er sich den Jacobinern verdächtig, man beschuldigte ihn des Royalismus, und er wurde am 5. April 1794 zum Tode verurtheilt.

Fabretti (Rafael), einer der größten Alterthumsforscher, geb. 1618 zu Urbino im Kirchenstaate, bestimmte sich dem Studium der Rechtswissenschaften auf der Schule zu Cagli, woselbst er im 18. Jahre den Doctorhut erhielt. Hierauf ging er nach Rom, wo ein älterer Bruder von ihm, Stephan, als angesehener Rechtsanwalt lebte. Auf diesem classischen, mit den Werken des Alterthums bedeckten Boden gewann er jene Wissenschaft lieb, in welcher er sich durch gründliches Studium, Scharfsinn und Geist so großen Ruhm erwarb. Die Gunst einiger Großen unterstützte ihn mächtig auf der begonnenen Bahn. Durch den Cardinal Lorenzo Imperiali in Staatsgeschäften nach Spanien gesendet, ward er, nach glücklicher Beendigung derselben, von Alexander VII. zum Schatzmeister des heil. Stuhles, und bald darauf zum Rechtsanwalt der päpstlichen Gesandtschaft bei dem madrider Hofe ernannt. Die Muße, welche ihm dieser Posten dreizehn Jahre hindurch gewährte, ward von ihm zur Vervollkommnung in den archäologischen Wissenschaften benutzt. Dann glückte es ihm, die römischen Alterthümer nochmals an Orte und Stelle genau zu untersuchen, als der Nuntius, Carlo Bonelli, in Spanien zum Cardinal ernannt, ihn mit zurück nach Rom nahm. Auf der Reise durch Frankreich und Oberitalien untersuchte Fabretti alle ihm aufstoßende Denkmäler des Alterthums, und schloß mit den berühmtesten Gelehrten seines Faches, mit Menage, Mabillon, Hardouin und Montfaucon dauernde Verbindungen. Bei seiner Ankunft in Rom ward er zum Appellationsrath am capitolinischen Gerichtshofe befördert: ein Amt, welches ihm hinreichende Muße gewährte, seinen Lieblingsbeschäftigungen unermüdlich obzuliegen. Bald wies ihm das Vertrauen des Cardinals Cesi eine andre Laufbahn an. Er mußte diesen Herrn, der die Legatur von Urbino erhalten hatte, als Rechtsbeistand begleiten und erhielt dadurch Gelegenheit, seinem Vaterlande sich vielfach nützlich zu erweisen. Nach 3 Jahren kehrte er nach Rom zurück, das er nun nicht mehr verließ, und fand daselbst an dem Vicar von Innocenz XI., dem Cardinal Gasparo Carpegna, einen mächtigen Beschützer. Von jetzt an überließ sich Fabretti gänzlich seinem Eifer für die Alterthumskunde. Die ersten Werke von ihm in diesem Fache (drei Dissertationen über die römischen Aquäducte und s. „Syntagma de columna Trajani") erwarben ihm die Anerkennung aller Männer von Fach, ausgenommen des Holländers Gronovius, mit welchem er wegen Auslegung einiger Stellen im Titus Livius in eine Fehde gerieth, die von beiden nicht ohne Verletzung des guten Tons geführt wurde. Mit derselben Gelehrsamkeit untersuchte Fabretti später die dermalen in Museo Capitolino befindlichen und auf die Belagerung von Troja Bezug habenden Basreliefs, die unter dem Namen Table iliaque bekannt sind, sowie die vom Kaiser Claudius angelegten unterirdischen Canäle zum Abfluß der Gewässer des Sees Fucinus, und sowol hier, als bei Erklärung der zahlreichen von ihm entdeckten und gesammelten Inschriften, zeigte er die ganze Tiefe seiner archäologischen und archäographischen Kenntnisse. Carpegna hatte ihm die Auf-

ſicht über das ſogenannte unterirdiſche Rom oder die Katakomben anvertraut; die Schätze, welche Fabretti hier zu Tage förderte, und mit denen er zum Theil ſein Haus zu Urbino und ſeinen Landſitz ausſchmückte, wurden der Gegenſtand ſeines letzten Werkes. Gleichen Schutz, wie der Cardinal Carpegna, ließ ihm auch Alexander VIII. (vorher Cardinal Ottoboni) angedeihen. Er ernannte Fabretti zum Secretario de'memoriali, zum Kanonicus an der Kirche St.-Maria Transtiberiana, und zuletzt zum Kanonicus bei St.-Peter. Alexanders Nachfolger, Innocens XII., machte ihn zum Oberaufſeher des geheimen Archivs der Engelsburg, welchen Platz der Alterthumsforſcher bis an ſein Ende (1700) behielt. Mehre Abhandlungen Fabretti's erſchienen erſt nach ſeinem Tode; ſeine Lebensbeſchreibung, verfaßt von ſeinem Nachfolger im Amte als Aufſeher des geheimen Archivs, dem Cardinal Rivieri, befindet ſich in Crescimbeni's „Vite degli Arcadi illustri", ſowie eine andere von dem Abbé Macotti verfaßte, in Fabroni's „Vitae illustrium Italorum". Fabretti's reiche Sammlung an Inſchriften und Monumenten würde vom Cardinal Stopani, welcher unter Benedict XIV. Urbino verwaltete, gekauft, und befindet ſich jetzt im herzoglichen Palaſt daſelbſt. Man erzählt, daß Fabretti's Pferd, auf welchem er ſeine Excurſionen in die Umgegenden von Rom machte, nach und nach darin gewöhnt, vor jedem Monumente ſtehen zu bleiben, oft auch dann nicht weiter gegangen ſei, wenn ſein in Gedanken verlorener Reiter vielleicht eine am Wege liegende, halbverſchüttete Inſchrift nicht bemerkte, wodurch es nicht ſelten Veranlaſſung zur Auffindung manches Denkmals gegeben habe. Unter dem Namen Jaſithous (die griechiſche Überſetzung von Fabretti's Vornamen Raſael), und welcher Benennung er ſich auch in ſeinen Streitſchriften mit Gronovius bediente, war Fabretti in die Zahl der Arcadier aufgenommen worden.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen Luſcinus, ein Muſter altrömiſcher Tugend, vorzüglich durch ſeine Furchtloſigkeit, Rechtſchaffenheit, Enthaltſamkeit und Tapferkeit. Nachdem er die Samniter und Lucaner geſchlagen, und ſein Vaterland mit großer Beute bereichert hatte, von welcher allein er nichts behielt, wurde er als Geſandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geſchickt, um die gefangenen römiſchen Soldaten auszulöſen. Pyrrhus wollte den Fabricius, deſſen Armuth ihm bekannt war, durch Geſchenke für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte ſie ab; eben ſo wenig ließ er ſich von einem Elephanten ſchrecken, welchen Pyrrhus hinter einer Tapetenwand hervortreten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus, und erlaubte den Gefangenen, nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Verſprechen, nach der Feier in die Gefangenſchaft zurückzukehren, welches ſie auch hielten. Pyrrhus wurde bald ſo für Fabricius eingenommen, daß er ihm die erſte Stelle in ſeinem Reiche anbot, wenn er nach geſchloſſenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten aber Fabricius freimüthig ablehnte. Als Conſul (279 v. Chr.) zwang er dem Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm Nachricht gab, daß ſich des Königs eigner Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften. „Eher, ſagte Pyrrhus, kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieſer Römer von dem Wege der Rechtſchaffenheit abgelenkt werden." Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Löſegeld. In das J. 279 v. Chr. fällt auch die Schlacht bei Aſculum, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeines Heeres verlor. 275 v. Chr. bekleidete Fabricius mit dem Æmilius Papus das Cenſoramt; beide ſtießen den Cornelius Rufinus aus dem Senat, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er

starb so arm, daß seine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Gesetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbnisse in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht. (S. Pyrrhus und Tarent.)

Fabricius (Joh. Albert), ein berühmter deutscher Gelehrte, umfaßte beinahe sämmtliche Zweige des menschlichen Wissens, besaß eine unglaubliche Belesenheit, und einen unerschöpflichen Schatz, besonders philologischer Kenntnisse, und verstand es, diesen Reichthum auf das vielseitigste zu verbreiten. Er war zu Leipzig 1668 geboren, wo er auch Philosophie, Arzneikunde und Theologie studirte, und lebte hernach in Hamburg als Professor der Beredtsamkeit und Moralphilosophie am dortigen Gymnasium. 1719 trug ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt die erste theologische Professur zu Giessen und die Superintendentur der lutherischen Gemeinden in seinem Lande an, allein der Magistrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entschädigen, und er blieb in Hamburg zurück, wo er 1736 starb. Ein Muster der Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Fülle der Gelehrsamkeit ist s. Darstellung der griechischen Literatur: die von Harles fortgesetzte „Bibliotheca graeca". Nicht minder brauchbar sind seine „Bibliotheca latina", die „Bibliotheca mediae et infimae aetatis", „Bibliotheca ecclesiastica" und „Bibliographia antiquaria". Überdies zeugen von seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen s. Ausg. des Sextus Empiricus und s. Anmerk. zum Dio Cassius. S. Schröckh's Lebensbeschreibungen, 2. Bd., S. 344 fg.

Fabricius (Joh. Christian), der berühmteste Entomolog des 18. Jahrh., geb. zu Tundern im Herzogthum Schleswig 1748. Nachdem er im 20. Jahre seinen akademischen Cursus zu Kopenhagen vollendet hatte, setzte er zu Leiden, Edinburg und Freiberg in Sachsen, dann in Upsala unter Linné seine Studien fort. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht desselben besser benutzt als Fabricius. Seine Werke über die Entomologie zeigen unverkennbar die Grundsätze, die Methode, ja sogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius suchte keineswegs zu verbergen, was er seinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendste hinterlassen, was zur vollständigen Biographie des großen Naturforschers gehört. Durch den Umgang mit demselben wurde in ihm die erste Idee seines Systems, die Insekten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er schlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe seines „Systema naturae" Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte an der Universität zu Kiel; nun gab er sich ganz seinem Lieblingsstudium hin. 1775 erschien sein „System der Entomologie", wodurch diese Wissenschaft eine ganz neue Gestalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Classen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen die Vortheile seiner Methode. 1778 machte er s. „Philosophia entomologica", nach dem Muster der „Philosophia botanica" von Linné bekannt. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode, also fast 30 Jahre lang, war er unaufhörlich beschäftigt, sein System zu erweitern, und es unter verschiednen Formen in Werken von verschiedner Benennung darzulegen. Er durchreiste fast jedes Jahr einen Theil Europas, besuchte die Museen, knüpfte Bekanntschaften mit Gelehrten an, und beschrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Insekten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße, wie die Zahl der Arten unter seiner

fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und selbst die Classen ungewisser und willkürlicher, sodaß, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, seine neuesten Schriften den ältern fast nachstehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein sie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Systeme der Natur, sondern bloß zu einer natürlichen Methode führen. Er starb d. 3. März 1808. S. seine Autobiogr. in den „Kieler Blättern" I, 1. (1819).

Fabrik, die Werkstatt oder Anstalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden. Der Unternehmer oder Herr der Fabrik, heißt Fabricant, die Arbeiter Fabrikarbeiter oder Manufacturisten. Die Fabrik heißt auch Manufactur, inwiefern dabei auf die Art von Arbeit gesehen wird. Fabrik deutet die Art dieser Arbeit an. Die sonstigen Unterschiede, die man zwischen Fabrik und Manufactur angibt, sind ungegründet. Fabricat, was in der Fabrik verfertigt worden ist. In der Malerei versteht man unter Fabriken alle von dem Maler in seinem Gemälde dargestellten Gebäude, besonders wenn sie, wie bei Landschaften und in Hintergründen historischer Compositionen, nicht der Hauptgegenstand des Gemäldes sind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italienischer Biograph des 18. Jahrh., geb. zu Marradi im Toscanischen 1732. Er studirte in Rom in dem Collegio Bandinelli Logik, Physik, Metaphysik und Geometrie und schrieb das Leben Clemens XII. Unterstützt und aufgemuntert in seinen Studien, faßte er den Gedanken, das Leben der ital. Gelehrten zu beschreiben, welche im 17. und 18. Jahrh. geblüht hatten, und verwandte auf dieses Werk, wovon der erste Band 1766 erschien, seine angestrengteste Thätigkeit. Seinem Glücke stellten sich viele Hindernisse in den Weg, unter andern auch die Feindschaft der Jesuiten. Er begab sich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzog Leopold die Stelle eines Priors erhielt, und nun seine Zeit zwischen den geistlichen Geschäften und literarischen Arbeiten theilte. 1769 reiste er nach Rom, wurde von Clemens XIV. mit großer Freundschaft empfangen, und zu einem Prälaten der päpstlichen Kammer ernannt; doch er kehrte nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des 17. Jahrh. aus den Archiven der Medicis heraus. 1773 ward er zum Erzieher der großherzoglichen Prinzen ernannt; nun gewann er Zeit, sich wieder mit seinen Biographien zu beschäftigen. Er machte Reisen ins Ausland, besuchte Wien, Dresden und Berlin. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit theologischen Arbeiten, und starb 1803. Die beste Ausgabe seiner „Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt" ist zu Pisa 1778 — 99 in 18 Bdn. erschienen. Der 19. und 20. Bd. kamen nach seinem Tode hinzu, wovon der eine sein eignes Leben enthält, von ihm selbst geschrieben bis 1800. Dieses Werk, von 167 Lebensbeschreibungen, gehört unter die vorzüglichsten seiner Art, und umschließt einen Schatz von Gelehrsamkeit.

Façade, die Außenseite oder äußere Ansicht eines Gebäudes. Weil man an den meisten Gebäuden nur Eine Außenseite zu sehen bekommt, die nach der Straße sehende, so hat man diese Außenseite mit dem Haupteingange auch vorzugsweise Façade genannt. Als Werk schöner Baukunst muß sie ein Ganzes bilden, dessen Theile ein schönes Verhältniß an sich, eine symmetrische Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben und in ihr muß sich vorzüglich der Charakter des Gebäudes aussprechen.

Facciolato (Giacomo), ein italienischer Philolog, geb. zu Torregli unweit Padua 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Cardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier wurde er in

Zeitraume von wenigen Jahren D. der Theologie, Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft, ſowie der Philoſophie, endlich Präfect des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf die Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches nach ſeinem erſten Verf., dem Mönch Ambroſius von Calepio (Calepinus), das Calepiniſche genannt wird. Er hatte dabei ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen, und ſo wurde das Werk von 1715 bis 1719 beendigt (2 Bände Fol.). Nun faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Wörter dieſer Sprache und alle verſchiedene Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert, nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca, enthalten ſollte. Dieſes ungeheure Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern beſorgte Facciolato auch neue Ausg. von dem Lexikon des Schrevelius und dem „Lexicon Ciceronianum" von Nizoli. Er ließ viele lateiniſche Reden drucken, welche ſich durch die claſſiſche Eleganz des Ciceronianiſchen Styls auszeichnen, aber von ihrem Vorbilde durch präciſe Kürze unterſcheiden. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Pappadopoli bis 1740 gebracht hatte. Er ſtarb 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, im Herzogth. Naſſau, nicht fern von Diez, entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrh. entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Außer dem mediciniſchen Gebrauch dient dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte, nach gehabten körperlichen Anſtrengungen oder ausgeſtandener Hitze, ſehr ſchnell. S. Thielenius's „Beſchreibung des Fachinger Mineralwaſſers" (Marburg 1799).

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren ſchon bei Griechen und Römern zwei nothwendige Erfoderniſſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieſes Gottes geſungen wurden. Die Römer, welche dieſe Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, miſchten ihre Feſcennien hinein. Dies ſcheint der Urſprung des Fackeltanzes zu ſein, den Kaiſer Conſtantin, als er ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieſer Tanz ſchon dem erſten chriſtlichen Kaiſer, im 4. Jahrh., als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In ſpätern Zeiten ward er ein Theil der Turniere, womit Kaiſer und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Turnieren, die Heinrich der Vogler anſtellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als die Turniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unſere Zeiten pflegt er bei Vermäh-

lungen fürſtlicher Perſonen zum Beſchluß mit vieler Pracht und Feierlic getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Facſimile, die einer Urſchrift in allen ihren Zügen und Ei thümlichkeiten vollkommen ähnliche Nachbildung. Man pflegt dergleichen alten Manuſcripten oder auch von der Handſchrift berühmter Männer Kupferſtich oder Steindruck zu liefern, im erſten Fall, weil die Beſchaffer der Schriftzüge ihr Alter beſtimmt, im letztern Fall, weil man geneigt nach Lavater's und Andrer Meinung, in der Handſchrift etwas Charak ſtiſches zu finden, oder ſich gern an gewiſſe Perſonen durch Spuren i Hand erinnert.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, we man mit einer andern multiplicirt; ſo ſind 7, 4, die Factoren der Zahl Man theilt die Factoren in einfache und in zuſammengeſetzte ab. Erſ unterſcheiden ſich von letztern dadurch, daß ſie durch keine andre Zahl durch ſich ſelbſt theilbar ſind. — Im Kaufmannsweſen heißt **Factor** Aufſeher, Vorſteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder ſonſtigen g ßern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor; ſein A **Factorei**. Auch pflegt man alle in fremden Welttheilen befindliche Hand niederlaſſungen **Factoreien** zu nennen. **Factoreihandel** oder Comm ſionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkau Gelder und Waaren empfangen und verſendet werden.

Facultäten, ſ. **Univerſitäten**.

Faden, ein Längenmaß, ſo viel als 1 Klafter (6 Schuh); auch ſ man 1 Faden (Klafter) Holz, deſſen Kubus nach der verſchiednen Örtli keit von einander abweicht.

Fagel, eine niederländiſche Familie, die der Republik der Vereinigt Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert h Von 1670 — 95 war die wichtige Stelle eines Staatsſecretairs bei d Generalſtaaten ſtets einem Gliede dieſer Familie anvertraut, die dagegen i mer der oraniſchen Partei ergeben war, jedoch immer mit Rechtlichkeit und oh Nebenabſichten. 1. Der große Ahnherr **Kaspar Fagel**, geb. zu Harle 1629, und geſt. 1688, bekleidete die anſehnlichſten Ämter, und zeichn ſich insbeſondre bei der Invaſion Ludwigs XIV. durch Muth und Stan haftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlag des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerſta er allen Verführungskünſten des franz. Geſandten d'Avaux, und lehnte ſt eine Summe von zwei Millionen Livres ab, die ihm d'Avaux anbot, um i zu gewinnen. Fagel's Triumph war die Erhebung Wilhelms III. auf d engliſchen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifeſt bei dieſer Gelegenh entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Fagel ſtarb, noch ehe die Na richt vom vollſtändigen Gelingen derſelben eingegangen war. Er war unv heirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Über ſeinen Charak höre man Temple, Wicquefort und Burnet. 2. **Franz**, Neffe Kaspa und Sohn Heinrich Fagel's, war, wie jener, Staatsſecretair der Generalſta ten, geb. 1659, geſt. 1746. Dieſer große Staatsmann hatte einen treff chen Biographen an Onno Zwier von Harlem gefunden; leider wurde d Handſchrift ein Raub der Flammen. 3. **Franz**, geb. 1740, und ge 1773. Auch er war Staatsſecretair. Franz Hemſterhuis hat ſeine Le ſchrift meiſterhaft entworfen. 4. **Heinrich**, geb. 1706, und geſt. 179 Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalterwürd 1748, Theil. 5. **Franz Nikolaus**, auch ein Neffe Kaspars, trat 167 in Dienſt, und ſtarb 1718 als General der Infanterie im Dienſte der E

...staaten und kaiserl. Feldmarschallieutenant; er zeichnete sich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus; die berühmte Vertheidigung von Mons 1691 wurde von ihm befehligt; auch bei der Belagerung von Namur, bei der Einnahme von Bonn und in Portugal 1703; in Flandern 1711 und 1712, und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet bewies er große militairische Talente. 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (5), Gesandter des Königs der Niederlande in London. Er hat sich durch die treueste Anhänglichkeit an das oranische Haus auch in den Zeiten des Unglücks ausgezeichnet, die wichtigsten Posten bekleidet und die schwierigsten Unterhandlungen geleitet. 1814 unterzeichnete er den Friedensschluß zwischen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieut. Fagel, ist niederländ. Gesandter in Paris.

Fagott (Basson), ein sanftsingendes, in den höhern Tönen dem Tenor sich näherndes Blasinstrument, von Holz, mit einer gekrümmten messingenen Röhre, in welche ein Rohr eingebracht ist, durch welches es geblasen wird. Es diente ehedem der Hoboe zur Begleitung, daher es auch Basson de hautbois hieß; es ist aber jetzt durch mehre Klappen so vervollkommnet, daß man auch Solo darauf bläst. Es umfaßt drei Octaven, und seine Vorzeichnung ist gewöhnlich der F- oder Baßschlüssel; doch bedient man sich auch jetzt in den höhern Tönen, der bequemern Uebersicht wegen, des Tenorschlüssels. Es bildet bei den Harmonien blasender Instrumente gewöhnlich den Baß. Im vollsten Orchester füllt es gewöhnlich aus und verstärkt die Cell. und Grundbässe, wo es nicht eigne Solostellen hat, oder in der Octave mit höhern Instrumenten geht, welche die Melodie haben. In den Tonarten C-dur, F-dur, B- und G-dur ist es am leichtesten zu behandeln; schwieriger im E-, A- und H-dur. Einer der ausgezeichnetsten Fagottisten ist Ant. Romberg. Vier Töne tiefer steht der stärkere Quartfagott, dessen man sich bei der Feldmusik statt des sonst mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne, ursprünglich ein Zeichen, das auf einer Stange, einem Spieß oder Balken aus verschiednen Absichten aufgesteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen schon zu Moses's Zeiten bekannt, und mit Sinnbildern geschmückt. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. s. w. Ein Gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienser hatten eine Eule, die Thebaner einen Sphynx auf ihren Fahnen, durch deren Emporheben oder Sinken sie das Zeichen zum Angriff oder Rückzug gaben. Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an eine Stange gebunden war. An die Stelle desselben trat später eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erst unter den Kaisern auf; sie behielten den Adler bei. Außerdem hatten die Fahnen auch Drachen und silberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römischen Reiterei bestanden aus einem viereckigen, purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutschen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von diesem Bande soll das Wort Fahne entstanden sein, indem aus Band Ban, Fan, Fahne geworden sei; daher **bandum** und **banderium** (bandiera, Banner, Pannier) eine Fahne, und **banderesius** ein Fähnrich heißt. In der Folge wurde aus diesem Bande ein großes Tuch, das mit Sinnbildern und Inschriften geziert wurde. Die neufranzösischen Heere hatten zu ihren Fahnen, nach Art der römischen, Adler, nur von verschiedener Gestalt. (S. Adler.)

Fahnenberg (Ägid Jos. Karl von), von 1795 — 1806 östr. Directorialgesandter zu Regensburg, geb. 1749 zu Mons in Hennegau,

wo sein Vater zu jener Zeit als östr. Rittmeister stand. Der ursprün
Name seiner Familie war Mayer, den aber einer seiner Vorfahren, de
bei der Belagerung der Stadt Freiburg im Breisgau durch den franz.
schall von Villars um die Rettung der Stadt verdient gemacht hatte,
eines kaiserl. Adelsbriefs in Fahnenberg verwandelte. Nach dem Tode
Vaters ging F. nach Wetzlar, wo sein mütterlicher Großvater die Stelle
Reichskammergerichts-Assessors bekleidete. Der junge F. besuchte dor
Gymnasium und studirte später in Würzburg und Heidelberg die Recht
senschaften mit einem Erfolg, der ihn zu einem der gründlichsten Rec
lehrten machte. 1773 trat er als Secretair in östr. Dienste, und e
den schmeichelhaften Auftrag, unter Aufsicht seines Oheims, des östr.
rectorialgesandten von Borié in Regensburg, ein Repertorium übe
Urkunden des westfälischen Friedens zu verfassen. Diese Arbeit, welche
so ausgebreitete historische als publicistische Kenntnisse erfoderte, wurde vo
binnen zwei Jahren zu Stande gebracht; dabei beschäftigte ihn noc
Reichstagspraxis. 1775 ward er zum vorderöstr. Regierungsrathe in
burg ernannt, und erhielt, ein Jahr später, die burgundische Präsentation
Kammergericht. 1782 trat er wirklich beim Reichskammergericht
nachdem er bis dahin seine Stelle in Freiburg mit jenem Eifer und
strengen Redlichkeit versehen hatte, die einen Hauptzug seines Charakters
chen. Als Directorialgesandter in Regensburg benahm sich Herr v
in einer verhängnißvollen Zeit als Mann von Grundsätzen, Energie und
ner, deutscher Gesinnung. Die Auflösung des germanischen Bundes v
laßte ihn, ins Privatleben zurückzutreten, und wenn je von einem ruh
Staatsmanne das otium cum dignitate gegolten, so kann es von ihn
sagt werden. Er lebt jetzt in Wien sich und den Wissenschaften.
Kaiser hat ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit so vielfach erpr
Treue, die ganze Directorialbesoldung gelassen. F.'s historische und pu
stische Schriften, unter denen wir nur seiner Geschichte des Reichs
mergerichts unter den Reichsvicarien erwähnen, sind mit einer Gründli
abgefaßt, welche in ähnlichen Werken unserer Tage nicht immer gef
werden. Von einigen noch ungedruckten wäre die Bekanntmachun
wünschen.

Fahneneid, der Soldateneid, weil die Soldaten auf die F
schwören müssen. — **Fahnenlehen**, ein kaiserliches Lehen, weil es
mals mit Überreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der
vermittels eines Schwertes geschah, dessen Kopf der auf dem Throne si
Kaiser den Vasallen nach abgelegtem Lehneide küssen ließ. — **Fah**
schmied, ein Feldschmied bei einer Fahne der Reiterei. — **Fahnenſc**
die lederne Scheide, worein das Untertheil der Fahnenstange gesteckt wird
Fahnenschwung, die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein V
chen oder eine Beschimpfung unehrlich gewordenen Soldaten. — **Fah**
wache, die Wache vor der ersten Linie des Lagers.

Fahrbüchse, diejenige Büchse, in welche der Münzwardein
Stück von jeder geprägten Münze einwarf, um sie nachher auf Krei
bationstagen nach dem Schmelz- und Tiegelregister gehörig untersuchen z
sen. — **Fahrende Habe** oder **Fahrniß**, im deutschen Rechte, b
liche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern ge
werden kann, und den liegenden Gründen entgegengesetzt ist. Desgl
auch Hausgeräth, im Gegensatz von Geld und Kleinodien. — **Fahrr**
soviel als **Strandrecht** (s. d.), auch das an dessen Stelle einge
Bergegeld. — **Fahrt** beim Bergwesen, eine Leiter, wodurch man

Grube steigt. Eine ganze Fahrt ist zwölf, eine halbe sechs Ellen lang. — Fahrschacht, derjenige Schacht, durch welchen man in eine Grube hinabsteigt; er ist von dem Förderschacht durch eine Scheidewand getrennt. — Fahrwasser, diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen sind, und wo daher ein Schiff sicher fahren kann.

Fahrenheit (Gabriel Daniel), geb. zu Danzig gegen das Ende des 17. Jahrh., bekannt durch eine neue Einrichtung der Thermometer und Barometer, sollte anfänglich sich der Handlung widmen. Seine Neigung für die Physik zog ihn jedoch von diesem Stande ab, und nachdem er, um seine Kenntnisse zu erweitern, Deutschland und England bereist hatte, ließ er sich in Holland nieder, wo die berühmtesten Männer seines Faches, Gravesande u. A., seine Lehrer und Freunde wurden. 1720 kam er zuerst auf die Idee, sich des Queckſilbers statt des bis dahin üblichen Weingeistes, bei Anfertigung der Thermometer, zu bedienen, ein Verfahren, wodurch dies Instrument ungemein an Genauigkeit gewann; er nahm dabei für die Grenze der größten möglichen Kälte diejenige an, die er im Winter 1709 zu Danzig beobachtet hatte, und die er immer wieder hervorbringen konnte, wenn er Schnee und Salmiak zu gleichen Theilen mischte; der Raum zwischen dem Punkte, bis zu welchem das Queckſilber bei dieser künstlichen Kälte fiel, bis zu demjenigen, den es bei der Siedhitze des Wassers erstieg, theilte er in 212 Theile; und hierdurch unterscheidet sich seine Thermometerscala von der Réaumur'schen (vgl. Thermometer). Er beschreib dieses Verfahren selbst in den „Philos. transact." f. 1724. — Ferner beschäftigte er sich, während seines Aufenthaltes in Holland (woselbst er 1740 starb), mit Anfertigung einer Maschine zum Austrocknen von den Überschwemmungen ausgesetzten Gegenden, auf welche er auch ein Privilegium von der Regierung der Niederlande erhielt, das Ganze indeß nicht vollenden konnte, indem ihn der Tod überraschte. Die Veränderungen, welche Gravesande, dem er den Auftrag ertheilt hatte, zum Besten seiner Erben das Werk zu vollenden, später daran anbrachte, machten aber das Ganze bei dem ersten Versuch so unbrauchbar, daß man seitdem die weitere Ausführung unterlassen hat. Ausführliche Nachricht über Fahrenheit's Thermometertheorie ertheilt Luz's „Anweis. Thermometer zu verfertigen" (Nürnb. 1781).

Fakir oder Senassey ist in Ostindien eine Art von schwärmerischen Mönchen, die sich von der Welt absondern und der Betrachtung widmen. Sie bestreben sich zum Theil durch grausame und lächerliche Kasteiungen ihres Körpers sich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verschaffen. Manche wälzen sich im Koth, andere halten einen Arm so lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erstarrt und lebenslang in dieser Richtung bleibt; noch andere halten die Hände so lange zusammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachsen und auf der andern Seite wieder herauskommen; wieder andere drehen das Gesicht über die Schulter, oder die Augen gegen die Nasenspitzen so lange, bis sie in dieser Richtung unveränderlich stehen bleiben. Sie thun das Gelübde der Armuth, um auf Kosten der Gläubigen zu leben. Einige besitzen jedoch Baarschaft und Grundstücke. Es gibt mohammedanische und hinduische; die Zahl der erstern ist beträchtlich.

Fairfax (Thomas, Lord), General der Parlamentstruppen in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Karls I., war 1611 geboren. Er studirte in Cambridge, und diente nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio, Lord Vere, um den Waffendienst zu lernen. Bei seiner Rückkehr nach England faßte er eine außeror-

deutliche Abneigung gegen Karl I. Als der Bürgerkrieg ausbrach, erna
ihn das Parlament zum General der Reiterei. Er zeichnete sich durch
pferkeit, Klugheit und Thätigkeit so aus, daß ihm das Parlament 1645
des Grafen Esser Stelle, den Heerbefehl übertrug. Zugleich ward ihm C
well mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollm
alle Generale unter seinem Befehle zu ernennen, und ging im April
Windsor, wo er die neue Armee organisiren wollte. Allein Cromwell
einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durch
konnte. Daher handelte auch dieser unter Fairfax's Namen. Der K
war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zur Schlacht, w
Karl verlor. Fairfax unterwarf sich alles westlich von London gelegene L
zog dann nach Süden, und blokirte Exeter. Überall siegreich, rückte er
lich vor Oxford, wo eine beträchtliche Besatzung stand. Der König en
verkleidet aus der Stadt, um sich den Schotten in die Arme zu we
Oxford capitulirte, und Karl I. hatte kein Heer und keinen festen Platz
in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das
lament durch eine Deputation, und trug ihm auf, die Summe von 400,
Pf. Sterl. zu begleiten, welche das Parlament der Armee von Schott
für die Auslieferung des Königs gab. Den 30. Jan. 1646 wurde Ka
den Commissairen des Parlaments übergeben. Fairfax begegnete dem Mo
chen mit vieler Achtung. Das Parlament hatte ihn zum General der
mee ernannt, welche man noch beibehalten wollte, nachdem ein Theil ve
schiedet, und der andre nach Irland geschickt worden sei. Allein die T
pen waren dieser Maßregel nicht geneigt, und Cromwell benutzte dies,
die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax w
seine Stelle niederlegen; die Führer des Heers wußten jedoch die Aus
rung dieses Entschlusses zu verhindern, und er gab sich nun den Maßre
hin, die man ergriff, um das Parlament zu stürzen. Gegen den Be
desselben zog er triumphirend in London ein, und erfuhr hier nicht so b
daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden sei, als er e
denselben bei Cambridge aufzusuchen. Gern hätte er ihn gerettet, a
Cromwell beherrschte ihn und die Umstände. Nach des Königs Tode erna
man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; a
bei der Expedition, welche das Parlament 1650 gegen Schottland vorh
weil es sich für Karl II. erklärte, weigerte er sich zu dienen. So er
Cromwell den Oberbefehl. Fairfax's sehnlichster Wunsch war die Wieder
setzung der königl. Familie; auch versuchte er nach Cromwell's Tode (16
sie thätig zu bewirken, und brachte zu dem Ende selbst ein Heer zusamm
machte sich zum Meister von York und erschien noch einmal auf der Bü
der Welt. Die Grafschaft York wählte ihn zum Deputirten im Pa
ment, und 1660 war er unter den Abgeordneten, die nach dem Haag
sandt wurden, um Karl II. zu veranlassen, so schnell als möglich die A
übung seines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflösung dieses P
laments begab er sich auf seine Güter, und starb 1671. Seine Lieb
den Wissenschaften hat er durch mehre Schriften, worunter die Denkwü
keiten seines Lebens sind, bewährt.

Falck (Anton Reinhard), k. niederländischer Staatsminister, einer
aufgeklärtesten Staatsmänner der Niederlande, geb. 1776 zu Amsterdam
einer ansehnlichen Familie, studirte auf dem amsterdamer Athenäum u
dem vortrefflichen Cras; dann besuchte er deutsche Akademien und verw
längere Zeit in Göttingen. In seinem Vaterlande eröffneten sich dem g
reichen und auf eine seltene Weise ausgebildeten, dabei von körperlicher

reichlich unterstützten jungen Manne viele Aussichten. Seine Studien waren insbesondere der Diplomatie gewidmet gewesen; er folgte daher der diplomatischen Laufbahn, und begleitete den ehemaligen Professor in Leiden Valkenaer, der zum Gesandten am madrider Hofe ernannt wurde, als Amtssecretair. Valkenaer gewann durch sein kluges Benehmen bald ein großes Gewicht am madrider Hofe, und Falck fand Gelegenheit, in die Geheimnisse der damaligen europäischen Diplomatie eingeweiht zu werden. Nachdem Valkenaer 1805 zurückberufen war, nahm Falck dessen Posten am spanischen Hofe wahr, bis auch er ins Vaterland zurückkehrte, wo eben die Ernennung des Rathspensionairs Schimmelpennink Napoleon Veranlassung gab, seinem Bruder auf den Trümmern der alten niederländischen Freiheit einen Thron zu errichten. Falck und eine kleine Anzahl kühner Männer bemühten sich, das niederländische Volk über die Gefahren, welche es bedrohten, aufzuklären. Unter dem Könige Ludwig lehnte Falck, so viele Einladungen er auch erhielt, alle Anstellungen bei Hofe und in der neuen holländischen Diplomatie ab. Dagegen wurde er Mitglied des neuerrichteten Instituts, und bald nachher Generalsecretair des Depart. der ostindischen Angelegenheiten, eine Stelle, die er aus Patriotismus nicht glaubte ablehnen zu dürfen. Als die Begebenheiten im Herbste 1813 eine für die Franzosen unglückliche Wendung nahmen, wendeten die Freunde der niederländischen Freiheit ihre Blicke nach Deutschland; ein Verein unerschrockener Männer setzte sich mit den vordringenden Heeren der Allirten in Verbindung, um im günstigen Augenblick eine Bewegung zu Gunsten des oranischen Hauses bewirken zu können. Falck gehörte zu denselben, und als Hauptmann der amsterdamer Nationalgarde wurde er die Seele der zahlreichen Bürger, welche Alles aufzuopfern bereit waren, ihrem unglücklichen Vaterlande seine verlorene Unabhängigkeit wieder zu verschaffen. Er entwickelte in diesen kritischen Zeitumständen ebenso viel Muth als Klugheit, und kein Name war zu jener Zeit in den Niederlanden mehr gefeiert als der seinige. Professor van der Palm sagt in seinem „Denkmal auf Hollands Wiederherstellung" (Gedenkstuk van Nederlands herstelling), einem Meisterstück der Beredtsamkeit in holländischer Sprache, von Falck: „Es gibt wenige Menschen, welche so große Eigenschaften des Herzens und des Geistes zusammen vereinigen, als Falck; gebildet durch das Lesen der Alten und die tiefsinnigsten Studien, welche ihm als Gelehrten einen Platz unter den ersten niederländischen Gelehrten im Nationalinstitut verschafft haben; ausgestattet mit Bienheit und einem geläuterten Geschmacke; großer Menschenkenner, außerordentlich weitfahren und weltgebildet, ist er allenthalben an seiner Stelle, sowohl im Cirkel der Gelehrten, als in der guten Gesellschaft und in den Berathschlagungen der Staatsmänner." Zuerst Generalsecretair der provisorischen Regierung, welche sich bei der Entfernung der Franzosen im Haag gebildet hatte, wurde F. nach der Ankunft des Prinzen von Oranien aus England und nachdem derselbe als Fürst der Niederlande proclamirt war, zum Staatsrath ernannt: ein Posten, der als der wichtigste von allen Ministerien zu betrachten war, und den er bis zum Jahr 1818 zur Zufriedenheit seines Königs und des Landes behauptet hat. Jezt wurden ihm die Ministerien des öffentlichen Unterrichts, der Nationalindustrie und der Colonien anvertraut; außerdem vollzog er mehre wichtige diplomatische Sendungen, wie 1819 und 1820 eine nach Wien. Sein bewegtes öffentliches Leben hat ihm keine Zeit gelassen, sich öfter als Schriftsteller zu zeigen; wir kennen von ihm, außer einzelnen kleinen philosophischen Abhandlungen in van Hasselt's „Kritischem Magazin" nur eine größere Schrift: „Über den Einfluß

der holländischen Civilisation auf die Völker des nördlichen Europa, be
ders der Dänen" (in den Memoiren des niederländischen Instituts), we
als ein Meisterstück historischer Forschung betrachtet wird.

Falconet (Etienne Maurice), ein berühmter Bildhauer, geb. zu
ris 1716 von wenig bemittelten Ältern, die von den Grenzen Piemonts
stammten. Als Lehrling eines gemeinen Holzschneiders, der Perückens
und dergl. Dinge verfertigte, hörte er von dem Bildhauer Lemoine,
wagte es, 17 Jahre alt, ihm einige Arbeiten zu zeigen, die er in se
Mußestunden verfertigt hatte. Lemoine nahm ihn in seiner Werkstätte
und unterstützte ihn. Nach sechs Jahren hatte er solche Fortschritte gem
daß seine Statue, den Milo von Krotona vorstellend, ihm die Aufnahm
die Akademie (1745) verschaffte. Man hält diese Arbeit für eine der b
der neuern Skulptur. Auch lernte er die lateinische und italienische S
che, und machte sich mit den Werken der griechischen Philosophen beka
Zu seinen Kunsterzeugnissen aus jener Zeit gehören: ein Pygmalion,
Badende, ein drohender Amor. Für die Kirche von St.-Roch arbeite
einen sterbenden Christus, und mehre andere Werke für Kirchen. 1766
ihn Katharina II. nach Petersburg ein, um die Statue Peters des Gr
zu verfertigen. Dies Denkmal, welches zu den ausgezeichnetsten Werken
neuern Zeit gehört, und den großen Monarchen nebst dem Pferde, aus
tall gegossen, auf einem Felsen darstellt, die Schlange des Neides unte
Füße tretend, beschäftigte Falconet 12 Jahre. Katharina II. wurde
Künstler persönlich gewogen, und unterhielt sich oft und gern mit ihm a
doch entzog sie ihm später ihre Gunst; auch erhielt er für seine Arbeit n
weiter als den bedungenen Preis. 1778 kehrte er nach Paris zurück,
schickte sich nach einigen Jahren an, eine Reise nach Italien zu ma
woran ihm aber eine Krankheit hinderte. Er starb 1791. Er hat nur
nige Schüler gezogen, allein mehre Schriften verfaßt, welche viel Treff
enthalten. Bemerkenswerth sind s. „Réflexions sur la sculpture",
wie s. „Observations sur la statue de Marc Aurèle".

Falieri (Marino), Doge von Venedig, in der Mitte des 14. Ja
war vorher Befehlshaber der Truppen der Republik bei der Belagerung
Zara im Dalmatien, wo er einen glänzenden Sieg über den König von
garn erfocht, dann Gesandter der Republik in Genua und Rom.
Charakter ist historisch treu gezeichnet in Byron's Trauerspiel „Falieri"
don 1821), wozu Folgendes aus Falieri's Leben den Stoff gegeben hat.
Patricier, Michael Steno, verliebte sich in ein Fräulein im Gefolge der
garessa. Getäuscht in seinen Absichten, suchte er sich durch einige Zeil
rächen, welche für die Gemahlin des Doge kränkend waren, und weßhal
Doge, ein Mann von wildem, furchtbar aufbrausenden Temperamente, f
Bestrafung foderte. Da nun dem Patricier bloß kurze Gefängnißstra
erkannt wurde, so beschloß Falieri, an der gesammten stolzen Aristokrati
er von ganzer Seele haßte, furchtbare Rache zu nehmen, und bildet
Verschwörung, um an einem bestimmten Tage alle Senatoren zu ern
und die Macht des Senats zu vernichten. Allein wenig Augenblicke,
der Plan ausgeführt werden sollte, wurde er verrathen, und der Dog
den Verschworenen verhaftet und hingerichtet. Dies geschah 1355.
über diese letzte Befestigung des von dem Doge Gradenigo 1297
geführten Erbaristokratismus erzählt Darn in seiner „Hist. de Ven

Falk (Joh. Dan.), großherzogl. s. weimar. Legationsrath, g
Danzig 1770. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit großen S
rigkeiten zu kämpfen. Sein Vater, ein armer Perückenmacher, hat

kaum nothdürftig lesen und schreiben lernen lassen, als er ihn schon bei seiner Arbeit gebrauchte, und die Wißbegierde des Knaben auf alle Weise zu unterdrücken suchte, dessen Neigung jedoch durch den Widerstand nur wuchs, und der sein kleines Spargeld in die Leihbibliothek trug, und Gellert's, Wieland's, Lessing's u. A. Werke bei Tag und bei Nacht las, wie sich ihm eben die Gelegenheit darbot. Oft stand er zur Winterszeit lesend unter einer Laterne auf freier Gasse, und wenn er über sein langes Außenbleiben zur Rede gestellt wurde, gab er vor, bei seinem Großvater gewesen zu sein. Aber mit den Jahren nahm seine Unzufriedenheit mit seiner Lage zu. Er faßte den Entschluß, das älterliche Haus zu verlassen, und zur See zu gehen. Wirklich entfernte er sich, und irrte einige Tage in den Wäldern an der Meeresküste umher, da ihm aber die Schiffer die Mitreise verweigerten, weil er nicht englisch verstand, so mußte er wieder zurückkehren. Endlich erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß zu studiren, kam mit dem 16. Jahre auf das Gymnasium, und studirte unter des gelehrten Trendelenburg Anleitung, jedoch immer mit Mangel kämpfend, die alten Dichter und Prosaiker. Nach sechsjährigem Besuch des danziger Gymnasiums ging er nach Halle, wo er sich durch den Unterricht und Umgang eines Wolf, Forster, Klein u. A. weiter ausbildete. 1793 verließ er Halle, und begab sich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anstellung vorziehend, nach Weimar. 1806 hatte er Gelegenheit, sich beim Einmarsch der Franzosen und in der verhängnißvollen Zeit nach der jenaer Schlacht wesentliche Verdienste um die Stadt Weimar zu erwerben, welche der Herzog dadurch belohnte, daß er ihn zum Legationsrath ernannte und ihm einen Gehalt anwies. Noch größer sind die Verdienste, welche Falk sich um die leidende, hülfsbedürftige Menschheit erworben hat. 1813, als Sachsen von Freunden und Feinden verheert wurde, drang die Noth der verlassenen Kinder, und die Furcht vor der zu erwartenden Verderbtheit derselben an sein Herz. Er selbst hatte an dem herrschenden Typhus in einem Monat vier hoffnungsvolle Kinder verloren. Damals legte er den Grundstein zu einem noch jetzt wohlthätig wirkenden Verein: „Gesellschaft der Freunde in der Noth". Ihr erster Zweck war: verlassenen und verwilderten Kindern zur Erlernung von nützlichen Gewerben behülflich zu sein. Dieser Verein dauerte durch Falk's Bemühungen auch unter veränderten Zeitumständen fort und erwarb sich durch ausgebreitete Subscriptionen ein neuerbautes Schulgebäude. Der Großherzog unterstützte ihn großmüthig und ernannte Falk 1815 zum Ritter des verjüngten Falkenordens. F. hat bis 1824 über 250 Lehrburschen aus der Anstalt als Gesellen entlassen; einige Zöglinge haben studirt; andere sind Schullehrer, Kaufleute, Künstler geworden. Mehre Mädchen sind in Dienst gegangen. Falk's Anstalt veranlaßte die Gründung ähnlicher zu Dresden, Aschersleben, Jena, Erfurt, Potsdam, Berlin und a. a. O. — Als Schriftsteller trat Falk zuerst in der Satyre auf, und ward von Wieland auf eine so ausgezeichnete Weise eingeführt, daß er die gespanntesten Erwartungen erregte. Auch waren seine ersten Satyren: „Die Gräber von Rom" und „Die Gebete", reich an treffendem Witz. Ihnen folgten von 1797 bis 1803 sechs Jahrgänge eines „Taschenbuchs für Freunde des Scherzes und der Satyre", in denen sich ebenfalls viel Gelungenes findet. 1803 erschienen von ihm kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, und sein dramatisches Gedicht „Prometheus", ein treffliches Werk voll Tiefe, dem nur die Harmonie und Vollendung im Einzelnen fehlt; 1804 eine Sammlung seiner Satyren und Erzählungen; und 1805 „Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee". Sein „Elysium und Tarta-

rus", eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts, bestand nur kurze Z
Seitdem ließ der Dichter bis 1817 wenig von sich hören; uns ist, a
dem 1. Bd. s. „Classischen Theaters der Engländer und Franzosen", nichts
kannt geworden. In dem genannten Jahre aber feierte er das dritte Re
mationsjubiläum durch zwei schöne Gedichte in Stanzen: „Johannes Fa
Liebe, Leben und Leiden in Gott", und 1818 ließ er s. „Auserlesenen Sch
ten" (größtentheils bisher ungedruckte), in 3 Bdn. erscheinen (Liebesbüchl
Osterbüchlein, Narrenbüchlein). Der Ertrag von s. Schrift: „Das Va
unser in Begleitung von Evangelien und uralten christlichen Chorälen" u. s.
(Weimar 1822), ward von ihm zur Vollendung des Bet- und Schulhau
der Anstalt bestimmt. F. starb den 14. Febr. 1826. Die durch ihn
gründete Anstalt wird durch s. Freund und Gehülfen, von der Regier
unterstützt, fortgesetzt.

Falke, der, eine Art Raubvögel, die zu den Habichten gerech
wird, und sich durch einen kürzern Hals, einen kurzen Schnabel von
Wurzel an, und andre Kennzeichen von den Adlern und Geiern unters
det. Es gibt viele Arten, z. B. Lerchenfalke, Taubenfalke u. s. w. Me
derselben, besonders der Edelfalke, lassen sich zur Beize abrichten, daher F
kenbeize, oder die Jagd mit Falken und andern dazu abgerichteten Raub
geln. Diese Art zu jagen ist in Europa wie im Morgenlande sehr alt.
Mittelalter war sie die Hauptbelustigung der Fürsten und des Adels, und
auch die Frauen Theil daran nahmen, so kam sie, besonders in Frankre
sehr in Aufnahme. In einem von Curne de Sainte-Palaye in s. W
über das Ritterwesen auszugsweise mitgetheilten, alten Gedichte des Kapell
Gasse de la Bigne von den Jagdbelustigungen (Roman des déduits),
im 14. Jahrh. geschrieben wurde, ward bei der Verhandlung über die geg
seitigen Vorzüge der Jagd mit Hunden und der Falknerei, von dieser bes
ders gerühmt, daß Königinnen, Herzoginnen und Gräfinnen, mit Einst
mung ihrer Gemahle, den Sperber auf der Hand tragen können, ohne
Verunglimpfungen Anlaß zu geben, und alle Belustigungen der Falkenj
mitgenießen dürfen, wogegen ihnen bei der Jagd mit Hunden der Wohlst
höchstens gestattet, mit ihrem Gefolge in breiten Wegen über Waldblö
auf ihren Zeltern zu reiten, um die Hunde vorüberlaufen, oder die Wi
hunde jagen zu sehen. Der feine Ritter bestrebte sich, zu zeigen, wie an
legen es ihm war, einer verehrten Frau durch Sorgfalt und Aufmerksam
für seinen Falken zu gefallen. Man mußte ihn zu rechter Zeit loszula
wissen, ihm schnell folgen, ihn nie aus dem Gesicht verlieren, durch Zu
ihn ermuntern, die gefaßte Beute schleunig aus seinen Klauen loswick
ihn streicheln, die Haube ihm aufsetzen und dann geschickt ihn auf die F
seiner Gebieterin stellen. In Deutschland stand die Falknerei schon u
Kaiser Friedrich II. in hohem Ansehen. Er war ein so eifriger Falkenj
daß er selbst im Kriege seine Lieblingsbelustigung sich nicht versagte,
eine eigne, von s. Sohn Manfred von Hohenstaufen, mit Anmerk. begle
Schrift über die Falknerkunst „Reliqua librorum Frid. II. de arte
nandi cum avibus" etc. (herausgeg. von J. G. Schneider, Leipz. 17
2 Bde., 4.) hinterließ. Auch im Lehnwesen stößt man auf Spuren der
tung, worin einst die Falknerei in Deutschland stand, in den sogenan
Habichtslehnen, wie denn schon im 14. Jahrh. Beispiele sich finden, daß
ein Ritterlehn der Vasall jährlich mit einem wohlabgerichteten Habicht,
unter man ehedem häufig Falken verstand, sowie man auch zur Falkenk
oft abgerichtete Habichte gebrauchte, und einen zum Gebrauch des Sto
gels dienenden Hund, sich einstellen mußte. In Frankreich stand die F

unter Franz I. im höchsten Glanze, obgleich der König, der Vater der Jägerei genannt, die Jagd mit Hunden vorzog. Die Falknereianstalten standen unter dem Befehl eines Oberfalkenmeisters, der 4000 Livres Gehalt bezog, 15 Edelleute, 50 Falkenmeister unter sich hatte, über 300 Beizvögel gebot, das Recht genoß, überall im ganzen Königreiche nach Belieben zu jagen, und von allen Vogelhändlern, die ohne seine Erlaubniß nicht einen einzigen Vogel verkaufen durften, eine Abgabe erhielt. Die Falknerei, die jährlich gegen 40,000 Livres kostete, folgte dem König überall, wie die Jägerei. Ein Edelmann, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Falknerei bei Hofe empfahl, wurde von dem Könige mit so viel Gnade überhäuft, daß er in glänzende Umstände kam, und 60 Pferde für seine eigne Falkenjagd unterhalten konnte. Die alte Eifersucht zwischen Jägern und Falknern zeigte sich auch in dem Gebrauche, daß am Feste der Kreuzerfindung im Mai, wo die Vögel sich mausern, die Jäger, alle grün gekleidet, mit Trompeten und Spießgerten kamen, um die Falkner aus dem Hofe zu jagen, und die Hirschjagd zu beginnen, wogegen die Falkner im Winter, wo die Hirsche nicht mehr zur Jagd taugten, wieder die Jäger austrieben und die Hunde einsperren ließen. Die Falkenjagd blieb bis ins 17. Jahrh. im Ansehen, und kam erst nach der Erfindung des Schrots in Verfall. In neuern Zeiten hat man in England, wo die Falknerei gleichfalls sehr beliebt war, wieder angefangen, sich mit der Beize zu belustigen, doch kann sie hier, wegen der allgemein eingeführten Einfriedigung der Felder, noch weniger als anderswo in Aufnahme kommen. Unter den morgenländischen Völkern verstehen sich vorzüglich die Perser sehr gut auf die Abrichtung der Beizvögel. Sie gewöhnen die Falken, auf alle Arten von Vögel zu stoßen, und haben sogar Falken zur Jagd der Gemsen und Gazellen, welchen die Stoßvögel sich auf die Nase setzen, um den Hunden Zeit zu geben, die flüchtigen Thiere einzuholen. Die Kunst, Falken und ähnliche Vögel zur Jagd abzurichten, wird Falknerkunst oder Falknerei (Fauconnerie) genannt. Der weiße oder isländische Falk gilt unter allen in Europa für den schönsten und geschicktesten zur Beize. Unter den übrigen Arten werden der Geierfalk, der Sperber, der Baumfalk, der Schlechtfalk, der Taubenfalk, der kleine Falk und der gemeine deutsche Falk, der, abgerichtet, Edelfalk heißt, zum Beizen gebraucht. Die Falken werden jung aus dem Neste genommen, und Monate lang mit frischem Fleisch von Tauben und Waldvögeln aufgezogen, ehe man sie zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu sie durch Sitzen auf Stangen und Baumästen vorbereitet werden. Späterhin gewöhnt man sie durch langwieriges Wachen, daß sie zahm und kirr machen muß, zum Tragen der ledernen Haube, und nachher auf Weidwerk. Ist der Falk völlig gezähmt, oder berichtet, wie's in der Falknersprache heißt, so wird er ins Feld getragen, und wenn sich eine Beute zeigt, die Haube ihm abgenommen, worauf er schnell in die Höhe zieht, seinen Raub faßt, und auf des Jägers Lockung damit zurück kehrt.

Falkiren. Ein Pferd falkiren lassen, heißt in der Reitschule, das Pferd plötzlich anhalten, daß es seine Füße senken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimmt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu sitzen scheint, heißt Falkade.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde streben, vermöge der Schwere und der Attraction, dem Mittelpunkte der Erdkugel zu. Kann dies Streben frei wirken, so entsteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, so entsteht daraus der Druck; ist es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirksam, so äußern sich Druck und Fall zugleich.

Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelassen, fällt sie tot herab; auf eine schiefe Fläche gelegt, rollt sie herab, wobei sie zugleich Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Gesetzen Bewegung geschieht, darüber bestanden ehemals die irrigsten Vorstellun Nach der Aristotelischen Physik verhält sich die Geschwindigkeit des F verschiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derselben. Demnach ein zehnmal schwererer Körper auch zehnmal schneller fallen, als der leic Diesen Irrthum bestritt Galilei schon zu der Zeit, als er noch in Pisa dirte. Kaum war er Lehrer daselbst geworden, so erklärte er sich öffen gegen diesen und andre Lehrsätze der peripatetischen Philosophie. Er b die Kuppel des dortigen hohen Thurmes, und ließ Körper von sehr un chem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu seh Dichtigkeit verschieden waren, den Boden fast zu gleicher Zeit erreichten. lilei erwies in der Folge, als Lehrer in Padua, die Richtigkeit seines S auch durch zwei Pendel von gleicher Länge und sehr ungleichem Gew die, dessenungeachtet, ihre Schwingungen mit gleicher Geschwindigkeit richteten. Zu eben so irrigen Vorstellungen hatte die Wahrnehmung A gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunim Die Aristoteliker sagten, alle Körper hätten ein inneres Bestreben nach Mittelpunkte der Erde, und eilten demselben um so schneller zu, je näher ihm kämen. Andre erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles dem zunehmenden Drucke der Luft, und die allgemeine Meinung war, die Geschwindigkeit in dem Verhältniß des zurückgelegten Raums zuneh daß also ein Körper, wenn er fünf Klafter gefallen sei, fünfmal so viel schwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der ersten Klafter Weges geha eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und scheinbaren Natürlich doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, sich ihr loszumachen. Endlich gelang es ihm, ihre Nichtigkeit zu beweisen, ind er darthat, daß sie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit selbst streite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Kla in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen k dieser Naturforscher auf den richtigen Gedanken, daß die Geschwindig beim Falle im Verhältnisse der verflossenen Zeit zunehmen müsse, und zei daß, da die Körper von der Schwere nie verlassen werden, sie also auch jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derselben erhalten, der sich mit Wirkung der vorigen verbindet. Aus diesem Gesetze folgt ferner, daß von freifallenden Körpern durchlaufenen Räume sich wie die Quad der Zeiten verhalten. Versuche haben gelehrt, daß der Fall in der er Secunde etwas weniges über 15 pariser Fuß betrage. Um daher die gend einer andern Secundenzahl = t zugehörige Fallhöhe = h kennen zu nen, muß man setzen $1 : t^2 = 15 : h$. Ist t z. B. = 3, so wird h 135 erhalten, d. h. in 3 Secunden fällt ein Körper durch 135 pariser Zur bequemen Anstellung von Versuchen über diesen Gegenstand hat Engländer Atwood einen Apparat angegeben, welcher unter dem Na der Atwood'schen Fallmaschine bekannt ist. Man findet eine ausführ Beschreibung in Gilbert's „Annalen", 1803, St. 5, und in Neuma „Lehrb. der Physik" (Wien 1818), Bd. 1, S. 186 fg.

Fallgut, Fallleyen. In Schwaben, wie in den angrenz Provinzen, bediente man sich seit langer Zeit fast ausschließend einer pachtungsweise der Feldgüter, wobei der Pächter, indem er das Gut a eine Art Abfindungssumme zahlte, und dann auf seine Lebenszeit, oft auf die Lebensdauer seiner Gattin das Gut überkam, ohne jedoch da

in Afterpacht geben, noch veräußern, verpfänden oder weiter vererben zu können. Außer der obenerwähnten Summe hatte der Pächter die öffentlichen Lasten zu übernehmen, und jährlich eine unbedeutende Abgabe an Geld, Naturalien oder Dienstleistungen an den Gutsherrn zu entrichten. Pachtgüter dieser Art hießen in der Landessprache gewöhnlich leibfällige Güter, oder Herrengunst, in der Schriftsprache aber auch häufig Schupf- oder Falllehen. Im Würtembergischen erschien unterm 18. Nov. 1817 eine königl. Verordnung, wodurch jedes bisher leibfällige Gut als erbliches für die männliche und weibliche Nachkommenschaft des bisherigen Pächters erklärt ward.

Falliment tritt ein mit der erwiesenen Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners, und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrlässigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es ist ein Hauptgegenstand aller Handelsgesetzgebungen, und namentlich zeichnen sich das preuß. Landrecht und das franz. Gesetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, besonders über die Falliments der Kaufleute, so rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der sächs. Concursproceß, entsetzlichen Mißbräuchen und Übelständen Raum geben, welche, wenn sie auch bei verwickelten Concursen, als Lehnsconcursen, Creditwesen zahlungsunfähig verstorbener Geschäftsleute, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt weder Buch noch Rechnung führen, und dergleichen, kurz bei Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch desto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten sind. Der Zweck des Concursverfahrens ist: Berichtigung der activen und passiven Masse, und sodann deren gerechte Vertheilung. Daß Beides schnell geschehe, erfodert die Natur der Sache, zumal eines kaufmännischen Creditwesens. Nach dem franz. Handelsrecht muß der kaufmännische Fallit binnen drei Tagen, von Einstellung seiner Zahlung an, solches beim Handelsgericht anzeigen, welches sofort, auch wenn etwa die Anzeige unterbleibt, auf den Antrag der Gläubiger und selbst von Amtswegen mit der Versiegelung und mit Ernennung eines Commissairs (Gerichtsdeputirten) und einiger verpflichteten Agenten verfährt, und den Fallit entweder ins Gefängniß, oder unter Wache setzt, woraus er jedoch nach der vorläufigen Untersuchung seines Vermögenstandes wieder ganz, oder gegen Caution entlassen werden kann. Die Verfügungen werden öffentlich angeschlagen und in die Zeitungen eingerückt. Der Commissair und die Agenten betreiben das Verfahren, und Letztere verwalten die Geschäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz einhändigen muß. Die Agenten, deren einstweilige Geschäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz sofort dem Commissair, welcher binnen drei Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufsetzt, und sie durch Briefe und öffentliche Blätter zusammenberuft. Die Gläubiger versammeln sich am bestimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commissairs, und überreichen diesem eine Liste, welche dreimal so viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach provisorische Verwalter (Syndics provisoires) der Masse zu ernennen sind, welche nach dieser Liste vom Handelsgerichte erwählt werden. In den nächsten 24 Stunden nach Ernennung der Verwalter stellen die Agenten ihre Verrichtungen ein und legen jenen Rechenschaft ab, welche nun, unter Aufsicht des Commissairs, das ganze Creditwesen betreiben. Sie tragen gleich auf Entsiegelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Zuziehung des Gemeinschuldners, geben binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amts, bei der Polizeibehörde eine Übersicht des Creditwesens ein, übernehmen nach geschehener Aufnahme die Masse, und vertreten solche activ und passiv. Alle eingehende Gelder kommen in eine Casse mit doppeltem Schloß, wovon der älteste Massenver-

walter (Curator) den einen Schlüssel, den andern ein vom Commissair hi zu erwählter Gläubiger erhält. Alle Wochen erhält der Commissair ein Auszug vom Cassenbestande des Creditwesens, und hat nach Maßgabe d Ausleihung des Bestandes zu sorgen. Die Curatoren haben die Activa einz treiben und durch Hypothekgesuche zu sichern, auch auf alle ihnen bekam unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Masse Hypothek zu such desgleichen unverzüglich alle Gläubiger durch Briefe oder öffentliche Blät zu benachrichtigen, daß sie binnen 40 Tagen persönlich oder durch Bevo mächtigte bei ihnen sich einfinden, ihre Foderungen klar machen, und die L weisurkunden einreichen oder bei dem Handelsgerichte niederlegen sollen. Di Klarmachung (Liquidationsverfahren) geschieht mündlich binnen 14 Tag nach obiger Frist, zum Protokoll des Commissairs, und jeder Gläubiger, d sen Foderungen erörtert und beschworen sind, kann den Erörterungen d übrigen Foderungen beiwohnen, und dabei seine Einwendungen an die Ha geben. Nach geschehener Erörterung muß jeder Gläubiger binnen 8 Tag in die Hände des Commissairs einen Eid ablegen, daß seine Foderung wa und richtig sei. Ob über streitige Foderungen ein Beweisverfahren stattfi den solle, entscheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Begla bigung der Foderungen festgesetzten Fristen haben die Curatoren die aus bliebenen Gläubiger aufzuzeichnen; der Commissair berichtet ans Handelsgerich und dieses setzt eine neue Frist für die Untersuchung fest, welche, rücksich lich der inländischen Gläubiger, nach der Entfernung des Wohnorts des nic erschienenen Gläubigers bestimmt wird, sodaß für drei Meilen ein Tag g rechnet wird. Bei ausländischen Gläubigern werden längere Fristen gestatt Nach Verlauf dieser Frist werden die Ausgebliebenen von künftiger Verth lung ausgeschlossen. Binnen drei Tagen nach der Frist der Eidesleistun werden die für zulässig erkannten Gläubiger zusammenberufen, und ihnen Gegenwart des Commissairs und des Gemeinschuldners der Zustand des Cr ditwesens vorgelegt. Hier tritt der Zeitpunkt des Accords ein, welcher n dann stattfindet, wenn die Mehrzahl der Gläubiger, deren Gesammtfoderun wenigstens ¾ der liquidirenden Schulden ausmacht, dazu einwilligt; Hypoth karier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Voraussetzung ein Banquerotts gilt kein Accord. Kommt der Accord zu Stande, so muß noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer dagegen ist, hat bi nen einer Nothfrist von acht Tagen seine Einwendungen anzuzeigen. D gerichtlich bestätigte Accord setzt den Falliten in den vorigen Stand. Kom kein Accord zu Stande, so haben die versammelten Gläubiger, nach persö licher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics definitifs) und ein Cassirer zu ernennen, welche die Masse genau erörtern, den Verkauf d Grundstücke, Möbeln und Waaren des Falliten betreiben, und monatli dem Commissair eine Übersicht des Creditwesens und des Cassenbestand übergeben, der sodann die Vertheilungen und die Dividende zu bestimm hat. Vor der letzten Vertheilung werden die Gläubiger unter Vorsitz d Commissairs zusammenberufen, und von den Curatoren die Schlußrechnu abgelegt. Das Unterpfandsrecht der Ehefrau, rücksichtlich ihres Eingebra ten, betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinschuldners, welche zur Zeit der Verheirathung besaß, und das Separationsrecht bloß die Grun stücke, welche die Ehefrau, laut des Ehecontracts, von der Gütergemeinsch ausnimmt, oder ererbt oder geschenkt bekommen hat, oder welche auch a dem Erlöse solcher ererbten oder geschenkten Grundstücke erkauft word Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Separationsrecht ausüben, aus nommen auf Schmuck und kostbares Geschirr, wenn sie beweist, daß sie

durch den Ehecontract zugeeignet, oder durch Erbschaft zugefallen sind. Abgesendete Waaren können zurückgefodert werden, so lange sie noch unterwegs und nicht in das Waarenlager des Falliten, oder des von diesem zum Verkaufen beauftragten Commissionairs abgeliefert sind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preises zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commissionswaaren, und sogar deren Erlös, wenn der Fallit solche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remessen in Handelspapieren, welche sich noch im Portefeuille des Falliten vorfinden, und ihm zum Eincassiren (Incasso) mit oder ohne weitere Bestimmung gemacht waren, jedoch im letzten Falle bloß dann, wenn sie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Einsender allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher nur der Fahrlässigkeit überführt wird) hat Gefängnißstrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahre erkannt werden kann. Der betrügerische Banquerottirer wird auf bestimmte Zeit zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) verurtheilt.

Nach englischen Rechten kann bloß ein Kaufmann (wozu aber alle gehören, die kaufen und verkaufen, Fleischer, Bäcker u. s. w.) zum Falliment im gesetzlichen Sinne des Worts gebracht werden, und es sind gewisse Handlungen festgesetzt, welche den Gläubiger berechtigen, seinen Schuldner für zahlungsunfähig anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn er das Haus hütet, und sich, wenn er gemahnt wird, verleugnen läßt; Arrest wegen Schulden, ferner Veräußerungen, um die Gläubiger zu betrügen u. s. w. Ein Gläubiger, welcher seinen Schuldner zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit seiner Schuld, daß der Schuldner ein Handelsmann und solche Handlungen vorhanden sind, darthun, um eine Commission gegen den Schuldner beim Lord-Kanzler auszubringen. Die Schuld muß wenigstens 100 Pfund sein, wenn ein Gläubiger, 150 Pf., wenn zwei, und 200 Pf., wenn mehre Gläubiger um Commission nachsuchen. Der Lord-Kanzler erkennt und ernennt sodann die Commission aus einer dazu aufgestellten Liste von Männern, welche alle Habschaften des Schuldners in Beschlag nimmt, und untersucht, ob das Falliment zu erklären sei. Unmittelbar nach dieser Erklärung berufen die Commissaire die Gläubiger auf das Stadt- oder Rathhaus, um zur Wahl der Curatoren zu schreiten, welche aus den Gläubigern, jedoch nur aus solchen gewählt werden, deren Foderung 10 Pf. und darüber beträgt. Die Curatoren müssen 4 Monate nach, und innerhalb 12 Monaten von der erkannten Commission an, eine Vertheilung in der Zeitung ankündigen, und binnen 18 Monaten eine zweite Vertheilung vornehmen, in welcher Zeit auch noch sich meldende Gläubiger zugelassen werden. Der Schuldner muß von der Zeit der Erklärung seines Falliments an bis zu einer gewissen Zeit sich den Commissarien überliefern, und dem strengsten Verhör unterwerfen. Wird seine Angabe treu und ohne Betrug erfunden, so kann er nach dem letzten Verhör durch ein desfallsiges Zeugniß befreit werden, und sein Geschäft von neuem anfangen. Dies Zeugniß muß wenigstens von $\frac{4}{5}$ der Gläubiger, deren Foderung nicht unter 20 Pf. beträgt, mit Beitritt der Curatoren und vom Lord-Kanzler bestätigt sein; ohne solches Zeugniß heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit seiner Habe den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat (s. Competenzrecht) richtet sich nach der Größe der Concursmasse, doch darf sie nie über 200 Pf. steigen.

In Holland bestand seit 1643 zu Amsterdam und in andern Handelsstädten ein besonderes Concursgericht (Kamer van desolade Boe-

dels), halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zweim in der Woche sich versammeln, um die laufenden Banquerottsachen z zunehmen. Bei Ausbruch des Concurses bestellt dieses Gericht zwei Co missarien (einen Kaufmann und einen Rechtsgelehrten) zur Leitung Creditwesens, welche sich, nebst einem Secretair, sogleich zum Falliten be ben, versiegeln, inventiren, die Bücher an sich nehmen u. s. w. Den genden Tag berufen sie die inwohnenden Gläubiger zusammen, und se darüber, und über nachfolgende Versammlungen der Gläubiger einen Ber auf. Nun werden zwei oder drei Gläubiger ernannt, der Habschaften Falliten sich zu versichern, solche zu verwalten, und zur Klarmachung bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, seinen Gläubig einen Accord vorzulegen, welcher von den Commissarien durch öffentlic Anschlag den in- und ausländischen Gläubigern bekannt gemacht wird. ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, so muß er dies triftig anführ Soll darauf Rücksicht genommen werden, so muß es entweder ein Hau gläubiger sein, der $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ zu fodern, oder wenigstens zwei Gläubig welche $\frac{1}{5}$ zusammen zu fodern haben. Kommt kein Accord zu Sta so wird der Fallit von den Commissarien für zahlungsunfähig erklärt, s Masse zur Curatel gebracht und die zeitherigen Beschlagnehmer werden Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Klarmach schreiten. Die Zahlungsunfähigkeit wird nun von der Beschlagnahme gerechnet, und alle vier Wochen vorher geschehene Abtretungen, Deckun ꝛc. für null und nichtig angesehen. Die Curatoren berichtigen die M und vertheilen, jedoch muß die letzte Vertheilung 18 Monate nach erkan Curatel berichtigt sein. Die Competenzwohlthat ist, nach Maßgabe der Ma 3 bis 10 Procent.; doch darf sie nie über 10,000 Fl. steigen. Wird der Fa schuldlos erfunden, so kann er ein Zeugniß erhalten, welches von den Cu toren und von den Gläubigern, wenigstens von $\frac{1}{2}$ der Zahl und $\frac{2}{3}$ Schuld, oder von $\frac{2}{3}$ der Zahl und $\frac{1}{2}$ der Schuld, unterzeichnet sein m und ihn nicht nur in den vorigen Stand setzt, sondern auch von allen Na foderungen bisheriger Gläubiger frei macht.

Auch in Dänemark hat man ein besonderes Theilungsgericht (Sk teret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Gläubige unter Genehmigung des Gerichts einrichten. Kein Gläubiger darf unter sen Curatoren sein. — In Schweden muß der Schuldner, von Anz der Zahlungsunfähigkeit an, sich zu Hause halten. Die Gläubiger des und der Nachbarschaft werden sofort berufen, der Fallit beschwört seine H schaft, und die Masse wird zu einstweiliger Verwaltung an zwei oder me gute Männer übergeben. Sämmtliche Gläubiger werden nun auf eine se monatliche Frist öffentlich zur Klarmachung ihrer Foderungen vorgelad Vor 12 Uhr müssen die Gläubiger am bestimmten Tage erscheinen, ihr bringen wird vorgelesen und, wo möglich an demselben Tage, die Foder gen beschworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von Gläubigern erwählte Vermögensverwalter übernehmen die Masse. Drei chen nach der ersten Frist geschieht der zweite, und 14 Tage nachher dritte Aufruf an die Gläubiger, und nun wird vertheilt. — Alle diese setzgebungen sind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorschriften über Concurs, obschon in deutschen Handelsorten häufig durch besondere Ge abgeholfen ist. Die Verschleifung und Kostbarkeit der deutschen Concurse fündlich, und selbst der redlichste Richter ist oft nicht im Stande, die Rä einzelner Theilhaber zu hindern. Die langweiligen öffentlichen Vorladung die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulassung der verzögernden Rec

tel, die häufigen Streitigkeiten über Erstigkeitsrecht, alles dieses trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abscheu gegen das Concursverfahren haben, und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Masse wird durch die Kosten oder durch den unvermeidlichen Verzug der Versilberung erschöpft, und man hat traurige Beispiele, daß Concurse über 100 Jahre gedauert haben. Die Strafe der leichtsinnigen und boshaften Banquerottirer ist unbestimmt, gewöhnlich Arrest oder Zuchthaus. A.

Fallschirm, Parachute, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmesser, mit welchem man sich aus einer Höhe langsam auf die Erde herablassen kann. Blanchard machte 1795 zuerst einen glücklichen Versuch damit in London. Auch Garnerin erfand eine eigne Art von Fallschirm.

Falsch, im Allgemeinen das, was etwas scheint, das es nicht ist, und durch seinen Schein trügt. Wo jener Schein absichtlich hervorgebracht wird, also im Moralischen, da ist Betrug jederzeit der Zweck. **Falschheit**, im moralischen Sinne, steht der Aufrichtigkeit entgegen, und ist als Laster das zur Fertigkeit gewordene Bestreben, Andre durch seine Äußerungen zu einer unwahren Vorstellung von seinen Eigenschaften, Gesinnungen, Handlungen, Gefühlen und Verhältnissen zu bestimmen. In allen diesen Fällen steht das Falsche dem Wahren entgegen, öfter aber wird es auch nur, als dem Richtigen entgegenstehend, für gleichbedeutend mit unrichtig gebraucht, z. B. im Ästhetischen und Logischen; falsche Zeichnung, falscher Witz, falsches Urtheil u. s. w. In der Musik bedient man sich des Ausdrucks Falsch: 1) wenn ein Ton nicht rein angegeben wird, 2) wenn die Fortschreitung der Intervallen fehlerhaft ist, und 3) als Prädicat der kleinern oder verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner ist, als die reine, und der großen oder übermäßigen Quarte. — **Falsches Licht** (Faux jour), ein Kunstausdruck der Malerei. Wenn ein Gemälde so gestellt ist, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt, als von der, von welcher der Maler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erscheint, der das deutliche Unterscheiden der Gegenstände verhindert, so sagt man, das Gemälde steht in falschem Lichte.

Falstaff (Sir John). Unter den originellsten dramatischen Personen, die Shakspeare's Meisterpinsel gezeichnet hat, gehört Sir John Falstaff, der Begleiter und Spaßmacher des ausschweifenden Prinzen Heinrich von Wales, nachmaligen Königs Heinrichs V. von England (st. 1421). Dieser Falstaff ist der Gipfel der komischen Erfindungskraft unsers Dichters, welcher ihn in drei seiner Stücke (der 1. und 2. Abthl. „Heinrichs IV." und „Die lustigen Weiber von Windsor", und zwar im letztern auf ausdrückliches Verlangen der Königin Elisabeth, die diesen Charakter bewunderte) angebracht hat: ein wahrer Heros der Taugenichtse, dabei aber unterhaltend und angenehm, und überfließend von guter Laune, deren Energie man gar nicht genug bewundern kann. Er ist Soldat, aber ein ebenso feiger Soldat als lügenhafter Prahler; ergraut im Wohlleben, aber noch im Alter gleich lüstern und liederlich; übermäßig wohlbeleibt, und immer nur auf Schwelgen und dann Ausschlafen sinnend. Unter diesem plumpen Äußern aber verbirgt er den gewandtesten Schalk, den geschicktesten, einzulenken, wenn die Dreistigkeit seiner Späße anfängt übel empfunden zu werden, und paßt sichergestalt unübertrefflich zum Gesellschafter prinzlich-jugendlichen Müßiggangs und Leichtsinns. Noch steht dieser dramatische Charakter unnachgeahmt und unnachahmlich da, und seine genauere Bekanntschaft, in deren Besitz

halben, wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat, welche auf die Länge den Verlust der Pointeurs allemal herbeiführen mi sowie überhaupt wegen seines verführerischen Charakters, verboten.

Farbe, eine Eigenschaft des Lichtes, welche sich durch keine Be bung angeben, und deren Kenntniß sich bloß durch den Sinn des Ge erlangen läßt. **Körperliche Farben**, oder **Pigmente**, oft auch sch hin Farben, heißen die farbigen Körper, deren man sich bedient, um a Körpern durch Überziehen oder durch Mischung mit denselben eine bestir Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den F im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigstens nicht immer im erstern S in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nennt. Schwa Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verschiedene kung auf die Empfindung nicht nur an sich, sondern auch vereint, d Harmonie oder Contrast, verschiedene Eigenschaften, welche besonders der ler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung, und der Worte ist. Scharlachroth ist z. B. eine brennende, dem Auge weh ende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gera Grün ist mild und schmeichelt dem Auge. Gelb ist unter allen far Lichtern das hellste, roth das heißeste, dunkelbraun und violett das sanf Auf diesen Verschiedenheiten beruht auch die Symbolik der Farben. Übergänge einer Farbe in die andre durch Mischung hat man auf vers dene Arten, zum Behuf der Maler, der Färber, der Mineralogen, in Ta in Pyramiden u. s. f. darzustellen versucht; nur eigne Beschäftigung mit Farben drückt der Seele die Bilder derselben tief genug ein, um diese fei Abstufungen sogleich zu erkennen und sie richtig zu beurtheilen. (S. F benlehre.)

Farben der Pflanzen. Man nimmt acht Grundfarben an, die man auch reine, ungemischte Farben nennt: weiß, grau, schwarz, b grün, gelb, roth, braun. Jede gibt sieben bestimmte Abänderungen, die hinsichtlich ihrer Abstufungen, fast durchaus gleich sind, z. B. das W gibt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- Blaulichweiß, Amiant- oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichw Parzellan- oder Röthlichweiß und Kreide- oder Bräunlichweiß. Der b Crocus verwandelt sich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein wei das blaue Akelei in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe und die g in eine weiße u. s. w. Ein Gleiches läßt sich an Früchten beobac Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenschaften, beson auf ihren Geschmack, geschlossen. Gelb verräth nach ihm einen bitt Roth einen sauern, Grün einen rohen alkalischen, Blaß einen faden, L einen süßen und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geschmack, überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenschaft.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbestandtheil der Mal (s. d.), nämlich der, welcher die Farben betrifft. Sie hat ihren techni und ästhetischen Theil. Zu dem technischen gehören die Handgriffe des ers für Bereitung und Mischung der Farben, und für das ganze mech sche Verfahren, von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, w in den verschiednen Arten der Malerei nach dem Material einer jeden schieden sind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, ches der Schüler von dem Meister lernen muß. Ferner ist hieher zu nen, die Kenntniß der Gesetze des Lichts und der Farben, und was aus Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des M als Regel aufgestellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (s

nicht mit Farbenmischung verwechselt werden darf), d. h. diejenige Farbenmischung, wodurch ein Gegenstand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in s. Abhandl. von der Malerei, Lomazzo und Gerhard Hoet in ihren Malerbüchern, Mengs in s. „Praktischen Unterricht" u. A. haben davon gehandelt. Göthe, in s. „Farbenlehre", gibt uns gleichsam eine geistige Geschichte des Colorits. Der ästhetische Theil des Colorits ist derjenige, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hiezu wird eine besondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgesetzt, die ein wesentlicher Bestandtheil des Malertalents ist, die Anlage nämlich: den eigentlichen Stoff und die Farbe der Gegenstände unter den Einflüssen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufassen, und in der Nachbildung mit charakteristischer Wahrheit auszudrücken. Soll dieser Ausdruck in der Nachbildung gelingen, so wird genaue Beobachtung der Localtöne und Tinten erfodert. Unter Localtönen versteht man die natürliche Farbe eines Gegenstandes, wie sie aus dem Standorte desselben, oder in der Entfernung vom Zuschauer erscheint. In der Kunst erscheint aber die natürliche Farbe der Gegenstände immer als Localton, weil Alles nur als von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abstand abgestuft wird. Unter Tinten versteht man (in engerer Bedeutung) die Abstufungen des Hellen und Dunkeln, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen. An keinem Gegenstande der Kunst finden sich diese Veränderungen und Verschattungen in größerer Zartheit und Mannigfaltigkeit, als an dem Nackten des menschlichen Körpers, der daher auch der schwierigste Gegenstand des Malers ist. Die Farbengebung, insofern sie sich mit der Nachahmung der Farbe und Beschaffenheit des Fleisches (des Nackten) beschäftigt, heißt Carnation. Kommt zu der genauern Übereinstimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Tinten eines Gemäldes mit dessen Gegenstand in der Natur, noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenstand besteht, so heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit soll sich aber die Schönheit gesellen, welche durch harmonische Vereinigung aller Töne des Gemäldes in Einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem ästhetischen Zwecke der Darstellung gemäß sein, und diesen unterstützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunstmäßiges schönes Ganze ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben sollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darstellung, sondern zugleich auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernsten oder reizenden, düstern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Gesammteindruck des Kunstwerks unterstützt. Dieser Foderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunstmäßig schönen Farbengebung. (Vgl. Accord.) dd.

Farbenlehre, im allgemeinen Sinne, die Lehre von dem Ursprunge, der Mischung und den Wirkungen der Farben, als Eigenschaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht sich farbig, anderes weiß zeigt, und nach welchen Gesetzen erfolgen die Erscheinungen der Farben? Das Glasprisma ist die erste Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten auf diese Fragen führte, und Isaac Newton („Optic", Lond. 1706) der erste Physiker, der diese Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenstrahl auf einen geschliffenen, dreiseitigen, senkrecht prismatischen Glaskörper fallen, so sieht man deutlich: 1) daß der Lichtstrahl, bei dem Eintritte

Boden anbaut. Sie bedarf sehr sorgfältiger Pflege, und wird sowol fri als getrocknet gebraucht. Sie hat schwache viereckige gegliederte Steng Erhält sie eine Stütze, so klettert sie 8 Fuß hoch, sonst rankt sie auf d Erde. Jedes Gelenk hat 5 bis 6 lanzenförmige Blätter, 3 Zoll lang, in d Mitte fast 1 Z. breit und an beiden Enden zugespitzt. Aus den Gelenken ko men im Junius Zweige, die kleine Blumen mit 4 gelben Blättern trag Die Frucht ist eine kaum in Süddeutschland reifende Beere von schwarzer Far mit einem runden Samenkorn. Die runden Wurzeln sind dauernd, werd bisweilen einen Finger dick, und haben ein gelbrothes Mark. Sie färb die Knochen der Thiere, welche davon fressen, roth.

Färbestoffe, Pigmente, alle zum Färben, Malen oder Anstreich brauchbaren Materiale. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campechehe Berlinerblau; rothe Cochenille, Krapp, Brasilienholz, Rothholz, Saflor; gel Wau, Gelbholz, Querzitronrinde, Scharte, Fisetholz; schwarz färben Ga äpfel, Knoppern, Schmack, Campecheholz mit Eisenvitriol. Die übrigen F ben sind aus den genannten zusammengesetzt. (S. **Malerfarben.**)

Farce, französ., 1) in der Kochkunst ein Gemisch von gehackt Fleisch, Weißbrot, Gewürz ꝛc., womit besonders das Geflügel gefüllt wir Gefüllsel; 2) eine dramatische Posse. Es herrscht darin das niedere K mische, und viele Nationen haben eigne stehende Charaktere dazu, die Sp nier den Gracioso, Gallego; die Italiener den Arlechino, Scaramuz u. A die Deutschen den Hanswurst, Kasperle u. s. w. (s. **Komisch**). Der fran Ausdruck **Farce** kommt von dem italienischen Farsa, dieses aus dem Lat nischen von farsum (gestopft), und bedeutet eigentlich ein Mischmasch vo Allerlei. Lessing will daher, man soll im Deutschen Farse schreiben. Ad lung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten **Farse** eine Art Gesänge gewes sei, welche zwischen den Gebeten u. s. f. gesungen wurden. Demnach könnte vi leicht die ursprüngliche Bedeutung dieses Worts, auf die Komödie angewan so viel als Intermezzo, Zwischenspiel sein. Nach der Meinung des Proven len Abbate Paolo Bernardy wäre es aber von einem provenzalischen W richte Farsum herzuleiten.

Faria y Sousa (Manoel), ein castilianischer Geschichtschreiber u lyrischer Dichter, geb. 1590 zu Suto in Portugal, aus einer alten erlau ten Familie. Schon im 9. Jahre sandte ihn sein Vater auf die Universi zu Braga, wo er große Fortschritte in Sprachen und in der Philosop machte. Im 14. Jahre trat er als Gesellschafter in die Dienste des B schofs von Oporto, und bildete sich unter dessen Leitung weiter in den Wi senschaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier se dichterisches Talent, er besang sie unter dem Namen Albania, vermählte si mit ihr 1613, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier sein Glü nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er besuchte auch Rom, u erwarb sich die Aufmerksamkeit des Papstes Urban VIII. und aller Gele ten, die ihn umgaben, durch seine ausgebreiteten Kenntnisse. Nach Mad zurückgekehrt, widmete er sich einzig den Wissenschaften, und arbeitete so a haltend, daß er sich im 59. Jahre seines Alters den Tod dadurch zuz Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „**Discursos morales y po ticos**“ (Madrid 1623 — 26, 2 Bde.); „**Comentarios sobre la L siada**“ (Madrid 1639, 2 Bde., Fol.); „**Epitome de las historias port guesas**“ — und dann „**El Asia**“, „**El Europa**“, „**El Africa**“ und „ **America portuguesa**“, jedes ein besonderes Werk, wovon jedoch das le nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten: „**Fuente Aganipe, rimas varias**“ (1644, 46) (Aganippens Quelle) ist von ihm v

ten. Sein Styl ist rein und kräftig, und seine Darstellung voll dichterischen Lebens.

Farinelli (Carlo Broschi genannt), einer der größten Sänger des vorigen Jahrh., wurde 1705 zu Neapel geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Musik; darauf genoß er der Anleitung Porpora's, den er auf mehren Reisen begleitete. Er war 17 Jahre alt, als er sich nach Rom begab, wo er mit seiner heilen und vollen Stimme einen Wettstreit mit einem berühmten Virtuosen auf der Violine einging und ihn durch Kraft und Ausdauer besiegte. Darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den ersten Sänger Italiens, zu hören und seinen Unterricht zu genießen. 1728 reiste er nach Wien, wo Kaiser Karl VI. ihn mit reichen Geschenken überhäufte. Dieser Kaiser war der einzige, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm sagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit seiner Stimme Erstaunen errege, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu interessiren, wenn er sich eines natürlichen Gesanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte diesen Rath, und bezauberte seitdem seine Hörer ebenso sehr als er sie überraschte. Als 1734 Porpora eine Theatergesellschaft nach London führte, berief er Farinelli zu sich, der durch die Schönheit seiner Stimme und den Zauber seines unnachahmlichen Gesanges das Publicum dergestallt anzog, daß, wie Laborde erzählt, Händel, der an der Spitze einer andern Gesellschaft stand, vergebens alle Hilfsmittel seines Genies aufbot, die Auflösung derselben zu verhindern. Senesino und Farinelli waren beide zu derselben Zeit in England, aber an zwei verschiedenen Theatern angestellt, und da sie immer an gleichen Tagen sangen, hatten sie nicht Gelegenheit sich zu hören. Der Zufall führte sie endlich zusammen. Senesino hatte einen blutdürstigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Fesseln schmachtenden Helden darzustellen. Farinelli's erste Arie aber erweicht das harte Herz des grausamen Tyrannen so sehr, daß Senesino, den Charakter seiner Rolle vergessend, ihn entzückt an seine Brust drückt. 1737 ging Farinelli über Paris, wo der König ihn reichlich beschenkte, und nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich, nach Madrid. Zehn Jahre hindurch sang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Elisabeth. Als dieser Fürst in eine tiefe Melancholie versank, und alle Geschäfte vernachlässigte, versuchte die Königin die Gewalt der Musik, um ihn zu heilen. Sie ließ ein Concert dicht neben dem Appartement des Königs veranstalten, und Farinelli sang plötzlich eine seiner schönsten Arien. Der König schien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schlusse der ersten Arie rief er den Virtuosen zu sich, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm Alles gewähren zu wollen schwur. Farinelli bat den König, sich rasiren zu lassen, und in den Conseil zu gehen. Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre seiner Genesung. Dies war der Grund seiner unbeschränkten Gunst. Er wurde erster Minister, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er ganz Sänger gewesen war. Er nahm nie die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu speisen. Überall bediente sich Farinelli der Gunst des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI. und Carl III., ihn mit ihrer Gunst beehrten. Nachdem er 20 Jahre lang die höchsten Ehren in Spanien genossen hatte, sah er sich genöthigt, 1761 nach Italien zurückzukehren. Er ließ sich in der Nähe von Bologna ein geschmackvolles Landhaus bauen, mit der Inschrift: **Amphion Thebas, ego domum.**

Hier ſammelte er die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik, die man je ſehen hat, erwarb ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſei Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch ni vollenden konnte, und ſtarb 1782, nachdem er in einem glücklichen Alter Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem M genoſſen.

Farneſe, ein italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit Mitte des 13. Jahrh. bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farn bei Orvieto, und lieferte der Kirche und der Republik Florenz mehre aus zeichnete Heerführer, namentlich **Pietro Farneſe** (ſt. 1363), dem Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdanken. Papſt Paul III ein Farneſe, betrieb die Erhöhung ſeiner Familie mit ſolchem Eifer, daß nicht nur Pietro Luigi (oder Aloyſus), ſeinen natürlichen Sohn, ſond auch deſſen fünf Söhne auf das herrlichſte verſorgte; vor Allem aber ließ ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſein, eines von allen Laſt gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benven Cellini bekannt iſt. Paul III. ſuchte für ihn von Karl V. das Herzo thum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich dam ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchl er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mail dern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Au 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, u er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei B ſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels begann. Als da Maß ſeiner Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtänd niſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter d adeligen Familien. Sieben und dreißig Verſchworene begaben ſich (10. Sep 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle un bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimm des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Wide ſtand zu leiſten vermochte, und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel, wora Gonzaga im Namen des Kaiſers Piacenza beſetzte, und Abſtellung aller B ſchwerden verſprach. **Ottavio Farneſe**, der Sohn und Nachfolger Pi tros, befand ſich gerade damals bei Paul III. in Perugia. Zwar erklär ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einem päpſtlichen Heere dorthi begab, allein er war zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach, und mußte m Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Fran reichs bewarb. Der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III., verſchaff ihm, aus Anhänglichkeit an das Farneſe'ſche Haus, 1550 das Herzogthu Parma wieder, und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche; allein ei Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchle zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, und er gerieth abermal in große Bedrängniß, aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleic ihn erlöſte. Mit dem Hauſe Öſtreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner G mahlin Margaretha und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche M narchie wieder aus. Margaretha, eine natürliche Tochter Kaiſer Karls V die als Statthalterin in den Niederlanden mit vieler Mäßigkeit regierte, ab 1562 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, m dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma, und zog ſich dann na Abruzzo zurück. Ottavio ſtarb 1586, nachdem er dreißig Jahre eines ung ſtörten Friedens genoſſen und dieſen benutzt hatte, alle während der vorig Regierungen eingeriſſenen Unordnungen zu verbeſſern, und das Glück ſein

Unterthanen zu befördern. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, Aleſſandro Farneſe, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte König Johanns von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen. Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Schlacht bei Lepanto ab. 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern, wo die ſpaniſchen Angelegenheiten jetzt ſehr ſchlecht ſtanden, hatte zurückſchicken müſſen. Don Juan, der ſchon lange gekränkelt hatte, ſtarb im nächſten Jahre; Aleſſandro ward nun Statthalter, gewann Maſtricht und andre Städte zurück, und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, und nöthigte Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moritz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen; doch ſtand er nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV., mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen, ſiegreich entgegen. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm zu Arras im 47. Lebensjahre den Tod zuzog. Als Herzog von Parma folgte ihm ſein älteſter Sohn, Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden ſeines Vaters beſaß, ſondern finſter, ſtrenge, habſüchtig und mißtrauiſch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit ſeiner Regierung veranlaßte ihn, den Häuptern der angeſehenſten Familien eine Verſchwörung anzudichten, ihnen heimlich den Proceß machen, ſie hinrichten (19. Mai 1612) und ihre Güter einziehen zu laſſen. Dieſes unerhörte Verfahren empörte viele italieniſche Fürſten, und nur der Tod des aufgebrachteſten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, hinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volks beſaß, ließ er im Kerker unbarmherzig verſchmachten. Er ſelbſt ſtarb 1622. Ungeachtet der Roheit ſeines Charakters zeigte er Geſchmack für Wiſſenſchaften und Künſte; auch wurde unter ſeiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muſter der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (geſt. 1646), beſaß viel Talent zur Satyre, große Beredtſamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Hang zu Abenteuern, und die Eitelkeit, auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickelte ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Papſt Urban VIII., dem er große Summen ſchuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegsweſen faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich er es auch liebte. Nicht ſo grauſam wie ſein Großvater, auch nicht ſo voll Dünkel, wie ſein Vater, war der nun folgende Ranuzio II. (geſt. 1694), aber ſchwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günſtlinge. Einer von dieſen, Namens Godefroi, den er aus einem franzöſiſchen Sprachlehrer zum erſten Miniſter und Marcheſe umgeſchaffen

hatte, ließ den neuen Bischof von Castro ermorden, den Farnese nicht anerkennen wollte. Entrüstet darüber, ließ Papst Innocenz X. Castro schleifen, und Godefrol, der von den päpstlichen Truppen geschlagen wurde, verlor endlich die Gunst seines Herrn, und bei seiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteste Sohn Ranuzios, Odoardo, wurde so dick, daß er erstickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Francesco und Antonio, folgte zuerst Francesco F. (gest. 1727), dessen ungeheuere Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger gestattete. Philipp V. von Spanien heirathete indessen Elisabeth Farnese, eine Tochter des erstickten Odoardo und Nichte des Herzogs Francesco. Da man die Kinderlosigkeit des Letztern voraussah, so beschlossen die ersten Mächte Europas, daß ein Sohn Philipps V. und Elisabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farnese'schen Besitzthümer erben sollte. Auf diese Weise fielen sie dem Hause Bourbon zu. Auf Francesco F., der sich alle diese Anordnungen gefallen lassen mußte, ohne dabei befragt zu werden, folgte sein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (gest. 1731). Auch er blieb seines Alters und seiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während seiner Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu bestehen. Nach seinem Tode wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Besitz genommen. (S. Parma.) F — r.

Farquhar (Georg), ein englischer Dramatiker, geb. 1678 zu Londondery in Irland, verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um sich mit einer Gesellschaft von Schauspielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater befriedigte er jetzt durch Arbeiten für dasselbe. 1698 gab man sein erstes Lustspiel: „Amor in einer Flasche", welches gefiel. 1700: „Die standhaften Liebenden", und bald darauf: „Sir Harry Wildair", „Der Unbeständige" und „Der Officier auf Werbung". Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Lustspiel sind „Die Kriegslisten". Er starb 1707 in der Mitte seiner Laufbahn, und hatte sich durch seine höchst ergötzlichen und ziemlich ausgelassenen Theaterstücke Ruf erworben.

Farrill (Don Gonzalo, O'), k. spanischer Generallieutenant, geb. zu Havannah 1753, aus einer daselbst angesiedelten irländischen Familie. Dieser ausgezeichnete Krieger und Staatsmann ward in Frankreich in der Schule zu Soreze erzogen und trat 1766 in spanische Kriegsdienste. Er bewies Muth und Talent bei den Belagerungen von Mahon und Gibraltar. 1780 machte er sich mit der Einrichtung der franz. Artillerie- und Genieschule bekannt; hierauf sandte ihn seine Regierung nach Berlin, wo er die Taktik Friedrichs des Großen in den Heerübungen des preuß. Fußvolks studirte. Dann stellte man ihn an die Spitze der Militairakademie zu Puerto-de-Santa-Maria bei Cadix, aus welcher die besten spanischen Taktiker und Officiere, wie Castaños u. A., hervorgegangen sind. 1793 und 1794 diente O'Farrill unter den Heerführern Ventura Caro und Colomera gegen die Franzosen in den westl. Pyrenäen, und leitete 1795 als General-Quartiermeister den Feldzug des Heeres von Catalonien, welches den Feind an der Fluvia zurückdrängte und bis Perpignan vordrang. Nach dem basler Frieden übertrug ihm Karl IV. die Grenzberichtigung in den Pyrenäen, und ernannte ihn 1798 zum Generalinspector des Fußvolks. In der Folge machte er Reisen in Deutschland, der Schweiz, Holland und England. 1808 ernannte ihn Ferdinand VII. zum Generaldirector der Artillerie und zum Kriegsminister. Auch er rieth damals dem König, Napoleons Schutz in Bayonne zu suchen. Als Mitglied der unter dem Infanten D. Antonio niedergesetzten obersten Regierungsjunta behaupteten er und Azanza die Rechte ihres Souverains gegen Murat's Drohungen. Auch that er bei dem Aufstande zu Madrid am 2. Mai dem Blutvergießen Einhalt. Als Murat, nach der Abreise des Präsidenten der Junta, des Infanten, Sitz und

Stimme in der Junta verlangte, widersetzte sich O'Farrill, nebst den Ministern Azanza und Gil, aufs nachdrücklichste, und nahm, als die Mehrzahl in der Junta obsiegte, seine Entlassung. Unter Josephs Regierung war O'Farrill wieder Kriegsminister. Damals (Aug. 1808) faßte er gemeinschaftlich mit Azanza und den Ministern Mazaredo und Cabarrus die kühne Denkschrift an Napoleon ab, welche den Zweck hatte, die spanische Nation vor allen nachtheiligen Folgen ihrer Verbindung mit den Franzosen sicher zu stellen. Nach der Rückkehr Ferdinands auf den spanischen Thron erklärte sich O'Farrill in einem Schreiben an den König über die Beweggründe seines Verhaltens auf eine ebenso edle als befriedigende Art. Allein Ferdinand VII. ließ den durch eine fast 50jährige Dienstzeit um den Staat rühmlich verdienten Mann als Josefino, oder als Verräther an der Religion und an dem König, zum Tode verurtheilen und seine Güter einziehen. O'Farrill fand ein Asyl in Frankreich. Er und Azanza haben in Paris eine Vertheidigung ihres politischen Betragens herausgegeben, die ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der spanischen Revolution ist: „**Mémoire de D. Miguel Azanza et de D. Gonzalo O'Farrill, et exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis Mars 1808, jusqu'en Avril 1814**“ *).

Fasanen, Fasanerien, Anlagen zur Hegung wilder Hühner in Freiheiten. In wilden Fasanerien ist der Fasan sich selbst überlassen, und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, sondern nur einiger Kirrungen und Stände in dem Gebüsch, auf welchen man zu gewissen Zeiten mit Hanfsaat, Kampher, Anis u. s. w. räuchert, um die Fasanen zusammenzuhalten, die diesen Geruch sehr lieben. Mehr Sorgfalt und Kosten erfodert eine zahme Fasanerie. An einem gutgewählten Orte, von dem alle Raubthiere abzuhalten sind, werden ein Fasanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derselben, vor demselben ein Zwinger, der mit dem Hause durch Löcher zum Ein- und Auslaufen in Verbindung steht, ferner ein Brüthaus, ebenfalls mit einem Zwinger, außerdem ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verschiedene kleine Häuschen mit Zwingern, und eine Wohnung des Fasanenwärters erfodert. In jeden Zwinger setzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl füttert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Legzeit sammelt man sorgfältig die Eier, und läßt sie entweder durch die Fasanenhennen, oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleisch dieses Vogels für etwas besonders köstliches gilt, so ist er in den meisten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Fasanerien anzulegen. Die prächtigsten von allen Fasanenarten sind der chinesische Goldfasan und Silberfasan; beide Gattungen kommen auch in unserm nördlichen Klima gut fort. S. des Czernin'schen Forstbeamten Ant. Schönberger „Anleit. zur Fasanenzucht“ (Prag 1822).

Fasces, bei den alten Römern ein Bündel glatter Stäbe, in deren Mitte sich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Diese Fasces, deren Anzahl verschieden bestimmt war, wurden den höhern Magistratspersonen von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Lictoren, zu Anerkennung der Obergewalt desselben, die Fasces senken; auch wurden in der Hauptstadt die Beile aus denselben weggelassen.

Fasch (Karl Friedr. Christian), königl. Kammermusikus zu Berlin, geb. zu Zerbst 1736, wo sein Vater Capellmeister war. Sein musikalisches Talent entwickelte sich früh. Sein Vater schickte ihn nach Strelitz, wo er Unterricht bei dem Musikdirector Härtel erhielt. 1756 kam er in die Capelle Friedrichs II. nach

*) Der Ritter d'Azanza, ehemal. Vicekönig von Mexico und Minister Ferdinands VII. und Josephs, der 1814 Spanien verließ und seit 6 Jahren zu Bordeaux von der Unterstützung seiner Freunde lebte, erhielt 1825 vom K. Ferdinand VII. eine Pension von 5000 Fr. Auch durfte er um die Wiedereinsetzung in seine vorigen Würden anhalten.

Berlin, und ſtarb daſelbſt 1800. In den Werken dieſes großen Muſikers iſt die tiefſte Kenntniß der muſikaliſchen gelehrten Kunſt mit dem verſtändigſten Sinn und dem innigſten Ausdrucke verknüpft. Im vielſtimmigen Satze zeigt er eine ſeltene Vollkommenheit. Man findet darin den künſtlichſten Contrapunkt verbunden mit der größten Einfachheit und mit der ausdrucksvollſten Melodie in allen Stimmen. Beſonders zeichnet ſich in dieſer Hinſicht ſein achtſtimmiges Miſerere als ein vollendetes Meiſterſtück aus. Sein ſechzehnſtimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geſchmack alles übertreffe, was man früher in dieſer Gattung gehört habe; und dieſes großen Meiſters Urtheil haben die Kenner unterſchrieben. Ein wahrer Verluſt iſt es, daß Faſch, der in Allem nach höchſter Vollkommenheit ſtrebte, ſeine meiſten Compoſitionen noch vor ſeinem Tode verbrennen ließ, ſodaß wir der Zahl nach nur wenig von ihm beſitzen. Sein größtes Verdienſt iſt die Stiftung der in ihrer Art einzigen berliner Singakademie, der nach ihm, ſein Schüler Zelter (ſ. d.) der auch ſeines großen Vorgängers Verdienſte in einer eignen Schrift (Berlin 1801) gewürdigt hat, mit Ruhm vorſteht.

Faſchinen, Gebunde von Reiſig, 6 — 16 Fuß lang und gewöhnlich 1 Fuß ſtark. Um ſie zu verfertigen, ſchlägt man 2 Fuß von einander entfernte Kreuzböcke (2 nach Art der Sägeböcke ſich kreuzende Pfähle) ein, deren Kreuzungspunkte genau in einer horizontalen Linie liegen müſſen, wirft ein Bündel Ruthen auf dieſe ſo gebildete Faſchinenbank, zieht ſie mit einem Strick feſt zuſammen und legt alle 2 Fuß eine zuſammengedrehte Wiede um die entſtehende Faſchine. Die über der beſtimmten Länge hervorragenden Ruthen werden abgeſägt oder umgebogen und mit eingebunden, wo dann die Faſchine eine Kopffaſchine heißt. Man braucht die Faſchinen bei Belagerungen, Waſſerbauen u. dgl. Werden ſie zum Batteriebau ſehr lang und dünn gemacht, ſo erhalten ſie den Namen Batteriewürſte. (S. Bekleidungsmaterialien.)

Faſching, Faſten, ſ. Faſtnacht und Carneval.

Faſti, marmorne Tafeln in Rom, worauf entweder die jährlichen Feſte und Feiertage, oder die Namen der Conſuln, Dictatoren ꝛc. eingehauen waren. Jene, fasti minores genannt, waren nichts Anderes, als der Kalender, woraus man wiſſen konnte, wann die Feſttage einfielen; dies wußte ehedem Niemand, als die Pontifices, welche dann die Feſte, freilich nach ihren oder der Vornehmern Staatsabſichten, dem Volke anſagten. 204 vor Ch. brachte ſie C. Flavius, welcher beim Pontifex Max. Appius Claudius Schreiber geweſen war, unter das Volk; von dieſer Zeit an waren ſie ein Gegenſtand der öffentlichen Kunde.

Faſtnacht, Faſtnachtſpiele. Dieſelben Anſichten, welche die Menſchen bewogen, den unſichtbaren höhern Mächten durch Opfer, Gaben und Reinigungen zu gefallen, brachten ſie auch zu Faſten, Enthaltungen und Büßungen. Unter Faſten verſteht man eine Verſagung gewohnter Nahrungsmittel, die man ſich auferlegt, um die Gottheit damit zu verſöhnen. Man findet kein bedeutendes Volk ohne Gebräuche dieſer Art: der hiſtoriſche Urſprung liegt in dem Religionscultus des Orients, wo Prieſter anfänglich auch die Ärzte des Volks waren, und die in dieſen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Auch ſind die Faſten noch heutiges Tages im Orient gebräuchlich. Die Religionen der Perſer, der Hindus, des Lama, des Mohammed und die Moſaiſche halten viel auf Faſten. In der Religion der nordiſchen Vorzeit finden ſich dagegen wenig Spuren davon. Die älteſten Chriſten faſteten an den Vigilien (ſ. d.). Büßend waren die Faſten an den jejuniis quatuor tempestatum, die in jedem Vierteljahre drei Tage dauerten, in den vierzig Tagen (vor Oſtern nämlich, oder vielmehr vor dem Charfreitage, Quadragesimae), welche ausſchließlich die

…fenzeit oder Faſten genannt wurden und ſich auf das 40tägige Faſten …in der Wüſte beziehen ſollte. Über den Urſprung der Faſten ſind die Meinun… verſchieden. Die gewöhnliche iſt, daß Telesphorus, Biſchof zu Rom, in der …des 2. Jahrh., dies vierzigtägige Faſten zuerſt durch ein Kirchengeſetz verord… habe. Durch Papſt Gregor den Großen wurde, um 600, die Aſcher… …zum Anfange der Faſten geſetzt, und der Tag vorher hieß Faſtnacht, …der Nacht deſſelben, mit 12 Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem …gieng ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, …muſiſches Feſt, das ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten", heißt …, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſeten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die …Geſichter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der …Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt". Dies iſt der Urſprung …des heutigen Carnevals oder Faſchings, wie er im ſüdlichen Deutſchland …genannt wird, welcher vom heil. Dreikönigstage bis Aſchermittwoche dauert. Der …Name Carneval wird a. d. Latein. von carne und vale (nach Adelung, von der …latein. Benennung im Mittelalter: Carne levamen) abgeleitet, weil man gleich… …dem Fleiſche Lebewohl ſagte. Man wollte ſich vorher noch gütlich thun, und …that ſich im reichſten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Car…nevals. Übrigens iſt das Carneval ſelbſt nichts Anderes, als die Saturnalien der …heidniſchen Römer, die ihre heidniſchen Feſte nicht vergeſſen konnten; am wenigſten …wollten, wie die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit …ſeiner ſanften Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und …Gleichheit der Menſchen in der erſten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, alljähr… …im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelaſſenheit gefeiert …wurden. In Rom brachte das Carneval die alten Saturnalien in einer neuen …Form beinahe wieder vors Auge, und bei den neuen Gebräuchen ſchimmern die alten …durch. Weil in den letzten Tagen des Carnevals, alſo Faſtnacht, und vornehm… …auch an dem dieſer Nacht langer Faſten vorgehenden Tage, der Muthwille in …Mummereien, Scherzen, Poſſen und Ausgelaſſenheiten aller Art ſich drängte, ſo …erhielt Faſtnacht beſonders als die Zeit des privilegirten Muthwillens, und Faſt…nachtsſtreich galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poſſe. Aus Ita… …lien gingen die neuen Saturnalien in die andern chriſtlichen Länder über, und …Deutſchland blieb mit Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen nicht zu… …rück. In Deutſchland wurde dadurch die dramatiſche Poeſie entwickelt, nachdem …die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13. Jahrh. zeigen ſich davon …ſchon Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den …Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, …ahmte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Übertreibung nach, um das Lachen …noch ſchneller zu erregen. Was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen war, …erhielt nachher Ausbildung. „Um die Faſtnachtszeit", ſagt Flögel in ſeiner „Ge…ſchichte der komiſchen Literatur" (Bd. 4, S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Per…ſonen aus einem Haus ins andre, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt …zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer …Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu …halten. Dieſer Verſuch gelang ihr, man lobte die unbekannten Schauſpieler, man …ermunterte ſie, oder beſchenkte ſie. Durch dieſen Beifall aufgemuntert, verſtärkten …ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälig länger, bis ſie …endlich zu theatraliſchen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen". In Nürn…berg wegen ſeiner Waaren und ſeines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brü…derſchaft der Meiſterſänger die erſten Faſtnachtsſpiele hervorkamen, derb und luſtig, …wie ſie dem bürgerlichen Geſchmacke der Reichsſtädter zuſagten. (S. Folz, Ro…ſenblüt und Sachs.) Dieſe Stücke ſind verwandt mit den Masks der Eng…

länder und den Farces der Franzosen, und die geistlichen Fastnachtsspiele, reli
Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden
Fastnachtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beschlossen.
den neuesten Zeiten hat man die Fasten aus der Religion größtentheils in die
kunde verwiesen. Die Katholischen haben noch als Fasttage die Mittwoche,
tage und Sonnabende der Quatemberwoche, und die Tage vor den Festtagen;
Abstinenztage, an welchen nur die Fleischspeisen verboten sind, alle Freitage
Sonnabende. Luther nennt das Fasten eine feine leibliche Zucht, und wenn
noch jetzt in den protestantischen Ländern Fasttage ausschreibt, so sind dies i
bleibsel der katholischen Liturgie.

Fatalismus, der Glaube an ein Fatum. Fatalist heißt ein
hänger jenes Glaubens. (S. Fatum und Determinismus.)

Fata Morgana (Mirage, Kimmung, Luftspiegelung) heißen au
Küste der sicilianischen Meerenge bei heiterm, warmen und stillen Wetter
dem Meere aufsteigenden Lufterscheinungen, die sich oft zu seltsamen Bildern
Schiffen, Thürmen, Schlössern u. s. w. gestalten, und selbst den Naturkund
täuschen. Sie entstehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünsten
Meeres, und kommen auch in den großen Sandflächen Persiens, der asiatis
Tatarei, in Niederägypten, in Mexicos Ebenen und a. a. O. vor, worüber V
„Astron. phys." (Paris 1810, 3 Bde.) im 1. Bde. viel Interessantes mitth
Figürlich nennt man so wunderbare Traumgebilde.

Fatum, unvermeidliches Schicksal. Alles, was dem Menschen begeg
kann man sich denken, entweder als unbedingt nothwendig, ohne Hinsicht auf g
lichen Rathschluß, oder als bedingt nothwendig vom göttlichen Rathschluß abh
gig, oder endlich als völlig zufällig. Im Allgemeinen verstanden die alten Ph
sophen unter dem Fatum im engsten Sinn eine gewisse unvermeidliche Nothwend
keit der Ereignisse und Begebenheiten in der Welt, wodurch sie freilich in die gröb
Widersprüche mit der Lehre von der menschlichen Freiheit und der Natur der Go
heit verwickelt werden mußten. Es ist schwer zu bestimmen, ob alle Weltweis
besonders die Stoiker, in der Bedeutung das Fatum behauptet haben, in welc
man sie desselben beschuldigt. Man unterscheidet gewöhnlich folgende Arten des F
tums: das vernünftige, pantheistische, astrologische, türkische und stoische. Jene
vermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, d
die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in sich selbst hat, und keine andre Ursache au
sich erkennt (das pantheistische Fatum), oder von einem Wesen, das nicht zur W
gehört, und zwar entweder unmittelbarer Weise, ohne Hinsicht auf gewisse Mit
ursachen, dergestalt, daß Dasjenige, was einmal beschlossen ist, geschehen muß,
mögen die Begebenheiten eine Ursache haben oder nicht (das türkische), oder mitt
barer Weise, nämlich durch den Einfluß der Gestirne, welchem die freien We
nicht entgehen können (das astrologische Fatum der Chaldäer) oder durch an
Mittelursachen, und zwar so, daß diese Mittelursachen und ihre Subordinati
von einem absoluten Entschluß, worauf das Betragen verständiger Wesen aus V
wegungsgründen gar keinen Einfluß hat, herrühren (das stoische), oder, daß
Subordination der Ursachen von einem freien Entschluß der Gottheit und in objec
ver Hinsicht von dem freien Betragen vernünftiger Wesen herkommt (das vernü
tige Fatum). Wir begnügen uns, von dem Letztern noch dies zur Erläuterung h
zuzusetzen. Der Mensch ist als ein Sinnenwesen physischen Gesetzen unterwors
Da er nicht Herr der Natur ist, muß er sich ihren Einflüssen auf seine Lage u
Umstände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, stand ni
in seiner Gewalt zu bestimmen. Indem er nun sagt, das Verhängniß oder Schick
hat es so gewollt, so glaubt er damit nicht an ein blindes Ungefähr, sondern er b
ruft sich nur auf Ursachen, die über seinen Kräften und Einsichten sind. Glau

e dabei 1) daß die Veranstaltung und Subordination aller vorhergehenden Ursachen von einem höhern Wesen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt seien; 2) daß dieses Wesen durch einen freien Entschluß diesen großen Weltplan ausführe, und 3) nach Verhältniß seines sittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Qualität seiner Kräfte, auch ihn in diesem Plan mit aufgenommen und ihn an die Stelle in der Welt, durch den Zusammenfluß der ihm oft undurchdringlichen, unbegreiflichen Ursachen gesetzt habe, wo er nach seinen Kräften für das Ganze und Meiste wirken und an der sittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: so gibt er ein vernünftiges Factum zu. Das Verhalten des Menschen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anschlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schicksal in der Bedeutung anzunehmen, daß Alles, was Einem begegnet, unabhängig von dem eignen Handeln und ohne vorgängigen Grund geschehe. Es ist falsch zu sagen, das Zukünftige wird geschehen, man thue auch was man wolle; sondern es geschieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Ist im Buche des Verhängnisses das Zukünftige geschrieben, so ist auch zugleich die Ursache davon geschrieben. Es gibt daher keine absolute, sondern nur eine hypothetische Nothwendigkeit.

Fauche-Borel (Louis), bekannt durch die von ihm mit großer Gewandtheit und Beharrlichkeit zum Vortheil des vertriebenen Königshauses während der franz. Revolution geleiteten Verhandlungen, ward 1762 zu Neufchatel geboren, wo seine aus der Franche-Comte stammende Familie seit der Verfolgung der franz. Protestanten sich angesiedelt hatte. Beim Ausbruche der Revolution widmete er die Buchdruckerei, welcher er vorstand, der Sache der Ausgewanderten. Einige Aufsätze zogen ihm Verbannung zu. Nun diente er ganz der Partei, welche der neuen Ordnung in Frankreich entgegenwirkte. Von 1793 bis 1814 wird sein Name bei allen Versuchen genannt, die man machte, um die Bourbons wiederherzustellen. So ward er 1795 im Namen Ludwigs **XVIII.** als Vermittler zwischen Pichegru und dem Prinzen von Condé gebraucht, um jenen für die Sache des vertriebenen Königshauses zu gewinnen. Er bedung sich auf den Fall des Gelingens eine Million Livres, den Michaelorden und die Stelle eines Oberaufsehers der königl. Buchdruckerei aus. Bei unglücklichem Erfolg aber wollte er sich mit 1000 Louisd'or Entschädigung begnügen. Als Pichegru die ihm gemachten Anträge, doch unter der Bedingung der Mitwirkung Östreichs, angenommen hatte, begab sich Fauche-Borel zum Prinzen Condé, der ihn nach Strasburg schickte, wo der Mittelpunkt des franz. Heeres war. Um Verdacht zu entfernen, gab er vor, ein Haus zur Anlegung einer Druckerei kaufen zu wollen. Als jedoch Argwohn entstand, wurde er verhaftet, und Pichegru verlor den Oberbefehl. Fauche-Borel hielt bald seine Freiheit, da man in seinen Papieren nichts fand, das den Verdacht begründen konnte. Er knüpfte 1796 mit Pichegru in Arbois neue Verständnisse an, und die Folge der Unterhandlungen war, daß sich der General, als er 1797 an der Spitze des Raths der 500 stand, in Entwürfe zu Gunsten des bourbonischen Hauses einließ, die der 18. Fructidor zerstörte. Fauche-Borel stand auf dem Verzeichnisse der Geächteten, und da man seinen Briefwechsel mit Pichegru im Lager des östr. Generals Klingling gefunden hatte, so mußte er sich verbergen. Nach seiner Angabe hat er Mittel gefunden, den Director Barras für die Herstellung der Monarchie zu gewinnen; allein Barras hat 1819 diese Behauptung öffentlich für eine Verleumdung erklärt. Der 18. Brumaire störte alle Entwürfe, und Fauche-Borel begab sich nach London, wo er sich abermals bewegen ließ, zu Gunsten der Bourbons den Vermittler zwischen Moreau und Pichegru zu machen. Nach seiner Ankunft in Paris aber wurde er verhaftet, und mußte 18 Monate im Temple gefangen sitzen, bis er auf die Fürsprache des preuß. Gesandten entlassen und mit Gendarmen auf das preuß. Gebiet gebracht wurde. Gleichwol wagte er 1804 in Frankreich einen Aufruf Ludwigs **XVIII.** an das französische Volk zu

verbreiten. In Gefahr, verhaftet zu werden, ging er nach England, dann n
Schweden, und 1806 wieder nach London. 1814 kam er im Gefolge der V
bündeten nach Paris, ging darauf mit dem Fürsten Hardenberg nach London u
begab sich endlich in seine Heimath. Schon traf er Anstalten, sich in Paris n
derzulassen, als Napoleons Landung seine Plane störte. Von Wien, wohin
preuß. Gesandte, Graf von Golz, ihn geschickt hatte, begab er sich zu Ludwig XVI
nach Gent, wo aber der Ruf von seiner Geschicklichkeit in geheimen Unterhandlu
gen ihn bei dem Minister Blacas in den Verdacht eines Verständnisses mit Na
leon brachte. Die Folge davon war, daß er verwiesen wurde (s. Eckstein), u
in Brüssel gefangen saß, bis der preuß. Gesandte sich für ihn verwendete. Na
der Schlacht bei Waterloo kam er nach Paris; später begab er sich nach Englan
wo er ein Jahrgeld von der Regierung genießt. Er selbst gibt Nachricht von sein
Unterhandlungen in s. „Précis historique de différentes missions dans le
quelles M. Louis Fauche-Borel a été employé pour la cause de la Mona
chie etc.", der 1815 zuerst in Paris herausgegeben, hier aber unterdrückt wurd
und dann 1816 zu Brüssel erschien. Der Wahlspruch auf dem Titel Poena
pro munere (Strafe für Lohn) verräth, daß er sich in seinen Erwartungen betr
gen gesehen hat. — Seine Betriebsamkeit fand seitdem ein andres Feld; es
lang ihm, in Berlin ein Patent zur Bereitung des Kothstaubes, eines wirksam
Düngungsmittels aus den Abfällen der thierischen Ökonomie, zu erhalten. 26.

Faujas-de-Saint-Fond (Barthelemy), Geolog und Naturfo
scher, geb. 1750 zu Paris. Auf seinen Reisen durch fast alle Länder Europas u
der neuen Welt richtete er seine Aufmerksamkeit beinahe einzig auf Gegenstände d
Naturforschung, besonders auf vulkanische Erzeugnisse. Was er darüber mitg
theilt hat, gab neue Aufschlüsse. In seinen „Recherches sur les volcans étein
du Vivarais et du Velai" (1778) entwickelte er seine Ansichten über die Entst
hung der Vulkane, die er aus der Verbindung des Wassers mit dem unterirdisch
Feuerherd erklärt. Seine Untersuchungen machten ihn der Ansicht derjenige
Geologen geneigt, die den Ursprung aller Trappgebirge für vulkanische Erzeu
nisse halten, wie er in seinen „Essais géologiques" darthat. Unter seinen zah
reichen Schriften sind zu erwähnen: „Die Naturgeschichte der Trappgebirge
(1788 und n. A. 1813), „Die Beschreibung der Gebirge bei Mastricht" (179
bis 1808, 10 Lieferungen in Fol.) und s.: „Reise durch England, Schottlan
und die Hebriden" (1797, 2 Bde.), die auch auf die Sittenverhältnisse jener Lä
der belehrende Rücksicht nimmt, und in Wiedemann's deutscher Übersetzun
(Göttingen 1799) durch die Anmerkungen des Schottländers Macdonald ber
chert ward.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem sich sowol thierisc
als auch Pflanzenstoffe, ein jeder nach seiner Eigenthümlichkeit oder Natur, fr
willig, unter Entwickelung kohlensaurer, stick- und wasserstoffhaltiger Gasarte
denen durch die Beimischung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor e
mephitischer Geruch zugesellt ist (was jedoch mehr bei Faulung thierischer Stoffe g
funden wird), zersetzen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige, reine Masse z
rücklassen, an der die vorausgegangene Faulung durch den Geruch zuweilen no
lange errathen werden kann. Ein sehr geminderter Grad oder gänzliche Aufhebu
der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft, Wärme und Feuchtigkeit, Annäherun
schon faulender Körper, bedingen, unterhalten und vollenden sie, jedoch ist der Au
druck von Faulung bei noch vorhandenem, wenn auch sehr verminderten Leben nic
so deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulniß in den sogenannten Faulfi
bern, Faulkrankheiten, und nicht wahre Fäulniß angenommen werden kann. Bei
kalten Brande hingegen ist wahre Faulung, hier ist aber auch in dem brandig
Theile alles Leben völlig verschwunden, es ist eine örtliche Fäulniß zu nennen. D

...n Pflanzenstoffen geht langsam vor sich, sie müssen mit Wasser ange... der Gestank ist nicht sehr durchdringend, der Rückstand schwärzlich, ...n und mit Kohle verbunden; thierische Stoffe hingegen faulen schnel... stank ist viel durchdringender, es entwickelt sich mehr Stickstoff, der, mit ...ffes zu Ammonium verbunden, größtentheils sich verflüchtigt, sobald die... ...bildet hat; es vermindert sich die Masse des faulenden Körpers beträcht... ...nd nichts als eine fette, schmierige, noch stinkende Erde bleibt zurück, die ...ter spät so austrocknet, daß sie wie Asche aussieht. Boissieu hat den zur voll... ...ommenen Zersetzung erfoderlichen Zeitraum in vier Perioden getheilt. Fälschlich ...t die Zersetzung thierischer Stoffe alkalische Gährung genannt, weil sie nicht allein ...kali (Laugensalz) bildet. Fehlen gewisse Bedingungen, so kann zwar auch eine ...setzung der Bestandtheile geschehen, die aber nicht Fäulniß ist; so z. B. verwan... ...sich im Innern der Erde die Vegetabilien in bituminöse, versteinerte Hölzer, ...Torf, Erdharze mancherlei Art. Nicht so ist es, unter gleichen Umständen, ...thierischen Stoffen der Fall; diese haben schon viel Feuchtigkeit in sich, werden ...in der Erde für sich warm, in der Erde selbst ist etwas Luft, sie faulen nur lang... So z. B. fand man beim Ausgraben der Leichname auf dem Cimetière des ...ocents zu Paris, daß manche erst nach einer Zeit von 7, 30 und mehren Jah... ...ren, oder auch manche früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leich... ...name beisammen auf einem kleinen Raume liegen, desto später faulen sie zu einer ...ganzen Masse, sie bilden mehr eine seifenartige Masse. Da die Bedingnisse zur ...Fäulniß bekannt sind, so kann man, wenn man sie entfernt hält, die Fäulniß ab... ...wenden, wozu das Räuchern, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Ein... ...salzen benutzt ist; so sind in dem ägyptischen Sande Körper ohne weiteres Zu... ...thun vollkommen ausgetrocknet worden. Auch wirkt man der Fäulniß durch An... ...wendung der brandigen Holzsäure entgegen. Die Fäulniß wird benutzt, um man... ...cherlei Zubereitungen verschiedener Substanzen möglich zu machen, so z. B. beruht ...darauf das Rösten der Flachspflanze, des Leins, die Papierbereitung; durch sie ...entsteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde, die Möglichkeit, das Leder ...zu gerben u. s. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimischen ...Thierarten, auch ein Verzeichniß derselben.

Faunen sind Waldgötter der Römer, d. i. eine Art von Dämonen, wel... ...che in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von Denen, die das Feld bau... ...ten, verehrt wurden. Sie werden meistentheils ganz in menschlicher Gestalt abge... ...bildet, nur mit einem kleinen Ziegenschwanz, spitzigen Ohren und hervorkeimenden ...Hörnern. Ihre Kleidung ist ein Ziegenfell oder ein andres Thierfell. Man sieht ...sie auch mit Weinranken bekränzt, weil sie, gleich den Satyrn, zu dem Gefolge des ...Bacchus gehören. Zu den berühmtesten antiken Faunenbildern gehört der alte ...sogenannte Faun im florentinischen Museum, der jugendliche Faun, als Flötenspieler. ...Die Dichter schildern sie uns als mißgestaltete, grob sinnliche Götter, und diesen ...Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie ...werden als Söhne des Faunus betrachtet. Dieser wurde als einer der ältesten Kö... ...nige in Latium, zugleich als weissagender Gott verehrt, und ist der Pan der Römer, ...und auch seine mit der Fatua oder Fauna erzeugten Söhne, gleich den griechischen ...Pänen, als Schützer und Mehrer der Heerden-, Wald- und Feldgötter verehrt ...worden. Über den Unterschied von denselben s. Voß „Mythologische Briefe" (2. ...Th. S. 232 fg.).

Faust (Joh.) oder Fust, Goldarbeiter zu Mainz, einer der Ersten, welche ...die Buchdruckerkunst ausübten. (S. Buchdruckerkunst.) — Verschie... ...den von diesem ist der berüchtigte Schwarzkünstler **D. Joh. Faust**, im Anfang ...des 16. Jahrh. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben,

oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg gebürtig gewesen sei unentschieden. Das Erste ist am wahrscheinlichsten. Er war der Sohn Bauern, der ihn nach Wittenberg sendete, wo er sich den Wissenschaften mete. In seinem 16. Jahre ging er nach Ingolstadt, studirte Theologie, n drei Jahre nachher Magister, wendete sich aber von der Theologie zu der dicin, Astrologie und Magie, worin er auch seinen Famulus, Joh. Wagner, Predigers Sohn zu Wasserburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erb seines Oheims verschwendet hatte, bediente er sich, der Sage nach, seiner erla Kraft, die Geister zu beschwören, beschwor den Teufel, und machte mit ihm Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geist, Mephistopheles, zu seinem D mit welchem er nun umherreisete, lustig lebte und durch Wunder die Welt i staunen setzte (z. B. auf einem Weinfasse aus Auerbach's Keller 1523 in Leipzi vorritt, worauf sich noch ein altes Bild in diesem Keller bezieht), bis endli Dorfe Rimlich, Nachts zwischen 12 und 1 Uhr, der Teufel ihn grausamlich brachte, wie solches von Georg Rudolf Wiedemann in den „Wahrhaftigen L rien von denen greulichen Sünden D. Joh. Faustens" (Hamb. 1599), u dem alten beliebten Volksbuche: „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzschr künstlers und Zauberers D. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, teuerlicher Lebenswandel und schreckliches Ende" (gedr. zu Köln am Rhein Nürnberg), berichtet wird. Ob an dieser Sage etwas wahr sei oder nicht, über ist mancherlei Streit gewesen. Einige, welche diesen Faust mit dem vo verwechselten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Absch der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunst beeinträchtigt sahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als Teufels Werk verschrieen, und dem Namen Faust ein ewiges Brandmal durch Erfindung jener Geschichten aufdrücken wollen. Diese Meinung aber wide sich dadurch, daß jener Faust in das 15., dieser in das 16. Jahrh. gehört, gegen 1560 verschwand. Die, welche sein Dasein gänzlich leugnen wollten, den die Zeugnisse Tritheim's, Melanchthon's u. A. gegen sich, die ihn selbst ges hatten. Demnach würde uns wol am Ende ein ungewöhnlicher Mensch ü bleiben, mit physikalischen Einsichten, die sein Zeitalter als Wunderwerke, mithin als Werke des Teufels, anstaunte und fürchtete. Vielleicht zog er umher, durch Taschenspielerkünste und natürliche Magie die Augen der Men blenden. Die Erzählung der Faust'schen Abenteuer hat die Entstehung eines dern Buchs veranlaßt: „Faust's Höllenzwang oder der schwarze Rabe". sem Buche schrieb sonst der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält schon dem Titel, dem zufolge es 1404 zum ersten Mal gedruckt ist, eine Lüge, un mit lauter sinnlosen Charakteren und Figuren, und schändlich gemißbrauchten belsprüchen angefüllt. — Jene Legende hat der Poesie Stoff zu mehr als e Meisterwerke geliefert. Nachdem dieser Stoff lange Zeit nur für Farcen und rionettentheater war benutzt worden (s. Görres, „Über die deutschen Volksbüc verglichen mit dem Spittler'schen Zusätzen zu Moser's „Würtemb. Biblioth faßte Lessing die Idee, ihn zu höhern Zwecken zu benutzen, und entwarf zwei T spiele von D. Faust, wovon leider nur ein kurzes, aber meisterhaftes Bruc übrig ist. Klinger, in „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt", und Göth seinem unübertroffenen „Faust", gehen Beide von derselben Idee aus, nur dem Unterschied, daß es bei Beiden nicht der Teufel ist, der Faust an der s chen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, sondern daß die Wißbe selbst ihn dem Teufel in die Arme führt, sodaß man mit dem Göthe'schen M stopheles sagen möchte:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

iſt bei Beiden eine hypergenlale Natur. Früh ſchon fand er die Grenzen menſchheit zu enge, und ſtieß mit wilder Kraft dagegen an, um ſie über die keit hinüberzurücken. Er warf ſich in die Wiſſenſchaften. Kaum aber n ihren Zauber gekoſtet, als der heftigſte Durſt nach Wahrheit in ſeiner entbrannte. Nach langem Herumtappen waren ſeine Ernte: Zweifel, Unüber die Kurzſichtigkeit der Menſchen, Mißmuth und Murren gegen den, der ſchaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finſternlß durchbrechen zu können. weitern Ausführung weichen aber Beide ſehr von einander ab, und es findet keine Vergleichung zwiſchen Klinger's Roman und Göthe's Drama weiſtatt; jener iſt durchdrungen von philoſophiſchem, dieſer von poetiſchem Geiſte. Klinger trifft Fauſt das unvermeidliche Schickſal, des Teufels Beute zu ; darum iſt auch bei Klinger Alles greller und düſtrer, bei Göthe mllder und gehalten. Bei Klinger vermiſchen ſich die Sagen von beiden Fauſt, aber hat ſich bloß an die von Fauſt dem Zauberer gehalten. Nach Göthe Klinger verdienen die Bearbeitungen dieſes Stoffes von Schink, Schreiber den Maler Müller genannt zu werden; die letztere iſt die roheſte, aber unter n doch die kräftigſte und genlalſte. Über die tiefere Bedeutung der Sage e eine Aufklärung in der Schrift: „Über Fauſt und den ewigen Juden" 1824).

Fauſt (Bh. Cp.), D. der Medicin und Hofrath zu Bückeburg, als ſchriftſteller seit 1780 bekannt, wurde 1755 zu Rotenburg in Heſſen geboren, wo ſein Vater Arzt war. 1794 ſchrieb er über die Perioden des Lebens. Ein Streben nach Gemeinnützigkeit ließ ihn nicht einzig bei gelehrten Gegenſtänden verweilen; er ergriff, obſchon bejahrt, gleich einem Jünglinge mit warmem Eifer die Feder, um die Mitwirkung Hoher und Niederer für das gemeine Geſundheitswohl zu gewinnen und üble Gebräuche einzuſtellen. Schon 1794 ſtellte er einen Verſuch auf über die Pflicht der Menſchen, jeden Blatternkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern und dadurch die Ausrottung der Blatternſeuche zu bewirken. Obſchon man dieſen beherzigungswerthen Vorſchlag wenig beachtet hatte, ließ ſich Fauſt nicht abhalten, denſelben ſogar den zum Friedenscongreß nach Raſtadt verſammelten Miniſtern 1798 nochmals vorzulegen. 1802 und 1804, als Jenner's Entdeckung Fauſt's philanthropiſchem Plane zu Hülfe kam, that er viel für die Verbreitung der Kuhpocken; er ſchrieb deßhalb einen Zuruf an die Deutſchen, ſchlug auch öffentliche Impfanſtalten vor. Mehre Gebrechen, die in der Ausübung der Geburtshülfe eingewurzelt ſind, entgingen ihm nicht, und er hat deßhalb viele gute und gutgemeinte Vorſchläge bekannt gemacht. Mit noch eindringendern Worten ſprach Fauſt für die menſchlichere Behandlung der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, in allen periodiſchen Blättern, auch mit Ph. Pfaff gemeinſchaftlich über die Anwendung und den Nutzen des Öls und der Fette bei chirurgiſchen Operationen, welcher Schrift 3 Abhandl. angehängt ſind, über die Heiligkeit der Feldlazarethe", „Beſchreibung einer Beinbruchmaſchine und „Das Lebendigbegraben auf den Wahlplätzen zu verhüten" (1806). Sein gediegenſtes Werk iſt ſeine „Populaire Diätetik" oder ſein „Geſundheitskatechis-

F.

Fauſtina. 1) Die Gemahlin des Kaiſers Antoninus Pius, und 2) deſſen Tochter, welche nachher an den Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geſchichtſchreiber jener Zeit haben die ſchönen Beſchreibungen, welche ſie von dem glücklichen Zuſtande des Reichs unter der Regierung dieſer Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen befleckt. Aber zur Ehre der jüngern Fauſtina, welche dieſe Flecken am meiſten treffen, darf man nicht vergeſſen, daß ihr eigner Gemahl, Marcus Aurelius, der ſich durch ſeinen trefflichen Charakter und durch ſeine Neigung zur Philoſophie den Beinamen des Phi-

losophen erwarb, ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihr, in Betrachtungen über sich selbst, das Lob einer musterhaften Gattin beilegt. unsern Tagen hat Wieland versucht, sie gegen die Schmähungen der plauderha Geschichtschreiber der römischen Kaisergeschichte zu rechtfertigen.

Faustrecht (jus manuarium), Recht der Selbsthülfe mit gewaffn Hand: ein Übel, welches alle Staaten in ihrer Kindheit treffen muß, so la sie nicht eine wohlgeordnete Gerichtsverfassung und eine kraftvolle Regierung sitzen. In Deutschland dauerte dasselbe bei weitem länger, als in Frankreich England, weil die Zerstückelung des Reichs und die Schwäche der kaiserlichen gierung wirksamen Maßregeln im Wege stand. Noch ziemlich lange Zeit n der Stiftung des Reichskammergerichts und des ewigen Landfriedens (149 waren, wie man u. A. aus dem Leben Götzens von Berlichingen sieht, viele den Dingen im Gange, welche der Landfriede hatte abstellen sollen. Das Fa recht hatte vornehmlich zweierlei Gegenstände, die Befehdungen und das Re der Pfändungen, und beide arteten oft, so wenig auch ihre ursprüngliche Bes mung darauf gegangen war, in ein wahres Raubgewerbe aus. Den Be dungen arbeitete man seit den ersten Zeiten der Monarchie entgegen (s. Lan frieden), aber vergeblich; man suchte sie wenigstens dadurch zu mindern, nach den ältern Reichsgesetzen ein Versuch vorhergehen sollte, sein Recht du Güte oder richterliche Hülfe zu erlangen, sowie man sie durch das Verbot, kri rische Angriffe am Freitag, Sonnabend und Sonntag vorzunehmen, zu mild suchte. Allein Alles das wurde wenig beobachtet. Die Privatpfändungen wa erlaubt, wenn man eine klare verbriefte Foderung hatte, in Güte aber seinem Schuldner nichts erhalten konnte. Man wandte sich dann an einen R ter, welcher gegen billige Vergütung es übernahm, dem Schuldner aufzupas ihn selbst oder ihm gehörige Güter anzuhalten, und sowol seinen Schützling sich selbst bezahlt zu machen. Dabei kamen aber gar viele Unregelmäßigkeiten v welche durch Gesetze verboten, aber durch alte Gewohnheit dennoch aufrecht geh ten wurden. Erstlich sollte dem Schuldner die Pfändung vier Wochen zuvor a gekündigt werden, was nicht auszuführen war, weil derselbe dadurch nur gewar worden wäre, seine Person und Sachen in Sicherheit zu bringen. Zweitens so gleich nach der Pfändung der nächste Richter aufgesucht werden. Das wa denn, wenn es ja geschah, die Gerichte eines Burgherrn, mit welchem man abfand, sodaß es mit der Gerechtigkeit so genau nicht genommen wurde. A wurden unter irgend einem Vorwand die Sachen wol wieder weiter geschafft, so der Gepfändete zu thun hatte, ehe er ausfindig machte, wohin sie gekomm waren. Drittens, die Hauptsache aber war, daß man sich nicht an den Schu ner allein, sondern an den ersten besten seiner Mitbürger hielt, dessen man habh werden konnte. Dies war ein Überbleibsel der alten deutschen Gesammtbü schaft der Gemeinden gegen einander (franciplegium, frankpledge), welche Gesetze längst gemißbilligt hatten, aber nicht ausrotten konnten, daher Kai Friedrich I. 1158 nur die Studenten dagegen in seinen Schutz nahm, daß nicht wegen angeblicher Schulden ihrer Landsleute angegriffen werden sollt Viele Burgbesitzer und Ritter lebten ganz von diesem Gewerbe, welches zur w ren Straßenräuberei ausartete, indem der Mangel sie trieb, reisende Kaufle niederzuwerfen, wenn auch keine Schuld von ihnen beizutreiben war, oder ih mehr abzunehmen, als die Schuld betrug. Damit waren noch viele andre P ckereien verbunden, das Aufdringen von Geleite, das Erheben von Abgaben die Sicherheit der Straßen u. dgl., welches Alles von den Städten für Unge tigkeit und Räuberei erklärt und an den Urhebern mit schimpflichen Hinrichtun bestraft wurde. Die gänzliche Abstellung dieser Dinge gelang erst gegen Ende

Favart (Charles Simon), der Schöpfer der feinern komischen Oper unter den Franzosen, Sohn eines Pastetenbäckers in Paris, 1710 geboren. Auf dem von Ludwig XIV. gestifteten Collegium vollendete Favart einen Theil seiner Studien, bald sich der Poesie ergebend, trat er mit einem Gedicht: „La France délivrée par la pucelle d'Orléans" auf, welches ihm den Preis in den Jeux floraux verschaffte. Seinen eigentlichen Dichterruhm errang er aber erst durch seine zahlreichen Arbeiten für das italienische Singspiel und die komische Oper. Da die letztere jedoch, mit welcher Favart aufs innigste verbunden war, 1745, in Folge der Cabalen der Italiener, denen durch die französische komische Oper großer Abbruch geschah, eingehen mußte, so sah sich der Dichter gezwungen, die Direction einer wandernden Truppe zu übernehmen, welche der Marschall von Sachsen auf seinen Feldzügen nach Flandern mitnahm. So mußte Favart oft vor dem Beginn einer Schlacht oder sonstigen entscheidenden Begebenheit sein Talent dazu anwenden, das Heer anzuregen, wie dies z. B. den Abend vor der Bataille von Rocoux der Fall war, wo der Dichter auf des Marschalls Befehl in der Eile ein Couplet entwarf, das von einer beliebten Actrice in den Zwischenacten vorgetragen, und in welchem in der bevorstehenden Schlacht der Sieg unzweifelhaft dargestellt wurde. So wohl es nun auch hier im Ganzen Favart ging, so hatte er doch den Schmerz, sehen zu müssen, wie seine Gattin (s. d. folg. Art.) dem Sieger von Fontenoy und Rocoux nur zu sehr gefiel. Endlich zurückgekehrt in die Hauptstadt, widmete sich Favart gänzlich der dramatischen Poesie, und schrieb in dieser Periode, vereint mit dem Abbé Voisenon, seinem Hausfreunde, eine Menge seiner besten Stücke, an denen auch zuweilen die geistvolle Mad. Favart Antheil hatte, sodaß man bei den meisten derselben annehmen kann, daß Favart selbst den Plan, Styl, Charakteristik und Dialog gab, seine Frau die einzelnen Züge von Naivetät und weiblicher Schalkheit einmischte; von dem Hausfreunde aber, der zu seiner Zeit in der Literatur viel zu sehr überschätzt wurde, die nicht immer glücklichen Wortspiele und frostigen Allusionen herrührten, die sich zuweilen in den Favart'schen Stücken finden. Die Zahl dieser Arbeiten ist sehr groß, und mehre derselben, wie z. B. „Soliman II. oder die 3 Sultaninnen", „Ninette à la cour" (wonach Weiße in Leipzig seine bekannte Operette: „Lottchen am Hofe", dichtete), „La chercheuse d'esprit", „L'astrologue de village" u. a. sind zum Theil noch auf den Repertorien der franz. Operbühnen, zum Theil auch in Übersetzungen und Bearbeitungen auf die andern Nationen übergegangen. In der letzten Zeit seines Lebens zog Favart, der 1792 in dem bedeutenden Alter von 80 Jahren starb, eine Pension von 800 Fr. von dem italienischen Theater. Frischheit der Ideen, Grazie und Natürlichkeit im Ausdruck sanfter Empfindungen, richtige Zeichnung seiner meist ländlichen Charaktere, und eine reine und angenehme Diction, im Versbau wie in der Sprache, gehören zu den Hauptvorzügen von Favart's Muse. 1763 kam eine Gesammtausgabe seiner Werke in 8 Bdn. (denen 1772 2 Bde. nachgeliefert wurden), und 1809 eine Auswahl der besten Operetten in 3 Bdn. heraus. — Ein Sohn von ihm, **Charles Nicolaus Favart** (geb. 1749, gest. 1806), ausgezeichnet als Schauspieler auf dem italienischen Theater, hat gleichfalls mehre Stücke verfaßt, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden.

Favart (Marie Justine Benedicte, geb. Duronceray), geb. zu Avignon 1727, wurde zu Luneville erzogen, wo ihr Vater in der Capelle des Königs Stanislaus Leczinski angestellt war. Durch Talent und Schönheit ausgezeichnet, kam die junge Duronceray 1744 nach Paris, wo sie im folgenden Jahre, unter dem Namen Demoiselle Chantilly, auf dem Theater de l'Opéra comique debutirte, und sich ebenso viel Beifall als Schauspielerin, wie im Ballet als Tänzerin erwarb. Dieser allgemeine Beifall war aber auch mit die Ursache, warum die andern Theater auf die Unterdrückung der ihnen so vielen Schaden zufügenden komi-

schen Oper drangen. Dem. Chantilly, jetzt aus den ihr so sehr zusagenden Fäch des Gesanges und Tanzes herausgerissen, mußte sich auf die einfache Pantomi beschränken. Ihr Talent erwarb ihr indeß auch hier fortwährend die Bewun rung des Publicums. Um diese Zeit vermählte sie sich mit Favart, dem sie, derselbe die Direction des ambulanten Theaters bei der flandrischen Armee üb nahm, dahin folgte. Hier fand sie bald an dem Marschall von Sachsen ei ebenso glühenden als sein Ziel mit jedem Mittel verfolgenden Verehrer. La weigerte sich Mad. Favart, die Wünsche des Marschalls zu erfüllen; da ders aber endlich in seiner verliebten Heftigkeit so weit ging, nicht allein ihren Ma möglichst zu bedrücken, sondern auch sie selbst, mittelst seiner Verbindungen, ein Kloster bringen ließ, woselbst sie über Jahr und Tag schmachten mußte, fügte sie sich endlich den despotischen Wünschen; worauf sie dann mit ihr Manne wieder nach Paris zurückkehrte, wo sie als Mitglied der italienischen O auftrat, und sich fortdauernd des allgemeinsten Beifalls erfreute. Sie starb 20. April 1772 in ihrem 45. Jahre, und hinterließ den Ruhm, eine ebe geistreiche und ausgezeichnete Künstlerin als liebenswürdige Frau gewesen zu s Sie war die Erste, welche es wagte, Soubretten und Landmädchen (ihr Hau fach) in der diesen Ständen angemessenen Tracht zu spielen, denn bis dahin h man, befangen in höfischer Steifheit, die Kammermädchen und Bäuerinnen den franz. Bühnen nie anders als in dem gesuchten Putz der Hofdamen, mit schmeide bedeckt, mit hohen Aufsätzen und weißen Handschuhen auftreten seh Als sie das erste Mal in dem natürlich-idealisirten Costum einer Dörfnerin der Favart'schen Operette: „Bastien et Bastienne") erschien, machte dies zu eine ungemeine Sensation, bald fand man aber die Sache gut, und sah die liebe würdige Künstlerin so nur noch lieber.

Favier, Publicist und Diplomat, geb. zu Toulouse im Anfange des 1 Jahrh., folgte im 25. Jahre seinem Vater als Generalsecretair der Stände v Languedoc; allein die Ausschweifungen seiner Jugend nöthigten ihn, diese eben ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen, sich mit den Wiss schaften zu beschäftigen, studirte er besonders Geschichte und Politik, wobei il sein außerordentliches Gedächtniß sehr nützlich war. Nachdem er eine Zeitl als Gesandtschaftssecretair am turiner Hofe gestanden hatte, wurde er von d' genson zurückberufen, für den er mit seltenem Talent mehre bedeutende D schriften arbeitete. Auch der Minister leistete ihm wichtige Dienste, und voll V trauen auf seinen Patriotismus, enthüllte er ihm das ganze alte System der fr Politik gegen die andern europäischen Mächte. Nach dieser Mittheilung verfaßt das Memoire: „**Réflexions contre le traité de 1756**" (zwischen Frankr und Östreich). Diese Schrift ist eine der besten über die Diplomatie jener Z und noch jetzt für alle Staatsmänner sehr wichtig. Er machte sich aber damit Feinde, und als d'Argenson das Ministerium verließ, konnte auch er seine S nicht behaiten. Doch erhielt er unter Choiseul verschiedene geheime Sendu nach Spanien und Rußland. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs X Befehl mit den Gesandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwe führte, trug ihm die Abfassung mehrer Denkschriften auf, worin er seine t Kenntnisse entfaltete. Favier gerieth dabei in große Gefahr, weil er dem Mo chen selbst gegen die Minister diente, und mußte aus Frankreich fliehen. Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem er wichtige öffnungen über seine diplomatischen Missionen machte. Allein die Rückkehr Frankreich konnte er nicht für sich gewinnen; der Haß der Mächte, gegen d geschrieben hatte, verfolgte ihn auch im Auslande. Er wurde sogar, unter Vorwande einer Verschwörung, in Hamburg ergriffen, und als ein Störer Friedens von Europa, nach Paris gebracht. Sein Briefwechsel mit dem Pri

Heinrich von Preußen wurde für strafbar erklärt, und er in die Bastille gesetzt, wo er mehre Jahre saß. Auf Broglio's Verwenden erhielt er endlich seine Freiheit, lebte aber nun ohne Anstellung, bloß von den Früchten seiner Talente. Er schrieb Denkschriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erst bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung erhielt er eine Pension von 6000 Livres. Er starb zu Paris 1784. Ségur hat einen Theil s. Schriften gesammelt und herausgegeben: „Politique de tous les cabinets de l'Europe" (3 Bde., 1802).

Fayardo (Diego de Saavedra), berühmt als Staatsmann, und einer der geistreichsten spanischen Prosaisten, geb. zu Ende des 16. Jahrh., aus einem edlen Hause der Provinz Murcia, studirte zu Salamanca, und ward daselbst D. der Rechte. Als Secretair für die neapolitanischen Geschäfte ging er mit dem spanischen Gesandten Borgia nach Rom, ward hierauf spanischer Agent am römischen Hofe, begab sich 1636 nach Regensburg, um der Wahl Ferdinands zum römischen König beizuwohnen, und wurde, nach andern diplomatischen Geschäften, von Philipp IV. 1643 auf den Friedenscongreß nach Münster geschickt. Von hier 1646 zurückberufen, starb er, als Mitglied des hohen Raths von Indien, zu Madrid 1648. Seine Schriften sind: „Idea d'un principe politico Christiano representado en cien empresas" (Monaco 1640, und mehrmals, ein Fürstenspiegel in Bildern; auch ital., franz., latein. und deutsch), ferner: „Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada". Er wollte von diesem in den historischen Untersuchungen unkritischen und flüchtigen, aber classisch geschriebenen Werke drei Theile herausgeben; es ist aber nur dieser erste erschienen. Alphons Nuñez de Castro lieferte eine schlechte Fortsetzung. Endlich „Republica literaria" (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich spanischer Schriftsteller, deutsch mehrmals, z. B. Jena 1808) und „Locuras de Europa, dialogo posthumo". Seine sämmtl. Werke erschienen Antwerpen 1683, 4.

Fayence, Halbporzellan oder unechtes Porzellan, eine Art Geschirr, das sich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit und feinere Glasur, gewöhnlich auch durch edlere Formen und bessere Malerei unterscheidet. Es hat seinen Namen von der Stadt Faënza in Romagna, wo es 1299 erfunden sein soll. Man verfertigte dort zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße, welche die Italiener, wahrscheinlich nach dem Erfinder, Majolica nannten. Einige Stücke sollen von den damals lebenden großen Künstlern, einem Rafael, Giulio Romano, Tizian u. A., mit Malereien geziert, und stehen als Denkmäler alter Kunst in hohem Werth. Die höchste Feinheit in der Majolica ward in der Zeit von 1530 bis 1560 erreicht. Der König von Würtemberg besitzt eine kostbare Sammlung davon. Die Erfindung der heutigen Fayence scheint aber erst gegen Mitte des 16. Jahrh. zu Faenza gemacht worden zu sein, und bekam den Namen Fayence in Frankreich, als ein Mann aus Faënza, durch Auffindung einer guten Erde bei Nevers in Frankreich, die Kunst dahin verpflanzte. Gegen Ende des 17. Jahrh. zeichnete sich die Stadt Delft in Holland durch Fabrication der Fayence aus, welche man auch delftisches Porzellan nannte. Es hält im Feuer wenig Stand. Das englische Steingut, welches aus gestoßenen Steinen bereitet wird, ist zwar der Fayence ähnlich, aber doch wesentlich davon verschieden.

Fayette (Marquis de la), s. Lafayette.

Fayette (Marie Magdal., Gräfin de la), s. Lafayette.

Febronius, s. Hontheim.

Februar, von der römischen Göttin Febria oder Februa, die den gewöhnlich vorgeschriebenen Reinigungen (z. B. der Wöchnerinnen) vorstand, und zuweilen mit der Juno verwechselt wird. Auch die Mosaische Religion schrieb den

gleichen Reinigungen vor, und bei uns fällt noch jetzt das Fest der Reinigung
riä auf den 2. Februar. (S. Lichtmesse.) Der deutsche Name des
bruars, Hornung, soll von hor (Koth) herstammen, weil in diesem Mona
Wege aufzuthauen und daher kothig zu werden pflegen. Im Holländ. hei
Sporkelmaend.

Febvre (François Joseph Le), s. Lefebvre (François Joseph).

Fechter, Fechterstatuen. Einen besondern Kreis der Darstellu
in der Bildhauerkunst machten die Darstellungen der Fechter aus. Die F
bei den Römern (mit den Athleten oder Ringern nicht zu verwechseln) waren
ven, welche zum Vergnügen der Vornehmen und des Volkes mit und ohne W
gegen einander kämpften. Solche blutige Kämpfe, wo oft Fechter zu g
Scharen auf einander losgelassen wurden, fanden bei religiösen Festen, sow
großen Trauerbegängnissen statt. Die Griechen hatten in diesem Sinne
Fechter. Die berühmtesten Fechterstatuen sind 1) der sogenannte Bor
se'sche Fechter, welchen Winckelmann für einen Discuswerfer oder Krieger,
sing für den Chabrias hielt; Nibby hält sie für eine Eckfigur in dem Giebe
des Apollotempels in Delphi, welches die Niederlage der Gallier, die einen
fall in Griechenland gewagt hatten, darstellt, und zwar für einen Gallier.
ein Kämpfer, der einen Angriff nach oben zu abwehrt, mit gespannten Mus
eine Statue ersten Ranges von feinkörnigem Marmor gearbeitet, und im Ca
aufgestellt, auch 1815 aus Paris wieder dahin gebracht. 2) Der sogen
sterbende Fechter, der aus der Ludovisi'schen Sammlung in das Museum
tolinum gekauft wurde; es ist ein sterbender Kämpfer, nach Zoega ein Barba
eine Wunde in die Brust empfangen und mit Ingrimm im Gesichte in B
ist niederzusinken. Der Knebelbart, der Strick um den Hals ist vielleicht
des modernen Ergänzers, Mich. Angelo.

Fechtkunst, die Kunst des geschickten persönlichen Angreifens und
theidigens, besonders durch Degen und Schwert. Sie kann nicht bloß im
des wirklichen ernstlichen Kampfes, sondern auch zur Stärkung und Geschm
gung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja selbst zur höhern Be
gung, als vollendete Darstellung eines wechselseitigen Kampfes angewendet
den, und nähert sich hierdurch der schönen Kunst, obgleich die Bewegunger
Körpers nicht frei, sondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidi
sehr beschränkt sind. Die Franzosen haben es in dieser Kunst vorzüglich we
bracht. Die Werkzeuge, deren man sich zur bloßen Übung bedient, sind stu
Degen- oder Säbelklingen, an der Spitze mit Knöpfen versehen, und heißen
piere. S. Schmidt's „Lehrschule der Fechtkunst"; der beste Unterricht ist
hierin der praktische.

Fecialen, s. Herold.

Feder. Die Federn, das charakteristische Eigenthum des Vogelgesch
bestehen, ihrer äußern Bildung nach, aus dem Kiele und der Fahne. An
Kiele unterscheidet man: die Spule, eine runde, durchsichtige, hohle, horn
Röhre, gleichsam die Wurzel der Feder; und den Schaft, welcher elastisch i
aus einem weißen, trockenen und sehr leichten Mark besteht. In der Spule
sich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder), welches aus lauter in einander g
benen Trichterchen oder Bläschen besteht, die mit einander Gemeinschaft
Oben endigt es in einer Röhre, unten aber steht es, mittelst einer kleinen Öf
des Kiels, mit der Haut des Vogels in Verbindung, und ist wahrscheinlic
Werkzeug, wodurch der Feder die Nahrung zugeführt wird. Der Schaft
beiden Seiten mit gleichlaufenden, dicht neben einander stehenden Fasern
deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäserche
hält. Diese Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, und sie ist b

Flügelfedern an der einen Seite breiter als an der andern, bei den übrigen aber an beiden Seiten gleich. Die Fasern sind mit Härchen und Häutchen besetzt, mittelst welcher sie sich so fest an einander schließen, daß sie an einander zu kleben scheinen, ohne jedoch zusammen verwachsen zu sein. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es sich zu gewissen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mausern. Bei den meisten einheimischen Vögeln geschieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbst, bald früher, bald später; nur wenige, wie die Wachteln, mausern sich zweimal des Jahrs. Da die Federn die Eigenschaft haben, daß sie, wenn ihr Wachsthum vollendet ist, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einsaugt, so wächst auch ein abgeschnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel beschnitten sind, bleibt bis zur nächsten Mauserung in diesem Zustande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachsen, man müßte sie ihm denn früher allmälig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet, und sein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Die Bewohner des hohen Nordens bedienen sich der abgezogenen befiederten Häute mehrer Wasservögel zur Umkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federseite auf dem bloßen Körper, und widersteht darin der furchtbaren Kälte seines Himmelsstrichs. Die alten Mexikaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihres Colibris allerlei Gemälde, nach Art der Mosaik, die aber höchst unvollkommen sein mußten. Professor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmosaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (insbesondere, Gummi elasticum). Der Baum, von welchem dieses merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächst in mehren Gegenden Südamerikas, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im System aufgeführt. Ritzt man den untern Theil seines Stammes mit einem scharfen Instrumente, so ergießt er einen milchähnlichen Saft, der sich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen diesen Saft zur Zeit seiner Flüssigkeit über thönerne Formen, die sie nachher in Wasser auflösen und herausspülen; daher rührt die flaschenförmige Gestalt, in welcher der Gummi nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir besitzen unter diesem Namen eine Lustspielsammlung von einigen 20 Stücken, die sich vortheilhaft auszeichnen, deren Verf. der Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, studirte zu Turin, ward Doct. der Rechte und Advocat. 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Asti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königl. Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er sich allgemeine Liebe erwarb, gab er doch, aus unbekannten Ursachen, seinen Posten auf, änderte seinen Namen und widmete sich dem Theater. Er starb 1804 zu Turin. Seine Stücke sind mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; sie haben einen regelmäßigen Gang und anziehende Situationen. Die Charaktere sind treffend und ohne Überladung gezeichnet. Der Dialog ist fließend und rein, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der seine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Lustspiel „La bugia vive poco", unter dem Titel: „Gleiches mit Gleichem", von Vogel bearbeitet, wird auf der deutschen Bühne noch immer gern gesehen.

Federkraft, s. Elasticität.

Feen, Feenmärchen. Daß die Feen weibliche Geister seien, eine Art von Schicksalsgöttinnen, gute und böse, weiß Jeder aus seiner Kindheit. Gewöhnlich sind jene die schönsten Damen von der Welt, diese die häßlichsten Mißgeburten. Oft finden sie sich bei der Wiege, oder in entscheidenden Augenblicken des Lebens ein, bestimmen und wenden das Schicksal, geben und nehmen Geschenke. Sie haben einer Art von Allwissenheit ward ihnen hohe Macht, und ihr Stab thut

Wunder, wie ein Zauberstab. Doch sind beide, ihr Wissen und ihre Macht, unbeschränkt. Der Macht des Zauberers unterliegen sie oft selbst, und man hat spiele, daß Feen, die sonst durch eigne Macht die wunderbarsten Verwandlu der Wesen bewirkten, selbst Verwandlungen unterliegen mußten. Beschr wie ihre Macht, ist auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in Macht gegeben sind, können sie wirken; denn mächtiger als Feen und Zaube ist das im Dunkeln waltende Schicksal. Wer erkennt nicht in diesen poeti Wesen und ihrer vermittelnden Wirksamkeit einen Versuch, das ewige Rä der oft bis zum Wunderbaren verschlungenen Begebenheiten des Lebens zu l und die unsichtbaren Beweger der Natur bildlich darzustellen. Freilich ein desversuch, der statt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, un die Stelle der natürlichen Ursachen ein poetisches System von Mythologie Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, besonders wenn es von der P gepflegt wird. — Das Vaterland dieser Mythologie der Feen ist Arabien, wo sie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europä Name Fee kommt von fatum, Schicksal; bei den Italienern heißt Fee noch In den historischen Sagen der Italiener stößt man öfters auf Feen, und es hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz Feen bewohnt sei. In Frankreich erhielten sie im 12. Jahrh. dutch Lancelot See ihre poetische Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geschmack an der Feerei, n Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern gla ten daran in den Romanen, das Volk sah Feen überall, besonders aber in ver lenden Schlössern, oder solchen, die in Wäldern lagen. Im Schlosse von signan waltete die Fee Melusine; aber auch um Quellen und Bäume webten Eine bedeutende Rolle spielten sie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, gaben der romantischen Poesie des christlichen Ritterthums einen eignen Reiz; gehörten zur Maschinerie derselben, und die romantisch-epischen Gedichte ei Bojardo, Ariosto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten nicht etwa erst Chaucer und Spencer ein, sondern Erzählungen von ihnen wa so verbreitet und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen selbst d nicht seltsam und unnatürlich schienen, als Shakspeare sie auf die Bühne brac Neben der christlichen Lehre von guten und bösen Geistern konnten sie recht bestehen, und Tasso machte in seinem „Befreiten Jerusalem" einen Versuch, d geistigen Mittelwesen des Christen- und Heidenthums in eine poetische Harmo zu bringen. Im letzten Viertel des 17. Jahrh. wurden aber besonders die eig lichen Feenmärchen Mode, und es scheint, daß auch hier die Italiener a angingen. „Der Pentamerone" von Basilio, vermehrt von Alessia Abbatu brach 1667 die Bahn. Durch Ursachen, welche ihren Grund in der Privat schichte Ludwigs XIV. haben, kamen diese Märchen, seit der Aufhebung Edicts von Nantes, 1685, in Frankreich an die Tagesordnung, und es kam nachdem Perrault 1697 die „Contes de ma mère l'Oye" herausgegeben ha ihrer fast zu gleicher Zeit eine Menge von verschiedenen Verfassern und Verfa rinnen in Umlauf. Es scheint fast, daß der gelehrte Orientalist Antoine Gall zur Übersetzung der arabischen Feenmärchen: Tausend und eine Na (s. d.), welche 1704 herauskam, erst durch die damals herrschende Vorliebe Erzählungen dieser Art veranlaßt worden sei. Vielleicht aber hatte Galland du frühere Mittheilung in Privatcirkeln die Idee davon geweckt, die Erinnerung die Feen in den alten Fabliaux und Ritterromanen kam hinzu, und man versu ähnliche Erfindungen. Mit welcher Begierde diese aufgenommen wurden, weist die Menge, welche seit der Zeit erschien. Man hat die vorzüglichsten sammelt in dem „Cabinet des fées" (Paris und Genf 1786, 37 Bde.), de

ter Band Nachrichten über die Verf. enthält. Die ersten Geschmacksrichter
s der Schule Boileau's, die so sehr den Verstand der Einbildungskraft vorzo-
i, schüttelten gewaltig die Köpfe, allein der Modegeschmack kehrte sich nicht
an, bis die Überfüllung endlich Ekel erregte. Dann sah man freilich ein, daß
milton, der selbst so vortreffliche Feenmärchen schrieb, Recht gehabt haben
ge, sich darüber lustig zu machen. Indeß sagen wir mit Herder: „Daß nicht
ist in verstand- und zwecklose Erzählungen dieser Art Verstand und Zweck ge-
cht werden könne, wer wollte daran zweifeln? die Blume der Arabeske steht da;
t aufsteigen aus ihr schöne Gestalten! Keine Dichtung vermag dem menschlichen
rzen so feine Dinge so fein zu sagen als der Roman, und vor allen Romanen
s Feenmärchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das
enschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sei man selbst ein von der
t begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten.
rgends mehr als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich".

Fegfeuer, von fegen, reinigen, also Reinigungsfeuer, ist nach einer
einigten katholischen Dogmatik der Übergang noch unvollendeter Gerechten zum
dlichen Besitze der himmlischen Seligkeit. Das Concilium zu Trient bestätigt
ein Artikel des katholischen Glaubens, als in der heiligen Schrift und auf
berlieferung gegründet; die Protestanten und die griechische Kirche haben ihn
ets geleugnet. Die Bibelstellen, auf welche man sich deßhalb bezieht, sind:
Offenbarung Johannis 21, V. 27, sodann 2. Makkabäer 12, V. 38 fg.,
Matth. 25, Lucas 12, V. 58, 1. Korinther 3, V. 2. Von den Kirchen-
tern haben besonders Origenes und Augustin die Idee des Fegfeuers aus-
ebildet, und die finstern katholischen Dogmatiker, mit Hülfe des grübelnden
Reichsgeistes, haben diese Lehre in die lächerlichsten Hypothesen ausgesponnen.
Sie setzen das allgemeine Fegfeuer neben oder rund um den Höllenpfuhl; sie be-
haupten, ein Funken des Fegfeuers sei empfindlicher, denn aller körperlicher
Schmerz; jeglicher Fromme werde darin gereinigt, und zwar an dem Gliede ge-
nannt, womit er gesündigt habe; durch Seelenmessen ꝛc. werde der Aufenthalt
m Fegfeuer erleichtert und verkürzt; manche Seelen hätten ihre besondern Feg-
rter auf gewissen Orten der Erde, wohin sie gebannt würden, z. B. in Backöfen
, und besonders da, wo sie eine Hauptsünde begangen hätten ꝛc. Der histo-
sche Ursprung des Fegfeuers ist in der Platon'schen Philosophie, und zwar in der
einen, aber hernach so verunstalteten Vorstellung von einem Reinigungszustande
ch dem Tode, zu suchen, welche die Kirchenväter, namentlich Clemens von
exandrien (starb 220 nach Chr.), in das christliche Religionssystem auf diese Art
geschwärzt haben. Papst Gregor I., der Große, war es, welcher insonderheit
ser Lehre ihre völlige Ausbildung gab, und aus ihr einen einträglichen Erwerbs-
eig für die Priesterschaft ableitete. Auf den Concilien kam das Fegfeuer zuerst
439 auf dem zu Florenz zur Sprache, und die protestantischen Theologen haben
ses Dogma möglichst angegriffen, was ihnen bei dessen Entstellung durch das
Mönchsthum sehr leicht werden mußte. Philosophisch betrachtet ist es, wie jede
dere Hypothese über den Zustand der Seelen nach dem Tode, Sache des Glau-
ns, und übrigens in folgerechtem Zusammenhange mit andern katholischen Glau-
nslehren. Der Religion der Phantasie sagt diese Feuerreinigung, sowie die
irkungen frommer Fürbitten und Sühnopfer, sehr zu, und die Unvollkommen-
it des irdischen Menschen gibt sogar innere Gründe an die Hand, einen allmäligen
ergang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung des sinn-
hen Wesens anzunehmen. A.

Fegfeuer. Die katholische Kirche nimmt einen Mittelzustand für
che Seelen an, die zwar nicht so grundböse sind, daß sie das Loos der ewigen
erdammung verdienen, die aber auch noch nicht so gereinigt sind, daß sie der

Anſchauung des Unreinen gleich nach dem Tode genießen können. Man nen
dieſen Zuſtand den der Reinigung, des Fegfeuers. — Bei den alten Völke
ſtand hiermit die Lehre von der Seelenwanderung in der innigſten Verbindun
anfangs war dieſe bei den Ägyptern freilich nichts als eine ſcharfſinnig ausgedac
ſymboliſche Vorſtellung von der Unſterblichkeit der Seele; die nachfolgenden W
ſen bedienten ſich dieſer Vorſtellungsart, um rohe Völker, auf die ohnet
die Schickſale der Thiere, mit denen ſie umgingen, lebhafter wirkten, von d
Laſtern zurückzuhalten; nachher ward ſie eine freilich unglücklich gewählte Vorſt
lung der Reinigung der Seele und ihrer Vorbereitung zu dem Genuſſe der Glü
ſeligkeit. Plato hat dieſe philoſophiſche Lehre mehr, als man gewöhnlich glau
ausgebildet. Iſt nun einmal ein ſolcher Mittelzuſtand ſelbſt in der Vernunft g
gründet, weil es Menſchen gibt, die bei ihrem Tode für den Himmel nicht g
und für die Hölle nicht ſchlecht genug ſind, ſo dürfen wir nicht erwarten, daß
chriſtliche Offenbarung ihn beſtreiten werde; ſie leitet uns vielmehr ſelbſt dah
da ſie uns die Heiligkeit Gottes, den ohne Heiligkeit Niemand ſehen, d. h. mit ih
in Vereinigung kommen kann (Hebr. 12), und die Reinigkeit vorſtellt, die
einem genauen Umgang mit ihm erfodert wird (Offenbarung 21, 27). Sch
die Juden hatten dieſe Lehre. Judas der Makkabäer ließ für die in einer Sün
gefallenen Krieger beten und opfern, damit ſie von der Sünde losgeſprochen wi
den und die ſchöne Belohnung erhalten, die den in Frömmigkeit Entſchlummert
verheißen iſt (2. Makk. 12). Chriſtus beſtätigte dieſe Lehre, indem er (Mat
12, 31, 32) von Sünden, die weder in dieſer noch in der künftigen Welt ver
ben werden, ſprach, und alſo eine ſolche Vergebung im andern Leben doch im A
gemeinen für möglich erklärte. Überhaupt war das Chriſtenthum weit entfern
eine ſolche Schroffheit der Lehre aufzuſtellen, als nothwendig geſchieht, wenn d
mit den geringſten Flecken noch behafteten Chriſten gleich das Urtheil der ewig
Verdammniß geſprochen wird. Der Jünger der Liebe, der Apoſtel Johann
(1. Joh. 5, 16, 17) ſagt ausdrücklich, daß zwar jedes Unrecht Sünde, aber nic
jedes Unrecht Todſünde ſei. — Auf welche Weiſe übrigens die Läuterung der m
minderer Schuld beladenen Seele bewerkſtelligt werde, iſt ungewiß, und die Kir
hat die ſinnlichen Begriffe, die manche hierüber haben, nie anerkannt. — We
die Bruderliebe uns gebietet, für das Beſte unſerer Nebenmenſchen zu bitten (J
kob. 5, 16), ſollte ſie uns nicht auch antreiben, für diejenigen unſerer Brü
unſere Wünſche zu Gott zu ſenden, von denen wir nicht wiſſen, ob ſie in je
Faſſung dieſes Leben verlaſſen haben, welche ſie zu dem Genuſſe ihrer völligen S
ligkeit tüchtig gemacht habe? Würde es nicht hartherzig ſein, ihnen eine Art v
Hülfe zu entziehen, von der es unmöglich iſt zu beweiſen, daß ſie ihnen unnütz
Daß die jüdiſche Kirche für die Verſtorbenen betete, erhellt aus der oben angefü
ten Stelle der Makkabäer. Und in den älteſten Documenten des chriſtlichen Al
thums finden wir dieſes Gebet als etwas Ungezweifeltes und Allgemeines. N
bloß in Privatnachrichten geſchieht davon die deutlichſte Meldung, ſondern in a
Liturgien, die den Glauben aller Kirchen enthalten, kommt das Gebet für Verſ
bene vor. Auch die Kirchenväter ſind von jeher dieſer Meinung geweſen.
liegt doch gewiß etwas Menſchliches in dem Gedanken, daß man ſeinen abgeſchi
nen Freunden noch nützen könne; preßte ja doch dem Römer dieſes edle Gefühl
Wunſch aus: Sit tibi terra levis! Überhaupt betrachtet der Katholik ſämt
liche Gläubige als Einen Körper, ſowol die hier ſtreitenden, als die in jenem L
wallenden. Die Liebe vereinigt Alle, aus Liebe beten die Streitenden für die
unvollendeten Abgeſtorbenen. — Daß man die vernünftige Anſicht des R
gungsactes und des den Verſtorbenen zu weihenden Gebets zu ſchändlichen
winnszwecken gemißbraucht habe, kann Keiner, der die Geſchichte des Ablaßk
kennt, leugnen. Das Concilium von Trient hat ſich aber dagegen erklärt, in

in dem in seiner XXV. Sitzung abgefaßten Decret de purgatorio überhaupt
gendes über das Fegfeuer decretirte — nicht aber als Glaubenssatz vorschrieb:
a die katholische Kirche, vom heiligen Geiste belehrt, aus der heiligen Schrift
der uralten Überlieferung der Kirchenväter auf heiligen Concilien und zuletzt
gegenwärtiger ökumenischer Synode gelehrt hat, daß ein Reinigungsort sei
den dort aufbewahrten Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen, vorzüglich
durch das angenehme Opfer des Altarsacraments geholfen werde: so befiehlt
heilige Synode den Bischöfen dafür zu sorgen, daß die gesunde Lehre vom Rei-
gungsorte, wie sie von den heiligen Vätern und Concilien überliefert worden,
den Christgläubigen geglaubt und darob gehalten, und daß sie gelehrt und al-
thalben gepredigt werde. Bei dem gemeinen Volke soll man jedoch die beschwer-
chen und feinern Fragen, welche zur Erbauung nichts beitragen, und aus denen
ssentlich der Frömmigkeit kein Zuwachs kommt, von den Volkspredigten aus-
schließen; zugleich sollen sie nicht erlauben, daß dasjenige, was ungewiß oder wahr-
scheinlich falsch ist, verbreitet und behandelt werde. Das aber, was auf eine ge-
wisse Neugierde oder Aberglauben hinzielt, oder gar nach einem schändlichen Ge-
winn schmeckt, sollen sie als Ärgerniß und als die Gläubigen beleidigende Gegen-
stände durchaus verbieten". v. e. K.

Fehde (faida, diffidatio), ein offener Krieg einzelner Familien gegen
nander, hauptsächlich als Blutrache, für einen erschlagenen Verwandten. Schon
acitus spricht davon, wie man denn diese Gewohnheit bei allen noch rohen Völ-
rn wiederfindet. In den germanischen Reichen waren sie allgemein, und nur
nn verboten, wenn der Beleidiger sich weigerte, die gesetzliche Genugthuung zu
isten, besonders das Sühnegeld (Composition) zu bezahlen. Noch die spätern
setze, die Landfrieden der schwäbischen Kaiser, und Kaiser Rudolfs I., die gol-
ne Bulle u. s. w. erkennen das Recht der Fehde an, wenn kein andres Mittel
brig ist, zu seinem Rechte zu gelangen. Durch die Stiftung partieller Verbin-
ungen, des rheinischen, des schwäbischen Bundes u. a., zu deren Grundgesetzen
s gehörte, daß die Mitglieder ihre Streitigkeiten gütlich oder rechtlich (durch
chiedsrichter oder Austräge) ausmachen, sich aber nie befehden sollten, wurden
Fehden vermindert, und vom Anfang des 16. Jahrh. an alles Mögliche ge-
n, um den Landfrieden aufrecht zu halten. (S. Faustrecht und Land-
ede.) 37.

Fehmgericht, s. Femgericht.

Fehrbellin, Städtchen in der Mittelmark im osthavelländ. Kr. des Re-
ungsbez. Potsdam, am Rhin, mit 1200 Einw., merkwürdig durch den Sieg
s großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1675 am 18. Jun.
iedrich Wilhelm (s. d.) rettete durch den Sieg bei Fehrbellin sein Land
n den bedenklichsten Umständen. Als Mitglied des deutschen Reichs hatte er,
1674 der Krieg des Reichs gegen Ludwig XIV. beschlossen wurde, 16,000
nn seiner Truppen nach dem Elsaß geführt, für die er von Östreich, Holland
Spanien Subsidien bezog. Je mehr man am Hofe zu Paris das Gewicht
es solchen Heerführers kannte, und je mehr man darüber erbittert war, daß der
rfürst nicht bloß als Mitglied des Reichs, sondern in Folge der Subsidien feind-
auftrat, desto mehr arbeitete man von dort aus, ihm Feinde im Rücken zu er-
ten, und die Schweden, von Frankreich aufgemuntert, fielen unter dem Ge-
al Wrangel zu Ende 1674, von Pommern her in die Mark Brandenburg ein.
r Kurfürst, welcher am Main in den Winterquartieren stand, verlangte von
reich, von Holland, von Hanover und den andern deutschen Fürsten die Hülfe,
ihm, der nur für Deutschlands Schutz in diesen Krieg verwickelt war, mit
cht gebührte. Mehre Monate lang hoffte er vergeblich durch Unterhandlungen
zu erlangen, was ihm die Gewalt der Waffen binnen 8 Tagen verschaffte. Er

brach im Anfange des Jun. aus Franken unvermuthet auf, und marſchirte ſo
daß, als er Magdeburg am 11. Jun. erreichte, die am rechten Ufer der Hav
genden Schweden nicht das Geringſte davon erfahren hatten. Magdeburgs
wurden verſchloſſen gehalten und Keinem der Ausgang geſtattet; am folge
Tage Abends um 9 Uhr ging die ganze Reiterei über die Elbe, zehn leichte
ſchütze begleiteten ſie; 1000 Mann ausgeſuchtes Fußvolk folgten auf 146 W
nach, von denen jeder einen Kahn geladen hatte. So wurde den ganzen
marſchirt, und am folgenden (14. Jun.) ſtand der Kurfürſt Abends eine St
vor Rathenau. 600 M. Fußvolk gingen ſogleich in den mitgebrachten Kä
über die Havel. Die Reiterei hatte ſich durch Liſt und Gewalt in den Beſi
Brücke geſetzt. Mit Tagesanbruch war die Stadt umringt, der Eingang erz
gen, und Alles, was ſich von Schweden vorfand, niedergehauen oder gefange
nommen. Durch dieſen Überfall war die ſchwediſche Linie, die ſich von Have
bis Brandenburg ausdehnte, im Mittelpunkte durchbrochen. Die Schw
eilten raſch von Brandenburg nach Nauen zu, immer in den Flanken und
Rücken aufs lebhafteſte von den preuß. Dragonern gedrängt, und auf je
Schritte Gefangene, Gepäck verlierend. Der Kurfürſt hatte bereits die Brü
die über das hinter Fehrbellin fließende Waſſer führen, abwerfen laſſen, und
davon zurückkehrenden Reiter trafen bereits auf die Schweden, die nun ſahen,
ohne Schlacht auf dem dieſſeitigen Ufer der fernere Rückzug nicht möglich ſei.
machten daher bei Havelberg, eine Stunde vor Fehrbellin, Halt. Der Kurf
fand bei ſeinen Unterbefehlshabern, als er den Angriffsplan mittheilte, die M
nungen verſchieden. Es ſchien dieſen zu gewagt, mit bloßer Reitere — denn
Fußvolk hatte nicht folgen können — die Feinde anzugreifen. Dagegen beme
der Fürſt, wie der Feind beſtürzt, und General Wrangel, der das ganze feindl
Heer befehligte, mit den beſten Truppen in Havelberg abgeſchnitten ſei; wie
entſchloſſenheit alle Schritte der Schweden hier lähmen müſſe; und ſo griff er
Morgen des 18. raſch an. Sein linker Flügel litt anfangs nicht wenig vom fei
lichen Geſchütz. Endlich warf er die feindliche gegenüberſtehende Reiterei. D
ſchwediſche Fußvolk machte einen raſchen Angriff auf das brandenb. Geſchütz, all
die brandenb. Leibtrabanten und die anhaltiſchen Krieger trieben ſie zurück; ſo
bald nach 8 Uhr der Sieg entſchieden. Der Feind zog, jedoch in ziemlicher O
nung, nach Fehrbellin, und hinterließ 1500 Todte, außer eben ſo viel Verwun
ten. In der Nacht ſtellte er die Brücken wieder her, und als früh Morgens
kurfürſtl. Truppen einrückten, nahmen ſie den größten Theil des Geſchützes
Gepäckes. Die Feinde eilten nun im vollen Marſche nach Ruppin und Witt
daß der Kurfürſt ſie kaum erreichen konnte. Was der Gefangenſchaft entg
wendete ſich zum größten Theil nach Hamburg und nahm hier andre Krie
dienſte. — Die Stärke des in den Staaten des Kurfürſten ſtehenden fei
Heeres betrug überhaupt 20,000 M. Man kann alſo die Maſſe der von B
denburg nach Fehrbellin hin aufgejagten Feinde höchſtens zu 10,000 M. an
men. Allein der Kurfürſt ſelbſt führte nur in Allem etwa 6000 M. heran, la
Reiter, durch den Marſch aus Franken erſchöpft, und gewann mit ihnen
Schlacht, ſodaß der Feind auf dieſer Seite nicht mehr Stand halten konnte,
auf der andern nicht mehr zu halten wagte. Er hatte mit einem Schlage die
cherheit ſeines Landes hergeſtellt, und machte ſich zum Herrn vom größten T
Pommerns. Inſofern hatte das Treffen Folgen, wie ſie manche große Schl
in neuerer Zeit nicht hatte. Ein Denkmal auf der Anhöhe bei Fehrbellin erin
an jenen Tag. Der Stallmeiſter Froben ſoll an dieſem Tage dem Kurfürſten
Leben dadurch gerettet haben, daß er ihm ſein Pferd gab, um die Aufmerkſam
der Feinde von dem Schimmel, den der Kurfürſt ritt, zu lenken. Eine Kanonenk
ſtreckte den Edeln zu Boden. Pufendorf in ſeiner „Geſchichte des gr. Kurf

Handb." sagt nichts davon, sondern bemerkt nur, es habe den Stallmeister eine Kugel getödtet, als er zurückgeritten sei (retro equitantem). Da er in Berlin 1694 (1694) diese Worte schrieb, so dürfte also jene Aufopferung wol in Zweifel gezogen werden. Ludwig XIV. hatte seinen Zweck, den im Felde so thätigen Fürsten aus der Reihe seiner Feinde zu verdrängen, vollkommen erreicht; denn Friedrich Wilhelm war nun theils damit beschäftigt, Pommern zu erobern, theils das Eroberte zu beschützen, und daher nicht im Stande, am Kriege gegen Ludwig XIV. Theil zu nehmen, mit dem er im Gegentheil einen Separatfrieden zu schließen suchte.

Feigen, die getrockneten Früchte des Feigenbaums, gedeihen vorzüglich auf den Inseln des griechischen Archipels und des mittelländ. Meeres, sowie in den an das Meer begrenzenden Ländern. Der Feigenbaum, welcher bei uns in Töpfen gezogen wird und klein bleibt, erreicht in jenen Ländern die Höhe eines Birnbaums. Die Blüthe der Feigen sitzt, von außen unsichtbar, innerhalb der Frucht verschlossen. Die künstliche Befruchtungsart der Feigen, welche in der Levante gebräuchlich ist, indem man die abgepflückten männlichen Blüthen auf die Bäume bringt, welche bloß weibliche Blüthen tragen, nennt man Caprification. Ein so behandelter Baum kann 2 bis 3 Centner Feigen liefern. Die geringe Öffnung der Feigenblüthe erschwert sehr das Eindringen des männlichen Blüthenstaubes auf die weiblichen Blüthen durch den Wind. Gemeiniglich geschieht diese Mittheilung durch die Fliegenwespe, die ihre Eier in die innere Höhlung der Feige legt. Aus diesen Eiern entstehen Larven, die ausgebildet hervorkriechen, sich verpuppen und bald als geflügelte Insekten die männlichen und die weiblichen Feigenblüthen besuchen. Durch den an ihren Flügeln hängen gebliebenen männlichen Blüthenstaub befruchten jene Insekten die weiblichen Blüthen. Im Handel sind besonders dreierlei Sorten von Feigen, die smyrnischen, die genuesischen und die von Marseille, bekannt. — Der sogenannte Feigenkäse, welcher aus Spanien und Portugal zu uns kommt, wird aus den erlesensten Feigen, mit geschälten Mandeln, Nüssen, Pinien, Pistazien und sonstigen feinen Gewürzen und Kräutern vermengt, in eine Käseform gepreßt und als Confect gebraucht. Aus dem Holze des Feigenbaums werden zierliche und dauerhafte Sachen gemacht, z. B. Tabacksdosen, Gewehrschäfte ꝛc.

Feith (Rhynvis), einer der ersten neuern Dichter Hollands und mit Bilderdyk (s. d.) Wiederhersteller der verfallenen holländischen Poesie, geb. 1753 in Zwolle in Ober-Yssel, aus einem Geschlechte stammend, das schon mehre in Staatsämtern oder der Literatur ausgezeichnete Männer, z. B. den Verf. der „Homerischen Alterthümer", Eberhard Feith, hervorbrachte. Er zeigte früh die glücklichsten Anlagen zur Dichtkunst. Nachdem er in Leiden die Rechte studirt hatte, lebte er 1770 in seiner Vaterstadt seiner Lieblingsbeschäftigung. Auch als Bürgermeister und bald darauf Einnehmer beim Admiralitätscollegium in Zwolle hörte er nicht auf, die Dichtkunst auszuüben und die holländische Literatur mit vorzüglichen Werken zu bereichern. Mehre seiner Schriften wurden von den gelehrten Gesellschaften Hollands mit Preisen gekrönt. Die poetische Gesellschaft zu Leiden erkannte 1785 zwei von ihm eingeschickten Lobgedichten auf den Admiral Kinsbergen die beiden ersten Preise zu; Feith, mit der Ehre zufrieden, wollte die Denkmünzen nicht annehmen. Die Gesellschaft schickte ihm dagegen Wachsabdrücke der beiden Münzen in einer silbernen Kapsel, worauf das Bildniß des besungenen Helden gegraben war, mit der Inschrift: „Unsterblich wie er". Späterhin, bei einer ähnlichen Gelegenheit, schickte er eine ihm für sein Gedicht „Die Vorsehung", zuerkannte Denkmünze derselben Gesellschaft zurück, mit dem Wunsche, daß sie dem Dichter zugetheilt werden möchte, dessen Werk des zweiten Preises würdig wäre. Er versuchte sich fast in allen dichterischen Formen. In

frühern Zeiten neigte er sich sehr zu dem, besonders von Bellamy (s. d.) stimmten empfindsamen Tone, der in seinem Roman „Ferdinand und Consta (1785) vorherrscht, und durch sein Beispiel in Holland eine Zeitlang sich v tete. Nach dem Wiederaufleben der Poesie Hollands schrieb er das erste L dicht, „Das Grab". Dieses hat bei einer guten Anlage, bei vielen treff Stellen und bezaubernder Melodie, noch viel von jenem empfindsamen Ton Fehler, wovon „Das Alter" („De Ouderdom", 1802) zwar frei ist, das aber bestimmten Plan hat. Unter s. lyrischen Gedichten („Oden en Gedich Amst. 1798, 3 Bde.) sind mehre Hymnen und Oden durch hohen Schwun Gefühl ausgezeichnet; berühmt ist s. „Ode an Ruyter". Diesen Seel machte er auch zum Gegenstande eines epischen Gesanges. Von s. Trauers werden besonders „Thirza", „Johanne Gray" und am meisten „Inez de C geschätzt. In Verbindung mit Bilderdyk gab er Haren's berühmtem Ge „De Genzen", dessen Gegenstand die Gründung der niederländ. Freiheit ist, edlere Form. Seine poetischen Briefe an Sophie über die Kant'sche Philo („Brieven aan Sophie over de Kantiaansche Wijsbegeerte", Amst. 1 sind ein schwaches Werk des Alters. Unter s. prosaischen Werken zeichnen „Briefe über verschiedene Gegenstände der Litteratur" (6 Bde., 1784 fg.), d zur Verbreitung eines guten Geschmackes beitrugen, durch gebildeten Sty feine Bemerkungen, aus. 26.

Felbiger (Johann Ignaz von), ein um das katholische Schulwesen dienter Mann. Er war am 6. Jan. 1724 in Großglogau geboren, st in Breslau, widmete sich dem geistlichen Stande, ging in ein Kloster zu S und ward 1758 Prälat. Lange schon hatte ihn der Gedanke, wie nothw dem Schulwesen eine Verbesserung sei, beschäftigt. Er reiste daher nach B um die Einrichtungen der dasigen königl. Realschule näher kennen zu lernen. war die Hähn'sche Literalmethode eingeführt, deren Eigenthümliches darin be daß man bloß mit den Anfangsbuchstaben der Worte die Hauptgegenständ Unterrichts an die Tafel schreibt, und insbesondere die Folge der Hauptide den Lehrgegenständen tabellarisch auf diese Weise vorstellt. Felbiger begann der Schulverbesserung seines Stifts, und dehnte dieselbe, unter königl. U stützung, auf alle kathol. Schulen Schlesiens aus. Nach seinem Plane w Schulseminarien (s. Schullehrerseminarien) angelegt, in welcher jeder Prediger mit der neuen Lehrart bekannt machen mußte. Zu Sagan Felbiger eine Vorbereitungsschule gestiftet, und nach diesem Muster wurden a ein Hauptseminar aber in Breslau angelegt, dessen Directoren und Lehrer F ger selbst unterwies. 1774 berief ihn die Kaiserin Maria Theresia zum Ge director des Schulwesens nach Wien, wo er in den gesammten östreichischen S len die Literalmethode einführte, und viele Methoden- und Schulbücher heraus unter welchen besonders sein Katechismus häufig in Schulen gebraucht 1782 entließ ihn Kaiser Joseph der Oberdirection. Er ging nach Preßburg, starb hier als Propst des Collegiatstifts, am 17. Mai 1788.

Feldärzte und **Feldlazarethe** kamen wahrscheinlich aus Orient zu uns. Schon die Argonauten und die Griechen auf ihrer Unterneh gegen Troja hatten Feldwundärzte bei sich. Kaiser Mauritius hatte im 6. J eine Einrichtung zum Transport der Verwundeten, und nannte ihre Pflege **putatos**. Sie hatten an der linken Seite des Sattels zwei Steigbügel, u Verwundeten aufzunehmen, und mußten zum Beistand der ohnmächtig gen nen eine Flasche Wasser bei sich führen. Der byzantinische Kaiser Leo VI 9. Jahrh., nennt diese **deputatos** Ärzte und Krankenwärter. König Heinri von England nahm 1415 auf ein Jahr den Nikolaus Colnet als Feldarzt an. nig Gustav Adolf von Schweden soll bei jedem Regimente 4 Wundärzte

den. Bei den Östreichern wurden 1718 die Compagniefeldscherer abge- und dafür Regimentschirurgen mit 6 Gesellen angenommen. In der es 16. Jahrh. hatte man in Deutschland bereits, freilich sehr unvollkom- Feldlazarethanstalten. Sie wurden in neuern Zeiten zwar verbessert und Franzosen sogar in ein System gebracht, welches sich ganz gut ausnahm. ßt sich nicht verkennen, daß man diesem Gegenstande überall die möglichste lt zu widmen suchte; aber dennoch blieb er stets eine der dunkelsten Schat- des Kriegs. Das liegt in der Natur der jetzigen Kriegführung, welche gslos den höhern Gesichtspunkten alles Andre aufopfert. Es kann nicht daß bei der Aufstellung immer zahlreicherer Streitmassen und der reißenden ligkeit, mit welcher die Ereignisse sich drängen, die Verwundeten und Kran- auch auf einer Stelle, besonders auf den Kriegsstraßen häufen. Die Mit- ihrer Wartung, Pflege, zu ihrem Unterhalt, ja selbst zu ihrem Unterkom- chen nie zu, werden ihnen nicht selten durch das thätige Heer entzogen; sie im Strome der großen Begebenheiten hülflos untergehen. Es ist noch nicht gewesen mit dem Vorschlage durchzudringen, daß dem ganzen Feldhospital- mit allem dazugehörigen Personal und Fuhrwesen von Haus aus eine unver- Neutralität zugestanden werden möchte. Man unterscheidet inzwischen hen oder stehenden Hospitäler von den beweglichen, fliegenden oder Ambulan- Es ist ein bedeutender Fehler, wenn die erstern nicht so weit als möglich er Kriegsstraße ab und außer dem Bereiche der Operationen gelegt werden. in Festungen gehören sie nicht, wo sich ohnehin Kranke von der Besatzung häufen. Thierfeldhospitäler würden ebenfalls sehr zweckmäßig sein. Vor- eingerichtet sind die russischen und englischen Wagen zur Fortschaffung erwundeten, reichen aber nie zu. Lg.

Feldgeschrei, überhaupt das wilde Geschrei, mit welchem ehemals einer eine Schlacht begannen, um sich Muth zu machen und den Feind zu ten. Es ist bei den Türken und andern rohen Völkern noch Sitte. Im n Sinne und bei uns hat man Feldgeschrei, Parole und Losung terschieden, woran sich die Parteien im Felde, zumal in der Nacht, erkennen. es pflegt der Name eines Orts, die Parole der Name einer Person und einer Sache, oft auch eine Phrase oder ein verabredetes Zeichen, ein Ton . Sie müssen augenblicklich verändert werden, wenn man fürchtet, daß sie einde könnten verrathen worden sein.

Feldmarschall, Generalfeldmarschall, der oberste Be- über eines ganzen Heeres, wenn kein Generalissimus besteht. Bei dem östr.- Heere steht der Feldmarschall zwischen dem General en chef und dem Feld- meister. — **Feldzeichen**, alles das, was Officiere und Soldaten bei nächtlichen Unternehmen, um sich gegenseitig zu erkennen, tragen, z. B. ein Tuch um den linken Arm, eine weiße Hutcocarde, sonst auch Alles, was sonders alliirte Armee, zum festen Kennzeichen anlegt, z. B. bei den Östrei- ein grüner Zweig auf dem Hut. — **Feldzeugmeister**, ehemals der ehaber der ganzen Artillerie, jetzt bei den Östr. der Rang zwischen dem Feld- lieut. und dem Feldmarschall.

Feldmessen, entweder die Ausmittelung des Flächenraums gewisser Felder, Wälder, Wiesen, Wege, Gewässer und Gebäude sich bildender Fi- oder die Entwerfung eines verjüngten, der Natur ganz ähnlichen Bildes Gegenstände im Grundriß auf einer ebenen Fläche. Da die Feldmeßkunst zweig der angewandten Mathematik ist, so setzt sie gründliche Kenntnisse der metik und Geometrie voraus. Das Ausmessen selbst geschieht mit mehr weniger zusammengesetzten Instrumenten. Linien werden mit Meßstangen, etten und Meßleinen im Maße gefunden. Zu Winkelmessungen dient das

Astrolabium, das Scheibeninstrument und der Spiegelsextant, sowie zur aufnahme der Meßtisch, nach Meyer's Angabe, immer das vorzüglichste Inst bleibt. Ein guter Feldmesser muß mancherlei juristische, ökonomische u schäftskenntnisse besitzen, ein fertiger Zeichner sein, und ein gutes Augenmaß Wir empfehlen Meyer's „Unterricht zur praktischen Geometrie" (1815); S berg's „Geodäsie" (1811); Lehmann's „Anweisung zur richtigen Erkennu genauen Abbildung der Erdoberfläche" (1812) und v. Schlieben, „Der s nende Feldmesser" (1811).

Feldprediger. Die erste Kirchenversammlung zu Regensbur J. 742 verordnet, daß jeder Heerführer ein Paar Bischofe nebst Prieste Kaplanen, und jeder Oberster einen Beichtvater bei sich haben solle. Die zosen hatten neuerdings die Feldprediger außer Gebrauch gebracht, dagege man im letzten Befreiungskriege wieder größern Werth auf religiösen Sinn verbündeten Heeren.

Feldwacht, in der Kriegskunst, ein vorgeschobener Posten, welc Lager vor plötzlichen Anfällen schützt. Sie hat vor sich noch Doppelposten u detten, hinter sich einen stärkern Trupp zur Unterstützung; im Lager selbst wöhnlich eine Abtheilung, unter dem Namen Piket, bestimmt, sie bei einem lichen Angriffe zu unterstützen. Da das zeitige Erkennen und Aufhalten des des ihr Zweck ist, so richtet sich ihre Stärke und Aufstellung nach den Umst der Örtlichkeit ꝛc. Doch wird man nie durch Feldwachten allein sicher sein fortwährendes aufmerksames Patrouilliren bleibt immer nöthig.

Felicitas, bei den Römern die Göttin der Glückseligkeit, vor als weibliche Figur, die auf einem Füllhorn ruht, bald einen Ölzweig, bal Lanze in der Hand. Symbolische Bezeichnungen derselben sind auch über der gelegte Füllhörner, Kornähren zwischen ihnen, in einem Schiffel stehende ähren, ein Getreideschiff u. s. w.

Fellenberg (Philipp Emanuel von), geb. 1771 zu Bern, schw scher Landwirth und Erzieher zu Hofwyl. Sein Vater, welcher Mitglied de gierung zu Bern gewesen und eine juristische Professur zu Bern, auch die eines Landvogts zu Wildenstein im Aargau bekleidet hat, wandte die größte falt auf seine Erziehung. Mehr noch that dieses seine Mutter, eine Enke berühmten Admirals Tromp. 1795 kam Fellenberg in das Institut Pfeff Kolmar. Nach einigen Jahren kehrte er in die Schweiz zurück. Ununterl nes Studium hatte seine Gesundheit geschwächt; um sie zu stärken, und jeder Selbstverleugnung sich zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speis Getränke des väterlichen Tisches Verzicht, begnügte sich mit Wasser und oder einfacher Hafersuppe, härtete seinen Körper ab, und verwendete sein G tes zu wohlthätigen Zwecken. Am meisten war es ihm um Kenntniß des schen in allen Ständen und Verhältnissen zu thun. Zur Vollendung seine jahre begann er daher schon früh die Wanderjahre. Allein anstatt in Städten, lebte er in Dörfern mit dem Volke, dessen Gebräuche, Bedürfniß Ideenkreise er studirte, nicht nur in allen Cantonen seines Vaterlandes, s auch in Frankreich, Tirol, Schwaben und andern deutschen Ländern. Ein ges sprach ihn zu Rigelsau ein junges Frauenzimmer an, er möchte ihren zu einem trostreichen Glauben bekehren, da er, von religiöser Schwärmerei tet, an seiner Seligkeit verzweifelte. Der Antrag reizte den achtzehnjä Menschenbildner um so mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß er eine ßig Jahre ältern Mann bekehren sollte. Der Oheim war taub. Fel machte sich ihm bald durch Geberden verständlich. Der Mann gewann il und sie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am zürcher leben, um zu versuchen, ob Einer den Andern zu seinem Glauben oder Ung

hem könnte. Es gelang Keinem von Beiden. Allein dieser Vorfall und die kanntschaft eines 28jährigen Genfers, der ihn bat, daß er ihm einige angemene böse Gewohnheiten abgewöhnen möchte, bestimmten Fellenberg, der rdem sehr freigebig und wohlthätig war, noch entschiedener für Volksbildung Erziehungswesen. Auf diesen Kreuz- und Querzügen studirte er griechische ratur und Kant'sche Philosophie. Auch Pestalozzi sah er öfter, und ehrte den seinen Mitbürgern oft verkannten Mann sehr hoch. Inzwischen näherte sich Zeitpunkt, in welchem Fellenberg seine Ideale in die Wirklichkeit rufen wollte. r der Gang der franz. Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der weiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein es Vaterland einzubüßen, bewog er seinen Vater, einen Theil des Vermögens den öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Aber der Unterhändler, dessen sich dabei bedienten, war ein Betrüger, und Fellenberg erhielt keine Zurückzahung; ein Umstand, der nicht ohne Einfluß auf seine Lage blieb. Bei der 1798 seinem Vaterlande entstandenen Revolution verhielt er sich leidend. Er überm zwar das Amt eines Quartiercommandanten der obern Districte des Cans Bern, und leistete als solcher bei dem Bauernaufstande des Oberlandes wichDienste. Als man aber seine den Bauern gemachten Zusicherungen nicht erlte, nahm er seinen Abschied, und beharrt seitdem in dem Entschlusse, keine entliche Stelle mehr zu bekleiden, und allein seinem Lieblingsfache, der Landthschaft, zu leben. Vermählt mit einer liebenswürdigen Frau, die ihn zum ächten Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er bereits 1799 einen arten zu Kersatz unweit Bern. In demselben Jahre hatte er, gemeinschaftlich t seinem Vater, das Gut von Hofwyl, 1½ Stunde von Bern, um 225,000 nz. Livres erkauft, und brachte es zwei Jahre später, nach seines Vaters Tode, nz an sich. Von nun an ging er muthiger dem großen Ziele seines Lebens, der redlung des Landbaus und der Menschen, die ihm gewidmet sind, entgegen. aum hatte er auf seinem Gute den bessern Anbau des Bodens begonnen, als er t Pestalozzi, der eben die Grundzüge seiner Methode entworfen, in Verbindung t. Die Schule desselben ward von Burgdorf nach dem Schlosse Buchsee verwelches nahe den Fellenberg'schen Äckern und nur einen guten Büchsenschuß den Hofwylgebäuden liegt. Beide Männer wollten gemeinsam das Werk n; ihre durchaus entgegenstehenden Charaktere vermochten sich aber nicht zu tragen. Jeder hatte bald bittere Klage über den Andern zu führen; Fellenberg: Pestalozzi sich der nöthigen Ordnung in ökonomischen Dingen nicht fügen e; und Dieser: daß der Andre aus ihrer Verbindung nur Gewinn zu ziehen e und herrschsüchtig sei. Endlich trennten sie sich. Pestalozzi begab sich nach ten; Fellenberg hingegen fuhr mit verdoppeltem Eifer fort, durch neue Einungen, nach dem Vorgang englischer und deutscher Agronomen, den Ertrag s Gutes zu heben, und sowol auf die Dörfer der Umgegend durch sein Beispiel irken, als durch Herausgabe landwirthschaftlicher Blätter die Welt mit seinen uchen bekannt zu machen. Schweizerische Ökonomen und Freunde der Agrir kamen zur Berathung und zu landwirthschaftlichen Festen nach Hofwyl, wo ich unter die besten Arbeiter des Guts Preise vertheilt wurden. In gleicher führte er aus, was Pestalozzi nicht gelungen war, nämlich die Anlage Instituts für gänzlich verlassene Kinder, die er großentheils von der Landaufraffte und so behandeln ließ, daß sie gesittet und brauchbar werden möch- An Herrn Wehrli, einem schlichten gutherzigen, sich ganz der Sache hingen Landmann, fand er den paßlichsten Führer dieser mit der Landwirthschaft ndenen und durch sie bestehenden Anstalt. — Außerdem ward ein ökonoes Lehrinstitut eröffnet, wozu man von der berner Regierung einstweilen das t leerstehende Schloß Buchsee eingeräumt erhielt. Es fanden sich junge

Männer, sowol erwachsene Söhne vornehmer Landbesitzer, als auch solch
dereinst in Verwaltung fremder Güter ihren Erwerb suchen wollten, und
ältere Herren bei ihm ein. Nöthige Lehrer und praktische Übungen für die
linge wurden besorgt und Fellenberg selbst übernahm die Vorlesungen übe
Landbau. Hiermit trat 1808 der Gedanke einer durchgeführten Erzi
für Kinder höherer Stände in Verbindung; anfangs nur klein und an den
bedarf sich anschließend, da Fellenberg für seine eignen und einige ihm anver
Söhne einen Erzieher bedurfte, bald aber an Zahl der Zöglinge und Lehr
trächtlich wachsend. — Daß in jenen Jahren einigemal die Dorflehrer des
tons nach Hofwyl geladen wurden, um ihnen dort bessern Unterricht zeiger
sogar ertheilen zu lassen, verdient gleichfalls der Erwähnung, wenn auch de
folg gering war und die Erneuerung solcher Versammlungen gehemmt wurd
Auf diese Art sind die hofwyler Anstalten (s. Hofwyl) mit und nach ein
entstanden, und zwar so, daß jede zur Förderung des Gedeihens der andern
trug, alle aber die größte Sorgfalt des gemeinschaftlichen Hauptes erfod
Ungeachtet seiner vielen noch durch ausgebreiteten Briefwechsel vermehrten
schäfte, fuhr der Stifter fort, auf Verbesserungen und neue Anlagen zu si
Eine ihm zu Händen gekommene Übersicht der verschiedenen, freilich nur mec
lischen aber großartig in einander greifenden Fabriken des magdeburger Kaufm
Mathusius (s. d.) erregte in ihm, wiewol er sein eignes Thun als Resulta
herer Ideen betrachten mußte, mancherlei Bedenken und Projecte. Eine F
cation von Rübenzucker hatte er schon früher in Plan gehabt, nun auch eine
brauerei und Branntweinbrennerei. Allein die Ausführung dieser Projecte u
blieb. So beschäftigte ihn einmal die Erwägung, ob eine Gasbeleuchtung
vielen Gebäude und Werkstätten nicht ersprießlich sein würde. Über Alles
ihm aber der Entwurf einer pädagogischen Republik. Er gedachte nämlich
Hofwyl noch mehre Erziehungshäuser, selbst in andern Cantonen der Sch
zu errichten, alle unter seiner Leitung, und zwar so, daß es einem Lehrer frei
etwaigen Collisionen ausweichend, das eine mit dem andern zu vertauschen,
durch eine persönliche Harmonie unter den Lehrern jeder Anstalt möglich w
Diesen weitaussehenden Plan zu verwirklichen, wünschte er zunächst den
des Schlosses zu Iferten im Canton Waadt, wo Pestalozzi's Institut schon
dem Sinken nahe war. Eine völlige Aussöhnung mit Pestalozzi ward eingel
Dem verehrten Greise sollten seine letzten Lebensjahre versüßt werden, indem
lenberg die ökonomische Rettung und fernere Leitung des Instituts auf sich
men, zugleich aber die Anlage einer Armenanstalt auf Pestalozzi's Gute N
im Canton Aargau fördern wolle, wozu sich vielleicht Herr J. Schmid könn
brauchen lassen. Herrn Pestalozzi stehe es dann frei, sich abwechselnd in Is
Hofwyl oder zu Neuhof als geliebter und gepflegter Vater aufzuhalten. D
Plan scheiterte. Auch rieth man Fellenberg, seine Kräfte durch zu weit
zweigte Unternehmungen nicht zu zersplittern, und sie vielmehr auf die int
Vollendung des bereits Gestifteten zu richten. Bald sah er sich auch in den
genden Jahre genöthigt, seine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Buchsee ein
zu lassen, weil das andre Institut zur Erziehung der höhern Stände zu einer
deutenden Umfange herangewachsen und unter allen hofwyler Stiftungen die re
geworden war. — So ist Fellenberg nicht bloß Landwirth; er verdient
als Stifter eines großen Philanthropins und einer Armenschule, wie keine
ber gewesen, genannt zu werden. Fellenberg ist jetzt über 50 Jahr alt.
Äußeres verkündet den ernsten vielfach beschäftigten Mann, der sich weder ver
läßigt noch irgend der Mode huldigt. Allen Schimmer und Schein für
Person und Familie verschmähend, lebt er nur der Ausführung seiner philan
pischen Plane und hat seit 20 Jahren als Privatmann mehr gewirkt, als

tern, welche die Herrn von Bern, mit denen er seit der Zeit der helvetischen erung nicht im besten Vernehmen stand, ihm als einem Verwandten des Hau- Wattenwyl hätten verleihen können. Er hat keine Universität besucht, wol früh seinen im Denken geübten Geist aufs thätige Leben und auf Abhülfe cher Gebrechen im Staate gerichtet. Wahrscheinlich würde er in der Zeit helvetischen Unruhen mehr hervorgetreten sein, wäre ihm bei innerer Stärke Leidenschaft die Gabe der Rede in höherm Grade zu eigen gewesen; denn es ihm schwer, sowol ans Herz zu reden, als überhaupt sich klar und rund aus- ücken; und selbst in Entwickelung einer ihn geraume Zeit beschäftigenden Idee, n er sich im gleichen Augenblick verneinen und bejahen und so verwirren, daß n sich wundern muß, wie er dennoch Bestimmtes gedacht, Vieles combinirt und Großes praktisch geleistet hat. Ist er daher keineswegs klar, so bekommt doch, s er spricht, einen gewissen Nachdruck durch die innere Thätigkeit, die es er- gt. Unempfänglich für Poesie und Philosophie, weil beide eine Hingebung an außer unserm Treiben liegende Welt und an rein theoretische Ideen erfodern, reffen ihn Alles, was sich in Beziehung auf seine Zwecke betrachten läßt, in- er fortwährend nach Mitteln zu ihrer Erreichung sinnt und, wenn auch oft die samsten fast abenteuerlich ihn beschäftigen, doch die rechten klug zu wählen ver- t. Von früh bis spät und Tag für Tag beschäftigt, kennt er keine weitern ugungen; gestattet er sie den Untergegebenen, so geschieht es weniger aus Theilnahme des Gemüths als aus der Reflexion, sie seien Andern ein Be- hniß und also nicht wohl zu entziehen. Sein Herz wird ihm keinen Streich len: es steht unter völliger Leitung des Kopfes, welchen Manche für den Sitz er Leidenschaften, ja fast sogar seines Wohlwollens gehalten haben. Früher tigen Temperaments, hat ihn die Einsicht, daß Ausbrüche desselben mit der rung eines Volkserziehers sich nicht vertragen, zu dem edlen Entschlusse ge- acht, es zu zügeln, und seine Selbstbeherrschung, die nur in unbewachten Au- blicken sich verliert, ist ihm beinahe zur natürlich besonnenen Ruhe geworden. erhaupt muß man die Stärke und Beharrlichkeit seines Willens rühmen, der, traftlosem Thun verbunden, den eigentlichen Grund und Boden seines Ruhms et. — Mit Pestalozzi ist er nur wenig in Parallele zu stellen. Haben gleich e Männer sich für Volksbildung bemüht, so geschah es doch auf sehr verschie- e Art. Wenn der unsterbliche Zürcher, voll des innigsten Gefühls, dem Zuge s Herzens und einer oft täuschenden Imagination folgend, häufig im Leben Ziel verfehlte, bis er endlich im Alter auf einige Zeit eine blühende Anstalt um der geschaffen sah, so hat der calculirende Berner, Schritt vor Schritt weiter und, in kurzer Zeit mehr und Glänzenderes erreicht. Irrig behauptete man Ifferten: „Wir haben nicht die Mittel wie Fellenberg". Im Gelde lagen nicht Mittel allein. Abgerechnet aber, was beide Männer praktisch mehr oder we- r in ihrer Nähe errungen, gehören Pestalozzi's Ideen der vervollkommnenden senschaft an, was sich von den Fellenberg'schen weniger sagen läßt. Denn Fel- erg ist kein Reformator pädagogischer Principien; er hat nichts in der eigent- n Erziehungskunde geleistet, und steht nicht in der literarischen Welt gleich Pe- zzi da, der mit Mund und Feder als begeisterter Volksredner zu Geist und zen seiner Zeitgenossen zu sprechen verstand. Endlich ist zu bemerken, daß ge- Pestalozzi es war, der zuerst auf den 27 Jahre jüngern Fellenberg heilsam te und die praktische Thätigkeit desselben ins Gebiet der Erziehung herüberzog. Befehl des Kaisers von Rußland erstattete 1814 der Graf Capo d'Istria an einen Bericht über die hofwyler Anstalt; und der Monarch übersandte an Fel- erg den St.-Wladimirorden vierter Classe. Auch ließ Kaiser Alexander mehre e Russen und Polen daselbst zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vgl. er „Bibl. britannique" die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles

Pictet von Genf, im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictet's Brief ebend Letzterer hat auch Fellenberg's „Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz, und Mittel, ihn zu vervollkommnen", ins Französische übersetzt. Ferner vgl. m die Berichte über die Anstalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schwe von einem Commissair des Königs von Würtemberg, von Chavannes, an Agriculturgesellschaft des Waadtlandes, vom Grafen Capo d'Istria, und den Rengger, im Namen der, zur Untersuchung der Armenschule zu Hofwyl von Regierung niedergesetzten Untersuchungscommission (1815). S. ferner H mann's „Reise nach Hofwyl, in Auftrag der Fürstin von Schwarzburg-Rud stadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer". Über diese Schrift hat F lenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaer's „Annalen der Lan wirthschaft" und in den „Blättern von Hofwyl", die seit 1808 heftweise erschien sind. Über die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Pestalozzi's Grundsätzen ruhen, sehe man, außer den angeführten Schriften, insbesondere den Bericht Herren Künzli und Vetsch, Mitglieder der Regierung des Cantons St.-Gall welche im Auftrag derselben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobacht haben; ferner Julien's „Précis sur les instituts d'éducation de M. de Fellenberg" (Paris 1817), und die „Landwirthschaftl. Blätter von Hofwyl" (Aar 1817, 5 H., m. K.).

Felonie, 1) im Lehnrecht die Verletzung der Lehnstreue sowol von Seite des Lehnsherrn gegen den Vasallen, als von diesem gegen jenen; 2) jedes Ve brechen, wodurch das Leben verwirkt wird (so besonders bei den Briten). Ob d Wort aus dem Lateinischen (von fallere, betrügen), oder aus dem Deutschen (v fehlen), oder aus dem Fränkischen (von felous, Untreue) herstamme, ist un gewiß. Felonie des Lehnsherrn gegen den Belehnten oder Vasallen wird begange durch alle Handlungen gegen Leben, Ehre, Gesundheit und Vermögen desselben von Vasallen gegen den Lehnsherrn, durch Verweigerung des Lehnseides oder d Lehnsdienste, Verlassung des Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit dessen Fein den, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimnisse desselben und Versuche au sein Leben, ferner durch grobe Beleidigung der Gattin und Familie des Lehnsherrn auch unkeuschen Umgang mit Gattin, Tochter oder Schwester (cucurbitatio Die Strafe der Felonie ist Verlust der Lehnsherrlichkeit und des Lehns. Au einer solchen Felonie entstand die Souverainetät der kleinen Herrschaft Yvetot i Frankreich oder das sogenannte Königreich Yvetot. dd.

Felsarten, s. Geognosie.

Femgerichte waren im Mittelalter eine Criminalanstalt in Deutsch land, welche die Stelle der damals ganz in Verfall gerathenen Rechtspfleg besonders in peinlichen Sachen ersetzen sollten. Sie hatten ihren Ursprung un Hauptsitz in Westfalen, und ihre Verhandlungen wurden mit dem größten Ge heimnisse betrieben; daher nannte man sie westfälische, auch heimliche Gerichte. Das Wort Fem kommt wahrscheinlich von dem altsassischen Wor verfemen her, das so viel als verbannen, verfluchen bedeutet. Femgericht ist al ein Gericht, das den Verbrecher verbannen und für vogelfrei erklären kann. Die Gerichtsstühle leiteten ihren Ursprung von Karl dem Großen her; allein man find vor dem 13. Jahrh. keine bestimmte Nachricht von ihnen. Sie haben sich dur Gewohnheit und mancherlei Zeitverhältnisse, vorzüglich nach dem Falle Heinrich des Löwen (1182) ausgebildet und größeres Ansehen erhalten. Als das Herzog thum Sachsen aufgelöst wurde, erhielt der Erzbischof von Köln von Heinrichs Lä dern Engern und Westfalen unter dem Namen eines Herzogthums. Damal mögen, bei der in der Gerichtspflege eingerissenen gänzlichen Unordnung, an d Stelle der Gerichte, welche vorher die Bischöfe oder die königlichen Commissarie (Missi regii) hielten, diese heimlichen, oder — wie sie sich selbst nannten — Freig

nächte, getreten sein. Während der allgemeinen Verwirrung, die zu jenen Zeiten in Deutschland herrschte, konnte es ihnen leicht werden, sich ein furchtbares Ansehen zu verschaffen, auch konnten sie bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen, und die Kaiser vergrößerten jenes Ansehen in der Folge dadurch, daß sie selbst diese Freigerichte bisweilen zu ihren Absichten gebrauchten, um mächtige Große dadurch zu schrecken. Aber sie arteten in der Folge aus, banden sich nicht mehr an Gesetze und Vorschriften, und das Geheimniß, in das sie sich hüllten, diente zuletzt bloß dem Eigennutz und der Bosheit zum Deckmantel. Durch die große Menge ihrer Mitglieder, die überall verbreitet waren, wurde es ihnen möglich, ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland zu erstrecken. Wer in irgend einer deutschen Provinz eine Foderung an einen Andern hatte, der ihm vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wendete sich an ein westfälisches Gericht, und verschaffte sich von demselben Ladungen und Urtheile. — Am furchtbarsten waren die heimlichen Gerichte im 14. und 15. Jahrh. Es war daher kein Wunder, daß so viele Stimmen sich gegen sie erhoben, und daß 1461 verschiedene Fürsten und Städte in Deutschland, denen auch die schweizerischen Eidgenossen beitraten, unter sich Vereine errichteten, um einen Jeden bei sich Recht finden zu lassen, und um zu verhindern, daß Niemand solches bei dem heimlichen Gerichte suche. Auch wurden von einzelnen Ständen des Reichs besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen die Anmaßungen der westfälischen Gerichte verlangt. Die Kaiser selbst ließen es bloß bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Verbesserungen in der Verfassung der heimlichen Gerichte einzuführen. Aber diese waren kühn genug, sich den Kaisern zu widersetzen. Ihre Wirksamkeit hörte dann erst völlig auf, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbesserte Gerichtsform und die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt worden. Das letzte Femgericht wurde 1568 bei Zelle gehalten. Außerhalb Westfalen gab es auch in Niedersachsen und selbst in einigen andern deutschen Provinzen Femgerichte; doch hatten sie hier ein weit geringeres Ansehen und ihre Gerichtsbarkeit war bloß auf einen gewissen Bezirk eingeschränkt. – Bei dem Geheimnisse, in welches diese Gerichte sich verbargen, ist von ihrer innern Einrichtung wenig historisch bekannt. Der Stuhlherr, gewöhnlich ein Fürst oder Graf, hatte die oberste Leitung des ganzen Gerichts, dessen Sprengel oder Freigrafschaft mehre Freistühle enthielt. Der Vorsitzer des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf (Grafen hießen in frühern Zeiten die, welche in den Provinzen im Namen des Königs Recht sprachen), seine Beisitzer, die bei den Urtheilen stimmten und sie vollzogen, hießen Freischöffen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freie Stuhl. Der freien Schöffen, die von den Freigrafen ernannt wurden, gab es in allen Provinzen und Städten Deutschlands. Man behauptet, daß ihre Anzahl sich auf hunderttausend belaufen habe. Sie erkannten einander an gewissen Zeichen und Losungen, welche den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden sie auch die Wissenden genannt. Sie band ein furchtbarer Eid, denn sie gelobten, „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist". Sie erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an, und machten ihn deßhalb größtentheils bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Aufnahme selbst, nach strenger Regel, nur auf rother, d. h. westfälischer Erde, geschehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage, unter freiem Himmel, diese des Nachts in einem Walde, oder in unterirdischen verborgenen Orten gehalten. In beiden waren die zu beurtheilenden Gegenstände und der Gang des Processes verschieden. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte sich das Urtheil anmaßten, waren: Ketzerei, Zauberei,

Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Die Anklage geschah durch einen schöffen, der, ohne weitern Beweis, durch Ablegung eines Eides versicherte der, den er anklagte, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Ange wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht gefodert, indem man die Fod insgeheim an die Thür seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ani blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschie ward er in einer feierlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, ve das hieß, den Freischöffen preisgegeben. Der erste Freischöffe nun, der ihn knüpfte ihn an einem Baume, nicht an einem Galgen, auf, zum Zeichen, d Freischöffe es gethan habe. Wehrte sich der Verurtheilte, so hatten die Freisch das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben den K ebenfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, sondern die von einem Freisch vollzogene Strafe sei. — Wie viel unverantwortliche Justizmorde auf dies aus Rache, Eigennutz oder Bosheit begangen worden sein mögen, läßt sich denken. Der Freischöffe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu Rettung gab, ward selbst mit dem Tode bestraft. Wie leicht war es aber möglich, daß mancher Furchtsame durch einen Wink auf diese Art aus seiner math entfernt werden konnte, ohne wirklich angeklagt worden zu sein! — vollem Rechte kann man diese geheimen Gerichte die abscheulichsten Mißgeb von Justizanstalten nennen, die es bei einem gesitteten Volke jemals gegeben Denn was kann entsetzlicher gedacht werden als Richter, die die Gründe ihre theile nie bekanntmachen, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenschaft wollen, und die, ohne den Angeklagten zu hören, ihre Urtheile auf meuchelm rische Art vollziehen lassen. Auch in Italien soll es ähnliche Gesellschaften ge haben. (Stolberg's „Reisen nach Italien", III., S. 443.) Paul Wi (Stadt- und Landgerichtsassessor in Höxter) hat in s. Werk: „Das Femge Westfalens" (Hanau 1825) neues Licht über diesen Gegenstand verbreitet.

Fénélon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdig franz. Prälaten, der an einem verderbten Hofe als Muster der Tugend lebte. wurde 1652 auf dem Schlosse Fénélon in Perigord geboren, und stammte einem alten, mit Staatsämtern und geistlichen Würden geschmückten Geschl Ein sanfter Charakter, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit des Geiste einem schwachen und zärtlichen Körperbau, zeichneten ihn früh aus. Sein Ol der Marquis von Fénélon, ließ ihn zu Cahors unter seinen Augen erziehen. Jüngling machte reißende Fortschritte, die schwierigsten Studien waren ihm ein Spiel. Schon in seinem 15. Jahre predigte er mit ungetheiltem Be Der Marquis, welcher fürchtete, daß die Lobeserhebungen und Schmeiche der Menge ein so gut geartetes Herz verderben möchten, bewog seinen Neffen, in der Stille und Einsamkeit fortzubilden. Er übergab ihn der Leitung des Tronçon, Superiors von St.-Sulpice zu Paris. Im 24. Jahre trat F. in geistlichen Orden, und verrichtete die beschwerlichsten Dienstgeschäfte in dem S gel von St.-Sulpice. Der Erzbischof von Paris, Harlay, vertraute ihm Jahre darauf die Aufsicht über die zur katholischen Kirche übergegangenen testanten. In diesem Posten versuchte er zuerst sein Talent, zu belehren u überzeugen. Als der König von dem guten Erfolge seiner Bemühungen ernannte er ihn zum Vorsteher einer Mission zur Bekehrung der Hugenotte den Küsten von Saintonge, wo seine einfache und tiefergreifende Beredtsa verbunden mit den sanftesten Sitten, ganz die erwarteten Wirkungen be brachte. 1681 trat ihm sein Oheim das Priorat von Carenac ab. Bald d schrieb er s. erstes Werk: „Von der Erziehung der Töchter", welches den G zu seinem Ruhme legte. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung

l, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry, an. Fénélon bildete mit
t den Geist des Herzogs von Burgund, der zum künftigen Beherrscher Frank-
s bestimmt war, und streute den Samen aller einen Fürsten zierenden Tu-
en in sein Herz, aus denen das Glück Frankreichs entsprossen sein würde,
i nicht ein frühzeitiger Tod diese schönen Hoffnungen vernichtet hätte. 1695
e F. zum Bischof von Cambray ernannt. Ein theologischer Streit (s.
letismus), den er damals mit Bossuet, seinem vormaligen Lehrer, hatte,
ite damit, daß seine Lehrsätze von Innocenz XII. verdammt, und er von
ig XIV. in seinen Sprengel verwiesen wurde. Fénélon unterwarf sich un-
gt und ohne Vorbehalt. In diese Zeit (1694 — 97) fällt sein erst 1825 be-
nt gewordenes Schreiben an Ludwig XIV., in welchem er dem verblendeten
narchen die Wahrheit offen sagt. („Lettre de Fénélon à Louis XIV,
e fac-simile", herausgeg. vom Buchhdlr. Renouard, Paris 1825). Er
von jetzt an in seinem Sprengel als ein würdiger Erzbischof und christlicher
ieph. Eine Brustentzündung endigte sein Leben 1715. Philosophische,
ogische und belletristische Werke haben seinen Namen unsterblich gemacht.
n erkennt in ihnen einen, durch die besten ältern und neuern Schriften genähr-
und durch eine lebendige, anmuthige und blühende Phantasie beseelten Geist.
n Styl ist fließend, angenehm, rein und harmonisch. Sein vorzüglichstes
t ist: „Les aventures de Télémaque", in welchem er als Erzieher des
nen das Muster einer fürstlichen Erziehung aufstellen wollte. Es soll ihm
h seinen Kammerdiener heimlich weggenommen und nachher zum Druck be-
rt worden sein. Seit Erscheinung dieses Buchs war Ludwigs Ungnade gegen
elen entschieden. Denn der König erblickte in diesem historischen Romane
Satyre auf seine Regierung, und verbot die Vollendung des schon begonnenen
ucks. Übelwollende erkannten, woran Fénélon nicht gedacht hatte, in der
Isis die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in
Antiope die Herzogin von Burgund, im Protesilaus den Louvois, in dem
mentor den König Jakob, und im Sesostris Ludwig XIV. Leute von Ge-
uck, die nur auf das Werk selbst sahen, bewunderten es als ein Meisterstück,
eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligsten, wenn auch modernen Ge-
e vorträgt. Zwei Jahre nach des Verf. Tode gaben seine Erben den Tele-
vollständig in zwei Bdn. heraus; er ist seitdem unzählige Mal gedruckt
übersetzt worden. 1819 wurde Fénélon, durch öffentliche Unterzeichnung,
der Nation ein Denkmal bestimmt, und am 7. Jan. 1826 seine vom Bild-
David verfertigte Bildsäule zu Cambray aufgerichtet. Fénélon's „Lebens-
chte nach Originalhandschriften" gab Bausset heraus (deutsch von Feder,
d., Würzburg 1811) und Champollion-Figeac machte noch ungedruckte
e von ihm durch den Druck bekannt: „Oeuvres choisies de Fénélon",
s. „Eloge" von La Harpe, und eine biogr. literar. Notiz von Villemain, er-
n zu Paris 1825, in 6 Bdn.

Feodor Iwanowitsch, großherzoglich badischer Hofmaler. Dieser
würdige Künstler wurde um 1765 in einer kalmückischen Horde, an der rus-
chinesischen Grenze geboren, von seinen Familienverhältnissen weiß er nichts,
ist ihm aus seiner Kindheit bloß die Erinnerung an seine Gefangennehmung
die Russen geblieben. Da er von den Russen weggeführt worden ist, so
r zum torgotschen Stamm gehört haben, der sich unter russischen Schutz be-
hatte, aber, aus Unzufriedenheit mit den Moskowiten, zu Ende 1770 seinen
igen Aufenthalt verließ und sich zu den Chinesen wendete. Auf diesem Zuge
ein kleiner Haufe der flüchtigen Horde von den Kosacken auf einem Berge
olt, und, da die Männer Widerstand leisteten, größtentheils niedergemacht,
est aber gefangen. Feodor erinnert sich noch des Überfalls. Eine Frau,

von welcher er glaubt, sie möge wol seine Mutter gewesen sein, versucht
Äußerste zu seiner Rettung, doch ohne Erfolg. Der 5 bis 6jährige Knabe
nach Petersburg gebracht und von der Kaiserin in Schutz genommen, woran
muthmaßen läßt, daß er einem kalmückischen Fürstenstamme angehörte, was
ein russischer Officier bestätigte, der bei dem Überfalle zugegen war. In der
erhielt er den Namen Feodor Iwanowitsch. Die Kaiserin Katharina schenkt
Knaben der damaligen Erbprinzessin (jetzigen Frau Markgräfin Mutter) A
von Baden. Diese edle Fürstin sorgte für seine Erziehung und Ausbildung.
besuchte die Schule in Karlsruhe, und wurde hierauf in das Philanthropin
Marschlins geschickt. Seine Neigung entschied sich für Malerei, und er
den ersten Unterricht von dem Hofmaler Melling, dessen Söhne wir die sch
Ansichten von Konstantinopel verdanken. Später genoß er der Leitung des
riedirectors Becker. Gehörig vorbereitet, ging er nach Italien und blieb
Jahre in Rom, wo sein Kunsttalent sich vielseitig entwickelte. Von da ging
mit Lord Elgin nach Griechenland und zeichnete die Bildwerke, deren Bek
machung wir dem Eifer des britischen Reisenden verdanken. Er folgte hi
dem Lord nach London, um die Aufsicht über den Stich des Elgin'schen Werk
führen. Nach einem dreijährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Karls
zurück und wurde vom verst. Großherzoge, Karl Friedrich, als Hofmaler
stellt. — Die Natur hatte diesen Künstler vielleicht mehr zum Bildhauer
zum Maler bestimmt, denn in seinen Werken herrscht durchaus das plastische
cip vor, wie er sie denn auch meist Grau in Grau ausführte, wobei er sich dem
lief mehr nähern konnte. Durch ein anhaltendes Studium der Antike und
alten florentinischen Meister hat er sich ihren bestimmten, strengen, großar
Styl vollkommen angeeignet, und wenn in seinen religiösen Darstellungen
Ruhe waltet, welche der feierliche Ernst des Gegenstandes erheischt, so ist das
in seinen Bacchanalen Alles in lebenvoller Bewegung, und er vereinigt hier,
dem Feuer des Giulio Romano die Kühnheit und Kraft von Buonarotti.
seinen Köpfen zeigt sich eine erstaunliche Mannigfaltigkeit und jene Individual
wie sie nur ein Künstler hervorbringen kann, der mit hellem, freiem Blick in
ben schaut. Nur Eines ist ihm fremd geblieben — weibliche Huld. Zwar fe
seinen Frauen nicht immer an Hoheit, doch ist häufig ein Zug unangenehmer
sualität beigemischt; mitunter sind seine Gestalten auch zu gedrungen, und er
es zu sehr, die Gewänder in eine Menge kleiner Falten zu brechen. Meiste
hat er verschiedene Blätter radirt, u. a. die Thüren von Ghisberti, eine K
abnahme nach Volterra ꝛc. 76.

Feodosia, s. Kaffa.

Ferdinand, römisch-deutsche Kaiser. 1) **Ferdinand I.**, Karl
Bruder, dem er als deutscher Kaiser 1558 folgte, nachdem er schon 1531
römischen König erwählt worden, und seit 1526 König von Ungarn und Böh
war. 1559 hielt er einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem Deutsch
eine Münzordnung erhielt, und wo von den Protestanten mehre Religion
schwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war sehr duldsam, und wirkte
dem tridentinischen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, seinen
terthanen mehre religiöse Freiheiten aus. Auch erhielt unter ihm der Reich
rath seine bestimmte Ordnung. Doch er bestieg schon zu bejahrt den deut
Thron, um so viel Gutes, als er wol gekonnt, für Deutschland auszuführen.
starb 1564. — 2) **Ferdinand II.**, dem sein kinderloser Vetter Matt
welchem er als deutscher Kaiser folgte, schon 1617 die Nachfolge in seinen gesa
ten Staaten zugesichert hatte, bestieg zu einer Zeit den Kaiserthron, wo der D
ßigjährige Krieg (s. d.) im Ausbruche und das östr. Haus in großer G
war. Er war ein finsterer, verschlossener Mann, von den Jesuiten zu Ingol

spyen, und in religiöser Hinsicht seinen Vorfahren Ferdinand I., Maximilian, ja
st Rudolf und Matthias sehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentinischen
Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühte sein Eifer, der hartnäckig jener be-
schränkten und einseitigen Religionsansicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die
on unter Thurn's Anführung vor Wien standen, gab ihm Zeit, seine Kaiserwahl,
ie aller Widersprüche der Union und der Böhmen (1619), durchzusetzen. Die
Unterstützung der Ligue und des Kurf. von Sachsen, Johann Georg I., befestigte
n auf dem Thron von Böhmen; desto härter und willkürlicher verfuhr er nun in
iesem Lande gegen die Protestanten; die protestantischen Lehrer wurden vertrie-
en; viele tausend fleißige Böhmen wanderten ins Ausland; dagegen rief er die
Jesuiten zurück, und zerschnitt mit eigner Hand den Majestätsbrief Rudolfs II.
(S. Calixtiner.) Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die
Reichsacht, und die Kurwürde der Pfalz übertrug er 1622, trotz des Widerspruchs
von Kursachsen, dem Herzog von Baiern, der ihm Beistand geleistet. Durch
Tilly und Wallenstein besiegte er Christian IV., König von Dänemark, Christian
von Braunschweig und den Grafen von Mansfeld; die beiden Herzoge von Meck-
lenburg, welche an dem dänischen Kriege Theil genommen, that er in die Acht,
und belehnte Wallenstein mit Mecklenburg; auch wollte er sich der Handelsherr-
schaft auf der Ostsee bemächtigen, aber dieses Project scheiterte bei der Belagerung
von Stralsund an der Unterstützung dieser Festung durch die Hansestädte. Nun
erließ er das Restitutionsedict (1629), nach welchem alle gegen den geistlichen
Vorbehalt (s. Religionsfrieden) von den Protestanten aufgehobene, un-
mittelbare Stifter wieder mit katholischen Bischöfen und Prälaten besetzt, die
Reformirten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und die protestantischen Unter-
thanen katholischer Fürsten zum Katholicismus zurückgeführt werden sollten: ein
Edict, welches mit Gewalt der Waffen zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und Re-
gensburg vollzogen wurde. Aber die Entlassung Wallenstein's, welche die Reichs-
stände einstimmig verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, der alle politische
Triebräder in Bewegung setzte, um Frankreich einen mächtigen Einfluß in Europa
zu verschaffen und die fast überwiegende Macht des Hauses Östreich zu beschrän-
ken, endlich von Gustav Adolfs Macht, von Frankreich unterstützt, und das spä-
tere Anschließen der Protestanten an denselben, seit sie sich durch die Belagerung
Magdeburgs, wo das Religionsedict vollstreckt werden sollte, in der Hoffnung
eines Vergleichs getäuscht sahen, hinderten Ferdinand an der Ausführung seiner
Pläne. Er hoffte jedoch nach Gustav Adolfs Tode, durch die von seinem Sohne,
dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen gewonnene
Schlacht, und durch den Particularfrieden mit Sachsen zu Prag 1635, bedeu-
tende Vortheile über die Protestanten zu gewinnen. Aber die Behandlung des
Kurf. von Trier, welcher franz. Schutz gesucht und franz. Truppen in seine Fe-
stungen genommen hatte, und nun, auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl,
von spanischen Truppen von Luxemburg aus, nach Niedermetzelung der franz.
Garnison, als Gefangener hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum
unmittelbaren Kriege gegen Östreich und Spanien. Schweden konnte nun kräfti-
ger wirken; Banner schlug die kaiserlich-sächsischen Truppen bei Wittstock 1636,
verdrängte sie aus Hessen, und Ferdinand starb d. 15. Febr. 1637, ohne daß er
seine Absicht, die Vernichtung des Protestantismus und der politischen Freiheit in
Deutschland, erreicht hatte. — 3) Sein Sohn Ferdinand III., der Sieger
bei Nördlingen, folgte ihm als Kaiser. Er war geneigter zum Frieden als sein
Vater. Banner und der Herzog Bernhard von Weimar hatten die Kaiserlichen
abermals geschlagen. Der Reichstag, den Ferdinand 1640 zu Regensburg ver-
anstaltete, führte jedoch den Frieden nicht herbei. Obgleich Ferdinand sich nicht
sklavisch von dem Interesse Spaniens und den Jesuiten leiten ließ, und auf dem

Reichstage viel Muth zeigte, konnte er dennoch weniger durchsetzen, als wünschte, wozu die Schrift des sogenannten Hippolytus a lapide viel beitr deren Zweck war, die Stände gegen den Kaiser zu erbittern: der erste mächt Einfluß, welchen der große Kurf. von Brandenburg damals äußerte. Doch se man die Unterhandlungen eifrig fort; auch bewilligte der Kaiser mehren Rele ständen, welche schwedische Partei genommen hatten, Amnestie. Endlich kam die hamburger Präliminarien (1641) zu Stande, nach welchen ein allgemein Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück gehalten wurde. Doch dauerte längere Zeit, bis dieser Congreß seinen Anfang nahm; auch währte der Kr weil kein Waffenstillstand festgesetzt war, fort, mit abwechselndem Glücke. E 1648, als die Schweden (die früher unter Torstenson sogar Wien bedroht hatt sich eben, unter Wrangel, der Hauptst. Böhmens bemächtigen wollten, entsch sich Ferdinand zur Unterzeichnung des Friedens. (S. Westfälischer Friede Bald darauf bewirkte Ferdinand die römische Königswahl seines Sohnes Fer nand IV., der aber ein Jahr nachher starb. Auf dem Reichstage von 1653 54 wurden wichtige Veränderungen in der Justizverfassung durchgesetzt. K vor seinem Tode (1657) schloß Ferdinand noch ein Bündniß mit Polen ge Schweden.

Ferdinand V., König von Aragonien, dem der Papst, wegen V treibung der Mauren aus Spanien, den Titel: der Katholische beilegte, war Sohn Königs Johann II., und 1453 geboren. Durch seine Vermählung der Königin Isabelle von Castilien legte er den Grund zur Vereinigung aller ein nen spanischen Königreiche, welche 42 Jahre später völlig zu Stande kam. F dinand und Isabelle lebten mit einander, bemerkt ein Geschichtschreiber, nicht zwei Gatten, deren gemeinsames Eigenthum unter den Befehlen des Man steht, sondern wie zwei ihres gemeinsamen Interesses willen eng mit einander v bundene Monarchen. Isabelle verstattete ihrem Gemahl keinen weitern Ant an der Regierung Castiliens, als seinen Namen in den Verordnungen zu un zeichnen und sein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint mit Xime (s. d.) bildeten eine Macht, wie sie Spanien zuvor noch nicht gesehen hatte. E unterwarfen sich nach einem zehnjährigen blutigen Kampfe (1491) Granada, einzige Reich, welches den Mauren in Spanien übrig geblieben war; aber höchsten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerikas, w Ferdinand die Schiffe ausgerüstet hatte, und die ihn zum Souverain einer ne Welt machte. (S. Colombo.) Zugleich legte dieser staatskluge Fürst Grund zu Spaniens Übermacht in Europa, indem er sich durch seinen Feldhe Gonsalvo von Cordova, des Königreichs Neapel (1515) bemächtigte, und 1 Navarra eroberte; aber seine Politik war arglistig und despotisch. Diese Fle verdunkeln seine großen Eigenschaften, die ihn zum ersten Monarchen seines J hunderts machten. Jenes Streben nach Vergrößerung und Befestigung se Macht, und blinder Religionseifer verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Un Gewissen seiner Unterthanen zu beherrschen, schuf er 1480 das Gericht der In sition, ohne einzusehen, daß er dadurch der Geistlichkeit eine Gewalt einräu die sie bald über den Monarchen selbst ausüben würde. Ebenso ungerecht nachtheilig war 1492 die gewaltsame Vertreibung der Juden, und 1501 Verjagung der Mauren. Nach dem Tode seiner Gemahlin Isabelle, 1504, mählte sich Ferdinand mit Germaine de Foix, und starb 1516 an der Wassersu die durch einen Trank verursacht worden sein soll, den ihm seine zweite Gema eingab, um ihn der Zeugung fähig zu machen. Ihm folgte Karl I. (V.).

Ferdinand I. (vorher IV.) von Bourbon, Infant von Spanien, nig beider Sicilien, geb. den 12. Jan. 1751, dritter Sohn Karls III. von S nien, der ihm 1759 den Thron von Neapel überließ, als er selbst den spani

ng. Ferdinand IV. übernahm die Regierung, die bis dahin durch einen, von m Vater eingesetzten Regentschaftsrath, unter dem Vorsitze des berühmten rchese Tanucci, vormaligen Professor der Rechte zu Pisa, geführt war, am Jan. 1767. Seine und seines ältern Bruders (Karls IV., K. von Spa- n) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtschaffener nn, aber von beschränkter Einsicht, daher auch Ferdinand, obwol nicht ohne liche Anlagen, sehr unwissend blieb, und sich späterhin vergnügenden Zer- ungen (Jagd, Fischfang u. s. w.) ganz überließ. Als Kind äußerte Ferdi- nd viel Liebe für das Volk; auf seinen Spaziergängen verweilte er oft mitten er Knaben seines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud sie ein, n zu besuchen. An Festtagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazza- ni, und er ließ seine lieben Kameraden, wie er sie nannte, gut bewirthen. Ein ßer Knabe gewann sogar seine Freundschaft, und er sorgte für dessen Glück. o ward Ferdinand der Liebling des Volks. 1768 vermählte er sich mit Marie roline, Tochter der Kaiserin Marie Theresia (st. zu Hetzendorf bei Wien 8. pt. 1814). Diese geistvolle und liebenswürdige Fürstin erlangte bald auf dinand einen entschiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung stand da- ls noch der erste Minister Tanucci. Dieser schaffte 1764 den Lehntribut des inen Zeltes, den der Papst bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die nade Karls III. v. Spanien, und nahm 1777 seinen Abschied. An seine Stelle am der Marchese della Sambuca. Jetzt widmete der König, von seiner Gemah- in aufgefordert, seine Zeit öfter den Regierungsgeschäften, doch that er nichts ohne en Rath der Königin. Sambuca suchte daher den König durch eine schöne Eng- länderin, die in Neapel mit einem Franzosen (Goudar) verheirathet war, von seiner Gemahlin abzuziehen; allein die Königin bemerkte dies, und Hr. und Mad. Gou- dar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem stieg die Macht der Königin, und Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem madrider Cabinet eine ungünstige Schilderung gemacht hatte, mußte sich 1784 in seine Vaterstadt Pa- lermo zurückziehen. Der Ritter Acton (s. d.) wurde sein Nachfolger. Dieser folgte ganz dem Willen der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches sich mehr an Östreich und England an- schloß. Aber bald zog die franz. Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel schwankte, erschien La Touche mit einem franz. Geschwader vor der Hauptstadt, und erzwang die Annahme der vorgeschriebenen Bedingungen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Ferdinand zu der Coalition gegen Frankreich, und nahm von 1793—96 an dem allgemeinen Kriege Theil. Nach 2 Friedensjahren machte ihn Nelson's Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber, nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack, sich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeische Republik proclamirte. Der Hof, nebst Acton, hatte sich bereits am 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch schon den 21. Jun. 1799 fiel die Hauptstadt wieder in die Gewalt des Royalistenheers unter dem Card. Ruffo (s. d.), und viele Anhänger der Republik wurden hingerichtet. Erst im Jan. 1800 kehrte der Hof nach Neapel zurück, und Spanien schloß mit dem ersten Consul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien gesichert wurde. Dessenungeachtet mußte Ferdinand in dem Frie- den mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Presidj u. s. w. räumen und franz. Truppen in seinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neu- tralitätsvertrage von 1805 versprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu gestatten. Als nun gleichwol im Nov. 1805 eine russisch-eng- lische Flotte vor Neapel erschienen war, und 12,000 M. Russen gelandet hatte

so ließ Napoleon, der in diesem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an Feindseligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land besetzen, und die königl. milie flüchtete 1806 abermals nach Sicilien. Hier behauptete sich Ferdinand Hülfe der Engländer, zog sich jedoch, da seine Gemahlin mit den Engländern zweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geschäften zurück, indem er einstwe seinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Karoline aber m im Dec. 1811 Sicilien verlassen, und ging über Konstantinopel nach Wien. H auf bewogen die Engländer den König, die Regierung wieder zu übernehn Endlich hat der wiener Congreß Ferdinand IV. in allen seinen Rechten als K beider Sicilien anerkannt (1814). (Vgl. Murat.) Die königl. Familie am 17. Jun. 1815 in Neapel ein, und Ferdinand vereinigte, 12. Dec. 18 seine sämmtlichen Staaten diesseits und jenseits der Meerenge in ein Königr beider Sicilien, und nannte sich Ferdinand I. Den 27. Nov. 1814 verm er sich, nachdem seine erste Gemahlin im Sept. desselben J. zu Wien gest war, mit der verwitw. Prinzessin von Partana, seit 1815 Herzogin Floridia. 1801 stiftete er den Ferdinand-Verdienstorden. Am 16. Febr. 1 schloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Papste, wodurch die langen Mißhe keiten zwischen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Über den per lichen Charakter dieses Königs urtheilen selbst parteiische Schriftsteller, wie Go u. A., günstig. Das Wohl seines Volks lag ihm wahrhaft am Herzen. Nachricht von dem Erdbeben zu Messina und Calabrien, 1783, erschütterte so, daß er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Mit dem größten Eifer tr Anstalten, um den Unglücklichen beizustehen. Auch hat er mehre Wohlth keitsanstalten gestiftet; dahin gehört die Colonie von St.-Leucio (1773), d Beschreibung er selbst bekannt machte. Abbé Clemaron hat sie ins Franz. üb „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès, avec les lois sa bonne police, par Ferdinand IV." Nach dem Abzuge der östreichis Truppen blieb der östr. General Nugent als Generalcapitain an der Spitze Armee; er hob die franz. Einrichtung derselben auf, wodurch er sich verhaßt ma Die Minister suchten die innere Sicherheit herzustellen, die Armen durch öffent Arbeit zu beschäftigten und den Staatscredit zu sichern. In dem Frieden mit gier, der unter Englands Vermittelung 1816 abgeschlossen wurde, bewilligte dinand die Fortdauer eines jährl. Geschenks von 25,000 Piastern. Die der Staatsverwaltung war der Ritter Medici (s. d.). Gleichwol mußte F nand 1820 die von Soldaten und Bürgern ihm aufgedrungene spanische Cons tion beschwören. (S. Neapel, Revolution von, und Sicilien, b Durch Östreichs Waffen in die vorige unbeschränkte Gewalt 1821 eingesetzt, terdrückte er die Carbonaria (s. d.) und starb den 4. Januar 1825. folgte s. Sohn Franz I. Die Herzogin von Floridia starb den 25. Apr. zu Neapel.

Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. Oct. 1784, Prinz von Asturien seit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. 1808 sechs Wochen lang König von Spanien, darauf unter franz. Staatsau zu Valençay in Frankreich bis zu seiner Restauration 1814. Sein Vater, Karl IV., und seine Mutter, Marie Louise von Parma, ernannten den H von San Carlos zu seinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Al einen ausgezeichnet rechtschaffenen Mann, zu seinem Oberhofmeister, un Domherrn D. Juan Escoiquiz zu seinem Lehrer. Der Prinz zeigte An und machte Fortschritte in der Mathematik. Da er gegen den Günstling G Herzog v. Alcudia (s. d.), eine große Abneigung verrieth, so entfernte von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand sehr lieb gewonnen hatte, dem Vorwande, daß er durch seine strengen Grundsätze dem Charakter des P

eine schiefe Richtung gebe. Auch Escoiquiz, an dessen Vortrag der Geschichte der Prinz zu viel Geschmack fand, ward nach Toledo versetzt; doch unterhielt sich Ferdinand mit ihm schriftlich. Nun wollte man dem Prinzen Vergnügen an der Jagd beibringen; allein Ferdinand liebte diese Zerstreuung nicht. Im Oct. 1801 ward er zu Barcellona mit Antoinette Thereſie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Diese Prinzessin war liebenswürdig, geistvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte sich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Asturien liebte sie zärtlich. Da man über sie die Königin vernachlässigte, so entstand Eifersucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil sie dem Günstling, der vergebens ihre Gunst gesucht hatte, keine Ergebenheit bewies, so beschuldigte man sie, daß sie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, ausübe, und ihm ihren Haß gegen die Franzosen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, besonders von Seiten der Königin, verzehrt, starb die Prinzessin den 21. Mai 1806, 22 Jahr alt, ohne Kinder. Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandten des franz. Kaisers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widersetzte sich einer solchen Verbindung; auch gab er dem stolzen Günstlinge noch bei andern Gelegenheiten seine Verachtung zu erkennen. Einige Große suchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Absicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürsten Godoy zu befriedigen, als eine bessere Ordnung der Dinge in Spanien herzustellen. An der Spitze dieser Partei stand der Herzog von Infantado. Um den Prinzen für seine Absichten zu gewinnen, zog er einen Feind des Friedensfürsten, den Kanonikus Escoiquiz, der mit Hülfe Englands auf Spaniens Wiedergeburt wirken zu können glaubte, in den Verein. Man stellte Ferdinand vor, daß Godoy nach des Königs Tode ihn wol gar vom Throne verdrängen könne, da er ohne allen Einfluß, von seinem Vater verkannt und von der Königin gehaßt sei. Schon 1806 wurde der Prinz so weit gewonnen, daß er dem Herzog von Infantado für den Sterbefall Karls IV. den Oberbefehl über die Truppen in Neucastilien übertrug. Zugleich schrieb er mit eigner Hand einen Aufsatz, worin des Friedensfürsten Übermuth und Habsucht mit den grellsten Farben geschildert, und der König gebeten wurde, den Günstling zum Wohle des Throns und der Nation zu entfernen. Diese Denkschrift sollte dem Könige überreicht werden. Man ging noch weiter. Als 1807 ein franz. Heer, um Portugal zu besetzen, in Spanien einrückte, näherte man sich dem franz. Gesandten zu Madrid, Beauharnois, und auf den Rath desselben schrieb Ferdinand (11. Oct. 1807) an Napoleon, und gab demselben den Wunsch zu erkennen, sich mit einer franz. Prinzessin (der ältesten Tochter Lucians) zu vermählen. Dieser Schritt blieb dem Friedensfürsten nicht verborgen; er wußte sich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen, und mit ihnen lag der Plan desselben gegen ihn klar vor Augen. Er eilte zur Königin, und Beide suchten den König zu überzeugen, daß sein Sohn ihm nach Leben und Krone trachte. Ferdinand und seine Dienerschaft wurden im Escurial verhaftet; das Verhör desselben fand in der Nacht vom 28. — 29. Oct. in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Minister und der Präsidenten des Conseils, statt. Eine vom Friedensfürsten eigenhändig geschriebene, an den Rath von Castilien gerichtete königl. Kundmachung vom 30. Oct. 1807 erklärte den Prinzen und dessen Diener für Verräther. Allein die öffentliche Stimme klagte den Friedensfürsten als den Urheber der ganzen Sache an. Dieser machte daher den Vermittler, und der Prinz unterzeichnete in seinem Verhaft einen Brief, worin er seinen königl. Vater um Verzeihung bat. Dieser verzieh, aber der Herzog von Infantado und die übrigen Theilnehmer wurden vom Hofe verwiesen. Die Erbitterung des Volks gegen Godoy führte, als der König Anstalt treffen ließ, seinen Sitz nach Sevilla zu verlegen, die Revolution von Aranjuez (18. März 1808) herbei. (S. Spa-

nien.) Der König entsagte am 19. seiner Krone, und Ferdinand VII. wu von dem Volke als Retter des Vaterlands begrüßt. Der Herzog von Infant ward Commandant der spanischen Garden und Präsident des Raths von Castili Allein der alte König schrieb durch Murat an Napoleon, und erklärte seine Thr entsagung für erzwungen. Ferdinand VII. hatte Napoleon seine Thronbesteigu bekannt gemacht, und um eine Prinzessin angehalten; zugleich aber durch die A kanntmachung der Actenstücke über die Begebenheiten im Escurial sich von Beschuldigung seines Vaters zu reinigen gesucht. Napoleon empfing die Ab sandten sehr kalt: „Karl IV. sei sein Bundesgenosse und Freund, er könne da Ferdinand VII. nicht anerkennen". Doch ließ er den Prinzen von Asturien w den, daß er sich auf der Reise nach Spanien befinde, und lud ihn ein, ihm ent gen zu kommen, um mündlich diese Angelegenheiten zu ordnen. Nun reiste F dinand, in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatssecretairs Cevall des Kanonikus Escoiquiz und Andrer, am 10. April ab. In allen Städten s seiner Reise umringte das Volk den Wagen, und bat ihn, das Reich nicht zu v lassen. Nahe an der Grenze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayo vom 16. April, worin dieser ihm erklärte, daß er ihn nur dann als König v Spanien anerkennen werde, wenn seines Vaters Abdankung freiwillig sei. A Savary's Betheurung, daß der Kaiser ihn bestimmt als König anerkennen wer setzte Ferdinand seine Reise fort, und kam am 20. April zu Bayonne an, wo i Napoleon mit Auszeichnung empfing. Als aber der alte König hier seine A dankung für nichtig erklärt und des Prinzen Entsagung auf die Krone, wel Ferdinand nur in Madrid und vor den „versammelten Cortes" seinem Vater rückgeben wollte, am 1. Mai verworfen hatte, so mußte der Prinz, nach d Auftritte am 5. Mai, wo ihn sein erzürnter Vater und die erbitterte Mutter, Gegenwart Napoleons, der Infanten, Godoy's und des Ministers Cevallos, v einen Verbrecher mit den heftigsten Vorwürfen überschütteten und mit einer r richtlichen Verurtheilung als Thronräuber bedrohten, unbedingt der Krone Sp niens entsagen. Doch hatte er vorher der von ihm in Madrid unter des I fanten D. Antonio Vorsitz errichteten obersten Regierungsjunta, als er geh daß der Großherzog von Berg des Infanten Stelle eingenommen, mit unein schränkter Vollmacht das Recht ertheilt, die Cortes zu berufen und Krieg m Frankreich zu führen. Ferdinand erhielt als Apanage eine jährl. Rente v 600,000 Fr. für sich und seine Nachkommen aus dem Kronschatze von Frankre sowie die Paläste und Parks von Navarra als Eigenthum für sich und seine Erb Er bezog hierauf mit seinem Bruder D. Carlos, seinem Oheim D. Antonio, d Kanonikus Escoiquiz, dem Herzog von San Carlos und dem Secretair Maca das Schloß Valençay (eine Besitzung des Fürsten Talleyrand), wo er so str bewacht wurde, daß der Plan des englischen Ministeriums 1810, ihn von dor entführen, fehlschlug. Dasselbe hatte einen gewissen Baron Kolly an ihn ab schickt, welcher aber verhaftet wurde. Ein Spion mußte dessen Rolle spiel doch der Prinz ging nicht in die Falle. Um sich den Schein zu geben, als ver scheue er das beabsichtigte Unternehmen, machte er (freilich zu einer Zeit, wo A schon entdeckt war) eine Anzeige davon, und drückte zugleich den Wunsch a von Napoleon adoptirt zu werden. Erst am Ende 1813 bot Napoleon, um sei Rücken zu sichern, Ferdinand die Wiederherstellung auf seinen Thron an, und di willigte in den am 11. Dec. zu Valençay von dem Herzog von San Carlos dem Grafen La Forêt unterzeichneten Vertrag, durch welchen Ferdinand Span Interesse von der Sache Europas trennte. Die Cortes verweigerten daher Bestätigung. Ferdinand verließ Valençay am 3. März 1814; den 19. kar in Perpignan an, und den 23. in Figueras, wohin ihn der Marschall Suche geleitete. Ferdinand wurde mit den rührendsten Bezeugungen von Liebe und T

seinen Unterthanen empfangen. In Gerona schrieb er an die Cortes: „General Copons hat mir das Schreiben der Regentschaft zugestellt. Ich werde Euch von Allem unterrichten. Unterdessen versichere ich die Regentschaft, daß ich nichts so sehr wünsche, als ihr Beweise meiner Zufriedenheit zu geben". Allein geleitet von einer Partei des Hofadels, der Geistlichkeit und einiger Generale, verwarf er den Eid auf die Constitution der Cortes von 1812, und stieß diese um, weil sie die monarchische Gewalt zu sehr beschränkte. Doch ertheilte er die Versicherung, selbst eine Constitutionsurkunde zu geben, wie die Aufklärung von ganz Europa und die allgemeinen Bedürfnisse der spanischen Unterthanen auf beiden Halbkugeln der Erde sie nothwendig machten. General Eguia war aber kaum mit einer Abtheilung der Garden, zwei Tage vor Ferdinand, in Madrid angekommen, so ließ er des Nachts die Mitglieder der Regentschaft, mehre Deputirte der Cortes und die Minister verhaften. Hierauf hielt Ferdinand VII. am 14. Mai 1814 seinen Einzug in Madrid, wo er durch freundliche Herablassung den großen Haufen sehr an sich zog. Von dem Augenblicke des Regierungsantritts des Königs erfolgten jetzt Schritte und Handlungen, welche das Erstaunen von Europa erregten. Statt der versprochenen Verfassung, bildete sich ein furchtbares Verfolgungssystem gegen Alle, denen man liberale Ideen zutraute, und seine Schläge trafen viele von den verdientesten Männern, deren patriotischem Sinne Ferdinand die Wiederherstellung seines Throns verdankte. Hinrichtungen, Gefängnißstrafen, Verbannungen und Vermögensconfiscationen hatten in allen Gegenden des Reichs statt. (S. Afrancesados und Farril.) Die Censur ward in ihrem ganzen Umfange hergestellt; dasselbe geschah in Ansehung der Mönchsorden, der Jesuiten und der Inquisition, sammt der Folter. Kurz, es zeigte sich in den meisten Acten der Regierung ein mit Heftigkeit durchgreifender und auf Unterdrückung der Geistesfreiheit hinstrebender Charakter. Zuletzt wurde die Verwaltung ganz abhängig von dem Einflusse einer talentlosen und leidenschaftlich verblendeten Camarilla. (Vgl. Ugarte.) Welche Verwirrung, welches Elend und welche Unzufriedenheit hieraus entstand, wie die Verzweiflung kühne Männer hinriß zu aufrührerischen Unternehmungen, wie der Aufstand des nach Amerika bestimmten Heeres im Jan. 1820 den König nöthigte, am 7. März d. J. die Constitution der Cortes von 1812 wiederherzustellen, wie endlich 1823 die bewaffnete Dazwischenkunft Frankreichs die absolute Gewalt in Spanien wiederherstellte, und wie seitdem Ferdinands Thron von feindseligen Parteien umlagert, mit der Zeit und mit der Erfahrung erfolglos kämpft, wird in dem Art. Spanien seit 1808 erzählt werden. Ferdinand VII. vermählte sich 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Isabella Franziska; und als diese den 26. Dec. 1818 starb, im Aug. 1819 zum dritten Male mit der Prinzessin Josephe von Sachsen (geb. den 6. Dec. 1803, Tochter des Prinzen Maximilian). Seine Brüder: Don Carlos, vermählt mit des Königs von Portugal dritter Tochter, und D. Francisco de Paula, vermählt mit einer Tochter des Königs Franz von beiden Sicilien, haben Söhne. Der König hat keine Kinder. Die „Mémoires historiques sur Ferdinand VII. et sur les événemens de son règne, par Don ···", übers. a. d. Span. ins Engl. von Mich. J. Quin, und a. d. Engl. ins Franz. von M. G. H. mit Anm. (Paris 1824) schildern Ferdinands VII. Regierung von 1814 bis 1820.

Ferdinand (Karl Anton Joseph), Erzherzog von Östreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Sohn des Kaisers Leopold II. und Oheim des Kaisers Franz I., war geb. 1754, wurde Generalgouverneur in der Lombardei und vermählte sich 1771 mit Maria Beatrix von Este, wodurch er die Erbfolge erhielt. Allein sein Schwiegervater verlor 1796 sein Land, und erhielt 1802 als Entschädigung den Breisgau und die Ortenau, die er, zu einem Herzogthum erhoben, sei-

nem Schwiegersohne, dem Erzherz. Ferdinand, überließ, welcher Letztere den T
eines Herzogs von Modena-Breisgau annahm. Durch den presburger Friel
mußten das Breisgau und die Ortenau an Baden abgetreten werden, die d
Erzherz. Ferdinand dafür zugesicherte Entschädigung aber wurde nicht geleis
Der Erzherzog starb den 24. Dec. 1806. Ihm folgte sein Sohn, Franz I
welcher durch den wiener Congreß das Herzogthum Modena zurückerhielt. (S. E
und Modena.) Seine Tochter, die edle, unvergeßliche Ludovike Beatrix
Este, wurde 1808 die dritte Gemahlin des Kaisers Franz I. und starb zu Ver
1816. — Der zweite Sohn des Erzherz. Ferdinand ist der in der neuern Kri
geschichte bekannte Ferdinand Karl Joseph von Este, geb. den 25. A
1781, Erzherz. von Östreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Prinz
Modena, gegenwärtig k. k. General der Cavalerie und seit dem 22. Mai 18
commandirender General in Ungarn, wo er zu Ofen lebt. In dem Kriege,
Östreich 1805 gegen Frankreich führte, erhielt er den Oberbefehl des dritten He
von 80,000 M., das Baiern besetzte und in Schwaben sich aufstellte. Unter i
leitete das Ganze, als Chef des Generalstabes, der von England dazu empfoh
Generalfeldzeugmeister Mack. Dieser ließ sich in seiner Stellung an der J
zwischen Ulm und Günzburg umgehen, und von der Verbindungslinie mit Bai
Östreich und Tirol abschneiden. Darauf wurde der Erzherz. Ferdinand, wel
sich an der Spitze des linken Flügels der östr. Armee befand, am 9. Oct. v
Marschall Ney bei Günzburg geschlagen, wo die Franzosen auf den Querbal
der abgetragenen untern Donaubrücke, unter dem Flintenfeuer der Östreicher
das rechte Ufer übergingen. Vergebens drangen jetzt der Erzherz. Ferdinand, F
Schwarzenberg, General Kollowrath u. A. in den General Mack, daß er, um
aus seiner verwickelten Lage bei Ulm zu ziehen, das linke Donauufer behau
und Nördlingen gewinnen sollte. Als nun Ferdinand am 14. Oct. das Schi
des in Ulm eingeschlossenen Heeres voraussah, erklärte er seinen Entschluß,
mit 12 Schwadronen Reiterei durchzuschlagen. Fürst Schwarzenberg führte
in derselben Nacht den Zug glücklich bis Geislingen, weil man sich mit dem H
theile des Generals Werneck zu vereinigen hoffte; allein dieser mußte bei Troch
fingen am 18. capituliren, während der Erzherzog seine Scharen mitten durch
feindlichen Troß nach Öttingen führte, die Trümmer des Heertheils von Hol
zollern an sich zog und Murat's Reiterhaufen durchbrach. Doch bei Gunzenh
sen an der Altmühl wurde der Erzherzog, dessen ganze Schar nicht über 3000
darunter etwa 1800 Reiter, zählte, von Murat's 6000 M. starkem Reiterha
eingeholt; indeß gelang es dem Fürsten Schwarzenberg, durch eine Unterred
mit dem franz. General Klein so viel Zeit zu gewinnen, daß der Erzherzog
der Reiterei entkam, sodaß bloß das Fußvolk nebst dem schweren Geschütze in F
des Hand fiel. Darauf ward der Erzherzog nochmals bei Eschenau vom Fe
erreicht; hier rettete ihn aber der heldenmüthige Widerstand der Nachhut u
dem General Mecserey, welcher tödtlich verwundet, vom Feinde gefangen wu
So entkam der Erzherzog mit noch nicht 1500 Mann, welche in acht Tagen,
der täglichen Gefechte, über 50 deutsche Meilen geritten waren, am 22. Oct.
Eger. Er erhielt jetzt den Oberbefehl über die k. k. Truppen in Böhmen, or
sirte den Landsturm und machte den Baiern in mehren glücklichen Gefechten
Fußbreit Landes streitig. Dadurch deckte er mit etwa 18,000 M. den re
Flügel der großen verbündeten Armee, bis diese die unglückliche Schlacht be
sterlitz lieferte. 1809 erhielt der Erzherz. Ferdinand von Este den Oberb
über den 7. Heertheil, der 36,000 M. stark, am 15. April über die Pilica i
Herzogthum Warschau einrückte, dessen Völker der Erzherzog aber verg
durch öffentlichen Anschlag zum Aufstande gegen Napoleon und den Herzo
Warschau aufrief. Fürst Poniatowski leistete ihm mit 12,000 M. bei R

am 19. April tapfern Widerstand; der Ort, welchen die Sachsen, unter General Dyherrn, vertheidigten, konnte nicht genommen werden, und nur die Nacht endigte den Kampf. Poniatowski übergab hierauf Warschau am 22. mit Capitulation, indem er Praga und das rechte Weichselufer behauptete. So gelang es ihm, während der Erzherzog gegen Kalisch zog und Thorn vergebens angriff, die Östreicher zu umgehen, einzelne Abtheilungen derselben zu schlagen, und zu Lublin, im östr. Galizien, einen Volksaufstand anzuordnen. Hierauf eroberten die Polen Sendomir, Zamosk und am 28. Mai Lemberg, die Hauptst. Galiziens; endlich nöthigte Dombrowski durch seinen Übergang über die Bzura die Östreicher, am 2. Juni Warschau zu räumen. Nun eroberte zwar der Erzherzog Galizien wieder; allein die Polen vereinigten sich mit dem heranrückenden russischen Hülfsheere, unter dem Fürsten Gallitzin, worauf Poniatowski die Östreicher aus Lemberg und Sendomir vertrieb, Galizien für Napoleon im Besitz nahm und am 15. Jul. Krakau besetzte. Der Erzherzog zog sich nach Ungarn zurück, und der Waffenstillstand zu Znaym am 12. Jul. machte dem Kriege ein Ende. In dem Feldzuge 1815 übernahm der Erzherzog den Heerbefehl über die östreichische Reserve, die 44,000 M. stark war, und ging mit zwei Abtheilungen derselben, am 26. Jun. über den Rhein, worauf General Colloredo den feindlichen General Lecourbe zwang, sich nach Beifort zu werfen, Fürst Hohenzollern gegen Strasburg und der Erzherz. nach Luneville vorrückte. Damit endigte seine Theilnahme an diesem Feldzug. Er ging zurück, und erhielt 1816 das Generalcommando in Ungarn. 20.

Ferdinand III. (Joseph Johann Baptist), Großherzog von Toscana, Bruder des Kaisers Franz I., Erzherzog von Östreich ꝛc., geb. d. 6. Mai 1769, folgte seinem Vater, dem Kaiser Leopold II., als Großherzog von Toscana, den 2. Jul. 1790. Dieser Fürst, dessen Charakter zugleich mild und fest war, regierte sein glückliches Land im Geiste seines Vaters. Als ein Freund des Friedens und der Künste, beobachtete er eine strenge Neutralität in dem Kriege gegen Frankreich und war der erste Souverain, der die franz. Republik (den 16. Jan. 1792) anerkannte und mit ihr in die diplomatische Verbindung trat. Diese Politik mißfiel den Höfen von St.-Petersburg und von London, und die englische Regierung verlangte im Sept. 1793, der Großherzog solle den Gesandten der Republik fortschicken und alle Handelsverbindungen mit Frankreich aufheben. Da dies nicht geschah, so drohte der britische Gesandte, Lord Hervey, am 8. Oct., mit einem Bombardement Livornos und einer Landung der Flotte, mit welcher Admiral Hood vor jenem Hafen sich zeigte, wenn der Großherzog nicht binnen zwölf Stunden seiner Neutralität entsagte. So mußte Toscana zu der Coalition treten; indeß vermied Ferdinand jede gehässige Maßregel und gestattete z. B. nicht, daß man in seinem Staate falsche Assignaten verfertigte. Als in der Folge die franz. Heere Piemont besetzten, war Ferdinand der erste Souverain, welcher sich von der Coalition trennte. Er sandte den Grafen Carletti nach Paris, der daselbst den Frieden am 9. Febr. 1795 abschloß. Allein die Engländer verletzten die von Frankreich anerkannte Neutralität Toscanas, weßhalb Bonaparte im Jun. 1796 Livorno besetzen und das englische Eigenthum wegnehmen ließ. Dagegen bemächtigte sich eine englische Flotte den 10. Jul. des Hafens Porto-Ferrajo auf Elba. Das franz. Directorium wollte hierauf Toscana mit Cisalpinien vereinigen; doch gelang es dem Großherzog, durch den im Febr. 1797 von Manfredini mit dem General Bonaparte abgeschlossenen Tractat die Neutralität seines Landes wieder herzustellen, worauf die Engländer Porto-Ferrajo und die Franzosen Livorno räumten. Ferdinand zahlte an die franz. Regierung eine Summe Geldes und sandte einige Meisterwerke aus der florentiner Galerie, unter andern die Mediceische Venus, in das pariser Museum. Indeß nöthigten ihn revolutionaire Umtriebe, mehre Personen verhaften zu lassen und die fremden Aufwiegler zu verban-

nen. Auch hier verfuhr er mit der größten Mäßigung; doch bald nöthigte die politische Lage Italiens, sich dem wiener Hofe zu nähern, wohin er den G Manfredini sandte. Das franz. Directorium verlangte nun von ihm, im fange 1798, die bestimmte Erklärung, ob er mit oder gegen Frankreich sich binden wolle? Als hierauf im Dec. die Truppen des Königs von Neapel Liv besetzten, so gelang es dem Großherzog nur durch große Geldsummen, sie zum zuge zu bewegen, worauf auch die franz. Truppen unter Serrurier Toscana r räumten. Gleichwol erklärte Frankreich, da Östreich den Frieden von Ca Formio aufhob, nicht bloß an Östreich, sondern zugleich auch aus scheinbaren wänden an Toscana im März 1799 den Krieg, und ließ das Großherzogthum setzen. Ferdinand begab sich jetzt nach Wien. Im Frieden zu Lüneville 1 mußte er auf Toscana Verzicht leisten (s. Etrurien und Toscana) und hielt dafür, durch den Vertrag zu Paris am 26. Dec. 1802, Salzburg als fürstenthum, nebst Berchtesgaden, drei Viertheile von Eichstädt und die H von Passau, deren Gesammteinkünfte aber nur die Hälfte derer von Toscan trugen. Allein schon im presburger Frieden 1805 mußte er seinen Kurstaa Östreich und Baiern abtreten; man gab ihm dafür Würzburg. Die dahin übertragene Kurwürde erlosch, nach seinem Beitritt zu dem Rheinbunde (am Sept. 1807) und Ferdinand war jetzt Großherzog von Würzburg. Napo zeichnete diesen Fürsten bei mehren Gelegenheiten sehr aus. Er kündigte ihr gar den Polen im Jun. 1812 als ihren künftigen König an. Allein der pa Friede vom 30. Mai 1814 gab ihm sein Großherzogthum Toscana zurück Folge des Vertrags, den Joachim Murat's Commissarien am 20. April mit d des Erzherzogs abschlossen, und der Congreß zu Wien fügte zu Toscana noch h den Stato degli Presidj, den Theil von Elba, welchen bisher der König von N pel besessen hatte, die Landes- und Lehnshoheit des Fürstenthums Piombino, einige Enclaven. Auch wurden nach der zweiten Einnahme von Paris die t hin entführten Meisterwerke von Antiken und Gemälden der florentiner Ga zurückgegeben. Noch einmal mußte der Großherzog seine Residenz verlassen, Joachim Murat 1815 Italien unabhängig machen wollte und gegen Östreic Felde zog. Ferdinand begab sich nach Pisa und Livorno, kehrte aber, nach der östr. General Graf Nugent die Neapolitaner am 10. April bei Pistoja ges gen hatte, schon den 20. April 1815 nach Florenz zurück. Nach dem pa Tractate vom Juni 1817 wird künftig, nach der Erzherzogin Marie Louise Parma Tode, auch Lucca an Toscana fallen, der Erzherzog Großherzog aber dann dem Herzoge von Reichstadt seine böhmischen Herrschaften überlassen. dinand verlor seine erste Gemahlin, eine neapolitanische Prinzessin, 1802, mählte sich 1821 mit Marie von Sachsen, der ältern Schwester seiner Sch gertochter, und starb d. 17. Jun. 1824. Ihm folgte sein einziger Sohn L pold II., geb. den 3. Oct. 1797, verm. mit Maria Anna, Tochter des Pri Maximilian von Sachsen. 20.

Ferdusi (nach Andern Firdusee oder Firdousee, Ishak Ben Scherifffsch der größte epische Dichter der Perser, blühte um das J. Chr. 1020. Er wa Thus geboren. Die alte Geschichte Persiens reizte seine Wißbegierde, und a sich mit ihr bekannt gemacht hatte, beschloß er, sie durch die Dichtkunst zu verl lichen. Einige Beschwerden anzubringen, wanderte er nach Gasna, wo Su Mahmud seinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um sich versamm Er trat in den Garten des kaiserl. Palastes, und fand in einer Laube den Di des Kaisers, Anasari, mit zweien seiner Schüler, welche sich eben mit Verse chen aus dem Stegreif unterhielten. Ferdusi näherte sich ihnen, und mischte in ihre Unterhaltung. Anasari erstaunte, einen Fremdling in Bauernkleider geistreich sich äußern zu hören, und setzte das Gespräch mit ihm fort. Er er

an ihm, in welcher Absicht er gekommen sei, und erzählte den Vorfall dem Kaiser, welcher dem Ferdusi später den Auftrag gab, die persische Bearbeitung des alten „Shanameh oder Bastanameh" (wörtl. das alte Buch), welches die Geschichte Persiens enthielt, die Dakiki angefangen und ein Jahrh. später Anßeri fortgesetzt hatte, zu vollenden, und verhieß ihm für jeden Vers ein Goldstück. Ferdusi widmete dieser Arbeit 10 Jahre seines spätern Alters und brachte ein historisches Gedicht von 60,000 Versen, „Shanameh" (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geschichte Persiens von Nushirvan bis auf Jezdejerd umfaßt, und eigentlich aus einer Reihe historischer Epopöen besteht. Die Thaten des Helden Rustan, des persischen Herkules, machen eine der schönsten Episoden darin aus. Ferdusi übergab sein Gedicht dem Sultan, welcher, von Verleumdern gegen ihn eingenommen, für jeden Vers ihm nur eine Silbermünze auszahlen ließ. Unwillig über diese Behandlung, verschenkte F. das Geld, strich eine Menge von Versen zum Lobe Mahmuds, die er in sein Gedicht verwebt hatte, weg, und rächte sich durch eine bittere Satyre (welche in Jones's „Poëseos asiaticae commentar." zu finden ist). Genöthigt, die Flucht zu nehmen, begab er sich nach Thus, und lebte dort in der Verborgenheit. Inzwischen bereuete Mahmud seine Ungerechtigkeit, und ließ, als er auf seine Nachforschungen erfuhr, daß Ferdusi noch lebe und Mangel leide, zwölf Kameele mit reichen Geschenken für den Dichter beladen. Als sie vor das Thor von Thus kamen, begegnete ihnen der Leichenzug Ferdusi's. — Das „Shanameh" ist unter den Dichterwerken Asiens eines der ausgezeichnetsten; die persische Sprache hat kein Werk ihm an die Seite zu setzen. Für die Geschichte ist es von unschätzbarem Werthe, aber noch wenig benutzt. Ein Bruchstück, betitelt „Sohreb", erschien nebst einer engl. Übers. von Atkinson in Calcutta 1814. 1811 begann der Prof. Lumsden das Ganze herauszugeben, das auf 8 Bde. Fol. berechnet war; doch ist bis jetzt nur der 1. Bd. erschienen. Görres gab 1820 in 2 Bdn. einen Auszug aus dem Ganzen. Eine engl. Übers., welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchstücke finden sich übers. in Jones's „Commentarien", in Wilken's „Pers. Chrestomathie", ferner in Schlegel's „Europa", im „Deutschen Merkur", in den „Fundgruben des Orients" und in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens". S. auch „Wiener Jahrbücher der Literatur", 9. Bd.

Fere Champenoise, s. **Einnahme von Paris im J. 1814.**

Ferien. Feriae waren bei den alten Römern gewisse zur Ruhe von aller Arbeit und zum Gottesdienst bestimmte Tage. Dieser Ausdruck ist in unsere Sprache übergegangen, wo er, bei den Schulen, und auch bei den Gerichtshöfen, die außergewöhnlichen, oder doch nur einmal im Jahre eintretenden Ruhe- oder Feiertage bezeichnet.

Fermate, in der Musik das Aushalten einer Note über ihre eigentliche Geltung, welches durch das Zeichen ⌒ angedeutet wird. Sie bringt einen Ruhepunkt hervor, der aber weder der Musik nothwendig ist, noch die musikalische Periode schließt. Bisweilen werden Cadenzen dabei angebracht.

Ferney, ein durch Voltaire's langen Aufenthalt berühmt gewordenes Dorf mit ansehnlichen Ländereien im franz. Depart. Ain, an der schweizerischen Grenze, eine deutsche Meile von Genf. Unter Ludwig XIII. und XIV. waren die Einwohner, größtentheils Protestanten, gezwungen auszuwandern, um den religiösen Verfolgungen zu entgehen. Voltaire kaufte sich 1762 hier an, und wußte sich durch Thätigkeit und Unterstützung aller Art, die er den Ansiedlern fließen ließ, aus dem Dorfe eine Stadt zu bilden. Insbesondere suchte er den Manufactfleiß und vor Allem die Uhrenfabrication, durch geschickte Arbeiter, die er aus Genf dahin zog, in Aufnahme zu bringen. Die Fremden, die aus allen

Theilen der gebildeten Welt Ferney besuchten, um Voltaire, den Mann des hunderts, zu sehen, trugen ebenfalls zu der Belebung dieses Orts bei. war die Bevölkerung auf 1200 Seelen angewachsen. Nach Voltaire's sank sie eben so schnell, und man zählt in Ferney jetzt nur etwa 600 Seelen. Schloß, welches Voltaire bewohnte, ist von seinen Erben in demselben Zu erhalten, und wird von allen Fremden als Merkwürdigkeit besucht.

Fernow (Karl Ludwig), einer der gründlichsten und geschmackv Kunstkenner und Kritiker der Deutschen, war d. 19. Nov. 1763 zu Blum gen, einem Dörfchen nicht weit von der pommerschen Grenze in der Uke geboren, wo sein Vater als Knecht auf dem Edelhofe diente. Die Gerichts schaft nahm sich des Knaben an, dessen Anlagen sich entwickelten. Zwölf alt kam er als Schreiber zu einem Notar, und ward dann bei einem Apoth die Lehre gegeben. Hier hatte er das Unglück, einen Jägerburschen mit eignem Gewehr unvorsichtiger Weise zu erschießen. Durch die Vermittelu gutmüthigen Apothekers entging zwar Fernow einer langwierigen Untersuc aber spät erst konnte er sein Herz einigermaßen beruhigen. Nach beendigten Le ren begab er sich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck, wo er eine fand, die ihm Zeit übrig ließ, an seiner höhern Bildung zu arbeiten. früher hatte ihn seine Neigung zum Zeichnen und zur Dichtkunst gezogen. fuhr fort, in beiden seine Kräfte zu üben, machte die Bekanntschaft von Carl (s. d.), und gewann, durch den belehrenden Umgang mit diesem, höhere richtigere Ansichten der Kunst. Endlich entsagte er der Apothekerkunst, um ganz seiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun an lebte er vom Portre und Zeichnenunterricht, übte sich nebenbei auch in der Dichtkunst; aber sein beiten, sowol in dieser als in jener Kunst, bewiesen bei manchen löblichen E schaften doch, daß sein Beruf nicht in der Ausübung derselben sei. In Lub lust lernte Fernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die Liebe knüpfte. Er folgte ihr nach Weimar, fand aber seine Hoffnungen getä und ging nach Jena. Hier machte er die bekannte und lehrreiche Bekannt des trefflichen Reinhold, in dessen Hause er Baggesen kennen lernte, der, im griff, nach der Schweiz und Italien zu reisen, Fernow den Antrag machte dahin zu begleiten. Nichts konnte dem Lernbegierigen willkommener sein. Reise ward schnell beschlossen: Beide trafen in Bern zusammen, hatten ab einen kleinen Theil Italiens gesehen, als Baggesen durch Familienereigniß rückgerufen wurde. F. fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Bu zwei Gönner, die ihn in den Stand setzten, sich dennoch nach Rom zu be (1794) und sich dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunstreicher gebungen der alten Weltgebieterin, geleitet durch seinen väterlichen Freund stens, den er in Rom traf, und mit dem er eine Wohnung bezog, begann Theorie und Geschichte der Kunst, so wie die Sprache und die Dichter Itali studiren. Seine Ansichten erweiterten und berichtigten sich, und als die stützung seiner Gönner aufhörte, hielt er Vorlesungen. 1803 kehrte er, mi Römerin verheirathet, nach Deutschland zurück, und ward außerordentl. Pr in Jena. Seine nicht günstige Lage daselbst dauerte bis zum Frühjahr 180 er die durch Jagemann's Tod erledigte Bibliothekarstelle bei der verwitw. He Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieses Amt gewährte zwar kein chendes Auskommen, aber viel Muße, und würde Fernow in den Stand haben, ungestört den Schatz seiner Kenntnisse zu verarbeiten, wenn er nic der Rückreise über die Alpen eine Krankheit eingesogen hätte, die ihn, nachl in Karlsbad und Bieberstein Genesung gesucht hatte, am 4. Dec. 1808 Freunden entriß. F. starb an einer Pulsadergeschwulst in einem Alter von kau Jahren. Seine reichhaltigen „Römischen Studien" (Zürich 1806—8, 3

n gelehrte und geschmackvolle Ausgabe der italienischen Dichter (Jena 1807 9, 12 Bde.) und seine „Italienische Sprachlehre" (zweite Aufl., Tübingen 15, 2 Bde.) werden seinen Namen erhalten. Auch verdanken wir ihm die geist- he Biographie seines Freundes Carstens und den Anfang der Herausgabe der nckelmann'schen Werke. Eine Freundin des Verstorbenen, Johanne Schop- hauer, hat uns Fernow's Biographie gegeben.

Fernrohr (auch Perspectiv od. Sehrohr), Teleskop und Tubus sind eichnungen, die man nicht verwechseln darf. Unter Fernglas, welches eder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geschliffen ist, wird eigentlich nur einzelnes zur Verdeutlichung entfernter Gegenstände dienendes Glas verstanden, d diesen Zweck können, unter gewissen Bedingungen alle Linsengläser h) erfüllen. Das Fernrohr hingegen ist ein aus einer oder mehren in ein- er geschobenen Röhren bestehendes Werkzeug, welches einige kunstmäßig ge- schliffene und in gehöriger Entfernung eingesetzte Gläser enthält, und vermöge ss entfernte Gegenstände näher und vergrößert vors Auge gebracht werden. Eigentlich, aber sehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr Perspectiv, ein ches vorzugsweise Fernrohr oder Tubus. Ein für beide Augen zugleich die- des doppeltes Sehrohr nennt man Binocularteleskop; man gebraucht solche erzeuge jedoch kaum mehr, weil man gefunden hat, daß sie mehr hinderlich als sich sind. — Teleskop ist, wie Tubus, eigentlich ein allgemeiner Name für s Fernrohr oder vielmehr, nach dem ursprünglichen Sprachgebrauch, für die kommern Arten dieser optischen Instrumente; daher bezeichnet man damit gsweise die Art der Fernröhre, bei welchen, statt des Objectivglases, ein me- ner, die Gegenstände sehr vergrößernder Hohlspiegel gebraucht wird (Spiegel- lescop), oder die zu astronomischem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Der Name flector für Spiegelteleskop ist aus dem Englischen herübergenommen. Unter efractor (s. d.) endlich versteht man ein zu genauern mikrometrischen Mes- gen eingerichtetes Fernrohr. — Ferngläser und Fernröhre waren den Alten ig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die sich bei Baco u. A. von dem rauche geschliffener Gläser finden, können doch erst die J. 1608 und 1609 als nahre Zeit dieser Erfindung angesehen werden, welche von Holland ausging, daß wir den Urheber derselben anzugeben wissen. Unbestimmte Nachrichten n einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Professor der hematik zu Padua, hörte von dieser Erfindung, und sein Scharfsinn errieth ll die Zusammensetzung. Ein Versuch, den er mit einem planconvexen und oncaven Glase anstellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entsprach seiner rtung. Er verfertigte ungesäumt ein besseres Sehrohr, und erntete Bewun- g und Belohnung. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr höchst unvollkom- Es bestand dies holländische oder Galilei'sche Fernrohr, nach seiner ursprüng- Einrichtung, aus einem erhabenen Vorder- oder Objectivglase, und einem Augen- oder Ocularglase. Beide sind in die Enden eines Rohres in einer Entfernung eingesetzt, daß der Brennpunkt des Vorderglases mit dem jen- n Zerstreuungspunkte des Oculars ungefähr zusammenfällt. Um nach den nden die Entfernung der Gläser ändern zu können, sind die Röhre aus zwei en gemacht, die aus einander und in einander geschoben werden können. muß, um sich eine deutliche Vorstellung von der Wirkungsweise eines solchen ments zu machen, die Natur der Linsengläser (s. d.) kennen. Beide , sowol das erhabene als das Hohlglas, müssen auf einerlei Achse gestellt amit der eingebildete Brennpunkt des letzten mit dem wahren Brennpunkte en zusammentreffe. Die Entfernung der Gläser ist also der Differenz ihrer weiten gleich. Gegenstände, durch dieses Fernrohr betrachtet, erscheinen und unter einem größern Sehwinkel eigentlich so viel Mal vergrößert, als

die Brennweite des Augenglases in der des Objectivglases enthalten ist. Spä
erdachte man außer diesem holländischen oder Galilei'schen Fernrohr, das nur
Taschenperspectiv gebräuchlich ist, noch andre vollkommnere Einrichtungen;
entstanden nach und nach das astronomische Fernrohr, das Erdfernrohr, das ach
matische Fernrohr und das Spiegelteleskop. Ersteres besteht aus einem erhabe
Vorder- und Augenglase, deren Brennpunkte in der Röhre, an deren Enden
eingefügt sind, zusammenfallen. Kepler gab die Idee dazu an, und Pater Sch
ner führte sie aus. Das Sternrohr stellt die Gegenstände zwar verkehrt dar, al
bei den Himmelskörpern ist dieser Umstand gleichgültig. Das Erdfernrohr we
von dem vorigen darin ab, daß ihm noch zwei, auch wol drei und vier Gläser zu
fügt sind, theils um das Bild wieder umzukehren, theils um die Abweichung weg
der Farbenzerstreuung zu vermindern und das Gesichtsfeld zu vergrößern. Al
die aus der Farbenzerstreuung nothwendig entstehende beträchtliche Undeutlich
war nicht ganz zu entfernen, bis es gelang, in dem Spiegelteleskope und achrom
tischen Fernrohre Instrumente aufzustellen, bei welchen, wenn sie vollkommen
gearbeitet sind, gar keine Zerstreuung der Farben stattfindet, und sich die Gegen
stände in ihrer ganzen Reinheit dem Auge darstellen. (S. Achromatisch
Dollond und Spiegelteleskop.) Zur Theorie des Fernrohrs gehö
folgende Sätze: 1) Jedes erhabene Glas vereinigt Strahlen, welche aus ein
Punkte des Gegenstandes kommen, so, als ob sie aus einem in der Achse des G
ses liegenden nähern Punkte ausgegangen wären. Dieser Vereinigungspu
heißt für parallel auffallende Strahlen der Brennpunkt, und sein Abstand v
Glase die Brennweite. Die im Vereinigungspunkte aufgefangenen Strah
geben das Bild umgekehrt. 2) Jedes hohle Glas zerstreut die von einem Pun
des Gegenstandes ausgehenden Strahlen so, als ob sie aus einem in der Achse
Glases liegenden nähern Punkt ausgegangen wären. Für parallel auffalle
Strahlen heißt dieser Punkt auch der Brennpunkt, und sein Abstand die Brenn
weite des Glases, eigentlich der Zerstreuungspunkt und die Zerstreuungsweite d
selben. 3) Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus seinem Brennpun
oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob sie sich in sein
Brennpunkte vereinigen wollten, werden von beiden so gebrochen, daß sie nach
mit einander parallel laufen. 4) Wenn die Gläser nicht allzu dick sind, läßt
ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebroc
durchgehe. Die Erfindung des Galilei'schen Fernrohrs, und die große Menge
damit gleich anfänglich am Sternenhimmel gemachten Entdeckungen erzählt G
lilei selbst im „Nuntius sidereus" (Florenz 1610, S. 4—11), ausfü
licher Viviani in der „Vita" vor den „Opp." (Florenz 1718, 3 Bde., 4.). A
die ersten deutlichen Begriffe von der Theorie der Fernröhre entwickelte Kepler in
„Dioptrice" (Augsburg 1611, 4.) (s. besonders prop. 86, wo des
nach von Scheiner ausgeführten astronom. Fernrohrs und seiner Wirkungen
den bestimmtesten Ausdrücken erwähnt wird). Busch's „Handbuch der Erf
dungen" (Eisenach 1808) gibt in der 2. Abth., 4. Th., S. 133 fg., eine brauchb
Zusammenstellung der auf die Geschichte der Fernröhre Bezug habenden Noti
Das Theoretische in der jetzigen Ausbildung erläutern die Lehrbücher der Phy
wir empfehlen u. a. Neumann's „Lehrbuch der Physik" (Wien 1818, §. 768
Auch vgl. Priestley's „Gesch. und gegenw. Zust. d. Optik, aus dem Engl. d
Klügel, mit Anmerk. und Zusätz." (Leipz. 1776, 4.). Über die neuesten Ver
kommnungen der Fernröhre s. Refractor.

Feronia, eine der ältesten italienischen Göttinnen, welche den Wäl
und Obstgärten vorstand. Berühmt ist der uralte Hain unweit Anxur (Terracin
der ihr geweiht war. In ihrem Tempel empfingen die Freigelassenen einen
zum Zeichen der Freiheit.

Ferrand (Antoine, Graf), Mitglied der franz. Akademie, und Verf. mehrer geschätzten geschichtlichen Werke, geb. 1752, zeichnete sich vor der Revolution als Parlamentsrath zu Paris durch Beredtsamkeit und Patriotismus aus. Er widersetzte sich den Anleihen, die das Ministerium verlangte, und foderte den König auf, durch die Einheit des Throns mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befestigen. Der Gang, den die Revolution bald nach ihrem Ausbruche nahm, bestimmte ihn zur Auswanderung. 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne doch an öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Jetzt erschien sein berühmtes Werk: „L'esprit de l'histoire" (4 Bde., 5. Ausg. 1816). Dann setzte Ferrand aus Rulhière's Papieren die Geschichte Polens fort. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er Einer von Denen, welche sich am kräftigsten für die Zurückberufung der Bourbons verwendeten. Er wurde dafür von Ludwig XVIII. 1814 ins Ministerium berufen. Zu der Comité ernannt, welche mit dem Entwurf der Verfassungsurkunde beauftragt wurde, hatte er an dieser den größten Antheil. Später trat er aus dem Ministerium in die Pairskammer. 1817 erschien s. „Théorie des révolutions", in 4 Bdn. In den letzten Jahren war er blind und litt an einer Lähmung der Füße, fand sich aber regelmäßig in den Sitzungen der Pairskammer ein. Er starb den 16. Januar 1825. Seine Stelle in der franz. Akad. erhielt Casimir Delavigne.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Oberitalien. Das alte aus Toscana stammende, und schon im 9. Jahrh. berühmte Haus Este hatte über Ferrara das Vicariat. (S. Este.) Als 1597 der Mannsstamm dieses Hauses in der Hauptlinie ausgestorben war, folgte aus einer Nebenlinie Herzog Cäsar. Diesem nahm Clemens VIII. Ferrara (1598), das er als eröffnetes Lehn zum Kirchenstaate schlug. Die Herzoge von Modena haben ihre Ansprüche darauf vergebens geltend zu machen gesucht. Die Hauptstadt Ferrara, in einer niedrigen und ungesunden Gegend, an einem Arm des Po, hat 3500 Häuser, 23,600 Einw., über 100 Kirchen, eine Universität, ein Museum ꝛc. So blühend sie unter der Regierung der Herzoge von Este war, als 80,000 Menschen den glänzendsten und gebildetsten Hof Italiens umwohnten, so verfallen und armselig ist sie jetzt. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläste groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päpstlichen Legaten bewohnt, enthält noch Überbleibsel guter Frescomalereien von Dossi und Tizian. In den Kirchen findet sich manches gute Bild, besonders von dem hier einheimisch gewesenen Garofalo, einem Schüler Rafael's. Der Dom, mit einer altgothischen Vorderseite, aber inwendig in neuerm Style ausgebaut, ist ein großes, doch eben nicht ansprechendes Gebäude. Desto anziehender ist die Bibliothek, wo außer sehr schätzbaren Sammlungen alter Handschriften, Antiken, Münzen u. dgl., sich mehre Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintefaß und den Stuhl des Ariost, das Manuscript seiner Satyren, mehre Briefe, und auch sein Denkmal, welches aus der Kirche S.-Benedetto, wo er begraben liegt, hierher gebracht worden ist. Ferner bewahrt man hier die Handschrift des „Pastor fido" von Guarini und viele Überbleibsel des Tasso auf, unter diesen ein Heft seiner Reime", mit der Zueignung an Leonore von Este, ein Manuscript des „Befreiten Jerusalems" von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbessert, mehre Briefe u. s. w. Auf das wehmüthigste wird man an den unglücklichen Dichter im St.-Annenspitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer stolzen Inschrift über dem kleinen und finstern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alfons II. sieben Jahre schmachten ließ. (Vgl. Este und Tasso.) Erfreulicher sind die Erinnerungen an Ariost; ihm zu Ehren heißt ein Platz der Stadt Piazza Ariostea, und sein Wohnhaus, von Innen und Außen mit Inschriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Festungs-

werke Ferraras sind nicht unbeträchtlich. Östreich hat hier nach der wiener G
greßacte das Besatzungsrecht. xx.

Ferraris (Joseph, Graf von), östr. Feldmarschall, Vicepräsident
Hofkriegsraths, gehört zu einem aus Piemont stammenden, seit dem 17. Jah
in Lothringen angesiedelten, Geschlechte, geb. 1726 zu Nancy. Er kam als E
knabe an den Hof der Witwe des Kaisers Joseph I., trat nach Ausbruch des
Erbfolgekriegs in Kriegsdienste, wo er bis zum aachener Frieden Hauptmann
worden war. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich besonders in der Schlach
Hochkirchen aus, und stieg 1761 bis zum Generalmajor. Nachdem er 1773
neraillieut. geworden war, ward er 4 Jahre später zum Oberaufseher der Artil
in den Niederlanden ernannt, und beschäftigte sich daselbst mit der ausgezeichn
Charte von Belgien, die unter s. Namen bekannt ist. Beim Ausbruche des ba
schen Erbfolgekrieges übergab Maria Theresia den jungen Erzherzog Maximi
Franz, nachmaligen Kurfürsten von Köln, seiner Leitung. Im franz. Rev
tionskriege focht er, beinahe 70 Jahre alt, tapfer bei Famars und vor Valenc
nes. Er verließ 1793 die Armee, ward 1798 Vicepräsident des Hofkriegsra
1801 Geheimerath und Feldmarschall, und starb 1807 zu Wien.

Ferreira (Antonio), einer der classischen Dichter Portugals, geb. zu
sabon 1528. Er vervollkommnete die schon von Seide Miranda mit Erfolg b
beiteten Gattungen der Elegie und Epistel, und gab der portugiesischen Poesie d
dies das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine „I
de Castro" ist die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherstellung der W
senschaften in Europa; nur Trissino ging ihm mit der „Sophonisbe" voran.
wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des St
von den Portugiesen als eins der schönsten Denkmäler ihrer Literatur betrach
Übrigens sind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da sein Richteramt ihm w
Muße übrig ließ, und er schon 1569 starb. Dias Gomes sagt von ihm: Die
ture des Horaz, die Begierde, Miranda nachzuahmen, und die natürliche Stre
seines Geistes wurden ihm Veranlassung, nach Kürze in der Schreibart zu streb
aber er geht darin so weit, daß er den Wohlklang fast immer dem Gedanken
opfert. In allen seinen Werken sind Verstand und Tiefe die charakteristis
Kennzeichen. Seine Gemälde sind ernst, aber ein wenig gerinfügig; sein Ausdr
mehr kräftig als sanft, ist sehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geist er
und das Herz erwärmt. Er verstand das utile dulci des römischen Lyrik
Seine „Poemas lusitanos" erschienen zuerst gesammelt Lissabon 1598, 4.,
„Todas as obras de Ferreira" Lissabon 1771, 2 Bde..

Ferreras (Juan de), ein spanischer Geschichtschreiber, geb. zu Laba
1652 von edeln, aber armen Ältern. Ein väterlicher Onkel übernahm die E
hung des jungen F., und sandte ihn ins Jesuitencollegium von Montfort de Lem
Nachdem er hier Griechisch und Lateinisch gelernt hatte, studirte er nach und
in drei Dominicanerklöstern Poesie, Beredtsamkeit, Philosophie und Theol
Überall zeichnete er sich durch Scharfsinn und Fleiß aus; zugleich machte er
durch seinen sanften Charakter sowie durch seine gute Aufführung beliebt.
war zum geistlichen Stande bestimmt, und vollendete seine Studien auf der
versität zu Salamanca. Nachher zeichnete er sich als Pfarrer durch seine geist
Beredtsamkeit aus. In dem Umgange des Marquis de Mendoza, eines Ken
der Musen und der Gelehrsamkeit, gewann er nicht nur an Kenntnissen, son
lernte auch die schwere Kunst des Geschichtschreibers. Späterhin erwachte
Neigung zur Theologie von neuem, und er schrieb einen vollständigen Cursus
selben. Seine Name wurde immer bekannter. Er stieg von einer Ehren
zur andern, und wurde selbst bei der Congregation der Inquisition angest
Andre Ehrenämter schlug er aus. Die neue spanische Akademie ernannte

13 zum Mitgliede; er war an dem 1739 erschienenen spanischen Wörterbuche fleißiger Mitarbeiter. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu seinem bliothekar. Hier setzte er seine früher angefangene Geschichte Spaniens fort. chdem er mehre Jahre in diesem Amte gestanden hatte, starb er 1735 im 83. re des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Die „Historia de España" adrid 1700—27, 16 Bde., 4.) ist sein wichtigstes Werk. Er hat sich da- h sehr um die Berichtigung und Aufhellung der Geschichte Spaniens verdient acht. Dieses Werk geht vom ersten Ursprunge der spanischen Völkerschaften 1589, und verdient meist unbedingtes Vertrauen. Der Styl ist rein, männ- und gedrängt, aber nicht immer elegant und belebt. In dieser Hinsicht über- ft ihn Mariana.

Ferro, die westlichste unter den canarischen, der Krone Spanien gehörigen feln, 4 □M., 4000 Einw. mit einem großen Lindenbaum, dessen Blätter einer über ihm stets ruhenden Wolke Tropfeln sammeln, die eine Cisterne en. Die mehrsten Geographen ziehen durch diese Insel (20° westl. von Paris) ersten Mittagskreis.

Fersen (Axel, Graf), aus einer alten liefländischen Familie, die seit der gierung Christinens, Karls X. und XI. Schweden viele wichtige Männer ge- rt hat, geb. zu Stockholm gegen 1750, vollendete unter Leitung seines Vaters e Studien in Schweden, und ging nach Frankreich, wo er Oberster des Re- ments Royal Suédois wurde. Er diente nun in Amerika, und reiste nach gland und Italien. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, zeichnete sich uf Fersen durch seine Anhänglichkeit an die königliche Familie aus. Er trotzte n Hindernissen, um dieser unglücklichen Familie, während ihres Aufenthalts Temple, Trost und Linderung ihres Elends zu gewähren, wie er früher auch e Flucht nach Varennes eingeleitet, und sie selbst, als Kutscher verkleidet, aus ris gebracht hatte. Als er Frankreich hatte verlassen müssen, hielt er sich in ien, Dresden und Berlin auf, und kehrte endlich nach seinem Vaterlande zu- k, wo ihn der König zum Großmeister seines Hauses, Ritter seiner Orden Kanzler der Universität Upsala ernannte. Der Graf von Fersen fiel in dem lauf, welcher 1810, nach dem Tode des Prinzen von Holstein-Augustenburg, kurz zuvor zum Kronprinzen erwählt worden war, in Stockholm ausbrach, als Opfer der Volkswuth, bei dem Leichenbegängnisse dieses Prinzen. Die Ur- e war der grundlose Verdacht, daß Fersen an dem plötzlichen Tode des Prinzen uld habe.

Fescennische Verse, von der Stadt Fescennia in Etrurien, wo sie gebräuchlich waren, so genannt, bestanden in Gesprächen zwischen zwei leuten, die sich einander in muthwilligen, oft schlüpfrigen oder schmutzigen drücken ihre Fehler und Gebrechen vorwarfen; also eine Art von dramatischen chten, vielleicht aus dem Stegreif. Die jungen Römer sangen sie vorzüglich Erntefeste ab, begleitet mit mimischen Leibesbewegungen. Kaiser Augustus t die öffentliche Aufführung derselben als unsittlich.

Fesch (Joseph), Cardinal, Erzbischof von Lyon, ein Onkel von Napoleon, zu Ajaccio den 3. Jan. 1763. Sein Vater, Franz Fesch, kam von Basel, Oberlieut. im Schweizerregiment Boccard, nach Corsica. Seine Mutter die Witwe Ramolini (Mutter der Mad. Lätitia, verehl. Bonaparte, geb.)), welche in zweiter Ehe sich mit Franz Fesch verheirathet hatte. Bis zu n 13. Jahre ward er in Corsica, hierauf im Seminarium zu Aix erzogen, r sich noch befand, als die Reichsstände zusammenberufen wurden. Wäh- der Schreckensperiode begab er sich nach Savoyen zur Armee des Generals tesquiou, wo er als Kriegscommissair angestellt wurde. Dieselbe Function

bekleidete er 1796 bei der von Bonaparte befehligten Armee in Italien; er trat er dann in den früher ergriffenen geistlichen Stand zurück, als sein großer Verwan ter die Zügel der Regierung von Frankreich übernahm. Nach dem Concordat v 1801 wurde er Erzbischof von Lyon, und 1803 Cardinal. Als franz. Gesandt in Rom, seit dem 1. Juli 1803, betrug er sich mit Verstand und Feinheit. 18 begleitete er den Papst nach Paris zu dem Krönungsfeste. Im Jan. 1805 nannte ihn Napoleon zu seinem Großalmosenier, und, mit dem großen Bande d Ehrenlegion geschmückt, den 1. Febr. zum Senator. Im Jul. gab ihm der K nig von Spanien den Orden des goldenen Vließes. 1806 bestimmte ihn der Kur Erzkanzler, nachmals Fürst Primas, von Dalberg, zu seinem Coadjutor u Nachfolger; allein Napoleon genehmigte dies nicht, weil er sich im Nationalco eilium 1810 seinen Absichten und seinem Verfahren, in Betreff des Papstes, m Nachdruck widersetzt hatte. Fesch schlug nun seiner Seits 1809 das Erzbisthu von Paris aus, und lebte in einer Art von Ungnade auf seinem erzbischöfl. Si zu Lyon bis 1814. Von hier flüchtete er, bei der Annäherung der Östreich nach Roanne, und begab sich darauf mit Mad. Lätitia Bonaparte nach Ro Nach Napoleons Rückkehr von Elba stellte er sich, nebst andern Mitgliedern d Familie, wieder in Paris ein, und wurde zum Pair ernannt, mußte aber nach d Schlacht von Waterloo abermals Frankreich verlassen. Seitdem lebt er in Ro wo ihn Pius VII. sehr schätzte. Fesch verweigerte mit eben dem standhaften Mut mit welchem er sich früher der Willkür Napoleons in der Periode von dessen hö ster Macht zu widersetzen wagte, das Ansinnen der Bourbons, sein Recht auf d Bischofstuhl von Lyon einem Andern abzutreten; die jetzige Regierung Frankreic hat sich jedoch dadurch nicht abhalten lassen, gegen des Erzbischofs Willen, ein Abbé von Rohan, der kürzlich Seminarist war, aber von altem Geschlecht i zum Generalvicar des Erzstiftes zu ernennen. Indeß hat auch ein päpstl. Bre 1824 dem Card. Fesch die Ausübung seiner geistlichen Gerichtsbarkeit in de Sprengel von Lyon untersagt.

Feß oder **Fez** und **Marokos**. So heißt ein mohammed. Reich, we ches die Reiche Fez oder Feß, Marokos, Sus und Tafilet begreift. (S. M rocco.) Das Königreich Fez, ein Küstenland im nordwestl. Afrika, grenzt östli an Algier, ist 4200 □M. groß, und hat gegen 5 Mill. Einw. (Mauren, Be bern, Christen, Juden, Renegaten). Das Klima ist wegen der verschieden Arme des Atlasgebirges, die das Land durchstreichen, und wegen der Nähe d Meeres gemäßigt. Der überaus fruchtbare Boden bringt Getreide im Überflu Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor, und die Viehzucht, hauptsächlich d Pferdezucht, ist vortrefflich. Die Bergwerke sind ergiebig an Gold, Silber, Eis und Kupfer. Die Manufacturen liefern vorzüglich Corduan, Saffian und ve goldetes Leder. Mit diesen Artikeln und mit den natürlichen Producten des La des wird ein bedeutender Handel geführt. Feß, die wichtigste Handelsstadt d Reichs, die schönste in der Berberei, an dem kleinen Flusse Feß (oder Perlenfluß hat über 70,000 Einw., berühmte Schulen, eine für Afrika sehr bedeuten Bibliothek, 200 Moscheen und wichtige Fabriken. Über den Zustand der ara schen Literatur in Fez s. Ali Bey's (eines Spaniers) „Reise in Marocco, Trip u. s. w. 1803 und 1807". Noch liegen im Königr. Fez die kaiserl. Residenz Mekines, die Hafenstädte Tetuan, Tanger, Larasch ꝛc., und die spanischen P sidios. (S. Ceuta.)

Feßler (Ignaz Aurelius), D. der Theologie, berühmt durch seine ma nigfaltigen Schicksale und Schriften, und vorzüglich durch sein Wirken als Ge lehrter und Freimaurer, lebt jetzt als bischöflich consecrirter Superintendent der ev gelischen Gemeinden in den neuen russischen Gouvernements an der Wolga, u als Consistorialpräsident zu Saratow. Er wurde im Juli 1756 zu Czurendorf

ebenungarn geboren, woselbst sein Vater als verabschiedeter Wachtmeister den rschaftlichen Gasthof in Pacht hatte. Von seiner Mutter, einer strengen Katho- n gebildet und dem Kloster bestimmt, trat er 1773 in den Orden der Capuziner Mödling, und wurde 1781 in das Kloster zu Wien versetzt. 1783 ernannte der Kaiser Joseph, den er, in Verbindung mit dem Prälaten von Rauten- uch u. A., vieles von dem damaligen Unfug in Lehre und Handlungen in den ster entdeckt hatte, wofür ihn die Mönche aufs grimmigste anfeindeten, an- glich zum Lector, dann zum Professor der orientalischen Sprachen und der Her- neutik des alten Testaments auf der Universität zu Lemberg; auch trat er in selben Jahre, in der Loge Phönix zur runden Tafel in Lemberg, in den Frei- urerorden. Zugleich wurde er, auf sein Verlangen, gesetzlich aus dem Capuci- rden entlassen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 sein uerspiel „Sidney" auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten e seine Feinde in einen fiscalischen Proceß, denuncirten das Stück als gottlos d aufrührerisch, und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen Revolu- n in den Niederlanden keiner günstigen Entscheidung seiner Sache entgegensah, ch seine Lage als unsicher betrachtete, im folgenden Jahre sein Amt niederzulegen d sich nach Schlesien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. en zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen n Karolath angestellt, der ihm, als er seinem Vater in der Regierung folgte, den terricht seiner Söhne übertrug. 1791 trat F. zur lutherischen Religion über, ad ging 1796 nach Berlin, woselbst er anfänglich als Privatmann von dem Er- ge seiner schriftstellerischen Arbeiten lebte, einige Vereine (Mittwochs- und Hu- anitätsgesellschaften genannt) stiftete, endlich aber von den Brüdern der Loge ygal-York in Berlin den Auftrag erhielt, mit Fichte die Statuten und das Ri- ual dieser Loge (deren Vorsitzer er später einige Zeit ward) zu reformiren: eine Sache, die in der Freimaurerwelt viel Aufsehen machte. Bald darauf erhielt er ine Anstellung als Consulent für die katholischen, neu erworbenen polnischen Pro- inzen. Er hatte in Berlin geheirathet, und lebte auf einem kleinen erkauften ndsitz (zu Kleinwall), ein paar Meilen von der Stadt, als die Folgen der jenaer chlacht auch ihn trafen. Er verlor sein Amt, mußte sein Grundeigenthum mit erlust verkaufen, ließ sich in Niederschönhausen bei Berlin, und bald darauf in ilow nieder. Keinen andern Erwerb jetzt vor sich, als der ihm aus seiner litera- chen Thätigkeit entsprang, gedrückt von den harten Lasten des Krieges, umgeben n einer zahlreichen Familie, deren einziger Versorger er sein sollte, gerieth er in traurigste Lage, und lebte oft nur von den Gaben, die ihm die Brüder verschie- er Logen zukommen ließen. Endlich wurde er 1809 mit dem Charakter eines ths, als Professor der orientalischen Sprachen und der Philosophie bei der ander-Newsky-Akademie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Peters- g berufen. Lange dauerte jedoch diese glückliche Lage auch nicht. Er verlor Amt oder nahm seine Entlassung, weil ein griechischer Priester, Theophilakt, e Lehre der Philosophie des Atheismus beschuldigte. Dann wurde er zum itgl. der Gesetzgebungscommission mit 2500 Rubeln Gehalt ernannt, und er- lt dabei die Erlaubniß nach Wolsk zu gehen, im saratowschen Gouvernement, dort die philanthropischen Ideen des Collegienrathes Slobin, eines großen utbesitzers, realisiren zu helfen. 1816 verlor er seinen Gehalt als Mitgl. der setzgebungscommission, erhielt ihn aber 1817 mit allen Rückständen wieder. rauf lebte er zu Sarepta, dem Hauptsitz der Herrnhuter in jenen Gegenden. er mit diesen sich auf engste verbindend, und, wie, freilich nicht sehr glaubwür- , in der bekannten Schrift des Pastor Limmer: „Meine Verfolgung in Rußl- d ꝛc." behauptet wird, den Plan fassend, die Tendenzen des Jesuitismus und römischen Hierarchie in die protestantische Kirche, durch das Medium des

Herrnhutianismus, überzupflanzen, blieb er bis 1820, wo es ihm bei der ne Organisation des evangel. Kirchenwesens und bei Errichtung von Provinzial sistorien gelang, durch die in Petersburg erlangten und seinen mystisch-religi Ansichten zugethanen, einflußreichen Gönner, in einen bedeutenden Wirkungsk als Superintendent und Consistorialpräsident nach Saratow zu kommen, w den von dorther erschollenen Nachrichten zu Folge, den in seinen zahlreichen Sc ten sich vorfindenden mystisch-frömmelnden und hierarchischen Ansichten Ann dung zu verschaffen sucht. Über sein Wirken als Maurer und auf die Mau (welchen Orden er 1802 verließ) findet man in dem ersten Bande von Lenni „Encyklopädie der Freimaurerei" genügende Aufschlüsse. Feßler hat viel gesc ben; besonders machten seine historischen Romane: „Aristides und Th stokles", „Matthias Corvinus", „Marc-Aurel", „Attila" ꝛc. eine Zeitlang sehen. Da indeß in allen seinen Werken eine gewisse Eintönigkeit herrscht, mehren derselben aber, wie z. B. „Abälard und Heloise", der „Nachtwächter L dir", „Alonso" u. s. f. eigenthümlich mystische Ansichten die Grundlage bi so hat sich sein Ruf als Autor nicht dauernd in gleicher Höhe behauptet. Sein deutendstes Werk ist die „Geschichte der Ungarn und derer Landsassen" (Le seit 1812), mit d. 10. Theile vollendet. Höchst interessant ist seine Autobiogra „Feßler's Rückblick auf seine 70jährige Pilgerschaft ꝛc." (Breslau 1826). haben er und der k. russ. Staatsrath Pesarovius in besondern Schriften 18 auf die gegen Feßler erhobene öffentliche Anklage des abgesetzten Predigers zu ratow, Limmer, geantwortet.

Fest- und Feiertage, dem gemeinsamen Gottesdienste der K gewidmet, sind theils *bewegliche* (s. d.), theils *unbewegliche*, theils sondere Feste. Man ist in Preußen, Östreich u. a. Staaten bemüht gewesen, Zahl durch Abschaffung oder durch Verlegung auf den nächsten Sonntag zu mindern. Dagegen fehlt es unserm Gottesdienste an Festtagen, welche mit die Religiosität der Menschen ansprechenden Perioden der Natur in Berüh wären. Ein kirchliches Frühlingsfest, ein allgemeines Ernte- und Herb eine allgemeine Todtenfeier, und, seit der Befreiung Deutschlands, erhebende der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft, mit weltl Festen verbunden, wären treffliche Mittel, um, mit Beihülfe passender Feie keiten, den äußern Gottesdienst zu heben. Denn nur dieser ist wegen der ei migen Kirchengebräuche gesunken, nicht aber die wahre Religion, welche Alt r in jedem denkenden und fühlenden Menschenherzen findet, und ihren Gt dienst ohne Rücksicht auf den Kalender hält. (S. *Bewegliche Feste.*) die Feste der alten Christen s. Augusti's „Denkwürdigkeiten aus der alten christl chäologie ꝛc." (Leipz. 1817—21, 3 Bde.) und Zoliegan, „Die ältern und n Feste aller christlichen Confessionen" (Danzig 1825).

Feste. Alle Religionen haben Feste, diese Feste erhalten und er das religiöse Leben. Wie die Religion sich überhaupt den sinnlichen Mensch sinnlicher Weise nähern muß, so geschieht das insbesondere bei den Festen gleichsam die Zeiten heilig werden. Tertullian sagt in seinem Buche von de götterei: „Wir fürchten nicht für Heiden gehalten zu werden; wenn man au Sinnlichkeit ihre Rechte einräumen muß, so haben wir auch dies; ich meine bloß deine (heiligen) Tage, sondern noch eine größere Zahl, denn die Heiden jedes Fest nur einmal im Jahre, du aber jeden achten Tag (Sonntag); be die einzelnen Feierlichkeiten der Nationen, und du wirst finden, daß sie der h Pfingstzeit nicht gleich kommen". — Es gibt wol keine Religion, welch rein aus sich, ohne alle Einwirkung andrer schon bekannter Religionsansic sich ausbildete; das vorhandene Ältere wirkt unwillkürlich ein, sei es nun man es sich aneignet oder es bekämpft. So sind die Spuren des Indisch

udenthum unverkennbar, so ist das Christenthum aus dem Judenthum hervor-
gangen, und verkehrte mit dem Heidenthum, indem es dasselbe bekämpfte, und
s Heitere, was es den Völkern bot, in erhabener Weise zu ersetzen suchte. Wen-
n wir das auf die Feste an, so werden wir uns nicht wundern, daß für so viele
istliche Feste die Anklänge in fremden Religionen sich finden. Das erste Fest,
s die Christen feierten, war der Auferstehungstag des Herrn, er fiel mit dem
sterfeste der Juden zusammen; der Tag der Ausgießung des heiligen Geistes er-
te die jüdischen Pfingsten. Eine wöchentlich wiederkehrende Auferstehungsfeier
r der Sonntag, zugleich ein Surrogat des jüdischen Sabbaths. — Die Feste
eilten sich mannigfach ab: in Wochen- (Sonntag) und Jahres- oder eigentliche
ste, in ordentliche oder außerordentliche, unbewegliche und bewegliche, große und
ine (z. B. Ostern, Pfingsten, Weihnachten), mittlere und kleine, ganze und
albe, alte und neue, allgemeine und besondere. — Ordentliche bewegliche Feste
nd z. B. Ostern, Pfingsten u. s. w., unbewegliche: Weihnachten, Michaelis-,
reikönigs-, Lichtmeß-, Johannis-, Marienfeste u. s. w. Außerordentliche
ste oder Feiertage werden in besondern Fällen von den Landesregierungen ange-
ordnet. So z. B. in neuern Zeiten die Feier des 18. Oct., des 18. Jun. u. s. w.
n den ersten Jahrhunderten war die Zahl der kirchlichen Feste noch sehr gering,
elches aus den drückenden Verhältnissen, womit das Christenthum anfangs zu
mpfen hatte, nicht schwer zu erklären ist. In den ältesten Zeiten finden wir,
ßer dem Sonntage, nur noch den stillen Freitag, Ostern, Pfingsten und die
cht genau bestimmten Gedächtnißtage einiger Märtyrer, wozu noch seit dem 4.
hrh. das Weihnachtsfest kam, als heilige Zeiten der Christen angeführt. Ob-
leich aber in der Feier dieser Feste der jüdische, zum Theil auch heidnische Ursprung
verkennbar ist, so ward doch später durch besondere Kirchengesetze verordnet, daß
iese Feste nicht in Gemeinschaft mit Juden, Heiden, Häretikern gefeiert werden
ollten. Die Grundidee und Absicht dieser heiligen Zeiten und Feste war, die Er-
innerungen an die Hauptwohlthaten des Christenthums und die Person des Hei-
andes lebendig zu erhalten, zum Dank gegen die göttliche Vorsehung aufzufodern,
nd zur Ausübung christlicher Tugenden zu ermuntern. Man suchte sich durch
asten auf die würdige Feier derselben vorzubereiten, und betrachtete die Feste selbst
s Freudentage, wo sich der Christ, durch keine profanen Geschäfte gestört, nur
i froher Betrachtung und Übung des Heiligen beschäftigen sollten. Diese Fest-
uden aber sollten so wenig in Sinnenlust ausarten und von den heidnischen Ge-
ohnheiten so sehr sich unterscheiden, daß die christliche Kirche von dem Augen-
ke an, wo sie im Staate zu herrschen anfing, keine ernstlichere Angelegenheit
nte, als die Staatsgewalt um die Beschützung der heiligen Tage und Gebräuche
d das Verbot aller öffentlichen Lustbarkeiten, wodurch die Heiligkeit des Gottes-
stes beeinträchtigt werden könnte, anzurufen. Auf diese Weise vereinigten
christlichen Feste das ernste Sittliche der jüdischen Feste, und nahmen zugleich
dem jovialen Heidenthum eine gewisse Liberalität und Heiterkeit an. Obgleich
heiligen Tage Ferien, d. i. solche Tage waren, an welchen alle öffentliche und
chtliche Arbeiten, sowie alle die Andacht störende Lustbarkeiten unterbleiben
sten, so wurden doch alle sogenannte Noth- und Liebeswerke erlaubt, ja gebo-

Dagegen ward die Theilnahme an dem Gottesdienste jedem Christen zur be-
ern Pflicht gemacht, und nicht nur die gottesdienstlichen Örter, sondern auch
Wohnungen der Christen auf eine ungewöhnliche Art ausgeschmückt, auch die
isten zu einer anständigen und feierlichen Kleidung ermahnt. Man enthielt
alles Fastens, und hielt die Liebesmahle (Agapen), und nach deren Abschaffung
rde es den Reichen zur Pflicht gemacht, die Armen zu speisen oder durch Almo-
zu unterstützen. — Sowie die Religion als eine gewaltige Herrin das Leben
uf, so ergriff sie auch das Jahr und die Zeit. Es bildete sich ein vollständiger

Kirchenkalender aus, der das Jahr nach den Festen eintheilte, die Zeit heil
Die Feste theilten das Jahr in drei Hauptcyklen. Zwar nicht der geschichtli
Entstehung nach, aber doch im Kirchenkalender der 1. Cyklus, ist der Weihna
cyklus oder die Zeit des Andenkens an die Menschwerdung, Geburt und das L
amt des Heilandes. Diese heilige Zeit beginnt mit dem ersten Advent (s.
und dauert bis zum Epiphaniafeste. Wann das Weihnachtsfest (s. d.)
standen, und über die Veranlassung seiner Entstehung sind die Meinungen g
getheilt, und es genügt uns, die Ansicht von Hammer's anzuführen, daß bei
Ägyptern das Geburtsfest Harpokrates, bei den Persern das des Mithras,
dasselbe auch bei den Römern am 25. Dec. gefeiert worden, daß alle Festlichk
der Christmeßnacht und der darauf folgenden zwölf Tage sich schon in den vor
Ägyptern, Indiern und Persern um diese Zeit begangenen Spielen und Erl
gungen finden, und daher die Kirche gerade diesen schon heidnisch-feierlichen
Dec. zum Geburtsfeste des Herrn gewählt habe. Es ist allerdings keine ganz
werfliche Vermuthung, daß auf solche Weise eine heidnische Zeit zu heiligen ver
worden. Erwägt man, daß der Mithrasdienst mit dem Sonnencultus zus
menfällt, und daß mehre alte Kirchenhymnen von Weihnachten unverkennbare
ziehungen und Anspielungen auf das ehemalige Sonnenfest enthalten, so wir
von Hammer'sche Hypothese keineswegs ganz unwahrscheinlich scheinen.
Weihnachten, ein Geburtsfest, folgen unmittelbar drei Todesfeiern, der Ged
nißtag des Märtyrers Stephanus — gegen das vierte bis fünfte Jahrh. hin
standen — des Evangelisten Johannes und der unschuldigen Kinder. Acht T
nach Weihnachten wird das Fest der Beschneidung und des Namens Jesu gef
und damit das Neujahrsfest verbunden. Eins der merkwürdigsten Feste wa
Epiphania am 6. Januar, mit der vor Entstehung des Weihnachtsfestes auch
Geburtsfest des Herrn verbunden war. Dieses Fest vereinigte in sich alle D
würdigkeiten aus dem Leben Jesu, wodurch die göttliche Vorsehung seine Beg
bigung als Sohn und Gesandter Gottes, vom ersten Augenblick seines irdis
Daseins bis zum Antritt seines Lehramtes, verherrlichte. Das ganze Juger
den Jesu sollte durch dieses Fest in einer historisch-pragmatischen Übersicht de
stellt werden. Daher kann es nicht befremden, wenn so verschiedene Mom
aus der heiligen Geschichte, wie die Geburt des Heilandes, so lange dafür
kein eignes Fest angeordnet war, die Erscheinung der Magier, die Taufe C
im Jordan und das von Jesus verrichtete erste Wunder zu Kana in Galiläa an
ander gereiht wurden. Merkwürdig ist es doch auch, daß derselbe 6. Jan.
größte Fest der Ägypter war, an welchem die Epiphania des Osiris gefeiert w
ein Fest der Freude des gefundenen Osiris. — Der 2. Cyklus sind die Os
(s. d.) oder die heiligen Tage zur Feier des Todes und der Auferstehung
Christi. Das Palmfest eröffnet diese durch die 40tägigen Fasten vorbereitete L
feier. Die griechische Kirche hat dieses Fest schon früh, die lateinische erst
das 7. Jahrh. hin zu feiern angefangen. Am grünen Donnerstage wird das
des heiligen Abendmahls und des Fußwaschens gefeiert. Schon im 4. J
finden sich Spuren dieses Festes in der afrikanischen Kirche, und in den folge
Jahrhunderten in den übrigen Kirchen. Über den Ursprung des Namens „g
Donnerstag" (s. d.) sind die Meinungen getheilt. Es folgt Charfreitag,
Fest des Todes Christi, zugleich ein Tag des Schmerzes und der Trauer.
Feier dieses Tages ist so alt als die Oster- und Sonntagsfeier. Der k
Sabbath, oder der heilige Osterabend, ist unter allen jüdischen Sabbathtage
einzige, den die christliche Kirche beibehalten hat, das Hauptdogma dieses
ist das Hinabsteigen des Heilandes in die Unterwelt, und die Taufe auf den
Jesu. Endlich erscheint das heilige Osterfest oder die Feier der Auferstehung
Christi, das älteste christliche Fest, und das größte, indem alle Sonntage des

ns Octaven von ihm sind. Über die Ableitung des Namens ist man keineswegs
nig. Ostern ist ein Tag der Freude; vorzüglich lebhaft sind die Ausdrücke dieser
Freude bei den Griechen. Was Göthe's Faust am Ostermorgen gedacht über die
Töne mächtig und gelind, die ihn suchten im Staube, ihn, der sie klingen hieß,
wo weise Menschen sind, ihn, der sich so sehnsüchtig der Jugendzeit, wo er dieses
Festes Dogma noch glauben und fühlen konnte, erinnert — dies ist den Gebildeten
im Gedächtniß. — Der Ostercyklus theilt sich in zwei Wochen, in die Woche
vor Ostern, die schwarze Woche, und die nach Ostern, die weiße Woche. Der
weiße Sonntag oder die Osteroctave beschließt diese Woche. — Der 3. Cyklus
sind die Pfingsten, oder die höhere Beglaubigung und Vergeistigung des Chri-
stenthums als Lehre und Anstalt. Das von der Kirche in den zwei ersten Cyklen
versinnbildete und geschichtlich feierlich begangene Erdenleben Christi war nun be-
endet, Christus wohnte nun beim Vater und hatte den Tröster gesandt, der da er-
leuchtet und stärket des Menschen Herz. Der eigentliche erste Festtag im Pfingst-
cyklus ist das Himmelfahrtsfest, und die Octave des Pfingstfestes endet den Cyklus
mit dem auf keinen Fall vor dem 9. Jahrh., und zwar in der katholischen Kirche
entstandenen Trinitätsfeste, welches nun die kirchliche Zeitrechnung bis zum Ad-
vent begründet. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß sowol das Fest der
Himmelfahrt Christi als auch das Pfingstfest schon am Ende des 4. Jahrh. beson-
ders und allgemein gefeiert worden. — Auf diese Weise sind die drei Cyklen abge-
schlossen. Diese befassen sich aber nur mit den Festen des Herrn. Die übrigen
Feste gehen durch diese Cyklen durch. Die Maria-Verehrung beginnt im
5. Jahrh. und von der Zeit an, wo der von Nestorius angefochtene und von der
Kirchenversammlung zu Ephesus (431) und Chalkedon (451) sanctionirte Aus-
druck: Θεοτόκος eine besondere Wichtigkeit erhalten hatte; der Ausdruck selbst war
schon alt. Die Veranlassung der Maria-Verehrung ist in Dunkel gehüllt. Es
läßt sich allerdings denken, daß, sowie die heidnische Verehrung der aus dem
Meere entstiegenen Göttin aufhörte, dieses in den Gemüthern entstandene vacuum
durch die Verehrung der reinen Jungfrau und Gottesgebärerin ersetzt ward; schon
der Gegensatz zwischen dem sinnlichen Heidenthum, dessen Geschichten von der ky-
prischen Venus nicht zu den erbaulichen gehören, und dem ernsten Christenthum,
das die Idee der Keuschheit so hoch hielt, führte dazu, für diese Keuschheit ein
wirklich gewordenes Ideal hinzustellen. Das Zarte, Gemüthansprechende, was
in dem Cultus der Uranischen Venus lag, ward auf solche Weise erhalten, veredelt
und von dem Beiwerke der kyprischen befreit. Es liegt in der menschlichen Natur,
daß das Strenge mit dem Zarten verbunden werde, und wenn Schlegel den Bund
der Kirche mit den Künsten besungen hat, wo die Himmlische die auf den Parnaß
entflohenen Künste tröstet und sie zu ihrem Dienste in das Christenthum herein-
führt, so bedarf es hier nicht weiterer Erörterungen. Die Maria-Verehrung —
in sie genau von Anbetung der Gottheit unterschieden ward — hat dem Christen-
thum nicht geschadet, sie hat es und seine Keuschheitsidee populairisirt. Selbst die
Kirchenväter lassen es an etymologischen Anspielungen auf das Meer (Maria), auf
den aus dem Meere sich erhebenden Abendstern (Ave maris stella, Stern der
Liebe) nicht fehlen. Der Marienfeste sind neun: 1) das Fest der Verkündigung
Mariä, 2) Maria-Reinigung oder Lichtmeß, 3) Maria-Heimsuchung, 4) Ge-
dächtnißtag der Maria Magdalena, 5) Maria Empfängniß, 6) Maria Geburt,
7) Maria Opferung, 8) Maria Himmelfahrt (Krautwelhe) und 9) mehre kleinere
Marienfeste. Die drei ersten werden auch in der protestantischen Kirche gefeiert. —
Auch die Gedächtnißtage der Märtyrer und Apostel werden gefeiert,
ferner noch verschiedene Heiligen-, Engel- und Christusfeste. Am 1. Nov. ist das
Fest aller Heiligen. Schon im 4. Jahrh. feierten die Griechen in der Pfingst-
octave — heut zu Tage Trinitätsfest — ein allgemeines Fest aller Märtyrer und

Heiligen. (S. Allerheiligstes.) Am 2. Nov. wird das Fest aller See gefeiert, ein allgemeiner Trauer- und Erinnerungstag an die Verblichenen, noch nicht zur Anschauung des Urwesens gelangt sind. Odilo von Clugni sc es zuerst 998 in seinen Klöstern eingeführt zu haben, von wo es allmälig i Kirche Eingang gefunden. Den zuverlässigsten Beweis, daß es kein eigentlic gemeines Fest der Kirche sei, gab das Reformationsproject des Cardinals C pagni von 1524, worin er (cap. 20) in Beziehung auf die Gravamina der schen Reichsstände von 1523, die Abschaffung dieses Festes sogleich bewilligt Am 29. Sept. wird das Fest Michaelis als ein allgemeines Fest der Eng feiert, welches eines Theils als Fest des Sieges des guten Princips über das und zum andern als Kinderfest (nach Matth. 18, 1—11) zu betrachten. — 6. Aug. ist das Fest der Verklärung Christi, welches vorzüglich bei den chen sehr feierlich begangen wird. — Die Verehrung des Kreuzes führ zwei Festen, das Fest der Kreuzeserfindung am 3. Mai, und das Fest der K zeserhöhung am 1. Sept. — Das Fronleichnamsfest (s. d.), 1264 standen, wird am Donnerstage nach dem Trinitätsfeste gefeiert. Die Eucha wird an diesem Tage in feierlicher Procession herumgetragen, und dieses Fest dazu bei, den Glauben an die Eucharistia, den edelsten Theil der christlichen M zu erhalten. Durch seine Feier beurkunden die Katholiken, daß sie noch prae Numen haben. Selbst Luther sagt in seinen Tischreden S. 359: „Das Fes Fron-Leibs hat unter allen den größten und schönsten Schein". — Als b deres und außerordentliches Fest erwähnen wir nur noch die Kirchenfeste (Festa caeniorum), welche offenbar aus dem Judenthum stammen. — Welch Wirkung die kirchlichen Feste auf die Gemüther äußern, bedarf hier keiner Aus rung. Nur des Vortheils muß noch gedacht werden, daß sie zugleich der U richt in den Religionswahrheiten für das Volk in einer Zeit waren, wo Dru und Schulunterricht noch nicht Kenntnisse verbreiteten. Selbst jetzt noch is Festefeier ein die Gemüther erhebendes und unterrichtendes Mittel. — Im Jahrh. sind in der katholischen Kirche viele Festtage abgeschafft oder auf die S tage verlegt worden, und die Juristen waren edeldenkend genug, auf diesen g setzten Feiertagen keine Frohnen stattfinden zu lassen. In der sogenan Aufklärungszeit erklärte man sich aber häufig ganz gegen die Feiertage und zwe Theologen, weil sie die Dogmen, die die Feiertage versinnbilden sollten, nicht glaubten, die Cameralisten aber, weil sie engherzig genug waren, die Güte duction als das Höchste im Leben zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der M und seine Behaglichkeit — die offenbar durch Festtage, in mäßiger Zahl verste gewinnt — der höchste Zweck aller ökonomischen Productionen sein müsse, d Natur der nothwendigen Güter immer noch genug gebe, daß der durch Festta der Production sich ergebende Ausfall dadurch, daß Alle nicht arbeiten, sich n ausgleiche. Freilich, wenn man alle andre Staaten als Festtage feiernde, un einen einzigen producirenden Staat als nicht feiernd denkt, so ist ein Nachthe die übrigen vorhanden, ebenso, als wenn ein Staat sein Mercantilsystem, n verkaufen, nicht zu kaufen durchsetzt. Nach solchen einseitigen Ansichten man aber so große Fragen nicht entscheiden. — Diejenigen unter uns, welc religiösen Feste gern durch profane Feste, z. B. neue Natur-, Frühlings-, J u. s. w.-Feste, ersetzen möchten — weil sie keinen Sinn haben für die hoh deutung der christlichen Feste, für das Symbolische, Erhabene und Reinm liche, was darin liegt — werden doch immer nur einen schwachen Nachklang geben können, was die franz. Republik schon längst weit grandioser aus Als nämlich der Nationalconvent 1793 auf Robespierre's Antrag das Dase höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele decretirte, und diesem auf den 20. Prairial ein Nationalfest widmete, wurden zugleich folgende a

Decaditagen von der Republik zu feiernde Feſttage angeordnet: das Feſt 1) des höchſten Weſens und der Natur; 2) des Menſchengeſchlechts; 3) des franzöſiſchen Volks; 4) der Wohlthäter der Menſchheit; 5) der Freiheit und Gleichheit; 6) der Märtyrer der Freiheit; 7) der Republik; 8) der Freiheit der Welt; 9) der Vaterlandsliebe; 10) des Haſſes der Tyrannen und Verräther; 11) der Wahrheit; 12) der Gerechtigkeit; 13) der Schamhaftigkeit; 14) des Ruhms und der Unſterblichkeit; 15) der Freundſchaft; 16) der Mäßigkeit; 17) des Heldenmuths; 18) der Treue; 19) der Uneigennützigkeit; 20) des Stoicismus; 21) der Liebe; 22) der ehelichen Treue; 23) der kindlichen Liebe; 24) der Kindheit; 25) der Jugend; 26) des männlichen Alters; 27) des Greiſenalters; 28) des Unglücks; 29) des Ackerbaues; 30) der Induſtrie; 31) unſern Ahnen; 32) der Nachwelt und der Glückſeligkeit. V. e. K.

Feſton (Fruchtſchnur, Gehänge), eine lebendige oder künſtliche, und im letzten Falle entweder gemalte, oder von Stein (oder Stucco) erhaben gearbeitete, architektoniſche Verzierung aus zuſammengebundenen Zweigen, mit Blumen und Früchten vermiſcht. Bisweilen nimmt man auch, je nach der Beſtimmung des Ortes, ſtatt der Blumen und Früchte, Muſchein, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Thiere u. ſ. w. als Bilder der Fiſcherei, der Jagd, der Muſik, der Jahreszeiten. Die Art, dieſe Feſtons aufzuhängen, iſt verſchieden, denn bald hängen ſie nur an einem Ende gerade herab, bald ſind ſie an zwei Enden befeſtigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald ſind beide Arten vermiſcht. dd.

Feſtung nennt man in der Kriegsſprache jeden Ort, der durch Natur und Kunſt eine ſolche Beſchaffenheit erhalten hat, daß er den Angriff bedeutend aufhält und erſchwert, die Vertheidigung aber bedeutend und für längere Zeit, ſelbſt gegen die Übermacht, begünſtigt. Unter einer Feſtung muß man einen Platz, gewöhnlich eine Stadt, verſtehen, deren Lage und Eigenthümlichkeit nach allen Regeln der Befeſtigungskunſt benutzt und der ſo eingerichtet worden iſt, daß eine Beſatzung darin Schutz, und Gelegenheit findet, den Feind zu einer förmlichen Belagerung zu nöthigen. Ein ſolcher Platz wird deßhalb mit allerhand Hinderniſſen umbaut und umgeben, welche der Feind nur mit der größten Anſtrengung und einem ungewöhnlichen Aufwand von Zeit, Mitteln und Kräften zu überwinden im Stande iſt. Dieſe Hinderniſſe werden bei ihrer Anlage auf ewige Dauer berechnet und heißen Feſtungswerke zum Unterſchied von leichtern Verſchanzungen, deren Zweck vorübergehend iſt, wie bei bloß befeſtigten Lagern und andern Punkten. — Man theilt die Werke einer Feſtung in 1) Hauptwerke, 2) Außenwerke, 3) beſondere Verſtärkungen und Hinderniſſe. Die Hauptwerke, welche den Ort zunächſt ſchützend umgeben, werden in ihrem Umriſſe nach gewiſſen Grundſätzen und genau berechneten eingehenden und ausſpringenden Winkeln durch gerade Linien verbunden, gebildet. Dadurch nur wird es möglich, daß alle Theile der Feſtung einander gegenſeitig vertheidigen und auf den vorliegenden Boden ein ſich vielfach kreuzendes Feuer bringen können, welches ein Haupterforderniß der Vertheidigung iſt. Der Umriß muß ſich nach der Örtlichkeit richten, kann alſo ſelten regelmäßig, im Sinne regulairer mathematiſcher Figuren, ſein, daher die ganz regulairen Feſtungen nur äußerſt ſelten getroffen werden. Das den Ort zunächſt umgebende, aufgeführte Werk iſt der Wall; bisweilen läuft noch ein zweiter, niedriger Unterwall oder fausse braye mit ihm parallel oder iſt an ihn angehängt. Die vorſpringenden Theile des Hauptwalls nennt man Boliwerke, Baſtionen (ſ. d.) (daher baſtionirte Feſtungen; Marchi, Pagan, Freitag, Vauban, Cochorn, Carmontaigne u. A. befeſtigten auf dieſe Art), oder auch, wenn vorſpringende und eingehende Winkel mit einander ohne gerade Linien verbunden ſind, Tenaillen (daher tenaillirte Feſtungen, wie Dillich, Landsberg, Montalembert vorſchlugen, die aber nur theilweiſe ausgeführt wurden). Dem Wall folgt nach dem Umriſſe des

Walles der große, breite und tiefe Hauptgraben, in welchem, wo es die Umst
zulassen, Wasser geleitet zu werden pflegt. Jenseits des Grabens zieht sich
niedere Brustwehr um die Festung, der bedeckte Weg, und flacht sich
ins freie Feld ab, Glacis; dergestalt, daß jeder Schuß vom Hauptwall
Glacis rasirend bestreichen kann. Theils im Graben, theils im bedeckten Wege, t
noch entfernter und abgesondert vor der Festung liegen die Außenwerke,
detachirten Werke (s. d.) und die besondern Verstärkungen oder Hinder
als: Minen, Thürme, Verhaue, Blockhäuser, Verpallisadirungen und dgl.
Alle Werke einer Festung bilden ein System. Man unterscheidet das italieni
spanische, französische, niederländische u. s. w. Jedes weicht von dem ande
der Anordnung der Theile, Berechnung der Vertheidigungslinien, einfachern
künstlichern Zusammensetzung derselben Bauart ab. (Vgl. Befestigun
kunst.) — Bei der Anlage und Beurtheilung einer Festung lassen sich vorne
lich drei Gesichtspunkte annehmen, der politische, der militairische oder strategi
und kunstgemäße. Wir berühren den erstern hier nur flüchtig, da er kein bleib
der, überhaupt schwankend und an sich der untergeordnete ist. Sicherung off
Landesgrenzen, Schatzkasten für den Staat, Gefängniß, Drohort gegen unru
Parteien sind, recht betrachtet, nur Nebenzwecke bei einer Festung, man wird
zu Tage deßhalb schwerlich neue bauen. Strategisch wichtig kann eine Festung
gegen werden durch ihre Lage, als Strebepfeiler, an welchem sich die feindlich
Wogen in ihrer Strombahn nothwendig brechen müssen, als Riegel vor Päss
die nicht umgangen werden können, als Stütze oder Grundlage verschiedener O
rationen, als Lehne zu Stellungen, als Ruhepunkt für verfolgte, geschlag
Heere oder für solche, welche frisch Athem schöpfen und sich zu fernern Untern
mungen sammeln, stärken, rüsten wollen, mithin als Waffenplatz, Vorrathsh
u. dgl. Es springt ins Auge, daß eine Festung, die außer dem Wege liegt, m
hin leicht umgangen werden kann, die vielleicht noch obendrein klein ist, also v
Feinde nur leicht beobachtet werden darf, nichts deckt, nur Wenigen eine Zuflu
gestattet, eher nachtheilig als vortheilhaft sein wird, wäre sie auch noch so sta
denn ohne zu nützen, schließt sie eine nützliche Heeresabtheilung als Besatzung
Unthätigkeit ein und kostet viel. Beträchtliche Vortheile versprach man sich da
gen von einer Festungskette, deren Glieder sich gegenseitig unterstützen und
zwischen ihnen durchdrängenden Feind jedesmal auch zwischen zwei Feuer brin
könnten. Dazu gehören aber äußerst bewegliche Festungscommandanten, wel
die Ausfälle geschickt zu leiten verstehen und unermüdliche Truppen, endlich
Feind, der unklug genug die Kette nicht irgendwo mit ganzer Kraft zerspren
Die Erfahrung hat 1814 und 1815 gegen den gehofften Vortheil bewiesen,
deß könnten sie unter andern Umständen auch dafür beweisen, dies lehrten rüh
liche Beispiele in einzelnen Fällen. — Von Seiten der Kunst betrachtet, eig
sich die Lage eines Orts vorzüglich zu einer Festung, wenn sie die Annäherung
Feindes mit geringer Mühe versperren und erschweren läßt, eine zweckmäß
künstliche Befestigung nicht allzu weitläufig, schwierig und kostspielig macht,
genaue Übersicht auf jeden im Bereich des Geschützes und Feuergewehrs liegend
Punkt gewährt und von keinem Punkte in diesem Bereiche beherrscht wird, m
müßte ihn denn, wie bei Ehrenbreitenstein, selbst vortheilhaft mit in das Syst
der Befestigung ziehen können; endlich, wenn sie nicht ungesund und wo mögl
nie ganz abzuschneiden ist, d. h. durch Meer oder einen Strom noch immer G
genheit und Möglichkeit gestattet, Zufuhr und Verbindung mit dem Heere zu erh
ten. — Nicht die Größe einer Festung macht ihre Stärke aus; im Gegent
sind weitläufige, volkreiche Orte schwierig zu behaupten, erfodern eine zu st
Besatzung, zu viel Vertheidigungsmittel und Verpflegung, auch eine Übersicht u
Thätigkeit des Commandanten, die nur zu leicht menschliche Kräfte übersti

ſt die Genauigkeit und Schärfe der Berechnung vieler und künſtlicher Werke
m zur mehren Haltbarkeit beſonders bei, werden ſogar oft verderblich. Nicht
zahlreiche Beſatzung verſtärkt eine Feſtung; es gibt vielmehr ein Verhältniß,
hes nicht überſchritten werden darf, wenn die Vertheidiger einander nicht im
ge ſein, den Unterhalt wegzehren und der nützlichen Wirkſamkeit im Felde nicht
egen werden ſollen. Wol aber entſcheidet die Tapferkeit und Treue der Be-
ng, die eiſerne Feſtigkeit des Commandanten, das Genie Deſſen, der die Ver-
igung leitet, der, wenn die Truppen unermüdet thätig den Feind abzuwehren
durch Ausfälle zu verſcheuchen ſuchen, unerſchöpflich im Auffinden neuer Hin-
iffe, Benutzung der Umſtände und Zufälle iſt, den wahren Werth einer Fe-
g. Feig und ſchlecht vertheidigt, fällt die ſtärkſte und beſte ſchnell; hartnäckig
geſchickt vertheidigt, wird die ſchlechteſte zum trefflichſten Kriegsmittel, deſſen
an kein ſeichtes Raiſonnement der Erfahrung abſtreiten kann. Man hat die
hlichkeit der Feſtungen überhaupt für einen Staat durch Beiſpiele und ſelbſt
h Gründe nicht ganz glücklich zu erweiſen geſucht, man hat dabei nicht an
e wie Miſſolunghi gedacht, an welchen die ältere Geſchichte wie die neuere nicht
m iſt, alſo einſeitige Behauptungen aufgeſtellt. 5.

Fetfa, ſ. **Mufti**.

Fetiſchismus, die Verehrung einzelner natürlicher oder künſtlicher
ur, belebter oder unbelebter Weſen als göttlicher. Das Wort iſt neu, die
che alt. De Broſſes in ſ. Schrift: „Du culte des Dieux Fétiches“ (1760,
uſ. v. Piſtorius, Stralſund 1785), hat den Ausdruck Fetiſch, der entweder
dem Portugieſiſchen von fetisso, ein Zauberklotz, oder nach Winterbottom
feiticeira, Zauberin, abſtammt, zuerſt in Umlauf gebracht. Die Portu-
ſen nannten die Götzen der Neger am Senegal und andrer wilden Nationen ſo,
d nachher erhielt das Wort eine umfaſſendere Bedeutung. Man kann zweierlei
tiſche unterſcheiden: 1) Theile und Werke der Natur, und 2) Werke von Men-
henhand. Zu den erſtern gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner
Kaukaſus, die Perſer, Araber, alten Deutſchen, Mongolen, Peruaner, Ne-
, Buräten; Flüſſe und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtſchadalen;
lder und Bäume, welche die Slaven, Tſcheremiſſen und Jakuten; Steine,
he die Serer, Phrygier, Tunkineſen, Lappländer; Thiere, welche die Ägypter,
ken u. A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen,
ſe, Federn u. a. m. Die zweite Claſſe iſt nicht minder zahlreich: Pfeile und
e verehrten die Parias, Scythen, Taurier; andre hingegen Töpfe, Pfähle,
ilde u. dgl.. Wichtig iſt die Frage, wie der Menſch darauf gekommen ſei,
che zu verehren? Bei einigen dieſer Fetiſche iſts begreiflich; bei andern ſollte
meinen, die Menſchen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und
erſte Beſte dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahnung des Göttlichen,
e nothwendig haben mußten, ehe ſie darauf verfallen konnten, irgend Etwas,
es auch ſei, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetiſchismus iſt die dem
nmenſchen eigenthümliche Anſicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er
eben hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig ge-
n iſt, das erſcheint ihm höher und mächtiger als er ſelbſt iſt, und im fremden
n findet er das Eigne und Menſchliche göttlich. Dies iſt der reinere und edlere
tismus der Natur. Hierbei aber blieb es nicht. Sowie der Naturmenſch
Todten außer ſich ſein Leben gegeben hatte, ſo gab er dem Lebenden, der Thier-
ſeinen Sinn und ſein inneres Leben. Der Inſtinkt des Thieres wurde ihm
ſtlichkeit und Überlegung, und da es durch Kunſttriebe, durch Liſt, in der Art
n Feinde zu entgehen, ſeine Nahrung zu finden, menſchliches Nachdenken
raf, da es ſogar das Ungeſchehene wußte, durch Witterung ſeiner Nahrung
er Ferne, Vorempfindung des Wetters, ſo gab die Thierwelt dem Menſchen

seinen eignen Sinn höher und übermenschlich zurück (Thierfetischismus). Thiere, sondern die belebte Natur mit Sinnen und Gestalt der Thiere ursprünglich dieser Fetischismus an. Den niedrigsten Fetischismus dieser A zeugten die brennendsten Klimate von Afrika, und die kältesten des Nordens. äußerste Ausartung des Fetischismus im Alterthum war unstreitig in Ägy von den Wilden der neuern Zeit ist es bekannt, daß sie ihre Götzen, wenn s Wünsche und Gebete nicht erhören, verkaufen und ersäufen, ihnen drohe beschimpfen, prügeln und zerstören. Die feinste Veredlung des Fetischismus ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sängerschulen und die bildende aus ihm ein schönes geordnetes Göttergeschlecht hervorging. Der edlere Feti mus oder Polytheismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeistern, mit thümlicher Persönlichkeit in menschlicher Gestalt, mit menschlichem Willen Denken und ordnete dieselbe zu einem Ganzen (zu einem Götterstande oder Götterfamilie) an. Die dritte Art des Fetischismus gilt nur uneigentlich solchen, denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. anbeten, so ist eine Anbetung unter solcher Gestalt nicht unmittelbar aus Bel der Natur entsprungen, sondern nachdem diese im Cultus untergegangen wa Cultus selbst entstanden. Daß Fetischismus die erste Art der Religion ge wird von Vielen bezweifelt.

Fett, ein Bestandtheil thierischer Körper, weich, beinahe flüssig, so es warm und im lebenden Körper enthalten; hart, fest, weiß und blätterig, es kalt ist. Es besteht nach den neuesten chemischen Untersuchungen größten aus Wasserstoff und Kohlenstoff, mit einem geringen Antheil von Saue Von der vorherrschenden Neigung des Wasserstoffs und Kolenstoffs, sich mit größern Antheil von Sauerstoffe zu verbinden, rührt die Verbrennlichkeit des her. (S. Öle.) Der chemischen Kunst ist es gelungen, durch die Ve dung von Kohlenstoff und Wasserstoff eine Masse hervorzubringen, welche sich wie Fett verhält (s. „Handwörterbuch der Chemie" von John, 1817 — 19). hat man gefunden, daß andre weiche thierische Theile sich in eine fettähnliche verwandelten, wenn sie lange unter Wasser, welches sich stets erneuerte, od feuchter Erde aufbewahrt wurden. In dem thierischen Körper ist die Erzeu und Absonderung des Fettes die Verrichtung desjenigen Theils des Haarge stems, welcher sich in Zellchen des Zellgewebes sowol unter der Haut, als un schiedene Eingeweide, besonders aber in den Netzen des Unterleibes befindet, w alsdann das Fett ansammelt. (Vgl. Corpulenz.) Blut und Lymph wahrscheinlich die einzigen Körper, welche kein Fett enthalten. Bei jungen ren ist das Fett weicher als bei ältern. Im Wesentlichen besitzen die fetten E nisse der Pflanzen gleiche Eigenschaften mit den thierischen Fetten. Das h Fett ist dasjenige über der Augenhöhle der Hirsche. Sehr verdünnte Miner ren oxydiren das Fett und nähern es dem Wachse. Alle Fette lassen sich in in Talg scheiden; die Butter ist Winters talg-, und Sommers ölreicher.

Feudalrecht, Feudalsystem, s. **Lehnrecht, Lehnsy**

Feuer, s. **Wärme**.

Feuer (das griechische) ward im 7. Jahrh. erfunden. Als 668 die A Constantinopel belagerten, ging der griechische Baumeister Kallinikus aus polis von dem Khalifen zu den Griechen über, und brachte eine Mischung deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken setzten und zur Flucht zwa Bald wurde es mittelst flachsumwundener Pfeile und Wurfspieße auf fei Festungswerke und Gebäude abgeschossen, um sie in Brand zu stecken; bal man durch dasselbe aus eisernen oder metallenen Röhren steinerne Kugeln geg Feinde. Der Gebrauch dieses Feuers dauerte wenigstens bis zu Ende de Jahrh. fort; aber kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller hat uns die Bestan

desselben in einer genauen Angabe aufbehalten. Nach den Wirkungen zu schließen, muss nicht Naphtha, Schwefel und Harz, sondern wahrscheinlich Salpeter ein Hauptbestandtheil desselben. Übrigens folgt aus den Nachrichten der Alten nicht, daß es unter, sondern nur, daß es auf dem Wasser brannte; ein solches Feuer erfand Cardanus auch. Nach einer Angabe im „Magazin der Erfindungen" soll der Freiherr von Aretin zu München in der dortigen Centralbibliothek, in einer lateinischen Handschrift aus dem 13. Jahrh., eine Abhandlung über das griechische Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept desselben enthält.

Feuerbach (Paul Johann Anselm von), seit 1821 k. bairischer Wirkl. Staatsrath, seit 1817 Präsident des Appellationsgerichts des Rezatkreises, Commandeur des Ordens der bairischen Krone (womit die Erhebung in den Adelsstand verbunden ist), des russ. St.-Annen-Ord., des großherz. sächs. Ord. vom weißen Falken, Mitgl. der Gesetzcommission zu St.-Petersb. rc., ist geb. den 14. Nov. 1775, und wurde in Frankf. a. M., wo sein Vater als Advocat lebte, erzogen. Auf dem Gymnasium daselbst studirte er die griechischen und römischen Classiker; hierauf seit 1792 in Jena Philosophie und Rechtswissenschaft. Reinhold's Vortrag zog ihn so sehr an, daß die Werke von Kant, Locke, Hume, Tetens, Lambert u. A. sein Hauptstudium wurden, was ihn auf die Ergründung der Principien der Rechtswissenschaft hinführte. Davon zeugten seine ersten Abhandlungen in Niethammer's „Journal" (1795), und zwei Schriften: „Die einzig möglichen Beweisgründe gegen die Gültigkeit der natürlichen Rechte", — und die „Kritik des natürlichen Rechts". So durch philosophische Studien geistig erstarkt, wandte sich sein Eifer zu dem positiven Rechte; er schrieb 1798 seinen „Anti-Hobbes", und trat durch eine Untersuchung über den Hochverrath und durch eine Abhandlung über den Zweck der Strafe, zuerst in die Reihe der Criminalisten ein; zugleich fand er seit 1799 in Jena als Lehrer der Rechtswissenschaft großen Beifall. Durch die „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts" (2 Thle., 1799 fg.) und durch die von ihm, Grolman und von Almendingen herausgeg. „Bibl. der peinl. Rechtswissenschaft", leitete er eine neue Bearbeitung der Strafrechtswissenschaft ein, die er in s. „Lehrbuche des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts" (Gießen 1801, 9. fast ganz umgearb. Aufl. 1826) systematisch ausführte. Er stellte sich dadurch an die Spitze der neuen Schule der Criminalisten, der sogenannten Rigoristen, die bloß auf die Rechtsverfassung Rücksicht nehmen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzes unterwerfen. F. erhielt 1801 in Jena eine ordentl. Professur, folgte 1802 einem Rufe nach Kiel, wo er, von einem bairischen Gelehrten dazu aufgefodert, eine „Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfs zu einem peinlichen Gesetzbuche für die kurpfalzbairischen Staaten" (3 Thle., 1804) herausgab. 1804 wurde er, der erste Professor und Auswärtige auf einer bairischen Universität, nach Landshut berufen und erhielt den Auftrag, den Entwurf zu einem bairischen Strafgesetzbuche auszuarbeiten; weßhalb er auch nach München als Geh. Referendair in das Ministerial-, Justiz- und Polizeidepart. versetzt und 1808 zum Geh.-Rath ernannt wurde. Die gänzliche Umbildung der bairischen Strafgesetzgebung begann 1806 mit der Abschaffung der Folter und mit der Vorschrift des gegen leugnende Inquisiten zu beobachtenden Verfahrens, welche Verordnung F. abfaßte. Das von ihm entworfene Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern erhielt, nach vorläufiger Prüfung mit einigen Änderungen, am 16. Mai 1813 die königliche Genehmigung. Man legte dasselbe in Weimar, Würtemberg und andern Ländern bei der Bearbeitung ihrer Landesgesetzbücher zu Grunde gelegt; im Herzogth. Oldenburg ist es als Gesetzbuch aufgenommen, dann auch ins Schwedische übersetzt worden. Zu gleicher Zeit arbeitete F. (1807 fg.) auf königl. Befehl den „Code Napoléon" in ein allgemeines bürgerl. Gesetzbuch für das Königr. Baiern um, das aber ebenso wenig, als

das 1812, vom Freih. Adam von Aretin und dem Staatsrathe von Gönner, die Grundlage des „Codex Maximilianeus", bearbeitete bürgerliche Gesetzbuch Wirksamkeit getreten ist. Unter den Schriften, die F. damals herausgab, „Merkwürdige Criminalrechtsfälle" (2 Thle., 1808—11), — „Themis Beiträge zur Gesetzgebung" (1812, darin u. A. der erste Entwurf zu dem nachligen Staatsvertrage zwischen Baiern und Würtemberg über die gegenseitigen richtsverhältnisse enthalten ist) — und „Betrachtungen über das Geschworn richt" (Landshut 1812) zu bemerken. F. verwarf die französische Jury, wat len Schriftenwechsel für und wider veranlaßte; in s. Schrift „Über Öffentlic und Mündlichkeit gerichtlicher Verhandlungen" (Gießen 1821) hat er m seiner Ansichten noch mehr entwickelt, und gezeigt, wie ein der deut Cultur und den Bedürfnissen unsers Volks entsprechendes, öffentliches ge liches Verfahren, in welchem das Mündliche mit dem Schriftlichen ge verbunden sei, sich herstellen lasse. — Bei der Wiederherstellung der schen Unabhängigkeit 1813 fg. bezeugte F. seinen Nationalsinn und Ge geist durch mehre Schriften; z. B. „Über deutsche Freiheit und Vertre deutscher Völker durch Landstände" (Leipzig 1814). Um diese Zeit ernannt der König zum zweiten Präsidenten des Appellationsgerichts in Bamberg; unternahm F. einige Reisen ins Ausland, und lebte zu München den Wissen ten, bis er im März 1817 zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts für Rezatkreis zu Ansbach ernannt wurde. In seiner Muße beschäftigt sich diese ermüdete Geschäftsmann und Gelehrte mit einer metrischen Übersetzung und e Commentar des indischen Gedichts „Gita Gowinda". Im Frühjahr und S mer 1821 machte er mit königl. Unterstütz. eine juridische Beobachtungsreise Paris, Brüssel und einige Rheinprovinzen, worauf er die lehrreiche Schrift: „ die Gerichtsverfassung und das gerichtl. Verfahren Frankreichs" (Gießen 18 herausgab, worin er die Wahrheit bis auf die kleinsten Züge mit Treue und heit darstellt. Auch ist sein Name in der Presbyterialangelegenheit, welche in außerhalb Baiern gegründeten Widerspruch erregte, unter Denen genannt wo welche in Ansbach (1822) gegen die Einführung der Presbyterien protestir ben. — Betrachten wir das ganze Leben dieses geisteskräftigen Mannes, hört sein Name nicht bloß den Annalen der Literatur, sondern auch der Ges der Gesetzgebung an, und Feuerbach wird stets mit Achtung genannt werden einem Beccaria, Hommel und von Sonnenfels. 20.

Feuerdienst, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetis mus (s. d.), oder reinern Naturdienstes, welche vorzüglich bei den Persern schend und ausgebildet war. (S. Gebern.)

Feuerkugel, 1) in der Naturlehre feurige Lufterscheinungen in K gestalt, die sich in verschiedenen Größen schnell oder langsam durch die Luft ber oft auch feurige Schweife haben, in welchem Falle man sie feurige Drachen r kleine Kugeln der Art werden auch Sternschnuppen genannt. Es gibt übe Erscheinung vielerlei Muthmaßungen. Chladni erklärt sie für dichte Massen, sich außer unserer Atmosphäre im höhern Weltraume gebildet haben, und mit den Aërolithen oder sogenannten Mondsteinen in die nämliche Classe. Meteorsteine.) 2) In der Geschützkunst jede Kugel, welche angezünd den und brennen kann.

Feuerland (Tierra del fuego), eine 1520 □M. große Masse v großen und mehr als 20 kleinen Inseln (zwischen 52° 30′ bis 55° 45′ S und 67° bis 77° W. L.), an der südlichen Spitze von Amerika, die von Pata durch die Mangelhaenische Straße, und von der Staateninsel im Osten du Straße le Maire getrennt sind. Der Entdecker Mangelhaens nannte es so er zur Nachtzeit überall Feuer sah, und glaubte, daß dieses von Vulkanen her

[illegible]lich hatten die Eingeborenen diese Feuer angezündet. Die südlichste [illegible] l'Hermite, deren Südspitze Cap Horn heißt. Das Klima ist außer[illegible] rauh; in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. [illegible] ist ein rauchender Vulkan. Das Land hat eine ganz eigenthümliche Flora, [illegible] einige Gewächse mit Patagonien und den höhern Andes gemein, z. B. [illegible]sche. Insekten hat man kaum bemerkt, wenigstens keine lästigen; auch [illegible] Landvögel, als einige Geier und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier ist [illegible], auch hier der treue Begleiter des Menschen. Dagegen wimmelt die See [illegible] Wallfischen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von [illegible], unter denen eine Ente genannt wird, die auf dem Wasser läuft. [illegible] man einer Möve, des Port-Egmonts Huhns und sehr schmackhafter [illegible]. Die Eingeborenen (etwa 2000) sind die beschränktesten und verlas[illegible] Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Klimas so zu Boden gedrückt, daß sie [illegible] die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verschaffen wissen, [illegible] häßlicher, magerer, bartloser Schlag Menschen, mit langen schwarzen [illegible] und von einer Farbe, als wenn Eisenrost mit Öl vermischt eingerieben [illegible]. Sie kleiden sich in das Fell eines Seehundes, selten eines Llamas, wie es [illegible] abgezogen worden, welches sie um die Schulter werfen, und beutelför[illegible] die Füße binden. Doch lieben sie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen [illegible] Muscheln oder Knochenstückchen; um die Augen malen sie sich weiße [illegible] roth aussieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren Alles, See[illegible] vorzüglich, roh oder halb verwest. Kein andres Getränk kennen sie als [illegible]. Feste Wohnplätze haben sie nicht, sondern sie ziehen von einem Ort zum [illegible] wo sie Vorräthe von Seethieren finden. Ihre Hütten bestehen aus einigen [illegible] kegelförmig zusammengestellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und [illegible] unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornstein dient. [illegible] sieht man darin. Sie führen nichts, als eine Tasche auf dem Rücken, [illegible] in der Hand und eine Blase, worin sie Wasser tragen. Wo sie Halt [illegible] sie ein Feuer an; von dem beständigen Rauch haben sie fast alle [illegible]. Auch ihre Kähne zeugen von dem Mangel aller Kunstfertigkeit; sie [illegible] Baumrinden mit Sehnen zusammengenäht, und auswendig mit irgend [illegible] überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunst. Die [illegible] Pfeile, die Wurfspieße und die Fischangeln sind nett gearbeitet, und sie [illegible] wohl zu gebrauchen. Man hört das Wort Pescheräh (d. l. Freunde) [illegible] von ihnen, und nennt sie daher selbst so. Nach einigen Nachrichten [illegible] Flüchtlinge, die aus bessern Gegenden in dies unwirthbare Land verdrängt [illegible]; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jesuitischen Missionarien [illegible] Westküste von Patagonien.

Feuerpolizei, s. Polizei- und Rettungsanstalten.

Feuerprobe, s. Ordalien.

Feuerschwamm wird gemeiniglich von Birkenschwamm verfertigt, in [illegible] Salpeterlauge gekocht, im Backofen getrocknet, dann durch Klopfen und [illegible] zum Feuerschwamm zubereitet. Wenn man in dessen Oberfläche fein[illegible] Schießpulver einreibt, so zündet er noch leichter, und heißt dann Pulver[illegible]. Auch fängt der Schwamm schnell Feuer, wenn man 2 Loth gereinig[illegible] in so viel heißes Wasser schüttet, als der Schwamm zur Sättigung [illegible] und ihn dann trocknen läßt.

Feuerspeiender Berg, s. Vulkane.

Feuerstein, ein mit allen Farben, gewöhnlich gelblich und rauchgrau, [illegible] derb, selten krystallisirt, vorkommendes Fossil, das sich weit auf der Erde [illegible] in Ur-, Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgen (vorzüglich in Kreidege[illegible]) findet. Man bedient sich desselben, besonders in Muesnes in Berry, in

Galizien, zu Avio in Welsch-Tyrol, zur Verfertigung der Flintensteine, wozu eine Art wählt, welche hinlänglich scharfkantig und schalig zerspringt. Die r mäßige Form wird ihnen mit eignen Instrumenten gegeben. Das Verfahren bei, welches so schnell von statten geht, daß der ungeübteste Arbeiter täglich Stück verfertigen kann, war lange ein Geheimniß, und ist erst durch Dolomie kannt geworden.

Feuervergoldung entsteht aus der Auftragung eines Amalgama Gold und Quecksilber auf ein metallenes Gefäß. Wird dieses auf Kohlen g so verraucht das Quecksilber, und das auf der Oberfläche des Metalls fixirte bedarf dann bloß der Politur.

Feuerversicherung oder **Brandassécuranz** wird sowol die Staatsverwaltung als durch Privatcompagnien veranstaltet. Der Gegen derselben sind hauptsächlich Gebäude; aber auch Mobilien und Waaren kö besonders bei den Privatcompagnien, assecurirt werden. Da wo die Staat waltung die Brandassecuranz für das Land regulirt, wird als Grundsatz betra daß jeder Eigenthümer von Gebäuden nach gewissen Verhältnissen und Taxati daran Theil nehmen müsse. Was nun in einem gewissen Zeitraume durch B verloren geht, wird auf die Gesammtheit der Eigenthümer von Gebäuden ver Der Verwaltungsgrundsatz ist also hier gegenseitige Garantie, die unstreitig großen Vortheile hat. Weil die Staatsverwaltung in der Regel sich nicht Versicherung von Waaren und Mobilien einläßt, so haben sich in den bedeu sten Handels- und Hauptstädten Europas große Vereine gebildet, die auf Feuersgefahr und für jeden Gegenstand (Pretiosen, Gold, Silber und Docum ausgenommen) Versicherung geben. Die großen Capitalien dieser Gesells die Schnelligkeit, womit sie ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen pflegen, die aufs same Verwaltung, begründen die Vorliebe, welche das Publicum zu diesen I tuten hat. Als das bedeutendste gilt die berühmte Phönixgesellschaft in Lon In Paris gibt es ähnliche Anstalten. In Deutschland macht seit mehren Ja die leipziger Feuerversicherungsanstalt, die ebenfalls auf große Capitale und solide Verwaltung begründet ist, ansehnliche Geschäfte. Auch in Gotha hat eine ähnliche Anstalt auf den Grundsatz der gegenseitigen Garantie gebildet.

Feuerwerkerkunst, Pyrotechnie, die Kunst aus Schießp und andern Stoffen künstliche und dem Auge wohlgefällige brennende Figur bilden. Man theilt sie in Land- und Wasserfeuerwerkerkunst ein. Zu er gehören Raketen, Landpatronen, Feuerräder, brennende Sonnen, Namen u. s zu letzterer die Feuerkugel, Wasserteufel, Igel u. s. w. Verschieden von der L **feuerwerkerei** ist die **Ernstfeuerwerkerei**, die sich mit Geschütz nen, Brandkugeln, Petarden beschäftigt.

Feuerzeug, eine Geräthschaft zur örtlichen Erzeugung des Feuers, zur Erregung des Verbrennungsprocesses. So gemein das gewöhnlichste F zeug, Stahl und Feuerstein, ist, so wichtig ist diese Erfindung, gleichsam de lisman aller Cultur, welcher dem Menschen das mächtigste Element, die erste der Natur dienstbar macht. Der Gebrauch des Stahls und Feuersteins, um Zunder und Schwefel zu entzünden, beruht auf dem Erfahrungssatze, daß das Reiben zweier harten Körper an einander Wärme erzeugt wird, welche, das Reiben stark genug ist, in sichtbares Feuer oder Entzündung übergeht. bedürfen rohe Völker, deren Individuen viel körperliche Stärke besitzen, kein sondern Feuerzeugs, indem sie trockene Hölzer durch heftiges Reiben entzü Unser Feueranschlagen ist ebenfalls ein Reiben; der den Stein schnell stre Stahl wird durch diese Reibung theilweise an seiner Oberfläche elektrisch entz die entzündeten Theile erscheinen als Funken, und wenn man diese auf einen ßen Papier auffängt, um sie, nach dem Erkalten, mit einer Loupe (Vergröße

zu unterſuchen, ſo findet man ſchlackenartige Kügelchen, deren Subſtanz ver- r (oxydirter) Stahl iſt. Daß nicht alle Feuerſtahle gleich gute Dienſte leiſten, t auf der verſchiedenen Güte und Härtung des Stahls, woraus ſie verfertigt und wenn ein Feuerſtahl, auch am ſchärfſten Stein, nur ſparſame Funken t, ſo iſt es ein Zeichen, daß er entweder aus ſchlechterm Stahl gemacht, oder zu ſchlecht gehärtet) iſt. Auch die Feuerſteine ſind, hinſichtlich der Härte, von iedenem Werthe; ein zu weicher Stein ſchlägt ſich bald ſtumpf; ein ſcharf iffener Achat hält am längſten. Da nun auch der Zunder (Feuerſchwamm, ſchwamm) nicht immer gut fängt, ſo iſt das Feueranſchlagen oft ein langſames äßt, was denkende Köpfe zur Erfindung eines Geſchwindfeuerzeugs veranlaßt Man kennt gegenwärtig folgende Arten ſolcher Feuerzeuge: 1) Das mecha- he Feuerzeug, in Form eines Flinten- oder Piſtolenſchloſſes, deſſen auf- mer, mit einem Flintenſtein verſehener Hahn (wie beim Schießgewehr) die n aufſchlägt und den darin befindlichen Lumpenzunder entglimmt. Der h deſſelben beruht a) auf der leichten Beweglichkeit des Pfannendeckels (welche durch Einölen, oder beſſer durch Beſtreichen des Gewindes mit Knochenfett ützen muß), b) auf der Güte und Härte des Stahls, woraus der Pfannen- deſteht. 2) Das pneumatiſche Feuerzeug. Dieſes beſteht in einer n Luftcompreſſionspumpe, ähnlich der zu einer Windbüchſe gehörigen. Die ndung des Feuerſchwamms oder Zunders wird hier durch ſchnelles Zuſam- preſſen der Luft bewirkt. Gegen dieſes Feuerzeug läßt ſich einwenden, daß der Erfolg ſicher iſt, die Koſten ſeiner Anſchaffung aber mit der geringen Be- lichkeit, welche es gewährt, zu wenig im Verhältniß ſtehen. 3) Das elek- che Feuerzeug (Tachypyrium, Gaſopyrium, Brennluftlampe ꝛc.). Die ichtung iſt, der Hauptſache nach, folgende: Von zwei über einander ange- ten, mit ihren engen Mündungen in einander übergehenden (gewöhnlich glä- n) Gefäßen enthält das obere Waſſer, das untere Waſſerſtoffgas (Brennluft, ntares Gas). Durch einen Hahn wird die Gemeinſchaft zwiſchen beiden Ge- r für die meiſte Zeit aufgehoben, durch das Drehen dieſes Hahns wird ſie wie- rgeſtellt, und zugleich ein Seitenrohr geöffnet, durch welches aus einer engen dung Waſſerſtoffgas aus dem untern Gefäße entweicht, weil bei der Eröff- des Hahns Waſſer aus dem obern Gefäße in das untere herabfiel, und das ſo eingeſchloſſene Gas durch Verengerung des Raums gepreßt wurde. Durch e Drehung des Hahns wird zugleich die Trommel eines kleinen verborgenen rkes in Bewegung geſetzt, welches dadurch elektriſch wird, und ſeine Elek- t einem meſſingenen Säulchen (als Conductor) mittheilt, welches in der des Seitenrohrs mit einer wagerechten Spitze verſehen iſt, welcher gegenüber ger Entfernung eine Gegenſpitze angebracht iſt. Wenn nun beim Drehen des s ein elektriſcher Funke aus der Spitze des Conductors in die Gegenſpitze t, ſo geht der Weg des Funkens gerade durch den Gasſtrom, welcher dadurch ndet wird, ſodaß man ein Papier oder einen Wachsſtock daran anſtecken kann; ahn aber wird ſogleich wieder geſchloſſen, um den Gasſtrom zu hemmen. koſtbare Geräthſchaft eignet ſich, wegen der nöthigen Aufſicht zur Unterhal- n gutem Stande, mehr für den im Experimentiren geübten Phyſiker, als zu einem Gebrauch. Der Opticus Oſterland in Leipzig hat kürzlich das elek- Feuerzeug durch Anbringung des Platina an die Stelle des Elektrophors, Döbereiner's Verfahren, ſehr vervollkommnet. 4) Das Phosphorfeuer-

Der Phosphor, unter allen brennbaren Subſtanzen eine der entzündlich- euchtet im Dunkeln ſchon vermöge der bloßen Berührung der Luft, deren ſte Bewegung das Leuchten erhöht. Es bedarf daher nur einer geringen ng des Phosphors mit feſten Körpern, um ihn völlig zu entzünden und durchbrennen zu laſſen. Daher deſſen Anwendung zu einem Geſchwindfeuer-

zeuge. Der Phosphor wird zu diesem Behuf in einem Gläschen aufbewahrt, mit einem eingeschliffenen Glasstöpsel versehen ist, und man hat außerdem blo einen Vorrath von Schwefelhölzchen zu sorgen; denn mit einem solchen ni man beim Gebrauch etwas Phosphor aus dem Gläschen auf, und reibt e wenig am Rande des letztern oder an einem andern Körper, so erfolgt sogleic Entzündung des Schwefelhölzchens, um damit ein Licht anzustecken. Der brauch dieses Feuerzeugs erfodert Vorsicht, indem z. B. das Zerbrechen des chens mit augenblicklicher Entzündung seines Inhalts verbunden sein würde. Vermeidung dieser Gefahr muß das Gläschen mit einer Blechkapsel versehen Da jedoch der Phosphorgeruch, zumal in Verbindung mit dem Schwefelg für feine Riechnerven angreifend ist, so eignet sich diese an sich wohlfeile Ver tung nicht zu Jedermanns Gebrauch. 5) Das chemische Feuerzeu Euprion (Schnell- oder Gutfeuerzeug). 6) Das galvanische Feu zeug Wollaston's. In einem an beiden Enden offenen, etwas plattgedrü silbernen Schneiderfingerhut wird ein Zinkplättchen isolirt befestigt. Vom und vom Silber erheben sich Drähte, welche durch ein kurzes, sehr dünnes S chen Platindraht mit einander Gemeinschaft haben. Taucht man nun den gerhut in verdünnte Salpetersäure, so wird der Platindraht glühend, sodaß Zunderschwamm daran anzünden kann. 7) Als Geschwindfeuerzeug sind auc Zündfidibus brauchbar: 4 bis 5 Zoll lange und etwa 1 Zoll breite Pa streifen, deren jeder an einem Ende mit einer Schwefelmasse bestrichen ist, welcher ein über das Papierende hervorragendes Streifchen eines sehr entzündl Feuerschwamms fest vereinigt ist. Der Schwamm wird, wie gewöhnlich, der Kante eines Feuersteins (am besten eines Flintensteins) angeschlagen, und der Stahl gut und der Stein nicht allzu stumpf ist, so wird selten ein Schlag v gen. Der glimmende Schwamm entzündet die Schwefelmasse, und diese flammt dann das Papier, um daran wieder ein Licht ꝛc. anzustecken. Endlic Döbereiner neuerlich entdeckt, daß, wenn ein anhaltender Strom Wasser gas auf geglühetes, salzsaures, ammoniakalisches Platin gerichtet wird, das P zum Glühen kommt, und davon die Anwendung zu einer neuen Art von Feue gen gemacht. S. Gilbert's „Annalen" (1824. St. 1).

Feyerabend, eine Familie zu Frankfurt a. M., berühmt im Jahrh. durch eine Menge von Künstlern und Literatoren, welche aus ihr h gingen. Der älteste, den man kennt, Johann Feyerabend, ein Holzschn hat seine Werke mit den beiden Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet, soll ein neues Testament in lateinischer Sprache mit seinen Holzschnitten v haben. — Hieronymus und Johann F. waren ausgezeichnete Buchdruck Christoph F. war Verf. einer deutschen Übers. der Commentarien von J Cäsar (Frankf. 1565, 1588 u. 1620, Fol.). — Sigismund F., Zei Holzschneider und Buchdrucker, besorgte treffliche Ausg. alter Schriftsteller, unter sich die des Livius (1568, Fol., mit saubern Kupferst. von Josse Am auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bi (1569, 4.), welche mehre Blätter, mit den Anfangsbuchstaben des Si F. bezeichnet, enthält. Auch spricht er von „Icones novi testamenti arte dustria singulari expressae" (1571, 4.), worin sich Kupferst. von Künstler befinden sollen. Sigism. F. war auch Herausgeber folgender S lungen: 1) „Annales seu Historia rerum belgicarum a diversis autori haec usque nostra tempora conscriptae et deductae" (Frankf. 1580, 2 Fol.); 2) „Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuri ficiosissimis expressa" (ebendas. 1585, Fol.). Er gab ferner auf seine das „Gynaeceum", eine Sammlung von Frauentrachten, heraus. — Sigismund F. folgte 1580 seinem Vater in demselben Gewerbe. mehr Kupferstichsammlungen erscheinen lassen.

Fiber, Fibern, die feinen Fasern oder zarten Fäden, mit welchen die [illegible] Theile der Thier- und Pflanzenkörper zusammengewebt sind. — **Fibrös**, [illegible] was Fasern hat, oder faserig, was aus Fasern besteht.

Fichte (Johann Gottlieb), geb. zu Rammenau bei Bischoffswerda in der [illegible] 1762, verdankte seine erste Erziehung der Unterstützung eines Herrn [illegible] Nutzig. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine classische Bildung, studirte [illegible] Jena, Leipzig und Wittenberg, und lebte dann einige Jahre in der Schweiz [illegible] in Preußen, wo er in Königsberg den Umgang Kant's genoß. Sein „Versuch [illegible] Kritik aller Offenbarung" (Königsb. 1792), der allgemeine Aufmerksamkeit [illegible] verschaffte ihm 1793 den Ruf als ordentl. Professor der Philosophie nach [illegible] Jena, und er war 1800 eine der ersten Zierden dieser Universität, während ihrer [illegible] glänzenden Zeit. Hier machte er unter dem Namen der Wissenschaftslehre ein [illegible] originelles System bekannt, welches er früher auf dem Kant'schen fortbaute, [illegible] welchem letztern er aber nachher sich immer weiter entfernte. Wegen eines, [illegible] in den von ihm herausgeg. „Philosophische Journal" (B. 8, H. 1) eingerückten [illegible] Aufsatz: „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung", fiel [illegible] in den Verdacht einer irreligiösen Denkart, wodurch eine Untersuchung veranlaßt [illegible] wurde, welche bei der aufgeklärten, milden weimarischen Regierung keine nach- [illegible] theiligen Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn er nicht mit Niederlegung seiner [illegible] Stelle gedroht hätte, die seine strenge Wahrheitsliebe ihm zur Pflicht machte, wor- [illegible] auf er seine Entlassung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preuß. [illegible] Staate, hielt eine Zeitlang in Berlin, und ward im Sommer 1805 Professor der [illegible] Philosophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. [illegible] Während des franz.-preuß. Krieges ging er nach Königsberg, wo er eine kurze Zeit [illegible] Vorlesungen hielt, kehrte aber nach hergestelltem Frieden nach Berlin zurück, und [illegible] wurde 1809 bei der neu errichteten Universität als Professor der Philosophie ange- [illegible] stellt. Er war ein Mann von großem Scharfsinn und hoher Beredtsamkeit in [illegible] Vortrage. In seinen weniger wissenschaftlichen Werken ist ein Muster [illegible] deutscher Prosa aufgestellt. Seinen Einfluß auf die Geisterwelt, den großen und [illegible] für die letzte Zeit der Selbstsucht so wohlthätigen Anstoß, den er ihr gab, [illegible] Tausende, und ihn wird erst die Nachwelt ganz unparteiisch beurtheilen. [illegible] Streben war immer auf das Ewige und Höchste gerichtet. Mit beispielloser [illegible] Kraft und Stärke des Geistes durchdrang er die Tiefen des menschlichen Wissens, [illegible] gründete ein neues System der Philosophie, welchem er jedoch später nicht ganz [illegible] treu geblieben ist, indem sein religiöser Sinn ihn in dem innersten Gemüthe (Ich) [illegible] Gott finden ließ. Das frühere Princip desselben sollte der Satz sein: A = A [illegible] oder Ich bin Ich. Das Ich ist das Absolute, das sich selbst setzt. Dieses Ich [illegible] kann nur als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewisse un- [illegible] endliche Schranken eingeschlossen ist, sich in seiner Thätigkeit gehemmt sieht, [illegible] und vermöge dieses Anstoßes ein Nicht-Ich setzt, und es als eine objective [illegible] Welt anschaut. Das Ich kann sich daher nicht selbst setzen, ohne zugleich sich [illegible] ein Nicht-Ich entgegenzusetzen, das aber eben darum ein bloßes Erzeugniß [illegible] des Ichs ist. Das Fichte'sche System ist sonach ein strenger Idealismus, indem [illegible] Alles oder das Wirkliche, was wir außer uns setzen, nach diesem Systeme [illegible] nur ein Geschöpf unserer eignen innern Thätigkeit ist. Dasselbe Ich, welches sich [illegible] dem Nicht-Ich entgegensetzt, strebt aber auch nothwendig nach einer sittlichen Ord- [illegible] nung der Dinge in der von ihm selbst geschaffenen Welt. Diese moralische Welt- [illegible] ordnung nannte sonst die Wissenschaftslehre Gott. Später stellte sie Gott als [illegible] das Eine, was schlechthin durch sich selbst und lauter Leben ist, an die Spitze des [illegible] Ganzen, und betrachtete die Welt als eine Äußerung des Wesens Gottes, als [illegible] Bild oder Schema desselben. Vergl. Fichte's Schriften: „Über den Begriff [illegible] der Wissenschaftslehre" (Jena 1794); „Die Wissenschaftslehre in ihrem allge-

meinen Umrisse" (Berlin 1810) und die „Anweisung zum seligen Leben" (Be 1806). Den Geist zu erheben über Körper und Sinnlichkeit, nur des Geistes ben als wahres Leben, alles Andre als Scheinleben darzustellen, und dadurch Gemüth zu entflammen zu höchster Reinheit, Tugend und Selbstverleugnung, war sein tägliches Streben als Lehrer und Schriftsteller, und was ihm so her gelang in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigne Kraft des dankens und der Sprache, sondern mehr noch durch die Gewalt seines ga Seins, dadurch, daß er es nicht bloß sagte, sondern war. Denn was die außerordentlichen Geiste die Krone aufsetzte, war ein Herz, wahr und rein, empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundschaft und Liebe, eine u schütterliche Rechtschaffenheit, die höchste Wahrheitsliebe und wahrer Heldenm in Vertheidigung derselben, der bei der Festigkeit seiner Überzeugung und bei Abgeschlossenheit seines Charakters jedoch oft in Eigensinn, Hartnäckigkeit wissenschaftliche Unduldsamkeit ausartete, was ihm nicht selten große Unanne lichkeiten und Feindschaft zuzog. Mit welchem Muthe trat er 1808, mitte dem von Franzosen besetzten Berlin, als echter deutscher Mann auf, hielt „Reden an die deutsche Nation" (Berlin 1808), und verkündigte schon dan den Kampf des guten Princips mit dem Bösen, den wir hernach so herrlich i Wirklichkeit übergehen sahen. Wie Fichte für das Gute lebte, so starb er da Seine würdige Gattin, eine geborene Schweizerin, hatte sich, nicht bloß aus eig Antrieb, sondern auch auf seine Aufforderung, der Sorge für die Militairhospit in Berlin gewidmet; sie ward vom Hospitalfieber befallen, von dem sie wi genas; ihn traf es, um ihn, im Jan. 1814, in seinem 51. Jahre der Wel entreißen. Er hinterließ einen Sohn, der sich ebenfalls der Philosophie ge met hat.

Fichtelberg. Zwei Berge führen diesen Namen. 1) Der Fichtel im Fürstenthum Baireuth (bairischen Obermainkreis), aus dem mehre B reihen nach allen Gegenden auslaufen. Er ist mit Fichten bewachsen, und gegen sieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die Hauptm der beiden Bergrücken, aus denen dieses Gebirge besteht, ist Granit, die Se zweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin, sind Kalkstein. Er ist reic Eisen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunsiedel sieht auf einer Anhöhe dieses Gebirges die Luxenburg, worauf das zerstörte Raubs Rudolfstein gestanden. Die vornehmsten Spitzen sind der Schneeberg, 3682 hoch, der Ochsenkopf, 3621 F., der Fichtelberg, 3521 F., der Zinnberg, 3 F. hoch. Auf dem Schloßberge ist der Fichtelsee, ein ganz mit Moos und S bewachsenes Gewässer, 154 Schritte im Umkreise. Es entspringen auf di Gebirge die Saale, Eger, Nabe und der Main. 2) Der kleine Fichtel bei Wiesenthal, der höchste Berg (3731 par. F.) im sächsischen Erzgebirge. ihm entspringen die Zschoppau, Mitweida u. s. w., die schöne Wasserfälle bi S. Helfrecht's „Beschreib. des Fichtelgebirgs" (2 Thle., 1799), und die „P statist. Beschreib. des Fichtelgebirgs von Goldfuß und Bischof" (Nürnb. 1 2 Thle.).

Ficinus (Marsilius), ein berühmter Arzt zu Florenz, welcher un Studium der Platon'schen Philosophie in Italien sich großes Verdienst erw hat. Sein Vater war Leibarzt des ältern Cosmus von Medicis, den diese schätzte. Ficinus war 1433 zu Florenz geboren; da man ausgezeichnete T in ihm erblickte, so ließ Cosmus ihn in den alten Sprachen unterrichten. terhin trug er ihm die Übersetzung des Plato und der Neuplatoniker ins Late auf und bediente sich seiner zur Stiftung einer Platon'schen Akademie (um 1 F. unternahm dieses Geschäft mit um so größerer Liebe, weil er die Plato Philosophie als ein Vorbereitungs- und Befestigungsmittel des christlichen

betrachtete. In der Darstellung dieser Philosophie unterschied er freilich nicht genau Plato und die spätere Neuplatonische Schule, wie auch aus seiner „Theologia Platonica“ oder „De immortalitate animorum ac aeterna felicitate“ hervorgeht, in welcher er vornehmlich die Unsterblichkeit der Seele gegen die Ketzereien seiner Zeit vertheidigt. Dazu gesellten sich auch viele unklare und phantastische Ansichten, z. B. astrologische Lehren, die er jedoch späterhin aufgab. Er starb 1499, nachdem er durch Schriften und Vorträge eifrig für die Platonische Philosophie gewirkt und viele wackere Schüler gebildet hatte. Seine lateinischen Werke sind zuerst gesammelt herausgeg. worden Bas. 1561, 2 Bde., Fol. T.

Fictionen, in den Gesetzen angenommene Vermuthungen, gegen welche der Gegner mit dem Beweise des Gegentheils gehört wird. Je strenger ein Rechtssystem sich selbst fortgebildet worden ist, durch consequente Entwickelung weniger positiver Grundlagen, desto öfter ist es nöthig, einzelnen Härten desselben dadurch abzuhelfen, daß in solchen Fällen entweder auf einen erweislich eingetretenen Umstand gar keine Rücksicht genommen wird (z. B. wenn ein römischer Bürger, nachdem er ein Testament gemacht hatte, in feindliche Gefangenschaft gerieth und darin starb, so nahm man vermöge eines Gesetzes vom Dictator Sulla an, daß er vorher gestorben sei, und erhielt das Testament bei Kräften), oder man einen andern nicht vorhandenen Umstand dennoch als vorhanden ansieht, wie z. B. in England der Gerichtshof der Exchequer in gewöhnlichen Schuldsachen nur dadurch competent wird, daß der Kläger fingirt, er selbst sei dem Könige schuldig und könne nicht bezahlen, wenn ihm nicht gegen den Beklagten zu seinem Rechte verholfen werde. Das römische Recht ist reich an solchen Fictionen, aber das Englische noch viel mehr. Sie sind immer eine Unvollkommenheit des Rechtssystems. 37.

Fidelgo, s. Hidalgo.

Fideicommiß (jur.), die Bestimmung eines Erblassers, daß sein Erbe eine gewisse Sache (Singularfideicommiß, Legat) oder einen Theil, oder das ganze Erbschaft (Universalfideicommiß) an einen Andern entweder sofort, oder nach einer gewissen Zeit, auch wol bei dem Eintritt gewisser Bedingungen herausgeben soll. Der Erbe, welcher die Erbschaft abzutreten hatte, hieß fiduciarius, der Empfänger fideicommissarius. Unter Vespasian wurde verordnet, daß der Erbe bei der Herausgabe den vierten Theil der Erbschaft für sich behalten dürfe (senatusconsultum Pegasianum; quarta Trebellianica). Davon sind die Familienfideicommisse sehr verschieden, indem dieses Stiftungen sind, wodurch eine Gütermasse für unveräußerlich erklärt, und die Ordnung vorgeschrieben ist, nach welcher die Mitglieder einer Familie oder andre dazu Berufene einander in dem Besitze dieser Gütermasse folgen sollen. Dergleichen Fideicommisse bedürfen nach vielen Landesgesetzen, und vermöge allgemeiner Grundsätze immer einer Genehmigung des Staats, da sie, wenn sie sehr häufig werden, in alle Verhältnisse des gemeinen Wesens sehr tief eingreifen. Der Staat kann daher auch die bestehenden Fideicommisse für auflöslich erklären und die Verwandlung in freies Erbe gestatten. Von dergleichen Familienfideicommissen (fideicommissis successivis) wird natürlich die quarta Trebellianica nicht abgezogen. In Frankreich wurden während der Revolution alle Fideicommisse aufgehoben und für die Zukunft verboten. Dies Gesetz besteht noch; doch wurden 1826, zum Vortheil der Urenkel Substitutionen, in diesem Zusammenhange also Fideicommisse, bis auf den zweiten Grad der Abstammung gesetzlich erlaubt. 37.

Fieber (febris), eine allgemeine Krankheit des Körpers, welche vom Gefäßsysteme ausgeht und von diesem sich über mehre Organe des Körpers verbreitet. Daher ist veränderter Pulsschlag und veränderte Temperatur des Körpers eine wesentliche Erscheinung beim Fieber, welcher sich gewöhnlich noch Störungen andrer Functionen im Körper (Durst, Mangel an Eßlust, Abgeschlagenheit rc.)

hinzugesellen. Fieber begleitet die meisten Krankheiten des Körpers und ist eine heilsame Bestrebung der Natur, die Krankheit glücklich zu heben, theil Zeichen, daß die Krankheit den Körper überhaupt und das Gefäßsystem inst dere in bedeutende Mitleidenheit gezogen habe. So verlaufen die acuten Kra ten (Katarrh, Brustentzündung, Scharlach ꝛc.) in Begleitung von Fiebe werden von diesem zur Krisis und glücklichen Beendigung geführt; so nehmen fieberlose chronische Krankheiten den Fiebercharakter an, wenn sie so heftig w daß sie das Leben des ganzen Körpers ergreifen, z. B. bösartige Flechten, A rungen ꝛc. Als selbständige Krankheitsform erscheint das Fieber chronisch al tes oder Wechselfieber, acut als reines Gefäß- oder Nervenfieber. Das F zeichnet sich überhaupt durch einen regelmäßigen Verlauf und durch deutliche A aus; der erste zeigt sich in den sogenannten Stadien des Fiebers, deren mar annehmen kann: das der Vorboten, der Zunahme, der Höhe, der Abnahm der Wiedergenesung; die Krisen treten in dem Zeitraume der Abnahme ein, wenn sie gehörig von statten gehen, ist meistens der Ausgang ein glücklicher. theilen kann man die Fieber 1) nach ihrem Typus, in anhaltende (febres c nuae continentes), in nachlassende (febres continuae remittentes) und in setzende oder Wechselfieber (febres intermittentes); bei den anhaltenden Fi ist eine Fortdauer der Krankheit ohne Unterbrechung vorhanden; bei den nachl den vermindert sich zu gewissen Zeiten die Zahl und Heftigkeit der Symp (Nachlaß, Remission), und kehrt zu andern wieder in früherer Stärke zurück (schlimmerung, Exacerbation); bei den aussetzenden Fiebern verschwinden für Zeitlang die wesentlichen Symptome ganz (Intermission, Apyrexie) und kehre Anfall, Paroxysmus wieder zurück; diese letztern aussetzenden oder Wechsel theilt man wieder nach der Länge der typischen Periode ein, in eintägige (quot nae), bei denen der Anfall täglich, dreitägige (tertianae), bei welchen er Tag um den andern, viertägige (quartanae), bei welchen er am vierten Tag derkehrt. 2) Nach ihrer Dauer und der Regelmäßigkeit ihres Verlaufs theilt die Fieber ein in acute und chronische. 3) Nach ihrem Charakter in Entzünd fieber, Nervenfieber, Faulfieber. 4) Nach den dabei vorkommenden örtl Krankheiten oder besondern Zufällen in Darmfieber, Gallenfieber, Schleimf Schnupfenfieber, Ausschlagsfieber, Wundfieber ꝛc. Die Behandlung der F kann, wie man aus dem Bisherigen ersieht, weder eine allgemeine, für alle F passende, noch auch eine leichte sein; ja in den meisten Fällen ist das Fieb nicht Gegenstand der ärztlichen Kunst, indem es zur Heilung gewisser krankl Zustände wesentlich erfodert wird; es zu vertreiben, würde also ein zwar lei aber für den Kranken höchst verderbliches Unternehmen sein. Unter Fieber steht der gemeine Mann meistentheils nur das kalte Fieber, unter Fiebermittel auch nur Mittel gegen diese Fieberart. Im allgemeinern Sinn kann es i rationellen Medicin gar keine Fiebermittel geben. 16.

Fieber (gelbes), eine durch den Handel aus der neuen Welt nach E verpflanzte pestartige Krankheit, ist schon längst in den westindischen Colonie in allen tropischen Gegenden als ein heftiges, mit Gelbsucht und schwarzem E chen verbundenes Fieber einheimisch. Es vernichtete Cromwell's Macht, 1635 Jamaica erobert hatte. Vorzüglich verheerend äußerte es sich seit 1 damals ward es zuerst in Deutschland bekannt, und von dem Engländer H beschrieben. 1793 zeigte es zum ersten Male außer den tropischen Gegenden verheerenden Wirkungen. Westindische Schiffe hatten es nach Philadelph bracht. 1798 wüthete es in den Ver. Staaten, und durch ein in Cadiz ang menes amerikanisches Schiff brach diese occidentalische Pest in der Nähe der aus, und verbreitete sich in ganz Andalusien. Vorzüglich stark war die Ste keit unter den jungen Personen männlichen Geschlechts. In drittehalb Mo

gegen 100,000 M. Mit dem Eintritt der kühlern Jahreszeit ließ sie hier nach, ergriff dagegen aber Malaga und andre Gegenden, die sie verwüstete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel setzte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte 1804 mit so verwüstender Gewalt wieder, daß sie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte, und sich auf der ganzen Küste des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß sie auf schwächliche Personen minder einwirkte als auf starke, daß dem weiblichen Geschlecht eine ungleich geringere Gefahr drohte, und alte Frauen ganz verschont blieben, auch daß Niemand zum zweiten Mal davon angefallen ward. Seitdem ist die Krankheit öfter in spanischen und portugiesischen Häfen von Amerika aus verbreitet worden; doch befällt sie nicht leicht Bewohner höherer Stockwerke, und ist am heftigsten in der Nähe faulender Sumpfluft. 1821 kam das gelbe Fieber bis in südlichen Häfen von Catalonien, in Nordamerika bis Boston. Es wird sich nicht weiter nördlich verbreiten, außer etwa in den heißen Monaten und in den Häfen, die wegen sumpfiger Plätze in der Nähe eine an Stickluft schwere Atmosphäre besitzen. Schlechte, ungesunde Schiffsprovisionen, als Hauptnahrung in Matrosen, greifen die Gesundheit der Seeleute an, und sie sind nach geschwächter Gesundheit dem gelben Fieber ausgesetzter als sonst. S. Bally's Schrift: „Du typhus l'Amérique ou la fièvre jaune" (Paris 1814) und die „Medicin. Gesch. des gelben Fiebers in Catalonien 1821, von Bally, François und Pariſot; a. d. Franz. von Liman" (Berlin 1824).

Fielding (Henry), ein in der Gattung des Familienromans berühmter englischer Dichter, geb. am 22. April 1707 zu Sharpham-Park in der Grafschaft Somerset, stammte aus einem edlen, dem herzogl. Hause Kingston verwandten Geschlechte, und war dadurch auch mit der berühmten Marie Worthley Montague verwandt. Sein Vater, englischer General, hatte eine zahlreiche Familie, und zu wenig, den diese einem Manne kostete, dem überdies leichtsinnige Sorglosigkeit eigen war, scheint die erste Ursache gewesen zu sein, daß Fielding früh in jene mißliche Lage geworfen ward, womit er fast während seines ganzen Lebens zu kämpfen hatte. Er empfing den ersten Unterricht von einem Geistlichen, Namens Lyne, welchen er in dem Pfarrer Trulliber, in seinem Romane „Joseph Andrews", geschildert hat. Dann kam er auf die Schule zu Eton, wo jene Neigung zu klassischer Gelehrsamkeit in ihm geweckt wurde, deren Spuren man in allen seinen Schriften findet. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, ging er nach Leiden, wo er sich mit Eifer seiner Wissenschaft gewidmet haben soll. Die Unterstützung aus der Heimath aber blieb bald aus, und Fielding sah sich in seinem 20. Jahre genöthigt, nach London zurückzukehren. Der lebenslustige Jüngling, der bei einer unbeholfenen Gestalt eine ungewöhnlich rüstige Körperkraft besaß, überließ sich nur zu sehr allen Lockungen zu Zerstreuungen und Ausschweifungen, und sein Vater war nicht im Stande, ihn hinreichend zu unterstützen. Fielding mußte die Hülfsmittel, die er bei seiner Lebensweise immer dringender brauchte, in seiner Feder suchen. Er hatte, wie er zu sagen pflegte, keine andre Wahl, als ein Lohnschreiber oder ein Lohnkutscher zu werden. Anfänglich schrieb er für die Bühne, die zu jener Zeit, wo Congreve, Farquhar und Vanbrugh ihre Geistesgaben ihr widmeten, in hohem Ansehen stand. Seine beiden ersten Stücke, „Love in several masks" und „The Temple Beau", fanden eine Zeitlang Beifall. Lustspiele und Possen gingen nun rasch nach einander über die Bretter, und von 1727 bis 1735 wurden deren 18 aufgeführt; doch ist von seinen dramatischen Arbeiten, deren man überhaupt 28 zählt, heutiges Tages nur noch das burleske Trauerspiel: „Daumchen" („Tom Thumb") und die beiden Possen: „Der falsche Arzt" („The mock Doctor") und „Das ränkevolle Kammermädchen" („The intriguing chambermaid") bekannt. Alle diese Schauspiele warf er mit sorgloser Eile zusammen,

und es war nichts Ungewöhnliches, daß er an einem Vormittag ein paar Auf vollendete, und ganze Auftritte auf das Papier schrieb, worin sein Lieblingsta gewickelt war. Bei einzelnen Blitzen seines Geistes und manchen glücklichen Zi in der Charakterzeichnung, sind sie doch nicht unverdient in Vergessenheit gefal sie leiden besonders an einer Schwerfälligkeit, die sich aus dem Umstande, daß F ding sich hier nicht in dem seinem Geiste zusagenden Felde befand, erklären la möchte. Die ungewissen Hülfsmittel, welche die Bühne ihm gab, suchte er durch zu sichern, daß er 1735 an die Spitze einer Gesellschaft trat, die er aus lassenen Schauspielern sammelte, und die unter dem Namen der Schauspi truppe des Groß-Moguls seine Stücke auf dem kleinen Theater in Haymarket führen sollte; aber der Plan mißlang. Bald nachher verheirathete er sich einem schönen und liebenswürdigen Mädchen, die ihm eine Mitgift von 1 Pfund brachte, und da er um dieselbe Zeit durch den Tod seiner Mutter ein L gut in der Grafschaft Derby erbte, das jährlich 200 Pfund eintrug, so hatt ein Einkommen, woven man zu jener Zeit anständig leben konnte. Er zog Land, nahm aber zum Unglück seinen Leichtsinn mit, und in drei Jahren wa ohne Landgut, ohne Obdach, ohne einen Schilling Einkünfte, und brachte w scheinlich weiter nichts mit nach London als die Kenntniß des Landlebens und Annehmlichkeiten, die ihn später in Stand setzten, den unvergleichlichen Ju Western (im „Tom Jones") zu schildern. Er widmete sich nun wieder der Rec wissenschaft, und nach der gewöhnlichen Vorbereitung im Temple übernahm Sachwaltergeschäfte; die ältern Rechtsgelehrten aber, die auf das Fortkommen jüngern Berufsgenossen einen fördernden oder hemmenden Einfluß auszuüben Stande sind, mochten einem Schöngeist und Lebemann nicht so viel Fleiß zutra daß sie ihm Aufträge hätten geben mögen; auch soll Fielding durch sein Betr dieses Mißtrauen gerechtfertigt haben. Als Gichtbeschwerden, die nachtheil Folgen seiner Lebensweise, seine Kräfte untergruben, nahm er seine Zuflucht wi zur Bühne, aber ohne Erfolg: politische Streitschriften, Flugblätter und Auf in Zeitschriften gaben ihm zunächst die Mittel zum Unterhalte der Seinigen. E lich führten ihn zufällige Umstände um 1741 dahin, sich einem Fache zu widm das er aus dem Verfalle, worin er es fand, erheben und zu einem classischen biete der englischen Literatur umbilden sollte. Unter allen Erzeugnissen des e schen Genius sind Fielding's Romane vielleicht am meisten volksthümlich; sie nicht nur im eigentlichsten Sinne des Wortes unübersetzbar, sondern sie möc selbst von denjenigen Bewohnern Schottlands und Irlands, die mit Altengl Sitten und Eigenheiten nicht ganz vertraut sind, kaum völlig verstanden ode nossen werden können. Diese Volksthümlichkeit scheint darin ihren Grund zu ha daß Fielding in verschiedenen Lebenszeiten einen genauen Verkehr mit allen V classen in England hatte, aus welchen er, unnachahmlich in seiner Auswahl lebendiger Schilderung, seine Bildnisse aufgegriffen hatte. Der Roman „ mela", der 1740 erschien, hatte Richardson (s. d.) berühmt gemacht. ding war es vielleicht überdrüssig, ein Buch überschätzen zu hören, das man von der Kanzel empfahl, vielleicht war ihm auch, als einem Schriftsteller, de das tägliche Brot arbeitete, jeder Gegenstand willkommen, der gerade die M beschäftigte, oder vielleicht konnte er sich nicht enthalten, die Götzen des Tag verspotten; genug er wollte die Darstellung, die Grundsätze und Charakter viel gelesenen Buches in ihrer komischen Seite zeigen, und so entstand die Gesch des „Joseph Andrews". Die so fein verspottete „Pamela" ist fast vergessen, „Joseph Andrews" wird immer gelesen wegen der trefflichen Sittengemälde, uns liefert, und vor Allem wegen der unvergleichlichen Schilderung des Abt Adams, die allein hinreichend sein würde, Fielding's Vorzüge in diesem Fac begründen. Der getränkte, für Lob und Schmeichelei so empfängliche Richa

höchlich beleidigt, und seine Erbitterung so groß, daß er Fielding, selbst nach n Tode, mit den unedelsten Schmähungen verfolgte; dieser hingegen scheint feindseligen Angriffe nicht erwidert zu haben, und wenn er ungereizt die erste idigung zufügte, so ließ er auch zuerst vom Kampfe ab, und gestand seinem enbuhler öffentlich die Vorzüge zu, die ihm gebührten. Nach der Herausgabe s Romans wollte er sich wieder zur Bühne wenden, und schrieb ein Lustspiel, r Hochzeittag", das letzte Stück, das bei seinen Lebzeiten aufgeführt wurde, im Ganzen wenig Beifall fand. In den nächsten Jahren gab er, außer verenen Flugschriften, einen Band vermischter Aufsätze heraus, worunter auch e Reise aus dieser in die andre Welt" war: eine Schrift, die viel von der ihm n Laune enthält. Darauf folgte die „Geschichte Jonathan Wild's des Gro-", worin er einem berüchtigten Räuber eine Reihe erdichteter Abenteuer beilegte. m auch die Anlage des Buches ungeschickt und die Schilderung des vollendeten bes zurückstoßend ist, so gibt es doch in Fielding's berühmtern Werken wenig llen, die mehr das Gepräge seines eigenthümlichen Geistes hätten, als die ne zwischen dem Räuber und dem Gefängnißprediger. In derselben Zeit gab er Jacobiten-Schrift („The Jacobite-Journal") heraus, die gegen die Grund- der Anhänger des Hauses Stuart gerichtet war. An ähnlichen Werken, be- ders an der Zeitschrift „The Champion", hatte er bedeutenden Antheil; aber Eifer für die Grundsätze der Whigpartei blieb lange unbeachtet, während chriftsteller von weit geringern Vorzügen freigebig belohnt wurden. Endlich er- te er 1749 ein kleines Jahrgeld, nebst dem Amt eines Friedensrichters von West- inster und Middlesex, das zu jener Zeit deßwegen verrufen war, weil dieser Be- te, gegen die sonst gewöhnliche Einrichtung, für seine dem Gemeinwesen gelei- ten Dienste Gebühren erhielt, und dadurch verleitet wurde, jeden unbedeutenden rieb, der vor seinen Richterstuhl kam, anzufachen, und seinen Unterhalt von chern und Gaunern zu ziehen. Fielding, nie zart und ekel in der Wahl seines ngangs, wurde es noch weniger in den Verhältnissen, worin sein Amt ihn chte; doch hat ihm Niemand vorgeworfen, daß er dabei je die Grundsätze eines hrlichen Mannes verleugnet habe, oder seine eigne Angabe bezweifelt, daß er ein reinkommen von 500 Pfund, in dem schmutzigsten Gelde auf Erden, wie er t, auf 300 herabgebracht habe, wovon ein ansehnlicher Theil seinem Schreiber flossen sei. Während dieser Zeit schrieb er einige, durch seine Berufsgeschäfte nlaßte Abhandlungen, unter Anderm eine Untersuchung über die Zunahme von ben und Räubern, die viele gute, zum Theil späterhin von der Regierung be- te Winke enthält, und ein Werk über das engl. Recht, das er handschriftlich ließ. Unter allen den nachtheiligen Umständen, worin sich ein Schriftsteller nd, der bald von unangenehmen Amtsarbeiten, bald von der Nothwendigkeit ängt war, sich durch Flugschriften das tägliche Bedürfniß zu verschaffen, ent- d sein Meisterstück „Tom Jones", das 1750 erschien, und durch vorzügliche ndung und glückliche Entwickelung der Geschichte, durch wahre, kräftige und reiche Charakterschilderung die hohe Auszeichnung verdient, die es erhielt. Es icht zu leugnen, wir finden auch in diesem Werke zuweilen Anlaß zu glauben, Fielding's Begriffe von Anstand und Achtbarkeit, durch seine unglücklichen Le- verhältnisse, und durch den Umgang, wozu diese ihn verurtheilten, ein wenig herabgewürdigt waren, dagegen aber muß für manche anstößige Stellen die Sitte r Zeit, die in gewissen Fällen eine kräftigere Sprache erlaubte als unsere , Entschuldigung geben. Nach den Ansichten unserer Zeitgenossen gibt es Stellen darin, die das Zartgefühl zurückstoßen; nur daß sie eher spaßhaft roh, verführend zu nennen sind, und daß sie durch den Geist und die Gründlichkeit, mit in andern Stellen die Sache der Sittlichkeit geführt und gefördert wird, ver- n werden. Er schildert das Leben, wie es war, mit allen seinen Schatten, und

mit mehr als allen Lichtern, die jene zuweilen heben. „Amalia" (1751) war
ding's letztes Werk von Bedeutung, aber im Ganzen weniger anziehend, als
seph Andrews" und „Tom Jones", wiewol es durch Charaktere gehoben wird,
mit einer Kraft und Schärfe gezeichnet sind, wie es nur Fielding vermochte.
früherer unglücklicher Versuche, unternahm er eine neue Zeitschrift: „Das Jou
von Coventgarden"; aber es war sein Fehler, daß er kein Unternehmen der Art,
zu schriftstellerische Gewandtheit, Witz und Kenntnisse ihn ausgezeichnet ges
machten, fortführen konnte, ohne sich in Parteigezänk und unbedeutende Str
keiten einzulassen, wie er denn auch bei dieser Gelegenheit unter Anderm mit S
l e t (s.d.), der sonst unter allen Schriftstellern am meisten sein Geistesverwandter
in eine Fehde gerieth, die beiden Parteien keinen Ruhm brachte. Fielding's
benskraft war indeß fast erschöpft, und die Anstrengungen, womit er den Pla
damaligen Ministers, heimlichen Räubereien vorzubauen und die Polizei der He
stadt zu verbessern, unterstützte, untergrub vollends seine zerrüttete Gesund
Auf den Rath seiner Ärzte ging er 1754 nach Portugal. Unterwegs schrieb er mi
zitternden Hand eines Sterbenden die unvollendet gebliebene „Reise nach Lissab
ein auffallendes Beispiel seiner natürlichen Seelenstärke, welche, mit Niedergeb
genheit und krankhafter Reizbarkeit kämpfend, hier noch immer einige Blitze
glänzendsten Witzes leuchten ließ. Drei Monate nach seiner Ankunft in Liss
starb er, 48 Jahre alt, in der Kraft seines gereiften Geistes. Seine Werke
oft, z. B. mit seiner Lebensgeschichte von Murphy (1784, in 10 Bdn.)
seine Romane neuerlich im ersten, auch unter besonderm Titel verkäuflichen B
der in Edinburg erschienenen „Novelist's library", mit einer trefflichen, in
sem Art. benutzten biographisch-kritischen Einleitung von Walter-Scott, he
gegeben worden. Von „Tom Jones" lieferte Bode eine Verdeutschung;
neueste ist von Wilhelm von Lüdemann (4 Bde., 1826).

Fiesco (Giovanni Luigi de' Fies-chi), Graf von Lavagna, ein fein
unternehmender, stolzgesinnter Mann, entsprossen aus einem der edelsten Gesc
ter Genuas, dem die Natur neben allen Eigenschaften, welche die Liebe und
wunderung der Menge zu fesseln vermögen, ein Herz voll Ehrsucht und Herr
gier gegeben, und der, dem täuschenden Schimmer einer Krone einen glück
Privatstand aufopfernd, fast am Ziele eines kühnen Unternehmens von der
des Schicksals ereilt ward. Fiesco ward 1524 oder 1525 geboren; eine
liche Erziehung bildete seine großen Anlagen, und der frühe Tod seines Vaters
ihn in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Allein schon im 11. Jahre ver
ihn sein unruhiger Ehrgeiz in eine Unternehmung wider sein Vaterland, welc
sonst verdienstvoller Genueser aus Unzufriedenheit mit der Regierung auszuf
suchte; nur F.'s große Jugend rettete ihn von der Strafe. 1544 nahm
einem andern Entwurfe, Genua mit franz. Truppen zu überfallen, Theil
jedoch unterblieb, weil das dazu bestimmte Corps auf seinem Marsche von
Corps Östreicher geschlagen wurde. Zu F.'s Ehrgeiz kam bald auch Eifersuc
das große Ansehen der Familie Doria, und ein durch erlittene Beleidigungen i
aufgeregter Haß gegen Joh. Doria, den Neffen des Dogen. F. sah kein
Mittel, den künftigen Regenten Genuas zu stürzen, als den Umsturz der
Regierung; da Frankreich und der Papst schon längst mit Genua und Doria
überhaupt mit der Macht des Kaisers in Italien unzufrieden waren, so wen
sich an Beide. Er ging selbst nach Rom; die ihm vom Papste vorgeschl
Bedingungen nahm er nicht sogleich an, kaufte jedoch 4 Galeeren, die der
zu bemannen versprochen hatte, unter dem Vorwande, sie unter seinem B
Hieronymus gegen die Türken kreuzen zu lassen; 2000 M. Hülfstruppen
ihm überdies von dem Herzog von Parma versprochen. Durch diese Zusic
gen aufgemuntert, durch Johann Doria's wachsenden Übermuth noch mehr

hatte er schon in die päpstlichen Bedingungen gewilligt, als er sich entschloß, drei vertrautesten Freunde, Vincenz Calcagno, Johann Verina und Rafael o, über diesen Plan um Rath zu fragen. Verina behauptete, daß Fiesco ohne auswärtige Hülfe gebietender Herr von Genua werden könne, und seine ung behielt bei dem Grafen die Oberhand. Man nahm nun nähere Maßre- der Tod der Doria wurde beschlossen; die drei Freunde des Grafen sollten, Jemand ihr Vorhaben zu entdecken, so viele Anhänger, als möglich, zu wer- chen; der Graf selbst bewarb sich mehr als jemals um die Liebe des Volks, die ihm genoß, bewies dem alten Doria große Ehrfurcht, und überhäufte den jungen freundschaftsversicherungen. Den Sommer brachte er auf seinen Gütern zu, ihn seine Vasallen in den Waffen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff hmeg von Parma befürchte, ließ auch eine seiner vier Galeeren nach Genua en, unter dem Vorgeben, sie gegen die Türken auszurüsten. Er meldete im Vertrauen dem jungen Doria, und setzte hinzu, daß er eine große Anzahl Vasallen kommen lasse, um aus ihnen die besten Leute zur Bemannung seiner en zu wählen. Es fiel daher nicht auf, als man viele bewaffnete Leute bei Fiesken ankommen sah. Verina hatte indeß auch einige hundert Bürger auf Seite gebracht. Die Ausführung des Unternehmens ward auf einen Tag gt, an welchem der Graf, bei Gelegenheit der Vermählung seines Schwa- mit der Schwester des jungen Doria, ein Gastmahl gab. Allein da beide n, der Oheim wegen Krankheit, der Neffe wegen einer andern wichtigen An- genheit, die Einladung ausschlugen, so ward die Nacht zwischen dem 1. und 2. 1547 dazu bestimmt. Am 1. Jan. meldete Fiesco dem jungen Doria, daß dieser Nacht seine Galeere auslaufen lassen wolle, und bat um die dazu nöthi- Befehle, mit der Bemerkung, es sich nicht befremden zu lassen, wenn dabei s Geräusch entstehen sollte. Dieser, dadurch geschmeichelt, versprach dem sen Alles, was er verlangte, und nahm es über sich, bei seinem Oheim die Ge- migung auszuwirken. Verina hatte indeß 28 der vornehmsten Bürger bei n seine Freunde gleichsam zufällig versammelt; diese lud der Graf zu einem ssen in seinem Palaste ein, wo Jedermann hinein, aber Niemand herausge- n wurde. Sie erschienen; der Graf theilte ihnen seinen Plan, Genua von Doria's zu befreien, mit, und foderte sie auf, den Ruhm dieser Unternehmung m zu theilen. Nur zwei von ihnen schlugen es aus, die indeß in ein Zimmer Palastes eingeschlossen wurden. Jetzt erst, während die Verschworenen eine Mahlzeit genossen, entdeckte der Graf sein Vorhaben auch seiner Gemahlin, n beschwor, dasselbe aufzugeben. Allein der Graf blieb gegen ihre und seines des Pansa Vorstellungen unbeweglich, und kehrte zu den Verschworenen zu-

Verina ließ auf der Galeere des Grafen, der Verabredung gemäß, eine ne abfeuern, der Graf bemächtigte sich der Galeeren Doria's, seine Brüder n die Thore, und beide Doria sollten nun im Palast ermordet werden. der große Lärm weckte die Doria. Der Neffe, die Ursache vermuthend, nmoch, um Unordnungen vorzubeugen, an das Thor des Hafens. Die worenen öffneten es, und in demselben Augenblick ward er niedergestoßen. tte Andreas Doria wurde indessen durch seine Bedienten, zu Pferde, durch heetztes Thor der Stadt auf ein entferntes Schloß gebracht. Gleich zu An- des Tumults hatte sich Fiesco nach dem Hafen begeben, und gerufen: „Es e Freiheit!" Der Ausruf wurde von den Galeerensklaven wiederholt: allein von diesen letztern Ausschweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu en, selbst die Galeeren besteigen. Indem er aber den Fuß auf ein vom Ufer Galeeren führendes Bret setzte, schlug dieses um, er stürzte ins Wasser, und sich von seinen schweren Waffen nicht losmachen konnte, Niemand bei ihm auch sein Rufen bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht beachtet wurde,

verſank er in den Schlamm, und mußte ohne Hülfe erſticken. Da man ihn ni
fand, ahnte man ſeinen Tod. Sein Bruder, unüberlegt genug, den ihm
genkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, deſſen Tod z
rathen, verlangte, daß man ihm den Palaſt der Republik (wo ſich der Sena
ſammelte und der regierende Doge wohnte) übergeben ſollte: allein da es in
Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor ſich das Volk, da
zu Liebe die Waffen ergriffen hatte, und ſelbſt die Verſchworenen zogen ſich nac
nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verſchworenen mußten die
ſen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Hieronymus F
begab ſich auf ſein Schloß Montobio, und ſein Bruder Ottoboni, Verina,
cagno und Sacco ſegelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo ſie gli
ankamen. Des Grafen Körper wurde erſt nach vier Tagen gefunden; alle
Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot, denſelben au
Schlamme herauszuziehen. Erſt nach zwei Monaten wurde er heimlich he
genommen und ins Meer geworfen. Hieronymus hatte indeſſen ſein Schl
Vertheidigungsſtand geſetzt, theils weil er der zugeſtandenen Begnadigung
trauete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden ſich auc
rina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Fiesco kam nach J
zurück. Unterdeſſen wandte Andreas Doria, troſtlos über den Tod ſeines N
voll Rache Alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu laſſen;
geſchah, indem man ſie, theils als erzwungen, theils weil ſie von keiner hin
lichen Anzahl Senatoren beſtätigt ſei, für nichtig erklärte. Fiesco's Famil
die vornehmſten Verſchworenen wurden nun auf ewig aus Genuas Staate
bannt, die Häuſer und Paläſte des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, all
Güter eingezogen, und alle Schlöſſer, bis auf Montobio, in Beſchlag genor
Da ſich Hieronymus auf dieſem aufhielt, und von hier aus Genua viel S
geſchehen konnte, ſo ließ der Senat ihm für ſolches 14,000 Zechinen anbiete
ſeiner Weigerung ſchritt man zur Belagerung des Schloſſes, das endlich, d
Breſche ſchoß, und die ſchlecht bezahlten Soldaten einen Aufſtand erregten,
einer 42tägigen Belagerung ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte.
Soldaten wurden freigelaſſen, ſämmtliche Verſchworene aber entweder hinge
oder auf die Galeeren geſchmiedet; das Schloß ward geſchleift. Ottoboni
allein hatte ſich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in
Dienſte. Aber als er acht Jahre hernach in die Gefangenſchaft der Span
bewirkte Doria ſeine Auslieferung, ließ ihn in einen Sack nähen und ins
werfen. Des Grafen Witwe war die einzige Perſon, die nicht mit in den
gang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der
den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als ſpaniſcher Gene
marſchall in den Kriegen wider die Niederländer diente, und 1575 ſtarb.
verlor ſie noch in demſelben Jahre, da ihres Gemahls Verſchwörung erfolgte
ihren Bruder auf dem Blutgerüſt, weil dieſer, aus Haß gegen Doria und de
ſer, Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua in franz. Hände bringen
der Entwurf aber entdeckt wurde. — Wenn wir in Schiller's Trauerſpiel „F
das Mißlingen der Verſchwörung an einen andern Umſtand geknüpft ſehen,
Umſchlagen des Bretes, auf welchem Fiesco in die Galeeren ſteigen wollte,
das nicht befremden, da es dem dramatiſchen Dichter nicht erlaubt iſt, die
ſtrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls u

Fieſole. Mit dieſem Namen des Kloſters, in welchem er einq
wurde, wird einer der berühmteſten unter den Wiederherſtellern der Maler
Italien bezeichnet. Sein Familienname ſoll Tonti Toſini geweſen ſein, u
weiß, daß er 1387 in Mugello, einer Landſchaft des florentiniſchen Gebiets
ren wurde. 1407 trat er in den Dominicanerorden, und erhielt den Name

Johannes; daher nennt man ihn Fra Giovanni da Fiesole. Den Beinamen Angelico, oder il beato (der Selige) hat er sich durch sein frommes Leben und den Geist seiner Schilderungen erworben, in denen Andacht und Engelsschönheit herrschend sind. Man nennt, ohne hinlänglichen Grund, den Gherardo Starnina als seinen Lehrer, und führt an, daß er sich durch das Studium der Bilder des Masaccio vervollkommnet habe. Letzteres ist nicht wahrscheinlich, da Masaccio 15 Jahre jünger als Fiesole war. F. hatte sich früher mit der Malerkunst zu heiligem Gebrauch beschäftigt, und nebst seinem ältern Bruder, einem Miniaturmaler, verschiedene Chorbücher mit kleinen Bildern verziert. Diese erste Richtung seiner artistischen Fähigkeit ist auch bei seinen nachherigen Werken in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, der Behandlung der Farben und der sorgfältigen Ausführung kleiner Figuren sichtbar. In seinen Gemälden aber sah man mehr von der alten Schule des Meisters Giotto, als in denen der meisten damaligen Maler. Der Dominikanerorden begünstigte unter seinen Mitgliedern auch die Erwerbung und Ausübung weltlicher Wissenschaften und Fertigkeiten, und Johann widmete seine Kunst ausschließlich religiösen Darstellungen. Er verzierte aber nicht nur die heiligen Bücher, sondern unternahm auch große Frescobilder zunächst für sein Kloster. Er malte viel, und der Erwerb seiner Werke wurde zu mildthätigen Gaben verwandt. Seine Kunst wurde bald anerkannt. Cosmus von Medicis, der den frommen Mann persönlich kannte und liebte, ließ durch ihn das Kloster S.-Marco und die Kirche St.-Annunziata verzieren. In dem Kloster S.-Marco hat er jede Zelle mit einem großen Frescobilde geschmückt, und unter mehren Gemälden an den Wänden zeichnet sich noch jetzt eine schöne Verkündigung aus. Diese Bilder verschafften ihm solchen Ruhm, daß selbst Nicolaus V. ihn nach Rom berief, und ihm in seine Privatcapelle im Vatican, die Capelle des heiligen Laurentius, mit heiligen Scenen aus dieses Heiligen Leben schmücken ließ. Eine Beschreibung dieser Capelle befindet sich in Hirt's „Italien und Deutschland", 1. St., auch sind Umrisse von diesen Bildern 1810 zu Rom erschienen („La pittura della Cappella Nicolo V. etc.") von Franc. Giangiacomo Romano. Vasari erzählt noch mehrere Züge von der Frömmigkeit, Demuth, Unschuld und Sittenreinheit dieses Meisters, welche zugleich bestätigen, wie er die Kunst als eine ernste und heilige Sache betrieben. Man erzählt, daß er nie an einer Lebens- und Leidensscene ohne die tiefste Rührung gearbeitet habe, und daß er in der Unschuld seines Herzens nie zur Veränderung eines seiner Gemälde zu bewegen gewesen, indem er die Kunst nur als Werkzeug einer höhern Eingebung betrachtet habe. Er war ein strenger Beobachter der Regeln seines Klosters, daß der Papst, welcher bemerkte, wie sehr ihn sein frommes Fasten und sein großer Fleiß beim Arbeiten schwächte, ihm Fleisch zu essen befahl; worauf er in seiner Unschuld erwidert haben soll: „Mein Prior erlaubt mirs nicht!" Auch war er seinen Ordensobern so ergeben, daß er ohne ihre Erlaubniß weder für fremde Klöster, noch für Privatleute Arbeit übernahm, und jenen den Preis derselben überließ. Machte man ihm Vorwürfe darüber, so sagte er: „Der wahre Reichthum besteht darin, wenig zu bedürfen". Die ihm vom Papst angebotene Würde eines Erzbischofs von Florenz schlug er demüthig ab, aber auf seinen Vorschlag erhielt sie der Bruder Antonino, den er für würdiger dazu erklärte. Ihm genügte seine kleine Zelle, in welcher er der unablässigen Betrachtung des Himmlischen und der Darstellung heiliger Bilder widmete. Er starb endlich 1454, 68 J. alt, in Rom, wo er auch die Capelle des heil. Sacraments im Vatican gemalt hat, wurde in der Minerva-Kirche begraben, und von seiner Kirche selig gesprochen. Sein einziger unmittelbarer Schüler, von welchem man noch Werke hat, ist Benozzo Gozzoli, dessen zahlreiche und wohlerhaltene Gemälde sich im Campo santo in Pisa befinden. Nach A. W. v. Schlegel's Urtheil hat derselbe die Farbenpracht, die Mannig-

faltigkeit in den Hintergründen, die Wahrheit in den Geberden der Handel
von seinem Lehrer ererbt, aber in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit denſe
nicht ganz erreicht. Lanzi hat den Angelico, sowol wegen der überirdischen Se
heit seiner Köpfe, und seiner Engel- und Heiligenfiguren, als auch wegen
Lieblichkeit seiner Farben, die er mit ungemeiner Kunst behandelte, den G
seines Zeitalters genannt. In der Galerie von Florenz befinden sich mehre St
leibilder dieses Meisters, deren Farbenglanz noch ganz unverändert ist.
welches die Geburt Johannes des Täufers darstellt, zeichnet sich durch die
Grazie aus, die bei den Künstlern jener Zeit so selten ist. Hierher gehört auch
Tabernakel, auf welchem Madonna mit den vier Evangelisten über Lebens
steht. Eins seiner schönsten und größten Gemälde aber, auf welchem Jesu
Maria mitten unter einer Menge von Engeln und Heiligen in den mannigfalti
Stellungen und Ausdrücken krönt, im untern Rahmen aber die Geschicht
Maria und die Wunder des heil. Dominicus dargestellt sind, zierte ehemal
Kirche dieses Heiligen zu Fiesole; jetzt befindet es sich in der Galerie des Lou
Paris, und ist uns kürzlich in 15 Bl., von Ternite trefflich gezeichnet, bekannt
worden (Paris 1817, Fol., in der Griech.-lat. Buchhandlung). Diesen Bl
hat A. W. v. Schlegel eine Ansicht vom Leben des Malers und eine Erkl
des Gemäldes beigegeben, welcher Vasari's Beschreibung desselben vorausgeſ
ist. Schlegel, der die angeführte Äußerung Lanzi's sehr untreffend findet,
über den Künstler folgendes Urtheil: „Johann von Fiesole theilt im Ganzen
Tugenden und Mängel seiner Zeitgenossen. Im Verständniß der maleri
Wirkung und in mannigfaltigen wissenschaftlichen Theilen ist er, vielleicht
Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weise, einigermaßen zurückgeblie
Seine eigenthümlichen Vorzüge sind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth.
Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet
Außerordentlichen und Wunderbaren, wie z. B. die des Orgagna, aber nirg
auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht gewahr. Seine Kunst ist eine
bige Quellader, die gleichmäßig, ohne Ungestüm und ohne Zwang, einem
vollen, durch Andacht und Beschaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt.
über diesen Meister: Quandt im „Kunstblatt" zum „Morgenbl.", 1816,
17 — 20.

Fiévée (J.), ein scharfsinniger und geistreicher französ. Schrift
vorzüglich über Gegenstände der Politik und der höhern Staatsverwaltung.
Paris 1770 geboren, widmete er sich zuerst der Buchdruckerei. Beim Ausb
der Revolution ging er in ihre Grundsätze ein; er versuchte sich als Mitarbeit
Journalen; dadurch kam er mit Millin und Condorcet in Bekanntschaft,
welchen er sich 1791 und 1792 zu der Herausgabe der „Chronique de Paris"
band. Die Schreckenszeit wandelte seine Grundsätze um, und nach dem 9.
midor wurde er in den Sectionsversammlungen und in den öffentlichen Bl
einer der heftigsten Gegner des Convents. Am 18. Fructidor wurde auch
alle andre Redacteurs der sogen. royalistischen Journale zur Deportation
Cayenne bestimmt. Es gelang ihm, sich durch die Flucht der Ausführung
Decrets zu entziehen und sich einige Jahre lang auf dem Lande zu verbergen,
zwei Romane schrieb: „La dot de Suzette" und „Frédéric", die großen
hatten, und auch ins Deutsche übersetzt wurden. Er trat jetzt mit den Bour
in geheime Verbindung und suchte für sie zu wirken. Es wurde verrathen u
mußte dafür mit einem Jahre Gefängniß im Temple büßen. Als die Con
gierung eintrat, wendete er sich dieser zu. 1802 gab er, nachdem er Englan
sucht hatte, „Lettres sur l'Angleterre" heraus, die Aufsehen erregten.
war er in der Gunst Napoleons so gestiegen, daß er Eigenthümer des „Journ
l'Empire" (oder des „Journal des débats") und kaiserl. Censor wurde.

ihm eine geheime Sendung nach Hamburg und eine Präfectur anvertraut. einer Gewandtheit war es ihm nicht schwer, sich auch in die Grundsätze der ration zu finden. Er schrieb die Geschichte der merkwürdigen Sitzung der nen 1815 und eine dem Grafen Blacas gewidmete sehr anziehende „Corresnce politique et administrative". In neuester Zeit schloß er sich als ssteller den Grundsätzen des linken Centrums in der Deputirtenkammer an, gedankenreiche Schrift; „De la guerre d'Espagne et des conséquences intervention armée" (Apr. 1823, 4. Aufl., Par. 1824) darthut, in der entschieden gegen alle bewaffnete Einmischung in die spanischen Angelegenheiklärte. Alle Parteien in Frankreich kommen überein, daß Fiévée zu den aufnsten und tiefsinnigsten franz. Publicisten zu zählen sei, und keiner Partei sönlich angehöre.

Figur, figürlich, figurirt, Figuranten u. s. w. Des Wortes Figur bedient man sich bei mehren Künsten, bei einigen in eigentlicher, andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung ist äußere Gestalt, welche entsteht durch jeden beschränkten und umschriebenen m, sei dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche ren). Auf diese Weise werden die mathematischen Figuren, z. B. Cirkel, gel, Quadrat, nach Linien oder Winkeln bestimmt. In der Tanzkunst sind die Flächen, in den bildenden Künsten auch die Körperfiguren; jedoch wird usdruck Figur bei den bildenden Künsten meist in einem beschränkten Sinne mmt. In der Tanzkunst versteht man darunter den nach gewissen Linien bestimmten Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat; bei der bildenden Kunst zieht man den Begriff Figur meist auf die Menschenfigur ein, und bedient sich zu übrigen Gestalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur, als solche, dem Auge gehört, so ergibt sich von selbst, daß nur in den Künsten des Raumes Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede sein, und daß in den Künsten der Zeit dieser Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies ist der Fall der Poesie. Gewöhnlich spricht man zwar bloß von rhetorischen, und nicht von poetischen Figuren, unstreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Acht genommen hatten, als die Poetiker. Wir wollen die Redefiguren zuerst nennen, und fragen zuvörderst, wie man wol darauf kam, der Rede Figuren zuzuschreiben. Adelung vermuthet, der Name Figur sei von den stärksten und kräftesten Hülfsmitteln, dem Style Mannigfaltigkeit zu geben, entlehnt, weil sie wirklich etwas Bildliches enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen sagen, diese Figuren seien Bestrebungen der Sprache, sich besonders zu gestalten, und dann erklärt sich der Name selbst. Wie dem aber sei, so ist gewiß, daß jene besondere Gestaltung jedesmal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, und oft aus der Absicht entstanden ist, dadurch lebhafter auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck ist nun nicht mehr ein eigentlicher (um den Gegenstand für den Verstand und Begriffe zu bezeichnen), sondern ein uneigentlicher oder figürlicher, bildlicher, für die Einbildungskraft. Von einem Greise sagt man z. B. der Abend seiner Tage, und dadurch wird der trockene Begriff vom Ende des Lebens in eine schöne Darstellung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieses Begriffs auf eine bewundernswürdige Weise gemildert wird. Man kann übrigens der Sprachfiguren drei unterscheiden: 1) solche, die sich auf bestimmte Worte beziehen (Wortzusammensetzungen, Epitheta, Inversion, Wiederholung, Apostrophe, Ausruf); 2) solche, die sich auf die ganze Wendung des Gedankens beziehen (Beschreibung, Schilderung, Gleichniß, Personification, Anrufung, Andeutung, Häufung, Anordnung, Zergliederung, Steigerung, Hyperbel, Metapher, Allegorie); 3) solche, die sich auf den Klang beziehen, musikalisch-poetische (Wortspiel, Echo, Annomi-

nation, Alliteration, Assonanz, Reim). Die Tropen (s. d.) sind nichts als besondere Art von Figuren.

In der Musik bedeutet Figur zwei oder mehre mit einander verbund schnell hinter einander folgende Töne, an deren Stelle man bei einfacherm S oder Gesang nur Einen Ton genommen haben würde. Den Namen haben s Töne daher, weil diese Notenformen insgemein durch Striche verbunden sind, allerhand Figuren bilden, und ehedem besondere Namen hatten, z. B. Schwär Rauscher u. s. w. Figural- oder figurirte Musik oder Gesang steht im Gege mit der einfachen Choralmusik oder dem Choralgesang, welche keine Figuren ha In manchen größern Städten müssen daher Standespersonen bei ihrer Trau noch Figuralgebühren (die Gebühren der vollstimmigen Musik) entrichten, da meine Leute nur Choralgebühren (einfache) bezahlen dürfen. Figurirter Chor wenn z. B. während oder zwischen dem Gesang einer einfachen Kirchenmel andre Stimmen eine andre mit dem Choralton übereinstimmende figurirte Mel oft mit anderm Text singen, was vorzüglich in Motetten geschieht.

Figuranten sind beim Ballettanz diejenigen Tänzer, die nicht ein sondern truppweise tanzen, und also nur zur Ausfüllung und gleichsam zum H tergrunde für die Solotänzer dienen; im Schauspiel: Personen, die nichts sprechen haben, sondern bloß auftreten müssen, um den leeren Raum auszufü und die Handlung vollständig zu machen; man nennt sie auch Statist stumme Personen.

Figurirte Zahlen sind im Grunde eine arithmetische Spielerei, mit man sich zu Anfange des 17. Jahrh. gern beschäftigte. Selbst Jak. Bernoulli, sonders aber Wallis in s. „Arith. infinit." und L'huilier in s. „Algebra" ha sie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht. Sie werden gebildet d die Glieder arithmetischer Reihen aller Ordnungen, deren erstes Glied die Ein ist, z. B.

I. 1 , 2 , 3 , 4 , 5 , 6 , ꝛc.
II. 1 , 3 , 6 , 10 , 15 , 21 , ꝛc.
III. 1 , 4 , 9 , 16 , 25 , 36 , ꝛc.
IV. 1 , 5 , 12 , 22 , 35 , 51 , ꝛc.

und insbesondere heißt die Reihe II, Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, sich deren Einheiten in lauter gleichseitige Dreiecke ordnen lassen; die Glieder Reihe III, Quadratzahlen, viereckige Zahlen, oder auch Tetragonalzahlen; Glieder der Reihe IV, fünfeckige oder Pentagonalzahlen u. s. w., so gibt es H gonal-, Heptagonalzahlen ꝛc. (Polygonalzahlen). Werden die Glieder der P gonalzahlen nach der Ordnung wiederum summirt, so erhält man Reihen, wie:

a. 1 , 3 , 6 , 10 , 15 , 21 , ꝛc.
b. 1 , 4 , 10 , 20 , 35 , 56 , ꝛc.
c. 1, 5 , 14 , 30 , 55 , 91 , ꝛc.
d. 1 , 6 , 18 , 40 , 75 , 126 , ꝛc.

und es bilden die Glieder derselben Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden stehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie sie summirt wer so über einander legt, daß die kleinern über die nächst größern der nämlichen G tung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe a dreieckige, der R b viereckige und der Reihe c fünfeckige Pyramiden. Mehr darüber findet in Klügel's „Math. Wörterb." (1. Bd., S. 245). P.

Filangieri (Gaetano), einer der berühmtesten Publicisten des 18. Jah welcher am meisten zur Verbesserung der Gesetzgebung beigetragen hat, geb. 18. Aug. 1752 zu Neapel, war ein Sohn des Prinzen Cäsar Araniello und Maciane Montalto, T. des Herzogs von Fraguito, und seine Familie gehört

aus einem adeligen Geschlechtern des Königreichs, normannischen Ursprungs. Gaetano, als der dritte Sohn seines nicht sehr bemittelten Vaters zum Militairstande bestimmt, begann denselben in seinem vierzehnten Jahre, verließ ihn jedoch bald, und widmete sich den Wissenschaften mit solchem Eifer, daß er, trotz der Dürftigkeit in seiner Jugend, bereits im 24. Jahre Griechisch, Lateinisch, alte und neue Geschichte, das Naturrecht und das bürgerliche Recht vollkommen inne hatte, und dabei noch bedeutende Kenntnisse in der Mathematik besaß. Jetzt schon trug er den Plan zu zwei Werken, einen über die öffentliche und Privaterziehung, den andern über die Moral der Fürsten, gegründet auf Vernunft und die bürgerliche Gesetzgebung. Auch widmete er sich, nach dem Wunsche seiner Familie, den Studien des Sachwalters. Seine Beredtsamkeit und Wissenschaft verschafften ihm Beifall, und als er die zeit- und vernunftgemäßen Reformen, welche der weise Minister in Neapel (Tanucci) 1774 durchsetzte, in einer Rede gegen die Anfeindungen der Anhänger des alten, schiechten Systems siegreich vertheidigte, erklärte sich Tanucci zu seinem Beschützer. Filangieri erhielt bald einige Stellen am Hofe, was ihn jedoch nicht verhinderte, auch ferner seinen Studien treu zu bleiben. Er arbeitete an einem Werke, welches im Fache der Gesetzgebung musterhaft werden sollte, und da eben der berühmte Beccaria zu Mailand sein Werk über Verbrechen und Strafen hatte erscheinen lassen, welches eine Art von Epoche in der Criminalgesetzgebung bildete, so wollte Filangieri in dem seinigen die Gesetzgebung in allen ihren Zweigen und Beziehungen umfassen, und die allgemeinsten Grundsätze derselben aufstellen. Er begann dieses große Unternehmen mit Muth und Besonnenheit, und führte es zu Ehre der Wissenschaft Ehre mit Gründlichkeit und tiefem Geiste aus. Er nannte das Werk: „La scienza della legislazione", in sieben Bücher, wovon das erste, welches die allgemeinen Regeln der Gesetzgebung enthält, und das zweite, welches die politischen und ökonomischen Gesetze zum Gegenstande hat, zu Neapel in 2 Bdn. erschienen. Nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa machte dies Werk außerordentliches Aufsehen, und der Verf. sah sich in seinem 33. Jahre unter den berühmtesten Publicisten genannt. Er spricht mit Freimüthigkeit über viele Mißbräuche, allein ohne zu beleidigen, und obgleich sein eignes Vaterland traf, ertheilte ihm der König doch eine Commanderie des Constantinordens. 1783 gab er die folgenden 2 Bände heraus, welche die Religion betreffen. Diese Materie ist hier in ihrem vollen Umfange behandelt, und die freimüthigsten und unbefangensten Ansichten herrschen durch das ganze. Eben diese Freimüthigkeit und Offenheit erbitterten aber den für seine Rechte fürchtenden hohen Adel und Klerus, und man trieb nicht allein einen Rector (Joseph Grippa) auf, welcher Filangieri widerlegen mußte, sondern auch durch ein geistliches Decret vom 6. Dec. 1784 das Buch, als aufrührisch und gottlos. Dem elenden Grippa antwortete Filangieri gar nicht, den Mönchen und Curialisten aber bloß im nächsten Jahre durch den 5., 6. und 7. Theil seines Werkes, in denen von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Leben gehandelt wird. 1783 hatte sich Filangieri mit Karoline von Frendel, Tochter eines ungarischen Edelmanns und Erzieherin der zweiten Tochter des Königs von Neapel, vermählt, und sich bald darauf, mit Bewilligung des Monarchen, nach Cava, einer kleinen Stadt im Neapolitanischen, zurückgezogen, um in ländlicher Stille den letzten Band seines großen Werkes, welcher die Religion in Beziehung auf den Staat betreffen sollte, auszuarbeiten. Allein seine Gesundheit hatte schon sehr gelitten, und er rückte nur langsam vor. Auch berief ihn Joseph IV. (1787) in seinen höchsten Finanzrath. So mußte er nach Neapel zurückkehren, und sich fast ausschließend seinem neuen Berufe widmen. Bald ward er ernstlich krank, und starb am 21. Jul. 1788 in einem Alter von

36 J. Vorher hatte er den 8. Theil seines Werks vollendet, worin von den R
ligionen vor dem Christenthume die Rede ist. Man findet auch hier den sch
sinnigsten Forscher und trefflichen Darsteller. Von dem Schlusse des Werks
man nur die Abtheilung der Capitel in der Handschrift gefunden. Dieses
menschlichen Geiste überhaupt zu hoher Ehre gereichende Werk, welches des Gr
so viel gestiftet hat, ist in alle lebende Sprachen übersetzt worden. (Deutsch 178
Altdorf in der Schweiz, mit einer Vorrede von Siedenkees, eine andre von Gu
mann zu Wien in dems. J. Auch von Link besitzen wir eine. Die französ
1789 — 1791 in 7 Bdn., Paris, ist von Gallois.) Aus Filangieri's Nac
sah man, daß er eine „Nuova scienza delle scienze", worin er alle mensch
Wissenschaften auf ihre Grundprincipien zurückzuführen gedachte, und eine „
ria civile universale perpetua", in welcher aus der Geschichte der Natio
die Geschichte des Menschen in seiner geistigen Entwickelung erklärt werden so
auszuarbeiten die Absicht gehabt hat. Sein schneller Tod und sein offener Wi
stand gegen die Anschläge des berüchtigten Acton (s. d.), veranlaßten den Gl
ben, als sei Filangieri, ein Opfer der Rache dieses Menschen, an Gift gestorb
doch hat kein gegründeter Beweis diese Muthmaßung bestätigt.

Filicaja (Vincenz von), ein italienischer Dichter des 17. Jahrh., n
cher sich mit Erfolg dem hereinbrechenden Strome des Ungeschmacks in der Po
in seinem Vaterlande entgegenstellte, wurde 1642 zu Florenz geboren, wo er m
das Collegium der Jesuiten, und dann die Akademie von Pisa besuchte. Se
ersten poetischen Versuche waren einer Geliebten gewidmet; da ihm indeß der
die Verehrte bald entriß, so nahm er sich vor, nie wieder eine Leidenschaft zu
singen, deren Glück, seiner Meinung nach, für ihn auf immer verschwunden w
und seine Leier von nun an bloß heiligen oder heroischen Gegenständen zu widm
Bei seiner Rückkehr nach Florenz ward er zum Mitgliede der Akademie della Cru
ernannt, und bald darauf verheirathete er sich mit der Tochter eines Senat
Scipio Capponi, mit welcher er, nach dem Tode seines Vaters, aufs Land
und sich hier ganz der Erziehung seiner Kinder und der ihn begeisternden Muse
gab. Eine Menge lat. und ital. Gedichte wurden hier gedichtet; da er in
vermöge seiner großen Bescheidenheit, selbst mehr daran auszusetzen fand, als
wenigen Freunde, denen er sie mittheilte, so gab er nichts davon heraus,
würde auch wahrscheinlich so fortgefahren haben, sein herliches Talent zu vergra
hätten nicht seine Freunde am Ende das Geheimniß gebrochen. F. hatte näm
die um diese Zeit stattfindende Befreiung des von den Türken belagerten W
durch Johann Sobieski von Polen und den Herzog von Lothringen, sowie die
darauf folgende Niederlage der Türken in sechs verschiedenen Oden gefeiert, di
viel Bewunderung fanden, daß sie der Großherzog von Florenz jenen Fürsten
theilte. Sie wurden 1684 in Florenz gedruckt, und F.'s Ruf, als erster da
liger Dichter Italiens, war gegründet. Seine beschränkten bürgerlichen Verh
nisse verbesserten sich indeß durch diese Anerkennung keineswegs; erst die Kön
Christine von Schweden nahm sich des bedrängten Dichters an, ernannte ihn
Mitgliede der von ihr in Rom errichteten Akademie ausgezeichneter Männer,
ließ seine beiden Töchter auf ihre Kosten erziehen, sich dabei ausbedingend,
Niemand es erführe, weil sie sich schäme, so wenig für einen Mann wie er zu t
Später wandte sich auch der Blick des Großherzogs von Florenz auf ihn;
seiner Söhne, der jedoch bald starb, ward von demselben als Page in Dienst
nommen, und F. selbst zum Senator und Gouvernementssecretair der Regie
von Volterra, und später von der zu Pisa, ernannt. In diesen Ämtern wußte
F. die Liebe und Achtung des Volkes und des Souverains zu gewinnen, und
seiner vielen Geschäfte noch immer Zeit zu finden, um auch hier seinem Lieblin
fache zu leben. Im vorgerückten Alter und durch den Verlust mehrer seiner Ki

ätet, wandte sich sein Geist immer mehr auf religiöse Gegenstände, und ein-
mit und mit der Herausgabe einer gefeilten Gesammtausgabe s. sämmtl.
e beschäftigt, überraschte ihn der Tod im 65. J., am 24. Sept. 1707 zu
nz. Sein Sohn Scipio gab nun die beabsichtigte Gesammtausgabe u. d.
„Poesie toscane di Vizenzo da Filicaja" heraus, und widmete sie Cos-
III. Eine andre Ausgabe, mit dem Leben des Dichters von Thomas Bona-
ni, erschien 1720, und eine dritte in 2 Bdn. Venedig 1762, nach welcher
ihm erschienenen geordnet sind. Besonderes Verdienst hatte F. in der Dich-
art der sogenannten Canzoni, und einiger seiner Sonette, wie z. B. das,
sich mit den Versen:

„Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza" etc.

n, gehören in Hinsicht ihres lyrischen Schwunges zu dem Besten, was man
ien hat.

Filigranarbeit, die zu Laubwerk durch einander gezogenen Verzie-
n aus Silber- und Goldfäden (da, wo es die Form und Zeichnung erfodert,
sammen verschmolzen), die man bei mancherlei Kunstsachen und Zierrathen
cht. Sie war ehemals mehr in Anwendung als gegenwärtig.

Filtriren, durchseihen, das Verfahren, vermöge dessen man mittelst
Sacks oder Tuches oder Löschpapiers gröbere Theile von einer Flüssigkeit ab-
t. Zum Filtriren des Wassers bedient man sich auch einer gewissen Stein-
n gelbem Korn, welche die darauf gegossene Flüssigkeit leicht einsaugt und
ßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein solcher Stein heißt Filtrir-
. Ausserdem hat man noch andre Vorkehrungen und Maschinen erfunden,
durch sich selbst schleimiges, verdorbenes und stinkendes Wasser klar und
ut machen läßt. Filtrirungsmittel sind Sand und Kohlen, welche die Un-
ichten des Wassers an sich ziehen, und eben daher von Zeit zu Zeit rein aus-
ommen werden müssen, um desto länger das Wasser reinigen zu können.
ie ersten Filtriranstalten befindet sich in Paris, um das Seine-Wasser
einigen; sie verdient von jedem Reisenden besucht zu werden.

Filz, überhaupt ein durch einander gewirrtes, geschlungenes und festes
he oder zeugartige Masse. Gewöhnlich wird Filz von einem zu Hüten vor-
m Werke der Hutmacher gebraucht, das aus kardätschter Wolle und kar-
n Haaren durch verschiedene Bearbeitung in einander geschlungen und ge-
t worden ist. Es werden auch andre Kleidungsbedürfnisse daraus verfertigt.
n Papiermachern wird Filz ein Stück von wollenem Tuche genannt, welches
s eben geschöpfte Papier ausbreiten.

Finale, der Schlußsatz eines Tonstücks, z. B. eines Quartetts, einer
mie, eines Opernactes, Ballets u. s. w. Es besteht aus Sätzen von
herem Charakter. Meistentheils hat in den Instrumentalstücken das Fi-
Charakter der Munterkeit, und erfodert geschwinde Bewegung und lebhaf-
rag. In der Oper besteht das Finale meist aus mehren an einander ge-
, mehrstimmigen Sätzen von verschiedenem Charakter und verschiedener
und Bewegung. Doch schließt man einen Akt auch zuweilen mit einem
rt, Terzett, Duett, ja auch mit einer Arie, z. B. Mozart den ersten Akt
no. Es ist der Natur der Sache gemäß, daß das Finale des letzten Auf-
s kürzeste und glänzendste sei; das des ersten oder bei einer dreiaktigen Oper,
ittlere Aktes aber das ausgeführteste.

Finanzwissenschaft, s. Staatsfinanzwissenschaft.

Findlater (Lord; James Earl of Findlater and Seafield), ein um
ehl seiner Mitbürger in Schottland, Sachsen und Böhmen sehr verdienter
geb. 1749 auf s. väterlichen Stammschlosse zu Cullnous an der Grenze

von Hochschottland, starb 62 Jahr alt zu Dresden im J. 1811. Er stamm aus dem alten, seit dem 10. Jahrh. bekannten schottischen Geschlechte der Ogilv die mit dem Hause Bouillon u. a. m. verwandt waren. Der Graf besaß in Sch land an Allodial- und Lehngütern den Werth von 4 bis 500,000 Pf. St. W er sie aber sehr gering verpachtete, so bezog er an jährl. Einnahme aus Schottl nur 14 bis 17,000 Pf. St.; seine Pachter wurden daher wohlhabende Le Lord F. hatte den größten Theil seiner Jugend auf dem festen Lande verlebt, züglich an den Höfen zu Paris, Wien, Berlin und Brüssel, wo die Erzherz Christine und Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen damals Hof hielten. D hielt er sich längere Zeit in England und Schottland auf, brachte aber die letzten Jahre s. Lebens in Frankfurt, Hamburg, Altenburg und Dresden zu, jedoch m Sommer auch in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Karlsbad. Er war wissenschaftlich gebildeter Mann, der Geist, Geschmack und viele Kenntnisse be vorzüglich in schönen Bauwerken und Gartenanlagen; damit verband er den tigsten Eifer für Landescultur und für Gemeinwohl überhaupt. Von seinen senschaftl. Talenten hat er Beweise hinterlassen in dem „Journal agronomiq und in dem Werke „Über die schöne Baukunst", mit vielen Kupf. (bei Voß in L zig). Von seinen Anlagen sind bekannt: die reizend gelegene Findlater'sche W ein Weinberg bei Dresden, jetzt ein sehr besuchter öffentlicher Lustort, an der ben ner Straße und an der Elbe bis zu dem sogenannten Mordgrunde — eine Wa schlucht, deren Flugsandhügel Lord F. mit großen Kosten in einen anmuthigen P umschuf —, ferner die Verschönerungen bei Teplitz und vorzüglich die Wege, S ßen und mehre Anlagen bei Karlsbad, wo er unter andern den Weg nach dem P hofe zuerst fahrbar gemacht hat (s. Stör's „Beschreibung von Karlsbad"). Dankbarkeit der Karlsbader errichtete ihm dafür auf einer Höhe des Waldrück den schönen Obelisk von Granit. Mit dem Grafen Clam gemeinschaftlich gr dete er das Armenhaus in Teplitz. Überhaupt war der größte Theil seiner E künfte, manches Jahr an 100,000 Thlr., dem Ankauf und dem Anbau wil Plätze bei Dresden gewidmet. Lord F. vereinigte mit dem einfachen Charak eines Delille'schen Landmanns die seltensten Talente für den gesellschaftlichen Umg Er stand in einer nahen und durch einen ausgebreiteten Briefwechsel fortgese Verbindung mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Die franz. Emigra wurden von ihm großmüthig unterstützt, und mit dem Duc de Castries lebte freundschaftlichen Verhältnissen. Überhaupt fand man oft bei Lord F. eine au wählte Gesellschaft von geistvollen Männern und Frauen, ohne Unterschied Ranges; er selbst war bei seiner vielseitigen Welterfahrung, bei seiner gen Kenntniß der meisten Höfe von Europa, und bei seinem von einem treuen dächtnisse begleiteten Witze der unterhaltendste Gesellschafter, unerschöpflich Anekdoten und Erinnerungen aus seinem reichen Leben. Mit ihm erlosch Name Findlater. Er wählte sich sein Grab bei der Kirche des Dorfes Losch Durch ein von ihm zu Gunsten der Grant's in Schottland, die seine Vettern ren, gemachtes Testament kamen diese in den Besitz seiner sämmtlichen Gü Schottland, und der älteste der Familie der Barone von Grant führt jetzt den T Earl of Seafield. Da jedoch sein Liebling und nächster Erbe, der junge G in Indien gestorben war, so vermachte er seine Grundstücke in und bei Dre nebst ansehnlichen Legaten, der Familie Fischer daselbst. Seine ausgez Bibliothek hat Graf Thun in Teschen gekauft.

Findling, ein Kind, welches von seinen Ältern an irgend einen O bracht, verlassen, und von Andern gefunden wird. Obgleich bei den alten Vö die Vernichtung der Frucht nicht bestraft wurde, so führte doch das natürlich fühl darauf, sie lieber auszusetzen, und ihr Schicksal dem Zufall zu überl Man wählte gern be uchte Örter, damit eine größere Hoffnung der Rettung

[illegible]. In Athen und Rom geschah es an bestimmten Orten. Erst in dem 4. [illegible] verboten die Kaiser Valentinian, Valerius und Gratian diese grausame [illegible]heit, welche jetzt in allen gesitteten Staaten als Verbrechen geahndet wird. [illegible] auch in den ältesten Zeiten suchte der Staat die ausgesetzten Kinder zu erhal[illegible], die Findelhäuser aber sind erst eine Einrichtung der neuesten Zeiten. Das [illegible] wurde 1620 eingerichtet, und hat seit dieser Zeit bis 1807, 464,628 Kin[illegible] aufgenommen. In ganz Frankreich betrug 1784 die Anzahl der Findelkinder [illegible] über 40,000; dagegen im J. 1798 über 51,000, und im J. 1822 zählte [illegible] 138,500! Vgl. die von der par. Akad. d. Wiss. gekr. Preisschr. des Hrn. [illegible] de Chateauneuf: „Considérations sur les enfans trouvés dans les [illegible] états de l'Europe" (1824). Nach dem Verf. hat sich fast in allen [illegible] die Zahl der Findelkinder seit 40 Jahren sehr vermehrt, am meisten [illegible]. Durch die Findelhäuser wird nicht nur das Aussetzen der Kinder, [illegible] auch der Kindermord und das Abtreiben der Frucht sehr beschränkt, ferner [illegible] die Kinder oft physisch und moralisch besser erzogen als bei schlechten Ältern [illegible] Ziehemüttern. Der Einwand, daß durch die Findelhäuser die Sit[illegible] und verschlechtert werden, ist nur scheinbar, weil der Staat eben [illegible] die unglücklichsten Wesen vom Verderben rettet. Noch macht man ihnen [illegible] Sterblichkeit, welche in den Findelhäusern herrscht, zum Vorwurf. In[illegible] dieselbe in den bessern bereits sehr vermindert worden; vorzüglich dadurch, [illegible] die Kinder zur Erziehung an auswärtige, auf dem Lande lebende, säu[illegible] Mütter gibt, und diese in gehöriger Aufsicht behält. Von den Kindern, [illegible] Privatpersonen sogenannten Ziehemüttern ohne Aufsicht überlassen, werden [illegible] mehre auf unmenschliche Weise vernachlässigt und getödtet, als im Fin[illegible] sterben. Gut eingerichtete Findelhäuser sind daher ein wichtiger Gegen[illegible] der medicinischen Polizei.

Fingal (Fin Mac Coul oder Fionghal), der Vater des schottischen Barden [illegible], und durch dessen Gesänge so berühmt geworden, wie Achill durch Homer. [illegible] Fürst in Morven (Morbhein), einer Provinz des alten Caledoniens, in der [illegible] und auch wol in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. nach Chr., und schon [illegible] Vorfahren scheinen lange über den Stamm geherrscht zu haben, an dessen [illegible] er sich als Held und Mensch auszeichnete. Der Umfang seines Reichs läßt [illegible] bestimmen, weil wahrscheinlich Jagd die Hauptbeschäftigung seines [illegible] war. Wahrscheinlich sind die Herrscher der Hebriden, der nördlichen [illegible] westlichen Hochländer, von ihm zu Lehn gegangen, und er selbst mag seinen [illegible] in der Nähe von Glenco, zu Selma, gehabt haben. Wenn sich in allen Thei[illegible] der Hochländer große Gebäude, Gewölbe ꝛc. finden, die seinen Namen tragen [illegible] auf die Ehre Anspruch machen, daß er darin gehaust habe, so kann dies Folge [illegible] mit der Jagd verbundenen unstäten Aufenthalts sein. Seinen kriegerischen [illegible] verdankte Fingal besonders den Kämpfen mit den das jetzige England be[illegible] Römern. In ihre Provinz machte er oft Streifzüge, und brachte [illegible] den Wein und das Wachs der Fremden als köstliche Beute heim. Ob der [illegible] Caracul, den Ossian nennt, Caracalla gewesen sei, ist, obschon Gibbon, [illegible] und Macpherson es meinen, sehr unwahrscheinlich, da dieser im Anfange [illegible] 3. Jahrh. herrschte, und Fingal 283 starb. Zur See wagte er häufig Fahr[illegible] nach Schweden, den Orkneyinseln, nach Irland; Ossian bezeichnet diese Punkte [illegible] dem Namen: Lochling, Innislore und Ullin. Besonders sind solche Züge [illegible] die zwei übrig gebliebenen epischen Gedichte Ossian's, Fingal und Temora, [illegible]. Im letztern erscheint der Held mit seinem Enkel Oskar, Ossian's [illegible]. Seinen Tod (im J. 283) besingt Ossian gelegentlich, ohne die nähern [illegible] anzugeben. Der Charakter Fingal's ist der edelste, den ein Dichter je [illegible] hat. Unbesiegbar in der Schlacht, ist er auch Vater seines Volks

[illegible]

Großmuth und Menschenliebe bewegen ihn zum Mitleiden mit den besie
Feinde; „kein Armer ging betrübt von Fingal weg!“ — „Oscar, bekämpf
Stärke in Waffen, aber schone die schwache Hand!“ — „Mein Arm war
Stütze der Gekränkten, der Schwache stand hinter meinem glänzenden Stu
Dies sind einige der Züge, die Ossian ihm leiht, um das Herz für ihn zu ge
nen; Fingal's Ruhm ist überall verbreitet; die Tapfersten erkennen seine G
an; bei seinem Namen zittert der Feind. Wie in jener Zeit der Held oft ein
feierter Barde war, so erscheint auch Fingal als solcher, und der Vater des D
ters Ossian's scheint auf diesen seine Harfe vererbt zu haben

Fingalshöhle, (Melodiehöhle, Uabhinn), eine auf Basaltsäulen ruh
Grotte auf der hebridischen Insel Staffa, die zu den schönsten Naturmerkwür
keiten gehört. Sie ist 300 Fuß lang, 150 F. hoch und 50 F. breit, und
von einem See durchschnitten, den man beschiffen kann. Auf beiden Seiten r
theils ganze, theils abgebrochene, aber sehr regelmäßig von der Natur gebi
Säulen von Basalt empor, die mit ihren abgestumpften Enden das Gewölbe
den und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felsen herabträufel
Feuchtigkeit bildet so harmonische Töne, daß sich der Reisende, der diese Grotte
sucht, durch eine Art von unsichtbarer, einem Zauber ähnlicher Musik überra
findet, daher sie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

Fingersetzung (Applicatur), die Art des Gebrauchs oder der Ansetzu
der Finger bei solchen musikalischen Instrumenten, bei welchen die Verschieden
des Tons hauptsächlich durch den Griff oder Ansatz der Finger hervorgebracht w
Da bei den meisten Instrumenten dieser Art die reine Intonation, die Deutlich
und der unvermischte Vortrag schwerer Stellen hauptsächlich davon abhängt,
erhellt von selbst, wie wichtig es sei, die richtige Applicatur frühzeitig zu erlern
um Fertigkeit auf einem Instrumente zu gewinnen. (Vgl. Logier's Methode

Finiguerra (Tommaso, durch Verkürzung Maso), ein berühmter Bi
hauer und Goldarbeiter, dem die Erfindung der Kupferstecherkunst zugeschrie
wird. Er lebte zu Florenz um die Mitte des 15. Jahrh. Seine Familie h
seit 1218 in dieser Stadt geblüht. Das Jahr seiner Geburt und seines To
ist unbekannt. Er war ein Zögling von Lorenzo Ghiberti, der die berühm
bronzenen Thüren des Baptisteriums St.-Johannis des Täufers zu Florenz
fertigte; ja er scheint selbst an der zweiten, die 1425 angefangen und 1445 v
endet wurde, beschäftigt gewesen zu sein. Er war ausgezeichnet in der Kunst
nelliren, die man auch Niello nennt. Diese Kunst, die erst zu Leos X. Z
aufgegeben wurde, bestand in Verzierungen, die man in Metall eingrub, sodaß
die Vertiefungen eine schwärzliche, metallartige Masse, lateinisch nigellum
nannt, eingelassen wurde, welche man durch Gießung mit dem Stücke befestig
worauf sie sich befand. Manche halten den deutschen Maler Martin Schön
den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieser hat
nach 1460 diese Kunst geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra nellirt
jetzt in der Kirche St.-Johann zu Florenz und die Krönung der Jungfrau, di
1452 verfertigte. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel.
führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der
großen Festen noch jetzt in der genannten Kirche ausgestellt wird. Von seinen
beiten in Niello nur soll Finiguerra Abgüsse in Schwefel gemacht haben. Z
fand aber auch einen Abdruck von der Platte, welche von jener Krönung in der
nannten Kirche aufbewahrt wird, im Cabinet national in Paris, und dies ist
Grund, ihm die Erfindung der Kupferstecherkunst beizulegen. In Hinsicht der
findung Finiguerra's gibt das Werk des Abbate Zani: „Materiali per ser
alla storia dell' origine e de' progressi della incisione in rame ed in leg
(Parma 1802) Auskunft; ebenso Bartsch's „Peintre-graveur“ (13. Bd.)

in florentinischen Galerie werden auch Zeichnungen in Aquarell von ihm aufbewahrt.

Finisterrae, das Cap, das äußerste Vorgebirge auf der Westküste von Galicien in Spanien. Auch ein franz. Departem. an der Westspitze von Bretagne heißt Finisterre (mit Brest).

Fink, preuß. General im siebenjährigen Kriege, welcher am 21. Nov. 1759 mit einem Corps von 12,000 Preußen bei Maxen die Waffen niederlegte, da seine Truppen durch das Gefecht am 20. Nov. mit den Östreichern, unter Sincere, Buccow und Prinz Stolberg, fast auf die Hälfte geschmolzen, ohne Munition und auf allen Seiten von einem vielfach überlegenen Feinde umgeben waren. Fink hatte Friedrich den Großen mehrmals auf das Gefährliche seiner Stellung aufmerksam gemacht und den Unfall vorhergesagt; er erscheint daher vor dem Urtheil der Geschichte völlig gerechtfertigt, wenn auch das, nach dem Frieden auf des Königs Befehl niedergesetzte Kriegsgericht ihn nebst den Generalen v. Rebentisch und Gersdorf für schuldig erkannte. Er starb als Oberbefehlshaber der dänischen Armee.

Finnen. Dieser Hauptstamm der nordeuropäischen Völker (dessen Zahl gegen 2,400,000 beträgt) ist vom skandinavischen bis tief in den asiatischen Norden, von da bis an die Wolga und das kaspische Meer ausgebreitet, und von besonderer Merkwürdigkeit. Schon Tacitus kennt diese Nation unter dem Namen Finnen, deren liebster Aufenthalt von jeher nördliche Wälder und Moräste waren, daher sie sich immer selbst Morastbewohner (Suamolainen in ihrer Sprache) nannten, und Jagd und Fischerei zu ihren vorzüglichsten Gewerben erwählten. Übrigens ist in der That bemerkenswerth, wie ähnlich die zerstreuten finnischen Völkerschaften in Körperbildung, Nationalcharakter, Sprache und Sitten sich geblieben sind, sodaß man sie nirgends verkennen kann. Eine eigne Geschichte haben sie nicht; im einfachen nomadischen Leben wurden sie die sichere Beute der Norweger, Schweden und Russen. Die Norweger unterwarfen zuerst sich Finnmark, und ihre Züge zu den Permiern, einer finnischen Völkerschaft am weißen Meere, hörten dann erst auf, als die Fürsten von Nowgorod sich Permiens und des dortigen Handels bemächtigt hatten, und die Norweger durch die Einfälle der Mongolen beschäftigt wurden. Die Russen begannen nun, sich in den Landen der Finnen auszubreiten; Karelien und ganz Permien kamen in ihre Gewalt, und im 14. Jahrh. sah man am Gestade des weißen Meers durch Bischof Stephan das Kreuz errichtet, und den mitgebrachten Tempel des großen Gottes Jomala zerstört. Ganz Lappmark, und so auch alle Finnen in Osten, an der Wolga und in Sibirien, wurden nun von den Russen unterjocht, welche selbst die Norweger zurücktrieben, als diese ihr früher ausgeübtes Tributrecht in Lappmark geltend machen wollten. Endlich fielen noch die Schweden über die übrigen an sie angrenzenden Finnen her; Erich der Heilige eroberte in der Mitte des 12. Jahrh. die Bewohner des heutigen Finnlands, und wenige Jahre darnach eroberten die Schweden Tawastland und bezwangen die Karelier und Lappen, soweit beide nicht schon Rußland angehörten. Hiermit war die Unterjochung der finnischen Nation im Norden vollendet, von welcher zwölf Völkerschaften ganz oder zum Theil zu den Bewohnern des russischen Reichs gehören, nämlich die Lappen, Finnen, Esthen, Liven, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wotjäken, Permjäken, Surjänen, Wogulen und obische Ostjäken. Hierzu kann man noch die Tepteri rechnen, einen Volkshaufen, der aus Vermischung mehrer finnischer Völkerschaften, besonders der Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen entstanden und noch mit Tataren vermehrt worden ist. Die finnischen Völkerschaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteristischen Züge ihrer Gesichtsbildung sind ein breites Gesicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, ungelbes Haar und eine gelbliche Gesichtsfarbe. Diese Bildung ist aber bei den

Finnen, im engern Verstande, schon durch Wohlstand und Cultur veredelt; de bleibt der Charakter der Physiognomie derselbe. Die Tscheremissen und Tschum schen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen al kommen darin den Russen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finn sind größtentheils Christen, und bekennen sich entweder zur lutherischen oder gr chischen Kirche; doch findet man auch noch unter den Tscheremissen, Mordwin Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Fi nen treibt ordentlichen Ackerbau und hat eine gewisse Cultur erlangt, besonders eigentlichen Finnen; ein andrer Theil lebt nomadisirend, sowol von Viehzucht Jagd und Fischerei. Unreinlichkeit und Trägheit ist einem großen Theile der fin schen Völkerschaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, sind ernsthaft, un müdet, arbeitsam, zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet, unerschrocken, tapf standhaft, aber auch sehr eigensinnig und starrköpfig; dabei dienstfertig und ga frei. Es fehlt ihnen nicht an Geistesanlagen: eine ausgezeichnete Neigung hab sie zur Dichtkunst und Musik. S. eine Übersicht der finnischen neuern Literat in den „Wiener Jahrb.", 9. Bd., S. 19. Eine finnische Sprachlehre hat d Probst Strahlmann geschrieben.

Finnland, ein russisches Großfürstenthum (6402 □M., 1,378,5 Einw.) mit 12 Kreisen. Es besteht 1) aus den schon 1721 u. 1743 (s. Ab und Nystadt, Frieden zu) von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen de Großfürstenthums Finnland (welche seitdem ein besonderes russisches Gouver ment mit der Hauptstadt Wiburg bildeten); 2) aus dem 1809 durch den Frie zu Friedrichshamm von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürste thum Finnland und 3) aus den durch denselben Frieden von Schweden abgetrete Theilen von Osterbottn und Lappland. Aus diesen drei Bestandtheilen wurde d 6. Aug. 1809 das jetzige Großfürstenthum F. errichtet, dessen Verwaltung von d der übrigen russischen Provinzen ganz verschieden ist. Ein Generalgouverne steht an der Spitze des finnländ. Regierungsconseils, dessen 14 Mitglieder Fin länder sind. In St.-Petersburg werden die finnländischen Angelegenheiten s 1826 von einem besondern Staatssecretariat geleitet. Staatssecretair für Fin land ist gegenwärtig Baron von Rehbinder, dessen Adjunct der wirkliche Staat rath Haartmann ist. — Die Hptst. Helsinfors, wohin den 1. Oct. 18 die höchste Behörde (der finnländ. Senat oder das Regierungsconseil) von Ab (s. d.) verlegt wurde, hat 8000 Einw. und Seehandel. Unweit davon liegt d starke Festung Sweaborg (s. d.). Der Boden des Landes ist theils bergig u felsig, indem er von Fortsetzungen des skandinavischen Gebirgs durchzogen wi theils flach, sandig, sumpfig und mit einer Menge größerer und kleinerer Seen a gefüllt. Unter den Flüssen ist der Kymmenefluß der beträchtlichste. Obgl Felsen, Sümpfe, Seen, Sandstriche und Waldungen (ein Hauptreichthum d Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, so fehlt es doch nicht an G genden, welche ergiebig an Getreide, Kartoffeln und Flachs sind, und auch gu Wiesewachs haben; daher die Viehzucht ziemlich ansehnlich ist. An Bären u Wölfen ist das Land, sowie die Gewässer an Fischen, sehr reich. Jagd und Fis fang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner sind größt theils Finnen (s. d.), die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen, fer Russen, Schweden und Deutsche in geringer Zahl. Eigentliche Fabriken und M nufacturen gibt es, mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland ni Die stärkste Bevölkerung findet man an den Küsten. Das Innere des weitlä gen Landes ist noch sehr menschenleer, und der von Lappland und Osterbottn hin gekommene Theil, seines eisigen Klimas halber, nur einer geringen Bevölker fähig. Finnlands starke Befestigungen machen es für Rußland sehr wichtig.

nzen gegen Schweden wurden 1821 zu Tornea (s. d.) und die gegen Norwe- 1826 festbestimmt.

Finsterniß. Unsere bisherige Physik erklärte die Finsterniß als bloße Ne- ion (Verneinung, Mangel) des Lichts, wie die Kälte als Negation oder Mangel Wärme. Dies ist aber eine nichtssagende Erklärung, da es überhaupt keine Ge- stände geben kann, wovon der eine die bloße Verneinung des andern wäre; denn das chts, der Mangel ist ja kein Satz, keine Position, folglich auch kein Gegensatz, keine genposition, sondern es wird vielmehr durch das Wort Mangel das Dasein einer sition geleugnet. Wäre z. B. die Kälte bloß Mangel an Wärme, so könnte n sie nicht empfinden, denn nur was ist und wirkt, kann empfunden werden, ht aber was mangelt, also nicht ist und nicht wirkt. Ist irgend ein Satz real irklich), so muß es auch sein Gegensatz sein, und daher ist auch die Finsterniß r reale Gegensatz des Lichts. Die bekannte Sage von der ägyptischen Finsterniß, ß man sie mit Händen greifen konnte, deutet wenigstens darauf hin, daß die ten von der Realität der Finsterniß überzeugt waren. Die Finsterniß ist der Ge- satz des Lichts, und aus der rechten Erkenntniß des letztern (vgl. Licht) wird h die wahre Ansicht der erstern hervorgehen, wenn man die wissenschaftliche ntniß der Elemente (s. d.) zu Rathe zieht. Wenn das Licht die Erschei- ng der Wechselwirkung zwischen der Sonne und den Planeten ist, welche mit nder um die Oberherrschaft streiten, mit vorherrschender Sonnenthätigkeit, so rd auch die Finsterniß das Resultat der Wechselwirkung entgegengesetzter Thätig- ten sein, aber ein Resultat, welches den Gegensatz des Lichts darstellt. In die- m Wechselspiel oder Kampfe ist aber die Sonne nicht mit begriffen, denn die chtseite des Planeten ist die von der Sonne abwärts gekehrte. Hier kann der treit nur innerhalb des Planetenreichs fallen, d. h. die Wechselwirkung kann nur schen seinen Elementen stattfinden, in welche der Planet oder dessen Einheit, ter dem kräftig erregenden Einfluß der Sonne, zerfallen ist. Der größte Theil r planetischen Materie hat sich der Sonnenherrschaft entzogen, ist undurchsichtig d fest geworden: Erde, Erdelement (als fester Kern des Planeten); ein andrer nerer Theil hat sich dem Zepter der Sonne unterworfen, sich gleichsam ihrer chtung hingegeben, und ist daher solar (sonnenhaft), d. h. durchsichtig, leicht, ß, Licht- und Wärmeorgan, mit einem Worte ätherisch geworden: Luft. s Mittel zwischen diesen beiden entgegengesetzten Elementen hält das neutrale sser, welches weder fest noch gasig, sondern gleichsam Beides zugleich, oder ein tes aus Beiden, d. h. flüssig ist, und auch in allen übrigen Eigenschaften das tel zwischen den genannten beiden Extremen des Planeten hält, daher beiden vermittelnd entgegengesetzt ist. So stehen also Erde und Luft, oder Atmo- re, einander feindlich gegenüber, jedes mit dem Streben, sich in diesem Streit chaupten und auf Kosten des Andern zu erhalten. Das Streben der Erde oder Erdelements geht auf Verfestung der Luft, um diese gleichsam als Nahrungs- el in sich aufzunehmen und in seine Substanz zu verwandeln, was aber nur weise gelingt, und nicht ohne Mitwirkung (Vermittelung) des Wassers. Ein es selbstisches Streben hat im Gegentheil auch die Luft, welche das Feste zu , zu verflüchtigen und so in sich aufzunehmen, gasig zu machen sucht. Dies gt ihr am meisten bei Tageszeit, wo sie durch die Mitwirkung der Sonne in n Assimilationsgeschäft unterstützt wird. Dagegen hat zur Nachtzeit die Erde re verfestenden, erstarrenden Thätigkeit das Übergewicht, und der Ausdruck s Strebens und Ankämpfens gegen die Luft offenbart sich als Finsterniß. n nun die Finsterniß der Gegensatz (nicht die Negation) des Lichtes ist, so wird n dem Sonnenlichte, überhaupt dem kosmischen Lichte entgegengesetztes Licht müssen, und wenn das kosmische Licht das Medium des Sehens für das Kopf- Tagauge ist, so wird die Finsterniß, als planetisches Licht, das Medium des

Sehens für ein andres, dem Tagauge entgegengesetztes Auge, d. h. für ein Na
auge sein. Daß es ein solches Auge gibt, davon belehren uns die Erscheinun
des Hellsehens im Somnambulismus (s. d.), indem es eine durch häu
Beobachtungen bestätigte Thatsache ist, daß die Somnambulen, in der Regel,
ihrem Sehen sich nicht des Kopfauges bedienen (welches in diesem Zustande ans
ungslos schläft), auch dazu nicht des gewöhnlichen Lichtes bedürfen. Da nun
Finsterniß in aller Hinsicht der Gegensatz des (kosmischen) Lichtes ist, so muß
die Verleiblichung der planetischen Thätigkeit oder Wechselwirkung, die man F
sterniß nennt, die entgegengesetzte der Lichtverleiblichung sein, die sich im Äther
stellt. (S. Licht.) Die dem Äther entgegengesetzte Materie ist aber der feste E
stoff, welcher daher als der Leib der Finsterniß erscheint, wenn diese als verfeste
Thätigkeit des Planeten betrachtet werden muß. Die Finsterniß trifft daher in
fern mit dem Erdmagnetismus (s. Magnetismus) zusammen, als dieser d
Lichte ebenso entgegengesetzt ist als die Finsterniß. — Diese Ansicht von d
Wesen der Finsterniß (wovon das Verdienst einem Runge gebührt) ist noch n
und man muß die Ausbildung derselben zu einer Theorie von der Folgezeit erwart
wozu die nöthigen Erfahrungen hauptsächlich die fernere Geschichte des thierisch
Magnetismus liefern dürfte. — Finsternisse, s. Mond- und Sonne
finsterniß.

Fioravanti (Valentin), ein florentinischer Tonsetzer, in der komische
Oper vornehmlich ausgezeichnet durch natürliche Laune, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit
und Anmuth; seit dem Juli 1816 Capellmeister bei St.-Peter in Rom. I
Neapel studirte er, in Turin aber betrat er seine theatralische Laufbahn. 179
schrieb er nämlich für das königl. Theater zu Turin: „Il furbo contro il furbo"
ihr folgte: „Il fabro Parigino". Darauf schrieb er mehre Opern für verschied
ital. Bühnen. 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm „I virtuosi ambu
lanti" aufführte; den Text dieser Oper ahmte Picard nach in s. „Comédiens am
bulans". Sie fanden nicht weniger Beifall als s. „Capricciosa pentita", d
man in Paris 1805 gegeben hatte. In s. zu Neapel aufgeführten Oper: „G
amori di Comingio e d'Adelaide", ist der Componist der echten Musikgattun
treu geblieben. Am meisten beliebt hat er sich, auch in Deutschland, durch s. k
mische Oper: „Le cantatrici vilane" („Die Sängerinnen auf dem Lande") g
macht, welche voll heiterer, lebhafter Laune und gefälliger Melodien ist, und d
Styl der komischen Oper classisch genannt werden kann. Übrigens hat er ei
Menge reizender Lieder mit Begleitung des Pianoforte geschrieben, von denen ein
zu London in Druck erschienen sind.

Firenzuola, s. Nannini.

Firmament, im gewöhnlichen Sprachgebrauch bei uns das scheinba
Himmelsgewölbe. Diese Benennung, die wir schon in den Religionsbüchern d
Juden finden, hat in der allen rohen Völkern gemeinen Vorstellung, daß der Him
mel ein festes Gewölbe sei, ihren Ursprung.

Firman, 1) bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Nam
des Kaisers ausfertigt; 2) in Ostindien die schriftliche Erlaubniß, Handel z
treiben.

Firmeln oder Firmen heißt in der römischen und griechischen Kirche d
Kind zu einer gewissen Zeit (gemeiniglich in seinem sechsten Jahre) mit Chrysa
salben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben, gleichsam d
Taufbestätigung, Confirmation, daher auch der Name.

Firmung, die Händeauflegung, ein Sacrament der Katholiken; d
Zweck derselben ist die Vollendung und Bestätigung der Getauften. Das Wes
dieses Sacraments ergibt sich am besten aus Apg. 8, 14—21; 19, 1—
Die Auflegung der Hände, welche der Taufe folgte, ohne mit ihr Eins zu s

den heiligen Geiſt, dieſelbe Gnade des heil. Geiſtes, welche die Apoſtel am gſtfeſte erhalten hatten und die in den erſten Zeiten der Kirche zuweilen auch auf wunderbare Weiſe ſich äußerte, z. B. durch Sprechen fremder Sprachen, ſagungen. Nothwendig waren dieſe beiden Wirkungen aber nicht (1. Kor. 12, 7—14). Überhaupt aber ward die Gnade des Geiſtes ertheilt. Paulus die Händeauflegung in die Reihe der allgemeinen und ewigen Lehren und An- n des Chriſtenthums (Hebr. 6, 1—5). Die Nachfolger der Apoſtel, und alle Vorſteher der chriſtlichen Kirche haben dieſe Händeauflegung ſtrenge und nein beobachtet, obgleich dieſelbe nicht immer und ſpäterhin gar nicht mehr mit erbaren Gaben verbunden war: ein offenbarer Beweis, daß man von jeher Jauben hatte, daß dieſe Händeauflegung für alle Zeiten angeordnet, und durch erwährend der heilige Geiſt, das iſt eine innere Gnade, mitgetheilt wird, wenn hiervon gar nichts mehr in der Erſcheinungswelt eintritt. — Die katholiſche he hat ſich hier an die übereinſtimmende Überlieferung gehalten. Mit dieſer Handauflegung iſt auch die Salbung der Getauften an der Stirne mit geweihtem verbunden, und für die ganze Handlung iſt im 5. Jahrh. der Ausdruck Confir- on, Firmung, aufgekommen. Die Firmung iſt das zweite der ſieben Sacra- n. Das 2. Concilium von Lyon von 1274 ſagt: „Die heilige Kirche lehrt hält feſt darauf, daß ſieben Sacramente ſeien — das zweite iſt das Sacrament firmung, welches die Biſchöfe durch Auflegung der Hände verleihen, indem ie Wiedergeborenen ſalben". Das Concilium von Trient enthält folgende ſtimmungen über die Firmung: „Wenn Jemand ſagen möchte, die Firmung Getauften ſei eine müßige Ceremonie, und nicht vielmehr ein wahres und eigent- s Sacrament, oder ſei ehedem nichts Anderes geweſen als eine gewiſſe Katecheſe, n die dem Jünglingsalter Nahe, vor der Kirche den Grund ihres Glaubens egen — anathema sit. (Sess. VII. de Confirm. cap. 1.) Wenn Jemand n möchte, daß Die, welche dem heiligen Chriſam der Firmung einige Wirkung breiben, den heiligen Geiſt beleidigen — anathema sit (cap. 2). Wenn Je- n ſagen möchte, daß der ordentliche Ausſpender der Firmung nicht der Biſchof n, ſondern jeder einfache Prieſter ſei — anathema sit (cap. 3). Wenn Je- n ſagen möchte, daß in den drei Sacramenten — der Firmung nämlich — ein Charakter der Seele aufgedrückt werde, das iſt ein geiſtliches und unver- liches Zeichen, weßhalb die gedachten Sacramente nicht wiederholt werden dür- - anathema sit". (Sess. VII. de Sacram. cap. 9). — Übrigens iſt die mung nur ein nützliches, nicht aber ein nothwendiges Sacrament. Leibnitz ſagt „Syſtem der Theologie", S. 213—215: „In Betreff des Sacraments„ irmung, welches einige (Proteſtanten) in Zweifel ziehen, haben wir, außer was die Schrift von der Händeauflegung kurz andeutet, die apoſtoliſche Über- ung der erſten Kirche, wovon Cornelius, Biſchof von Rom, bei Euſebius, prian der Märtyrer, das Concil von Laodicea, Baſilius und Cyrillus von alem und andre Väter mehr zeugen. Gelehrte Männer glauben, die Fir- ſei vormals mit der Taufe ausgeſpendet worden; es waren jedoch zwei von ber unterſchiedene Sacramente. Denn die Kirche fand für gut zu entſcheiden dem genug darüber geſtritten worden), daß Ketzer taufen und getauft werden n, die Firmung aber von dem geſetzlichen Ausſpender derſelben ertheilt werden . Auch fand ſie für gut, die Taufe ſobald als möglich den Kindern zu er- ; allein die Firmung kann nach ihrem Gutachten bis zu den Jahren der unft verſchoben werden. Woraus erhellt, daß die Taufe, welche den Grund viel nothwendiger ſei, die Firmung aber dem durch die Taufe begonnenen e die Krone aufſetze; daher glauben einige der Alten, die auf den Namen des ums, oder die Salbung, Anſpielung machen, das Derjenige, welcher nach aufe geſalbt worden, erſt nach empfangenen Gaben des Geiſtes, den Namen

eines Christen vollkommen verdiene, weil er, wie der Apostel sagt, da gleich König und Priester geworden ist". v. e. K.

Firmian, 1) **Karl Joseph**, Graf von, dieser verdienstvolle Staatsmann, geb. 1716 zu Deutschmetz im Trientischen, erhielt seine erste Bildung Erthal, Inspruck und Salzburg, und besuchte dann die Universität zu Le Von da begab er sich nach Frankreich und Italien, wo er seinen Geschmack für schönen Künste ausbildete. Als Franz I. den kaiserlichen Thron bestieg, kehrte mian nach Deutschland zurück, und widmete sich den Staatsgeschäften. Theresia sandte ihn als ihren bevollmächtigten Minister nach Neapel, und Folge in gleicher Eigenschaft nach der östr. Lombardei. Hier eröffnete sich ihr weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philosophie und Wissensch geleiteten Staatsmannes im größten Glanze zu zeigen. Er war es, der die zu den Wissenschaften in jenen Gegenden wieder erweckte, geistlichen Despotis und Vorurtheile zu vertreiben anfing, Bibliotheken errichtete und die Univ Pavia herzustellen suchte. Das ehemalige Herzogthum und die Stadt Mai haben ihm seit 1759 vorzüglich ihre Bevölkerung, Gründung verschiedener M facturen, Ausbreitung des Handels, Verbesserung der Landwirthschaft, tole Gesinnungen in der Religion und Cultur der Künste und Wissenschaften zu dan Diese Verdienste erhöhte er durch die ungemeine Leutseligkeit, mit welcher er Künstler und Gelehrten aufnahm und unterstützte, und durch die Einsichten, d selbst in vielen Fächern der Literatur zeigte. Er besaß eine auserlesene Bibli von 40,000 Bdn. und kostbare Kunstsammlungen. Sein Tod erfolgte den 20. 1782. 2) **Leopold Anton**, Erzbischof von Salzburg, Bruder des Vor gehenden, ist bekannt durch seine Verfolgung der sogenannten Ketzer in dem ga Umfange des Erzbisthums, wodurch nach und nach über 30,000 fleißige ruhige Menschen auf eine höchst gewaltsame Weise (die ersten mitten im Wi $17\frac{1}{2}$) aus dem Lande gejagt wurden. „Sein unmittelbarer Vorgänger, ein von Harrach," sagt Henke („Kirchengesch.", 5. Bd.), „hatte ihm gewiesen, wie geistlicher Fürst sich mit Weisheit leidend bei einem Zustande der Dinge verh kann, wo ein guter Theil Unterthanen hartnäckig auf Lehren hält, welche die schende Kirche für irrig und verdammlich erklärt hat. Aber der Graf von Fir hatte keinen Sinn für deutsche Verfassung, ließ sich von italienischen Günstli beherrschen, und von seinem Kanzler, einem unwissenden aber schlauen Ti in allen Dingen berathen. Er kannte keinen höhern Fürstenberuf, als sich sein zu lassen und seine unbegüterte Familie zu bereichern. Schon die Abzug der, auf die er rechnete, wenn die Ketzer auswandern mußten, reizten ihn; li sich aber einleiten, daß sie als Empörer bestraft werden konnten, so lachte ihm herrliche Erbschaft entgegen". Seine Verdienste zu belohnen, verordnete Papst, daß ihm und seinen Nachfolgern künftig der Titel: „Hoheit" (Excel sua Celsitudo) auch von Cardinälen gegeben werden solle. Er starb 1744.

Firniß, der Name eines jeden, glanzgebenden und gegen Feuchti schützenden Anstrichmittels. Nach dieser Erklärung sind die Lackfirnisse vor weise Firnisse, und es gehört die Farbe, die man einem Firniß beimischen soll, mit zum Begriff desselben, weil sie eben nur Beimischung, nichts Wesentliche **Malerfirniß** ist ein aus Leinöl bereiteter Firniß, dessen man sich in der Ö lerei bedient, um die Farben damit anzumachen (anzureiben) und aufzutr Die mit diesem Firniß vermischten (eingerührten) Farben heißen Ölfarben, m man sowol hölzerne Geräthe anstreicht, als auch Ölgemälde verfertigt, welch Dauer gegen die Feuchtigkeit der Luft, Motten u. dgl. dem Firniß (Malerfi verdanken. Die Bereitung dieses Firnisses beruht darauf, daß man das L mit Bleioxyden oder Bleikalken (z. B. Bleiglätte, Bleiweiß, Mennige), we man auch etwas weißen (Zink-) Vitriol zusetzt, vermischt, wodurch dem Leinö

igen Theile entzogen werden, indem ſie ſich in der Wärme mit den genannten ingen verbinden; denn der ſchleimige Beſtandtheil der fetten Öle iſt eben as ſie ſchmierig macht, d. h. das Trocknen derſelben verhindert. Daher nan den Malerfirniß auch trocknendes (entſchleimtes) Leinöl. Man erreicht n Zweck, in gewiſſem Grade, auch ohne Zuſatz, durch bloßes Eindicken chen), auf welche Art der Druckerfirniß (Firniß der Buch- und Kupfer-) bereitet wird. Außer der Beſtimmung des Malerfirniſſes zu Ölmalerei n Anſtreichen mit Ölfarben, bedient man ſich deſſelben auch zur Bereitung ten Lackfirniſſe (Öllacke), als Löſungsmittel der Erdharze. (S. Lackiren.)

Firnißbaum wächſt in Nordamerika und Japan. Der Gummi deſſelben Stoff der feinſten chineſiſchen Firniſſe, womit die Chineſen faſt alle Meuberziehen. Dieſer Gummi entſchwitzt dieſem Baum bereits im 7. und 8. J. t. Der Einſchnitt in die Rinde liefert zwar mehr Gummi, reizt ihn aber als ſich ſonſt die Vegetationsjahre auszudehnen pflegen, dem Abſterben. giftige Saft muß, um nicht beim Kochen als Gift dem Firnißverfertiger zu ſehr vorſichtig behandelt werden. 50 Stämme geben in einer Nacht 16 Firniß.

fiscal, in den meiſten deutſchen Staaten ein Beamter, welcher die Gen und das Intereſſe des Staats vor Gericht zu vertreten hat, alſo eigentlich , was in Frankreich unter dem Ministère public, den Staatsanwalt, ten wird. Im ehemaligen deutſchen Reiche waren bei dem Reichskammerund bei dem Reichshofrathe Reichsfiscale angeſtellt, deren Obliegenheit war, ſtiger aufzutreten, wenn die Gerechtſame, Geſetze und Verfaſſung des verletzt wurden, z. B. gegen Mißbräuche des Münzregals, gegen Stö- des Landfriedens u. dgl. 37.

Fiſchart (Johann), genannt Menzer, und in verſchiedenen Schriften mit dem Namen bezeichnet, war nach Einigen, die ſeinen Beinamen daher n, aus Mainz, nach A. aus Strasburg, D. der Rechte und Reichskammerr, um 1586 Amtmann zur Forbach bei Saarbrück, und ſtarb vor 1591. bekannt ſeine Lebensumſtände ſind, ſo dunkel iſt noch Manches in Hinſicht r Schriften, die, meiſt ſatyriſchen Inhalts, theils in Proſa, theils in Verſen aus beiden gemiſcht, und faſt mit den ſonderbarſten Titeln verſehen ſind. ſtaker iſt er unſtreitig der zügelloſeſte ſeines und vielleicht aller Jahrhunderte, öpflich an drolligen, launigen, witzigen, nicht ſelten zugleich zweideutigen nutzigen Einfällen, auf das genaueſte bekannt mit den Thorheiten ſ. Zeitalnd nie ungewiß über den Ton, in welchem ſie bald verlacht und ausgehöhnt, der gegeißelt werden müſſen. Die deutſche Sprache behandelte er mit unter Freiheit, ſchaffte ſich Wörter und Wendungen, ohne die Analogie im n zu berückſichtigen, zeigte aber auch in den willkürlichſten Sprachformen Lehrſamkeit und ſeinen Witz. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck übertreffbar, und ſelbſt aus den ſchalkhafteſten Ergießungen ſeines fruchtreichs leuchtet überall eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit Seine bekannteſten Arbeiten ſind eine freie Bearbeitung des „Gargantua" Rabelais; (zuerſt gedr. 1552); „Das glückhaft Schiff von Zürich" (1576, 4.); „Praktik Großmutter" (1574); „Bienenkorb des heiligen römiſchen Reichs Bienwarms" (1579); „Hultrich Elloposcleron Flohſchatz und Weiberſchatz" o. (nachher Strasb. 1577) u. a. Wir finden bei ihm den erſten Verſuch in Hexametern, den er nach ſeiner Äußerung gemacht hat: „dieweil daraus Fertigkeit der deutſchen Sprache in allerhand Carmina beſcheint, und wie nach Anſtellung des Hexametri oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung mit ſylbengem Sechsſchlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein eſſen forthin weiche". Sie ſind zugleich gereimt und in ihrem Bau ſehr willkür-

lich. An Sprache, Bildern und sinnlicher Fülle, sagt J. Paul Fr. Richter, trifft F. den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und Aristophan Wortschöpfung. Er ist mehr dessen Wiedergebärer als Übersetzer; sein goldh Strom verdiente die Goldwäsche der Sprach- und Sittenforscher. Sein f Capitel über Eheleute ist ein Meisterstück sinnlicher Beschreibung und Beobach aber keusch und frei wie die Bibel und unsere Vorältern.

Fischbein, vorzüglich die Kiefern und Barten des Wallfisches. E sind dicke, oft 100 Pfund wiegende Hornlagen im Oberkiefer des Wallfisches man spaltet, reinigt und zu Stäben und Stangen unter dem Namen schr Fischbein schneidet, und zu Stöcken, Schnürleibern, Regen- und Sonnensch u. s. w. verbraucht. — **Weißes** Fischbein nennt man die Bemme oder Kr der Meerspinne oder Seekatze, welches von den Gold- und Silberarbeitern gep gebraucht wird.

Fische, Wasserthiere mit rothem, kalten Blut, mit Knorpeln und Gr statt der Knochen, und mit Flossen, statt der Gliedmaßen, welche die im W aufgelöste Luft durch Kiemen, statt der Lungen, einziehen und zersetzen. I dem Wasser leben sie nur für eine kurze Zeit, doch sieht man Aale oft auf dem T nen und zwischen Erbsenfeldern; ja, bei Tranquebar gibt es Barsche, die, ve telst der Dornen an ihren Flossen, auf Palmenbäume klettern. Nachdem di sche Knorpel oder Gräten haben, werden sie in zwei allgemeine Classen get Die Knorpelfische haben entweder Kiemendecken, oder nicht. Zu diesen gehören Lampreten, Rochen und Hayen, zu jenen die Störe, Stachelbäuche, Meerna Aale und Schwertfische. Die eigentlichen Grätenfische werden nach dem St der Bauch- und Brustflossen abgetheilt. Bei der Aalraupe, dem Dorsch Schellfisch sitzen die Bauchflossen vor den Brustflossen; bei den Seebrachsen, L schen, Zandern, Makrelen und Kaulköpfen finden sich die Bauchflossen gerade u den Brustflossen; hinter den letztern aber stehen die erstern bei den Lachsen, Hec Häringen, Karpfen und Karauschen. In dem Bau des Fischkörpers sind die F sen, als die einzigen Bewegungswerkzeuge, sehr bemerkenswerth. Sie bestehen dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten f stigt, die durch bestimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit seiner F dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung geben. Auch der erste Antrieb zum Schwimmen geht offenbar vom Schwanze doch müssen die übrigen Flossen nicht allein die Lage des Fisches führen, s auch die Richtung seiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine B flossen hat, ebenso schwimmt wie die Wasserschlangen, indem er mit dem Körper wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fische sind v Fleischgewebe warmblütiger Thiere gänzlich zu unterscheiden. Sie bestehen aus oder bleichen Schichten dickerer Fasern als die Muskeln warmblütiger Thie ben; zwischen diesen Schichten befindet sich Eiweißstoff, der sehr schnell na Tode in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnenwerkzeuge und das N system der Fische, so ist erstlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im hältniß zum übrigen Körper merkwürdig. Wenn dasselbe bei dem Menschen zig bis dreißig Mal kleiner ist als der übrige Körper, so ist es beim Hai 2500 beim Thunfisch sogar 37,400 Mal kleiner, ist dabei von geringerer Festigkeit warmblütigen Thieren, und besteht größtentheils aus Hügeln, den Nerven ähnlich. Das kleine Gehirn ist nur eine Querplatte, und es fehlt ihm v Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höhern Thiergat kennt. Die Nerven der Fische sind im Ganzen weicher, als die der höhern T und stellen bei einigen so starke Erreger der Elektricität dar, daß die m Schläge gegeben werden, die aber sogleich aufhören, wenn man die Ner schnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der elektrische Ufals, der

tschwanz und der elektrische Stachelbauch sind die fünf Fische, die man als le-
ige Volta'sche Säulen betrachten kann; denn sie haben zwei muskulöse Säu-
durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigstens beim Zit-
chen unter den krummen Knorpeln der großen Seitenflossen liegen und von eig-
Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fische betrifft, so sind die
h- und Schwerkzeuge unstreitig am meisten ausgebildet. Auch riechen die Fi-
den Köder viel weiter als sie ihn sehen, und der Hai scheint die Ausdunstungen
nzer Menschen in unglaublichen Entfernungen zu wittern. Zwar entbehren
fische der großen Stirn- und Kieferhöhlen, welche bei höhern Thieren gleichfalls
der Riechhaut überzogen sind; zwar steht ihr Riechorgan in keinem Zusammen-
g mit den Athemwerkzeugen, und das Wasser leitet die Riechtheilchen wahr-
nlich viel weniger als die Luft; aber sie haben sehr große Riechnerven, deren
ge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden sind. Was das Seh-
zeug betrifft, so haben sie im Ganzen sehr große Augen, in der Regel aber keine
nder, sondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und scheint bei
Blindfisch sogar nur eine geringe Durchsichtigkeit zu haben. Die Hornhaut
r flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Krystallinse, die selbst durch das
ch vortreten kann, so daß wenig Raum für die wässerige Feuchtigkeit ist. Die
allinse der Fische ist dagegen fast kugelig, und dabei von einer viel größern Dich-
t als bei den Landthieren; sie wird wahrscheinlich von einem fächerförmigen Or-
ngt, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und sich an sie anlegt.
Regenbogenhaut hat meist einen außerordentlichen Glanz, und eine schöne rothe
Goldfarbe; der Glaskörper ist aber sehr klein. Die Werkzeuge des Gehörs sind
ig ausgebildet, obgleich dieser Sinn sich durchaus den Fischen nicht ableugnen läßt.
äußere Gehörgang kommt nur bei Knorpelfischen mit innern Kiemen vor, wie
n Haien und Rochen; die eigentlichen Grätenfische entbehren dagegen des äußern
s völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die sich in
n Sacke, mit Nervenmark gefüllt, welcher drei steinharte Knöchelchen enthält,
en; dies ist das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommner scheint das Ge-
ckorgan zu sein. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die
n derselben sind Zweige derer, die die Kiemen versorgen. Das Athmen der
geschieht durch Hülfe der Kiemen; dieses sind bekanntlich sehr gefäßreiche
n, vier an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befestigt
dieser hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zusammen. Bei
norpelfischen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und
ren äußere Öffnungen in bestimmter Anzahl hinein; so haben die Lampreten
derjenigen sieben, die Rochen und Haien aber fünf dergleichen Öffnungen.
dem haben mehre Fische einen eignen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemen-
die sich zusammenziehen und ausdehnen kann. Sie enthält eine bestimmte
e von krummen Knörpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar
rch die Kiemen nur die mit dem Wasser gemischte Luft aufgenommen wer-
Dazu kommt bei den meisten die sogenannte Schwimmblase durch einen eig-
uftkanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Diese soll
as enthalten; gewiß aber ist es, daß sie das Aufsteigen im Wasser befördert.
ehre Fische, wie der Peizker und der Bartgründel, auch durch den After ath-
ist vollkommen erwiesen. Ja, den Längfisch soll man in der Tiefe des Mee-
en an den aufsteigenden Luftblasen erkennen. In der Regel haben die Fische
Stimme; der Knurrhahn aber, der Peizker, die Forelle und einige andre ge-
wenn man sie drückt, einen knurrenden Laut von sich, wobei sie die größten
ngungen beweisen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es ist sehr wahrschein-
daß dieser Laut durch die aus der Schwimmblase mit Gewalt hervorgepreßte
wirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fischen auf

andre Art von statten als bei höhern Thieren. Das Herz besteht nur aus ei Vorhof und einer Kammer; es nimmt das Blut aus dem Körper auf, und schic durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Be rung des Wassers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerstoff versehen, t eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zusammei ßen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Her ist bei den Fischen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark als bei hö Thieren; daher jene Bewegung noch viele Stunden lang fortdauert, nachdem Gehirn und Rückenmark schon zerstört worden. Der Milchsaft, aus dem Sa brei der Fische bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die sich unmittelb die Venen endigen, ohne durch Drüsen zu gehen. Obgleich die meisten Fische legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, gibt es Knorpelfische, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fi gibt, ist neuerlich mit der größten Zuverlässigkeit erwiesen worden; denn be Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Roggen zugleich). Die Fruch keit der Fische ist größer als die irgend eines andern höhern Thiers. Bei der S hat man 38,000, bei der Makrele 546,000, und beim Kabliau sogar 1,357 Eier in einem einzigen Roggen berechnet. — Noch ist zu bemerken, daß zwölfte Sternbild des Thierkreises den Namen der „Fische" führt.

Fischer (Gotthelf), ausgezeichneter Naturforscher, russischer w Staatsrath, Vicepräsident der medic. chirurg. Akademie und Professor der versität zu Moskau, geb. am 15. Oct. 1771 zu Waldheim in Sachsen. A den ersten gelehrten Unterricht auf dem Gymnasium zu Freiberg erhalten hatte er sich die Freundschaft des dort auf der Bergakademie studirenden Alex. von H boldt erwarb, ging er nach Leipzig, um sich der Arzneiwissenschaft zu wid Pflanzenkunde und Anatomie waren seine Lieblingsbeschäftigungen, und er m sich zuerst durch seinen „Versuch über die Schwimmblase der Fische" (Leipz. 1 bekannt, die er wegen der Menge der darin befindlichen Gefäße für Zusatzorgan Athemholens hielt. Spätere Untersuchungen dieses Organs führten ihn zu der deckung eines neuen Wurms in der Schwimmblase der Forelle. Alex. von H boldt und dessen Bruder wählten ihn zu ihrem Begleiter auf ihrer Reise Deutschland und Frankreich. In Paris beschäftigte er sich unter Cuvier's Le vorzüglich mit der vergleichenden Anatomie, wozu die reiche Sammlung, die er fand, ihn reizte. Die nächsten Früchte dieser Beschäftigung waren s. „Über die verschiedene Form des Intermaxillar-Knochens" (Leipz. 1800), wo neue Ansichten über diesen Gegenstand aufstellte; s. reichen „Beiträge zur N geschichte der Affen" (in s. „Naturhistorischen Fragmenten", 1801); s. „Beobac gen über die abweichende Bildungsart der Zähne der Säugthiere und Fische". erhielt 1800 den Ruf als Lehrer der Naturgeschichte an der Centralschule in M als er aber bei seiner Ankunft fand, daß die dortige Jury ihre Stimme bereits e Andern gegeben hatte, trat er zurück, und nahm die Stelle eines Bibliothekar Dieser neue Wirkungskreis führte ihn zu Untersuchungen im Gebiete der Bibli phie und besonders zu Forschungen über die Geschichte des Bücherdrucks und d testen Druckwerke. Er entdeckte den damals ältesten Druck mit Jahreszahl, schrieb eine Menge alter Drucke und bemühte sich vorzüglich, Guttenberg's A an der Erfindung der Buchdruckerkunst genau zu bestimmen, in s. Schrift: „I sur les monumens typographiques de Jean Guttenberg" (Mainz 1804). N Erläuterungen über diesen Gegenstand enthält s. in 6 Lief. (Nürnb. 1801—; schienene „Beschreib. typograph. Seltenheiten und merkw. Handschriften nebst N zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst", und s.: „Notice du premier nument typographique en caractères mobiles avec date" (Mainz 1804). und Millin erkannten Fischer's Verdienst in diesem Gebiete laut an. Bereits

Mitglieds des Gemeinderaths von Mainz erwählt, ward er späterhin zum Abgeordneten nach Paris ernannt, als die Gemeinde dem ersten Consul das Gesuch vorlegte, sie zur Handelsstadt umgeschaffen zu werden. Fischer erlangte bei dieser Gelegenheit die Erlaubniß, aus den verschiedenen, zum Staatseigenthume gehörigen Büchervorräthen in Paris eine Bibliothek für Mainz auszuwählen, die aus franz. Classikern und andern wissenschaftlichen Werken in 3000 Bdn. bestand. Während s. Aufenthalts in der Hauptstadt machte er den Entwurf zu einer Schilderung des Naturaliencabinets und der Naturgeschichte, worin er besonders geschichtlich darzuthun suchte, daß nicht eigentlich die todten, obgleich reichen Sammlungen allein dieser Wissenschaft ihren Glanz verliehen, sondern daß der Zweck derselben, stets auf den Unterricht einzuwirken, und eine Reihe für dieselben ausgewählter Lehrer sie zu ihrer Höhe emporgehoben haben. In Mainz beförderte er die Entstehung einer Gesellschaft der Wissenschaften, deren beständiger Secretair er wurde. Die Naturgeschichte und vergleichende Anatomie beschäftigten ihn jedoch fortdauernd, wie sein 1803 erschienenes Werk „Über die Anatomie der Maki" bewies. In dems. J. verließ er Mainz, um die Stelle eines Professors und Directors des Museums zu Moskau anzunehmen. Die reiche Sammlung, der er vorstand, wurde dem Publicum geöffnet und von ihm in einem Werke („Description du Muséum d'histoire naturelle", Moskau 1805) beschrieben, wozu er die Kupfer selbst radirte, da es an Zeichnern mangelte. Er ward in demselben Jahre Stifter der Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau, welche später den Titel der kaiserlichen und die damit verbundenen Vorrechte erhielt. Fischer beobachtete alle Theile des weiten Gebiets der Naturgeschichte; daher verdankt ihm auch die Kunde der fossilen Thierkörper Manches, selbst von Cuvier anerkannte, Entdeckungen. Für seinen Beruf als öffentlicher Lehrer wirkte er durch s. „Übersicht der Thierkunde" („Tabulae synopticae mammalium", 3. Aufl. 1813), ein bequemes Hülfsmittel zur Bestimmung des Platzes, welcher jedem Thiere in der systematischen Anordnung gebührt, und durch s. vorzüglich auf Werner's System gegründete „Darstellung der Oryktognosie" („Dictionnaire du système d'oryctognosie", Moskau 1811), das auch durch Beifügung der russischen, deutschen, französ. und latein. Namen nützlich ist. Später (1811) erschien dieses Werk in erweiterter Gestalt in russischer Sprache. In dem Brande von Moskau traf ihn das Unglück, nicht nur das große Museum, das seine Thätigkeit zu so glänzender Höhe gehoben hatte, sondern auch s. eignen Sammlungen, viele Präparate, die zur Fortsetzung der Anatomie der Maki gehörten, sowie eine reiche Schädelsammlung, die für eine bereits angekündigte vergleichende Anatomie der Thierschädel war angelegt worden, von den Flammen vernichtet zu sehen. Nicht gebeugt von diesem empfindlichen Verluste, fing er gleich nach Rückkehr des Friedens an, das Museum der Universität herzustellen, welches sich bald wieder zu einem so schönen Ganzen sich bildete, daß es schon jetzt eine der reichsten Sammlungen ist. Er wurde 1817 zum Vicepräsidenten der kaiserl. medicinisch-chirurgischen Akademie ernannt, der er sowol durch Verbesserung der innern Einrichtung, als durch Gründung eines Klinikums und eines durch Beiträge entstandenen Museums große Dienste geleistet hat. Die neueste Bereicherung, welche die Naturgeschichte ihm verdankt, ist s. „Beschreibung der Insekten Rußlands" („Entomographie de la Russie et genres des insectes"), 2 Bde. 26.

Fischer (Christian August), Verf. mehrer eignen und glücklicher Bearbeiter fremder Reisebeschreibungen, herz. meiningischer Legationsrath und gewesener Professor der Culturgeschichte und Literatur der schönen Redekünste auf der Universität zu Würzburg, geb. 1771 zu Leipzig, schrieb und übersetzte Romane; dann machte ihn s. „Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua" (1799), worin einen großen Theil von Spanien berührt, vortheilhaft bekannt. Er ließ diesem auch später noch andre über Spanien folgen, die jedoch weniger Ausbeute eigner

Beobachtungen und Untersuchungen, als gewandte Benutzung fremder Forschung wie das „Gemälde von Madrid" (1802), das „Gemälde von Valencia" (180 oder nur gefällige Verdeutschungen ausländischer Originale sind, wie das „Gemä von Spanien 1803, nach Laborde" (1809—10). Auch seine vielen andern Re beschreibungen, größtentheils Nachbildungen, zeichnen sich durch geistreiche Zusa menstellung und anziehende Darstellung aus. Zu den vorzüglichsten gehören „Bergreisen" (1804—5), „Reisen ins südliche Frankreich" (1805), „Allgem unterhaltende Reisebibliothek" (1806—8), „Gemälde von Brasilien" (181 Eine von ihm 1821 unter dem Pseudonamen Felix von Fröhlichsheim heraus Flugschrift: „Katzensprung von Frankfurt nach München" (Leipz. bei Hartkn veranlaßte gegen ihn fiscalische Untersuchungen, insbesondere wegen der darin ge den k. bair. Finanzminister von Lerchenfeld enthaltenen beleidigenden Anführung In Folge dieser Untersuchungen ward Fischer 1821 zu mehrjährigem Festungsar verurtheilt, aus welchem er den 22. Juni 1824 entlassen wurde; seit der Zeit l er in Bonn. Im Gefängnisse schrieb und sammelte er: „Hyazinthentaschenbuch 1825" (Frkf. a. M.). Dann gab er den „Curiositätenalmanach" heraus (1. Jah Mainz 1825). S. „Cabinetsstücke eines Gefangenen" (Frkf. a. M. 1825, Bdch.) sind ebenfalls eine Frucht seiner unfreiwilligen Muße. Ferner gab „Neue Kriegs- und Reisefahrten" (Frkf. a. M. 1825) und eine Samml. von Wa Irving's und Cooper's Romanen, heraus.

Fischerring (Annulus piscatoris). Die Verfügungen der römisch Curie werden bekanntlich nicht vom Papst unterzeichnet, sondern ihre Glaubw digkeit hängt vom Papier, Bindfaden und Siegel ab. Diese Verfügungen the sich in Bullen und Breven. **Bullen**, von der apostolischen Cancellaria aus fertigt, sind für wichtigere Gegenstände bestimmt und haben schwärzliches, stark rauhes Pergament und gothische Buchstaben, sowie das bleierne Siegel, wel auf der einen Seite die Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus, auf der and Seite aber den Namen des regierenden Papstes darstellt. In Ehe- und Rechtl chen werden diese Bullen in der Form Dignum ausgefertigt, und das Bleis hängt dann an einem hänfenen Bindfaden, in Gnadensachen hängt das Siegel an einem roth und gelblichen seidenen Faden. — **Breven** werden in minder w tigen Gegenständen ausgefertigt und zwar von der apostolischen Secretarie. D haben feines, weißes Pergament und lateinische Buchstaben, und das Siegel ist Fischerring, in rothem Wachs abgedruckt. Dieses Siegel hat seine Benenn daher, weil das Bild Petrus des Fischers dadurch dargestellt wird. Der P selbst oder einer seiner Vertrauten bewahrt dieses Siegel und nach seinem Tode pf es der Cardinalkämmerer zu zerbrechen. Die Stadt Rom schenkt jedem neu wählten Papst einen solchen Siegelring. — Die Glaubwürdigkeit päpstlicher kunden hängt von der genauen Beobachtung jener Förmlichkeiten ab, und irgend Mangel läßt auf eine Fälschung schließen. v. e. K

Fiscus, im römischen Recht die Privatkasse des Kaisers, unterschieden der Staatskasse, dem aerarium publicum; wogegen dies im neuern Rechte ge umgekehrt ist, die Staatskasse unter dem Namen des Fiscus verstanden und die desherrliche Privatkasse die Chatoulle genannt wird. Insbesondere wird dieser A druck insofern von der Staatskasse gebraucht, als Strafen, herrenlose Güter, chen, welche dem Verkehr entzogen werden, oder deren die Privatbesitzer aus in einem Rechtsgrunde verlustig werden (z. B. unerlaubte Geschenke, Legate, b sich der Legatar unwürdig macht u. s. w.), ihr zufallen, und als von ihren beson Vorrechten die Rede ist. Diese Vorrechte sind schon im römischen Recht auf deutlich ausgedehnt, ob sie gleich im Ganzen allerdings auf richtigen Gründen b hen. Es gehören dahin: das gesetzliche Unterpfandsrecht, welches dem Fiscus die Güter seiner Verwalter und Derer, die mit ihnen contrahirt haben, zuko

Recht, Zinſen zu fodern, wenn ſie auch nicht bedungen ſind, dagegen nie Verzinſen zu entrichten, längere gegen ihn ſtatt findende Verjährungsfriſten, Befreiung von Cautionen und von Proceßkoſten u. ſ. w. Das Recht, einen Fiscus haben (Fiscalgerechtigkeit), bedeutet alſo theils das Recht in einem gewiſſen Bezirke fiscaliſchen Nutzungen und anfallenden Vortheile zu beziehen, theils die dem Fiscus zu Vorrechte des Fiscus zu genießen, und ſteht im Allgemeinen nur der Staatskaſſe zu, iſt aber auch häufig andern Caſſen und Behörden, als den Ärarien Städte, den landſchaftlichen Caſſen, den Stiftungen, Univerſitäten, ritterſchaftlichen Creditvereinen u. ſ. w. mit den aus der Natur der Sache fließenden Modificationen eingeräumt worden. 37.

Fiſtel, beſſer Falſet, in der Geſangkunſt diejenigen höhern, die natürliche Stimme überſchreitenden Töne der Menſchenſtimme, welche durch eine gewiſſe Spannung des Kehlkopfs erzwungen werden. Kopfſtimme, im Gegenſatz der Bruſtſtimme, d. i. der Töne, die im natürlichen Umfange der Stimme liegen. In der Fiſtel durch die Fiſtel ſingen, gebraucht man beſonders von Perſonen, welche mit ihren Stimmen die Höhe der Alt- und Discanttöne erzwingen. Ehedem nannte man die höchſten und tiefſten Töne der Blasinſtrumente, deren man ſich nur ſelten bediente, ebenfalls Falſettöne. — Fiſtel (Krankheit), ein Röhrgeſchwür, Hohlgeſchwür mit einer oft ganz geringen Öffnung, welches in mehr oder weniger langen, geraden oder gekrümmten, weitern oder engern, einfachen oder vielläſtigen Canälen unter der Haut, zwiſchen Muskeln, Knochen, Bändern, Häuten u. ſ. w. im Zellgewebe fortläuft, und bisweilen in eine innere Höhle, ſelbſt in die Subſtanz eines innern Organs führt. Aus der Fiſtel fließt entweder bloße Jauche in verſchiedener Menge und Beſchaffenheit, oder zugleich die Feuchtigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ gibt, auch andre daher kommende Dinge. Nach dem Theile, woran ſie vorkommt, beſtimmt man ihren Namen: Thränen-, Speichel-, Bruſt-, Bauch-, Zahnfiſtel u. ſ. w.

Fitz, eine bei engliſchen Eigennamen nicht ungewöhnliche Vorſetzſylbe (Fitz-Albert, Fitz-Clarence, Fitz-James), welche inſofern mit dem ſchottiſchen Mac, irländiſchen O' und dem hebräiſchen Ben verwandt iſt, daß ſie, gleich jenen, ſo viel als Sohn bedeutet, und in Verbindung mit dem Namen, welchem ſie vorgeſetzt wird, auf den Stammvater Derer, die ſie tragen, hinweiſt; wobei jedoch der merkliche Unterſchied nicht zu überſehen iſt, daß Fitz immer die uneheliche Abkunft bezeichnet. So ſind die Fitz-Clarence, Söhne des königl. Herzogs Clarence und der Schauſpielerin Mrs. Gordon. Eine ſolche Abkunft thut übrigens in England der bürgerlichen Ehre ſo wenig Abbruch, daß ſelbſt unter dem hohen Adel viele Fitze ihre unehelichen Erzeuger ungeſcheut in ihren Stammbaum ſetzen.

Fiume (St.-Veit am Flaum), mit 743 H. und 7600 Einw., Hafen am äußerſten Ende des Golfs von Quarnaro am adriatiſchen Meere, zugleich Hauptſt. des ungeriſchen Küſtenlandes oder Litorale (6½ □M.), das zum Königr. Kroatien gehört. F. iſt der Sitz des küſtenländ. Guberniums; hier befindet ſich ein Wechſelgericht, Sanitätsamt, Gymnaſium, ein ital. Theater u. ſ. w. Die Fabriken ſind bedeutend; beſonders wird viel Roſoglio, Taback, Tuch, Zucker, Seife, Wachs, Seilerarbeit verfertigt und damit anſehnlicher Verkehr getrieben. Der Handel beſchäftigt ſich mit der Ausfuhr dieſer Gegenſtände und andrer Naturproducte, ſowie mit dem Vertriebe nach dem Innern der öſtr. Staaten, von Gewürzen, Reis und andern Objecten, deren Einfuhr erlaubt iſt. Von 1809—13 war F. im Beſitz Frankreichs. Es liegt etwa 20 Stunden von

Fix (latein. fixus), feſt, unverrückt, unwandelbar, daher fixiren, ſcharf ins Auge faſſen, feſthalten einen Gegenſtand, oder ſich fixiren, einen feſten Wohnort nehmen. Fixe Idee iſt eine ſelbſt gebildete Vorſtellung, welche der Seele un-

aufhörlich vorschwebt, oder durch die entferntesten Ähnlichkeiten geweckt wird, u in strengem Sinne genommen, einen geisteskranken Zustand bewirkt, indem sie Seele unwillkürlich beherrscht. Nach einer etwas modificirten Bedeutung h fix auch so viel wie feuerbeständig, womit wir bezeichnen, daß sich eine S nicht durch Hitze verflüchtigen oder in Dämpfe verwandeln lasse. So sind G Platina u. s. w. fixe oder feuerbeständige Metalle. — Fixe Luft, s. G arten.

Firmillner (Placidus), Benedictiner und Astronom im obere Stift Kremsmünster, geb. d. 28. Mai 1721 in dem nahegelegenen D. Achle machte s. ersten Studien in diesem Kloster, dessen Abt sein Verwandter war, vollendete sie in Salzburg, mit steter Vorliebe zur Mathematik. 1745 kehrt für immer ins Kloster zurück, dessen Noviz er schon 1737 geworden war. Er kleidete von nun an bei der um diese Zeit in Kremsmünster errichteten adeligen terschule 40 Jahre lang mit Ruhm die Professur des Kirchenrechts. Vorzügli Verdienst erwarb er sich als Beobachter und Schriftsteller um die Sternku nachdem der Abt, sein Oheim, 1747 einen mathematisch-physikallschen Salon Kloster errichtet, und von 1748—58 eine Sternwarte zur Beschäftigung sei Conventualen erbauet hatte. 1762 ward Firmillner wegen seiner mathematisch Kenntnisse zum Astronomen des Klosters ernannt, ungeachtet er sich zuvor nie m der ausübenden Sternkunde abgegeben, und nicht einmal in der Literatur die Wissenschaft zu Hause war. Lalande's Werke, und ein gemeiner Dorfzimm mann, der weder lesen noch schreiben konnte, aber große mechanische Talente be wurden seine Hauptstützen. Letzterer bauete nach seiner Anleitung sehr gute Mau quadranten, Zenithsectoren, Passageinstrumente und Pendeluhren. Den übrig Bedarf gab die Fremde, und so ward die Sternwarte zu Kremsmünster bald eine besteingerichtetsten und berühmtesten Deutschlands durch Firmillner's Thätigkeit, ihre Geschichte und seine Beobachtungen in eignen Werken („Decennium astr. a. 1765 ad a. 1775" u. „Acta astr. Cremissamensia ab a. 1776 ad a. 179 bekannt machte, und in mehren gelehrten Journalen und Denkschriften als Mi beiter auftrat. Nur durch seine vielen (damals noch sehr schwierigen) Merkur obachtungen, ward Lalande in den Stand gesetzt, seine genauen Merkurstafeln fertigen. F. war einer der ersten Beobachter und Berechner der Uranusbahn, tigte auch Tafeln darüber und war der Erste, der Bode's Vermuthung, daß der Flamsteed 1690 beobachtete, und dann verschwundene 34. Stern des Stiers Planete gewesen, prüfte und theoretisch erwies. Eigen war ihm, wie wenig and Astronomen, daß er alle seine Beobachtungen auch selbst, und zwar doppelt berechn Er starb d. 27. Aug. 1791, 72 Jahre alt. Der Charakter dieses Musters ei wahren Ordensmannes war sanft und liebenswürdig.

Fixsterne, diejenigen Sterne, die stets in einerlei Lage zu einander u stets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben scheinen; es sind mithin Gestirne am Firmament, mit Ausnahme der Planeten (sammt ihren Monden) u Kometen, unter diesem Namen begriffen. Außer den scheinbaren Bewegungen Fixsterne aber, welche von dem täglichen Umschwunge unserer Erde um ihre Ac von dem Fortrücken der Äquinoctialpunkte (s. Vorrücken der Nachtgleich und von der Abirrung des Lichts (s. d.) verursacht werden, hat man doch eigne sehr langsame Bewegung an denselben beobachtet, sodaß die Angabe, daß Fixsterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht streng richtig ist. So man gefunden, daß z. B. der Sirius seit Tycho de Brahe um 2 Minuten von Stelle gerückt sei u. s. w., wogegen indeß namentlich Herschel („On the proper m tion of the sun and solar syst." in den „Philos. trans." Bd. 73) mit überwiegend Gründen darthut, daß jene scheinbare Ortsveränderung vielmehr von einer wirklich Ortsveränderung unsers Sonnensystems im Weltenraume herrühre. Ferner hat m

u bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erſchienen und wieder verſchwun-
d; an andern bemerkt man, daß ihre ſcheinbare Größe abwechſelnd zu- und
mt. Ihre Entfernung von unſerer Erde iſt in der eigentlichſten Bedeutung des
s unermeßlich; die ſtärkſten Teleſkope ſind nicht vermögend, an ihnen einen
chen Durchmeſſer wahrzunehmen. Einen Begriff von der Größe derſelben
n Umſtand, daß, obgleich wir uns ihnen abwechſelnd um 40 Mill. Meilen
n Durchmeſſer der Erdbahn) nähern, und um ebenſo viel von ihnen entfer-
noch kein Unterſchied an ihnen wahrzunehmen iſt. Hungens hat, durch Ver-
ung der Lichtſtärke des Sirius und der Sonne, die Beſtimmung ſeiner Entfer-
von der Erde verſucht, und ſie, unter der Vorausſetzung, daß der Sirius nur
ße unſerer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer, als die Entfernung der
u berechnet. So ungleich dergleichen Angaben ſein mögen, ſo reichen ſie doch
mmen hin, uns zu überzeugen, daß der Weltenraum einen, jede menſchliche
ngskraft überſteigenden Umfang habe. In gleicher Unwiſſenheit befinden wir
ber die Natur und Beſchaffenheit der Fixſterne; doch können wir als höchſt
cheinlich annehmen, daß ſie leuchtende Welten oder Sonnen ſind, um deren
h vielleicht, wie um unſere Sonne, eigne Planeten in feſten Bahnen drehen,
cht und Wärme von ihr empfangen. Die Fixſterne werden nach der Verſchie-
it ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge ſehr wahrnehmbar iſt, in Sterne
, zweiter, dritter Größe u. ſ. f. eingetheilt. Aber außer dieſen, als einzelne
gefärbte Lichtpunkte ſich zeigenden, Sternen erblickt in hellen Winternächten
Auge noch hier und da kleine weiße Wölkchen unter den Sternen zerſtreut; dieſe
artigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr entdeckt, ſind ganze
ben unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Teleſkope wahrnimmt, und nur
Beſchränktheit unſerer Werkzeuge iſt Urſache, daß wir dieſe Wahrnehmungen
ins Unendliche fortſetzen können. Kant, in der „Allgem. Naturgeſchichte und
rie des Himmels“ (n. A. Königsb. 1798) und Lembert in ſ. „Kosmolog. Briefe
die Einrichtung des Weltenbaues“ (Augsb. 1760, ein noch immer ſchätzbares
k, das der Baron von Utenhoven 1801 zu Amſterdam ins Franz. überſ. u. m.
herausgegeben hat), tragen über dieſen Gegenſtand mit den tiefſten philoſo-
en und aſtronom. Einſichten Gedanken und Muthmaßungen vor, welche ſei-
thabenheit angemeſſen ſind. Allgemeine Belehrung gewährt Bode's „Anlei-
z. Kenntn. d. geſtirnten Himmels“ (9. A., Berl. 1823). Auch iſt von Her-
berühmten Abhandl.: „Über den Bau des Himmels“ 1791 zu Königsberg
eutſche Überſetz. erſchienen. — Um die einzelnen Fixſterne leichter von einan-
terſcheiden zu können, hat man zum Theil ſchon im Alterthum den hervorſte-
ten derſelben Namen gegeben, und ſie außerdem in gewiſſe Gruppen oder
bilder abgetheilt. Die Aſtronomen haben von allen nach ihren Stellungen
nten Sternen, mit Angabe ihrer Namen, Größen u. ſ. w. Verzeichniſſe an-
gt, z. B. Caſſini, Lalande, Zach, Piazzi; vorzügliche Empfehlung verdient
Bode: „Uranographia, sive astrorum descriptio, XX tab. aeneis incisa,
centissimis et absolutissimis astrorum observatt.“ (Berl. 1801). Den
dazu in deutſch. u. franz. Sprache: „Allgemeine Nachweiſ. u. Beſchreib. d.
me, nebſt Verzeichn. d. gerad. Aufſteig. und Abweichung von 17,240 Ster-
34 Bog. Fol. (gegenw. Preis von Charten und Text 4 Frd'or.). Ein aus-
Verz. älterer Sternverzeichn. von Sternkegeln, Hohl- und Himmelskugeln,
Bode's „Anleit.“ S. 100 fg.

Flaccus (Cajus Valerius), ein römiſcher Dichter aus der letzten Hälfte
Jahrh. nach Chr., der in Padua (Patavium) lebte, und jung ſtarb. Er be-
den Argonautenzug in einem epiſchen Gedichte („Argonautica“), wovon ſich
cher und ein Theil des 8. erhalten haben. Sein Vorbild war der Alexandriner
enius Rhodius. Iſt Flaccus auch nicht dem Virgil an die Seite zu ſetzen, ſo

hat sein Gedicht doch einzelne schöne und gelungene Stellen; ihm die höchste Voll dung zu geben, wurde er durch seinen frühen Tod verhindert. Nach Nic. Heins und Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harles (1781) und Wagner (18 mit Commentar. Verdeutscht von Wunderlich.

Fläche, in der Geometrie, eine Ausdehnung nach der Länge und Br Es gibt gerade Flächen (Ebenen), wo jeder Punkt eine auf ihr gezogene gerade L berührt, und gekrümmte. Unter den krummen Flächen wird diejenige bemerke werth, die nach ihrer Länge und Breite in Cirkelform gebogen ist, und eine Ku fläche heißt. — Die Flächenmeßkunst ist ein Hauptzweig der Geome der in seiner Anwendung auf Stücke unserer Erde Meßkunst oder Geodäsie nannt wird.

Flachs, s. Lein.

Flacius (Mathias), mit dem Beinamen Illyricus, ein berüchtig Theolog, geb. zu Albona in Illyrien 1520, gest. zu Frankfurt a. M. 1575. hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, seinem Namen eine la nische Endung. Er war ein Schüler Lutzer's und Melanchthon's, nahm an kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeitgenossen Antheil, war aber dabei so heftig u ungezogen, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands mit einer, von sein Namen abgeleiteten Benennung (Fläz) ein ungezogener und ungeschliffener Men bezeichnet wird.

Flagellanten, Geißelbrüder, Geißler, auch Flegler und Bengler, h eine Brüderschaft im 13. Jahrh., die ihre Buße nicht besser als durch Geißeln ül zu können glaubte. Der Einsiedler Rainer in Perugia wird als ihr Urheber 1260 genannt. Bald fand er fast an allen Orten Italiens Anhänger. Alt Jung, Vornehm und Gering zog durch die Städte, geißelte sich und vermahnte Buße. Die Anzahl vermehrte sich bis zu 10,000, die umherzogen, von eini Priestern geführt, die Fahnen und Kreuze vorantrugen. So schwärmten sie Tausenden von Land zu Land, und sammelten Almosen; 1261 brachen sie in m ren zahlreichen Scharen über die Alpen in Deutschland ein, zeigten sich im El in Baiern, Böhmen und Polen, und fanden daselbst viele Nachahmer. 12 zeigte sich in Strasburg noch ein kleiner Haufen Geißler, die mit verhüllten Ges tern sich um die Stadt und zu allen Kirchen peitschten. So sehr indeß das A dieser neuen Brüderschaft anhing, so wenig fand sie die Billigung der Fürsten u der höhern Geistlichkeit. Die öffentliche schamlose Entblößung beleidigte die gu Sitten, das Umherschwärmen gab zu aufrührerischen Bewegungen und frec Ausschweifungen aller Art Anlaß, und das abgedrungene Almosen setzte die ruhi Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen auch in Deut land und Italien von mehren Fürsten nachdrückliche Verbote gegen diese Aufz der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten sie mit Gewalt, und Bischöfe setzten sich ihnen ernstlich entgegen. Dessenungeachtet pflanzte sich d Unwesen in andrer Gestalt unter den Verbrüderungen der Begharden in Deut land und Frankreich, und noch im Anfange des 15. Jahrh. unter den in Thürin umherschwärmenden Kreuzbrüdern (so genannt, weil sie an ihren Kleidern Brust und Rücken Kreuze trugen), fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sang hausen verbrannt wurden; auch die Kirchenversammlung zu Konstanz (1414 18) sah sich noch zu entscheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. S dieser Zeit hat man von einer Brüderschaft dieser Art nichts mehr gehört. (S Geißelungen.)

Flageolet. 1) Der Name einer kleinen Flöte à bec, womit man Singvögeln Melodien einlernt; 2) eine besondere Art des Geigenspiels, wobi der Ton einer solchen Flote nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Gr

…nicht, sondern berührt sie nur ganz sanft, während der Bogen mit einem sehr …em, aber schneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, …ches geschehen soll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder …armonichi zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie …ziehen. dd.

Flagge, die große, insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wolle…n Zeuge, welche auf die Spitze eines Mastes oder auf das Hintertheil des Schiffs …ht zu werden pflegt, und sich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffs…chen unterscheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufstecken; …n nur der Admiral führt die seinige auf dem großen Maste (welche auf den Kriegs…fen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird), ein Unteradmiral auf der …ahne, ein Contreadmiral auf der Kreuzstange, und nur dann auf der großen …, wenn er ein besonderes Geschwader befehligt. Die Admirale führen un…r Flagge noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die …ben der Flagge bezeichnen die Nation, den Stand der Officiere und die außeror…lichen Gelegenheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs besondere …en von Flaggen gebraucht werden, besonders die Hülfsflagge, durch welche andre …e zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn sich eine vornehme Leiche …m Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche fast bei allen Nationen weiß … Das Streichen oder Senken der Flagge ist die größte Ehrenbezeigung, die ein …m andern erzeigen kann; das Halten der Flagge im Arme ist eine gerin…re. Die königl. Flagge, die ein königl. Schiff führt, streicht vor Niemand. In …chlacht ist das Streichen der Flagge das Zeichen, daß sich das Schiff ergibt. — Das **Flaggenschiff**, ein Schiff, auf welchem ein hoher Officier (Admiral, …admiral) befindlich ist, der seine Flagge wehen läßt. — **Flaggenofficiere** …die vornehmsten Seeofficiere, welche jeder ihre Flagge am Bord ihres Schif…es führen. Der Oberbefehlshaber auf einer Flotte besetzt provisorisch alle …ledigt werdende Officierstellen. Am Kriegsrath einer Flotte nehmen nur die …apitaine und der erste Hauptmann Theil. Wenn aber nicht wenigstens …auf der Flotte sind, so beruft der Admiral die Hauptleute, deren Meinung er …ren will. Jeder Flaggenofficier, welcher ein Schiff besteigt, wird mit …mschlag und der Wache im Gewehr empfangen. Vor dem obersten Be…haber wird Marsch geschlagen. Die Zahl der Wirbel ist nach ihrem Range …chieden.

Flamändische oder **flämische Schule**, s. **Niederländi…che Schule.**

Flamen, bei den Römern, ein Priester, dessen Dienst einer einzelnen …heit gewidmet war, und der von ihr seinen Namen erhielt, z. B. Flamen …rnalis, Pomonalis u. s. w.; auch von den unter die Götter versetzten Kaisern, …B. Flamen Augusti.

Flämisch bedeutet Flandrisch, aus Flandern herrührend u. s. w. — Das …mische Recht, ein besonderes Recht, welches vor Zeiten den Colonisten …Flandern in Deutschland gelassen wurde, und hin und wieder noch gilt. — In …chnungen gibt es Pfennig, Schilling und Pfund Flämisch.

Flamme, s. **Wärme.**

Flammöfen, **Reverberiröfen** sind Öfen, in denen durch den …n Luftzug mit Flammenfeuer geschmolzen wird und die einen besondern Rost …m Verbrennen des Brennmaterials haben. Die zu verschmelzenden Erze, Me…lle u. kommen mit dem Brennmaterial nicht unmittelbar in Berührung, sondern …rden den Flammen desselben ausgesetzt. Der Raum, in welchem das Brenn…material verbrennt, heißt der Feuerraum, der, worin sich die zu behandelnde Sub…anz befindet, der Schmelz- oder Glühraum oder Herd. Das Brennmaterial

liegt auf dem Rost und unter diesem befindet sich der Aschenfall, in den die Verbrennung nothwendige atmosphärische Luft treten kann. Feuer- und H raum sind vermittelst eines Gewölbes mit einander verbunden. Das Brennm rial besteht aus Steinkohlen, oder Torf, oder Holz, wird durch das Schürlo den Ofen gebracht, das Erz ꝛc. durch die Einsatzöffnung; die Flamme zieht durch Fuchs ab, der mit der Esse in Verbindung steht. Zuweilen fehlt die Esse, und Flamme zieht dann durch die Einsatzöffnung ab. Die Construction der Flam öfen ist zu ihrer verschiedenartigen Benutzung sehr verschieden; man gebraucht vorzüglich zum Rösten, zum Schmelzen verschiedener Erze, zum Umschmelzen Roheisens, des Kanonenmetalls, zum Verfrischen des Roheisens, zum Glü des Stabeisens, Zaineisens, Bleches und Drahtes, zum Saigern des Kupfe zum Abtreiben des Werkbleies u. s. w.

Flamsteed (John), ein englischer Astronom, geb. 1646 zu De in Derbyshire, lieferte schon in s. 24. Jahre astronomische Berechnungen für „Philosophical transactions", und gab s. „Diatribe de aequatione tempo etc." heraus. In der Folge ging er nach London, wurde da mit Newton u Haller näher bekannt, und 1670 Mitglied der königl. Societät. Karl II. ernan ihn zum königl. Astronomen auf der neu errichteten Sternwarte (Flamsteedhou zu Greenwich. Hier setzte er von 1671 an seine astronomischen Beobachtung ununterbrochen fort bis an seinen Tod, 1720. Man wünschte die Ergebnisse s ner vieljährigen Beobachtungen bekanntgemacht zu sehen, aber es war ein beso derer Befehl der Königin Anna dazu nöthig, um ihn dazu zu bewegen, und so schien s.: „Historia coelestis britannica" (Lond. 1712, 2 Thle.), welches se bis dahin angestellten Beobachtungen und sein berühmtes Verzeichniß von 30 Sternen enthielt. In vervollkommneter Gestalt kam es nach s. Tode 1725 London in 3 Thln. heraus. Die ersten beiden enthalten seine Beobachtungen d die Sterne; im dritten befinden sich eine Einleitung in die Geschichte der Astro mie, die sämmtlichen vor seiner Zeit erschienenen Sternverzeichnisse, und sein nes, vollständiger als alle vorhergehenden, unter dem Namen „Der brittische Ca log" bekannt. Dieses Verzeichniß ist in neuern Zeiten durch Herschel berich und sehr vermehrt worden. Ein andres, zur Kenntniß der Gestirne brauchba Werk Flamsteed's ist sein kostbarer „Atlas coelestis" (Lond. 1729, Fol.), mit großen Charten, auf welchen alle in England sichtbare Constellationen vorge sind, und wovon 1753 eine noch prächtigere Ausgabe mit 28 Charten erschi Einen abgekürzten Nachdruck desselben, der aber vor dem Original manche Vorz besitzt, hat Fortin 1776 zu Paris besorgt.

Flanke, in der Festungsbaukunst derjenige Theil eines Werks, welcher nem andern Seitenvertheidigung gibt. Bei der Bastion sind die Flanken diejeni Linien, welche an den Mittelwall anstoßen. In ältern Zeiten pflegten sie re winkelig auf dem Mittelwalle zu stehen, jetzt setzt man sie besser rechtwinkelig auf Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals setzte m oft fünf Flanken hinter einander, jetzt höchstens zwei. Die Bestimmung der Fl ken ist, den Graben vor den Faces des Nebenbollwerks und vor der Linie zu t theidigen, ein Zweck, den sie indeß nur selten erfüllen, indem das Geschütz auf nen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetschüsse und Bomb würfe zerstört zu sein pflegt. — In der Taktik bedeutet **Flanke** das äußere E des Flügels einer Armee, und es ist eins der gewöhnlichsten Manoeuvres, den Fe besonders in strategischem Sinne, durch Umgehung gerade auf diesem sehr pfindlichen Punkte anzugreifen. Er wird dann, wenn er nicht Maßregeln dage trifft, seine Flanke zurückziehen, also seine Fronte verändern müssen und meist siegt werden. Eine kühne, aber selten anwendbare Idee ist es, diesem Ang durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen. — **Flanqueurs** sind

streifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. — Flanquiren, in der Kriegskunst, eine Festung mit Seitenvertheidigung versehen; auch: von der Seite bestreichen, beschießen. Flanquiren und umherflanquiren heißt: umherstreifen, umherschweifen.

Flasche (leidner oder elektrische). Wenn man eine gläserne Flasche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Stanniol (Blattzinn) überzieht, auf einen die Elektricität leitenden Tisch stellt, und den Boden der Flasche mittelst eines Metalldrahts mit dem Conductor einer Elektrisirmaschine in Verbindung setzt, alsdann die Maschine dreht, und mit der einen Hand den äußern Überzug der Flasche, mit der andern aber den Draht oder den Conductor, mit welchem der innere Überzug der Flasche noch in Verbindung steht, faßt, so zeigt sich in der Kapsel hervorbrechender Funke, der mit einer Erschütterung in dem Armgelenk begleitet ist. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimmt man wahr, wenn man die Flasche nach dem Elektrisiren (oder Laden) von der Maschine abnimmt, und dann beide Überzüge zugleich berührt. In dem Zustande, wo die leidner Flasche den Schlag mit Erschütterung gibt, heißt sie geladen, im entgegengesetzten Falle entladen. Wird sie überladen, so entladet sie sich über dem unbelegten Raume von selbst, und nicht selten wird sie dadurch zerschmettert. Zu bemerken ist, daß die äußere Belegung der geladenen leidner Flasche allemal die entgegengesetzte Elektricität der innern Belegung hat; sie hat negative, wenn jene positive hat, und umgekehrt. Isolirt man eine leidner Flasche, und setzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht isolirten Flasche in Verbindung, so werden beide Flaschen geladen. Dies kann man mit mehren Flaschen fortsetzen. Je größer die Anzahl der Flaschen ist, desto mehr elektrische Materie nehmen sie in sich auf, und um so heftiger und verstärkter ist die Wirkung bei der Entladung. Die auf diese Art verbundenen Flaschen machen eine elektrische Batterie, deren Wirkung sich so weit treiben läßt, daß man damit kleine Thiere tödten, Metalldraht schmelzen kann u. s. w. Den Namen der leidner Flasche hat sie, weil Cunäus, Allemand und Cuneus diese Versuche zuerst in Leiden anstellten; Andre nennen sie auch Kleist, der denselben Versuch schon ein Jahr früher machte.

Flaschenzug, Polyspast, ein mechanisches Werkzeug zum Heben großer Lasten. Es ist aus zwei Kloben oder Flaschen zusammengesetzt, deren jede mehre Rollen enthält. Die obere Flasche ist befestigt, an der untern aber hängt die Last, welche durch ein um alle Rollen gehendes Seil zugleich mit der untern Flasche in die Höhe gehoben wird. Man kann hierbei annehmen, je mehr Rollen in jeder Flasche befindlich sind, desto länger muß das Seil zum Heben der Last sein, und desto weniger Kraft hat man nöthig anzuwenden; aber um so länger wird es auch dauern, ehe die Last einen gewissen Punkt der Höhe erreicht. Die Erfindung wird dem Archimedes von Syracus zugeschrieben.

Flassan (Gaetan de Raxis de), amtlich angestellter Geschichtschreiber im Ministerkreise der auswärtigen Angelegenheiten, stammt aus einer ursprünglich italienischen Familie, welcher Papst Paul III. 1536 die Herrschaft Flassen in der Grafschaft Venaissin verlieh. Sein Vater war Militair. Der junge Flassan wurde in derselben Militairschule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Ney, Bourgoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen sind. In der Folge hielt er sich lange Zeit zu Rom auf, wo sein Bruder Oberofficier in der königl. Leibwache war. Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine „Question du divorce“ herausgab. 1791 begab er sich nach Koblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflösung des Condé'schen Corps hielt er sich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Continentalsystem in Frankreich gestürzt war, kehrte er zurück, wählte die diplomatische Laufbahn, und wurde als Chef der ersten Abtheilung im Ministerium der

auswärtigen Angelegenheiten angestellt, nahm aber bald seine Entlassung. Auswanderung verdächtig, sollte er verhaftet werden; allein er rettete sich, in er den Polizeicommissair und die beiden Soldaten in seinem Zimmer einspe Darauf verbarg er sich in Marseille. Nach dem 18. Brumaire lebte er wiede Paris, wo er sein großes Werk über die Geschichte der franz. Diplomatie ausa tete. Der erste Consul hatte gegen die Abgeordneten der historischen Classe Nationalinstituts geäußert, daß er ein solches Werk wünsche. Flassan wurd der Abfassung desselben durch seine Verbindungen mit wichtigen Geschäftsmän und Gelehrten, z. B. Koch, sowie durch die Erlaubniß, die Archive zu benu wesentlich unterstützt. So erschien zuerst in 6 Bdn. 1808 seine „Histoire géné de la diplomatie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI, avec tables chronologiques de tous les traités conclus par la France" (n. A. P 1811, 7 Bde.). Dieses, aus den Verträgen, Manifesten, Noten, Instru nen und Berichten der Zeitgenossen, die mithandelnde Personen waren, geschö jedoch nicht ganz unparteiische Werk, wobei die Quellen mit kritischer Wahl nutzt, die Data mit Scharfsinn zusammengestellt sind, und das Ganze geist zu einer beurtheilenden Geschichte der diplomatischen Verhältnisse Frankreichs v Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. verarbeitet ist, den Verfasser mit Recht berühmt gemacht. Außer der Entwickelung der verz lichsten Unterhandlungen und Verträge, der Mittheilung der bedeutendsten Sta schriften, wird man von der jedesmaligen Organisation des Departements der a wärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchst anziehend und belehrend ist gleich die Art, wie der Verfasser die Charaktere der Minister und Gesandten ze net. In dem Berichte über die des Preises würdigen Erzeugnisse der letzten z Jahre im Fache der Literatur und Kunst hat die Jury den historischen Werth di Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: „Il n'est pas remarquable par l'art d composition, et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style". Bis 1 war Flassan Professor der Geschichte an der Kriegsschule zu St.-Germain-en-L Er hat v. A. auch noch geschrieben: „De la colonisation de St.-Doming (1804); „De la restauration politique de l'Europe et de la France" (18 und „Des Bourbons de Naples" (1811). Nach Napoleons Sturze hat v. F san auch eine Geschichte der franz. Diplomatie von 1791 an bis zum pariser F den in 6 Bdn. angekündigt. Aus den Discussionen über das Budget des J. 1 ergab sich, daß Flassan eine Pension von 12,000 L. erhalte, um ihn von der A ausgabe dieser Geschichte der franz. Diplomatie während der Revolution abzu ten. Als Historiograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten gleitete er die franz. Gesandtschaft 1814 zum wiener Congreß. Seine „Hist du congrès de Vienne" (3 Bde.) ist noch nicht gedruckt.

Flau, im Niedersächsischen: 1) lau, schal (auch als mercantilischer A druck); 2) ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländischen Schule haben die E ler das Wort beibehalten, und es ist selbst zu den Franzosen übergegangen (fl Dennoch ist kein völlig fest umrissener Begriff damit verknüpft, und es ist am be sich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas Anderes zeichnen dürfte, als das Verblasene, il sfumato. Es soll das sanfte oder m Verschmelzen der Farben damit angedeutet werden.

Flaxman (John, neben Chantrey und Westmacott der ausgezeichn Bildhauer Englands, Professor an der königl. Akademie zu London, wurde in ropa vorzüglich bekannt durch mehre Kunstwerke, in denen er als ein geistrei Manierist, die Antike ziemlich modern auffassend, Homer's Werke, dann Ä lus, Hesiodus und Dante erläutert hat. („The Odyssee of Hom., engr. by Piroli", Rom 1793, 4.; in Deutschland zuerst nachgestochen von Riepenhau Göttingen 1803, dann von Schnorr u. A.; „The Iliad, engr. by Piroli", R

[illegible]. „La divina commedia di Dante Alighieri", 1793. 4. „Compos. [illegible] the tragedies of Aeschylus, engr. by Piroli", 1794.) Alle diese Umrisse [illegible] außer in Deutschland, auch in Frankreich, Paris, Nitot-Dufresne, an XI, [illegible] worden, und der Eifer, mit dem dies geschah, beweist dafür, daß F. die [illegible] traf, wie die Meisten das Antike gern sehen möchten. Man kann nicht be[illegible], daß er immer den prägnantesten Moment gewählt, daß er diesen Moment [illegible] eine Art dargestellt habe, die nach keiner Seite Erweiterungen zuließe; Bilder [illegible] sie selten, organisch geschlossen fast nie; doch erschien seine Form zu einer Zeit, [illegible] Angelica's Verflossenheit und David's Kälte überall wiederkehrte, neu, kühn [illegible] ansprechend. „Unleugbar findet sich in Flaxman's erwähnten Skizzen", [illegible] Göthe („Winckelmann u. s. Jahrh."), „mancher glückliche Gedanke, er hat in [illegible] Gegenständen aus den griech. Dichtern den Geschmack antiker Vasengemälde [illegible] Basreliefe nachzuahmen getrachtet, in den Darstellungen aus Dante hingegen [illegible] Geiste derselben so passende Einfalt der alten florentinischen Bilder benutzt; [illegible] ist selbst das Gelungenste dieser Stücke immer bloß als ein leicht hin[illegible] Gedanke zu betrachten, und nur in solcher Hinsicht schätzbar. Sie für [illegible], Prüfung ertragende Kunstwerke erklären, heißt die wahre Kunst, die [illegible] fodert, verkennen; diese Manier nachahmen, ist verderblich." Wäh[illegible] seines Aufenthalts in Rom beschäftigte sich Flaxman viel mit dem belvedere[illegible] Torso. Auch er, wie Tischbein, dachte an eine Gruppe, wo Hebe dem von [illegible] Mühen des Lebens geprüften Sieger den Labebecher der ewigen Götterjugend [illegible]. Außerdem bewunderte man sein Talent, charakteristische Gruppen aus [illegible] Volksleben gleichsam im Fluge aufzufassen, wofür seine Skizzenbücher Be[illegible]. Von seinen plastischen Werken war stets weniger die Rede. Mehre [illegible] befinden sich in England (wohin er 1794 zurückkehrte), und namentlich [illegible] Dallaway, der Flaxman den Poussin der Skulptur nennt, sein Basrelief [illegible] des Dichters Collin in der Kirche zu Chichester. Bekannt sind au[illegible] s. Denkmäler des Lords Mansfield, Lord Howe's, Abercrombie's, die [illegible] Washington's und die Statue Reynold's. Flaxman's Geschmack liebt bei [illegible] Monumenten das Kolossale. Statt des Hauses des Gouverneurs [illegible] Greenwich, das den Platz nicht gehörig schließt, hatte er eine Statue der Sie[illegible], auf Schiffsschnäbeln stehend, von 230 Fuß Höhe, vorgeschlagen. Zur [illegible] seiner Angabe findet man die Gründe in einer „Letter of the com[illegible] for raising the naval pillar or monument" (Lond. 1799, 4.). Auch Nel[illegible] Andenken trug er an durch ein ähnliches Standbild zu ehren. Durch einen [illegible] Stern auf der Brust sollte es den Schiffen zur Nachtzeit als Richtpunkt [illegible]. Sein Urtheil über den Werth der Elgin-Marmor trug vorzüglich dazu [illegible] Ankauf dem Parlamente zu empfehlen.

Fléchier (Esprit), ein ehrwürdiger Geistlicher, dem seine salbungsvollen [illegible] geistreichen Schriften ebenso sehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, [illegible] Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe seiner Zeitgenossen gewann. [illegible] 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Venaissin, und bei s. [illegible], dem P. Hercule Audiffret, in dem Schoße der Wissenschaften und der [illegible] erzogen, trat er in den Jesuitenorden, den er jedoch nach s. Oheims Tode [illegible], um in Paris als Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb sich einen großen [illegible] und wurde von Ludwig XIV. mit Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert [illegible], strebte Fléchier nach immer höherer Vollkommenheit, und lieferte in sei[illegible] Leichenreden auf Bossuet und Turenne zwei Meisterwerke, welche noch jetzt mit [illegible] gelesen werden. Der Hof belohnte seine Talente 1685 mit dem Bis[illegible] von Lavaux, und 1687 mit dem Bisthum von Nismes, und Ludwig XIV. [illegible] die Ernennung zu dem erstern mit den schmeichelhaften Worten: „Sein [illegible] nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienst so spät belohne; ich fürchtete des

[illegible]ten: „[illegible]
[illegible]ch fürchtete[illegible]

Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören." Außer seinen geistlichen Re hat Fléchier sich auch in s. „Histoire de l'Empereur Théodose le Grand" und „Vie du Cardinal Ximenès" als einen beredten historischen und biographis Schriftsteller gezeigt. Er starb 1710 zu Montpellier.

Flechsen, die weißen, zähen, faserigen Adern der Muskeln, welche endlich in dem sogenannten Haarwachs vereinigen. (S. Muskeln.) Die Flec enthalten materiell viel Leim, mit Spuren phosphorsauren Kalks. Durch Ko geben sie daher Gallerte.

Flechten, eine chronische Hautkrankheit (impetigo herpes), welche weilen abheilt und dem Anscheine nach ganz verschwindet, aber bald von ne ausbricht. Man unterscheidet mehre Arten derselben, wovon immer eine besch licher und hartnäckiger ist als die andre. Bei der ersten ist die Hand sehr wenig g thet, und wie mit Mehl bestreut, gewöhnlich fühlt man einiges Jucken; hier hei sie auch gemeiniglich Schwinden. Bei einer andern Art sind die röthern Ste mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher sich eine scharfe, nach Katzenurin chende Feuchtigkeit absondert. In einer dritten ist eine freie schwärende St wahrzunehmen, die immer größer wird, ein fressendes Geschwür. — Flecht nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Stein Bäumen, z. B. der Birke, vorkommt. Etwas Andres ist eine Korb- oder L genflechte. Auch wird der Name Flechte von einer weichen saftigen Rinde n andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflech nen Körben.

Fleck (Johann Friedrich Ferdinand), Schauspieler, geb. in Breslau 12. Jan. 1757, studirte nach dem Willen s. Vaters, eines Rathsherrn zu Br lau, seit 1776 in Halle Theologie. Allein er konnte nicht auf dieser Bahn an günstiges Fortkommen glauben, nachdem er bemerken mußte, daß die kühnen Id die in ihm lebten, hier in mancher Hinsicht gebunden, zum Theil gar nicht anwe bar waren. Als nun noch während der Universitätsjahre, durch den Tod sei Vaters, alle Unterstützung von Hause aufhörte, beschloß er Schauspieler zu werd Schon früher hatte er in Privatcirkeln zuweilen Rollen spielen müssen, und mentlich fast immer Mädchenrollen, weil man dazu seine hübschen Gesichtszüg ihrer Jugendlichkeit sehr passend fand. Er ging von Halle nach Dresden, ließ bei der dortigen Hofschauspielergesellschaft engagiren, und trat zuerst in Leipzig kam aber bald nach Hamburg, wo er, neben Schröder, seinen Ruf begründete, daß 1783, wo er, 26 Jahr alt, nach Berlin kam, sein erstes Erscheinen (am Mai d. J.) als Graf Horazio Capacelli, dann sein Spiel in einem längst verge nen Schauspiel „Natur und Liebe im Streit" von d'Arien, ihm, wie in folgenden Rolle, so ausgezeichneten Beifall erwarb, daß man ihn nicht wieder f ließ. Er blieb nun bei der Döbbelin'schen Gesellschaft, bis 1786 (vom 1. Oct. der König Friedrich Wilhelm II. die berliner Bühne zum Nationaltheater erh und Fleck bei diesem angestellt wurde. Vier Jahre darauf (1790) ernannte ihn König zum Regisseur, und später, als der Professor Engel an fortwährender Krä lichkeit litt, wurden ihm auch mehre Directionsgeschäfte übertragen. Sein als Schauspieler war indeß so hoch gestiegen, daß die Berliner seinen Namen mit Enthusiasmus nannten, und die allgemeine Stimme ihn zu den berühmte Darstellern der Vorzeit und Gegenwart zählte. Als Künstler bezeichnet ihn (im „Phantasus" Bd. 3): „Fleck war schlank, nicht groß, aber vom schön Ebenmaß, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, gezogene Brauen, edle Stirn und Nase; sein Kopf hatte in der Jugend Ähn keit mit dem Apollo. In den Rollen eines Essex, Tancred (nach der alten Üb setzung), Ethelwolf (nach Fletscher), war er bezaubernd, am meisten als Infant dro, in „Ines de Castro", der, wie das ganze Stück, sehr schwach und schl

geschrieben ist, von ihm gesprochen klang aber jedes Wort wie die Begeisterung des hohen Dichters. Sein Organ war von der Reinheit der Glocke, und so reich an vollen, klaren Tönen, in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur Derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat; denn wahres Flötenspiel stand ihm in der Zärtlichkeit, Güte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft so unangenehm stört, war sein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen, und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakspeare dichtete, muß, nach meiner Einsicht, viel von Fleck's Vortrag und Darstellung gehabt haben, denn diese wunderbaren Übergänge, diese Interjectionen, dieses Anhalten, und dann der stürzende Strom der Rede, sowie jene zwischengeworfenen naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er so natürlich wahr, daß wir gewahr diese Sonderbarkeit des Pathos zuerst verstanden. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Überirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton seines Lear, jeder Blick ging durch unser Herz. In der Rolle des Lear zog ich ihn dem großen Schröder vor, denn er nahm sie poetischer und dem Dichter angemessener, indem er nicht so sichtbar auf das Entstehen des Wahnsinns hinarbeitete, obgleich er diesen in seiner ganzen furchtbaren Erhabenheit erscheinen ließ. Wer damals seinen Othello sah, hat auch etwas Großes erlebt. Im Macbeth mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den ersten Akt gab er nicht bedeutend genug, und den zweiten schwach, selbst ungewiß; aber vom dritten war er unvergleichlich, und groß im fünften. Sein Shylock (obgleich nach einer ganz schlechten Bearbeitung) war grauenhaft und gespenstisch, aber nie gemein, sondern durchaus edel. Viele der Schiller'schen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph seiner Größe war, so groß er auch in Vielem sein mochte, der Räuber Moor. Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn solche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Spiel dieses Jünglings die ganze volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der schönsten Rede an die Räuber, nach Erkennung seines Vaters, noch gewaltiger selbe Mensch raset, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft, und nun noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört worden. Alles was Hamlet von der Gewalt sagt, die ein Schauspieler, der selbst das Entsetzlichste erlebt hätte, über die Gemüther haben müßte, alle jene dort gepriesenen Wirkungen traten in dieser Scene wörtlich ein. Auch die sogenannten Charakterrollen in bürgerlichen Dramen gab er tüchtig, edel und brav, und mischte immer einen Humor bei, der sie höchst liebenswürdig machte. Der Oberförster in „Jägern" war eine seiner launigsten und tiefsten Darstellungen (Iffland selbst hat sie nie darin erreicht), und Kotzebue konnte sich glücklich schätzen, daß ein solches Stück ihn in Berlin zuerst bekannt machte". Die Einwirkung eines Meisters, wie Fleck, auf andre Schauspieler konnte nicht fehlen: Viele bildeten sich nach ihm, und noch heute hört man von ältern Schauspielern oft die Worte: „So hat es Fleck nicht!" Die letzte Rolle, in welcher er mit seiner geistigen Kraft alle Herzen erschütterte, war Schiller's „Wallenstein", den nach ihm auf der berliner Bühne noch Keiner so hat darstellen können, daß er auch nur genügt hätte. Fleck starb zu Berlin am 20. Dec. 1801, im noch nicht vollendeten 45. Jahre. Iffland gab die erste Nachricht von seinem Tode, und sagt darin: „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, sein Talent durch geringe Hülfsmittel, oder

welche sie sein mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur wandelte in ihrem Geleit seine Künstlerbahn mit steter und stiller Gewalt. Ton der Gutmüthigkeit, womit er so innig rührte, war nicht das Werk der K er kam aus seiner redlichen Seele! Neidlos war sein Herz, sein Sinn mitth und ein hohes, reges Ehrgefühl war die Richtschnur seines Thuns. Seinen K den treu, bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben mals aber hat er Unglückliche gemacht". — Zu erwähnen ist noch, daß er seine tin (jetzt Madame Schröck) zur Schauspielerin bildete, die noch als Muster g die feinern jovialen Rollen. Auch eine seiner Töchter, Mad. Unzer, wur Liebling des Publicums in Hamburg, und Fleck's zweite Tochter auf der b Bühne, in naiven Schauspiel- und Gesangsrollen, sehr gern gesehen, aber bal Theater entzogen, indem sie sich mit dem Professor Gubitz in Berlin verheir Fleck's Bildniß ist mehrmals in Kupfer gestochen, und auf seinen Tod (von Al son) eine Medaille geprägt; auch den Ort, wo er ruht, bezeichnet ein Denkm

Fleisch. Der thierische Körper besteht aus festen und flüssigen Th die festen sind entweder harte feste Theile, z. B. Knochen, oder weiche feste T Zu diesen gehört das Fleisch. Im engern Sinne verstehen wir unter Fleis Muskeln des thierischen Körpers, die aus einem Gewebe faseriger Theile bes Diese Fasern sind der feste Grundtheil des Fleisches, und bestehen aus dem fad tigen Theile des Bluts. Zwischen ihnen befinden sich aber noch andre St nämlich eine eiweißartige Flüssigkeit, Gallert, fettes Öl, ein besonderer Extr stoff und ein salziger Stoff. Entblößt man den Körper von seiner Haut, so n man gewisse Abtheilungen im Fleische wahr, welche daher entstehen, daß ein der Fleischfasern in dieser, ein andrer Theil in einer andern Richtung läuft. solche Abtheilung besteht aus einem Bündel einzelner Fasern, und heißt M Die reine thierische Muskel erhält ihre Farbe nur durch Blut, und besteht, ungefähr 70 Procent Feuchtigkeit, aus Faserstoff und sehr wenig Eiweißstoff, lert, phosphorsaurem Kalk und andern Salzen.

Fleiß, diejenige Eigenschaft des menschlichen Geistes, wodurch er g ist, mehr Nützliches zu thun, als Zwang und Nothwendigkeit von ihm f Diese Eigenschaft ist insbesondere für den Nationalreichthum an den Produ sehr wichtig, da sie dieselben antreibt, die Producte über das gegenwärtige B niß aus innerem Triebe zu vermehren.

Flemming oder **Flemmig** (Paul), einer unserer trefflichsten L des 17. Jahrh., wurde den 17. Oct. 1609 zu Hartenstein im Schönburgisch boren. Nachdem er zu Hause durch Privatunterricht einen guten Grund hatte, ging er auf die Fürstenschule zu Meißen, und von da nach Leipzig, Medicin studirte. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges nöthigten ihn, 16 nach Holstein zu wenden, wo Herzog Friedrich eben im Begriff war, eine Ge schaft an seinen Schwager, den Czar Michael Fedorowitsch, zu schicken, ming, voll Feuer und Wißbegierde, bewarb sich um eine Stelle im Gefolge d sandten. Er erhielt sie, machte die Reise mit, und kam 1634 glücklich nac stein zurück. Gleich darauf beschloß der Herzog, eine noch glänzendere Gesand nach Persien zu schicken, um seinem Lande dadurch Handelsvortheile zu versc Flemming war sogleich auch zu dieser Reise entschlossen, die der Erweiterung Kenntnisse so viel versprach. Die Gesandtschaft ging den 27. Oct. 1635 Segel, zog den 3. Aug. 1637 in Ispahan ein, verweilte über 3 Monate d und kam, auf einem andern Wege zurückkehrend, im Jan. 1639 in Mosk das sie im März wieder verließ. (S. Olearius.) In Reval verlobte sich ming mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, und da nach der Rückk Vaterland sein Vorsatz war, sich in Hamburg als praktischer Arzt niederzu reiste er 1640 nach Leiden, wo er promovirte. Kaum aber war er wieder in

ungekommen, als ihn am 2. April 1640 der Tod in der Blüthe der Jahre
riß. In seinen Liedern und Sonetten („Geistl. und weltliche Poemata",
1642 fg.) ist eine liebliche Schwärmerei mit tiefer und feuriger Empfindung
icht; seine längern Gedichte besingen zum Theil die Abenteuer der Reise mit
und kräftiger Begeisterung, zum Theil andre gelegenheitliche Ereignisse mit
nthümlichkeit und Anmuth, und allen seinen Werken hat er den Stempel ech-
nalität aufgedrückt. Eine Auswahl s. Gedichte ist in der Sammlung der
liothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." von W. Müller, 3. Bd. (Leipz. 1822)
nommen. Eine frühere Auswahl von größerem Umfange hat Gustav
ch besorgt (Stuttgart 1820).

Flemming (Jakob Heinrich, Graf von), geb. 1667, trat früh in branden-
che, und hernach in sächsische Dienste als Generaladjutant des Kurfürsten
Georg zu Sachsen, und ward vom Kurfürsten Friedrich August zum Feld-
all erhoben. Als dieser Fürst sich 1697 um die polnische Krone bewarb,
er, als seinen Gesandten, Flemming nach Warschau, dessen Bemühungen
Bestechungen nicht fruchtlos blieben. In dem Kriege gegen Schweden (1699)
chtigte sich Flemming des Forts Dünamünde bei Riga, und nannte es Augu-
ng. Bald aber mußten sich die sächsischen Truppen zurückziehen. Der sieg-
Karl XII. foderte von August die Auslieferung Flemming's, welcher sich ge-
t sah, nach Brandenburg zu flüchten. In der Folge durfte er jedoch nach
en zurückkehren, und es lag nicht an ihm, daß Karl XII. nicht bei seinem
ihn, den er dem König in Dresden machte, als Gefangenen zurückbehalten
. Als Karls Glück sich gewendet hatte, bemühte sich Flemming vergebens,
Fürsten Liefland zu verschaffen, und den König von Preußen zu einer Kriegs-
ung gegen Schweden zu bewegen. Auch in Polen mußte er seine Plane, die
Gewalt des Königs zu erweitern, aufgeben. Er starb zu Wien 1728. Flemming
ein Mann von unbegrenztem Ehrgeize; aber er verband damit die höchste Ta-
lität, schnelle Fassungskraft und unermüdliche Thätigkeit.

Fleche, in der Befestigungskunst, eine kleine, pfeilförmige Schanze (halbe
), bloß von zwei Facen und hinten offen.

Fletscher (John), s. Beaumont und Fletcher.

Fleurieu (Charles Pierre Claret, Graf von), Mitglied des franz. Insti-
Minister der franz. Marine u. s. w., einer der gelehrtesten Hydrographen der
Zeit, geb. 1738 zu Lyon, trat 13 Jahre alt, in den Seedienst, und zeichnete
ch ungemeinen Fleiß und musterhafte Aufführung aus. Nach Beendigung
njähr. Krieges, den er zum Theil mitmachte, widmete er sich von neuem
tischen Studien, und die von ihm und dem Uhrmacher Ferdinand Ber-
nfundene Seeuhr (die erste, welche in Frankreich gemacht wurde) ward
nd 1769 von ihm selbst, auf der von ihm befehligten Fregatte Isis, ver-
Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Fleurieu gab darüber das geschätzte
raus: „Voyage fait par ordre du roi en 1768 et 1769, pour éprou-
horloges marines" (Paris 1773, 4 Bde., mit Kupf.). 1776 erhielt er
htigen Posten eines Directors der Häfen und der Arsenale, und von ihm
in dieser Eigenschaft alle Entwürfe in dem Seekriege von 1778 her, sowie
truction für die Entdeckungsreisen La Peyrouse's und Entrecasteaux's, zu
drigens Ludwig XVI. selbst, als kundiger Geograph, die Hauptideen an-
1790 wurde F. Marineminister, und einige Zeit nachher wurde ihm die Lei-
Erziehung des Dauphins übertragen. Der Sturm der Revolution zwang
n, sich von allen öffentlichen Arbeiten zurückzuziehen. Er lebte nun ganz
Wissenschaft. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, trat er in den Rath
n (1797), dann in den Staatsrath, und später, unter der kaiserl. Regie-
in den Senat. Er starb den 18. Aug. 1810. Man hat von ihm noch:

„Découvertes des Français dans le Sud-Est de la nouvelle Guinée“. ferner Etienne Marchand's „Reise um die Welt in d. J. 1790 heraus. Die vortreffliche Einleitung dazu rührte ganz von Fleurieu her. geographische und hydrographische Werke, wie s. „Atlas de la Baltiqu Cattegat“ und s. „Neptune américo-septentrional“, deren Herausgabe gen war, sind nicht von ihm vollendet worden. Auch hatte er eine allgem. schichte der Seereisen auszuarbeiten angefangen, die vollendet wol das vollko Werk dieser Art hätte werden können, was wir besitzen.

Fleurus, Stadt von 2160 Einw. in der niederl. Provinz Heun der Sambre, bekannt durch die Schlachten 1622, 1690, 1794 und 1815. den Sieg, welchen hier die Franzosen über die Östreicher am 26. Jun. 179 ten, eroberten sie Belgien, und die seit einem Monate, nach dem Falle der Landrecy, bedrohte Hauptst. Frankreichs wurde dadurch völlig gesichert. Die sten der verbündeten Armee berührten schon Peronne (etwa 18 Meilen von zwischen diesem Orte und Paris war keine Festung mehr. Aber Pichegru h der Nordarmee den rechten Flügel der Verbündeten umgangen, und eine d Stellung gegen Flandern genommen, Charbonnier mit der Ardennenarmee ken Flügel zurückgedrückt, und Jourdan mit der Moselarmee sich von Lux aus in Marsch gesetzt. Bei Dornick (Tournay) gewannen die Verbündeten wieder eine feste Stellung; Pichegru wollte sie herauswerfen, ward aber vo ser Franz selbst zurückgeschlagen. Nun ging die Sambre- und Maasarme eint mit der Armee der Ardennen, unter Jourdan, über die Sambre, griff leroi an, und eroberte es, 25. Jun. 1794. Dieser Verlust war den Öst unbekannt geblieben. Der Prinz Koburg eilte von Nivelles herbei, um C zu Hülfe zu kommen, und zugleich einen großen Versuch zur Wiederbefrei Niederlande zu wagen. Dies führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Jun. Während Koburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Co Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an, und der Anfa Treffens berechtigte zu den schönsten Erwartungen. Schon war der Erbpr Oranien mit dem rechten Flügel siegend bis Marchienne-au-Port vorgedr schon hatte der linke Flügel unter Beaulieu beim Angriffe auf die Brücke vor loy und die Redouten von Fleurus 20 Kanonen erobert, als Beide gegen Ab Befehl zum Rückzuge erhielten, denn während der Schlacht hatte der Prinz die Capitulation von Charleroi erfahren, und war von dieser Nachricht so e worden, daß er den, in der That schon fast errungenen Sieg aus den Hän und jede Hoffnung aufgab, die Niederlande zu retten. Noch ist es dunke eigentlich den östr. Feldherrn zu diesem Rückzuge bestimmte, denn während s den Flügel mehr oder weniger siegreich waren, hatte das Centrum fast n nichts gethan. 1815 fiel in der Gegend von Fleurus zwischen den Preu Franzosen die Schlacht von Ligny vor. Auf dem Rückzuge nach der Schl Waterloo (18. Jun. 1815) wurde Fleurus von den Franzosen verbrannt.

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminister Ludwig geb. zu Lodève in Languedoc 1653, studirte die Schulwissenschaften in dem tencollegium, und Philosophie in dem Collegium Harcourt zu Paris. Dan er Kanonicus von Montpellier und Doctor der Sorbonne. Am Hofe ger bald durch eine einnehmende Gestalt und einen feinen Verstand allgemeine ward Almosenier der Königin und in der Folge des Königs. 1698 ertheil Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn kurz vor seinem To Lehrer Ludwigs XV. In der schwankenden Zeit der Regentschaft wußte er s Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er foderte keine Gnad gungen und hielt sich von allen Ränken fern. Der Herzog, der die Neigung d gen Königs für seinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims,

n geistlichen Stellen in Frankreich, an; aber Fleury schlug es aus, erster Herzog
ür von Frankreich zu werden, um sich nicht von seinem Zöglinge trennen zu
. 1726 ward er Cardinal, und bald darauf stellte ihn der junge König Lud-
V. an die Spitze des Ministeriums. Seitdem leitete der bereits 73jährige
bis gegen sein neunzigstes Jahr die Angelegenheiten seines Vaterlandes mit
Glück. Den Krieg, den er (1733) wegen der polnischen Königswahl gegen
I. und das deutsche Reich begann, endigte er rühmlich; er brachte in dem
i von 1736 Lothringen an Frankreich. Dagegen war der östr. Erbfolgekrieg
nkreich unglücklich. Fleury starb, vor dem Ausgange desselben, den 29. Jan.
u Issy bei Paris. Die Regel seiner Politik war Erhaltung des Friedens.
ch seines Ministeriums vermittelte Frankreich den Frieden zwischen dem Kai-
Spanien, zwischen der Pforte, Östreich und Rußland; auch war er mehrmals
t, England mit Spanien auszusöhnen. So wog und leitete Fl. mit weiser
ung die Angelegenheiten Europas bis 1740. Der Krieg, der damals aus-
ist der einzige Flecken seines Ruhms. Die beiden Brüder Belle-Isle miß-
en sein hohes Alter und ihren Einfluß, um ihn zu überreden, daß er mit
äßigen Macht die Größe Östreichs zertrümmern könne: eine Hoffnung,
durch Theresiens Heldenmuth vernichtet wurde. Als Fl. an die Spitze des
trat, befand sich Frankreich in der bedenklichsten Lage. Die Finanzen wa-
üttet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geach-
Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation ver-
ch entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder stolz als
n, und minder ränkevoll als Mazarin, heilte diese tiefen Wunden, und
weniger berühmt ist, so gebührt ihm bei weitem mehr Achtung, weil er
Blutvergießen und grausame Mittel Frankreichs Glück im Innern, sowie sein
n von Außen erhöhte und befestigte.

Fleury (Claude), Abbé, Erzieher mehrer königl. Prinzen von Frankreich,
rf. einer großen Kirchengeschichte, geb. 1640 zu Paris und gebildet in dem
ollegium zu Clermont, wurde von seinem Vater, einem Advocaten, zum
elehrten bestimmt, und trat als solcher 1658 beim Gerichtshofe des Parla-
uf; allein bald entschied er sich für den geistlichen Stand, und übernahm
e Leitung des jungen Prinzen von Conti, der mit dem Dauphin gemein-
erzogen wurde. Hier lernte ihn Ludwig XIV. kennen, welcher ihm spä-
Erziehung des jungen Grafen von Vermandois übertrug, und, als dieser
rb, ihn nach Verlauf einiger Jahre zum zweiten Hofmeister der Prinzen
rgogne, Anjou und Berry, sowie zum Abt des Cistercienserklosters Loi-
nannte. Er theilte sich mit dem berühmten Fénélon in die Sorge des Un-
der genannten Prinzen, und wandte seine Mußestunden zur Ausarbeitung
richtigen Werke an, die seinen Namen auf die Nachwelt brachten. Nach-
und Fénélon's Geschäft bei den Kindern der königl. Familie beendigt war,
ihn Ludwig XIV. mit dem Priorat von Argenteuil. Ludwig XV. (Fleu-
Fénélon's Zögling) ernannte ihn, seiner gemäßigten Gesinnungen in den
n Streitigkeiten zwischen den Molinisten und Jansenisten wegen, zu seinem
ter, welche Stelle er ein Jahr vor seinem Tode, großer Altersschwäche
niederlegte. Er starb 1723, 83 J. alt. Fleury war ebenso gelehrt als
n, ebenso sanft und gutmüthig als einfach in seinen Sitten und rechtschaf-
n seinen vielen gelehrten Arbeiten nennen wir nur s. „Kirchenrecht" (1687,
, s. „Kirchengeschichte" in 20 Quartbdn. (Paris 1691), auf deren Ausar-
er 30 Jahre verwandte, und die, von Fabre, Pater des Oratoriums,
dn. fortgesetzt, aus 36 Quartbänden besteht (mehre Ausgaben davon er-
in Brüssel, Caen u. a. O.); ferner s. Reden „Über die Freiheiten der gal-
en Kirche", „Über das öffentliche Recht in Frankreich", s. „Geschichte des

franz. Rechts" u. ſ. w.: ſämmtlich Werke von bleibendem Werthe, ſo verſ den auch die Meinungen über die hin und wieder darin ausgeſprochenen Anſic ſein mögen.

Fleury de Chaboulon (P. A. Edward, Baron), ehemal. Cabin ſecretair Napoleons, war ſchon im funfzehnten Jahre Anführer eines Batail der Nationalgarde; im ſechzehnten zog er am 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795) den empörten Pariſern gegen den Nationalconvent, ward gefangen und verdankte Leben nur der Theilnahme, welche die Verwegenheit junger Leute immer erweckt. U dem Miniſter Fermont bei der Finanzverwaltung angeſtellt, trug er durch ſeine lichkeit dazu bei, den öffentlichen Schatz gegen mehre Beraubungen zu ſichern. Staatsrathsauditeur arbeitete er in der Domainenverwaltung, und erhielt na die wichtige Unterpräfectur zu Chateau-à-Bois im Meurthedepart., wo er Einführung der Schutzpocken auf eigne Koſten beförderte. Napoleon bewilligte bei dieſer Gelegenheit (1804) eine der beiden für verdienſtvolle Beamten geſch nen Ehrenmünzen. Bei der Hungersnoth 1812 gelang es ihm, anſehnliche träge zur Unterſtützung der Bedrängten zu ſammeln. Ebenſo unermüdet th 1813 in ſeinem Amtsbezirke den Fortſchritten der Kriegspeſt Einhalt, welch aus dem Feldzuge in Deutſchland zurückgekehrten Fieberkranken verbreiteten. dem Einfalle der Verbündeten in Frankreich mußte er mit ſeinen obrigkeitlichen ſchäften auch das Amt eines Kriegsanführers übernehmen. Er ward endlich dem Vorrücken der Feinde von ſeinem Poſten verdrängt und kam als Auditeur Napoleons Hauptquartier, der ihm einige Sendungen auftrug und ſpäter die fectur von Rheims übergab, das Corbineau den Feinden entriſſen hatte. Fl ließ, auf erhaltenen Befehl, das Landvolk durch die Sturmglocke zu den W rufen. Der feindliche Anführer drohte jeden Beamten, der das Volk bewaff für vogelfrei zu erklären; der unerſchrockene Präfect aber verbreitete kraftvolle kanntmachungen in dem Augenblicke, wo 25,000 Ruſſen nach mehren abgew nen Auffoderungen Rheims mit Sturm nahmen. Den Nachforſchungen der F entronnen, blieb Fleury in der Stadt verborgen, bis Napoleons letzter Sieg Freiheit und Leben rettete. Nach der Rückkehr des Bourboniſchen Hauſes b ſich Fl. nach Italien, kam aber nach Frankreich an demſelben Tage zurück, an chem Napoleon landete, der ihn zu ſeinem geheimen Secretair machte. Wie ſ. ſchätzbaren „Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de poléon en 1815" erzählt, wurde er gleich nach dieſem Ereigniſſe zu einer Sen nach Baſel gebraucht, deren Abſicht nach ſeiner Erzählung ſo gut gelang, daß poleon Unterhandlungen mit Öſtreich anknüpfte, welche durch die Schlacht von terloo geſtört wurden. Nach Napoleons Abdankung begab ſich Fleury, de königl. Verordnung vom 6. März 1815 geächtet hatte, nach London, wo er genannte Werk herausgab, worin er über die Urſachen, die Napoleons Rü herbeiführten, viel Licht verbreitet und der gefallenen Größe muthvoll die Hul ſeiner Liebe und Bewunderung darbringt. 2

Fleury (Bernard), ſ. **Franzöſiſche Schauſpielkunſt** und **riſer Theater**.

Flibuſtier, ein Verein engliſcher und franzöſiſcher Freibeuter in Am der zu den merkwürdigen Erſcheinungen in der Geſchichte des 17. Jahrh. g Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) ſuchten verſchiedene zoſen einen freien Aufenthalt auf St.-Chriſtoph, einer Inſel der Antillen. dieſer Inſel 1630 vertrieben, flüchteten einige auf die weſtliche Küſte von St mingo, andre auf die benachbarte kleine Inſel Tortue. Mit den Letztern ſich viele Engländer, von gleichen Geſinnungen geleitet, vereinigt. Die Flüch auf St.-Domingo beſchäftigten ſich vorzugsweiſe mit der Jagd der Stiere, großen Heerden wild umherliefen. Die Häute verkauften ſie an die Seef

an der Küſte landeten, und weil ſie das Fleiſch nicht kochten, ſondern, nach
ewohnheit der amerikaniſchen Wilden, bloß am Feuer röſteten, ſo erhielten
egen dieſes Gebrauchs, den Namen Boucaniers. Ohne Oberhaupt und
e, und ohne Gemeinſchaft mit Weibern, lebten dieſe Stierjäger in dem rohe-
uſtande der Natur, je zwei und zwei zuſammen, und in einer völligen Ge-
chaft der Güter, welche ſie theils durch die Jagd, theils durch Räubereien er-
n. Die Spanier, die ihre Gegner nicht bezwingen konnten, fielen auf den
ken, ſämmtliche Stiere auf der Inſel auszurotten, und nöthigten ſo die Bou-
s, die dadurch ihren einzigen Unterhalt und Erwerb verloren, entweder als
uſen das Land zu bauen, oder ſich mit den Flibuſtiern auf der Inſel la Tortue
uden. Dieſe tollkühnen Abenteurer, die den Namen Flibuſtier wahrſchein-
n einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren ſie ſich bei ihren erſten Streifereien
ten, erhalten haben, griffen in geringer Anzahl und nur mit geringen Mit-
ber mit einer Kühnheit, die jeder Gefahr und dem Tode ſelbſt trotzte, nicht
einzelne Kauffahrer, ſondern auch mehre zugleich, ja ſelbſt bewaffnete Schiffe
Ihr Hauptmanoeuvre beſtand darin, daß ſie das feindliche Schiff zu entern
n. Sie machten vorzüglich auf die ſpaniſchen Schiffe Jagd, die, mit den
hen Amerikas beladen, nach Europa ſegelten. Die Spanier waren endlich
die häufigen Unglücksfälle, welche ſie von den Flibuſtiern erlitten hatten, ſo
los geworden, daß ſie ſelten ernſtlichen Widerſtand leiſteten. Einſt wurde ein
ſ der Flibuſtier von zwei ſpaniſchen Galeeren, deren jede 60 Kanonen und
0 Mann an Bord hatte, überfallen. Es war den Flibuſtiern nicht möglich zu
hen, aber ſie dachten auch ebenſo wenig daran, ſich zu ergeben. Ihr Capi-
ainant hielt eine kurze Anrede an ſie, ließ einen ſeiner Leute an die Pulver-
mer treten, mit dem Befehl, ſie auf das erſte Zeichen, das er ihm geben würde,
zu anzuzünden, und ſtellte nun ſein Schiffsvolk auf beiden Seiten in Schlacht-
nung. „Mitten durch die feindlichen Schiffe müſſen wir ſegeln", rief er ſeinen
n zu, „und rechts und links auf ſie ſchießen". Dieſes Manoeuvre wurde mit
wunderlicher Schnelligkeit vollführt. Das Feuer der Flibuſtier hatte auf bei-
Schiffen ſo viele Leute getödtet, daß die Spanier einen weitern Angriff nicht
ten. Der Befehlshaber der Galionen mußte mit ſeinem Kopfe für die Schande
, welche der ſpaniſchen Nation dadurch erwachſen war. Die häufig erlitte-
Unfälle machten, daß die Spanier ihre Schifffahrt in Amerika ſehr einſchränk-
Die Flibuſtier unternahmen nun Landungen an den Küſten, und plünderten
aniſchen Städte. Ihre Art, den Raub zu theilen, war ſonderbar. Jeder,
en Zug mitgemacht hatte, ſchwur mit aufgehobener Hand, daß er von der
e nichts für ſich behalten habe. Ein falſcher Eid, der jedoch äußerſt ſelten vor-
wurde mit der Verbannung in eine unbewohnte Inſel beſtraft. Die Verwun-
erhielten zuerſt ihren Antheil nach dem Verhältniſſe der Wunde. Das
e wurde nach den Köpfen in gleiche Antheile durch das Loos vertheilt. Der
rer erhielt nur dann, wenn er ſich beſonders ausgezeichnet hatte, mehr als
Andre. Auch die auf dem Zuge Gebliebenen wurden nicht vergeſſen; der auf
mmende Antheil fiel ihren Verwandten oder Freunden, und in deren Erman-
g den Armen und den Kirchen zu. Denn bei allen ihren Laſtern hatten dieſe ro-
Menſchen doch eine gewiſſe Religioſität, und ſie fingen ihre wichtigern Unterneh-
gen immer mit Gebet an. Die erworbenen Reichthümer wurden in Spiel
Schwelgerei verſchwendet, denn der Grundſatz dieſer Abenteurer war, den Au-
ick zu genießen, und nicht für die Zukunft zu ſorgen. Klima und Lebensart
inderten nach und nach die Zahl der Flibuſtier, und die nachdrücklichen Maßre-
der engl. und franz. Regierung ſteuerten endlich dem Unweſen, das man frü-
vielleicht nicht ohne Abſicht geduldet hatte. Aus dieſem Seeräuberſtaate gin-
die franz. Niederlaſſungen auf der weſtlichen Hälfte von St.-Domingo hervor

und mit dem Anfange des 18. Jahrh. hatten die Räubereien der Flibustier g aufgehört. Eine Schilderung ihrer Lebensart und eine Menge kühner Thaten hält Raynal's „Geschichte beider Indien", 10. Th. und der 2. Theil der „Hiſ schen Schriften" von Archenholz.

Fliege, eine Menge kleinerer und größerer Insekten mit zwei Flüg Die Naturgeschichte, welche diesen Begriff beschränkt, zählt dennoch gegen verschiedene Fliegengattungen. Die Fliegen nähren sich von Säften, die sie telst eines Rüssels einsaugen. Sie entstehen aus Eiern, welche die Sonnenwe ausbrütet, und welche jede Gattung, ihrem Instinkt gemäß, auf solche Körper die den Jungen sogleich zur Nahrung dienen. Die Jungen werden gewöhnlic erst Maden, d. h. Larven ohne Füße. Manche Fliegen brüten, besonders zu wissen Zeiten, ihre Eier in ihrem eignen Leibe aus, und geben also schon wirk Maden von sich. Diese Maden, die mit allen Insektenlarven eine große Gefr keit gemein haben, verpuppen sich, sobald sie ihr gewöhnliches Wachsthum err haben. Erst aus dieser Puppe entwickelt sich die Fliege. — Die spanische Fl die vormals aus Spanien zu uns gebracht wurde, woher auch ihre Benennung ſtanden ist, gehört nicht unter das Fliegengeschlecht. Sie ist ein ¾ Zoll la schmaler, glänzend grüner Käfer mit schwarzen Fühlhörnern, der wegen seiner senziehenden Eigenschaft auch Blasenkäfer genannt wird, und sich auf den Blät des spanischen Hollunders, des Ligusters und besonders der gemeinen Esche aufh Er zeigt sich bei uns nur in gewissen Jahren, in den Monaten Mai, Juni Juli, und zuweilen in solcher Menge, daß alle Blätter von ihm abgefressen we Der Geruch dieses Insekts ist ekelhaft süßlich und betäubend, der Geschmack anf unmerklich, nachdem aber brennend und ätzend. Es ist allen Thieren, bis au Igel, ein tödtendes Gift. In den Apotheken werden die spanischen Fliegen u dem Namen Kantharіden zu blasenziehenden Pflastern gebraucht. Man melt sie bei regnichtem Wetter oder vor Sonnenaufgang, wo sie ganz still s thut sie in eine gläserne Flasche, tödtet sie durch Essigdampf, oder in einem h Ofen, und trocknet sie dann an der freien Luft. Zum Blasenziehen streut ma pülverte spanische Fliegen auf irgend ein klebendes Pflaster und legt dies auf. daß sie ohne Nachtheil nicht zu lange ziehen lassen; ebenso sehr muß man sic dem innerlichen Gebrauch hüten, woraus Harnzwang, Blutharnen und selbs Tod entstehen kann.

Flinders (Matthias), bekannt durch seine Entdeckungsreise, widmet früh dem Seedienst. 1795 schiffte er sich nach Port-Jackson in Neusüdwalli Capitain Hunter ein. Er fand an dem Schiffschirurgus Baß einen ihm in A hung auf Erdkunde gleichgesinnten Mann, und Beide vereinigten sich zur Au rung ihrer Entdeckungsentwürfe. Auf der Colonie fanden sie aber wenig U stützung, und nur mit Mühe gelang es ihnen, sich ein kleines Fahrzeug, da einem einzigen Schiffsjungen bedient wurde, zu verschaffen. Indessen ware beiden Freunde so glücklich, über mehre unbekannte wichtige Punkte der Küst über den Lauf des Georgflusses gute Beobachtungen anzustellen, welche die merksamkeit des Gouverneurs erregten. Fl. erhielt nun den Befehl über eine vette, und Baß wurde ein mit sechs Matrosen bemanntes Fahrzeug anvertrau damit ihre Entdeckungen fortzusetzen. Das Resultat ihrer Reisen war die E heit einer Durchfahrt zwischen Vandiemensland und Neuholland. 1793 erh Fl. und Baß den Befehl über eine andre Corvette. Sie untersuchten die K von Vandiemensland, und überzeugten sich von dem Dasein des Canals, de Insel von Neuholland trennt. Fl. nannte ihn, seinem Freunde zu Ehren, straße. 1800 kehrte Fl. nach London zurück, gab hier eine Schrift über die von Vandiemensland und eine Charte von der Baßstraße heraus. Im fo ging er, nachdem die Regierung die von ihm vorgelegten Plane genehmigt

n Unterſuchung der Küſten von Neuholland wieder aus England ab. Er war
ſt reichlich mit allen Hülfsmitteln verſehen, die ſeinen Bemühungen einen guten
folg ſichern konnten. Zwei volle Jahre brachte er jetzt zu, um die ſüdlichen und
ſtlichen Küſten von Neuholland, die Meerenge Torres und den Meerbuſen Car-
ntaria zu unterſuchen. Am 17. Aug. 1803 erlitt er zwiſchen Neucaledonien und
euholland Schiffbruch. Später ſetzte er die Unterſuchung der Nordküſte fort,
ng durch die Meerenge Torres und landete auf Timor. Der ſchlechte Zuſtand
nes Schiffs zwang ihn hier, ſeinen Lauf nach Isle de France zu richten, da er
ht ahnete, daß zwiſchen Frankreich und England aufs neue Krieg ausgebrochen
. Ob er gleich mit einem Paſſe der franz. Regierung verſehen war, ſo fand ſich
r Befehlshaber auf Isle de France, wegen verſchiedener Unregelmäßigkeiten in
ſelben, doch veranlaßt, Flinders als Kriegsgefangenen zu behandeln und ihn
beinahe 7 Jahre zurückzuhalten. Die Entdeckungen der franz. Reiſenden Baudin
nd Entrecaſtaux in jenen Gegenden, welche in dieſer Zeit gemacht und bekannt
urden, hatten die Folge, daß Flinders's Verdienſt nicht gehörig anerkannt wurde.
Auch erhielten mehre geographiſche Punkte, denen er Namen gegeben, andre. Erſt
1810 kehrte Flinders nach England zurück, wo er ſich ſofort mit der Herausgabe
ſ. Tagebücher und Reiſen beſchäftigte, die 1814 in 2 Quartbänden, kurze Zeit vor
ſ. Tode, ans Licht traten. Noch verdient von ihm eine Schrift über den Ge-
brauch des Barometers, um die Nähe der Küſten zu beſtimmen, bemerkt zu
werden.

Flinte, ein Schießgewehr, welches von dem alten Worte Flins ſeinen Namen hat. Flins nämlich (engliſch Flint, und däniſch Flinta) bezeichnet einen Kieſel oder Hornſtein, dergleichen man ſich bei dieſer Gewehrgattung, welche an die Stelle der Musketen trat, bediente. Ludwig XIV. war der Erſte, der 1671 ein Regiment mit Flinten bewaffnen ließ, welches daher den Namen Füſelierregiment bekam, zum Unterſchied von den Musketierern. Man hat nachher dieſes Gewehr verkürzt, und mit dem Schloſſe Veränderungen vorgenommen, theils um größere Sicherheit des Losſchießens zu bewirken, theils um es vor dem Roſten und unzeitigen Losgehen zu bewahren. Anfangs wurden die Flinten oder Büchſen, nach Art der Feldſtücke, mit Lunten aus freier Hand abgebrannt, nachher erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeſchraubt wurde, um ſie mit einem Druck nach dem Zündloche zu leiten. Dies war das Luntenſchloß. Dann ſchraubte man den Feuerſtein in den Hahn, und brachte dabei ein ſtählernes Rad an, welches Kalk und Feuer aus dem Kieſel ſchlug. Dies iſt das alte zu Nürnberg 1517 erfundene deutſche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken ſieht. Einige Nürnberger Meiſter und auch König Guſtav Adolf brachten Verbeſſerungen daran an. So ſicher auch dieſes Schloß iſt, ſo nimmt das jedesmalige Aufziehen deſſelben mit dem Schlüſſel doch zu viel Zeit hinweg, als daß nicht die franzöſiſche Erfindung des Schloſſes mit der Nuß und der Pfanne, an dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht, und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieſer zurückgeſchlagen wird und Feuer gibt, den Vorzug hätte erhalten ſollen. (S. Perkuſſionsflinten.)

Flintglas oder **Kieſelglas**, eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen ſich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch zu Benedictbeuern in Baiern) verfertigt wird. Es verdankt dieſe Eigenſchaft dem beigemiſchten Bleikalke. Dollond hat es in Verbindung mit dem Crownglas (ſ. d.) zur Verfertigung ſeiner achromatiſchen Fernröhre angewand. (S. Dollond und Fraunhofer.)

Flittergold, Flitterſilber, Flittern, Erzeugniſſe der Lugſchläger, werden vorzüglich in Nürnberg, Berlin und Wien aus zwiſchen Leder dünn geſchlagenem und cementirtem Meſſing verfertigt, und zu allerlei Putz an-

gewandt. Flittern hat man von echtem Golde und Silber. Sie haben in d Mitte eine runde Öffnung, vermittelst welcher sie mit Fäden auf dem Putz oder der Stickerei befestigt werden. Flittergold und Flittersilber wird in sogenann Charten verhandelt. Bei dem ersten liegen 15 Tafeln, bei dem letzten 7 Taf zusammen.

Flögel (Karl Friedrich), ein verdienter Literator, geb. 1729 zu Jauer Schlesien, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium Breslau seine erste Bildung, und studirte dann zu Halle Theologie. D beschäftigte er sich zu Jauer mit dem Unterrichte junger Leute, und wurde 17 Lehrer bei dem Gymnasium zu Breslau, bald darauf Prorector, und 1773 Re der Schule zu Jauer. 1774 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie der Ritterakademie zu Liegnitz, welche Stelle er bis zu seinem Tode (1788) Ruhm und Nutzen bekleidet hat. Seine Muße widmete er vorzüglich der Liter geschichte und s. Schriften beweisen seine ausgebreitete Belesenheit und sein ge tertes Urtheil. Diese sind: „Geschichte des menschlichen Verstandes" (Br lau 1765, 3. Aufl. 1776); „Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der s ren Literatur in Deutschland" (Jauer 1771); „Geschichte der komischen Lit tur" (Liegnitz u. Leipz. 1784—87, 4 Bde.). Außer einer Abhandlung über d Komische und Lächerliche, und einer allgemeinen Geschichte der komischen Literat enthält das letztgenannte Werk, das erste in seiner Art, die Geschichte der Satyr eine Schilderung der vorzüglichsten ältern und neuern Satyriker, und zuletzt e Geschichte der Komödie im weitesten Sinne des Worts. Einzelne Theile des K mischen enthalten: „Geschichte des Groteskkomischen" (Possenspiele bei chr lichen Festen, komische Feste, komische Gesellschaften) (Ebend. 1788); „G schichte der Hofnarren" (Ebend. 1789, 2. Th. des vorhergehenden Werks), „Geschichte des Burlesken", welche nach des Verfassers Tode (1794) h auskam.

Flor, Gaze, die feinste und dünnste aller Zeugarten, von Seide, S felgarn und auch von Wolle. Frankreich und Italien liefern die schönsten Ar — **Blumenflor** ist der Blüthezustand der Blumen. Auch nennt man in Botanik Flor alle die Pflanzen, die in einer gewissen Gegend einheimisch sind. diesem Sinne nehmen die Botaniker für Europa, mit Ausschluß der europäis Türkei, fünf Floren an: die nordische, die helvetische, die östreichische, die p nnische und die apenninische.

Flora, bei den Griechen Chloris, die Göttin der Blumen und Blü des Getreides und Weinstockes. Sie war die Gattin des Zephyrus (Westwin und wird als eine schöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranze dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält sie gewöhnlich ein H des Überflusses. Ihr zu Ehren wurden in Rom die floralischen Schauspiele g ten, die äußerst üppig und ausschweifend waren. — In der Botanik heißt Fl ein Pflanzenverzeichniß.

Florentiner Arbeit, eine Art musivischer Kunst, mittelst w man durch Zusammensetzung von Edelsteinen und Marmorstücken sowol die N selbst, als auch Gemälde in einem gewissen Grade nachahmt. Sie hat von renz den Namen, weil sich die Florentiner durch besonders gelungene Arbeit dieser Gattung auszeichnen. Übrigens haben die Producte derselben alle M mit den Mosaikarbeiten gemein, und sind mehr Künsteleien als Werke von e Kunstwerth.

Florentiner Lack, eine Malerfarbe, welche ein Franziskaner zu renz erfand, als er die Tinctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Leber verfertigt hatte, und aus Versehen eine aufgelöste Säure hinzugoß. entstand ein Aufbrausen, aus dem sich ein hochrother Niederschlag bildete.

fanden diese Farbe trefflich, worauf der Erfinder sie in Menge und in größe-
Vollkommenheit lieferte.

Florenz (Ital. Firenze), Hauptst. des Großherzogthums Toscana und
der Landesstellen (mit 10,000 H. und 76,000 Einw.), gehört wegen ihrer
Kunstschätze, besonders Werken der Baukunst und Malerei, und wegen ihrer
schen Merkwürdigkeiten und ihres Gewerbfleißes zu den ausgezeichnetsten
der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird
den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier steinerne Brü-
mit einander in Verbindung stehen. Das Klima ist mild und gesund. In
Zeiten des Mittelalters schwang sich Florenz zu einer seltenen Blüthe der
empor, welche besonders durch die Familie Medici glänzend entwickelt und
begünstigt wurde, daß es sein Haupt über alle Nachbarstaaten erheben und diese
einer Botmäßigkeit bringen konnte. Aus diesen Zeiten schreibt sich auch die
Gestalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz
sind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn
Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palla-
Pisa und Venedig hervorrief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und
Grosse eines männlichen Styls. Von dieser Art sind z. B. der Palast Pitti
den Großherzog bewohnt, wo die herrliche Galerie) mit dem seiner Lage wegen
merkwürdigen Garten Boboli, die Paläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici)
das alte unregelmäßige Rathspalast am großen Stadtplatze (Piazza del Gran-
Die Außenseiten der Kirchen sind leider fast alle unvollendet, das Innere
dagegen, in Rücksicht der Bauart und Ausschmückung, größtentheils würdig und
prächtig. Der Dom (la chetra politana), ein riesenhaftes Gebäude aus dem
14. Jahrh., von Außen ganz mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet, prangt
mit einer hohen, von Brunelleschi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite steht der zier-
liche, nach Giotto's Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte
Taufkapelle (Battisterio), mit den in Erz gegossenen Thüren von Ghiberti (s. d.)
und Andrea Pisano. Der Dom wird in dem Buche beschrieben: „La metropo-
fiorentina illustrata“ (Flor. 1820). Die Kirche St.-Lorenzo enthält die mit
Pracht überladene, aber unvollendete Fürstengruft, zugleich die Monumente der
alten Medici mit den berühmten Statuen des Tages, der Nacht, Dämmerung
und Morgenröthe, in welchen sich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloster
findet sich die ihrer Codices und Handschriften wegen höchst kostbare Laurentinische
Bibliothek. Die Kirche St.-Croce besitzt, außer einem Schatze von Denkmalen
alter und neuer Kunst, die herrlichsten vaterländischen Mausoleen, unter welchen
nur die eines Mich. Angelo, Machiavelli, Galilei und Alfieri nennen. Die
Kirchen St.-Marco, St.-Annunciata, in deren Kreuzgang sich Vieles von del
Sarto findet, St.-Maria-Novella, wo die herrlichsten Werke von Cimabue und
den ältesten Florentinern, St.-Spirito, St.-Trinita sind ebenso würdige Tempel
der Andacht als Museen der Kunst, und vorzüglich reich an den schätzbarsten Fres-
kogemälden alter Meister, unter welchen die von Masaccio in der Kirche del Car-
mine noch heute den Künstlern eine Quelle des Studiums sind, wie sie es einst für
Leo da Vinci, Mich. Angelo, Rafael u. A. gewesen. Auch in den Palästen findet
man Galerien und Sammlungen von Kunstgegenständen aller Art. Reich an den
trefflichsten Gemälden sind die Paläste Corsini, Gerini und besonders Pitti, wel-
cher letztere alle nach Paris entführte Schätze, und unter diesen die Madonna della
Seggiola, zurückerhalten hat. Eine Beschreibung findet man in Speth's Werk über
Italien. Doch nicht nur diese, sondern vielleicht alle Sammlungen Europas ver-
bleicht durch Anzahl und Werth ihrer Kunstwerke die großherzogliche Galerie.
Eine Samml. in Umrissen von dieser Galerie ward durch die Conservatoren Zan-
ghi, Mattalvi und Bargigli, unter der Leitung des Pietro Benvenuti, in 100 Lie-

ferungen veranstaltet.) Von antiken Statuen gehören zu ihren Hauptzierden
Mediceische Venus, ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun,
Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe, Amor und Psyche u. s.
Unter den Gemälden behaupten den ersten Rang die in der Tribune befindlichen
Rafael (das Bild der angeblichen Beckerin, unter dem Namen der Fornarina
kannt, eine heilige Familie, Johannes in der Wüste, Papst Julius II.); Tizia
Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolomeo u. A. Sie w
beschrieben in dem Buche: „Real galleria di Firenze incisa in cartonni" (Fl
1821). Einzig in ihrer Art ist die Sammlung von beinahe vierhundert Bildnis
der berühmtesten Maler, alle von den Meistern selbst gemalt. Noch befinden
hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der kostbarsten
schnittenen Steine, die, wie alle übrige, Jedermann mit uneigennütziger Höfli
keit gezeigt werden und der Benutzung offen stehen. Auch die Akademie der schön
Künste, die unter der Leitung Benvenuti's und Raf. Morghen's tüchtige Schü
bildet, besitzt eine schöne Galerie meistens alter florentinischer, aus aufgehoben
Klöstern und Kirchen hierher versetzter Gemälde. Nicht minder berühmt sind
wissenschaftlichen Anstalten. Florenz hat eine Universität, die Academia del
crusca, die Akad. der Georgofili ꝛc. Außer der Laurentinischen und vielen ande
Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die kostbarsten Werke d
neuern Literatur in allen Sprachen sammelt, sind noch die Marucelliana und M
gliabechiana berühmt, welche letztere sehr reich an Handschriften und den seltens
gedruckten Büchern ist. Das Museum der Naturgeschichte, welches in vier
Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie en
hält, verdient schon der meisterhaften anatomischen Wachspräparate wegen, die u
ter Fontana's Aufsicht von Clemens Susini verfertigt sind, Bewunderung, u
rechtfertigt die Ausrufungen des begeisterten Dupaty. In den Spitälern S
Maria nuova und S.-Bonifacio findet eine Menge junger Leute Gelegenheit, un
der Leitung geschickter Lehrer sich theoretisch und praktisch mit der Heilkunde zu
schäftigen, deren Studium überdies durch medicinische Bibliotheken, anatomisch
Theater, botanische Gärten u. s. w. sehr begünstigt wird. Von mehren Theate
sind gewöhnlich zwei eröffnet; die große Oper und das Ballet, beide mit Pracht u
Geschmack ausgestattet, werden im Theater della Pergola, die komischen Opern
Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem gibt es mehre Winkel- und Mar
nettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchstergötzlic
witzige Pulcinello in einer wandernden Bretterbude sein lustiges Wesen. Der
beschreibliche Zauber, den Florenz auf jeden empfänglichen Menschen ausübt,
nicht nur in den Einflüssen einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch
den Erinnerungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schri
aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe,
seine Helden im Mittelalter und an die große, auch politisch merkwürdige Kirch
synode von 1478, beschäftigt den Geist der Gedanke, daß Künste und Wissensch
ten hier vor allen andern Orten geblüht, und die edelsten Früchte zur Erquick
und Wiedergeburt Europas getragen haben. Die gefeiertsten Namen der itali
schen Literatur und Kunst sind florentinischen Ursprungs. Bildung, Kunstsi
und Geschmack, die, früh geweckt und genährt, das Zeitalter Lorenzos von Me
zu einem der glänzendsten in der Geschichte machten, scheinen so tiefe Wurzeln
schlagen zu haben, daß sie auch heute noch hervorstechend sind. Die Spra
selbst des gemeinen Mannes, ist ebenso rein und zierlich als reich an feinen
witzigen Wendungen; überhaupt ist das Volk heiter, gefällig, lebenslustig, got
fürchtig und schauspielsüchtig, wie alle Italiener, aber in Fleiß und Industrie ü
trifft es die meisten. Florenz besitzt berühmte Seidenmanufacturen und Fä
reien; seine Metallarbeiten, Kutschen, Pianoforte, mathematische und phys

he Instrumente, Druckereien, kurz alle Gegenstände, die dem Bedürfnisse oder n feinern Genusse des Lebens zu statten kommen, werden ausgezeichnet gut gear- tet; der Handel ist beträchtlich. Die ganze Umgegend gleicht einem blühenden rten, und scheint, von einer Anhöhe betrachtet, mit Villen und Dörfern über- t, die, wie Ariost rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man sie ammenrücken und mit einer Ringmauer umschließen könnte. Ein Park mit r Meierei dicht an der Stadt, die Cascine genannt, wimmelt jeden Abend, be- ders an Festtagen, von schöner Welt; auch die großherzoglichen Lustschlösser, ggio imperiale, Carreggi, Pratolino (mit der Bildsäule des Apennin), Poggio mano, von der Natur und Kunst reichlich geschmückt, geben reizende Punkte zu n schönsten Ausflügen ab. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem cht, und genießt, fast mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wande- t, welche den herrlichen Aufenthalt stets ungern verlassen. Für den Reisen- n ist sehr nützlich: „Nuova guida per la città di Firenze" (m. Ansichten, r. 1820). xx.

Florett, das rauhe Gespinnst, womit die Seidenwürmer ihr Gehäuse an- gen, ehe sie ordentliche Fäden ziehen, und welches nicht mit abgehaspelt werden n, sondern gesponnen werden muß. Die aus dieser Seide gewonnenen Bänder, che u. s. w. erhalten zugleich durch den Zusatz Florett die Bezeichnung ihrer t und Gattung.

Florian (Jean Pierre Claris de), Mitgl. der franz. Akad., ein fruchtba- r Schriftsteller voll Anmuth und Geist, geb. 1755 auf dem Schlosse Florian, ent Sauve in den Nieder-Sevennen, verdankte seiner Mutter Gilette de Sal- t, einer geborenen Castilianerin, die lebhafte Neigung für die spanische Literatur. ie damit verbundene Hinneigung zum alten Ritterthum, welches aus den roman- schen Dichtungen der Spanier anspricht, lasser sich deutlich in seinen Werken er- nnen. Ein Oheim Florian's hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet; sein Vater rd von diesem berühmten Schriftsteller geliebt und der Dichter der „Henriade" nd Vergnügen darin, die angeborenen Talente des Sohnes seines Freundes zu ent- ckeln, der bald sein Liebling wurde. Florian trat als Page in die Dienste des rzogs von Penthièvre, und verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Her- e in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künstler sich versammelte, ein Privattheater hatte erbauen lassen. Hier trat Fl. zuerst seinen theatralischen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin selbst nahm, und wovon „Die beiden Billets" noch jetzt gern gesehen werden. Er hte sich zugleich durch die gekrönten Preisgedichte: „Voltaire et le serf du nt-Jura", ferner durch s. Ekloge: „Boas et Ruth", bekannt. Weniger fall erhielt seine Lobschrift auf Ludwig XII. 1788 wurde er Mitglied der z. Akademie. Beim Ausbruche der Revolution, und nach dem Tode des Her- von Penthièvre, hatte er sich, auf das Decret, das alle Adelige aus Paris annte nach Seaux begeben. Hier ward er, während er sein Gedicht „Ephraim" ollenden beschäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausschusses verhaftet. Der z Robespierre's rettete ihn vom Blutgerüst, und erlaubte einem seiner unde, für seine Befreiung zu arbeiten; leider war es schon zu spät; die erfahr- Leiden, vorzüglich die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmste ten müssen, hatten seinen Geist niedergedrückt. Einige Tage nach seiner Be- ung starb er am 13. Sept. 1794 zu Seaux. Als Dichter hat sich Fl. in mehr einer Gattung mit Glück versucht. Im Allgemeinen sind Leichtigkeit, Anmuth, hlaut und eine bei den Franzosen seltene Gemüthlichkeit die hervorstechenden schaften seiner Werke; in den höhern Gattungen aber fehlt es ihm an Leben- it, Kraft und Colorit. Er schildert die Sitten mit treffender Wahrheit. Vor n gelangen ihm Gemälde aus der Schäferwelt, wie z. B. in s. beliebten

ſteht durchgehends aus drei Haupttheilen, nämlich dem Steifſtücke und zwei Kr
oder einmaſtigen Flößen, deren jeder wieder aus drei Theilen, dem Mittelſtück
zwei Anhängen, zuſammengeſetzt iſt. An den äußern Seiten der letztern ſind
dies noch viele einzelne, oder zu zwei und vier der Breite nach mit einander ve
dene Tannenſtämme befeſtigt. Die erſten heißen Streich-, die andern Schorn
Das Steifſtück iſt der weſentlichſte und vornehmſte, aber auch der unbehülfl
Theil eines Holländerfloſſes. Zuweilen macht es auch mit ſeinen Anhängen
Ganze aus, und beſteht, den Boden mitgerechnet, aus vier, und an man
Stellen aus fünf Lagen Holzes über einander. Die Richtung in der Fahrt
ihm durch die Knie- oder bewegliche Vorderflöße gegeben. Die Anhänge zu b
Seiten haben eine verſchiedene Beſtimmung. Während der Fahrt dienen ſie,
erſten Stoß beim etwaigen Anlaufen des Floſſes an die Ufer abzuhalten, beim
den dazu, daß das Floß zum Stehen gebracht wird, und endlich bieten ſie bei
glücksfällen das Holz zu neuen Böden dar. Am äußerſten Ende des Floſſes b
den ſich eine Reihe Ruder (auch Riemen und Streiche genannt), die ſich je zwi
zwei und zwei hölzernen Zapfen bewegen. An dem einen Ende hat es gewöh
20, und am entgegengeſetzten Ende 22 dergleichen Ruder, außer denen, die ſich
jedem Anhange deſſelben befinden. An jedem Ruder ſind in der Regel ſieben M
zum Arbeiten angeſtellt. Der Steuermann, welcher das ganze Fahrzeug dirig
gibt auf einem erhabenen Stuhle das Zeichen, ob rechts oder links gerudert wer
ſoll. Dem Floſſe geht eine Stunde weit ein Nachen voraus, um wegen der Sch
Mühlen und Brücken Warnung zu geben. Es wird von 16 bis 20 Nachen (j
mit 7 Mann), wegen der nöthigen Anker, Seile und Taue, begleitet. Ein
chen mit Ankern, den man voraus an das Land führt, um dem Floſſe in den Kr
mungen die Richtung deſto ſicherer zu geben, nennt man den Poſtwagen. Die
ſtandtheile eines ſolchen großen Floſſes ſind folgende: Eine beinahe vollſtän
Wohnung für den Flößer, Küche, Bäckerei, Kammer des Küchenmeiſters, W
haus, Magazin für die Lebensmittel, Wohnung des Steuermanns, eine H
für die Ankerknechte, 6 Hütten für die Ruderknechte, wovon jede 50 Mann
nehmen kann, Viehſtälle, ein Schlachthaus, eine Wohnung der Köche und
Hütte für 7 Mann am ſogenannten Kapſtänder. Das Floß hat rechts und l
Anhänge, um es flott zu halten, wenn es vor Anker liegt. Die ſogenannten
des Floſſes dienen zu deſſen Leitung in den Krümmungen des Stromes, und
dieſe haben ihre Anhänge. Die Bemannung eines Holländerfloſſes beſteht gew
lich aus 500 Köpfen. Es hat 20—40 Anker bei ſich, und bedarf für eine
nach Dordt in Holland 40—50,000 Pfund Brot, 12—20,000 Pfd. Fl
10—15,000 Pfd. Käſe, 10—15 Centner Butter, 8—10 Centner geſalzenes
60—80 Centner trockenes Gemüſe, 5—600 Ohm Bier u. ſ. w. Den b
Begriff von der Größe eines ſolchen Floſſes macht man ſich, wenn man bede
daß die Rheinſchiffahrtsverwaltung an den Zollämtern für Mannſchaft, Provi
Anker und Geräthſchaften 6000 Centner in Abzug bringen läßt, die nicht ver
werden. Solche große Holländerflöße, die man nach der Verſchiedenheit i
Baues gepackte oder ungepackte nennt, werden nicht auf einmal, ſondern aus
vom obern Rhein, dem Neckar, dem Main und der Moſel kommenden klei
Flößen zuſammengeſetzt. Die Hauptbauplätze hierzu ſind bei Mannheim, am ä
ſten Ende des Neckars, kurz vor ſeiner Mündung in den Rhein, zu Kaſſel, M
gegenüber, beim Einfluß des Mains in den Rhein, oder unterhalb der Stad
dem ſogenannten Gartenfelde, und zwiſchen Andernach und Unkel an dem Rh
Für die kleinern Flöße, die über den Main zum Bauplatz bei Kaſſel gebracht
den, liefern die Waldungen des Fichtelberges und die Provinzen Bamberg, W
burg und Baireuth das erfoderliche Holz. Der Schwarzwald in Würtemberg
Baden gibt hauptſächlich die Materialien zur Erbauung der kleinen Flöße, die

Nagold und Enz in den Neckar, und von der Kinzig oder Murg auf den Rhein
icht, und vorzüglich zu Manheim, weniger aber zu Mainz, in große Flöße
nigt werden. Für die Flößchen der Enz und Nagold sind Pforzheim und Jart-
en die Stapelplätze, wo gewöhnlich durch Aneinanderfügung dreier derselben
re Maschinen gemacht werden, die man Thalflöße nennt, und den Neckar herab
Manheim schwimmen läßt, um da zur Erbauung der Holländerflöße zu dienen.
Waldungen zunächst der Mosel sind die Holzmagazine für die kleinen auf die-
Ströme herabkommenden, aus Kiefern und Fichten zusammengesetzten, soge-
nten Marineflößchen, die auf dem Bauplatze zu Andernach in eigentliche
länderflöße verwandelt werden. Die Flößerei auf den kleinen Nebenströmen,
Sieg, Ruhr und Lippe, ist im Verhältniß zum Ganzen nur unbedeutend. Die
chiff in der Regel die vom Oberrhein und dem Neckar. — Man verführt auf
Flößen auch Sägholz unter den Namen: Breter, Borden, Latten, Dielen
Rahmschenkel, sowie auch Faß-, Daub- und andres Werkholz. Die Murg-
Rheinschifferschaft liefert allein auf den Rheinstrom im Durchschnitt jährlich
0,000 Stück Borden zum Verkauf. Das gewöhnliche Rheinfloß- und Marineholz
rscheidet sich dadurch von einander, daß letzteres schärfer behauen und beschlagen
und wenig oder gar keine Schalkante hat. Die Holzkörper der Flöße sind sehr
schieden, denn es gibt balkenartige, welche rechtwinkelige, von gleichen oder un-
chen Seiten umgebene Grundflächen haben, wie z. B. die Eichenruthen; runde
d spitzige, als Eichen, Kiefern und Tannen, die oben rund und spitzig zulaufen;
ligförmige Holzkörper, deren beide Durchmesser gleich lang sind, ihr Körper
er gerade und von verschiedener Länge ist, auch runde abgekürzte stumpfe oder
Kegel, zu welchen letztern die meisten Maintannen und Kiefern gehören, die
n werden pflegen. In den letzten Jahren hat die Flößung des Eichenholzes
genommen. — Wie beträchtlich der Holzhandel durch Flöße auf dem
, und besonders die Ausfuhr nach Holland ist, läßt sich leicht nach der
des an den rheinischen Zollstätten vorbeigeführten Holzes, sowie des
richteten Zollbetrags bestimmen. Man kann annehmen, daß im Durch-
jährlich zwischen 60—70,000 Kubikmeter Eichen- und andern harten Hol-
und zwischen 70—80,000 Kubikmeter Tannen- und andern weichen Holzes
die Flöße des Rheins nach Holland verführt werden. Die Floßgebühren ma-
beiläufig den 5½ der gesammten Einnahmen der Rheinzölle aus. 1818 be-
sie 472,945 Francs 99 Centim., 1819 508,012 Fr. 58 Cent. und 1820
79 Fr. 61 Cent. Um die Zollgebühren, welche von den Flößen bezahlt wer-
ssen, zu berechnen, werden diese nach Länge, Breite und Tiefe unter Wasser
sen. Das Product aus diesen drei Vermessungen stellt den rohen Kubikinhalt
Wasser gehenden Theiles des Körpers dar. Um sofort den reinen, für
schlag geeigneten Inhalt zu erhalten, werden für den Last, der nicht in Holz
, und für die holzleeren Räume, bei großen Flößen 6000, bei andern 4000
abgezogen. Dieser reine Kubikinhalt des unter Wasser gehenden Theiles
hältniß der specifischen Schwere des Floßkörpers zu der specifischen Schwere
sers (welches bei Flößen mit Anhängen wie 8 zu 9, und ohne Anhänge wie
12 angenommen ist) vermehrt, liefert den ganzen anschlagbaren Inhalt eines
Floßkörpers. Das Floßrecht muß in jedem Staate bei dem Landesherrn
ucht, und kann nur von ihm bewilligt werden, da es unter die Regalien ge-
Wo auf einem Flusse Schifffahrtsfreiheit statt hat, kann die Regierung die
mit Flößen nicht untersagen; es müssen aber die Floßvorschriften zu Verhinde-
Schaden genau beobachtet werden. Insofern die Flöße nicht zum Verkauf
ger, aus welchen sie zusammengesetzt sind, sondern vielmehr zur Verführung
Waaren auf Flüssen dienen, sind sie uralten Ursprungs und haben viele Ähn-
mit den ersten Fahrzeugen der Alten. Die Araber bauten sie schon zu dem

Gebrauche auf dem Euphrat. In China gibt es ganze Dörfer, die aus Flöß starkem Bambusried erbaut sind, und auf den großen Flüssen umherschwimmen. Floß heißt auch in der Schiffbausprache ein aus 3 bis 4 Masten mit Bretern legtes Gerüst, um sicher darauf stehen zu können, wenn das Schiff kalfatert w

Flöte (Flauto), ein Blasinstrument von Holz, Horn, oder Elfenbein. gibt deren verschiedene Arten: 1) **Flûte à bec** (**Flûte douce**, Ploch- oder P flöte) ist veraltet, war mit einem Kern versehen, hatte sieben Tonlöcher für die ger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die Hoboe gehalten. Der umfang erstreckte sich von dem eingestrichenen f bis zum dreigestrichenen g. 2) jetzt gewöhnliche, und seit Friedrich dem Großen, dessen Lieblingsinstrument sie sehr beliebte Querflöte, **Flauto traverso**, aus dem Kopfstück, zwei Mittelstü und dem Fuße bestehend. Sie wird durch ein Mundstück angeblasen und das nen und Schließen der Tonlöcher bringt die verschiedenen Töne hervor. Das stück enthält Mundloch und Pfropfschraube, mittelst deren ein in der Höhlung Instruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefe schraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verschiedener Mittelstücke die Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelstück hat drei Tonl für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und dem Fuße befinden sich zwei Klappen für die Töne es und dis. Man hat außer noch verschiedene Klappen angebracht, um einzelnen Tönen mehr Reinheit zu ben; indessen gewinnt das Instrument im Ganzen dadurch wenig. Der Umf der Flöte erstreckt sich von dem eingestrichenen d (neue Flöten gehen noch tiefer) zum dreigestrichenen b. Ihr Charakter ist sanft; doch dringt sie in der Höhe durch die kräftigste Orchesterbesetzung durch. Im Solo thut sie treffliche Wirku ganze Concerte aber sollte man nicht für sie schreiben und auf ihr spielen, da Spiel auf die Länge ermüdet und ihr Ton nicht genug Mannigfaltigkeit hat. ßerdem hat man **Flûte d'Amour**, eine kleine Terz tiefer, eine Terzflöte, eine Terz höher, eine Quartflöte, eine Quart höher, Octavflöte oder **Flauto pico** eine ganze Octave höher als die gewöhnliche Flöte, sie ist für rauschende, z. B. Militairmusik. Das beste Werk über Flötenspiel war sonst Tromlitz's „Ausfü cher und gründlicher Unterricht, die Flöte zu spielen". Neuerdings ist die Fl schule des pariser Conservatoriums und die von Frölich in Gebrauch.

Flott, in der Schifferſprache, auf dem Wasser schwimmend. Ein S flott machen, heißt: ein feststehendes Schiff, das z. B. auf eine Sandbank g ren ist, wieder in Gang bringen. Ein Schiff wird flott, indem der Anlauf Flut dasselbe hebt, wenn es während der Ebbe trocken oder im Schlamme lag. **Flotte**, eine Anzahl Schiffe, die einen gemeinschaftlichen Anführer haben. gibt Kriegs- und Handels- oder Kauffahrteiflotten. — **Flottille**, eine Flotte.

Flötze, Flötzgebirge, s. Geologie und Geognosie.

Flüchtigkeit, in der Chemie die Eigenschaft eines Körpers, nach cher er sich bei einem gewissen Grad der Hitze in Dämpfe auflöst und verflüchtig steht der Feuerbeständigkeit entgegen. Wahrscheinlich haben jedoch alle Körpe Eigenschaft der Flüchtigkeit, nur, daß wir einige nicht zu verflüchtigen vermö weil uns die erfoderlichen Grade der Hitze fehlen; eine absolute Feuerbeständ findet mithin wahrscheinlich gar nicht statt.

Flüe (Nicolaus von der, Bruder Klaus), geb. 1417 im Dorfe Sa Kantons Unterwalden ob dem Walde, bewirthschaftete mit seinen Ältern und dern das väterliche Gut, und führte ein durchaus unbescholtenes Leben. A verschiedenen Kriegszügen zeigte er sich ebenso menschlich als tapfer. Als Land des Cantons bewies er eine eigne Geschicklichkeit, die vorkommenden Angelegen ten zu einem guten Ende zu bringen. Die Würde eines Landammans schla

aus. Von Jugend auf zum contemplativen Leben geneigt, dabei enthaltsam und streng gegen sich selbst, faßte er, nachdem er funfzig Jahre hindurch alle Pflichten als Staatsbürger treu erfüllt hatte, und Vater von zehn lebenden Kindern geworden war, mit Zustimmung seines Weibes, den Entschluß, ein Einsiedler zu werden, und wählte zu seinem Aufenthalt eine bloß durch einen Wasserfall des Milchflusses belebte Wildniß unweit Sarnen. Hier brachte er seine Zeit in Gebet und frommen Betrachtungen zu. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und sich bloß durch das Abendmahl stärke, welches er alle Monate genoß. Zu ihm, dem erfahrenen, hellsehenden Mann, wallfahrtete von nahen und fernen Orten, wer Rath und Trost bedurfte. Bald wurde er selbst der Retter des ganzen Vaterlandes. Unter den acht Cantonen, welche damals die Eidgenossenschaft ausmachten, war Eifersucht und Mißtrauen entstanden. Man argwohnte, daß die Beute der vor kurzem bei Nancy erschlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden; die größern aristokratischen Städte hielten zusammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorschlag die kleinern demokratischen Cantone sich widersetzten. Auf einer (1381) zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) zur Berathung über diese Angelegenheiten gehaltenen Tagsatzung erhitzte sich der Parteigeist in so hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes, und mit ihr der baldige Verlust der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erschien plötzlich, durch einen Freund dazu aufgefodert, Bruder Klaus in der Versammlung der Abgeordneten. Das große Ansehen des Mannes, seine hohe, edle Gestalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, seine herzliche, aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorstehenden Trennung schilderte, und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Versammlung so sehr, daß augenblicklich ein in der Schweizergeschichte berühmtes Grundgesetz: das Verkommniß zu Stanz (22. Dec. 1481) beschlossen und abgefaßt wurde; alle bisherige Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte Bruder Klaus, nach vollbrachtem Werk, in seine Einsamkeit zurück, wo er fortfuhr, Tugend und Weisheit zu lehren, bis er, 2. Mai 1487, siebzig Jahr alt, starb. Ganz Unterwalden begleitete seine Leiche zur Grabstätte, alle Eidgenossen betrauerten ihn; fremde Fürsten ehrten noch nach seinem Tode sein Andenken; Papst Clemens X. versetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Flügel, 1) in der **Baukunst**: a) die an beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wol, wenn das Gebäude selbst lang ist und nur die Hauptmasse bildet, die beiden Seiten desselben, die rechts und links von seiner Mitte abstehen; im Festungsbau die langen Seiten eines Horn- und Kronenwerks, welche von dem Haupt- oder Außenwerke bestrichen werden. b) Die beweglichen Theile einer Thür oder eines Fensters, womit diese Öffnungen geschlossen werden. In der Wasserbaukunst heißt alles zum Schutze und zu Haltbarkeit außer den eigentlichen Grenzen des Baues Aufgeführte, Flügel, z. B. die verlängerte hölzerne Verkleidung an einem Stil. Nebengraben zur Abwässerung umdeichter Ländereien, die seitwärts von den Hauptabwässerungscanälen abgehen, werden **Flügelgraben**, und die an einer steinernen Schleuse mittelst einer Wand von Steinen verlängerten Bekleidungen, **Flügelmauern** genannt. 2) In der **Musik**, ein Tastinstrument in Gestalt eines Vogelflügels, dessen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befindlich sind, gerissen werden. Ehedem war das Clavecin das jetzige Clavierinstrument in dieser Form, und wurde deßhalb gemeiniglich Flügel genannt; seit Erfindung des Pianoforte versteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügelform darunter, und jenes wird selbst im Orchester bei Begleitung des Recitativs wenig mehr gebraucht. 3) In der **Kriegskunst** sind Flügel die beiden äußer-

sten Enden oder Seiten eines Bataillons, Regiments oder ganzen Heeres. 2 Bestimmungen rechts oder links sind von dem Gesichtspunkte der aufgestellten M aus zu verstehen.

Flugsand findet sich in den Gegenden, wo der Hauptbestandtheil des B dens Sand ist, wenn die cultivirte Erde der Oberfläche weggeschwemmt, oder du unvorsichtige, zu häufige Erdrührung allmälig verschwunden ist. Die Natur g jedem Boden dieser Art Pflanzen, die, wenn sie auch nur ein Jahr vegetiren, du die Faulung der Wurzeln das Erdreich fester machen. Manche schießen aber Frühjahr kräftig empor aus den Wurzeln, welche der Winter nicht vertilgt h Plaggt man aber einen solchen Boden ab, oder vernichtet die Wurzeln gänzlich, ist die Oberfläche zu trocken, um sich gegen den dürren Wind halten zu können, u der Sand der Oberfläche wird immer weiter auf bessere Äcker getrieben, die da auch versanden. Das Übel ist in der Richtung herrschender Winde am stärksi und nur durch Sandhafer, Anpflanzung von Stauden und Pflanzen, die ein dürren Boden allenfalls ertragen können, endlich durch todte Zäune, die die Ma des Windes brechen, und durch Aufhören aller Weide, bis sich die Erde einigermaß gesetzt hat, läßt sich dies am Seestrande und hier und da in Gemeinheiten herrschen Übel allmälig austilgen.

Fluß oder **Strom.** Der Sprachgebrauch macht keinen Unterschied zw schen beiden Benennungen; doch scheint es, daß man diejenigen Flüsse vorzugsweis Ströme nennt, welche sich bei ansehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergieße Fast alle Flüsse entspringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Mi sissippi, der Don u. A., entstehen aus Seen. Merkwürdig ist es, daß sich die G schwindigkeit der Flüsse nicht nach dem stärkern Abhange der Fläche richtet. S fließt die Donau viel schneller als der Rhein, obgleich das Bette des letztern bei we tem abhängiger ist. Die Donau, der Tiger und der Indus sind unter den bekan ten die schnellsten Flüsse. Da in der Regel die Strömung eines Flusses in d Mitte am stärksten ist, so steht auch hier sein Wasser beträchtlich höher, als na den Ufern zu; an der Mündung hingegen ist der Fluß in der Mitte niedriger ob hohl, weil das Meerwasser, mit dem er sich hier vermischt, an beiden Seiten a stärksten aufsteigt. Die Menge des Wassers, welches die Flüsse dem Meere zu führen, ist ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stund über 1000 Mill. Kubikfuß Wasser ins kaspische Meer ergießt. — **Flußgötter** bei den Alten, die Schutzgötter der Flüsse oder die personificirten Flüsse selbs Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, m Schilf gekrönt, und neben einer Urne, aus welcher der Strom fließt, liegend al gebildet.

Fluß, in der Chemie, Probirkunst und Hüttenkunde, eine salzige Beim schung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Bora Weinstein, Laugensalz u. s. w.), auch Zuschlag genannt; dann auch die Schme zung selbst. — **Glasfluß** ist eine sehr harte Glasmasse, die zur Nachahmung de Edelsteine auf mancherlei Weise gefärbt und geschliffen wird. Es werden die m echten oder böhmischen Steine daraus gemacht.

Flußspath, ein Mineral, welches in Oktaëdern und Würfeln krystalli sirt, derb und eingesprengt vorkommt. Es ist weiß, grau, blau, grün, gelb un roth von Farbe, glasglänzend, durchsichtig, bis an den Kanten durchscheinend, de Bruch krystallinisch blättrig und uneben. Als Pulver auf heißem Eisenbleche phos phorescirend. Sehr verbreitet auf Gängen und Lagern, als Begleiter verschiede ner wichtiger Metallgebilde. Man gebraucht den F. beim Schmelzen von Silber- Kupfer- und Eisenerzen, beim Probiren der Eisensteine als Flußmittel oder Zu schlag; bei der Glas- und Porzellanfabrication; zur Anfertigung von Vasen, Leuch tern, Säulen, Bechern u. s. w. (besonders in der engl. Grafschaft Derby). Di

dem Minerale eigenthümliche Säure, die Flußsäure, wird zum Ätzen des Glases angewendet.

Flußgebiet, der Inbegriff aller Quellen, Bäche, Flüsse, die ihre Gewässer ins Meer oder in einen größern Fluß ausströmen. Dasselbe beträgt bei großen Flüssen oft mehre tausend Quadratmeilen. Zuweilen liegen die Quellen verschiedener Flußgebiete nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Nab, der Eger und der Saale, wovon die erste zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzten zum Elbgebiete gehören.

Flüssigkeit (Fluidität), besser Tropfbarkeit, der zwischen dem Zustande der Festigkeit und Luftförmigkeit in der Mitte liegende Zustand eines Körpers, worin seine Theile zwar noch als ein einziger, ununterbrochen zusammenhängender Körper erscheinen, sich aber leicht trennen und wieder vereinigen lassen. An allen flüssigen Körpern bemerken wir, daß sich ihre Theile fast ohne merklichen Widerstand trennen lassen, daß sie die Gestalt des Gefäßes annehmen, worin sie sich befinden, daß die Form ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen ist, daß sie sich in Tropfen an einander hängen, und daß sie im Stande der völligen Ruhe eine ebene und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch den Körper selbst, der unter dieser Form erscheint, nennt man Flüssigkeit, richtiger Fluidum. Der Wärmestoff ist eine Mitursache aller Flüssigkeit der Körper.

Flut, s. Ebbe.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutschen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorstellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält, und auf der Schulter einen stehenden Löwen trägt, bald als ein menschliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter, kurzer, dicker Mann, der auf einem Throne sitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche unförmliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Foé, Fohi, der Name des in China göttlich verehrten Stifters einer fremden Religion, welche im ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung daselbst eingeführt wurde. Die Veranlassung dazu wird auf folgende Weise erzählt. Der Kaiser Ming-ti XV., aus der Dynastie Han, erinnerte sich des Ausspruchs des Confucius: „Im Abend findet man den wahren Heiligen", und sandte daher zwei Große des Reichs, den Tsay und Tsin-king, nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis sie den Heiligen gefunden und sein Gesetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Dieser war, wie die Bekenner seiner Lehre erzählen, um 1027 vor Chr. in Kaschmir geboren. Sein Vater, mit Namen In-fan-wang, war König dieses Landes, seine Mutter hieß Moye. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes, und starb nach der Geburt. Bei derselben sollen die Sterne verfinstert und neun Drachen vom Himmel gestiegen sein. Beim Anfange der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie habe einen weißen Elefanten verschluckt, woher sich die Verehrung dieser Thiere in Indien schreiben soll. Nach andern Berichten soll die Mutter des Fo von der Erscheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, stand er sogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er sieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel, und mit der andern auf die Erde, und sprach mit deutlichen Worten also: „Es ist Niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig". Damals hieß er Sche-kia oder Schaka. Als er 17 Jahe alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in seinem 19. J. verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weisen in die Wüste. In seinem 30. J. wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Wesen gemacht. Durch Wunder bestätigte er seine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelte sich um ihn und verbreitete sein Gesetz durch den

Orient. Sie und die Priester dieser Religion heißen in China Seng, in der Tata-
rei Lamas, in Siam Talapoinen, und bei den Europäern Bonzen. Als der groß
Fo im 79. J. seines Lebens sein Ende nahe fühlte, erklärte er seinen Schülern:
„daß er bisher nur in räthselhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen gesproche
habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen scheide, das Geheimniß seiner Lehr
entdecken wolle." „Wisset", fuhr er fort, „daß kein andres Grundwesen aller Ding
ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werde
dahin wieder zurückkehren und darin alle unsere Hoffnungen sich endigen". Diese
letzte Ausspruch des Fo theilte seine Schüler in drei Secten. Einige stifteten, dem
selben gemäß, eine atheistische Secte, die Meisten blieben den frühern Lehren treu
noch Andre endlich unterschieden eine öffentliche und geheime Lehre, und bemühte
sich, beide in Harmonie zu bringen. Diese öffentliche Lehre des Fo enthält di
Moral. Sie unterscheidet das Gute und Böse; wer Gutes im Leben gethan hat
wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böses gethan hat, wird bestraft; für beider
lei Seelen, heißt es, seien gewisse Plätze, und darin jeder nach ihren Verdienste
eine Stelle bestimmt; der Gott Fo sei geboren, die Menschen zu retten, und di
vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden ab
gebüßt und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Nur dies
fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geschöpf zu tödten; kein frem-
des Gut an sich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; nicht zu
lügen und keinen Wein zu trinken. Insbesondere dringen sie auf die Ausübun
gewisser Werke der Barmherzigkeit, empfehlen die Freigebigkeit gegen sie, die Prie
ster. Man soll ihnen Klöster und Tempel bauen, damit sie durch ihre Gebete un
Bußübungen Andre von der Strafe befreien, der sie außerdem unterworfen sind
Sie erklären, daß, wer ihre Gebote verabsäume, nach dem Tode die grausamste
Martern zu erwarten habe, und daß seine Seele in einer langen Wanderschaft selb
in die Körper der geringsten und unreinsten Thiere fahren werde. Die Hauptgrun
sätze der geheimen Lehre, in welche nur Wenige eingeweiht sind, bestehen in folge
den. Der Grund und Zweck aller Dinge ist der leere Raum und das Nichts. Au
Nichts entstanden die Stammältern des Menschengeschlechts, und in dieses Nich
sind sie zurückgekehrt. Der leere Raum ist Dasjenige, was unser Wesen ausmac
Aus dem Nichts und aus der Vermischung der Elemente ist alles Vorhandene en
standen, und Alles muß dahin zurückkehren. Alle Wesen, belebte und unbeleb
sind nur in Gestalt und Eigenschaften verschieden; sie machen sämmtlich nur
Ganzes aus, und sind von ihrem Grundwesen nicht unterschieden. Dieses Grun
wesen ist rein, von aller Veränderung frei, höchst zart und einfach, und um sein
Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern Wesen. Es ist höchst vollko
men und dabei in einer beständigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verstand
haben; ja was noch mehr ist, sein Wesen besteht eben darin, daß es ohne Versta
ohne Wirksamkeit und ohne Verlangen oder Begierde ist. Wer glücklich leben w
muß unaufhörlich seine Gedanken und Überlegung anstrengen, sich selbst besiegen u
jenem Grundwesen gleich werden. Zu dem Ende muß man sich gewöhnen, nic
zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. N
Klaproth war sein Grundsatz: Strebe dich selbst zu vernichten, denn sowie du e
hörst, etwas für dich zu sein, so wirst du mit Gott eins und kehrst in seine We
heit zurück. Die öffentliche Ehre des Fo, welche Volksreligion wurde, heißt in
dien die bramanische. Sie ist durch Hindostan, Tibet und die Tatarei verbre
jedoch mit manchen Änderungen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der L
vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigen sich alle in den Lehren von der S
lenwanderung. Wenn, nach denselben, eine Seele zum ersten Mal auf Erden
scheint und den Körper eines Menschen belebt, so bewohnt sie den Körper eines S
manen. Nach seinem Tode wandert sie, nach Maßgabe seiner guten oder b

dlungen, in Menschen oder Thiere, bis sie in die Classe der Samanäer tritt, zuletzt in dem Leibe eines vollkommenen Samanäers erscheint. Ein solcher hat t mehr Fehler auszusöhnen; sie sind in den vorherigen Wanderungen schon abschen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchsten tes der Welt sind. Frei von Leidenschaften, und keiner Unreinigkeit mehr fähig, t er nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der seine Seele ein fluß ist. Dieses höchste Wesen, der Urstoff aller Dinge, ist von Ewigkeit her unsichtunbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig, und hat seinen Ursprung von ibst. Es kann durch keine Abbildung dargestellt werden; man kann es nicht anbeweil es über alle Anbetung erhaben ist; aber seine Eigenschaften kann man abbil- und diese verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienst der indischen Völker daher die Menge der Schutzgötter in China. Jedes Element, die Veränderung des tums, die Lufterscheinungen, selbst jeder Stand und jedes Gewerbe hat seinen eig- Schutzgott. Alle Feuer-, Wasser-, Soldatengötter u. s. w. der Chinesen sind aber vornehme Beamte des höchsten Gottes Seng-Wang-Mau, der von seinem Sitze r obersten Himmelsgegend in müßiger Ruhe auf das Treiben der Menschheit blickt. Jeder Chinese bildet seinen Schutzgott in Holz oder Stein, und verrich- er diesem Bilde dreimal des Tages seine Verehrung. Der Samanäer aber, ständiger Betrachtung und Nachdenken über diesen großen Gott verloren, sucht sich selbst zu vernichten, um wieder in den Schoß der Gottheit zurückzukehren sich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat, und selbst s Körperliches ist. Als dieser reine Geist die Materie erschaffen wollte, nahm sich eine materielle Form an, und sonderte die in ihm vereinigten männlichen weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derselben wurde die Schöder Weltalls möglich. Der Lingam (s. Indische Mythologie) ist Symbol dieser ersten Handlung der Gottheit. Durch sie wurden Brama, schnu und Iswara hervorgebracht, welche nicht sowol Götter, als Eigenschaften r Attribute der Gottheit sind.

Focus, s. Brennpunkt im Art. Brennglas.

Föderativsystem, Staatenbund, und **Föderativstaat**, Bundstaat, sind verschiedene, oft nicht scharf genug bestimmte Begriffe. Bei jenem r Bund das Mittel, durch welches sich mehre Staaten frei und auf immer rechtvereinigen, sodaß sie in Ansehung des Bundeszwecks, einzeln genommen, ten, unabhängig zu sein; bei diesem ist der Staat, d. i. die Sicherheit aller der des Vereins unter einer höchsten Gewalt, der Zweck, für welchen der atsverein errichtet ist. Hierin liegt es, warum jenes System seiner Natur die Freiheit oft unterdrücken muß, indem, was an sich Mittel für Alle sein soll, Einigen bloß als Mittel für sich berechnet wird; diese Staatsform dahingegen freiheit Aller im Ganzen sichert. In dem Föderativsystem nämlich ist es dem ßigern Mitgliede, darum, weil es schon vor Errichtung des Bundes volle Selbigkeit besaß, unangenehm, in die Kategorie eines Mittels für Andre zu treten. wird daher seine unabhängige Stellung behaupten, und die schwächern Mitglies Bundes, ja den Bund selbst, als Mittel für seine Zwecke in die politischen chnungen seiner Verhältnisse hineinziehen. Hieraus entsteht nothwendig eine leichheit, jede Ungleichheit aber ist der politischen Freiheit nachtheilig. Indeß ben sich auch die schwächern Mitglieder, ihr besonderes Interesse dem allgemeinachzusetzen. Als Staaten für sich wollen sie unabhängige, moralische Personvorstellen, und vergessen, daß sie, indem sie sich einem politischen Bunde für ter anschlossen, in Ansehung mehrer Rechte, die mit ihrer Selbständigkeit weich zusammenhängen, einen höhern Willen über sich gesetzt haben, entweder der Gesammtheit, oder den der Mehrheit. Diese im Begriffe des Föderativsys- s liegende politische Beschränkung der jedem einzelnen Staate zukommenden

Google

vollen Unabhängigkeit ist der Souverainetät allemal lästig, daher erfährt der B
deswille oft von Seiten der unbedeutenden Bundesglieder Hemmung von mann
lei Art. Doch gibt es auch Föderativsysteme, in welchen alle Staaten, einer m
der andre weniger, Einem aus ihrer Mitte — entweder ausdrücklich oder
schweigend — sich unterworfen haben; in dem Föderativstaate hingegen geh
jeder Theil, Einer wie der Andre, Allen, als Einheit gedacht. Hier also geh
Jeder sich selbst; dort folgt der Schwächere dem Zuge nach dem Mittelpunkt
Macht; hier besitzt die Gesammtheit, dort erlangt gewöhnlich der Mächtigste
höchste Bundesgewalt, zwar, der Form nach, unter einschränkenden Bedingun
die aber zu wenig Festigkeit haben, als daß sie dem Einflusse der Machtüberlege
steuern könnten. Eine solche föderative Beschränkung kann einem Staate
dann nöthig und nützlich sein, wenn er seine innere Unabhängigkeit, d. h. die S
ständigkeit in der Landespolizei, Gesetz- und Finanzverwaltung, nicht ander
sichern weiß als durch freiwillige Aufopferung seiner äußern, d. h. des selbständ
Rechts, über seine politischen Verhältnisse zu andern Staaten aus eigner Me
vollkommenheit zu verfügen. Gewöhnlich treten mehre Staaten in einen B
zusammen, wenn das gegenseitige Bedürfniß, Schwäche und die gefahrvolle L
der Einzelnen, die drohende Nachbarschaft eines Mächtigen u. s. w. sie dazu nöth
Sind sie als einzelne Volksstämme in Ursprung, Sprache und Sitten einander ä
lich, so haben Alle ein gleiches fortdauerndes Bedürfniß, sich zu einem Föderat
staate zu vereinigen. Ein Föderativsystem hingegen entsteht aus verschiedenarti
oft zufälligen, oft wechselnden Rücksichten und Bedürfnissen. Der Mächtige s
sich mit einer Reihe Mittelstaaten zu umgürten; der Mindermächtige will sich
den Stärkern anlehnen, um durch denselben noch etwas zu bedeuten oder zu ge
nen; den Schwachen treibt Furcht oder Zwang in den bedenklichen Bund hin
Zwar kommt auch hier Alles auf die Bundesform an, wie nämlich der Zweck der
ßern Unabhängigkeit Aller mittelst des Bundes, unbeschadet der innern Selbstän
keit eines Jeden, erreicht werden soll. Allein es folgt schon aus der verschieden
gen Entstehung des Föderativsystems, daß die Form desselben gewöhnlich u
stimmt und in wesentlichen Stücken mangelhaft bleibt, dahingegen sie in dem
derativstaate ein festes, auf dem Grundsatze der Gleichheit und Freiheit aller Sta
theile ruhendes Regierungsprincip hat. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, ein S
tenbund, dergleichen der Rheinbund sein sollte, oft keinen Bundestag, noch we
eine Bundesgesetzgebung und Bundesregierung hat, so sind in dem Bundesstaate
durch gemeinschaftliche Übereinkunft festgesetzt. Dort entscheidet in der Regel
Mächtige, als der erste Stifter des Bundes, und die Leitung des Gesammtzu
schwankt nach Zeit und Umständen; die Vollziehung soll zwar von der Bunde
walt abhängen; oft ist aber diese gar nicht vorhanden, oder besteht nur in dem
flusse des vorstehenden oder des mächtigsten Bundesgliedes. Hier hingegen
scheidet die Stimmenmehrheit, und ihr Beschluß wird gesetzmäßig im Namen
vollzogen. Nach der Geschichte begeben sich die kleinern Staaten lieber in ein F
rativsystem als in einen Föderativstaat, weil dort jeder noch immer einen Staat
sich vorzustellen glaubt, was er hier nicht mehr ist. Aber jene Souverainetät, w
die Mitglieder eines Staatenbundes zu retten glauben, ist nichts als Selbsttäusch
Denn, wie schon gesagt worden ist, die kleinern souverainen Höfe bleiben den
abhängig von der Politik eines Mächtigen. Im Bundesstaate dagegen ist fr
kein einzelnes Glied souverain; aber jeder ist frei und stolz mit und in dem Ga
nach dem politischen Sinnworte der Holländer: Eintracht macht Macht.

Die ältere Geschichte bestätigt diese Bemerkungen wie die neuere. Die
chischen Völkerstämme und Staaten bildeten zusammen einen Staatenbund.
diesem herrschte der Mächtige, oft mit Härte die Schwächern unterdrückend.
entstand anfangs das Principat der Athenäer; hierauf folgte die Hegemonie

...mer; zuletzt stellte sich der Macedonier Philipp an die Spitze des griechischen ...bundes. Alle hellsehende Staatsmänner Griechenlands erkannten in dem ...ativsystem den Geist der Unterdrückung. Späterhin wollte der achäische Bund ...eine innigere Verbindung der Einzelnen zu einem Ganzen das Vaterland ret...; aber die einzelnen Staaten waren auf ihre volle Selbständigkeit zu eifersüchtig, ...daß sie sich Einem gemeinschaftlichen Strategen hätten gleichmäßig unterwerfen ...; vielmehr stellte der ätolische Bund dem achäischen ein Föderativsystem entge... So traten die Römer zwischen Beide, vorgeblich als Beschützer des Födera...stems, und leiteten die Politik desselben so lange, bis mit ihm alle Selbständig... Griechenlands verschwand, und Rom die einzige herrschende Macht blieb. Das... war früher der Fall bei den Städten des lateinischen Bundes gewesen. An... zuerst Rom in die Mitte des Föderativsystems, bald darauf an die Spitze, end... war es die Herrscherin. Eben so Carthago in Ansehung der Freistaaten Nord... ...; wie schon vorher Tyrus das Haupt der phönizischen Städte geworden war. ...Ähnliches Schicksal hatte Deutschland. Anfangs traten mehre Völker... ...in Bündnisse zusammen, einem tapfern Heerführer zu großen Unterneh... ...folgend; aber sie vereinigten sich in keinen Bundesstaat; daher zerrissen im ...drange der Völkerwanderung der Sueven-, der Franken-, der Markoman..., der Alemannenbund u. a. m. Hermann und Marbod, die im 1. Jahrh. an ...zweier großen Völkerbünde standen, wurden die Opfer des germanischen ...gefühls, weil solche Heerführer in einem Föderativsystem allemal entweder ..., oder gefährlich sein mußten. In der Folge, seit Ludwig des Deutschen ..., wurde zwar Deutschland eine eingeschränkte Monarchie; aber bald erwuchs ...wesen das Streben der Vasallen nach Selbständigkeit. Diese ward ...unter dem Namen Landeshoheit zu Theil. Hätten sie jetzt nur um so ...Bundesstaatsform gegründet! Allein unglücklicher Weise setzte der west... ...Alles in eine Wortbestimmung, ohne Rücksicht auf das Wesen der ... Sonst hätte er nicht, indem er die Landeshoheit unter Kaiser und Reich ...nur das Ganze als einen Staat anerkannte, den einzelnen Landesherren ...) das freie Recht gegeben, unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Si... ...Bündnisse zu schließen; also auch das Recht des Kriegs und Friedens, mit... ...Selbständigkeit, und zwar um ihrer Sicherheit willen! Diese konnte so... ...Reich ihnen nicht geben. Aber eben darum konnte das Reich nicht schützen, ...Fürsten jenes Recht der äußern Unabhängigkeit behaupteten, wodurch das ...hinderte, ein Bundesstaat zu sein. Der Zusatz: „jedoch so, daß nichts ge... ...Eid, womit Jeder dem Kaiser und Reich verpflichtet ist, geschehe", war ...kraft, weil Kaiser und Reich ohnehin nichts galten, sobald der einzelne Reichs... ...durch Bündnisse mit Auswärtigen seine Sicherheit befestigen durfte. Durch ...Widerspruch löste sich das Reich deutscher Nationen der That nach in ein Fö... ...stem auf, das nur dem Namen nach einen Föderativstaat vorstellte. Die ...sprachen daher im presburger Frieden von einer confédération germani... In diesem Föderativsystem entschieden seit 1648 Östreich, Schweden und ...reich, bis Friedrich Wilhelm der Große Schweden, und Friedrich II. Frank... ...drängte. Nun standen Östreich und Preußen als die bewegenden Kräfte ...deutschen Staatenbundes da. Friedrich II. und Joseph II. begriffen daher ..., daß eine für eine eingeschränkte Monarchie entworfene Staatsform nicht ...für ein Föderativsystem passe. Darum wollte Friedrich II. die Fortdauer sei... ...Monarchie durch die Fortdauer des deutschen Föderativsystems sichern, sich selbst ...den Einfluß auf das letztere durch eine passendere Form für dasselbe, durch den ...ten Fürstenbund, bewahren. Joseph II. hingegen wollte durch Tauschent... ...Östreichs Übergewicht dauerhaft stützen. Unterdessen neigte sich Europa ...selbe, e... ...das Gleichgewichtssystem, welches mehre Allianzen veranlaßte, zu einem ...e durch Tau... ...neigte sich ... ...laßte, zu ein...

Digitized by Google

meinwesen hin, das aus Conföderationen bestand. Jene Allianzen unterschi
sich von einem Föderativsystem dadurch, daß sie zu einem bestimmten Zwecke
Politik eingegangen, durch die Erreichung oder Dauer dieses Zweckes bedingt,
unter gegenseitigen Leistungen, bei der vollkommensten Gleichheit aller Theilneh
ohne eine oberste Leitungsmacht, geschlossen, und oft einseitig, selbst gegen die
stimmung des Vertrags wieder aufgehoben wurden. Der natürliche Gegensatz
schen Großbritannien und Frankreich bildete diese Allianzpolitik immer mehr
Da aber Allianzen keinen festen Bestand haben, so fiel die revolutionnaire Po
Napoleons auf das Continentalsystem, durch welches er das britische Continent
stem vernichten wollte. Zu klug, um eine Universalmonarchie für möglich zu ha
wählte er das Föderativsystem als ein Ersatzmittel, um Frankreich zum Centralpu
der politischen Kräfte des festen Landes, und dadurch über England zu erheben.
zeigten sich alle Erscheinungen, welche aus der Natur eines Föderativsystems,
wir oben dargethan haben, nothwendig erfolgen müssen. Der franz. Kaiser täu
jeden einzelnen Staat mit dem Worte Souverainetät, die er in die volle innere
Staatsgewalt desselben setzte, indem er dessen äußere: Krieg, Friede, Bündn
Handel, dem Staatszwecke Frankreichs unterordnete. Aber auch jene innere S
ständigkeit konnte nichts Andres als ein Blendwerk sein, da sich das Handels-
Finanzsystem jedes Verbündeten zuletzt doch, wenigstens mittelbar, nach Napole
Kriegssystem, oder nach seiner Staatskunst fügen mußte, und die franz. Verw
tungsformen mehr oder weniger in den Staaten der Bundesgenossen Eingang f
den. Diese selbst hingen unter sich nicht zusammen; denn Napoleon kettete je
Staat auf verschiedene Weise an sein System: die einen enger, wie die Famil
staaten; die andern, dem Anscheine nach, weniger enge, wie die Rheinstaa
welche er mit dem Worte Bund bloß hinhielt, damit sie glauben sollten, sie hä
an der Einheit nichts verloren, an Sicherheit aber nur gewonnen, indem sie
von Östreich weg unter Frankreichs oberste Leitung begaben. Noch andre ben
er ganz militairisch-politisch, wie die Schweiz, Warschau und Danzig, oder m
sie unmittelbar von seiner Willkür abhängig, wie Illyrien und die ionischen In
Die übrigen Mächte hielt er als Bundesglieder unter dem Namen von Allii
fest; sie mußten sein Continentalsystem annehmen, und dadurch sich an sein F
rativsystem anschließen, oder sie hatten von ihm Krieg und Unterjochung zu fü
ten. Vorgeblich war der natürliche Zweck jeder politischen Verbindung auch
Zweck dieses Systems: Sicherheit und Schutz; aber nur Furcht oder Zw
dann auch die Hoffnung, an Macht zu gewinnen, schlossen jenen Verein, d
welchen zuletzt Keiner gewann als Frankreich. Übrigens hatte in Napoleons
derativsystem kein Staat eine politische Stimme; der Rheinbund insbesondere
keine Bundesform, keine Vertreter und keine richterliche Behörde. Hatten Her
sucht und Vergrößerungstrieb dieses System hervorgebracht, so bildeten dag
gemeinschaftlicher Widerstand und Volkskraft den Bund der europäischen Ha
mächte, in welchem die Formen einer durch Erreichung und Sicherstellung
Zwecks bedingten Allianz oder Coalition wieder auflebten, jedoch so, daß die Ha
mächte die Leitung der Streitkräfte der hinzutretenden Mächte vom zweiten
dritten Range sich vorbehielten. (S. Chaumont, Vertrag von.) Als
hierauf die deutschen Staaten durch ein Föderativsystem wieder vereinigte, so n
man die Souverainetät der Einzelnen durch eine Bundesform (in der Acte des
ner Congresses, Art. 32 u. 43, die Föderativ-Constitution Deu
lands genannt) sicher stellen, in welcher der Grundsatz politischer Gleichheit nach
Machtverhältnisse obwaltete. Der deutsche Bund ist daher kein Bundesstaat,
dern ein Staaten-, oder nach der Zusatzacte vom 15. Mai 1820, ein Fürstenb
Dagegen waren die Vereinigten Niederlande ein Bundesstaat (Union). So
Staaten, wo jedes Bundesglied im Innern seine Selbständigkeit ausübt, im

der dem Gesammtwillen des Ganzen folgt, — dieser werde nun monarchisch oder durch Repräsentanten, mit oder ohne Directorialvorrechte Einzelner, rechen und vollzogen, — gibt es gegenwärtig folgende: 1) die Vereinigten von Nordamerika; 2) die Union von Mexiko; 3) die Union von Mittel-; 4) die Union der Provinzen am Plata; 5) die fünfhundertjährige Eid-schaft der Schweizer; 6) Norwegen und Schweden unter einem Erbkönige, Verfassungen, unstreitig die freiesten in Europa; und in gewisser Hinsicht und Östreich, sowie 8) Polen und Rußland unter einem erblichen Mo-

K.

Foe oder de Foe (Daniel), ein fruchtbarer englischer Schriftsteller, der des Fleischers in London, geb. 1663, wurde in einer Schule der Dissenters, rtei der Vater gehörte, mit Sorgfalt erzogen und dann zu einem Strumpf-a die Lehre gegeben. Jeden freien Augenblick verwandte er auf die Lecture, öffentlicher Blätter; der Parteigeist, den Jakobs II. unweise Regierung regt hatte, ergriff auch Foe, und in einem Alter von 21 Jahren trat als politischer Schriftsteller auf. Später erregte seine Flugschrift, „Der Engländer", in welcher er die Sache König Wilhelms III. verfocht, so viel , daß der König nach dem Verfasser forschte und ihn ansehnlich belohnte. Pamphlet, in welchem er, unter der Regierung der Königin Anna, die bischöf-liche angriff, und für dessen Verfasser er sich freimüthig bekannte, zog ihm des Parlaments die Strafe des Prangers, einer starken Geldbuße und jährigen Gefängnisses zu. Während dieser Gefangenschaft schrieb er und Versen über allerlei Gegenstände, vorzüglich fing er 1704 ein pe-s Werk an, „The review" an, welches er 1713 mit dem neun-endigte. Dieses Werk übertraf Alles, was bis dahin in dieser Art war, und soll Steele und Addison die Idee zum „Spectator" gegeben In der Folge flossen aus Foe's fruchtbarer Feder satyrische Pamphlets, moralische Schriften, historische Werke, Romane u. dgl., die längst ver-Das Werk aber, das ihn auch außer seinem Vaterlande bekannt ge-ist: „Das Leben und die Begebenheiten Robinson Crusoe's", die Lieb-der Jugend, deren sich auch wol das spätere Alter noch mit Vergnügen Foe hatte sich nicht als Verfasser genannt, und daher wurde Steele eine dafür gehalten. Als Foe 1719 seinen Robinson vollendet hatte, suchte Zeit einen Verleger dazu; endlich wagte der Buchhändler W. Taylor die , und gewann in kurzer Zeit damit tausend Pfund Sterling. Die-rte Erfolg veranlaßte Foe, vier Monate später, einen zweiten Theil des herauszugeben, der jedoch nicht so viel Beifall fand. Ob er die Aben-eines Robinson völlig erdichtet, oder die wahre Geschichte eines englischen dabei zum Grunde gelegt, darüber sind die Urtheile verschieden. (S. inson.) Foe starb zu London im April 1731.

Foix (Gaston de), s. Gaston.

Folard (Chevalier Charles de), Taktiker, geb. zu Avignon 1669, nahm 16. Jahre Kriegsdienste, und war Unterlieutenant im Regiment Berry, als des Feldzugs von 1688 in einem Freicorps auftrat. Dieses Geschäft für ihn eine Schule des Krieges. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Ge-, seine Kenntnisse zu zeigen. Der Herzog von Vendôme machte ihn zum tanten, und überließ ihn nur ungern seinem Bruder, der in der Lom-befehligte. Folard entsprach den von ihm gefaßten Erwartungen. In der von Cassano, 1705, ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verursachten, dachte er über die ung dieser Schlacht nach, und bildete seitdem sein Colonnensystem aus, dem Theil seines Rufs verdankt. Nachdem er sich bei mehren Belagerungen

in Italien, besonders vor Modena, ausgezeichnet hatte, ging er nach F ward bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Eugen dem vergebens, ihn durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zu gewinnen. Er v den Prinzen in ein nachtheiliges Manoeuvre, das Villars aus einer sehr chen Lage zog. Nach der Rückkehr in sein Vaterland ward er Command Bourbourg. 1714 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten u dort neue Proben seines Talents. Der Wunsch, unter Karl XII. zu die ihn nach Schweden; aber nach des Königs Tode kehrte er nach Frankreic 1719 machte er unter dem Herzog von Berwick als Mestre-de-Camp sein Feldzug. Das Hauptwerk, worin er seine neuen Entdeckungen niederle seine Commentare zum Polybius. Außerdem hat man von ihm: „N découvertes sur la guerre", einen „Traité de la défense des plac einen „Traité du métier de partisan". Folard starb zu Avignon 1752

Folie (Blatt), jedes dünne Blättchen von Metall, Papier u. dgl., durchsichtigen Stoffen, z. B. Edelsteinen, zur Erhöhung ihres Glanzes und untergelegt wird, indem es die durch den durchsichtigen Körper fallenden S len zurückwirft. Daher figürlich alles Unechte, das einer Sache einen höhern Schein gibt, und ihr so gleichsam zur Unterlage dient, um ihren Werth s zu erhöhen. Auch das Spiegelglas bedarf einer Folie von amalgamirtem wodurch es erst die Eigenschaft, das Bild vollkommen zurückzuwerfen, erh

Folz (Hans), aus Worms, Barbier zu Nürnberg in der zweiten H 15. und zu Anfang des 16. Jahrh., war ein zu seiner Zeit berühmter Me ger. Einer der ersten, führte er die dramatische Gattung in die deutsche L ein, indem er den Fastnachtsspielen eine vollkommnere Gestalt gab. Wir von ihm noch vier solcher Fastnachtsspiele, „Salomon und Marcolf", „Ein gericht", „Eine gar bäurische Bauernheirath", „Der Arzt und der Kranke zu Anfang des 16. Jahrh. wurden sie wiederholt gedruckt. Hanz Folz nah gens selbst sehr lebhaften Antheil an der neuen Erfindung der Buchdruckerk an der Reformation, der er zugethan war.

Fonds (öffentliche) heißen in England die Taxen und andre öffent gaben, welche zur Bezahlung der Zinsen oder des Capitals der Nationalsc stimmt sind. Als man nämlich den Ausweg ergriff, für den öffentliche beträchtliche Summen zu erborgen, wies man den Darleihern den Ertra eines Zweigs der Staatseinkünfte an, den man als ausreichend zur Bezah Zinsen oder des Capitals, oder beider, nach Maßgabe des Contracts, konnte. So hatte jede Anleihe ihren Fonds. Um aber die Unbequem wegzuräumen, die daraus entstanden, daß ein einzelner Fonds einmal z reichte, während ein andrer Überschuß hatte, schlug man mehre Fonds zu und bestritt aus ihrem gemeinschaftlichen Ertrage die Zahlungen, für welch stimmt waren. So entstanden die Gesammtfonds (Aggregate fund) 17 Südseefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortisationsfon king fund), in welchen die Überschüsse der sogenannten drei Fonds flie welcher ursprünglich zur Verminderung der Nationalschuld bestimmt, in d Jahren aber auch für die Staatsbedürfnisse verwendet wurde; endlich de dirte Fonds, unter welcher Benennung man 1786, indem man die g Fonds aufhob, die Gesammtheit der öffentlichen Einkünfte (mit Ausschluß lichen Bewilligungen) vereinigte. Aus diesem Fonds werden die Zinsen v gen Capitale des ganzen Staatsschuldwesens, die Zinsen der Schatzkamm die Civilliste, alle Pensionen, Gehalte und einige andre jährliche Ausgaben Der Überschuß wird jährlich von dem Parlament für die Bedürfnisse des J Jahrs angewiesen. Da nun jeder Staatsschuldschein für Zinsen oder Ca einen gewissen Fonds angewiesen ist, so hat man, indem man ihn selbst v

dieſes Fonds anſah, auch dieſe Benennung darauf übertragen, und der Aus-
: 1000 Pfund in den öffentlichen Fonds, bedeutet jetzt ſo viel, als ein Capi-
n 1000 Pfund, das nach Maßgabe der urſprünglichen Bedingungen der An-
gewiſſe jährliche, vom Staate zu bezahlende Zinſen trägt. Die Staatsſchul-
welche bis zur Abzahlung des Capitals Zinſen tragen, werden in der Finanz-
e fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten
im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt; ein kleiner Theil der
lichen Schulden beſteht aus Annuitäten für eine gewiſſe Reihe von Jahren,
r mit deren Ablauf erliſcht. Sie heißen unablösliche (irredeemable or de-
mate) Annuitäten, und zerfallen in lange (long annuities), die 90 oder 100
dauern (zu König Wilhelms Zeiten trugen ſie 10, 12 und 14 Proc.; die ge-
tigen werden alle mit dem J. 1860 aufhören), und in kurze (short a.)
1778 Denen, die an den einlöslichen Annuitäten eingebüßt hatten, auf 10,
chſtens 30 Jahre als Entſchädigung bewilligt wurden. Außerdem gibt es
Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrer Perſonen fortdauern.
bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten aus, welche
m Zinſen verſchieden ſind, welche ſie tragen. So oft aber die Regierung eine
Anleihe macht, ſchlägt ſie dieſelbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der
Zinſen trägt, die zur Bezahlung der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen
gen oder zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinſen des ältern Capitals
war. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt und die
Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. Die Geſchäfte, welche
in dieſen verſchiedenen Fonds, aber hauptſächlich in den conſolidirten 3 Pro-
worin der bei weitem größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht wer-
außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt,
in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach
gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewiſſe Summe
welcher nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das
, ſondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der
der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes ver-
iſt. Obgleich die Geſetze dieſe Art Handel verbieten, und die Erfüllung der
chkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, ſo werden dennoch unge-
häfte darin gemacht. (S. Staatspapiere.)

Fonk (Peter Anton), Kaufmann zu Köln. Der Criminalproceß, welcher
6 gegen dieſen Mann wegen Ermordung des Kaufmanns Wilhelm Cönen
feld anhängig war, und endlich am 9. Jun. 1822, nach einer Sitzung von
n mit der Verurtheilung Fonk's zum Tode, beendigt wurde, gehört zu den
digſten Erſcheinungen der neuern Zeit, weil ſelten ein Criminalfall eine ſo
breitete Theilnahme erregte. Er verdiente ſie durch die Verwickelung und
klärliche der Thatſachen; überdies wurde er als ein Prüfſtein betrachtet,
dem ſich entſcheiden müſſe, ob das franz. Criminalverfahren mit öffentlicher,
ber Verhandlung und einem Urtheile der Schöffen über die Thatſachen nach
nem Fürwahrhalten, oder ob das deutſche, mit geheimer Unterſuchung und
nach beſtimmten Rechtsregeln von rechtskundigen Richtern zu fällenden Ur-
r formell-juridiſche Wahrheit den Vorzug verdiene. Und wenn auch ein
Fall ſchwerlich dazu geeignet iſt, in einer ſo wichtigen Angelegenheit, als
gung dieſer beiden Inſtitutionen gegen einander iſt, eine Entſcheidung zu
n: ſo verſtattet doch die große Zahl der darüber erſchienenen Schriften eine
e Prüfung jedes einzelnen Punktes, daß man ſich auch künftig oft auf ihn
fen müſſen. — Peter Anton Fonk, geb. um 1781, Sohn eines reichen
zu Goch bei Kleve, aus einer angeſehenen Familie, war zuerſt in Rot-
Aſſocié eines dortigen Handelshauſes, wandte ſich aber 1809 nach Köln,

wo er sich mit der Tochter eines angesehenen Tabacksfabrikanten, Hrn. Foveau, beirathete. Eine Bleiweißfabrik, welche er zuerst betrieb, gab er 1815 auf, um ei dres Geschäft, einen Handel mit Branntwein und Liqueurs, gemeinschaftlich m Apotheker Schröder in Krefeld, zu betreiben. Schröder besorgte die Fabrication, er die Geräthe mit Aufwand von 6000 Thlr. angeschafft hatte, Fonk sollte das anschaffen, den Verkauf (zum Theil durch Schleichhandel) und das Mercant betreiben. Zwischen beiden brachen aber, ungeachtet des großen Gewinns (kaum 18 Monaten von Fonk auf 20,000 Thlr. angegeben war), bald Miß keiten aus; Schröder soll mehr Geld, als sich gehörte, zu seinem besondern wande aus der gemeinschaftlichen Casse genommen, scheint aber seiner Seits Fonk den Verdacht gefaßt zu haben, daß er von ihm unredlich behandelt werd kam dahin, daß Schröder, mit Fonk's Zustimmung, einen jungen Kauf Wilhelm Cönen, mit dem Handlungsgehülfen Elfes, einem frühern Diener F welchen er selbst nach Krefeld zu Schröder geschickt hatte, mit dem Auftrage Köln abordnete, eine von Fonk ihm zugesandte Rechnung aus Fonk's Büch untersuchen. Elfes (welcher zuerst Schröder's Verdacht gegen Fonk rege ge haben mag) wurde, als er mit Cönen am 1. Nov. 1816 bei Fonk erschien, ve sem zurückgewiesen, Cönen aber zur Untersuchung der Rechnung angenom Er ging mit entschiedenem Mißtrauen gegen Fonk an diese Arbeit, und wurd dem Buchhalter Fonk's, J. J. Hahnenbein, darin bestärkt, äußerte sich au mehren Briefen an die Seinigen und Schröder auf das Verächtlichste über dessen Betragen er sehr ungleich, bald schmeichelnd, bald kalt und unhöflich dert. Er verglich zuerst die Geldeinnahme Fonk's, offenbar für Schröder das tigste, mit der Prima Nota und den Belegen — und fand sie zu seiner Verw rung richtig. Dies Geschäft hatte er am 6. Nov. beendigt; nun aber verla von Fonk die Vorlegung des Hauptbuchs und des Journals, in welchen, nach nenbein's Versicherung, ein Betrug von 8000 Thlrn. stecken sollte. Diese v gerte Fonk mit Heftigkeit, brach das Geschäft ab und reiste noch an diesem nach Neuß, um durch ein Paar Freunde, ohne Cönen, mit Schröder selbst eine gleich zu Stande zu bringen. Schröder ließ sich, durch Cönen gewarnt, auf nic kam aber am 8. Nov. selbst nach Köln, wohin auch Fonk am Sonnabend (9 zwischen 11 und 12 Uhr) zurückkam. Cönen überbrachte diesem bald nachh gleichsvorschläge, nach welchen er dem Gewinne des Branntweingeschäfts, von Fonk auf 20,000 Thlr. berechnet war, noch 8000 Thlr. zusetzen, dageg den Vortheil von mehren noch unverkauften Gegenständen allein haben, u niges von den Vorräthen ihm gänzlich abgetreten werden sollte, so, daß me sagen konnte, ob Fonk durch diesen Vergleich ein wirkliches Opfer brachte und gewissermaßen ein Geständniß ablegte. Fonk und Schröder nun hielten m nenbein und Cönen eine Conferenz im Fonk'schen Hause (auf dem Wege da Hahnenbein eine Annäherung zwischen Fonk und Cönen bemerkt haben), in sich Fonk zu einem Zusatz zum Gewinn von 8000 Thlr. verstand; der V kam jedoch nicht zum Abschluß, weil Schröder sich noch über einige Pun Cönen besprechen wollte. Man ging Abends, etwas nach 8 Uhr, aus ei eine zweite Conferenz wurde auf den folgenden Tag (Sonntag, 10. Nov 9 Uhr verabredet; Cönen und Schröder gingen in ihr Gasthaus zurück; da später auch Hahnenbein, welchen Cönen noch, ehe er von Fonk nach Hause men war, in seiner Wohnung aufgesucht hatte; man blieb bis nach 10 Uhr men, und als Hahnenbein nach Hause ging, nahm Cönen seinen Hut, ih gleiten — und einem gewaltsamen Tode entgegen zu gehen. Er verließ Hah in der Mitte des alten Markts, und wendete sich wieder nach der Mühlen welcher, nur etwa 30 Schritte entfernt, sein Gasthaus liegt, kam aber ni in dasselbe zurück. Am 19. Dec. wurde sein Leichnam unterhalb Köln in

ren. Er war vollständig bekleidet, die beiden obersten Knöpfe seines Leibrocks, n er gewöhnlich ganz zugeknöpft hatte, waren ausgerissen. Eine Rocktasche r Brust, in welcher er sein Taschenbuch zu tragen pflegte, war leer; das Tauch ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Dagegen wurde seine goldene der Uhrtasche gefunden. Am Kopfe hatte er bedeutende Verletzungen, eine fchte Wunde über dem linken Auge, eine starke Contusion am Hinterhaupte, rissene (vermuthlich erst im Wasser entstandene) Wunde auf dem Scheitel, ufe, tief unten gegen die Brust, Spuren der Erwürgung. Die Obducenten en, daß diese Verletzungen dem Cönen im Leben zugefügt worden seien, und Tod unvermeidlich bewirkt hätten; daß die Wunde an der Stirn wol von Schlage mit einem scharfkantigen Werkzeuge (etwa dem Rücken eines Band- der Faßbinder) zugefügt sein könne. Ein dagegen von einem berühmten nen (Dr. von Walther in Bonn) erhobener Zweifel, und die Behauptung, nicht alle diese Verletzungen des Körpers erst im Wasser entstanden seien, hat Unbefangenen irre gemacht, oder die volle Überzeugung von der gewaltsamen rt Cönen's durch vorsätzlichen Mord im Geringsten erschüttert. Denn daß nicht vorsätzlich oder zufällig seinen Tod im Rhein gefunden habe, ist schon klar, daß er, ohne sich ein Thor öffnen zu lassen, nicht zu demselben kommen in jener Nacht aber Niemand eine Öffnung des Thors verlangt hat. Schröen's Verwandte und Freunde stellten sogleich eifrige Nachforschungen an wußte sich keinen Grund seines Verschwindens anzugeben, und es entlich der Verdacht, daß er absichtlich auf die Seite geschafft worden sein möge, dem Fonk der Einzige war, bei welchem man einen Beweggrund, sich Cöu entledigen, voraussetzen konnte. Ein Besuch dreier krefelder Freunde Cöam 21. Nov., wobei Fonk sich sonderbar benahm, verstärkte diesen Verdacht; ten ihnen einen Brief vorgelesen, welchen er über diesen besondern Fall ge- en, hatte dabei geweint, nnd sie auf die Thränen, die er vergieße, aufmerksam ht; hatte ihnen einen Zettel vorgewiesen, mit den Worten: Sehen Sie hier Eigne Hand! und — es war nicht Cönen's Hand; hatte seinen Buchhalter m Dinge zu hören, welche sie in Erstaunen setzen würden — und sie hates vernommen. So lange indessen Cönen's Leichnam nicht aufgefunden nten gerichtliche Maßregeln nicht gegen Fonk ergriffen werden; die Polizei alle Mühe, eine Spur von ihm zu entdecken; ein Bordell, in welchem Cöe Mal gewesen war und sich mit einem Mädchen aus Florenz abgegeben urde untersucht, aber keine Ursache zum Verdacht gefunden; Cönen sollte n Abende nicht da gewesen sein; alle Bewohner und Nachbarn bezeugten, in ht vom 9. zum 10. Nov. kein Geräusch gehört zu haben, was bei der Lage uart desselben nicht hätte unbemerkt bleiben können. Vergebens setzte man ohnung von 3000 Francs aus. Fonk und Hahnenbeln wurden polizeilich et, und es ist aus diesem Zeitabschnitte noch zu bemerken, daß Fonk an demage, als ihm der Besuch jener drei krefelder Männer geworden war, zum nten Guisez ging, um ihn um Rath wegen seines Benehmens in dieser en Lage zu bitten, dessen Rath, sich der Justiz in die Arme zu werfen, aber ligte; daß er dagegen nun Schröder zur Auseinandersetzung vor das Hanmal laden ließ, und den vorher eifrig gesuchten Vergleich beharrlich ablehnte, schiedsrichterliches Urtheil vom 20. Jan. 1817 erhielt (wobei der Generalor von Sandt von Schröder zum Schiedsrichter gewählt worden war), wo- chröder's Schuld an die Gesellschaft auf 7791 Thlr., Fonk's Guthaben e auf 16,732 Thlr. festgestellt wurde. Daß dieses Resultat durch eine ung der Fonk'schen Bücher herbeigeführt worden sei, ist zwar von dem r. von Sandt behauptet, jedoch in der Untersuchung selbst zwar nicht als h, aber auch nicht einmal als wahrscheinlich dargethan worden. Gleichwol

konnte hierin allein, sowie in Fonk's ganzer kaufmännischen Lage für ihn ein G liegen, Cönen's Entfernung zu wünschen, und wie tief hätte derselbe in die b liche Existenz desselben eingreifen müssen, um ihn bis zu dem Entschlusse Mords zu treiben, zu dem Entschlusse einer That, welcher das natürliche G stärker als alle Furcht vor Entdeckung und Strafe entgegenwirkt. Wenn ab mal die öffentliche Meinung irgend eine Richtung genommen hat, so ist sie mehr durch ruhige Überlegung zu beherrschen; sie ergreift Alles, sie zieht Na aus Allem. Unbedeutende Dinge werden verdreht, Zeit und Ort verwirrt, irgend eine Bedeutung bekommen. So ging es auch hier. Wie viele Ar wurden gemacht und sind wieder verschwunden, als eine genauere Nachfrage ten wurde. Die Auffindung des Leichnams gab dieser einmal erweckten M einen bestimmten Stoff. Die Wunde an der Stirn wies auf ein Werkzeu welches Fonk in seinem Comptoir hatte und täglich brauchte, auf einen Ge welcher ihm täglich zur Hand und durch Interesse an ihn gekettet war, a Bandmesser und den Kiefer, Christian Hamacher. Schon wollte man b haben, daß dieser Mensch, seit Cönen vermißt wurde, einen größern Aufw Weinhäusern und in seiner Haushaltung gemacht habe. Man trug sich mit welche er habe fallen lassen, daß Fonk diesen Aufwand bezahlen müsse. Aber diese Umstände sind in dem Verfahren vor dem Assisenhofe nicht mit einer s Bestimmtheit hervorgetreten, als ein thätiger und geschickter Inquirent sie ins Licht gesetzt haben. Auch gegen Fonk hatte man entscheidendere gerich Maßregeln nöthig gefunden. So wie am 22. Dec. die Nachricht in Köln e daß man Cönen's Leiche im Rhein gefunden habe, wurde er in seinem Hau Gendarmen bewacht und eine Untersuchung gegen ihn eröffnet. Christian H cher wurde in einem Weinhause zu einem Streit veranlaßt und unter diesem wande am 31. Jan. 1817 in Verhaft gebracht. Man hatte ihm Cönen's G dung geradezu vorgeworfen und ihm Äußerungen zu entlocken gesucht, wel Regungen des bösen Gewissens gedeutet wurden. Im Gefängnisse behorcht ihn; ein andrer Gefangener mußte sein Vertrauen zu erschleichen suchen, a zu gleicher Zeit suchte auch Hamacher's Frau den Polizeiinspector Schönit einem Gefäß von Silber zu bestechen, welches ein Geistlicher ihrem Schwa diesem Ende für 22 Kronthaler verkauft hatte. Hamacher wurde in einem d und feuchten Kerker gehalten; er fing am 10. März 1817 an, dem General rator von Sandt Geständnisse abzulegen und bekannte ihm endlich, daß Fo seiner Beihülfe den Wilhelm Cönen am 9. Nov. Abends in Fonk's Hause n erschlagen habe. Erst am 16. April 1817 wurde dieses Geständniß in gerich Form niedergeschrieben (von Sandt fürchtete, daß es gleich nach dem gerich Verhör bekannt werden und dies die fernere Untersuchung erschweren werde) es enthielt im Wesentlichen Folgendes: Fonk habe ihm (Hamacher) schon Nov. angelegen, den Cönen aus der Welt zu schaffen, wozu er sich aber nicht verstanden habe. Am 9. Nov. aber habe Hamacher bei Fonk wieder g tet, sei von demselben auf den Abend nach 9 Uhr wieder bestellt worden; Fon ihn ins Comptoir geführt, welches im Fonk'schen Hause Parterre neben der thür liegt, ihm Wein vorgesetzt, und ihn angewiesen, wenn Cönen komm etwas vergessen habe, und die Klingel ziehe, ihm die Thür zu öffnen. Cö nach 10¼, vielleicht ¼11 gekommen, habe geschellt, Hamacher die Thür geöffne habe nach Fonk gefragt, der auch gleich hinzugekommen; sie hätten sich gegrüß Cönen gesagt, er habe etwas vergessen, worauf Fonk erwidert: Das dachte i (Man hat es sehr unnatürlich gefunden, daß Fonk im Voraus gewußt, Cönen um etwas Vergessenes zu holen, zu einer bestimmten Stunde kommen; aber we Bestellung stattgefunden hatte, so war diese Art, sie zu maskiren — denn Ha war wol in Fonk's, aber nicht in Cönen's Vertrauen — diejenige, welche

und faſt ausſchließlich darbot.) Beide, Fonk und Cönen, ſeien ſodann in Zimmer gegangen, wo ſie gearbeitet hätten; als ſie wieder herabgekommen, Fonk von Schröder's Branntwein und in Vergleich damit von ganz altem Franzbranntwein geſprochen, den er Cönen zum Koſten angeboten. Cönen ſich anfangs geweigert, aber Fonk ihm zugeredet: „Nun thun Sie mir den len, ihn einmal zu verſuchen, ſo werden Sie echten franzöſiſchen Branntwein cken". Zu Hamacher habe er geſagt, ein Glas und eine Pumpe zu holen, aber habe er das auf dem Tiſche liegende Bandmeſſer genommen und unter den geſteckt. Sie ſeien ſodann Alle in das Packhaus gegangen (einen Raum im ſchen Hauſe, gerade unter dem Sch ſzimmer der Mägde), dort habe ſich geſtellt, als wolle er das Faß mit de Bandmeſſer aufſchlagen, ſich aber ge und unter den Worten: „Da, Kerl haſt du die Probe!" Cönen einen Schlag n Kopf gegeben, daß dieſer gleich geblutet habe und auf einen Stoß, den ihm auf die Bruſt gegeben, rückwärts hingeſtürzt ſei, wobei er noch mit dem Kopfe nen nahe dabei ſtehenden Gewichtſtein gefallen. Nun habe Fonk zu Hama- ſagt: „Haltet dem Kerl die Kehle zu", daß er nicht ſchrelen kann, welches er n, bis er nach einer Weile geſpürt habe, daß er nicht mehr ſchreien könne; habe ihm die Brieftaſche aus der Rocktaſche auf der Bruſt gezogen; worauf cher den Leichnam in ein Faß geſteckt, ihm den Kopf mit einem Sacke um- l, das Faß mit Stroh ausgefüllt und zugemacht habe. Sie hätten dann mit der verabredet, das Faß durch Hamacher's Bruder Adam aus der Stadt ſchaf- laſſen; Hamacher habe dieſen Bruder am nächſten Tage erwartet, und ihn ich gedungen, am Montage früh mit ſeinem Karren bei Fonk's Hauſe zu ſein. Hamacher ſei ſchon Sonntags 10. Nov. in Köln geweſen, des Morgens um ſie Beide ans Fonk'ſche Thor gekommen, Fonk habe die Thür geöffnet, der n ſei in den Hof geſchoben, daß Faß aufgeladen und unweit Mühlheim an den in gefahren worden. Bis dahin habe Adam Hamacher nicht gewußt, was in dem ſei, als er aber das Faß abgeladen hatte und fortfahren wollte, habe Chriſtian Ha- er ihm in der Angſt geſagt: „Du mußt bei mir bleiben, in dem Faß iſt ein Todter!" t, ein Todter! wenn ich das gewußt hätte, hätte ich das Faß nicht aufgeladen". uf habe Chriſtian Hamacher das Faß aufgeſchlagen, ſie hätten den Leichnam genommen, Chriſtian Hamacher habe einen ſchweren Stein geſucht, ſolchen rem Riemen an den Körper gebunden, und dieſen in den Rhein verſenkt. Er, ian Hamacher, ſei dabei, um den Körper nach der Tiefe zu ſchieben, ſo tief Waſſer getreten, daß ihm daſſelbe in die Stiefeln gegangen ſei. Pfeife und Hut 's hatte Fonk nach dieſer Erzählung gleich nach der That im Comptoir genom- war damit zur Thür hinausgegangen, und nach etwa 10 Minuten ohne ſie gekommen: Hamacher wußte alſo nicht, wohin Beide gekommen. (Bei Cö- Leiche ſollte eine Pfeife, wie Cönen führte, am 19. Dec. 1816 gefunden n ſein, ſie kam aber erſt 1822 ins Gericht, konnte nicht beſtimmt anerkannt n, und es iſt alſo hierauf kein Gewicht zu legen. Einen Hut zog der Nachbar , der Bäcker Engels, zwiſchen Oſtern und Pfingſten aus dem gemeinſchaft- Brunnen.) Hamacher'n verſprach Fonk für ſeine Theilnahme und Verſchwie- it 100 Kronenthaler, hatte ihm auch 30 ſofort bezahlt. Dies Geſtändniß holte Chriſtian Hamacher noch am 9. Mai, fing aber bald darauf an zu ken, und widerrief zuerſt das, was ſeinen Bruder betraf (welcher, wie Fonk's halter Hahnenbein, der Kiefer Ulrich und deſſen Sohn, und Hamacher's Ehe- auch verhaftet worden war), zuletzt die ganze Erzählung. Er behauptete ehr, der Generalprocurator v. Sandt habe ihn zu dieſem falſchen Geſtändniſſe et, habe die ganze Erzählung zuſammengeſetzt und ihm eingelernt. Fonk's Ver- ger haben hauptſächlich dieſe Behauptungen aufgegriffen; ſie haben den Gene- curator von Sandt beſchuldigt, daß er, um die Illegalität ſeiner erſten Pro-

ceduren zu decken, Alles aufgeboten habe, Fonk zum Mörder zu machen. —
richtliche Verhandlung der Sache nahm einen wunderlichen, zögernden und
kenden Gang. Sie blieb bis zum 4. Oct. 1817 in den Händen der Unterſuc
beamten zu Köln, wurde aber an dieſem Tage, weil man in Köln den Ein
ſehr angeſehenen und ausgebreiteten Familie Foveaux (Fonk's Gattin, eine g
veaux) fürchtete, an das Kreisgericht zu Trier gewieſen. Gerade hier aber ſ
neue Unterſuchungsrichter die Sache in einem Geſichtspunkte auf, wobei m
einer Schuld der vorigen Beamten als Fonk's und ſeiner Mitſchuldigen di
war. Ein Urtheil vom 23. Juni 1818 erkannte zwar die Anklage gegen Ha
entband aber Fonk und Hahnenbein von der Inſtanz. Er wurde auf ne
dachtgründe bald darauf zum zweiten Mal eingezogen; durch ein Urtheil des
geſenats in Köln zum zweiten Mal in Freiheit geſetzt. Hamacher's Proceß
vor dem Aſſiſengericht in Trier verhandelt und dieſer dort am 31. Oct. 18
Gehülfe bei Cönen's Ermordung, jedoch ohne Vorbedacht, zu 16jähriger Zwa
heit verurtheilt. Fonk wurde am 3. Nov. 1820 zum dritten Mal in Verhaft
men, die Unterſuchung bis zum Juni 1821 fortgeſetzt, am 22. April 18
öffentliche und feierliche Verhandlung vor dem Aſſiſenhofe zu Trier eröffnet u
9. Jun. damit beendigt, daß die Geſchworenen mit 7 Stimmen gegen 5 den
klagten eines in der Nacht vom 9. und 10. Nov. 1816 an Wilhelm Cönen ve
vorſätzlichen und vorbedachten Mords für ſchuldig erklärten, der Aſſiſenhof
darauf die Todesſtrafe gegen ihn ausſprach. — Sein Geſuch um Caſſation
Urtheils wurde von dem Reviſionshofe zu Berlin zurückgewieſen. Fonk's
iſt ſeitdem, und ſchon während der Verhandlung vor den Aſſiſen in ged
Schriften mit ebenſo großem Eifer und mit größerer Leidenſchaftlichkeit a
dem Gericht ſelbſt verhandelt worden, ob es gleich Denen, welche der Verha
ſelbſt nicht beigewohnt haben, ſo gut wie unmöglich iſt, ein Urtheil darüber
ſen. Es fehlt die unmittelbare Beobachtung des Angeklagten und der Zeuge
Kenntniß ihrer Verhältniſſe und der Glaubwürdigkeit, welche ſich aus ihrem
aus ihrer bürgerlichen Lage, aus ihrem perſönlichen Auftreten abmeſſen läßt.
ſoll ja aber die Vorzüglichkeit des öffentlich-mündlichen Verfahrens beſtehen
die Entſcheidung nicht durch den todten Buchſtaben, bei welchem ſich erſt die
taſie ein trügeriſches Bild der Handlung zuſammenſetzen muß, und auf welch
Überzeugung des Richters (oder gar deſſen abſichtliche Leitung) einen ſo großen
fluß hat, ſondern durch die lebendige Anſchauung aller handelnden Perſonen,
die gleichſam dramatiſche Wiederholung der ganzen Handlung beſtimmt wird.
her iſt es ebenſo voreilig, die Schöffen eines unbegründeten Urtheils anzu
als ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber freilich, gerade der größte Men
kenner wird am vorſichtigſten ſein, wenn es gilt, auf ſolche äußerliche Dinge,
Haltung, Geſichtszüge und Mienenſpiel eines Menſchen, ein Urtheil über Fr
Leben und Ehre eines Angeklagten zu bauen. Wie viele Menſchen gibt es
haupt, und wie ſelten müſſen ſie alſo auch unter den Geſchworenen ſein, deren
ſo ſcharf und ſo geübt iſt, um Heuchelei von Wahrheit, Furchtſamkeit und
liche Verlegenheit von böſem Bewußtſein, Frechheit von dem Trotz eines gute
wiſſens, in der zuſammenhängenden Erzählung den geübten Lügner von dem
haften Manne, und in der ſchwankenden den furchtſamen Unſchuldigen von
welcher ein Verbrechen zu verbergen hat, mit voller Sicherheit zu unterſch
Und wer kann ſich wol rühmen, Alles richtig aufzufaſſen, treu zu bewahren, e
faßte Meinung weder durch ſpätere Eindrücke verwiſchen zu laſſen, noch auch
beſſere Gründe feſt zu halten, wenn, wie in Fonk's Fall, die Verhandlungen
Wochen dauern und 247 Zeugen auftreten? Wird nicht zuletzt doch das Meiſt
der Gewandtheit der Sachwalter und dem Vortrage des vorſitzenden Richter
hängen und jene Kunſt, die Wahrheit in den Schatten zu ſtellen, die Gegner

ig, das Mitleiden, den Unwillen und andre Leidenſchaften rege zu machen, am
Alles entſcheiden? Und doch iſt dies vielleicht noch das weniger Gefährliche.
ſchlimmer iſt es noch, wenn die Stimme des Volks bereits vor dem Urtheil
ieden hat, und das heilige Recht, Ehre und Leben allen Klatſchereien hingege-
von dem Geſchwätz der Bier- und Weinhäuſer entſchieden wird. Inſofern
Fonk's Sache allerdings Veranlaſſungen zu den wichtigſten Betrachtungen
Es gibt keine einzige unmittelbare Anzeige gegen ihn; es iſt in ſeinem Hauſe
von Cönen's Sachen, keine Spuren von Blut oder ſonſt Verdächtiges ge-
n worden. Wie viele Zufälle können einen Hut in den Brunnen geführt ha-
da es gänzlich ungewiß geblieben iſt, ob der gefundene Cönen's Hut war. Es
gegen Fonk nichts ſtehen als die Möglichkeit, daß Rachſucht oder Eigennutz
nen Beweggrund abgeben konnten, Cönen zu morden und als Chriſtian Ha-
's zurückgenommenes Geſtändniß. Der Schluß wäre ein gewagter, daß,
man keine andre Veranlaſſung zu Cönen's Tod auffinden konnte (der Raub
wird durch das Vorfinden der goldenen Uhr bei der Leiche ausgeſchloſſen, an
rmordung im Schumacher'ſchen Bordell wird Niemand im Ernſte glauben)
eil bei Fonk theils in ſeinen frühern Äußerungen gegen Cönen, theils in der
ſetzung, daß Cönen einen gefährlichen Blick in ſeine kaufmänniſchen Ver-
iſſe gethan, die Möglichkeit eines Antriebes zum Mord angenommen werden
daß Fonk auch wirklich der Mörder ſei. Bedenklich iſt allerdings ſein Be-
nach Cönen's Verſchwinden, und das ſchiedsrichterliche Urtheil iſt ebenſo
entſcheidend für ihn als das Urtheil der Kaufleute, das in dem Hauptbuche
Betrug ſtecken konnte. Jenes war auf Bücher gegründet, deren Richtigkeit
nen iſt; dieſes iſt nur in dem Sinne richtig, daß das Hauptbuch bloß Reſul-
enthält, nicht die Angaben, aus welchen dieſelben hervorgehen. Wie aber,
Fonk in das Hauptbuch Dinge notirt hatte, die dahin nicht gehören, die aber
Cönen das geſuchte Licht geben konnten? Dann hatte Hahnenbein Recht von
ng zu ſprechen, der im Hauptbuche zu finden, obgleich nicht in demſelben be-
en ſei, und Fonk ſelbſt gibt an, daß in ſeinem Hauptbuche fremdartige Notizen
dre Rubriken eingetragen geweſen wären. So kommt am Ende Alles auf
ian Hamacher's Geſtändniß ganz allein hinaus. Mit dieſem findet man ſich
r in einer bedenklichen Wahl. Iſt ſein Widerruf der Wahrheit gemäß, ſo fällt
nen Beamten, deſſen Leben bisher unbeſcholten geweſen zu ſein ſcheint, der
uf eines Verbrechens, welches an Abſcheulichkeit noch den Mord übertrifft.
amacher's Geſtändniß aus eigner freier Bewegung abgelegt, ſo iſt Fonk der
er Cönen's. Nun hat man ſich große Mühe gegeben, eine innere Unwahr-
ichkeit oder gar Unmöglichkeit in Hamacher's Erzählung darzuthun, welches
icht gelungen iſt. Daß ſie wahr ſei, kann Niemand behaupten, daß ſie aber
ahr ſein könne, auch nicht. Fonk hat ſich auf das Zeugniß ſeiner Mägde
n, daß er an jenem Abend nicht von der Seite ſeiner Frau gekommen ſei. Das
aber dieſe nicht einmal geſagt. Er war bis um 9 Uhr im Comptoir (was mit
cher's Angabe ſtimmt), hat mit ſeiner Familie zu Nacht gegeſſen, dann hat
e Gallibert halb 12 Uhr (wie ſie in Hamacher's Proceß angab) den Haus-
el überbracht. Das Kindermädchen hat ihn vor 10 Uhr ſchlafen gehen ſehen,
andre will mit der Gallibert ſchon um 10 Uhr zu Bett gegangen ſein. In
Allen liegt nicht die Unmöglichkeit, daß Fonk eine Viertel- oder halbe Stunde
ckhauſe geweſen ſei. Daß die Mägde weder Cönen's Schellen und Herein-
en, noch das unvermeidliche Geräuſch im Packhauſe unter ihrer Schlafkam-
ernommen haben, mag ein beſonderer Zufall ſein, unmöglich iſt es nicht,
aber vielleicht am wichtigſten iſt, Hamacher hat keinen Ort nachweiſen kön-
wo er am 9. Nov. Abends geweſen wäre, ob man ſich gleich deßhalb ſehr be-
hat. Wäre Hamacher an dieſem Abende, einem Sonnabende, in irgend

einem Wein- oder Bierhause gewesen, so würde bei der allgemeinen Aufmerksaml
auf diesen Vorfall, welche sobald nach Cönen's letztem Lebenstage erregt wurde,
Beweis eines solchen Umstandes sehr leicht geworden sein. Alles dies zusammen
nommen, so wird gewiß kein besonnener und kalt prüfender Richter es wagen,
die Verhandlungen, wie sie im Druck erschienen sind, eine Verurtheilung Fon
auszusprechen, und selbst die Schöffen, welche doch nur von einem individuel
Fürwahrhalten ausgehen, waren hierin so wenig gewiß, daß nur die geringste Me
heit von 12, nämlich 7 gegen 5 Stimmen sich für das Schuldig erklärten.
ist ungereimt, diese Mehrheit deßhalb mit Vorwürfen zu belasten, weil sie nach d
Geiste der Verfassung eben nur sagen sollen, wie ihrem Geiste sich die Sache d
stellte. Aber eine Verfassung kann allerdings dem gerechten Tadel nicht entgeh
welche auf so schwankenden Grundlagen Ehre, bürgerliche und physische Exist
der Bürger dem Zufalle preisgibt. Oder will man es keinen Zufall nennen,
ein einziger Schöffe der Ansicht der sechs verurtheilenden und nicht den fünf freisp
chenden beitrat, und so Fonk's ganzes Schicksal von diesem einzigen Manne abhi
Indessen glaube man nicht, daß die englische Einrichtung, nach welcher die Schöf
nur einhellige Urtheile fällen können, hier größere Sicherheit darbiete. Dort ist
Leichtsinn sowol im Verurtheilen als Freisprechen auf den höchsten Gipfel gestieg
und man wird erstaunen, wenn einmal ein aufmerksamer Beobachter die schreiend
Ungerechtigkeiten und Mißgriffe der Schöffen ans Licht zieht, welche dort fast
jeder Gerichtssitzung vorfallen. Von einzelnen Fällen kann man freilich noch kein
Schluß über das Ganze fällen, und es gibt keine Form des Criminalprocesses,
welcher man sicher wäre, jeden Schuldigen zu ergreifen und keinen Unschuldigen
kränken. Besonders wären im Fonk'schen Falle die Schwierigkeiten für den
tersuchungsrichter auch nach dem deutschen Criminalproceß sehr groß gewesen, n
durch das späte Auffinden der Leiche allen Schuldigen zu lange Zeit gelassen wu
die Spuren des Verbrechens in jeder Hinsicht zu beseitigen. Allein doch würde
solcher Richter dadurch, daß er den ganzen Lebenslauf der Verdächtigen und alle
Verhältnisse genau untersuchen mußte, daß jedes Geständniß im Augenblicke sei
Entstehens wenigstens zwei Beamten zu Zeugen hatte, sogleich festgestellt und
prüft und weiter verfolgt wurde, dem endlichen Urtheil eine weit zuverlässigere B
gegeben haben. Die Beschuldigung gegen den Generalproc. von Sandt war
dann kaum möglich; Fonk's Lage als Kaufmann genau erörtert, führte zu wid
gen Schlüssen und konnte wenigstens den noch immer im Dunkel liegenden U
stand aufhellen, ob bei Fonk ein so großes Interesse des Bankerotts der Entlarv
als Betrüger u. dgl. wirklich auf dem Spiele stand, in welchem man vernünft
Weise hinreichend Grund zu einer desperaten That antreffen konnte. Um den V
lust einer Geldsumme, welche noch verschmerzt werden kann, wird sich kein Bür
Gatte und Vater, wie Fonk es war, zum Mord entschließen, wol aber kann
wenn es Ehre und alle bürgerlichen Verhältnisse gilt, einer solchen Versuchung
terliegen. Darin liegt aber der große Vorzug des deutschen Criminalprocesses,
er sich nie auf den trügerischen Schein äußerer Umstände und Anzeigen beschrä
sondern aus dem Innern des Menschen heraus die That mit allen ihren nähern
entferntern Veranlassungen zu entwickeln sucht. Während man in England jedes
ständniß eines Angeklagten (plea of guilty) zurückweist, damit Niemand sein
ner Ankläger werde, geht man in Deutschland nur auf ein freies und volles
ständniß aus, damit Niemand von einem andern Richter verurtheilt werde als
seinem eignen Gewissen. Dies ist gewiß viel tiefer aus der Natur des Mensch
geschöpft als jenes Schauspiel eines Volksgerichts, und außerdem viel mehr geeig
eine Sache in ihrem ganzen Zusammenhange aufzuklären. So würde auch
schwierige Punkt, wie Cönen am 9. Nov. Abends noch einmal zu Fonk gekomm
sei, leicht mehr ins Licht zu setzen gewesen sein. Eine Stelle in einem der letz

ese Cönen's an die Seinigen, welcher in der letzten Procedur gegen Fonk nicht
e vorkam, aber in dem Proceß gegen Hamacher in Trier mit verlesen wurde,
ckte schon den Verdacht, daß Cönen der Versuchung doch nicht widerstanden
, und auf Fonk's Anträge der Bestechung eingegangen sei. Cönen spricht darin
Vortheilen, welche nun doch für ihn abfallen könnten. Seine Freunde haben
einem unzeitigen Eifer für den Ruf des Verunglückten alle diese Spuren zu ent-
n gesucht, in denen gleichwol die einzige Möglichkeit liegt, Cönen und Fonk
an jenem Abende, sodaß dieser es vorher gewußt, zusammenzubringen. „Cö-
", sagte Hahnenbein auf dem Todbette zu seinem Bruder, „hat sich ein
sprechen holen wollen, und hat sich den Tod geholt!" War eine solche Bestel-
etwa am 9. Nov. Morgens, wo Cönen und Fonk sich allein sprachen, und die
Einleitung zu dem damals von Fonk eifrig betriebenen Vergleich gemacht
e, zwischen ihnen vorgegangen, so mußte Cönen unbemerkt von Schröder
einmal zu Fonk zu kommen suchen; er hatte dazu keine andre Zeit als den
e, denn auf den andern Tag war Abschluß und Abreise festgesetzt, und nach
Abschluß des Vergleichs hatte er kein Mittel mehr, Fonk zu Erfüllung seiner
sprechungen zu nöthigen. Er mußte einen Vorwand bei Schröder haben, so
noch auszugehen, und dazu nahm er es, Hahnenbein beim Weggehen zu be-
n. Es ist zu bedauern, daß in den letzten Verhandlungen von diesem Briefe
nicht mehr die Rede gewesen ist, wiewol nun, da Hahnenbein und Schröder
waren, auch diese Spur nicht viel weiter hätte führen können. — So würden
noch eine Menge andrer Betrachtungen an diesen merkwürdigen Criminalfall
üpfen lassen, deren letztes Resultat vielleicht der Wunsch sein könnte, daß die
nlichkeit und Besonnenheit des deutschen Untersuchungsverfahrens, besonders
Rücken auf das Gewissen der Angeschuldigten mit einem öffentlichen Haupt-
schen vor dem Urtheil verknüpft, und so die wahren und wesentlichen Vorzüge
er Proceßarten vereinigt werden möchten. Bekanntlich sind Fonk und Hama-
durch eine königl. Cabinetsordre vom 10. Aug. 1823 nicht begnadigt, sondern
der Thatbestand, die Ermordung Cönen's, nicht erwiesen sei, freigesprochen,
von den Kosten durch das königl. Decret vom 9. Oct. befreit worden. 37.

Fontaine (Jean la), s. **Lafontaine** (Jean).

Fontainebleau, Stadt von 7400 Einw. im Depart. der Seine und
ne, mit einer Militairschule. Das mit Waldungen umgebene Lustschloß besteht
ier Gebäuden, zu welchen Franz I. den Grund legte, und welche Heinrich IV.,
ig XIV. und XV. ausbauten. Hier war es, wo die schwedische Christina
ihren Stallmeister, den Grafen Monaldeschi, hinrichten ließ, und wo die
tespan und du Barry die Schätze des schönsten und reichsten Landes in Europa
zweigten. In dem Schlosse von Fontainebleau wurden am 5. Nov. 1762
riedenspräliminarien zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal
zeichnet, und den 20. die Ratificationen ausgewechselt. Hier hielt Napoleon
809 den Papst Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11.
1814 seine Thronentsagung. Über die dasigen Kunstwerke von Primaticcio
s. „**Description historique de Fontainebleau par l'abbé Guilbert**" (Paris
, 2 Bde.).

Fontana (Domenico), Baumeister des 16. Jahrh., geb. 1543 zu Mili,
Dorfe am Comersee, trieb in seiner Jugend fleißig Geometrie; 20 Jahre
ging er nach Rom, studirte die Antiken und die besten unter den neuern Mei-
. Der Cardinal Montalto (nachmals Papst Sixtus V.) nahm ihn als Architekt
und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche S.-Maria-Maggiore und
Palasts auf. Montalto hatte, wie viele italienische Große, den Wunsch,
n Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana sollte daher keine
en sparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld, und der Bau würde

endlich unterbrochen worden sein, wenn F. nicht die Kosten aus seinen eignen M teln hergegeben und so den Bau vollendet hätte. Montalto wußte es ihm s Dank, und als er bald nachher auf den päpstlichen Stuhl kam, bestätigte er ihn seiner Stelle als Architekt, und ließ durch ihn einen andern Palast in der Nähe Bäder des Diocletian bauen. Sixtus V. wollte den großen Obelisk, der nun dem Platze vor der Peterskirche steht, damals aber noch zum Theil unter Trü mern versteckt lag, aufrichten lassen: ein Unternehmen, das schon mehre Päp beschlossen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, unterlassen hatten. erhielt den Auftrag dazu und führte ihn (1586) glücklich aus. In der Folge ri tete F. noch drei andre Obelisken, die man zum Theil unter den Ruinen gefun hatte, an verschiedenen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die auf Befehl Sixtus's V. vollführte, und die den Fürsten, der sie anordnete, ebenso ehren als den Baumeister, der sie ausführte, zeichnen sich die vaticanische Bibl thek und die Wasserleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. v führte F. verschiedene Baue und Veränderungen mit den antiken Denkmäle Endlich beschuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Die erhalten hatte, unterschlagen habe. Er verlor seine Stelle am päpstlichen Ho erhielt aber sogleich einen Ruf als Architekt und Ingenieur des Königs beider Si lien, und begab sich 1592 nach Neapel. Hier baute er verschiedene Canäle, u die Überschwemmungen abzuleiten, eine Straße längs dem Meerbusen und d königl. Palast in der Hauptstadt, der aber in der Folge sehr verändert worden i Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erst nach seinem To durch einen andern Baumeister ausgeführt. Fontana starb zu Neapel 1607, u sein Sohn, Julius Cäsar, folgte ihm als königl. Architekt. Von Domenico Fo tana ist ein Werk vorhanden (Rom 1540, mit 19 Kpf.), in welchem er die M thode angibt, deren er sich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. S ist um so mehr als seine Erfindung anzusehen, da in den Schriften der ältern Ba meister keine Anleitungen zu dem in solchen Fällen zu beobachtenden Verfahr sich finden.

Fontana (Felice), Mathematiker und Physiker am großherzogl. Hofe Florenz, geb. 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italienischen Tirol, studi zuerst auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Universitäten Padua und Bologna, ging hierauf nach Rom, und von da nach Florenz. D Großherzog Franz (nachmal. Kaiser) ernannte ihn zum Professor der Physik auf d Universität zu Pisa. Der Großherzog und nachmalige Kaiser Leopold II. berief i nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung seiner Stelle in Pisa, und tr ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen S henswürdigkeiten in Florenz ist. Einen wichtigen Theil dieser Sammlung mach die anatomischen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innere und ä ßere Theile des menschlichen Körpers in den kleinsten Einzelheiten und nach all denkbaren Abweichungen, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorstellen. Di Präparate wurden, unter Fontana's Aufsicht und nach seiner Anleitung, von versch denen Meistern gefertigt. Kaiser Joseph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlu für die chirurgische Akademie in Wien veranstalten. Auf gleiche Art wurden un Fontana's Aufsicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andre Gegenstände d Naturgeschichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbte Wachs nach der Natur abgebildet. F. ist Verfasser mehrer Schriften über Gege stände der Physik und Chemie, die zum Theil ins Deutsche und Franz. überse worden sind. Auch hat er Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten u der Kohlensäure gemacht. Er zeigte sich überall in seinen Schriften als scharfsinn gen und unermüdeten Beobachter. Seine politischen Grundsätze zogen ihm in d neuesten Zeiten bei den Veränderungen, die seit 1799 im Toscanischen vorfiele

Unannehmlichkeiten zu. Er starb 1805 und wurde in der Kirche Santa neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanes (Louis, Marquis von), aus einer Famille altspanischen Ursprungs, geb. 1757 zu Niort, ging nach Vollendung seiner Studien nach Paris, machte sich durch eine metrische Übersetzung von Pope's „Versuch über den Menschen", welche er mit einer geistreichen und tiefgedachten Einleitung begleitete, bemerkbar machte. Seine Gedichte und poetische Nachahmungen, unter welchen vorzüglich die nach Gray's berühmter Elegie die günstigste Aufnahme fand, sicherten ihm bald einen ehrenvollen Rang unter den jungen Schriftstellern und Dichtern der Zeit, welche der Revolution unmittelbar vorherging. Von einem größern Gedichte: „Das gerettete Kirchenland", von welchem man die größten Erwartungen hegte, sind nur einzelne Stücke bekannt geworden. Als prosaischer Schriftsteller wurde Fontanes ebenfalls zu den vorzüglichsten seiner Zeit gerechnet. Er stand mehren Journalen vor, z. B. dem „Mercure français". Zu seinen beredtesten Schriften aus dieser Zeit müssen wir zählen eine 1794 dem Convent zu Gunsten der unglücklichen Lyoner überreichte Adresse und eine Lobrede auf Washington. Der 18. Fructidor ächtete auch Fontanes; er flüchtete sich nach Hamburg und von da nach London, wo er sich mit Chateaubriand aufs engste verband. Der 18. Brumaire gab ihn seinem Vaterlande zurück. Bald wurde er Mitglied und 1804 Präsident des gesetzgebenden Körpers. Er wurde aufs neue in das Institut ernannt, da er während der Dauer seiner Proscription darin war ersetzt worden, und erhielt die wichtige Stelle eines Vorstehers der sogenannten Universität (d. h. er wurde Vorsteher des gesammten Erziehungswesens in Frankreich). In diesen verschiedenen Stellungen hielt er die sogenannten Paradereden, und fand immer neue Gelegenheit, sein Talent als Redner in Gewandtheit bewundern zu lassen, mit welcher er stets den Kaiser lobte, ohne in plumpe Schmeicheleien herabzusinken. Er wußte nicht selten die freimüthigsten Wahrheiten, die Napoleon vielleicht nur ihm verzeihen mochte, damit zu verbinden. Eine der glänzendsten Reden dieser Art ist die, welche er als Präsident des gesetzgebenden Körpers bei Gelegenheit der Kaiserkrönung hielt. Die republikanische Partei, die Fontanes überhaupt sehr abhold war, konnte ihm insbesondere nicht verzeihen, daß unter Napoleon und noch als Consul er zuerst die Franzosen mehr als Unterthanen (sujets) qualificirt hatte. 1810 ward er in den Senat ernannt, wo seitdem ebenfalls bei feierlichen Gelegenheiten seine Rednergaben sehr in Anspruch genommen wurden. So schwer es schien, daß Fontanes sich bei der Revolutionen würde behaupten können, so gelang dies dennoch durch die bewundernswürdige Gewandtheit, mit der er jedes Verhältniß zu benutzen verstand. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und zum Marquis. Fontanes starb am 17. März 1821. Seine Schriften sind Muster von Correctheit und Eleganz; sie werden ihm stets einen ausgezeichneten Rang unter den Literatoren dieses Zeitraums sichern. Unter seinem Nachlaß sollen sich auch anziehende Memoiren über die neueste Zeit befinden.

Fontanges (Herzogin von), geb. 1661, stammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter. Schön wie ein Engel, sagt der Abt von Choisy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte sie nichtsdestoweniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrschsüchtigen und bizarren Laune der Frau von Montespan überdrüssig war. Sobald sie die Leidenschaft erregt, die sie eingeflößt hatte, überließ sie sich ganz dem Hochmuth und der Verschwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Montespan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich 100,000 Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ sie ihn durch ein

Band wieder befestigen, dessen Knoten ihr auf die Stirne fielen; diese Mode breitete sich unter ihrem Namen in ganz Europa. Der König erhob sie zur Hc gin; allein sie genoß dieses Ranges nicht lange, denn sie starb, kaum 20 Jahre an den Folgen einer Niederkunft 1681 in der Abtei Portroyal in Paris.

Fontenay, Dorf im ehemal. Bourgogne, Depart. Yonne, wo 841 blutige Schlacht zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen vorfiel, welche den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge dessen das große f kische Reich so getheilt wurde, daß Lothar I. Italien und das nachmalige Lott gen nebst dem Kaisertitel, Ludwig Deutschland, und Karl der Kahle Frank erhielt. — **Fontenay**, Dorf in der Grafsch. Hennegau, bekannt durch Schlacht am 11. Mai 1745, welche die französ. Armee unter dem Marschall Sachsen gegen die Verbündeten unter dem Herzog von Cumberland gewann.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), geb. 1657 zu Rouen, Sohn e Advocaten und einer Schwester des großen Corneille. Dieser Mann, der hun Lebensjahre hindurch eine seltene Thätigkeit, und eine bis an sein Ende (1757) geschwächte Gesundheit des Körpers und der Seele besaß, kam so schwach auf Welt, daß er an dem Tage seiner Geburt schon dem Tode nahe war. Als Kn begann er seine Studien zu Rouen bei den Jesuiten, und als er im 13. Jahr die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, erhielt er für ein lat. Gedicht einen Pr der Akademie. Nachdem er den Cursus der Physik und der Rechtswissenschaf vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Proceß, verlor ihn, und schw nie wieder einen Proceß zu führen. 1674 kam er nach Paris, und wurde l rühmlich bekannt, sowol durch seine poetischen Erzeugnisse als durch seine wis schaftlichen Werke. Mehre in den „Mercure galant" eingerückte Poesien k digten einen überaus zarten und ebenso züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz J. alt, hatte er einen großen Theil der Opern „Psyche" und „Bellerophon" ve tigt, die unter dem Namen seines Oheims, Thomas Corneille, erschienen. 1681 er sein Trauerspiel „Aspar" aufführen; es mißfiel, und sein Fall erregte so viel A sehen, daß selbst Racine Epigramme auf ihn machte. Eifer für den Ruhm se Oheims und persönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu er fen, die ganz den Ansichten Derer, die damals unumschränkt in der Literatur her ten, entgegen war. Sein sanfter Charakter aber und seine Liebe zur Ruhe, di immer jedem Genusse der Eitelkeit vorzog, verhinderten ihn, irgend eine Mein mit Leidenschaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern n er sich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In seiner Jugend war er mi Philosophie des Cartesius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne sie theidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, als Gelehrter wenig Erfindungsgeist. Er behandelte die schönen Wissensch trocken und steif, und gab den strengen Wissenschaften einen zu leichten Ans 1683 erschienen s. „Dialogues des morts", welche günstig aufgenommen den, wiewol sie durch die Sucht, stets geistreich, neu und ungewöhnlich zu ermüdend und unnatürlich werden. Seine „Entretiens sur la pluralité des m des" (1686, deutsch, mit Anmerk. u. Kupf. v. Bode, Berl. 1798), sind das Buch, in welchem astronomische Gegenstände mit Geschmack und Anmuth v tragen werden. Es hat freilich durch die Fortschritte der Wissenschaften se seine Brauchbarkeit verloren. Als Secretair der Akademie der Wissensch machte sich F. durch die seit ihm üblich gewordenen Eloges berühmt. Kein lehrter hat wol einen bedeutendern Einfluß auf sein Zeitalter gehabt als er. verdiente ihn ebenso sehr durch seine Lebensweisheit und durch die Lauterkeit Sitten als durch die Liebenswürdigkeit seiner Schriften, in denen Feinheit Eleganz des Styls der höchste Vorzug ist. Eine vollständ. Ausg. derselben er mit seinem Leben in 10 Bdn. 1751. Rivernois charakterisirt ihn auf fol

: „Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren schon alle Preise vertheilt, almen gebrochen; nur der Preis der Universalität war noch übrig. Fontenelle um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er ist nicht nur Metaphysiker mit Ma-che, Physiker und Geometer mit Newton, Gesetzgeber mit Peter dem Großen, smann mit d'Argenson: er ist Alles mit Allen, er ist Alles überall."

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Grenzen von Poitou njou, im Depart. Mayenne und Loire, ward 1099 von dem durch seine selt-Bußübungen bekannten Robert von Abrissel (über diesen Bekehrer gefalle-ädchen s. d. Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) zum Stammsitze aus büßenden Frauen und Mädchen zusammengesetzten Klostergesellschaft t; daher erhielt diese den Namen des Ordens von Fontevraud. In den da-aufgeführten Klostergebäuden versammelte Robert bald mehre Tausende von ien beiderlei Geschlechts, denen er die geschärfte Regel Benedicts auflegte ne ganz eigenthümliche Verfassung gab, bei der die Nonnen die Herrscherin-und die Mönche der jedesmaligen Äbtissin unterworfen wurden. Dieser Or-breitete sich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen i desselben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Äbtissin von Fontevraud, ine vornehme Dame, regierte sie alle als Generalsuperiorin, und war, von ischöflichen Gerichtsbarkeit frei, nur dem Papste untergeben. Zu Gunsten Geschlechts wußte sie die strenge Regel späterhin zu mildern, und im 14. h waren auch andre Unordnungen in den Klöstern dieses Ordens eingerissen, atte die ursprünglichen Satzungen für eine scharfe Absonderung beider Ge-ter gesorgt hatten. Er verlor dadurch an Ansehen, hatte aber doch vor der ution immer noch 57 Häuser oder Priorate in Frankreich. Seitdem ist er ert.

Fontinalien, Feste, welche die Römer den Nymphen der Brunnen ierten, und an welchen sie die Brunnen bekränzten und Blumen hinein-n.

Foote (Samuel), der englische Aristophanes, geb. 1719 zu Truro in Corn-, stammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrsamkeit, die er an-studirte, erregte ihm bald Widerwillen. Er heirathete ein vornehmes, junges nzimmer, allein Beider Neigungen stimmten wenig überein. Foote überließ ne Mäßigung seinem Hange zum Vergnügen, und stürzte sich dadurch in die n Verlegenheiten, denen er nur entging, indem er seine Zuflucht zum Theater Er debutirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich spielte. Um 1747 eröffnete dem Haymarket (Heumarkt) eine kleine Bühne, und erschien als Verf. und spieler zugleich in einer Gattung von Schauspielen, die ein Mittelding zwi-Lustspiel und Posse waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und r Personen mit desto größerm Glück aufs Theater brachte, je mehr er das sel-alent besaß, Geberden und Sprache Andrer auf das Treffendste nachzuah-Sein erster Versuch ist unter dem Namen der Morgenbelustigung bekannt. that Foote eine beträchtliche Erbschaft; er verließ sogleich die Bühne, und erst ne Hülfsquellen versiegten, erschien er wieder auf dem Theater. Von 1752 tte er bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem arket, und seit 1762 alle Sommer daselbst, wodurch er sich ebenso viel Ruhm als Geld gewann. 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York ein; gleichwol betrat er noch immerfort die Bühne. In den letzten Jah-nes Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn chändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verursachte ihm eine vor-hende Gliederlähmung, und er faßte den Entschluß, sich nach dem südlichen reich zu begeben, überließ sein Theater an Colman, ward aber schon zu Dover

1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben sei Vermögens. Foote war ein Mann von unerschöpflichem Witz, sowol auf t Theater als im Umgang; aber er verschonte Niemand, und keines seiner Bonm ging verloren. Die Tugend indeß war ihm heilig, nur das Laster und die Thor geißelte er ohne Rücksicht und Schonung. Als eine Probe seines stets fert Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lä lich gemacht; dieser erfuhr es, und als er mit ihm zusammenkam, sagte er: „ möchte doch wissen, Foote, ob Sie einmal an den Fr . . . oder an dem Galgen ben werden". „Mylord", antwortete dieser sogleich, „das würde nur davon hängen, ob ich es mit Ihren Maitressen oder mit Ihren Grundsätzen hielte". komische Anekdoten enthält: Cooke's „Mem. of Sam. Foote" (Lond. 1806). war schon auf den ersten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, und untersetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geistvollen Aug dabei wußte er auf seinem hölzernen Beine sich mit einer seltenen Gewandtheit zubewegen. S. sämmtlichen dramatischen Werke, meist Farcen, sind 1783 4 Bdn. unter Colman's Aufsicht erschienen.

Forbin (Louis Nicolas Philipp August, Graf von), Generallieuten und Oberaufseher der Kunstsammlungen in Frankreich, geb. 1779 zu Roque Depart. der Rhonemündungen. Als Flüchtling in Lyon zur Zeit der Belagerun sah er seinen Oheim und seinen Vater vor seinen Augen umkommen, und fand e Zuflucht in dem Hause des Zeichners Boissieu, dem er die erste Anleitung zur Ku verdankte. Als er späterhin mit einem gegen Nizza und Toulon bestimmten taillon der Nationalgarde ausziehen mußte, schloß er in Toulon mit dem M Granet eine Freundschaft für das ganze Leben. Nach dem Ende des Feldzugs g er nach Paris und arbeitete in David's Schule mit dem angestrengtesten Fleiße, er das Alter der Kriegspflichtigkeit erreicht hatte. Er mußte zum zweiten Mal der Kunst Abschied nehmen, und als er einige Zeit bei der Reiterei, wo ihm der neral Sebastiani die Beschäftigungen mit der Kunst erleichterte, gedient hatte, hielt er seinen Abschied und begab sich nach Italien. Zur Zeit der Kaiserkrön kam er nach Paris zurück und ward Kammerherr der Prinzessin Pauline Borgh Er trat wieder in Kriegsdienste und machte mehre Feldzüge in Deutschland, Po gal und Spanien, nahm aber nach dem wiener Frieden, durch einige Hofränke muthig gemacht, seinen Abschied, und ging wieder nach Rom. Hier widmet sich der Kunst, bis er 1814, nach der Wiederherstellung des Königthums nach ris zurückkehrte, wo er seine Arbeiten fortsetzte. Zum Mitglied der Akademie Oberaufseher der königl. Kunstsammlung ernannt, ordnete er die Überreste des den Verbündeten geleerten Museums. Er machte 1817 eine Reise nach Griech land, Syrien und Ägypten, die er beschrieben und mit vielen schönen Zeichnun begleitet hat. 1821 ward ihm die Oberaufsicht über die Künste, Kunstdenkm und die Kunstsachen in den Departements aufgetragen. Die neue Einrichtung Museums, das aus einer Galerie und 20 großen Sälen besteht, ist sein W Ihm verdankt man auch die Stiftung des Nationalmuseums (Arbeiten fr Künstler) im Palast Luxemburg und des Museums in Versailles. Seine R nach Sicilien gab seiner Sammlung von Handzeichnungen einen Zuwachs, Osterwald u. d. T.: „Erinnerungen aus Sicilien", herausgegeben hat. Zu nen geschätztesten Gemälden gehören: Ines de Castro, der Tod des Plini Gonsalvo von Cordova, ein pestkranker Araber. In s. Jugend schrieb er ein Theaterstücke, u. A. gemeinschaftlich mit Revoil in Lyon ein artiges Vaudevi „Sterne, oder die empfindsame Reise", und einen Roman: „Karl Barrimore".

Forcellini (Egidio), ein italienischer Philolog, berühmt als Lexikogra geb. 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianischen Geb Die Armuth seiner Ältern hinderte ihn, eine Schule zu besuchen, und er war sc

h erwachsen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateinisch zu lernen. Lehrer in dieser Sprache, und bald sein Freund, war der Literator und Pro- Facciolato. F. machte schnelle Fortschritte in den alten Sprachen, und Fac- bediente sich seiner Hülfe bei der neuen, von ihm sehr verm. Ausg. von Cale- „Lexikon in sieben Sprachen". Beide Freunde faßten darauf den Entschluß, ein . Wörterbuch der lateinischen Sprache herauszugeben. Die Ausführung der wurde jedoch dadurch verzögert, daß F. nach Ceneda in der trevisaner als Professor der Rhetorik und Director des Seminariums versetzt wurde. aber 1731 nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunst des dieser Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, er unter Facciolato's Leitung seine Arbeit, u. d. T.: „**Aegidii Forcel- latinitatis Lexicon etc.**" (Padua 1771, 4 Foliobde.): ein rühmlicher einer genauen Kenntniß der Latinität, ausgebreiteten Belesenheit und rich- Beurtheilung. F. starb 1768. (S. Facciolato.)

Förderung, s. Bergwerkskunde.

Forkel (Johann Nikolaus), Dr. der Musik, der größte musikalische Litera- Historiker unserer Zeit, geb. 1749 zu Meeder, einem Flecken bei Koburg, seinen ersten Aufflug in der Kunst dem „Vollkommenen Capellmeister", Werke des großen hamburgischen Musikers Mattheson. Er ging zu Koburg Schule, kam bald nach Lüneburg, von da, im siebzehnten Jahre, durch als Präpositus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch Stimme wie durch sein Harfenspiel auch bei der herzogl. Familie Glück. ihn zu bereden, die Rechte zu studiren, um ihn dereinst in Schwerin So wenig ihm diese Aussicht wünschenswerth schien, so ging er doch, arm als wißbegierig war, nach Göttingen und widmete dort zwei Rechten. Doch bald war sein Entschluß gefaßt, der Tonkunst seine zu weihen. In dieser Zeit schrieb er seine „Musikalisch-kritische Bi- in der gleich die erste Recension des göttinger Studenten über Gluck's viel Aufsehen erregte. Als die Stelle des Concertmeisters, die bisher ein aus der Benda'schen Schule versehen hatte, in Göttingen erledigt erhielt Forkel dieselbe mit dem Titel eines Musikdirectors. Er bekleidete bis das Ende seines Lebens und sie gewährte ihm die nöthige Muße, die wich- Werke, die wir von ihm besitzen, auszuarbeiten. So haben wir von ihm Literatur der Musik", die ersten 2 Bde. einer Geschichte dieser Kunst, eine und Charakteristik Sebastian Bach's" erhalten, welche den Namen Schöpfers unsterblich machen. Zugleich bildete F. theoretisch und praktisch Schüler, denn er war einer der Wenigen, welche Sebastian Bach's Me- des Clavierspiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Er starb zu Göttin- 18.

Form wird in der Philosophie der Materie (s. d.) entgegengesetzt und die Art und Weise, wie eine Thätigkeit wirkt, ferner die Art der Verbin- des Mannigfaltigen zu einem Ganzen; auch so viel als Gestalt, Gestal- Das Formale dem Materialen entgegengesetzt, deutet die Gestaltung, Be- Verbindung der Theile eines Dinges an. — Formalismus, in der , namentlich in der Philosophie, das bloße Berücksichtigen und der formellen Erfoderniße, oder Berücksichtigung der Art, wie Thätigkeit wirkt, mit Vernachlässigung ihres Gehalts, des Gegenstan- der Thätigkeit (Materie), daher auch formelle Philosophie; — For- philosophie aber, welche von der Form des philosophischen Erkennens — In der Buchdruckerkunst heißt Form die in ihre Columnen und abgetheilte und zum Abdruck gesetzte, in eiserne Rahmen eingeschlossene eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie ent-

hält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. s. w., welche auf abgedruckt werden.

Formalien, Formalitäten (Ärmlichkeiten) sind äußere, a sentliche Umstände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber, i licher Hinsicht, die Gültigkeit eines Geschäfts durch die Gesetze abhängig g ist, insofern sie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angesehen werden können. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Testament mit den gewöhnlich malien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. — formalisiren, etwas übel nehmen, sich durch die Form, durch die W Weise, wie etwas geschieht, für beleidigt halten; sein Befremden oder M über etwas äußern, sich über etwas aufhalten. — Formalist, Derjenige, l genau an die vorgeschriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonie Complimentenmacher. — Formeln, für besondere Fälle vorgeschrieben durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. Buchstabenrechnung (Algebra) sind es die Vorschriften zur Auflösung eine gabe. — Formulare aber sind ganze Aufsätze, welche als Muster und ohn weichung mündlich oder schriftlich gebraucht werden sollen.

Formerei und Gießerei, s. Eisen.

Formey (Johann Samuel), Professor und immerwährender Secret Akad. der Wissensch. zu Berlin, geb. daselbst 1711, aus einer Familie der ' giés, die einst der Religion wegen aus Frankreich auswanderten, und von ein Theil sich in den preuß. Staaten niederließ. F. widmete sich der Theologi ward noch vor seinem 20. Jahre von der franz. reformirten Gemeinde zu Br burg (an der Havel) zum Prediger erwählt, sechs Wochen darauf aber nach gerufen, und in gleicher Eigenschaft bei der friedrichsstädter Gemeinde ang Seine Kränklichkeit zwang ihn jedoch bald, sein Amt mit einem Gehülfen z len, und von dieser Zeit an legte er sich mehr auf Literatur. Außer mehren setzungen, gab er von 1733 an mit Beausobre die „Bibliothèque germani später das „Journal littéraire de l'Allemagne" und den „Mercure et M ve" (gleichfalls ein periodisches Blatt), und von 1750 bis 1759 mit Pere „Nouvelle bibliothèque germanique" heraus. Fast zu gleicher Zeit übe er auch die Stelle eines Directors und ersten Lehrers am franz. Gymnasi Berlin, welche er 1739 mit der eines Professors der Philosophie an derselb stalt vertauschte. Als Friedrich II. 1740 die Akademie umschuf, ward F. Maupertuis dem Könige zum Secretair und Historiographen derselben vorg gen. Sein Geist und seine Thätigkeit gewannen ihm hier des großen König trauen und Zuneigung, und als 1748, nach Jariges's Tode, die verschiedene cretariatsstellen dieses Instituts in Eine zusammengeschmolzen wurden, erh die Verwaltung derselben, mit dem Titel eines immerwährenden Secretairs den gelehrten Streitigkeiten, welche sich bald nach Voltaire's Aufenthalt in zwischen diesem und Maupertuis erhoben, und in denen der König selbst z lebhaft Partei nahm, wußte sich F. mit so viel Umsicht zu benehmen, daß er seinen Ansichten und seiner Würde etwas zu vergeben, sich doch die Achtung u wogenheit aller Streitenden erhielt, und Friedrich II. nichts an ihm auszusetze als daß er in seinen philosophischen Ansichten nicht mit seinem Liebling Voltair einstimmte. Durch schriftstellerischen Fleiß und die Gewogenheit der Große auch auf seine Familie überging, hatte sich F. nach und nach ein bedeu Vermögen gesammelt; 1778 erhielt er noch die Stelle eines Secretai der Prinzessin Henriette Marie von Preußen; 1788 wurde er Director d losophischen Classe an der Akademie. Außerdem bekleidete er wichtige Ämter b franz. Depart. und war Mitgl. vieler auswärt. gel. Akad. Friedrich II. erwie so lange er lebte, die größte Achtung; auch der Nachfolger dieses Königs

ſach verdienten Mann. F. ſtarb d. 7. März 1797, beinahe 86 J. alt.
ürdig iſt, daß dieſer in Deutſchland geborene und nie über die deutſchen
n gekommene berliner Gelehrte, der noch dazu eine deutſche Mutter hatte,
s dahin gelangte, das Deutſche geläufig und ganz richtig zu ſprechen, ob ihn
ie greifswalder Geſellſchaft zur Beförderung und Reinigung der deutſchen
e zu ihrem Mitgliede ernannte, ſondern ſtets Franzoſe in Sprache und Ei-
mlichkeit blieb. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind meiſt in Meuſel's
rtem Deutſchland" verzeichnet; ihr größter Theil iſt in franz., einiges auch in
rache verfaßt, die er ſo gut wie das Franzöſiſche ſprach und ſchrieb. Beinahe
ewandt war Formey im Griechiſchen und nicht minder wohlbewandert im
iſchen. Seine akademiſchen Abhandlungen gehören meiſt in das Gebiet der
hen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorb. Akademiker, Reden
ntlichen Sitzungen (durch welche er ſich, ſowie früher durch ſeine Kanzelvor-
vielen Beifall erwarb) u. ſ. w. Für den geiſtlichen Stand, aus welchem er
ch ſ. Ernennung zum Secretair der Akademie trat, behielt er, gegen die
er Philoſophen ſeiner Zeit, große Hochachtung, und ſeine Beſcheidenheit
bei allen Auszeichnungen, die ihm wurden, ſtets gleich groß. In ſ. „Sou-
d'un citoyen" finden ſich anziehende Nachrichten über ihn.

Formey (Johann Ludwig), kön. preuß. Geh. Obermedicinalrath, geb. zu
1766, Sohn des Vorigen, erhielt ſ. Bildung theils im väterlichen Hauſe,
dem franz. Gymnaſium ſ. Vaterſtadt. Als er ſich daſelbſt durch das Stu-
die Anatomie und der Naturwiſſenſchaft vorbereitet hatte, ging er 1784 nach
dann nach Göttingen, und 1788 zurück nach Halle, wo er die mediciniſche
würde erhielt und eine Diſſert. „De vasorum absorbentium indole" her-
b. 1789 ging er über Strasburg, wo Spielmann, Lauth und Hermann ihm
wurden, nach Paris. Hier gaben Fourcroy, Vicq d'Agyr, Portal, Lacépède,
nt, de Machy, Cabanis ſeiner Wißbegierde volle Nahrung, ſowie die Aufnahme
laude, Thiebault, Lagrange, Bailly (Maire von Paris), dem Abbé de Lé-
d bei Goldoni ihm den Zutritt in die ausgewählteſten Cirkel verſchafften. Die
chaften Vorfälle zur Zeit der Revolution beſtimmten ihn zur Abreiſe. An der
er aufgehalten, wurde er nach dem Rathhauſe gebracht, wo er ſeine Rettung
Volkswuth lediglich dem Maire Bailly verdankte. Nach 14 Tagen gelang es
aris zu verlaſſen. Hierauf ging er nach Zürich, Genf und Bern, ſodann über
en und Regensburg nach Wien, überall die Inſtitute und den Umgang mit
ichneten Männern zu ſeiner Bildung benutzend. Nach ſeiner Rückkehr
als Feldarzt angeſtellt, und der Generalſtabsmedicus Riemer übertrug ihm
tigſten Lazaretheinrichtungen. 1791 wurde er zum Oberſtabsmedicus er-
1794 führte er gemeinſchaftlich mit dem Generalchirurgus Murſinna die
on des Lazareths. Als Leibarzt 1796 von Friedr. Wilh. II. nach Potsdam
blieb er daſelbſt bis zum Tode des Monarchen. Auf ſeine Bitte erhielt er ſeine
ung und trat in ſ. Wirkungskreis bei dem Ober-Collegio medico, dem
ollegio Sanitatis und der Hofapothekencommiſſion wieder ein. Seitdem
te er in Berlin. Auch gab er eine „Mediciniſche Topographie von Berlin",
iniſche Ephemeriden", und eine neue Bearbeitung von Zückert's „Anweiſ.
ehung der Säuglinge" heraus. Er erhielt den Preis der kaiſ. ökonomiſchen
haft zu Petersburg über die Mittel zur Verbeſſerung der Luft in den Zim-
1798 wurde ihm die Profeſſur der Kriegsarzneikunde, und ſpäter die der
ren Heilkunde bei dem Collegio medico-chirurgico übertragen. Der im
810 erfolgte Tod Selle's (ſeines Lehrers) vermehrte ſeinen praktiſchen Wir-
reis bedeutend. 1801 wurde er zum Geh. Obermedicinalrath ernannt, 1803
te bei der franz. Colonie von Berlin, und 1804, nach Riemer's Tode, zum
ſtabsmedicus der Armee. Die letzte Stelle legte er 1805 nieder, weil durch

reiſte ohne die geringſte Belohnung im Aug. 1766 nach London. Hier erl
ſich und ſeinen Sohn Georg theils durch Verkauf mehrer von ſeiner Reiſe
brachten Seltenheiten, theils durch Überſetzungen. Zwar wurden ihm mehr
rikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein
Georg eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Er ſelbſt ging al
feſſor der Naturgeſchichte und der franz. und deutſchen Sprache nach Warr
in Lancaſhire, wohin auch ſeine Frau und Georg nachfolgten. Hier unter
er, ſelbſt als er die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehre
in nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, d
pitain Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu be
Er nahm ihn gern an, und ging mit ſ. damals 17jährigen Sohne den 26.
1772 von London ab. Dieſe Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubr
hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten Werke (Lond. 1777, 2 B
und deutſch, Berlin 1778 und 1780) ausführlich beſchrieben, da dies dem
welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für ſich von dieſer Reiſe d
zu laſſen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher ſeine reichen Bemerk
über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſ
die er auf dieſer Reiſe geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verd
von ſeinem Sohne zu Berlin 1783) heraus. Die Weltkarte, welche die ber
ten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Galerie zu W
Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. ſo wenig zu Theil, daß er viel
nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen ökonomiſchen Verhält
zurückgekommen war, bis er 1780 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach
ging, wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war.
hier ſchrieb er fleißig, und war mit Überſetzung der neueſten Reiſen aus m
Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cook's dritter Reiſe gehört, beſch
Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm ſeine
tigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; auch ſein Hang zum
und die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, ſetzten i
in große Verlegenheit. Der Verluſt ſeines trefflichen Sohnes Georg vermehrt
Leiden noch. Er ſtarb d. 9. Dec. 1798. Scharfſinn und ſchnelle Faſſung
waren bei dieſem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürd
Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprachen redete oder
er. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in de
ſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als ei
erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von hef
aufbrauſenden Temperamente, hatte er dennoch ſo viel Gutmüthigkeit, daß e
leicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig; auch fremde
dienſten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine unerſchütterlich frohe
gab ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſ. zahlreichen Schriften, un
nen ſ. oben erwähnten „Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt", ſ. „Ge
der Schifffahrten und Entdeckungen im Norden", ſowie ſ. „Antiquariſcher V
über den Byſſus der Alten", die erſten Stellen einnehmen, war ſein Styl zwa
tig und lebhaft, aber nicht ganz rein.

Forſter (Johann Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, geb.
Nov. 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig, folgte ſ. Vater, elf Jahre alt, nac
ratow, und ſetzte in Petersburg ſ. unter des Vaters Leitung begonnenen S
fort. Als dieſer ſich nach England begab, wurde er bei einem Kaufmann in
in die Lehre gegeben; indeß nöthigt ihn ſeine ſchwache Geſundheit bald, der
lung zu entſagen. Er kehrte zu ſ. Vater nach Warrington zurück, ſetzte ſeine
dien fort, überſetzte mehre Werke ins Engliſche, und gab in einer benach
Schule Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen. Dann machte er, n

, von 1772—75 die Reiſe um die Welt unter Cook mit, begab ſich 1777 Paris, wo er ſich niederzulaſſen gedachte, ging aber bald nach Holland, und uf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Heſſen ihm einen Lehrſtuhl aturgeſchichte an der kaſſeler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, ſchem Jahre er einem Rufe als Lehrer der Naturgeſchichte nach Wilna folgte, ard er zum Dr. der Medicin promovirt. Die Kaiſerin Katharina hatte die l, 1787 eine Reiſe um die Welt zu veranſtalten, und Forſter zum Hiſtorio- n dieſer Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unter- Um nicht müßig zu ſein, kehrte Forſter nach Deutſchland zurück, wo er Schriften über Naturgeſchichte und Literatur herausgab. Der Kurfürſt von ernannte ihn 1788 zu ſeinem erſten Bibliothekar. Forſter ſtand dieſem mit Auszeichnung vor, bis 1792 die Franzoſen nach Mainz kamen. Er n Grundſätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republi- geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um ihre Vereinigung mit Frank- im Convent nachzuſuchen. Er befand ſich noch daſelbſt, als die Preußen wieder eroberten. Dies Ereigniß zog den Verluſt ſeiner ganzen Habe, auch Bücher und Handſchriften, nach ſich. Er ſah ſeine ganze Lage erſchüttert, ſich von einer geliebten Gattin, die ſich unter ſeiner Zuſtimmung mit ſ. n Huber wieder verband, und faßte den Entſchluß, nach Indien zu gehen, mm zu dem Ende das Studium der morgenländiſchen Sprachen, unterlag n Anſtrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und ſtarb zu Paris d. 12. 794. F. gehört zu unſern claſſiſchen Schriftſtellern. In ſeiner Proſa ver- ſich franz. Leichtigkeit mit engliſchem Gewicht. Wir übergehen ſeine zahlrei- berſetzungen, und führen hier von ſeinen Schriften nur an: die anziehende, turgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdi- ſe um die Welt; ſ. „Kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völ- e, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens", 6 Thle.; und insbeſondere ichhaltigen „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, nd und Frankreich im April, Mai und Juni 1790", 3 Thle. Auch hat er chienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die „Sakon- s Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſter (Georg), ein durch die kühne Reiſe, die er 1782 aus Indien, wo Dienſte der oſtindiſchen Compagnie ſtand, durch Nordindien und Perſien nach machte, bekannter Brite. Er überwand Gefahren aller Art, und zahlloſe erden. Mit den Sprachen und Sitten der Länder, die er berühren mußte, legte er morgenländiſche Kleidung an. Das Gebiet der Seiks vermeidend, über Kaſchemir, und den gewöhnlichen Karavanenweg über Kandahar. Von reiſte er nicht mehr allein, aber immer mußte er gegen die ſcharfe Beobach- ner Reiſegefährten ſich ſichern, und beſonders mit der Sprache und den Sit- durchwanderten Länder ſich vertraut zeigen, um nicht als Fremdling erkannt rn. Darum verſagte er ſich manche Bedürfniſſe, und begnügte ſich mit iſt ſchlechten Nahrung. Nach Verlauf eines Jahres hatte er nicht mehr als tunden Wegs gemacht und den ſüdlichen Theil des kaſpiſchen Meeres er- Nach zwei Jahren kam er nach England zurück, und gab 1785 ein Werk Mythologie und Sitten des Hinduſtammes heraus, worin er das Ergeb- beobachtungen geſchickt mittheilte; ſeine Darſtellung würde noch belehrender n ſein, wenn er umfaſſendere allgemeine Kenntniſſe gehabt hätte. Der der eigentlichen Beſchreibung ſ. Reiſe erſchien 1790 zu Calcutta, wohin er kehrt war. Ehe er den 2. Th. vollenden konnte, ſtarb er 1792 in Nagpur, er als Geſandter auf dem Wege zu dem Oberhaupt des Marattenſtaates Dieſer Theil erſchien 1798, ohne daß man erfahren hätte, durch wen und e Schriften nach England gekommen waren. Meiners überſ. (1796 und

1800) dieſes anziehende Werk, das auch über die zu jener Zeit noch wenig bek
ten Seiks (ſ. d.) und Rohillas ſchätzbare Nachrichten mittheilte. Man hat
Überſ. u. d. T. „Voy. du Bengale à St.-Petersbourg, à travers les pro
ces septentr. de l'Inde etc. par feu George Forster“ (Paris 1802, 3 B
m. Charten).

Forſtweſen, der gemeinſchaftliche Begriff der Theorie und Ausü
einer Wiſſenſchaft, welche, zuerſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. e
bildet, die Lehre von der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen zum G
ſtande hat. Die Geſammtheit der hierauf abzielenden Grundſätze wird Forſtwiſ
ſchaft, und der Inbegriff der Maßregeln, welche über die Anwendung dieſer Gr
ſätze auf ein gegebenes Holzland zu nehmen ſind, Forſtwirthſchaft, und Fo
wirth daher Derjenige genannt, der ſich mit der pfleglichen Erziehung und zwec
ßigen Benutzung des Holzes zu beſchäftigen Beruf und Beſtimmung hat. Das F
weſen pflegt man in das innere und äußere einzutheilen. Unter jenem werden
in dem Umfange der Wälder, und in Abſicht auf ihre unmittelbare Benutzung
Erhaltung abzielende Verrichtungen, und die Perſonen verſtanden, denen dieſ
aufgetragen ſind, während mit dem Ausdruck äußeres Forſtweſen jene Geſchä
verbindung bezeichnet wird, welche zwiſchen dem innern Waldhaushalte und
Staatsbehörden ſtattfindet, und deren Charakter ſich in höherer Anordnung
Leitung, nicht aber in unmittelbarer Ausübung ausſpricht. Mit dieſer Eintheil
vereinigt ſich im Weſentlichen die neuere und ſtreng wiſſenſchaftlichere Abthei
der Forſtwiſſenſchaft, oder vielmehr der Forſtwirthſchaft, welche in der zwiefa
Richtung thätig erſcheint: die ſchon vorhandenen Wälder zu erhalten, zu beſch
zweckmäßig zu benutzen, daher für die ununterbrochene Fortdauer der Benu
in der techniſchen Sprache, Nachhaltigkeit der Benutzung, zu ſorgen, und dem
die genutzten Flächen mit Holz wieder zu beſtellen; dann die Walderträgniſſe
die Staatseinwohner im Verhältniſſe des allſeitigen Bedarfs angemeſſen zu ver
len, den Holzanbau mit den übrigen Zweigen der Urproduction im entſprech
Verhältniſſe zu halten, ſeinen Gang und ſeine operative Wirkſamkeit der St
verfaſſung anzupaſſen, und die politiſchen Intereſſen der Wälder zu bewachen.
der Verſchiedenheit dieſer Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derſelbe i
Waldwirthſchaft und in die Staatsforſtwiſſenſchaft. Jene
zu den Ausflüſſen des Eigenthumsrechts, und nach der Verſchiedenheit der W
ſitzer ergibt ſich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen,
vat- ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb ſoll die Sta
gierung nur inſofern wirken, als ſie in der Behandlung ihrer Domainwald
eine Muſterwirthſchaft zur Nachahmung aufſtellt, wogegen die Thätigkeit d
ſondern Staatsforſtregiminalbehörden ſich darin äußern muß, zweckmäßige V
lung der Waldflächen zu erſtreben, damit einerſeits die Gebiete der Land- und
wirthſchaft gehörig abgegrenzt, andrerſeits die allſeitigen und allortigen Bedü
zureichend befriedigt werden. Die Waldungen, ſowie jedes andre Eigenthu
gen Angriffe und Beſchädigungen zu ſchützen, liegt in den allgemeinen Pflich
Sicherheitspolizei, und die Staatsforſtbehörde wird in dieſer Beziehung nu
willen nur in das Intereſſe der Sache beſonders gezogen, weil genaue Würd
und Beurtheilung der Forſtvergehen, und dadurch Beſtimmung des zu leiſt
Schadenerſatzes und der zu erlegenden Strafe, durch techniſche Kenntniſſe m
theil ermeſſen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und
ſamkeit des Staatsforſtweſens hervorgehen, hängt indeſſen nicht ſelten die
Waldbehandlung ſo innig zuſammen, daß ohne auf dieſelbe direct zu wirken
Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fäl
ben, wo ſelbſt die innere Behandlung der Waldungen vorgeſchrieben werden
wenn die Aufgabe der forſtlichen Regierungskunſt erſchöpfend gelöſt werden ſoll

daher präceptive Beschränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erscheinen. Es wäre demnach ebenso verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beschränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufsicht ohne Restriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denselben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundsatz des Staatsforstwesens spricht sich, in Beziehung auf den Waldhaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuschreiten habe, wo die Rücksichten des mit dem guten Zustande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größern Scheinvortheile des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem schnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu sehen, Gefahr droht. Mit dem Privatwalde tritt der gemeinheitliche nicht in gleiche Kategorie, da es bei demselben von dem Gebrauche der obervormundschaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu bestimmen, auf welche Weise die innere Wirthschaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren sei.

In objectiver Hinsicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Rücksicht ihrer Substanz, in Laub- und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung fallenden Erträgnisse in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholzwaldungen bestehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und wässerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, sondern im Herbste abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meist immergrüne, und sich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht plötzlich, sondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter (Nadeln), und harzige Säfte. Die in Deutschland herrschenden eingeborenen, im Forstbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen sind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hainbaum, die Esche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikanischer Abkunft, wurde in neuern Zeiten in Deutschland einheimisch, nicht aber sind von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Holzwuchs solche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingeborenen Hölzern nachgewiesen werden könnten, sodaß dieselben durch exotische Holzarten zu verdrängen, zu ersetzen wäre, ohne dadurch den Nutzen bestreiten zu wollen, den einzelne Holzarten neben einheimischen Hölzern gewähren. Die vorzüglichsten Nadelholzarten sind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lärche, letztere im südlichen Deutschland heimisch, nun aber in ganz Deutschland angezogen. Unter Hochwaldwirthschaft wird jene Waldbehandlung verstanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlassen bleibt, das geschlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für diese Behandlung eignen sich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die besonders hochwüchsigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel gesteckt wird als an der natürlichen Wachsthumsperiode desselben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Äußerung der angestammten Reproductionskraft, daher durch den Ausschlag der Stauden bezweckt wird, so ergibt sich der Begriff von Niederwald. Für diese Wirthschaftsmethode eignen sich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausschlägt. Schlagwaldungen nennt man in die Niederwälder dann, wenn die Absicht des Forstwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei solchen Waldungen die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forstsprache, sie stehen auf 30- bis 40jährigem Umtriebe. Buschwald nennt man jene Waldungen, welche in sehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenschläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabsicht auf Gewinnung gerbstoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieser verschiedenen

Rindenwaldwirthschaftsmethoden die Natur der Holzarten, insbesondere dah
Größenverhältnisse, ihre Lebensdauer und die Ausschlagungsfähigkeit der
wesentlich entscheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verh
geboten, beide Wirthschaftsarten in Verbindung zu setzen, wo z. B. der
Umsatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung starken Bau- und
holzes unentbehrlich ist, entsteht der Mittelwald oder Compositionsbetrieb,
sonders in der franz. Forstsprache durch die Benennung, futaie sur taill
richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthschaft zu einer
Mittelwaldwirthschaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzp
aus dem Samen ersetzt werden müssen. Der Umtrieb der Hochwaldungen
sich nach der physikalischen, ökonomischen, oder mercantilen Haubarkeit, dah
der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbeda
Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit tritt bei einer und derselben
verschieden ein, nach der Verschiedenheit der Lage und des Klimas. Das
Klima beschleunigt, das strengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche z
durch den Grundsatz bestimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Übe
der Stämme der Verlust an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an
masse (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen Laubholzhochwäldern
Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung drei
des Besamungs- oder Dunkel-, des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsh
bewirkt. In Nadelholzwaldungen findet auch der kahle Abtrieb und die W
stellung der Schlagfläche durch Handsaat statt.

Alle jene Grundsätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen an
machen die Lehre der Forstbenutzung aus, und befassen sowol die Hau
die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern
Hauptziel ihrer Bewirthschaftung, unter diesen alles Dasjenige verstanden, w
den Nebenbestandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Ger
dem Holzsamen zur Gewinnung von Öl, zur Schweinemast ꝛc. eingeht; dann
Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenstände
z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbesserun
Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forstunkräut
Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag
Forstnebennutzungen, aber unrichtiger Weise, da die Jagd ein selbständiger
stand des Betriebes und Einkommens ist, und auch nicht ausschließlich in
dern ausgeübt wird. Ebenso wenig sind Waldbodenzinse Forstnebennutzung
jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsstand übergegangene Bestandth
Waldes aufgehört hat, Wald zu sein. Indem die Holzbedürfnisse eines V
sich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Ger
und zur Feuerung aussprechen, so muß die vorzügliche Rücksicht in der Fors
tzung dahin gehen, die verschiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und
Bestimmung jenes Holz zuzuweisen, was für dieselbe am besten sich eignet
was nur dazu, und nicht mit größerm Vortheile zu andern Verwendungen
geben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausscheidung der Holzsorten
finden, und der Forstwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem ver
nen Gebrauche auch um deßwillen noch vorbereiten, um dadurch den Transp
erleichtern, und den Transportaufwand zu vermindern, sowie selbst die zwe
ßigsten Transportmaßregeln zum Bereiche des forstwirthschaftlichen Wirkens
ren. Der Inbegriff aller hierauf abzielenden Grundsätze, mit Einschluß der K
nisse der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werk
und Anstalten begründet den Begriff der Forsttechnologie.

Nicht alle Waldungen sind in einem guten Zustande, sondern manche
weise holzleer. Diese nicht bestandenen Waldtheile (Blößen, Öden) wied

olz zu bestellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forstwirthes sein, worüber er ch die Lehre der Holzzucht oder des Holzbaues Anleitung erhält. Solche nstliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Cultu-n. Die Blößen entstanden meistens durch fehlerhafte Wirthschaft, gewinnsüchtige griffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähn-e Veranlassungen. Gegen solche nachtheilige Ereignisse Waldungen zu sichern, Gegenstand des Forstschutzes, womit die Staatsforstregierung jene Anord-ngen in Verbindung setzen muß, welche darauf abzwecken, den Forstschutz in der sübung zu unterstützen, durch zweckmäßige innere Anstalten zu erleichtern, auf rmeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederhol ng durch Be-afung der entdeckten Vergehen abzuschrecken. Diesen Theil des Forstwesens zu hen und zu regeln, übernimmt die Forstpolizei, deren Ausübung zum Theil n Forstbedienten, zum Theil aber auch eignen Forst- oder den allgemeinen Landes-ß- und Polizeibehörden überlassen ist. Eine eigne gesonderte Forstpolizeige-rkeit bleibt immer ein Mißstand in einer guten Forstverfassung und Quelle ches Übels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maschine der Forstverwaltung örig zusammen und in einander greifen, wenn Einheit und Übereinstimmung in n Geschäften dieselbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und subjectiven Forst-fassung vom Höchsten bis zum Niedersten Zusammenhang und Verbindung ist, n die wichtigen Zwecke des forstlichen Betriebes erreichbar, wozu besonders gehört, ß jeder Forstbediente die Pflichten und Befugnisse seines Amtes genau kenne, Rei-ungen unter den verschiedenen Dienstesclassen vermieden werden, jeder Forstbediente r seinem Dienstgrad und den Umfang seines Wirkens die nöthige Bildung habe, ß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür aus-chend gesorgt werde, daß die Besoldung dem Dienstgrade, den damit verbundenen ugen und dem Bildungsaufwande der Forstbedienten gehörig entspreche, und ch aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt sei, daß einerseits der localen Be-nisse der Forstdiener begegnet, und anderseits das Interesse der Forstverwaltung m hinreichende ausdehnende Besoldung gesichert werde. Die Forstdirection daher zweckmäßigere Forstgesetze der Staatsgesetzgebung vorschlagen, für Zeit-, ch- und ortsgemäße Instructionen der Forstbedienten sorgen, angemessene Be-ungssysteme und Etats entwerfen, und den forstlichen Schulunterricht und die tische Ausbildung der angehenden Forstwirthe leiten. Ein Zweig der Forstdi-en ist das Forstmaterialrechnungswesen, dessen Anordnung und Leitung von der stdirection ausgehen muß. Den administrirenden und ausübenden Forstwirthen rhebung und Verrechnung aufzutragen, ist, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. rende Beschränkung der Waldungsbezirke, ein sehr verwerfliches Verfahren. dann erhebt sich der Forstbetrieb zur möglichsten Vollkommenheit, wenn nicht die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, sondern zugleich für die Zukunft gt wird. Die Lehren von der Forstbenutzung und dem Holzanbau zeigen wol, Waldungen benutzt und verjüngt werden sollen; allein sie geben nicht die Regeln welchen Verhältnissen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden soll, sich gleichbleibende Nutzungen immer zu liefern. Dies ist Gegenstand der stitaration und Forsteinrichtung, deren Grundlage die Forstver-ssung, Aufnahme und Chartirung ist.

Die Forstwissenschaft entstand, als einerseits drohender Holzmangel den rungen die Wichtigkeit der Waldungen fühlbar machte, andrerseits aber die re Benutzung des Holzüberflusses eine neue Quelle des Staatseinkommens r. Welche Summen fließen nicht aus der Verwerthung dieser Naturschätze, B. aus den Waldungen des Oberrheins, des Spessarts, des Fichtelgebirges mehrer andern für den Vortheil der holländischen Marine- und Landbauten in Staatskassen! Denkende Forstwirthe fingen an, eigne und fremde Erfahrungen

zusammenzustellen, und in der Natur der Wälder das System der Wissenschaft e zusuchen. In Norddeutschland wurde zuerst der oft rohen Jagdherrschaft über Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Princi gestützten Forstwissenschaft gelegt. Sowol Lehrer auf Universitäten als im pre schen Dienste stehende einsichtsvolle Männer wirkten für diesen wichtigen Zweck Eifer und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Na eines Kramer, Gleditsch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt wer Dieser Letztere war der Erste, der den forstwissenschaftlichen Unterricht selbständig Ilsenburg im Stolberg-Wernigerode'schen ins Leben rief. Dann machte das F wesen in Preußen in Grundsatz und Ausübung rasche Fortschritte, und wäh Burgsdorf mit dem ersten vollständigen System der Forstwissenschaft die deu Literatur bereicherte, sorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung ki tiger Förster. Auch im südlichen Deutschland war man in der Ausbildung Forstwesens nicht unthätig, obgleich andre Localverhältnisse und Ansichten der gierungen dem schnellen Aufschwunge dieses Faches nicht so günstig waren, wie Norden unseres Vaterlandes; indessen wurden Lehrstühle der Forstwissenschaft Hochschulen, oder auch besondere Forstlehrinstitute errichtet, wie im Kurfürstenth Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau; Mühlenkamp, Dätzl, R ter, Jäger und Trunk machten sich mehr und weniger um die Forstwissenschaft v dient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieser Wissenschaft mit besonde Fleiße zu bearbeiten. Hennert z. B. schrieb über Forsttaxation mit Scharfsinn u Gründlichkeit. Die schnellsten und kräftigsten Fortschritte machte die Forstwis schaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an; besonders that Hartig v züglich viel für die Bildung der Forstleute. Er versah lange Zeit hindurch aus sei Lehranstalten zu Hundingen und Dillenburg einen großen Theil von Deutschl mit Forstwirthen. Auch durch einfache und für die untern Classen der Forstdi faßliche Lehrbücher erwarb sich Hartig eine gewisse Berühmtheit, die ihm im bleiben wird, wenn auch schon in späterer Zeit die Wissenschaft logisch strenger gründlicher behandelt wurde. Insbesondere zeichnete sich Hartig in Theorie Praxis des Taxationswesens aus. Von nun an folgten sich die Forstlehranste schnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erscheinungen waren; die L ratur fing an, von Überfluß zu strotzen, nicht immer durch Erweiterung des W mens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Besonders wurden die Hi wissenschaften der Forstkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechstein, k verdient um die Bildung junger Forstleute durch die Gründung der Forstlehran zu Waltershausen, gegenwärtig zu Dreißigacker, wird immer unter den Natu schern Deutschlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forstwissens hin richteten, eine der ersten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit hat zwa Zahl der deutschen Forstschulen abgenommen, allein die der Schriftsteller sich vermehrt. Unter denen des ersten Ranges glänzen die Namen eines Witzle Cotta (s. d.) und Hundeshagen; durch fleißige Bearbeitung einzelner Theile Forstwissenschaft haben sich Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, M Nebauer, Konig u. A. verdient, Einige jedoch, für die Wissenschaft gewinn Viel- und Breitschreiberei schuldig gemacht, sowie selbst aus zu weit getrieb Speculations-, Reformations- und Neuerungssucht die gehaltvollsten Schriftst sich in die Räume unpraktischer Vorschläge verirrten. Zu empfehlen sind ta's Werke; insbesondere St. Behlen's „Lehrbuch der Forst- und Jagdt geschichte" (Lpz. 1826); überhaupt: Bechstein's „Forst- u. Jagdwissensch. allen ihren Theilen" ꝛc., fortgef. von Laurop u. A. (1824, 8 Thle., m. Kupf.).

Fortdauer der Seele oder **Unsterblichkeit des Geiste** die Fortdauer unserer geistigen Persönlichkeit mit Bewußtsein und Willen. schreibt man auch dem Körper eine Art von Unsterblichkeit, aber nur insofer

die körperlichen Stoffe, welche ihre bisherige Daseinsform verlassen, unter
n Verhältnissen in der Natur fortwirken und in andre Körper übergehen (s. d.
Tod), nicht als ob derselbe Körper bliebe. Da nun der Leib unmittelbar nach
Tode in Verwesung übergeht, und damit als bestimmter organischer und mit
nsthätigkeit begabter Körper zu sein aufhört, so kann auch eine Auferste-
g des Leibes nicht als eigentliche Fortdauer desselben, sondern nur als eine
Schöpfung eines ähnlichen und zwar vollkommnern Körpers gedacht werden.
Fortdauer nach dem Tode oder die Unsterblichkeit der Seele hat man auf ver-
ene Art zu beweisen gesucht; besonders hat man sie in neuern Zeiten aus der
aterialität der Seele gefolgert. Allein diese Immaterialität läßt sich selbst
treng erweisen; und wenn auch, so würde daraus folgen, daß die Seele nicht
t der Leib durch Verwesung zerstört werden könnte, nicht aber, daß sie auch
nem Bewußtsein ihrer selbst fortfahre zu sein und zu wirken. Denn es bliebe
t möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtlosen Zustand über-
, ähnlich demjenigen, worin sie sich während eines tiefen Schlafs oder einer
n Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, sondern nicht
esser als Vernichtung. Gleichwol ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem
aufhören soll, als ein vernünftiges und freies Wesen thätig zu sein, so trostlos
man möchte sagen, empörend für die Menschheit, daß ihn die Weisesten und
n von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völ-
e Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen wesentlichen Bestandtheil
eligiösen Überzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit
her als religiöser Glaube zu betrachten. Es ist nämlich eine unabweisliche Fo-
ng der Vernunft an den Menschen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehen-
Vervollkommnung strebe. Diese Foderung kann und darf der Mensch nicht
hen, wenn er nicht auf seine ganze Würde als ein vernünftiges und freies We-
Verzicht leisten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige
uer seines bessern Seibst, als die unumgänglich nothwendige Bedingung
unendlichen Fortschritts im Guten, stattfinden werde, wenn ihm auch die
lichkeit einer solchen Fortdauer ein eben so unauflösliches Räthsel ist. Der
be an die Unsterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glau-
n die Gottheit, und Niemand kann mit fester Zuversicht an Gott glauben,
zugleich an seine Freiheit und Unsterblichkeit zu glauben. Es befindet sich da-
er Glaube an Unsterblichkeit auch in den Religionen der gebildetsten Völker
Zeit, nur wird die Idee der Fortdauer von den verschiedenen Völkern mannig-
modificirt. Am meisten aber ist sie abhängig von der Ansicht, welche man
er Seele und ihrem Verhältnisse zum Körper hat. Nur der roheste Materia-
s ist dieser Vorstellung unfähig. Sobald man aber anfängt, das eigenthüm-
Wirken der Seele wahrzunehmen, und seinen Blick von der sinnlichen Gegen-
abzuwenden, sobald entsteht auch der Gedanke an die Fortdauer, und wird
die Regungen der Hoffnung und Furcht, sowie durch mannigfaltige noch un-
bare Erscheinungen der Natur, ja selbst durch Täuschungen unterstützt. Frü-
her wird die Fortdauer als eine Fortdauer mit dem Körper, ohne Vorstellung
von diesem Leben verschiedenen Zustandes gedacht (vielleicht darum suchte
zuerst die Körper der Todten unverwest zu erhalten), später mit einem an-
neuverliehenen Körper. Oder die Seele wird wie ein feinerer Körper vorgestellt,
ders als Luftwesen (daher die Benennungen des Geistes in den ältern Spra-
durch Hauch und Luft), oder als ein Schatten, der getrennt vom Körper nach
Tode lebe. In diesem Falle ist auch das Leben nach dem Tode, wie nach der
hologie der Griechen, nur ein Schatten von dem gegenwärtigen. Aber dies ist
spätere Vorstellung und setzt eine Herrschaft der Sinnlichkeit voraus. Indem
aber das Leben der Seele verbunden mit dem vorigen oder einem neuen, wenn

auch ätherischen Körper dachte, war man genöthigt, dasselbe in einen bestimm von diesem Leben geschiedenen Raum zu versetzen. Das Unsichtbare aber wir nächst als unterirdisch vorgestellt. Daher der Glaube an eine Unterwelt (i oder ein Todtenreich), mit dem Glauben an die Fortdauer in der engsten bindung steht. Indem die Phantasie nun den Wechsel der Zustände auch a andees Leben überträgt, und ein ununterbrochenes Foetbilden der Natur in ver denen Foemen, was auch der Erhaltung des todten Körpers widerstrebte, ob Fortschreiten des Geistes auf verschiedenen Stufen annimmt, entwickelt s Lehre von einer Metensomatose oder Metempsychose. (Vgl. Seelenwa rung.) Ferner hängt mit dem Glauben an eine Unterwelt wiederum der Glau Erscheinungen (Gespenster), Todtenbeschwörungen und Einwirkung der Verst nen auf die Lebenden zusammen, die sich in spätern Zeiten bei den Völkern entwi Nach den Bedürfnissen und der Bildung gestaltete man sich den Zustand nach Tode früher auf eine sinnlichere Art und zwar so, daß Das, was man hienied Vorzug und Verdienst hielt, auch dort als Solches sich geltend machen sollte, Alles, was als Schwäche und Unvollkommenheit verachtet wurde, auch jenseits unvollkommenen Zustand bewirkte. Natürlich war es ferner, daß die Fort nach dem Tode mit dem Leben auf dieser Erde in Verbindung gebracht wurde, so trat der Zustand nach dem Tode in Beziehung auf Das, was man für Be mung des Menschen hielt, mit dem Begriffe der Vergeltung, welcher moralis Ursprunges ist, in Verbindung. Daraus entwickelten sich die Vorstellungen Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und von besondern Arten für die (Hölle und Himmel), welche die Phantasie der Völker mannigfaltig ausschmi Erst unter Voraussetzung der Vorstellung von einem vergeltenden Zustande s sich die Lehre von einer Auferstehung (oder Wiederbelebung der Grundstoffe menschlichen Körpers entwickelt zu haben. Mit dieser und mit der Seelenw rung scheint die Lehre von einem dem Seelenschlafe entgegengesetzten Reinigun stande (purgatorium) zusammenzuhängen, sowie die Annahme eines Gerichts dem Tode in der Unterwelt (wie das des Osiris, der drei Richter in der griechi Mythologie), oder eines Gerichts am Ende der Welt oder einer Wiederkehr i Oberwelt. So war die Unsterblichkeit theils beschränkter und roher, theils u sender und geistiger. Spuren von dem Glauben an die Fortdauer des Gei nach dem Tode liegen schon in der frühen religiösen Verehrung verstorbener P nen. Der reinere Glaube an die Unsterblichkeit ist erst durch die christliche Re herrschend geworden. Dieser christliche Glaube an die Unsterblichkeit zeichn aus theils durch die Zuversicht und Gewißheit, mit welcher er sich ausspricht, durch die Beziehung auf das Religiöse und Sittliche im Menschen. Nur der und wesentlichere Theil des Menschen soll nach ihm leben. Wir wandern nach aus diesem Vorbereitungsleben in ein andres, wir lassen an der Schwelle des die Hülle, aber nehmen das tröstende oder quälende Bewußtsein unserer Handlungen mit hinüber zu Segen oder Strafe. Man hat über diese für menschliche Herz so anziehenden Gegenstände zwei sehr lesenswerthe Schrifte Sintenis: „Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode", und „Pisteven, über das Dasein Gottes" (auch als Anhang zum „Elpizon" betrachtet).

Fortepiano, s. Pianoforte.

Fortification, Befestigungskunst, s. Kriegsbaukun

Fortinguerra (Niccolo), geb. zu Pistoja 1674, Prälat an dem Papst Clemens XI., einer der besten italienischen Dichter aus der ersten Hälf 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioste's, Berni's und Tas glücklich zu vereinigen wußte. In seinem nach einem Paladin Karls d. Gr. ge ten epischen Gedichte: „Richardet" („Ricciardetto") wollte er zeigen, daß nachahmlich sei. Den ersten Gesang desselben soll er in einer Nacht angef

) beendigt haben. Auf das Verlangen ſ. Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So
hs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſ. Tode dru-
zu laſſen; auch nannte er ſich als Verf. Carteromaco, unter welchem Namen
s Gedicht nach ſ. Tode (d. 17. Febr. 1735) erſchien (1738, 2 Bde., 4., und
rmals deutſch, Leipz. 1782, und 8 Geſ. in Ottaven von Heiſe, Berl. 1810).
Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Ge-
hte ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Karls des Großen Tode
Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen;
uationsſchilderung war ihm Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er
Luſt und Laune ab und knüpft ſie ebenſo willkürlich wieder an, wie Arioſt.
ſeine Darſtellung iſt komiſcher als die des Arioſt, und ſatyriſcher als in Ber-
und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums
ch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſchein-
der Grund, warum F. mit ſ. Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben
e Gedichte und Sonette ſind in verſchiedenen Sammlungen italieniſcher Dichter
nden.

Fortuna, bei den Griechen **Tyche**, die Lenkerin der guten und böſen
ickſale. Nach Heſiod eine Tochter des Oceanus, nach Pindar eine Schweſter
Parzen. Sie hatte zu Korinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien
rde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühm-
Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel
agte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Fer-
in Präneſte, daher ſie auch **Dea Praenestina** genannt wurde. Auch in Rom
te ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie gewöhnlich mit einem doppelten Steuer-
der abgebildet; mit dem einen regierte ſie den Nachen des gnten, mit dem andern
des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen,
e Drehſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder
nd. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen
ft man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten
el, eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf
Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Ober-
auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der
n Hand ein auf ihrem Schoße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt
bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft
ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die
Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palati-
en Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel
ntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum, bei den Römern, überhaupt jeder offene Platz, wo Markt und
icht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich
Spaziergange diente, und wegen ſeiner Größe **Forum magnum** hieß. Bei der
hmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten
zu Märkten; die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große
iſche Forum, welches ſüdl. vom palatiniſchen und nordweſtl. vom capitoliniſchen
ge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen **Forum** erhielt, hatte ſchon
mulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt. Tarquinius Priscus ließ
herum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich gegen jede Witterung ſchützen
nte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor
chtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden,
h. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die
Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil
ſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Sta-

tuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieser ehemals mit den schönsten Pal und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochsenplatz), und ist fast w aber mit unzähligen Ruinen seiner ehemaligen Herrlichkeit besäet. — In un Gerichtssprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsstelle, vor welcher str Rechtssachen entschieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Geri stand und die Gerichtsbarkeit; daher: forum competens, das befugte Ger wohin die Rechtssache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unb tes Gericht. Forum contractus ist der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertra schlossen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo Verbrechen begangen ward; forum domicilii und forum habitationis (s. Do cilium); forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; fo originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof Orts, wo die streitigen Gegenstände liegen; forum privilegiatum, ein Geri hof, unter welchem Jemand seines Amts oder seiner Person wegen steht. So h z. B. Geistliche ein forum privilegiatum, insofern sie nicht unter der allgem Gerichtsbarkeit, sondern unter dem Consistorium stehen; desgleichen Stude als unter dem akademischen Gerichte stehend.

Foscolo (Ugo), italienischer Dichter und Schriftsteller, geb. auf der I Zante gegen 1772. Er trat zu Venedig, ungefähr ein Jahr vor dem Fall di Republik, als dramatischer Dichter mit seinem „Thyestes" auf, bei dem ihm Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muster gedient hatt Gegen den Beifall, den dieses Werk erhielt, trat er selbst mit einer strengen K hervor. Als Bonaparte die alte Verfassung Venedigs stürzte, und eine Demok einführte, zeigte sich Foscolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundsä seine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehm wurde durch die Abtretung Venedigs an Östreich vereitelt. Seinen Geist zu schäftigen, schrieb er einen, durch glühende Leidenschaft ausgezeichneten Roman ter dem Titel: „Ultime lettere di Jacopo Ortis" (Mailand 1802). Man kennt darin eine Nachahmung des „Werther"; indeß sind es wol hauptsächlich die Werke eingewebten politischen Beziehungen, und ein gewisser trüber Patriotis wodurch es die Italiener so allgemein ansprach. Dabei verdient es von Seiten Sprache großes Lob. F. begab sich nach Mailand, wo ein Freund, General M ihm eine militairische Anstellung verschaffte. Hier schrieb er 1803, in der F eines Commentars über das von Catull übersetzte Gedicht des Kallimachus auf Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verschiedene Gelehrte. Als d franz. Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte F. diese Gelegen Paris zu besuchen. Nach s. Rückkehr ließ er 1807 das kleine Gedicht „Dei polcri" drucken, worin er die Mailänder übel behandelt. Die Kritik dagegen delte mit Recht seine Verse als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, schloß er, eine andre Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und ausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandschriften, ein verdienstli Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunst, und eine zu große Ke im Ausfüllen der in den Handschriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit M dessen Freund und Vertheidiger F. gewesen, zerfiel er dadurch, daß er als jener Übersetzung der „Ilias" herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ü setzung der ersten Gesänge des Gedichts hervortrat, und sie zugleich mit Abhand gen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß e selbe Absicht mit s. beiden Tragödien „Ricciarda" und „Ajace" hatte. Die gierung aber, die hier noch andre Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mai zu verlassen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, sandte sein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bei

rönung Napoleons. Mit großem Eifer sprach er damals für die Unabhän- t Italiens, und machte sich, als Murat seinen Kriegszug unternahm, den Öst- rn so verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlassen. Er ging nach chweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Fossile Knochen, s. Urwelt.

Fossilien, 1) synon. mit Mineralien; 2) mit Versteinerungen .

Fothergill (John), englischer Arzt, S. eines Brauers, geb. am 8. März zu Carrend bei Richmond in der Grafsch. York, und erzogen in einer Erziehungs- t der Quäker zu Richmond, bekannte sich sein ganzes Leben hindurch zu dieser . Er studirte Medicin zu Edinburg, ward an dem St.-Thomashospital in angestellt, machte dann 1740 eine gelehrte Reise durch Holland, Deutsch- und Frankreich, und ließ sich in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der mteste der damaligen Ärzte, eine ausgebreitete Praxis trieb. Seine Geschick- it und sein Fleiß, sowie seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fort- nd große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 ittige Bräune in London epidemisch wurde, befolgte F. in der Behandlung en eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralsäuren, und brachte Kranken fast alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift: „Über die Natur Behandlung der Brandbräune" heraus, die in verschiedene Sprachen übersetzt e. Noch beschäftigte sich F. eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 ptan ein großes Stück Feld, und legte da einen botanischen Garten an. Durch ellen Künstler in London ließ er die Pflanzen s. Gartens abzeichnen; nach s. kamen 1200 solcher Zeichnungen in das kais. Cabinet zu Petersburg. Sein gisches und mineralogisches Cabinet gehörte zu den vorzüglichsten in England. richtete auf s. Kosten eine große Erziehungsanstalt für arme Quäkerkinder. Zu ebensentwürfen gehörte die Abschaffung des Negerhandels. Er starb am 16. . 1780. Nach s. Tode gab Elliot eine vollst. Sammlung s. medicin. und phi- h. Werke, mit s. Lebensbeschreibung (Lond. 1781) heraus (deutsch, Altenb. 5, 2 Bde.).

Fötus heißt der thierische Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung rechende Gestalt aus ihm sich entwickelt hat. Nach den verschiedenen Thier- ngen geschieht dies zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder eintritt. Bei Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen n, muß dies früher geschehen als bei den Katzen, Hunden u. s. w. Beim chen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im sechsten und ten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterschei- dieser Begriffe wird es jedoch nicht so genau genommen; einmal ist der Be- Embryo, ein andres Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fö- ann erst, wenn er zur Welt gekommen ist. Frucht scheint der passendste Name n.

Fouché (Joseph), Herzog von Otranto. Wenn die Geschichte überhaupt nkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder spätern be- len und würdigen darf, sondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der sie , so gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, dessen Jahr- r noch nicht geschlossen sind. Fouché gehört ganz dem Zeitalter der franz. Re- ion an. Die innere Nothwendigkeit dieser großen Begebenheit und der Art Entwickelung hat die Geschichtsforschung insoweit wenigstens erklärt, daß man ht, der Maßstab der Geschichte für diese Begebenheit darf nicht derselbe sein, welchem sie ein Volk und Menschen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in er die moralisch-politische Entwickelung der gesellschaftlichen Ordnung gesetzlich chreitet. F. darf daher so wenig als das franz. Volk, dessen böser Genius

auch über ihn walten mußte, nach britischen oder deutschen Ansichten, noch dem Zustande der Dinge im J. 1817 oder 1788, betrachtet werden; am allnigsten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieser Revolution, eigne Aussagen eben darum verdächtig sind, weil sie selbst den wilden Charakt Leidenschaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in sich trug; Charakter, der mit der moralisch-politischen Ordnung der Gesellschaft zugleich Wahrheitssinn der öffentlichen Meinung zerstörte. Nur über einen Theil s. lichen Lebens, den spätern, seit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu ge anfing, hat er sich zu rechtfertigen versucht, und hier müssen selbst seine Feinde hen, daß er viel Böses gehindert, und Napoleon bei mehr als einem wichtigen mit furchtloser Festigkeit sich entgegengestellt hat. Joseph Fouché, geb. zu N den 29. Mai 1763, vom 9. J. an daselbst von den Vätern des Oratoriums gen, sollte, wie sein Vater, Schiffscapitain werden. Allein er war für das S ben nicht stark genug, daher setzte er seine Studien in Paris fort. Hierauf hi Vorlesungen über Metaphysik, Physik und Mathematik in der Akademie zu J zu Arras und zu Vendome. Er war nie Priester, heirathete noch vor der Re tion, und lebte dann zu Nantes als Advocat. Hier wählte ihn 1792 das D der untern Loire zum Mitgl. des Nationalconvents. Am 20. Sept. 1792 (m nachdem die Republik schon errichtet war) trat F. zum ersten Male im pariser J binerclubb auf. Im Convent stimmte er für den Tod des Königs, und gegen Appellation an das Volk. Er wirkte besonders im Ausschuß des öffentlichen U richts, und stand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendu nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, 1793 anzunehmen, war e gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckenssystems zu führen; d erklärte er sich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchische M kür und Plünderung. Bei seiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 17 zum Präsidenten des Jakobinerclubbs erwählt, bald aber von Robespierre, g dessen Tyrannei er sich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, vergleiche sich mit den Aristokraten. Man stieß ihn daher aus dem Clubb. R Robespierre's Sturz schien F. auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei gefahrvollen Lage der Republik sprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln Schreckenssystems; daher verlangten Tallien und die Thermidorianer am 2. A 1795 seine Verhaftung. Als nun auch heftige Flugschriften, wie: „Die Anf der Bretagner"; „Der Racheruf der Lyoner"; „Die Annahme des Terrorismus „Der enthüllte Fouché" u. a. m., sowie die Einwohner von Gannat im Allierd und die Behörden im Nièvredepart. seine Bestrafung foderten, beschloß der C vent, auf den Antrag der Repräsentanten Lesage, Boissy d'Anglas u. A., am Aug. F.'s Verhaftnehmung und Ausstoßung aus dem Convent als Terrorist. 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amnestie, s Freiheit wieder, und lebte dann 2 Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fru dor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten siegte, ernan ihn das Directorium im Sept. 1798 zum Botschafter bei der cisalpinischen publik. Der Oberbefehlshaber der italienischen Armee, Gen. Joubert, war Freund; als sich aber F. mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. bunden hatte, rief ihn das Directorium von seinem Posten ab. Er kehrte im fang 1799 nach Paris zurück. Die Mitglieder des damaligen Directoriums w den bald nachher durch Sièyes, Ducos, Gohier und Moulins ersetzt, welche Fo zum Polizeiminister der Republik ernannten. Als solcher entwickelte er seltene lente, mit Kühnheit, Festigkeit und außerordentlicher Thätigkeit gepaart. M der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Volksgesellschaften w er von dem Clubb du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegri Allein er ging auf seiner Bahn entschlossen fort, und hielt alle Parteien im Zau

Bonaparte's Rückkehr aus Ägypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Consu-
rung am 18. Brumaire. Er ward deßwegen als Polizeiminister bestätigt.
rtei Beauharnais und Josephine, welche mit Lucian gespannt war, schloß
ihn an. Er entdeckte den Briefwechsel einiger königl. Agenten, und machte
annt. Er vereitelte die Verschwörung Arena's, Cerrachi's und Topine Le-
und zog die Urheber der Höllenmaschine vor Gericht. Doch war er weniger
zu gewaltsamen Maßregeln, und bewirkte das Meiste durch Kundschafter,
ung und Verführung. Indem er viele Royalisten vor Bonaparte's Rache
diesen aber mit der Furcht vor Verschwörungen ängstigte, suchte er sich selbst
arteien nothwendig zu machen. Wie er über die Grundsätze seiner Amts-
dachte, sieht man aus den Umschreiben, die er erließ. Allein Napoleon
mit nicht einverstanden, sondern errichtete eine besondere, geheime Polizei.
in Ungnade, und wurde den 15. Sept. 1802 in den Senat versetzt. Er
1 Monate von Geschäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf
und Josephs Rath, die Polizei mit der Justiz, unter dem Großrichter Reg-
Doch die Gährung, welche über die kais. Polizeimaßregeln, besonders zur
Processes von Moreau, entstanden war, nöthigte den Kaiser, F. im Juli
wieder an die Spitze des Polizeiministeriums zu stellen. Savary blieb jedoch
n Napoleons besonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängnisse des Tem-
ter seiner Verwaltung. Darum wurde ihm die angebliche Ermordung des
pitains Wright (s. d.) Schuld gegeben; allein dieses Gerücht ist hinläng-
legt. Jener Staatsgefangene hatte sich selbst am 27. Oct. 1805 mit
Rasirmesser die Kehle abgeschnitten. Während Bonaparte durch seinen Er-
sgeist im Auslande beschäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern.
ms suchte er die Thätigkeit des Kaisers auf die innere Verwaltung hinzulen-
nd ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809
Donau mit Östreich Krieg führte, und die Engländer Walcheren besetzt hat-
n Fouché, der zugleich Minister des Innern, und in dems. J. zum Herzog
ranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte
Aufrufs: „Beweisen wir, daß Bonaparte's Gegenwart nicht nothwendig ist,
ere Feinde zurückzuschlagen", bewirkten seine abermalige Ungnade. Doch
r im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, sollte aber dem Kaiser
Briefschaften zustellen. Da er dies standhaft verweigerte, so ward er in seine
tie Aix verwiesen. Doch rief ihn Bonaparte bald zurück; allein der Herzog
nicht mit den Ansichten des Kaisers übereinstimmen, und ging auf seine Gü-
In der Folge berief ihn Bonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli
um Statthalter von Illyrien; der Krieg nöthigte ihn aber bald, nach Frank-
rückzugehen; Napoleon schickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam
nach Paris zurück, als jener abgedankt hatte. Er schlug dem Exkaiser vor,
ch Elba, nach Amerika zu gehen. Ebenso vernünftig waren die Vorschläge,
en Ministern Ludwigs **XVIII.** mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, so
die Katastrophe im März 1815 wahrscheinlich nicht stattgefunden haben.
Herzog sah, daß neue Leidenschaften an die Stelle der alten getreten waren,
g er aufs Land. Unzufriedene suchten vergebens, ihn in ihre Verbindung zu
Sein Brief, den er von seinem Schlosse Ferrières bei Paris, den 25. Sept.
an ein Mitglied des Congresses zu Wien schrieb, enthält gewissermaßen sein
hes Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Bonaparte's sollte der Herzog
ranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzessin von Vaudemont gesagt
qu'il était trop tard pour qu'il pût servir la cause du roi, verhaftet wer-
llein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Bonaparte berief ihn sofort
; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiministerium an, als auf
Versicherung, daß Östreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim

leſener Krieger zuführte. Im Laufe des Krieges, wo er als Lieutenant, dann Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburg. Cüraſſierregiments ſt und wo er mehre Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeuten Schlachten bei, und als er nach der Schlacht bei Kulm in Böhmen krank ge hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf zukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, den Ab zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakte dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin überſetzte Cervantes's „Numancia", und dichtete Einiges im Geiſte der ſpani Poeſie. Er bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfang haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Fe der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereinigt findet. In dieſelbe Zeit fa der Roman „Alwin", 2 Thle., die „Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſch Herzogin aus Bretagne" und einige Schauſpiele. Indeſſen ſchien ihn doch der Geiſ nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftv Geiſt athmet vor Allem das dramat. Gedicht: „Sigurd, der Schlangentödter" (B 1809, 4.), mit dem er zuerſt unter ſ. wahren Namen auftrat. Ferner geh hierher die vaterländiſchen Schauſpiele: „Alboin, der Longobardenkönig", „Eginhard und Emma"; vorzüglich aber „Der Zauberring" (Nürnb. 181 Thle.), in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmolzen iſt. Erwäh verdient noch unter Fouqué's zum Theil vortrefflichen kleinen Erzählungen zarte, ſinnvolle Märchen „Undine", vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Ph taſie. Viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eignen, „Die Muſen" „Die Jahreszeiten", der „Almanach der Sagen und Legenden" und das „Frauen ſchenbuch" enthalten von ihm Beiträge. Sein romantiſches Heldengedicht „ rona" erſchien 1814, und das geſchichtliche Epos: „Bertrand du Guesclin" 18 Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galan die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind. Nur iſt zu bedauern, daß dieſer reic gabte Geiſt in der letzten Zeit in eine manierirte Vielſchreiberei gerathen iſt, we verbunden mit gewiſſen politiſchen Ideen von feudaliſtiſchem Ariſtokratismus, große Zahl ſ. neueſten Romane und Schauſpiele ſelbſt für ſeine Verehrer ungen bar macht. — Auch ſeine Gattin, Karoline, Baronin de la Motte Fouqué, als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehre Romane von ihr, z. B. „Rede „Die Frau des Falkenſtein", „Fedore", ihre Erzählungen, ihre Briefe Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſowie ihre eigenthümliche Überſicht griechiſchen Mythologie, nach den neueſten Forſchungen, ſind mit Achtung für Talent dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Ihre neueſten Romane ſcheinen Walt. Scott zum Muſter geſetzt zu haben; aber ſie theilen das Schickſal der letz Werke ihres Gemahls; die Gunſt des Publicums hat ſich von ihnen abgewendet.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin), ein Ungeheuer, das franz. Revolut. erzeugte. F. geb. 1747 zu Herouelle bei St.-Quentin, war P cureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verk ſen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstrib nal (ſ. d.) erregte er durch ſeine Begierde zum Verurtheilen die Aufmerkſam Robespierre's, der ihm daher das Amt eines öffentlichen Anklägers bei dieſem richte ertheilte. Nun häuften ſich die Opfer, und das Blutgerüſt empfing Unterlaß Jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche au allgemeine Achtung hatte. F. entwarf die ſchändliche Anklageacte gegen die K gin. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt Blut immer heftiger wurde. Nachdem er ſelbſt auf die Hinrichtung Robespier und aller Mitgl. des Revolutionstribunals am 9. Thermidor 1794 angek

, traf ihn endlich am 14. Thermidor (1. Aug. 1794) Absetzung und Verhaf-
. Verurtheilt den 7. Mai 1795, starb er unter der Guillotine feig und nieder-
ig, wie er gelebt hatte.

Fourcroy (Antoine François), einer der der ersten neuen Chemiker, geb. 15. Jun. 1755 zu Paris, wo sein Vater Apotheker war, besuchte vom 9. bis 14. Jahre das Collegium Harrourt. Musik und Dichtkunst zogen ihn an; dichte für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, selbst Schauspieler zu n. Allein die ungünstige Aufnahme, welche einer seiner Freunde auf dem er fand, schreckte ihn ab. Endlich bestimmte ihn Vicq d'Azir, mit dem er in vertrautesten Umgang lebte, Medicin zu studiren. Der junge F. widmete sich m Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeschichte. 1777 ine Übers. von Ramazzini's Werk „Sur les maladies des artisans" mit Anmerk. heraus. 1780 ward er Dr. der Medicin und Präses der Facultät. ngen über die Chemie vermehrten seinen Ruf. Eine glänzende Einbildungs-, ein leichter und ebenso edler als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zu-hörer bei. Nach dem Tode Macquer's, 1784, erhielt er in dem königl. Pflan-ten den Lehrstuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitgl. der k. der Wissensch. in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section hemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Gestalt gewann, die franz. Chemiker, deren Werk diese Umgestaltung war, zugleich auf eine richtigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte n 1787 der Welt vor Augen, und gab mehre Schriften über Medicin, Na-chichte und Chemie heraus, unter denen wir s. fast in alle lebende europäischen en übersetzte „Philosophie chimique" (Paris 1792, 3. A. 1806, deutsch der 2. Ausg., Leipz. 1796), und s. „Leçons élément. d'histoire naturelle himie" (Paris 1798, 4. Aufl., 6 Bde., deutsch, nach der frühern Ausg. v. bis 1789) auszeichnen. Auch gab er mit Lavoisier u. A. die „Annales de (18 Bde., 1789—94) heraus. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Gesetzentwurf Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald dar-ward er bei den Jakobinern wegen seines Stillschweigens im Convent angege-und entging der Ächtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robes-dauerte, war F. einzig in der Comité des öffentl. Unterrichts und in der ion des armes mit Arbeiten beschäftigt, die sich auf den Krieg und die Wis-chaften bezogen. Nach dem 9. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrts-ss berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organi-die Centralschule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechnische entstand; er gründete die drei Specialschulen der Medicin, und wirkte bei richtung der Normalschulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs ein Amt als Professor, und schrieb s. „Système des connaissances chimi-(Paris 1801: 6 Bde. in 4. oder 11 Bde in 8., deutsch durch Vieth und mann, Braunschw. 1801): das schönste Denkmal der franz. Chemie. Nach 18. Brumaire wurde er Staatsrath, und entwarf einen Plan für den öffent-Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, 1802 und einen Theil der Depart. zu durchreisen und die Organisation der Lyceen zu be-gen. Bei Errichtung der kais. Universität wurde er zwar ebenfalls mit sei-Amtsbrüdern gehört, erhielt aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines ers an derselben: eine Zurücksetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward in-Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinstituts ernannt. d den 16. Dec. 1809.

Fox (George), s. Quäker.

Fox (Charles James), dieser in den Annalen Großbritanniens unst Staatsmann, geb. d. 24. Jan. 1748, der zweite Sohn des Lord Holland, u kel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelseahospital gegründet hatte, wo s. Vater völlig zwanglos erzogen und dabei gewöhnt, seine Meinungen über l genstände der Unterhaltung zu sagen, was nicht nur zur Schärfung seiner U kraft, sondern auch zur Ausbildung des Rednertalents beitrug, durch welche der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge F. die Depeschen s. Vaters, eine Zeitlang Staatssecretair war, und sekt oft treffende Bemerkungen darü macht haben. Einst warf er den Aufsatz einer Staatsschrift von s. Vater, Worten, sie sei zu schwach, ins Feuer. Er besuchte die Schulen von Weſt und Eton, wo er, dreizehn Jahr alt, mit den geübtesten Schülern in latei Versen wetteiferte. Er schrieb das Griechische, und sprach das Französische läufiger als seine Muttersprache. Doch zeigte er schon in Eton Hang zur Verf dung, und beging, durch die Freigebigkeit s. Vaters noch mehr dazu veranlaß Ausschweifungen. Auf der Universität Oxford erregten seine Kenntnisse um s Bewunderung, als er seine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerstreuun widmen schien. Dann unternahm er eine Reise durch die Hauptländer Eu und obgleich er sich allen Genüssen hingab, zu denen die reizenden Gegenden de dens die Briten im Taumel der Jugend locken, so erwarb er sich doch eine u sende Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit, der Sitten, Künste, Gese Regierungsformen der verschiedenen Länder, welche er sah. Im 20. J. d den sein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Sta rückgekommen war, als Repräsentant des Fleckens Midhurst in das Parlame Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer ges sten Vertheidiger fand. Aber während er mit Kraft und Einsicht in die öffe Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine genaue Verbindung mit wuch Geldjuden. So theilte dieser außerordentliche Mann sein Leben zwischen d sten Geschäften und der wildesten Ausgelassenheit. Er war zugleich Com der Admiralität, und nachdem er diese Stelle 1772 niedergelegt hatte, Com der Schatzkammer; als er sich aber 1774 der Regierung widersetzte und mit d position verband, erhielt er seine Entlassung. Lord Holland war schon frü storben, und hatte s. Söhne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein tiges Landgut, mit einem nach dem Muster von Cicero's Villa Formia e Hause, hinterlassen. Überdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkam Irland. Alle diese bedeutenden Mittel waren in Kurzem erschöpft. Stat durch die auf ihn einstürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werde wickelte sich erst jetzt die ganze Stärke seines Geistes. Der eben beginnende mit den nordamerikanischen Colonien ergriff ihn so mächtig, daß er plötzlich andrer Mensch auftrat. Er gesellte sich zu Burke und andern trefflichen nern, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, la sprachen. Bald stand F. zum Erstaunen Aller, die ihn vorher kaum bemer ten, gehoben durch die Kraft seiner Talente und seiner Beredtsamkeit, an der der Opposition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in d hinüber als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, kühne Entschlossenheit des Mannes, der seiner Kraft sich bewußt ist. Verei Burke, bekämpfte er die Grundsätze North's; Beide widersetzten sich einem den sie ungerecht und unpolitisch nannten. Endlich mußten Lord North u Freunde (1782) ihre Ministerstellen aufgeben. Rockingham, Shelburne u wurden ihre Nachfolger. Als der Erstere starb, zog Fox, der mit Shelburn einverstanden war, sich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu

sucht. Shelburne schloß nun (1783) den Frieden zu Versailles, mußte aber bald
über mit seinen Freunden (Pitt u. A.) der unter dem Namen der Coalition ganz
erwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals so heftigen Gegner, Lord
rth und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erster Lord der
hatzkammer, und North und Fox die beiden Staatssecretaire. Während dieser zwei-
Administration brachte Fox die ostindische Bill ins Unterhaus, welche die Regie-
ng der ostindischen Gesellschaft in Ostindien fast ganz in die Hände des Ministeriums
gen sollte. Die von der britischen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-
der wurden nämlich so schlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig
ien. Fox und North boten einander die Hände, und die Bill ging im Unterhause
ch. Allein die mächtigen Interessenten der ostindischen Handelsgesellschaft woll-
ihre Direction des britisch-orientalischen Reichs nicht gern aufgeben, und vermit-
n, daß der König durch den Grafen Temple erklärte, er würde den für seinen
nd halten, der dafür stimmte. So wurde die Bill verworfen; aber sie hatte
Minister zugleich das Zutrauen seines Souverains geraubt, und führte seinen
rz herbei. Das ganze Ministerium wurde in den letzten Tagen des J. 1783
bschiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox bestritt nun unab-
g seinen großen Gegner, unbestechlich durch Geldsummen, Titel und Ehrenstel-
die der Minister für seine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt sei-
Gegners Überlegenheit. Da er den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow,
innen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es
, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem
leichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Mistriß Arm-
d, die er nachher als seine Gemahlin erkannte, machte er eine Reise nach Frank-
, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox
hten das Bestreben eines Volks, die Fesseln des Despotismus zu brechen. Als
dasselbe in ein Chaos beispielloser Verbrechen ausartete, änderten Beide ihre
chten. Auch trennte sich damals (12. Febr. 1791) Burke von Fox. Pitt
r Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schicksale zu überlassen. Als
erschütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es sich gefallen
, daß politischer Fanatismus ihn einen Jakobiner schalt, und der König ihn
der Liste der Geheimenräthe ausstrich. Hatte er auch Kraft, diese Kränkungen
Gleichmuth zu ertragen, so ward er es doch müde, die politischen Ansichten sei-
Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er hielt sich seit 1797 häufiger auf dem
e auf. In dieser Muße, die er den Wissenschaften widmete und der Dicht-
, welcher er stets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entstand in ihm der
sich, durch ein bedeutendes Werk seinen Charakter als Staatsmann zu recht-
en. Dem Vertheidiger altbritischer Freiheit lag die vaterländische Geschichte
nächsten. Welchen Abschnitt derselben hätte er aber zweckmäßiger wählen kön-
als jene Wendung der Dinge, durch welche die englische Nationalfreiheit wahr-
gegründet ward? jene Wendung, die nach den heillosen Zeiten der letzten
rt's den großen Oranier auf den britischen Thron brachte. Doch mußte er,
iese Revolution darzustellen, wie sie aus dem frühern Zustande des Reichs her-
ng, Karls II. und Jakobs II. schmachvolltraurige Zeit wenigstens im Allge-
n schildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und sein
Tod verhindert, seinem Werke in Umfang und Darstellung die Vollendung
en, die er demselben zu geben fähig war. So erschien nur ein Bruchstück:
istory of the early part of the reign of James the second; with an in-
ctory chapter" (Lond. 1808, übers. von D. W. Soltau, Hamb. 1810);
s ist groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Übrigen verloren haben,
glich da Fox die Parteilichkeit Hume's in diesem Theile der Geschichte aufdeckt.
lebner bekümmerte sich Fox, bei seiner natürlichen Begeisterung, wenig um

einen sorgfältig gewählten Ausdruck und um strenge logische Ordnung. Seine den sind, in 6 Bdn. gesammelt, in London erschienen. — Pitt verließ ein nachdem er 18 J. die größte Macht geübt hatte, seinen hohen Posten. Ad ton nahm dessen Stelle ein, und, unterstützt von Fox, schloß er mit Frankreich Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart ist dieser Friede!" rief Fox, zähliges Blut, unzählige Summen wären erspart, und der Friede ehrenvoll schlossen worden vor sechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet ihn einen noch viel herbern Frieden schließen müssen". Seine Warnung war umsonst Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte diese Maßregel eine charakteristische Falschheit, und das Betragen der Minister Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt sah den Ausgang seines Werks nicht; er starb, und — Fox trat als Staatssecretair an seine Stelle. Sein ehrenvoller Friede mit Frankreich war sein Ziel, und obgleich Preußens Politik feindseligen Maßregeln gegen dieses Reich nöthigte, so hatte er doch die ersten Leitungen zu einem allgemeinen Frieden getroffen. Allein mitten in seinem rastlosthätigen Wirken, nachdem er alle Hindernisse zu heben gesucht hatte, welche Verschiedenheit der Religion der Vereinigung des englischen und irländischen Interesse entgegenstellte, nachdem er das Parlament bewogen hatte, die Abschaffung des Sklavenhandels zu erklären, starb er an der Wassersucht am 13. Sept. 1806 in den Armen des Lords Holland, s. Neffen, und im Palaste des Herzogs von Devonshire, s. Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einst Burke sagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden". Seine Freunde errichteten ihm im Juni 1816 Fox's Bildsäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meisterstück von Westmorcott. Fox, in consularischer Tracht, hält mit ausgestrecktem Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet. Im 1. Bd. der „Zeitgenossen" (1816) befindet sich seine Biographie und Charakteristik, von F. Ch. A. Hasse.

Foy (Maximilian Sebastian), Generallieut. und Deput. in der franz. Kammer, einer der vorzüglichsten Redner der linken Seite, geb. zu Hamm den 3. Febr. 1775 und gebildet in der Kriegsschule la Fere, schloß sich 1791 den Freiwilligen, die an die Grenzen eilten. Seit 1792 diente er in der Artillerie bei der Nordarmee unter Dumouriez, hierauf unter Dampierre, Custine, Houchard, Jourdan und Pichegru. In der Schlacht von Jemappes erhielt er seine ersten Wunden. Robespierre ließ ihn der berüchtigte Joseph Lebon, Commissair des Convents, verhaften, weil er sich gegen ihn erklärt hatte; der 9. Thermidor rettete dem Capitain das Leben. Er machte hierauf bei der Rhein- und Moselarmee die Feldzüge von 1795, 1796 und 1797 mit, wo er sich vorzüglich beim zweiten Rheinübergange bei Diersheim auszeichnete und Moreau's persönlicher Freund wurde, daher ihn Bonaparte eine Zeitlang beinahe feindselig behandelte. Ende 1798 diente er in der Schweiz unter dem General Schauenburg, und 1799 bei der Donauarmee unter Massena, wo er zu dem Übergange über die Limmath viel beitrug. 1800 stand er als Generaladjutant bei dem Corps des Generals Moncey von der Rheinarmee, das durch die Schweiz nach Italien zog, und befehligte die Vorhut des Heeres von Italien im Feldzuge 1801, wo er beim Einrücken in Tirol den Feind bei Peri zurücktrieb. Als der Krieg mit England 1803 wieder ausbrach, befehligte er die schwimmenden Batterien, welche die Küste des Canals vertheidigten; hierauf die Artillerie des zweiten Armeecorps in dem Kriege mit Östreich 1805. 1807 sandte ihn Napoleon mit einem Hülfscorps von 1200 Artilleristen in die Türkei, um dem Sultan Selim gegen die Russen und Engländer beizustehen; allein nach der Revolution, wodurch Selim vom Thron stürzte, kehrte jene Schar nach Frankreich zurück; nur der Obrist Foy blieb daselbst, und half unter des franz. Botschafters, General Sé-

Leitung, die Vertheidigung Conſtantinopels und der Dardanellen organiſi-
welche ſo kräftig war, daß der engl. Admiral Duckworth, der mit ſeiner Flotte
ie Meerenge bis in die Nähe der Hauptſtadt vorgedrungen war, ſich mit
i zurückziehen mußte. Hierauf commandirte er als General Abtheilungen
eres von Portugal von 1808 bis 1812. Am 21. Jul. 1812 übernahm er,
rmont's Stelle, den Oberbefehl des bei Salamanca an dieſem Tage geſchla-
Heeres, das er an den Duero zurückführte. Nachdem Wellington die Bela-
s Schloſſes von Burgos (21. Oct. 1812) hatte aufheben müſſen, rückte er
Spitze des rechten Flügels der Armee von Portugal wieder vor, und bewirkte
rgang über den Duero bei Tordeſillas den 29. Oct. Nach Joſephs und
n's Niederlage bei Vittoria den 21. Juni 1813 ſammelte er bei Bergara
) M. und ſchlug den linken Flügel des ſpaniſchen Heeres zurück, vertheidigte
jeden Schritt Landes, ſodaß Graham nur nach einem ſehr mörderiſchen
e die Stellung bei Toloſa einnehmen konnte. Hierauf verſtärkte General Foy
itzung von St.-Sebaſtian, und zog ſich ohne Verluſt über die Bidaſſoa zu-
In dem Treffen bei Pampeluna und in dem bei Jean-Pied-de-Port befehligte
inken Flügel des Heeres; auch an allen übrigen Gefechten in den Pyrenäen
r Theil und verließ das Schlachtfeld erſt am 27. Febr. 1814, wegen einer
chen Wunde. 1814 und 1815 war er Generalinſpecteur der Infanterie
thligte eine Diviſion in dem Feldzuge 1815, wo er, das funfzehnte Mal, in
lacht bei Waterloo verwundet wurde. 1819 ward er zum Generalinſpecteur
fanterie in der 2. und 16. Militairdiviſion ernannt; auch wählte ihn das De-
r Aisne zum Deputirten. Seitdem hat er ſtets auf der linken Seite der
n den conſtitutionell-liberalen Charakter behauptet und große Rednertalente,
icht gemeine Kenntniſſe in jedem Zweige der politiſchen Ökonomie, ſowol
e bürgerliche als was die Heerverwaltung betrifft, gezeigt. Insbeſondere
das alte Wahlgeſetz, das Recrutirungsgeſetz und jede andre Bürgſchaft der
reiheit mit Geiſt und Feuer vertheidigt, auch gegen den Krieg in Spanien
mit ſachkundiger Beredtſamkeit ſich erklärt. Wie dieſer Mann, der als
entſchloſſenſten Krieger und Heerführer in den Schlachten von Hohenlin-
Ulm, Auſterlitz, Jena und Friedland, in Portugal und Spanien, in dem
digen Feldzuge von 1814, und zuletzt bei Ligny und Waterloo, mit Achtung
worden iſt, über das von einer Partei in Frankreich begünſtigte Syſtem der
erſtellung alter Privilegien gedacht, und wie ſcharf und beſtimmt, auch un-
tet, er öffentlich zu ſprechen gewußt hat, erſieht man aus einer Antwort auf
e eines Ultra in der Deputirtenkammer im Febr. 1821: „Qu'est ce que
e l'aristocratie ?“ — „Je vais vous le dire. L'aristocratie au dix-
ne siècle c'est la ligue, c'est la coalition de ceux, qui veulent con-
sans produire, vivre sans travailler, tout savoir sans rien avoir ap-
rahir tous les honneurs, sans les savoir mérités, occuper toutes les
sans être en état de les remplir“. Dieſer als Menſch und Bürger gleich-
Mann ſtarb zu Paris d. 28. Nov. 1825, an einer Herzpulsadergeſchwulſt.
3 Monaten ſtieg die zu einem Denkmale für ihn und zur Unterſtützung ſei-
terlaſſenen veranſtaltete Unterzeichnung auf mehr als 900,000 Franken.

racaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſ. Zeit, geb.
Verona. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der
ne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſ. Vater empfing er eine
Erziehung, und widmete ſich zu Padua den mathematiſchen, philoſophiſchen
ziniſchen Studien. 19 J. alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua.
hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu-
Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er durch die Herausgabe ſ. lat.
s „De Syphilitide“, ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte.

Von da kehrte er in sein Vaterland zurück und bezog ein Landhaus bei V
Den Kranken, die zu ihm strömten, ertheilte er Rath und Hülfe; zugleich b
tigte er sich mit Abfassung s. Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiace
zum ersten Arzt beim tridentinischen Concilium. Auf s. Rath ward dasselb
Bologna verlegt, indem er die 1547 in Trient herrschende Krankheit für eine
ckende erklärte. Er starb den 6. Aug. 1553. Seine Landsleute ehrten sein A
ken durch eine Marmorstatue; sein Freund Ramusio ließ ihm eine Statu
Bronze zu Padua errichten. F. hat in der Philosophie, Astronomie, Medic
Poesie geglänzt. Von s. Schriften ist die berühmteste, das oben genannte G
„Syphilitidis sive morbi gallici libri tres" (Verona 1530). Mehre K
haben es, hinsichtlich des Reichthums der Versification, des Adels der Gedanke
Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des
an die Seite gesetzt. S. sämmtl. Werke erschienen zuerst zu Venedig 155
sind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausg. des 17. Jahrh. sind die vollst
sten. Menken hat einen Commentar über F.'s Leben und Werke gesch
Lelpz. 1731.

Fracht, die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder
fer anvertrauet, um sie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je na
das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belastet ist, wird die L
ganze oder halbe Fracht genannt. Nimmt der Frachtfahrer eine neue Ladung f
Rückweg mit, so bezeichnet man dieselbe mit dem Namen Rückfracht. I
eigentlichen, aber sehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, en
durch Übereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung festgesetzten Fuhr
Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung. Der Frachtfahrer ertheil
der Einladung des ihm anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dies
hält, der Regel nach, 1) den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann di
ter eingeladen wurden; 2) den Namen des Fuhrmanns, und woher er ist;
Zahl der Güter, Packen, Kisten oder Fässer, welche ihm für seinen Fracht
oder sein Schiff übergeben wurden, nebst deren Zeichen, Nummern, Gewich
Beschaffenheit; 4) den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen St
bedungenen Lohn (falls nicht derselbe durch eine obrigkeitliche Taxe bestimm
wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldsorte er bezah
den soll; 5) die weitern besondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhr
z. B. in Ansehung der Zeit der Überlieferung u.s.w. Er wird von dem Versender
Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit seiner Namensunterschrift ve
und auf der Außenseite des Frachtbriefs die Aufschrift gesetzt, an wen die Gü
geliefert werden sollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüssen, wo ein
Schifffahrts- und Zollordnung eingeführt ist, außer seinen Frachtbriefen üb
einzelnen Güter (die man in der Handelsschifffahrtssprache Stückgüter heißt)
eines Manifestes, das aus den Frachtbriefen zusammengesetzt wird. Dasselb
gewöhnlich enthalten: 1) Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und
sen, der das Schiff führt; 2) Namen des Schiffes, dessen Tragbarkeit und F
3) Einladeort und Bestimmungsort der Waaren; 4) Nummern der Fracht
nach der Zahlenfolge; 5) Namen der Versender und Empfänger; 6) Zeich
Zahl der Colli oder Gebinde; 7) Benennung der Waaren; 8) Gewicht der
und 9) Unterschrift des Schiffers, mit Versicherung der Richtigkeit des In
Das Manifest dient zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebührenerhebung
Zollstellen der Flüsse, wobei aber doch dem Zollbeamten, bei obwaltendem Ver
stets die Befugniß bleibt, die Ladung selbst zu besichtigen und mit dem Manif
vergleichen. Haben die Schifffahrts- oder Zollbeamten die Gattung und
der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeste übereinstimmend geh
so attestiren sie dasselbe. Für dessen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jede

twortlich, er mag es selbst abgefaßt, oder sich fremder Hülfe dazu bedient ha-

Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schifffahrt zur See, versteht man Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil desselben, ine ganze Reise, oder beschränkte Zeit, tonnen- oder centnerweise, oder in ch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geschlossenen Vertrag, der schrift- erfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (besonders em mittelländischen Meere) Nolissement. Sowie der Schiffer auf Flüssen frachtbriefen und einem Manifeste versehen sein muß, so ist es Pflicht des Ca- s eines Seeschiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1) die Urkunde das Eigenthum des Schiffes; 2) aus welchem Hafen es ausgelaufen ist; 3) Verzeichniß der Mannschaft, die Connaissements oder Certaparteien; 4) Be- igung, daß das Schiff, und von wem gemiethet ist; 5) die Bescheinigungs- olle; 6) die Bescheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten , und 7) das paraphirte Register über Alles, was seine Geschäfte betrifft. Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der tain binnen einer bestimmten Frist sein Geschäftsregister visiren lassen, und sei- Bericht abstatten, über Zeit und Ort der Abreise, genommenen Weg, erlittene le, auf dem Schiffe etwa entstandene Unordnungen und alle Merkwürdigkei- r Reise. Läuft der Capitain in einen fremden Hafen ein, so hat er dieselben em gegen den Consul seiner Nation, der ihm die Zeit seiner Ankunft und Ab- nebst dem Zustande und der Natur seiner Ladung beglaubigt. — Fracht- er übernehmen folgende Verbindlichkeiten gegen die Absender der ihrem Ge- anvertraueten Ladungen. Sie müssen dieselben in dem Zustande, in welchem nen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu n, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt, oder durch einen innern n an den Gütern veranlaßt wurde. Sie sind verpflichtet, den Transport in- lb der festgesetzten Zeit zu vollenden, es sei denn, daß eine unwiderstehliche Ge- sie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwider- ter Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf voll- igen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkosten, in der bedungenen oder setzlich vorgeschriebenen Art; auch steht ihm bis zur Befriedigung seiner Fode- eine stillschweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat ist er chtet, alle in Hinsicht der Frachtfahrerei bestehende Verordnungen genau zu chten, und begründet ist im Gegensatze sein Recht auf Güte und Sicherheit Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beschädigung und erlegten - oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Gesetzen, Herkommen und Rechts- hen, welche die bei Gelegenheit des Transportes einer Ladung vorkommenden tsfälle entscheiden, heißt das Frachtfahrerrecht. Unter allen Gesetzbüchern er Zeit enthält der „Code Napoléon“ und das franz. Handelsgesetzbuch über n Rechtstheil die bestimmtesten und zweckmäßigsten Verfügungen. Das neueste beste Werk über das Frachtfahrerrecht hat 1820 D. Münter zu Hanover her- gegeben.

Frachtregulirung. Die Bestimmung des Frachtlohns geschieht ent- r durch eine vertragsmäßige Verabredung zwischen dem Frachtfahrer und Ver- r, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen Güter, und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. erstere Art ist die fast allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwa-

In den größern Handelsstädten wird selten eine besondere Verabredung hier- nöthig, da sich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfah- selbst regulirt, und dieser von den sogenannten Güterbestätern bekannt gemacht . Auf einigen der vorzüglichsten Flüsse Deutschlands, deren Handelsschifffahrt gelt und von Bedeutung ist, sind dagegen die Frachttaxen besonders in der Art

eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichsam vermittelnd
schen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einschreiten.
ist natürlich, daß der Waarenversender, er sei Eigenthümer oder Spediteur,
möglichst niedrigen, der Schiffer aber den möglichst hohen Frachtlohn wünscht,
daß die Schifffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei diesen entgegengesetzten Interes
und den hieraus entstehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der
ter am besten vorbeugen kann, wenn sie durch Bestimmung eines Mittelpreises
jeden der beiden Theile eine unparteiische Rücksicht nimmt. Am gründlichsten ist
Frage über die Regulirung der Wasserfrachten von den Handels- und Sc
fahrtsbehörden des Rheinstroms erörtert worden; und, sowie seit geraumer Zei
Rheinschifffahrtseinrichtungen Muster für die Schifffahrtsanstalten nicht bloß
Seitenströme, z. B. des Mains, Neckars, der Mosel u. s. w., sondern auch s
entfernter Hauptströme waren, so wurde auch das System der Frachtenregulirung
dem Rheinstrom bald als Vorbild für die Handelsschifffahrt andrer Staaten a
sehen. — Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxensystem n
als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrach
regulirung in einem großen Theile der Rheinuferstaaten herkömmlich. Gewöhn
wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zusammenkün
der Regenten der Rheinuferstaaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach w
läufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß
Kurfürsten von Mainz und Köln die Frachtpreise, jener für die mittelrheini
Stromstrecke, dieser für die Strecke von Köln nach Holland, regulirten. Die
ländische Regierung war dagegen im Besitz, die Preise für die Fahrt aus ihren
fen nach Holland zu bestimmen. Da aber diese Taxregulative nur für unbestimm
Zeit erlassen und höchst unvollständig waren, sodaß bei vielen Artikeln noch besond
Verabredungen zwischen Versender und Schiffer nothwendig wurden, so konnten
dem Zwecke wenig entsprechen. Den Schiffern nützten sie oft gar nichts, weil
den beiden Stapelstädten Mainz und Köln keine Rang- oder Reihefahrten existirt
jene daher um geringere Preise als die Taxe fahren mußten, wenn sie Ladung
den wollten, obwol die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf
Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile sich
Commissionairs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Sc
fer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Taxfrachtensystem in eine zwe
mäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinschifffahr
octroi von 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinschifffahrtsverwaltung von ei
frankfurter Messe zur andern die Frachten bestimmen solle, welche in den bei
Stationsstädten (Mainz und Köln) von den Gütern bezahlt werden müssen, die
selbst für verschiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieses zu entwerfe
Reglement das Gutachten der Handelskammern von Köln, Mainz und Strasbu
und der obrigkeitlichen Behörden von Düsseldorf, Frankfurt und Manheim ein
holen, und wenn diese nicht einstimmig sind, soll sie einen Mittelpreis annehm
Die durch das Taxreglement bestimmten Frachtlöhne dürfen nie überschritten w
den. So besteht die Frachtenregulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinstro
und in ähnlicher Art geschieht sie auf dessen Nebenströmen. nur mit dem Unt
schiede, daß bei entgegengesetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nic
wie von der Rheinschifffahrtsverwaltung, der Mittelpreis arithmetisch calculi
sondern nach billigem Ermessen frei regulirt wird. Inzwischen haben sich in d
Verfahren bei der Rheinfrachtentaxregulirung, das schon ursprünglich mehr zu
Vortheile der Häfen des linken, damals französischen, als des rechten Rheinuf
berechnet war, noch unter der ehemaligen Generaldirection der Rheinschifffahrt v
schiedene Mißbräuche eingeschlichen, welche die Willkür begünstigten, und der Li
sowie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr besonderes Interes

Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendste Handels-
es rechten Rheinufers, am meisten litt, so entwarf der badensche Commissair
r Centralcommission für die Rheinschifffahrt 1820 eine Verbesserung des
hrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroiconvention, wonach der Be-
von der Stimmenmehrheit der Commission abgefaßt wurde. Die Minori-
us den drei großen Rheinuferstaaten Frankreich, Preußen und Holland beste-
widersetzte sich, wegen verschiedener Nebeninteressen, dessen Vollzug, und so
r aus politisch-diplomatischen Rücksichten, die bisher überhaupt schon man-
nheil in die Rheinschifffahrtsverbindungen gebracht haben, ganz unausge-
(S. „Neue Organisation der Schifffahrts- und Handelsverhältnisse auf
heinstrome", Basel 1822.) Für die Zukunft ist es, zufolge des der Rhein-
hrtscentralcommission von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schifffahrts-
mts, im Antrag, die Frachtpreise, wie seit dem März 1822 auf der Elbe
t, der freiwilligen Übereinkunft der Schiffer und Versender oder deren Com-
aire zu überlassen. Ob dieses Freiheitsprincip, das auf den Flüssen, deren
ahrt noch ungeregelt ist, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Isar u. s. w.,
n Zeiten besteht, für den Transit- und Commissionshandel, dem regelmäßige
ortanstalten unentbehrlich ist, gute Folgen haben wird, sind aus der bisherigen
ung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei starker Concurrenz überbieten sie sich
icht des mindesten Frachtpreises. Die Noth zwingt sie, den billigen An-
uf Kostenersatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Un-
fen, die Frachtfahrer zu Wasser weit leichter ausführen und scheinbar ent-
n können, als Fuhrleute zu Lande, und es tritt noch überdies der Nachtheil
der Mangel an pecuniairer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Ge-
gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entwe-
zu ersetzen, oder leichter von sich abzuwenden vermag. Die Maxime der
ltnesbestimmung zu Lande ist in dieser und mancher andern Hinsicht auf die
lschifffahrt nicht anwendbar. Es haben daher selbst die unter der vormali-
inschifffahrtsgeneraldirection zum Gutachten aufgefoderten rheinischen Han-
mern darauf angetragen, daß die Taxfrachtenregulirung auch fernerhin bei-
werden möge, weil sie dem Schiffer seine zureichende Nahrung bei einem
gen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für seine Güter-
ungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthschaften und eines zureichenden Erwer-
herte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverlust mit Accorden über die
so verschiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe seiner Correspon-
ichere, daß andre, gewinnsüchtige und weniger delicate Spediteurs bessere
ngen anbieten, um die Spedition an sich zu reißen u. s. w. Auf der We-
n Schifffahrtsregulative nach den rheinischen als die besten anzusehen sein
bewilligt der bremer und oberländische Handelsstand den zu den Rangfahr-
lten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Classen.
hten sich nach der Höhe des Fahrwassers und der Größe der Zölle, ohne daß
hiffer zuläßt, die sich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es
lative heißt, die Schiffergesellschaft zur Sicherheit der Kaufleute, müsse
g auf Schifferweise leben, und gute sichere Fahrzeuge unterhalten können.
richtige Mittelweg über Frachtregulirung scheint uns daher darin zu liegen,
sie in der Regel, besonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer
ein ganzes Schiff befrachtet, der Übereinkunft zwischen Schiffer und Kauf-
erlasse, ausnahmweise aber die Schifffahrtsbehörde, vermittelnd oder ent-
), bei den Reihe- oder sogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem
zum andern zum Transporte der Stückgüter geschehen müssen, eintrete,
h beide interessirte Theile nicht vereinigen können. Der entscheidenden Be-
uß in diesen Fällen nicht, wie einst ein gewisses Ministerium glaubte, die

Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage Frachtbestimmung dienen, sondern die combinirte Rücksicht, wie viel Thal- Bergreisen der Schiffer machen kann, auf den Anschaffungs- und Unterhaltu werth seines Schiffes, den Abgang bei der Reise, die Reisekosten, den Arbeits und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

Fractur, in der Buchdruckerkunst, gebrochene, d. i. eckige, deu Schrift, zum Unterschiede von der runden oder schwabacher Schrift. Auc größere, sogenannte Kanzleischrift wird Fractur genannt. (S. Schriften.)

Fragmente (wolfenbüttelsche), s. Lessing.

Fraiß, Fraisch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, die liche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem Worte Fraiß, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, franz. Silbermünze, deren sechs einen Laubthaler ausmac etwa 6 Gr. 4 Pf. Conventionsgeld, also etwas mehr als ein Livre. In dem ne franz. Münzwesen theilte man die Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hun theile (Centimes).

Francia (Dr.), s. Paraguay.

Francia (Francesco), so heißt der berühmte italienische Historienm Francesco Reibolini, geb. 1450 in Bologna. Er war früher zum G schmied bestimmt; hier beschäftigte ihn vornämlich das Nielliren, worin er es eb weit brachte wie in dem Stempelschneiden. Nach Vasari verfertigte er die sc sten Medaillen und erhielt die Aufsicht über die Münze in Bologna. Als M übertraf er bald den Marco Zoppo, bei welchem er im Malen Unterricht nahm, stellte sich den größten Künstlern gleich, die zu seiner Zeit blühten. Rafael sein Urtheil und theilte ihm seine Arbeiten mit. Seine herrlichsten Werke befi sich in seiner Vaterstadt, besonders haben seine Madonnen einen Ausdruck von fachheit und überirdischer Unschuld, welchen selbst Rafael nicht erreicht hat. war sein heil. Sebastian in der Kirche della Misericordia daselbst sehr berü statt dessen man jetzt nur eine Copie sieht; er wurde von vielen Künstlern al Kanon gebraucht. Francia wird auch als das Haupt der bologneser Schule sehen. Zu seinen zahlreichen Schülern gehörte auch sein Sohn Giacomo F cia, der viele gute Bilder geliefert hat.

Francisca (Herzogin v. W.), s. Hohenheim.

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres mino wie ihr Patriarch sie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des Ordens, den der heil. Franz von Assisi (s. d.) 1208 durch Sammlung e Schüler seiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu in Neapel stiftete. Erniedrigung zur äußersten Armuth, und Entbehrung aller f Sinnengenüsse sollte sein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeistlichen damal vernachlässigten Seelsorge sein Verdienst um die Kirche, Gelehrsamkeit und G bildung ihm aber fremd sein. Daher verbot Franciscus seinen Minoriten, das beste Eigne zu haben, und bestimmte sie, in den 1210 und 1223 vom Pa stätigten Ordensregeln, zum Betteln und Predigen; der Papst aber ertheilte neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (s. Orden kannten, für Staat und Kirche gleichbedenklichen, großen Vorrechte, vermö ren sie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution setzen, die Parochia als Prediger, Beichtväter und Meßpriester beeinträchtigen, päpstliche Ablä ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem Orden geschenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles sich einmischende Th unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papstes, jeder weltliche geistlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Orden zählte bald Tausende von Klöstern, die, ohne Geld gegründet, dem

uben und der Mildthätigkeit ansehnliche Reichthümer verdankten. Die Noth-
ndigkeit, dem Orden Glanz und Ansehen zu geben, mußte nun Milderungen
Regel entschuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung, als
wirksames Mittel der Herrschaft über die Menschen, zugelassen; geistreiche Mi-
nten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon
. m., rechtfertigten durch ihre Verdienste um die scholastische Philosophie das
drängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Universitäten. So erhiel-
sie, gestützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für
unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung ge-
die stolzen Dominicaner, und reichlichen Zündstoff in dem langen Kampfe, den
Ordensneid zwischen den Scotisten (Franciscanern) und Thomisten (Dominica-
) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vgl. Dominicaner und
homas von Aquino.) Mit diesen, ihren natürlichen Nebenbuhlern,
en sie als Gewissensräthe, Regierungsgehülfen und politische Agenten der Für-
vom 13. bis in das 16. Jahrh., ganz im Widerspruch mit ihrem damaligen
chen Namen: Nullbrüder, die Herrschaft über die christlichen Völker getheilt,
, endlich von den Jesuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letz-
mehr als die Dominicaner, von ihrem alten Einflusse zu behaupten gewußt.
nciscaner gelangten häufig zu den höchsten Kirchenämtern; die Päpste Nico-
IV., Alexander V., Sixtus IV. und V., und Clemens XIV. waren aus
em Orden. Solchen gelehrten und politischen Glanz sahen jedoch die Eiferer
die Beobachtung des Buchstabens der alten Ordensregel stets als Folgen einer
gewissenhaften Abweichung von demselben an, und bildeten daher die besondern
Observanten der Cäsariner und Cölestiner, oder Franciscanereremiten, noch im
. Jahrh., der Spiritualen, Clareniner, Amadeisten im 14. Jahrh., welche, ob-
gleich mit Gewalt unterdrückt, den Geist der Widersetzlichkeit und innern Unei-
gkeit im Orden durch ihre Reste fortpflanzten, bis sie in der 1363 bei Foligni in
Umbrien vom heil. Paulus gestifteten, und durch Wiederherstellung der vom Stifter
vorgeschriebenen vollkommenen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichne-
ten Brüderschaft der Soccolanti (Sandalenträger, Barfüßer) einen Vereinigungs-
punkt fanden. Diese Brüderschaft wurde erst vom Papste, dann auch von dem
Concilium zu Konstanz 1415, als ein besonderer Zweig des Franciscanerordens,
unter dem Namen „Observanten, mindere Brüder von der Observanz" anerkannt
und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Strei-
tigkeiten der verschiedenen Parteien niederschlug, die Oberhand. Seitdem ist der
Observantengeneral Generalminister (Minister, Diener, nennen die Minoriten aus
Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder
Minoriten der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagister führen
darf, ihm untergeben. Unter den Observanten sind im 16. und 17. Jahrh. neue
Orden im Punkte der Armuth und Kasteiung des Leibes entstanden, zufolge deren
man sich nach den verschiedenen Graden der Verschärfung ihrer Regel in regulirte,
strenge und strengste eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers
(Strickträger, wegen ihres Gürtelstricks mit Knoten), anderwärts Soccolanten,
Observantiner genannt, unter welchem Namen sie in Italien, der Schweiz, der pyre-
näischen Halbinsel und Amerika noch bestehen. Zu den strengen Observanten gehören
die Barfüßer in Spanien und Amerika, die Verbesserten (Riformati) in Italien,
die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil sie bloß
dem stillen Nachdenken ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almosen
sammeln ließen. Die strengsten sind die Alcantariner, nach der Reform Peters von
Alcantara, mit ganz bloßen Füßen; man findet sie noch häufig in Spanien und
Portugal, selten in Italien. Sämmtliche Zweige der Observanten machen unter
einem gemeinschaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontanische, mit 66

jetzt meist sehr schwachen Provinzen in Italien, Oberdeutschland, wo die Klö theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt wor sind, in Ungarn, Polen, Palästina und Syrien; die ultramontanische, mit Provinzen, in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen, die bekannt eingegangenen franz. und nordischen Provinzen sind von dieser Zahl abzurech die übrigen aber größtentheils in Amerika, Asien, Afrika und den Inseln zu suc wo nur diejenigen kleinern Gesellschaften von Franciscanerklöstern, die noch Missionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die schwächere Brüderschaft der Beschuheten oder Conventualen hatte vor der fr Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöster und 15,000 Mönche; jetzt fi man sie nur noch hier und da im südlichen Deutschland, der Schweiz und Ital wo sie Lehrämter bei den Universitäten bekleiden, denn sie beschäftigen sich mit Wissenschaften und unterlassen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit ein Strick um den Leib, an dem ein knotiger Geißelstrick hängt, haben alle diese Zw des Franciscanerordens gemein, ihre Capuze ist rund und kurz. Eine lange spitzige Capuze und ein langer Bart sind die einzigen besondern Merkmale der s in der Regel und Lebensart den strengen Observanten ganz ähnlichen, nur noch hern und schmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Bassi 1528 als e für sich bestehende Brüderschaft der Minoriten stiftete. Seit 1619 haben sie ein eignen unabhängigen General, und sowol in Europa als durch ihre Missionen Amerika und Afrika, solchen Zuwachs erhalten, daß sie im 18. Jahrh. 1700 K ster und 25,000 Glieder in 50 Provinzen zählten.

Nonnen seines Ordens sammelte der heil. Franciscus selbst schon 1209, u nannte sie arme verschlossene Frauen, auch Damianistinnen, nach ihrer Stam Kirche zu St.-Damian in Assisi; später wurden sie nach der heil. Clara, ihrer ers Priorin, Clarissinnen genannt, und theilten sich, wie der erste Orden, nach verschiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehre Zweige. Dahin gehö drei Gattungen Urbanistinnen, die ihre Regel vom Papst Urban IV. haben, heil. Isabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für sie das K ster Longchamps bei Paris stiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil a betteln dürfen; die Capuzinerinnen, die unter den Capuzinern stehen, die Alcan rinnen und Clarissinnen, oder Barfüßerinnen von der strengsten Observanz, we jetzt am schwächsten sind, und die Annunciaden mit ihrer Unterabtheilung, der genannten himml. Annunciaden. Diese Nonnen heißen insgesammt auch Fran canerinnen, stehen, mit Ausnahme der Annunciaden, die zum zweiten Orden ge ren, theils unter der Aufsicht des ersten Ordens, theils unter den Bischöfen, ha die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrh. zusammen auf 28,000 Gli in 900 Klöstern. Sonst erhielten sie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben von den Besitzungen ihrer Klöster.

Der heil. Franciscus stiftete 1221 auch einen dritten Orden für die Weltle beiderlei Geschlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtun und den Gürtelstrick von den eigentlichen Minoriten annahmen. Diese Tert rier waren schon im 13. Jahrh. sehr zahlreich. Menschen von allen Ständen t ten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzerische Verdrüderungen, wie die Fr cellen und Begharden, sondern auch 1287 die regulirte Brüderschaft förmli Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankr Picpuces genannt wurden, sich zu den Observanten hielten, jetzt aber eingegan sind. Die Gesammtzahl aller Franciscaner und Capuziner belief sich im 18. Jah auf 115,000 Mönche in 7000 Klöstern. Jetzt dürfte sie kein Drittheil betra da dieser Orden in Frankreich und in den meisten Ländern Deutschlands, zum T auch in Spanien, Portugal und Oberitalien aufgehört hat, in den östr. Staa keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klö

lor. Die Erhaltung der noch vorhandenen ist im neuesten Concordat mit Neapel ebrücklich bedacht. In den Colonien außer Europa blüht der Orden noch auf die e Weise; Amerika ist sein Paradies; in Jerusalem bewacht er das heil. Grab; edelt zeigt er sich in der katholischen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden schlechtern sich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beschäf- n. E.

Franciscus (St.-), s. Franz von Assisi.

Franck (Johann Peter), k. russ. wirkl. Staatsrath und Leibarzt, geb. im dischen am 19. März 1745, hatte als Knabe auf der Schule zu Rastadt eine sehr ne Stimme, weßhalb die Markgräfin von Baden aus ihm in Italien einen künst- en Sopransänger machen lassen wollte. Nur mit Mühe bewog sein Gönner, der neral Dreger, die Fürstin, diesen Plan aufzugeben. Er wurde Doctor zu Pont- Rousson, practicirte zu Pirmasens, Bitsch und Bruchsal, erhielt eine medicini- Professur zu Göttingen 1784, das Jahr darauf die Professur der Klinik zu via, von wo er, 1795, als k. k. Hofrath und Director des großen Hospitals) Wien kam. Katharina II. berief ihn 1804 an die Universität zu Wilna, und Jahr darauf als kais. Leibarzt nach Petersburg. 1808 verließ er Rußland mit r Pension von 3000 Rub., und lebte seitdem als praktischer Arzt zu Wien, wo m 24. April 1815 starb. Bonaparte wünschte ihn in Paris anzustellen; allein hlug die glänzenden Anträge aus, um seine Schriften zu vollenden. Unter die- sind classisch das „System der medicinischen Polizei", wozu Dr. Voigt in g. aus Franck's hinterlass. Papieren 2 Supplem.-Bde. (Leipz. 1825) heraus- ben hat, und sein Werk: „De curandis hominum morbis". 1802 erschien ihm zu Wien eine Selbstbiographie. — Sein Sohn, Joseph Franck, geb. Rastadt am 23. Dec. 1771, berühmt als Arzt und Schriftsteller, vorzüglich in Geschichte der Erregungstheorie (s. d.), folgte s. Vater in der klinischen ssur zu Pavia, und ging als russischer Hofrath nach Wilna. Er wurde zum taatsrath ernannt, und nahm 1824 s. Alters und des Verlustes s. Gesichts wegen Abschied, den er mit einem Gehalt von 2000 Rub. Silber erhielt. Außer s. ischen Schriften, ist auch s. „Reise nach Paris und London" u. s. w., in Bezie- g auf Spitäler, Versorgungshäuser, medicinische Lehranstalten und Gefängnisse, tig (Wien 1804—6, 2 Thle.).

François von Neufchateau (Nicolas, Graf), Mitglied des franz. ionalinstituts, geb. den 17. April 1750 in Lothringen, zeigte frühzeitig Talent ie Dichtkunst; noch ehe er das 13. J. vollendet hatte, besaß man von ihm eine ckte Sammlung von Gedichten, die günstig aufgenommen und selbst von Vol- schmeichelhaft beurtheilt wurde. Mehre franz. Akademien in den Provinzen nten ihn zu ihrem Mitgliede, und man erwartete, einen Stern erster Größe ie franz. Dichtkunst in ihm aufgehen zu sehen. Diese Hoffnung ist nicht in llung gegangen, allein um so mehr hat sich François im Laufe der Revolution atriot, vortrefflicher Administrator und Staatsbürger auszuzeichnen Gelegen- gefunden. Die Handschrift s. Übers. des „Orlando furioso" in Versen, ver- in einem Schiffbruche, als er von St.-Domingo zurückkehrte, wo er seit 1782 -Procurator gewesen war. In der Revolution Mitglied der ersten National- mmlung zeigte er sich als Freund der Freiheit. Die Ernennung zum Mitgl. . Nat.-Versamml. lehnte er ab. Sein Drama „Pamela", das 1793 auf ühne kam, brachte ihn wegen der darin herrschenden Mäßigung ins Gefäng- aus welchem ihn der 9. Thermidor rettete. 1797 wurde er zum Minister nnern und nach dem 18. Fructidor an Carnot's Stelle ins Directorium er- t. Seine gemäßigten Gesinnungen führten aber bald seine Entfernung aus ben herbei, und er erhielt den Auftrag, in Selz mit dem Grafen Cobenzl über olksbewegungen, die in Wien gegen Bernadotte stattgefunden, zu unterhan-

deln. Hierauf (17. Juni 1798) ward er zum zweiten Mal zum Minister des I
nern ernannt. Von ihm ging jetzt die Idee der öffentlichen Ausstellung der Erzeu
nisse des Gewerbfleißes aus, die seit dieser Zeit alle 4—5 J. in Frankreich statt
den, und die in vielen andern Ländern nachgeahmt worden. Schon vor dem 1
Brumaire verlor er diesen Posten. Napoleon ernannte ihn zum Senator, u
1804 zum Grafen. Er zog sich aber seitdem von den öffentlichen Verhandlung
zurück, um den Wissenschaften zu leben, und Memoiren über die franz. Revolut
zu schreiben, die nach s. Tode erscheinen sollen.

François de Paule, s. Franz von Paula.

Franke (August Hermann), Stifter des hallischen Waisenhauses und v
ler damit verbundenen Anstalten, einer der wirksamsten Männer s. Zeitalters,
durch falsches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortschritt
Zeit richtiger gewürdigt und nach seinem wahren Verdienst verehrt. F. war d. 2
März 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domsyndicus, der aber sch
1666, von Ernst dem Frommen berufen, als Justizrath nach Gotha ging, da
sein Sohn auf dem dortigen Gymnasium seine erste Bildung empfing. Er zei
so seltene Fähigkeiten, daß er im 14. J. reif zur Akademie erklärt wurde. Hier
besuchte er die Universitäten Erfurt, Kiel und Leipzig, und trieb vorzüglich Theo
gie, doch in steter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. 1681 promovi
er, hielt zu Leipzig praktische Vorlesungen über die Bibel, deren einfache Lehre ih
mehr werth war, als alle dogmatische Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des gu
ßen Beifalls so angefeindet, daß der berühmte Thomasius, der damals noch in Le
zig, hernach in Halle lehrte, eine Vertheidigungsschrift für ihn aufsetzte, Fra
aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annah
Hier wurden seine Predigten, die sich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Ei
als durch homiletische Künstelei auszeichneten, selbst von den Katholiken so zahlre
besucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete, und katholische
ferer wußten den Hof zu bestimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 St
den die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und Kind
deren er sich so väterlich angenommen hatte, geschah. Er erhielt bald mehre E
ladungen, zog aber den Ruf nach Halle, wo eben die neue Universität errichtet wo
allen andern vor. Zuerst wurde ihm die Professur der orientalischen Sprach
späterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Pastorat in der V
stadt Glaucha, daher diese auch der Sitz seiner Stiftungen geworden ist. Die U
wissenheit und Verwilderung der glauchaischen Gemeinde auf der einen, die gr
Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben seiner Thätigkeit, prakti
zu wirken, die erste Anregung. Dies geschah besonders seit 1694. Er unterri
tete die ganz versäumten Armen und Kinder auf seiner Hausflur, und gab ih
dann kleine Almosen. Bald nahm er auch ein paar Vaterlose auf, deren Zahl
schnell vermehrte. Wohldenkende unterstützten ihn mit kleinen Beiträgen. W
man den Umfang seiner nachmaligen Stiftungen ansieht, muß man über einen
geringen Anfang erstaunen. Von nun an wuchsen s. Anstalten für Erziehung u
Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter s. Leitung Schulen für alle Stän
und eine Erziehungsanstalt für Vaterlose, das eigentliche Waisenhaus (das jet
den kleinsten Theil des Ganzen ausmacht) errichtet. 1698 ward der erste Gru
stein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden,
legt. Franke hatte jedoch anfangs keinen so großen Plan entworfen. Nie hätt
vorhersehen können, daß der Ruf seiner frommen Menschenliebe so viele Theiln
mung erwecken, daß man von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 10
Thalern zuschicken, daß ihm ein stiller Freund der Chemie und Pharmacie, de
auf seinem Todbette besuchte, Recepte zu allerlei Arzneien übergeben würde,
hernach so viel Aufsehen gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährl. Gew

an 30 — 40,000 Thlrn. abgeworfen hat, woraus sich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterstützung der Regierung so große Anstalten ausgeführt zu sehen. Er selbst bestärkte dies alles in seinem unerschütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorsehung, zumal es sich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groschen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht selten eine größere Summe als man bedurfte, mit der Post von bekannten und unbekannten Personen einging. Er sah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug bestimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und so hat man denn mit Recht seine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe, und die in ihrer Art letzte große Erscheinung des religiösen Geistes in Deutschland genannt, und über einen der Haupteingänge die Inschrift gesetzt:

„Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend, wie Er."

Was ihm dabei Alles sehr erleichterte, war der so ganz uneigennützige Eifer seiner ersten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfnisse verlangten, und dafür mehr leisteten, als an andern Orten reich besoldete Männer, denen jener Geist fremd war. Da er bei allen seinen Unternehmungen von Religion ausging, und praktische Frömmigkeit für die Hauptsache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von strengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügen war, als gewissenvoll für die Sittlichkeit, so suchte man diese Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu machen. Ihn selbst kann der Vorwurf des leeren Scheins treffen. Daß es aber unter s. Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Geberden, als dem Geist nach waren, daß die damals übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den Franke'schen Anstalten herrschten, Viele mehr mit Widerwillen, als mit Liebe zur Gottseligkeit erfüllt haben mögen, läßt sich nicht leugnen, und man ist davon späterhin zurückgekommen. Er selbst war von aller Frömmelei entfernt, ein heiterer, offener, geselliger Mann, edel und unbefangen in seinen Sitten, als Erzieher der Jugend würdevoll, fest und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitsam, pünktlich in seinen akademischen Vorlesungen, wie in seinen Predigten, sowol in Glaucha als in Halle. Seine Geschäfte und besonders der Andrang der Correspondenten nahmen so sehr zu, daß er oft nur erst nach dem Abendessen an schriftstellerische Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken bestimmte. Die meisten seiner Schriften sind deutsch und ascetischen Inhalts. Früher hat er auch einige lateinische herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen sehr geübt war. 1727 erlag sein Körper den vieljährigen Anstrengungen. Er starb am 8. Juni, 64 J. alt, und hinterließ s. Schwiegersohn, Johann Anastasius Freylinghausen, und s. einzigen (ohne Nachkommen verst.) Sohn, Gottlieb Anastasius, die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden.

Franke's Stiftungen, wurden vormals unter dem Namen des **hallischen Waisenhauses** begriffen, weil Alles von einer Anstalt für vaterlose Kinder ausging. Dies ist aber der kleinste Theil des Ganzen, und es gibt im engern Sinn viel größere Waisenhäuser in Deutschland, wiewol, wenn man Alles, was mit dem hallischen verbunden ist, dazu rechnet, das hallische unstreitig den größten Umfang hat. Die vornehmsten Institute sind: 1) Die eigentliche Waisenanstalt. In ihr sind seit der Stiftung an 4500 Kinder ganz unentgeldlich erzogen, unter gewöhnlich ¾ männlichen, ¼ weiblichen Geschlechts waren. Erstere gehen größtentheils zu Handwerken und Künsten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien, und sie bleiben bis zur Universität in der Anstalt. Die höchste Zahl zugleich erzogener war 200. Die sehr verminderten Einnahmen haben sie jetzt bis auf 100 herabgebracht. 2) Das königliche **Pädagogium**, die Erziehungs- und Lehranstalt für junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen. Seit der

haben sie
die Erziehung
Ständen. ©

Stiftung (1696) ſind darin 2790 gebildet. 3) Die lateiniſche Schule, ſteht ſeit 1697 als eine gelehrte Bildungsanſtalt in 9—10 Claſſen für minder ſ güterte. Sie hat Penſionnaire (ehemals oft an 4—500) und Stadtſchüler, hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, beſonders in den alten Sprachen, hauptet. Seit 1809 ſind mit ihr die beiden ſehr herabgekommenen Stadtgym ſien, das lutheriſche und reformirte, unter dem Namen der halliſchen Hauptſch im Waiſenhauſe verbunden, welche ſich in eine lateiniſche und eine Realſchule th 4) Die deutſchen oder Bürgerſchulen. Urſprünglich wurden eine Knaben- eine Mädchenſchule geſtiftet, welche im Bezirk des Waiſenhauſes lagen, und wo jede nach und nach zu 10—12 Claſſen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden an 150 Kinder aus der Stadt und den Vorſtädten unterrichtet. Hierzu kamen ſ terhin zwei davon abhängende Nebenſchulen, in Glaucha, die Mittelwach'ſche Weingärter'ſche für die entfernt Wohnenden. Letztere ſind hernach in das Waiſenh verlegt, und gegenwärtig beſtehen die deutſchen Bürgerſchulen aus 4 Abtheilung von denen zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezahlen, zwei ganz Arme, als Freiſchulen, beſtimmt ſind. Im Unterricht wird dabei auf die B dürfniſſe der Mittelſtände und der niedern Volksklaſſen Rückſicht genomm Sämmtliche Schulanſtalten ſind zugleich Seminarien für angehende Lehrer, ſich dabei üben, Methode lernen, und dadurch um ſo fähiger werden, in and Kreiſen als Lehrer zu wirken. Als ein Anhang der Franke'ſchen Stiftung iſt n 5) die Canſtein'ſche Bibelanſtalt zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. von Canſtein (ſ. d.), einem vertrauten Freunde Franke's geſtiftet, und nahm ren Anfang 1712. Der Zweck war, durch ſtehende Formen der ganzen Bibel verſchiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei neuen Ausgaben ſparen, den Preis äußerſt wohlfeil zu machen, und dadurch den Verkauf der h. zu befördern. Bereits ſind über 2 Mill. ganze Bibeln und 1 Mill. Neue Teſt. kauft. Die Directoren der Franke'ſchen Stiftungen ſind zugleich die Vorſteher ſer Anſtalt, ohne daß jedoch das Waiſenhaus Einkünfte davon hat, die vielm allein der Beſtimmung der Anſtalt gemäß verwendet werden. Zu den Beſitzun des Waiſenhauſes gehören noch eine große Bibliothek in einem eignen Gebäude, eine Naturalien- und Kunſtkammer von geringerer Bedeutung. — Zu den Erb tungsquellen dieſer vielumfaſſenden Stiftung gehören: 1) Bedeutende Güter liegende Gründe. 2) Die Medicamente, zum Theil Arcana, welche aber im V ſatze, durch die Verbote in vielen Ländern und durch den veränderten Geiſt der Z ſehr gelitten haben. (S. Madai's „Beſchreib. der Wirkungen und Anwendungs der halliſchen Waiſenhausarzneien"; mit neuen Erfahrungen verm. vom Pr Düffer, Halle 1803.) 3) Die Apotheke; weit mehr aber 4) die Buchhandlu welche von einem ſehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers mit dem Dr einer Franke'ſchen Predigt machte, durch die Thätigkeit und Einſicht dieſes Mann zu einer der anſehnlichſten Handlungen Deutſchlands herangewachſen iſt. Sie ſitzt eine eigne Druckerei, und hat vorzüglich wiſſenſchaftliche, aſcetiſche und Sch bücher, z. B. faſt alle claſſiſche Autoren, um ſehr geringe Preiſe geliefert und mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung geſetzt. Der reine Überſch wird jährlich an die Hauptcaſſe abgegeben und zur Erhaltung der Vaterloſen und Schulen verwendet. 5) Das Schul- und Penſionsgeld. 6) Königliche Hülfsg der. Der jetzt regierende König von Preußen war der erſte, welcher den abnehm den Einkünften durch einen jährl. Zuſchuß zu Hülfe kam. Die vormalige köni weſtfäliſche Regierung hat dieſe nicht nur fortgeſetzt, ſondern auch vermehrt. Milde Gaben. Dieſe ſind ehedem bedeutend geweſen. Seitdem aber das Waiſe haus in den, wiewol ſehr übertriebenen, Ruf großer Reichthümer gekommen, hab ſie faſt gänzlich aufgehört. Selten iſts, daß dankbare Zöglinge ihm Legate verm chen, was früherhin öfter der Fall war. (S. d. Zeitſchrift: „Franke's Stiftungen

n 1792—97, 3 Bde.) und die „Beschreib. des hallischen Waisenhauses und der mit verbundenen Franke'schen Stiftungen, nebst der Geschichte ihres ersten hrh." (1799, m. Kupf.). Ll.

Franke (Sebastian), der Verf. der Weltchronik, kann für den Ersten gel-, welcher die Universalgeschichte in deutscher Sprache behandelt hat. Er war ustant. Geistlicher, ein unruhiger und streitsüchtiger Kopf, welcher ein unstetes n führte. Geb. um 1500 zu Donauwörth in Schwaben, ohne Amt und be-mtes Geschäft bald in Strasburg, bald in Ulm, bald in Basel, meist aber in mberg lebend, unternahm er mancherlei, ließ sich zu vielen Schwärmereien und schweifungen hinreißen, und starb wahrscheinlich zu Basel 1545, als Buchdru- und Verleger. Von s. zahlreichen Schriften nennen wir die „Chronica, Zeyt- und Geschichtbibel von anbegyn bis auf das jar 1531" (Strasb. 1531, Fol., 1536. Fortges. bis 1551, o. Ortsanzeige, 1551), s. „Sprichwörter Schöne ie Herrliche Clugreden u. Hofffprüch" (Frankf. a. M. 1541, 4. u. öfter). e Werke verdienen eine ehrenwerthe Auszeichnung in der Literatur des 16. h. Franke's Styl ist kräftig, witzig und fast lakonisch, besonders in den chwörtern. Die Chronik empfiehlt der kecke und freimüthige Sinn und die tige Gerechtigkeit ihrer Weltansicht, von welcher nur das Papstthum einiger-n ausgeschlossen ist.

Franke, der in den Morgenländern allen christlichen Europäern beigelegte e, vermuthlich weil sich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken her-gegangenen Franzosen hervorthaten.

Franken, eine deutsche Völkerschaft. Sie erscheinen zuerst seit 238 nach , und wohnten zwischen dem Niederrhein und der Weser, streiften auch bisweilen die Weser bis nach der Elbe zu. Schon im 4. Jahrh. machten sie Einfälle allien, und zu Anfange des 5. Jahrh. fingen sie an, in das belgische Gallien dringen. (S. Frankreich.) Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken nen den Alemannen am Rheine wegnahmen, entstand eine neue Provinz un-dem Namen des rheinischen Franken (Francia rhenana). Das nachherige Fürstenland, späterhin der fränkische Kreis, gehörte den Franken damals noch gar sondern war ein Theil von Thüringen (s. d.), von welchem es wahrschein-ter Karl dem Großen getrennt worden ist. Im 9. Jahrh. findet sich ein Her-m Franken in der deutschen Geschichte, welches späterhin an die Familie der ftaufen, die auch das Herzogthum Schwaben besaß, kam, und mit dem Er-des hohenstaufischen Hauses einging.

Franken, Fränkischer Kreis, einer von den zehn Kreisen Deutsch-vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung; er begriff der schönsten Striche Deutschlands, vom Main von Osten nach Westen ossen, zwischen Schwaben, den Rheinlanden, Sachsen, Böhmen und Baiern, ht 490 □M. groß, mit 1,500,000 Einw. Jetzt besitzt der König von Baiern ssten Theil Frankens, gegen 430 □M. mit 1,200,000 Einw.: das übrige r Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Preußen, Kurhessen und die h sächs. Häuser zu ungleichen Theilen vertheilt.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von), dieser um und Altenburg hochverdiente Staatsminister, geb. 1728, stammte von Zweige des alten Geschlechts der Frankenberg ab, der sich im 11. Jahrh. in en niederließ. Der Vater stand der Herrschaft Schmalkalden als landgräf-scher Oberaufseher vor, und der Sohn machte sich als Rath, dann Präsi-s Consistoriums in Hanau, und als Gesandter in Kopenhagen und Wien um verdient. Dann trat er, vom Herz. Friedrich III. berufen, 1765 in das sachsen-gothaische Geheimerathscollegium. Seit 1788 stand er als Minister an der Spitze dieser höchsten Landesbehörde, und leitete in den seit

1789 so schwierigen Zeiten die politischen Verhältnisse mit solcher Umsicht u
sen Mäßigung, daß die Länder seines Fürsten unerschüttert blieben, und ih
des- und Regierungsverfassung ungekränkt erhielten. Als Chef des Sta
giums wußte er nicht nur, so groß auch der Druck verderblicher Kriege und d
ckung des Erwerbs war, den Credit des Landes aufrecht zu erhalten, sonde
noch für die Verbesserungen der öffentlichen Unterrichtsanstalten Mittel h
schaffen, und andre gemeinnützige, außerordentliche Ausgaben zu bestreiten.
dem er dreien Fürsten, den Herzogen Friedrich, Ernst und August, mit
Eifer, gleicher Treue und gleichem Erfolg gedient, und bis in sein spätes A
geschwächte Körper- und Geisteskraft erhalten, starb er bald nach der Fei
Ministerjubiläums, zu Anfange 1815.

Frankenweine, eine Gattung deutscher Weine, die vorzüg
bairischen Untermainkreise gebaut wird, und zu den angenehmsten und ges
Tischweinen gehört. Die vorzüglichste Sorte ist der Leistenwein, der, wen
gewisses Alter hat, durch seinen angenehmen Duft oder seine Firne und sei
heit vielleicht alle deutsche Weine übertrifft. Feuriger noch als dieser ist der
wein, aber es fehlt ihm das Bouquet (der würzige Duft) und die Lieblich
Leistenweins. Andre gute Gewächse sind der Werthheimer, der Dett
u. s. w. Von Kizingen unweit Würzburg, von Bamberg, von Benshau
von Würzburg wird mit diesen Weinen ein großer Handel getrieben. Die
besten Jahrgänge sind die von 1783, 91, 1811, 19 und 20.

Frankfurt am Main, als Sitz der Bundesversammlung
der vier freien Städte des deutschen Bundes, ist durch ihren Handel, Gewe
Reichthum und ihre schönen Umgebungen eine von den sehenswerthesten S
Deutschlands. Sie liegt in einem weiten Thale des Mains, in einer rei
Gegend, welche lebhafte, mit Alleen besetzte Kunststraßen in allen Rich
durchschneiden, und prachtvolle Land- und Gartenhäuser, schöne Lustgärten,
Kornfluren und treffliche Obst-, Gemüse- und Weingärten schmücken.
gentliche Frankfurt breitet sich am rechten Ufer des Mains aus, über welch
Schiffen bedeckten Fluß eine 330 Schritte lange, auf 14 Bogen ruhende
Brücke führt, und es mit der auf der linken Mainseite liegenden Vorstadt S
hausen, verbindet. Sonst hatte die Stadt Festungswerke und enge, finstere
jetzt sind eiserne Gatterthore angebracht, neben welchen schöne Wacht- und Zo
stehen, die Festungswerke sind niedergerissen, die ausgetrockneten Grä
Baumpflanzungen versehen, die Wälle geebnet, und theils mit schönen
und Straßen besetzt, theils zu Gartenanlagen im englischen Geschmacke
Frankfurt enthält mit Sachsenhausen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3
wovon 470 in Sachsenhausen, und jetzt gegen 60,000 Einw., größtentheils
raner; doch sind darunter 5800 Katholiken, 2000 Reformirte und gegen
Juden. Es gibt in Frankfurt viele enge, finstere Straßen, und eine Meng
mit abgeschmackten Verzierungen bemalter Häuser; aber man findet auch
öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen, besonders an der sogenannte
vue am Main, geschmackvolle, palastmäßige Gebäude; und es sind seit 18
neue Häuser in einem guten Style aufgebaut worden. Die Straßen sind m
pflastert und zum Theil sehr gut erleuchtet. Die öffentlichen Gebäude sind
ansehnlich, als man es von einer so reichen Stadt vermuthen sollte. In der
lischen Stiftskirche St.-Bartholomäi, gewöhnlich die Domkirche genannt,
die römisch-deutschen Kaiser gekrönt. Sie wurde zur Zeit der ersten karolin
Kaiser gestiftet, erhielt aber ihre jetzige Bauart in den J. 1415 bis 1509.
den vielen Denkmälern in dieser Kirche ist das des Kaisers Günther das me
digste. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, ist eine Mischung von
Bauarten, die kein übereinstimmendes Ganze ausmacht. Die goldene Bull

h jetzt darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxische Palais, ehemalige Resi- z des Fürsten Primas, worin jetzt die Sitzungen des deutschen Bundes gehal- werden, ist in einem edlen Style erbaut. Frankfurt enthält gute Lehranstalten, ire gemeinnützige und gelehrte Vereine und sehenswerthe Sammlungen, als: die),000 Bde. starke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig neues Bibliothekgebäude errichtet worden ist, wohin auch das zur Beförderung schönen Künste errichtete Museum kommen soll; ferner die Sammlung von ferstichen, Gemälden, Zeichnungen und Antikenabgüssen des 1816 verst. quiers Städel (s. d.); endlich die Gerning'schen Sammlungen von Mün- Gemälden und Antiken, nebst einer Schmetterlingssammlung, welche vielleicht rste in Europa ist, und 50,000 Stück enthält. Unter den Wohlthätigkeitsan- n zeichnet sich das Senkenberg'sche Stift aus, mit einem botanischen Garten, r Bibliothek, einem anatomischen Theater und dem trefflichen Bürgerhospitale. frankfurter Handwerker und Künstler liefern tüchtige Arbeiten; unter vielerlei iken sind die Rauch- und Schnupftabacks- und die Kupferdruckschwärzefabriken ichtigsten. Noch wichtiger ist der Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, unmittelbar in alle Gegenden Europas und selbst in andre Welttheile treibt. elbe besteht, außer dem nicht unbedeutenden Vertrieb von eignen Fabricaten nders Rauch- und Schnupftaback) und Landeserzeugnissen, Wein u. s. w., in n Großhandel mit franz., engl., schweizerischen, sächsischen und sonstigen chen Fabricaten, wovon man hier sehr große Lager antrifft; ferner in einem ligen Speditions-, Commissions- und Zwischenhandel, und einem großen Wech- ndel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art ist Bedeutung. Der Handel wird sehr befördert durch die Main- und Rheinschiff- durch zwei Messen und durch die hier durchgehende Hauptstraße. Zu den ntern gehören: Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Aussicht auf schöne Mainthal und die Stadt selbst, Bornheim, Hausen, mit der romanti- Aussicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, rsthaus, wo sich ein angenehmer Wald und eine geschmackvolle englische An- efinden; der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsör- ehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wisbaden. — Sehr lo- erth sind die „Ansichten von Frankf. a. M. und der umlieg. Gegenden" v. A. bach (Frankf. 1818). Frankfurt war seit 1254 eine kais. freie Reichsstadt; ntstehung schildert v. Fichard in einem besondern Werke. 1806 wurde sie dem n Primas zugetheilt, und nach der Vernichtung der franz. Übermacht, 1815, r freien Stadt des deutschen Bundes und zum Sitze der deutschen Bundes- mmlung erklärt. Sie gab sich am 18. Juli 1816 eine demokratische Verfas- indem man die ehemalige reichsstädtische mit einiger Abänderung wieder ein- . Unter den vier freien Städten des deutschen Bundes hat sie den Vorsitz, r Bundesversammlung mit den übrigen zusammen die 17. Stelle, im Ple- eine eigne Stimme, und besitzt außer der Stadt ein Gebiet von 4½ □M., mit 0 Bew. Ihr Bundescontingent, 473 M., stellt sie zum 8. Heerhaufen.)ct. 1822 unterhielt Frankf. 600 M. Soldaten. Die Schuld, welche 1823) Mill. Gulden betrug, wird jährlich vermindert. Für den ausschließlichen der Posten in Frankf. zahlt der Fürst von Thurn und Taxis jährlich 10,000 n. Die Einkünfte betragen überhaupt an 270,000 Guld. jährl. — Zum n des deutschen Handelsverkehrs bildete sich 1819 in Frankfurt der deutsche els- und Gewerbsverein. Das „Frankf. Journal" (seit 1615) ist die älteste kte Zeitung Deutschlands. Auch hat in Frankf. die 1819 gestift. Gesellsch. ltere deutsche Geschichtskunde (s. Deutsche Geschichtskunde) ih- Sitz.

Frankfurt an der Oder, Handelsst. in der Mittelmark Branden-

burg, (1306 H. und 16,000 E.), der Sitz einer Regierung und eines Oberlandes richts des Bezirks Frankfurt; hat ein Gymnasium, eine landwirthschaftl. Gesells eine Hebammeninstitut, eine jüdische Buchdruckerei, eine, zu des Herz. Leop. Braunschw. Andenken gestiftete Freischule, ein Gesundheitsbad, verschiedene briken und jährlich 3 Messen; auch allein die Schifffahrt auf der Oder nach Bo lan. Sehenswerth sind das Denkmal des Dichters Kleist, das Denkmal L polds von Braunschweig (s. beide Art.), und in der Nachbarschaft Schlachtfeld bei Kunersdorf. Die Universität ist 1810 nach Breslau verlegt wor

Franklin (Benjamin), geb. zu Boston in Nordamerika, den 17. J 1706 von unbemittelten Ältern, mußte aus Mangel an den nöthigen Mitteln theologischen Studien aufgeben und s. Vater beim Lichtziehen und Seifensie hülfreiche Hand leisten. In den Stunden der Muße las er die wenigen Büch Vaters, theologische und ascetische Schriften, Plutarch's Lebensbeschreibungen de Foe's „Versuch über die Projecte". Aus den letztern schöpfte F. Ideen, we wichtigen Einfluß auf sein Leben gehabt haben. Zwölf J. alt, erlernte er bei s. England zurückgekommenen Bruder, Jakob, die Buchdruckerkunst. Die Freist den, oft selbst einen Theil der Nacht, widmete er dem Lesen, wozu ihn ein w wollender Kaufmann, Matthiew Adam, mit Büchern versah. Eine Schrift Tryon, worin die vegetabilische Kost empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entschl diese Diät zu versuchen. Er verfertigte sich, während die übrigen Arbeiter Mittagsmahlzeit die Druckerei verlassen hatten, seine frugale Mahlzeit selbst, sparte dadurch Geld und Zeit. Er las damals Locke's Versuch, Xenoph Denkwürdigkeiten, und die Schriften von Shaftsbury und Collins. Schon her hatte er sich als Dichter versucht. Zwei s. Balladen auf damalige Ereign die er auch selbst zum Verkauf herumtrug, fanden Beifall, der ihn zu weitern beiten dieser Art würde bewogen haben, wenn ihn nicht sein Vater aufmerk darauf gemacht hätte, daß alle Versemacher arm wären. Als aber 1720 oder sein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch unterhaltende Aufsätze ein rückt wurden, schrieb er einen Aufsatz mit verstellter Hand, legte ihn vor die T der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu sehen. Er fuhr da fort, und gab sich endlich zu erkennen. Mißhelligkeiten, in die er mit s. Br gerieth, bewogen ihn, Boston zu verlassen. In Philadelphia fand er Arbeit, ma angenehme Bekanntschaften, und setzte seine Studien fort. Der Gouverneur Provinz, William Keith, der von dem jungen F. durch einen seiner Briefe die theilhafteste Meinung gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigne Druckerei anzule und schoß ihm 100 Pfund vor, um das dazu Nöthige in England selbst anzukau Franklin zögerte nicht, dahin zu reisen, nachdem er sich vorher mit Miß Read, T. s. Wirthes, verlobt hatte, fand sich aber in England in allen seinen Hoffnun getäuscht. Seine Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jun Menschen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. B ergaben sich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. F. arbeitete um diese Zeit Wollaston's Werk über die natürliche Religion; eine Schrift, die er darüber ausgab, brachte ihn mit einigen englischen Gelehrten in nähere Verbindung. blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Un wegs machte er die Bekanntschaft des Kaufmanns Denham, und ward dessen B halter; als dieser aber bald darauf starb, mußte er aufs neue zur Buchdruck seine Zuflucht nehmen. Dabei stiftete er eine literarische Gesellschaft junger Le unter dem Namen Junta, die sich wöchentlich versammelte, und über Moral, litik, Physik u. s. w. Untersuchungen anstellte. Endlich errichtete er eine ei Buchdruckerei, und setzte dieses Geschäft, von einigen Freunden unterstützt, a fort. Damals trat er zuerst als politischer Schriftsteller auf und fand den u theilnehmendsten Beifall. Seine schon erwähnte Braut, Miß Read, hatte sich währ

Franklin's Aufenthalt in London, da sie sich sehr kalt von ihm behandelt sah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, sein Unrecht gut zu machen, bot der wieder Geschiedenen seine Hand an, und heirathete sie 1730. Indessen ging sein Geschäft, das er durch einen Papierhandel erweitert hatte, sehr glücklich; dabei wuchs die Achtung für ihn. Man erkannte in s. pensylvanischen Zeitung und in s. jährlichen Almanach seltene Einsichten und trug ihm 1743 auf, den Plan der philosophischen Gesellschaft in Amerika genauer zu entwerfen. Um diese Zeit fing er an, sich mit der Elektricität zu beschäftigen, und der glücklichste Erfolg krönte seine Bemühungen. Die oxforder Universität ernannte ihn 1762 zum D. der Rechte. Schon jetzt schieden sich die amerikanischen Patrioten und die Anhänger des englischen Ministeriums in zwei entgegengesetzte Parteien, und beide bemühten sich, einen Mann zu gewinnen, dessen Einsichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil versprachen. F. wurde nach s. Rückkunft von einer Reise nach Irland Generalpostmeister aller englisch-amerikanischen Colonien; aber dieser mit ansehnlichen Einkünften verbundene Posten bestach ihn nicht zum Nachtheil der Rechte seines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor seine Schranken lud, um die Beschwerden zu untersuchen, erschien (1767) auch Franklin für Pensylvanien, sprach mit ebenso viel Freimüthigkeit als Einsicht für die gerechte Sache, und erließ an s. Landsleute Sendschreiben, welche allenthalben Begeisterung erregten. Der Hof entsetzte ihn daher von seinem Posten, und Franklin, in Gefangenschaft zu werden, kehrte 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congreß versammelt war. Von jetzt an wirkte er thätig mit zu der Behauptung der Unabhängigkeit, und ging in s. 71. Lebensjahre (1776) nach Paris, wo er anfangs insgeheim unterhandelte; als aber Ludwig XVI. 1778, nach der Schlacht bei Saratoga die Unabhängigkeit der dreizehn Verein. Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erschien der schlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Versailles, und wurde der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Am 20. Jan. 1783 unterzeichnete er mit den englischen Commissarien zu Paris die Präliminarien des Friedens, der seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zusicherte, und kehrte hierauf nach Philadelphia zurück, wo Alles wetteiferte, ihm Beweise der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch in einem Alter von 78 J. die Stelle eines Präsidenten der Versammlung von Pensylvanien, und starb, bis an s. Tod für das Wohl s. Mitbürger durch heilsame Einrichtungen ununterbrochen thätig, den 17. April 1790. — Die Physik verdankt ihm die Erfindung des Blitzableiters und des elektrischen Drachen (s. d.); auch hat er zuerst die Natur des Nordlichts erklärt. S. Theorie der Elektricität (s. d.) hat er in s. „New exp. and obs. on electricity in several letters" (Lond. 1751, 4., deutsch durch Wilke; „Fr. Briefe von d. Elektricit.", Leipz. 1758) entwickelt. — F. erfand einen eignen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälschlich gehalten wird. Die Nationalversammlung in Frankreich legte, auf Mirabeau's Antrag, eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrh. Mit seltener Klarheit durchschaute sein scharfsinniger Geist die Verhältnisse des Lebens in Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und sein edles Herz umfaßte das Wohl der Menschheit. Ohne in die Irrgänge einer unfruchtbaren Grübelei einzugehen, hatte er sich ein System der Lebensweisheit gebildet, das seine Anwendbarkeit stets bewähren wird. Unübertrefflich ist er in der Kunst, die Lehren der Moral zu entwickeln, und sie auf die Pflichten der Freundschaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Thätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitsamkeit, auf den süßen Genuß, den die geselligen

Tugenden uns verschaffen, anzuwenden. Man kann nichts Schöneres in die Art lesen als die „Sprüchwörter des alten Heinrich", oder die „Weisheit des gut Richard", die durch Einkleidung und Inhalt Muster von Volksschriften sind. E Sammlung s. Schriften und sein Briefwechsel ist nach s. Tode, auch ins Deut übersetzt, erschienen (Lond. 1806, 3 Bde.). D'Alembert bewillkommte den (finder des Blitzableiters und den Befreier seines Vaterlandes, bei seiner Aufnah in die franz. Akademie, mit dem eben so schönen als wahren Hexameter:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.
Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.

Folgende Grabschrift hat sich F. selbst gesetzt: „Hier liegt der Leib Benjamin Fr lin's, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sond (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen schönern Ausgabe, durchgesi und verbessert von dem Verfasser".

Frankreich. I. Geschichte Frankreichs bis 1789. 1) Ält Geschichte. Ein Bund deutscher Völker gab sich den Namen „Franken", Freien, als ihnen die Besiegung der Longobarden gelungen war. Dieser Fran bund hatte sich von der Mündung der Lahn, längs dem Rheine hinunter ausge tet, und bestand aus den Chauzen, Sigambern, Attuariern, Bructerern, C mavern und Chatten. Nach vielen Raubzügen durch Gallien bis über die P näen, führten sie blutige Kriege mit den Legionen der römischen Kaiser Gord Maximian, Posthumius, Constantius und Cäsar Julian, in Gallien, in der tavischen Insel und in Britannien, wo sie auch mit den Sachsen dem Usurpa Carausius beistanden. Unter ihnen zeichneten sich die **Salier**, die Bewohner Landstrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, al bis an die Schelde vorgedrungen waren. Sie wurden im 4. Jahrh. dem W des römischen Reichs ebenso furchtbar als die Gothen dem Osten desselben w und hatten sich bereits im belgischen Gallien und um die Somme festgesetzt **Chlodowig** der Große, aus dem Geschlecht der Merovinger, in der Sch bei Soissons, die er 486 über den römischen Feldherrn Syagrius gewann, de mischen Herrschaft in Gallien ein Ende machte. Dieser 20jährige Eroberer w warf seiner Herrschaft die Alemannen nach der Schlacht bei Zülpich (496), an d Ufern des Rheins, 507 die Briten in Armorica (Bretagne), und die Westgoth Aquitanien (das Küstenland von der Garonne bis an die Pyrenäen). Auch Vettern, die Fürsten der verschiedenen Völkerstämme der Franken, räumte er List und Meuchelmord aus dem Wege. Zu Rheims setzte er sich (496) die K der Franken auf, nachdem er sich vom Bischof Remigius hatte taufen und mi Wunderöle, das eine Taube brachte, salben lassen*). Chlodowigs Nach bekamen deßwegen vom Papste den Titel: Allerchristlichster König und erstg ner Sohn der Kirche. Seine Dynastie (die Merovinger) besaß das Franke in Gallien und Germanien bis 752. Chlodowigs vier Söhne theilten das in Austrasien und Neustrien, oder in die östliche und westliche Monarchie; d tere wieder in die Reiche Orleans, Soissons und Paris. Sie eroberten Th gen und Burgund; allein die verschiedenen Theilungen des Reichs, — dabe tige Familienkriege und Verwandtenmord! — das kraftlose Regiment der K und die Einfälle der Araber von Spanien her, zerrütteten das Reich. Doch die Kraft der Majores-Domus (Haushofmeister, Hausmair, daher später M du palais) das Ganze noch einigermaßen zusammen. Aber eben diese mar

*) In der Revolution soll ein Bürger zu Rheims die Scherben dieser poulle mit den darin befindlichen Tropfen des Chrisam gerettet haben. nahm diese Tropfen in das neue Oelfläschchen bei der Krönung Karls X.

che die merovingiſche Dynaſtie endlich vom Throne verdrängten. Unter ihnen rben ſich beſonders Pipin von Heriſtall, Karl Martell, Karlmann und Pipin Kurze oder Kleine, große Namen in der Geſchichte des Reichs. Heriſtall machte Frieſen zinsbar; Martell vereitelte durch den Sieg bei Tours über die Araber die Eroberungsentwürfe dieſer Nation; er unterwarf die Frieſen gänzlich, nö- te die Sachſen zum Tribut, und beförderte die Ausbreitung des Chriſtenthums ch den heil. Bonifaz, den Apoſtel der Deutſchen, der in Karlmann und Pipin noch ere Beſchützer erhielt. Endlich mußte der ſchwache Childerich III. den königli- Schmuck mit der Mönchskutte vertauſchen, und der Major-Domus Pipin ig mit des Papſtes Genehmigung 752 den Thron. Aus ſeinem Blute ſtamm- die Karolinger, die 235 J. lang die franz. Krone trugen. Sein Sohn, Karl Große, war Beherrſcher der Länder vom Ebro bis an die Niederelbe, die ne und den Raab; von der Nordſee und der Eyder bis an den Garigliano in el. Ihm, dem Herrn von Frankreich, Deutſchland und Italien, gab Papſt III. im J. 800 die römiſche Kaiſerkrone des Occidents, und der Orient (Con- tinopel und Bagdad) kam ihm mit Verehrung und Freundſchaft entgegen. Al- ſchon unter ſ. Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Frommen (814—40), el die Monarchie. Ludwigs Söhne theilten, nach blutigem Hader, das Reich h den Vertrag von Verdun (843), welcher die Trennung der deutſchen und Kronen von der fränkiſchen zur Folge hatte. Karl I., der Kahle genannt, er- Frankreich. Von dieſem Vertrage, von 843 an, beginnt die Geſchichte des ntlichen Königreichs Frankreich. Vgl. Sismondi's „Histoire de France“ 22 fg., 5 Bde.).

2) Von Karl dem Kahlen bis Hugo Capet (843—987). Mit Karl Kahlen begann der Verfall des Reichs, ſeitdem er 877 den Grafen und Herzogen Ämter hatte erblich übertragen müſſen. Auch erwarb unter ihm der Adel das cht, nur dann zum Heerbann verpflichtet zu ſein, wenn Feinde des geſamm- Vaterlandes, wie Normänner und Araber, mit einem Einfalle drohten. Aber dieſe Gefahr von Seiten der Normänner veranlaßte die Baronen, welche nach bhängigkeit ſtrebten, feſte Schlöſſer zu bauen. Dieſe wurden bald die vornehmſte ehr des Feudaladels und zugleich Zwingburgen gegen das unterdrückte . Die königl. Macht ſank zu einer bloßen Suzerainetè, d. i. Oberlehnsherr- ft, herab. Auf kurze Zeit vereinigte Karl der Dicke die Länder Karls des Gro- Nach ſ. Abſetzung (887) trennte ſich Burgund von Frankreich, und Odo, von Paris, ſeiner großen Eigenſchaften wegen von den franz. Ständen zum g angenommen, mußte Karl dem Einfältigen, den eine Gegenpartei begün- , nach mehrjährigem Kriege, 897, die Krone Frankreichs überlaſſen. So chten zwar die Karolinger in Frankreich noch bis 987; allein der hohe Adel e mit der Macht des Throns; er theilte ſich in die Domainen des Reichs, und ronvaſallen (die bedeutendſten waren: die Herzoge von Franzien, Burgund, ogne, Normandie, Aquitanien [Guienne], die Grafen von Flandern, Ver- bois, Champagne, Isle de France und Toulouſe) hatten endlich ſo viele Pro- n an ſich geriſſen, daß nur Soiſſons, Laon und einige kleine Ländereien dem n Karolinger noch gehörten. Lothringen ward mit Deutſchland vereinigt. In n unglücklichen Zuſtande des Reichs ſank das Anſehen der herrſchenden Dyna- immer mehr, bis endlich, nach Ludwigs V., des Fauien, Tode (987), dem tigen Herzog von Isle de France, Grafen von Paris und Orleans, Hugo et, es gelang, ſich auf den Thron zu ſchwingen, indem Ludwigs Oheim, Herzog von Niederlothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vaſall des ſchen Kaiſers Otto nicht König von Frankreich ſein könne, von der Nachfolge geſchloſſen wurde. So trat an die Stelle der Karolinger der Stamm der Ca- inger (ſ. d.). Der Staat ſelbſt war eine durch die Feudalariſtokratie be-

schränkte, kraftlose Monarchie. Es waren nämlich aus den Erwerbern der vertheilten Länderbeute, die unter Karl dem Kahlen schon den erblichen Besitz erlangt hatten, mitten unter einem zahlreichen Dienst- und Kriegsadel, vierzig mächtige Vasallen entstanden, und der Inhaber der Krone herrschte nur als primus inter pares. Daher mußten die Könige jedes Vorrecht der Krone den stolzen Baronen lange gleichsam abkämpfen, bis sich endlich aus diesem formlosen Zustande die Etats généraux entwickelten. (Vgl. Französische Staatskunst.)

3) Die Befestigung der Monarchie und die Ausbildung der Feudalstände (987—1328). Schon die Erbkönige der ersten capetingischen Hauptlinie beschränkten die Macht der Kronvasallen, indem sie sich mit einzelnen Großen gegen die übrigen, und mit der Kirche gegen die weltlichen Vasallen überhaupt verbanden. Dadurch erwarben sie Kronländer und Regalien. Der Staat selbst umfaßte in der Mitte des 12. Jahrh. nur ein Areal von 8 bis 9 der heutigen Departements, mit etwa 1½ Mill. Einw. Er enthielt die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Nevers und Moulin. So weit herab war das eigentliche Besitzthum der Krone durch die Anmaßungen der herrschsüchtigen Großen geschmolzen. (Die jetzige Bevölkerung dieses Bezirks beläuft sich auf 7 Mill.) Damals besaßen nämlich: 1) Thierry d'Alsace, Graf von Flandern, mit oberherrlicher Gewalt, 16 der heutigen Depart., die jetzt 5,600,000 Einw. haben; 2) Thibaut, Graf von Champagne, 7 Depart. mit den Städten Mezieres, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois, mit 1,800,000 Bewohnern; der Herzog von Burgund 6 Depart. (das Herzogthum Burgund und die Franche Comté) mit 2 Mill. Einw. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich gehörte mehren souverainen Großen, als den Grafen von Toulouse, Languedoc, Lyon, Provence u. a. m. Doch der bedeutendste Theil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Depart. besaß, die jetzt von 10½ Mill. Menschen bewohnt sind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Ursprung, von Carcassonne bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Alle diese Länder mußten nach und nach von den Königen der Krone wieder erworben werden. Die Kreuzzüge begünstigten ihre Entwürfe, indem seit der kurzen Verwaltung des Abts Suger unter Ludwig VI. (starb 1137), das allmälige Verschwinden der Leibeigenschaft und das Emporkommen freier Städte das bürgerliche Dasein des Volks vorbereiten. Unter Philipp II. August (1180—1223), dem Eroberer, wurde die Zahl der Pares regni auf sechs geistliche und 6 weltliche beschränkt. Darauf gab Ludwig IX., der Heilige (1270), durch die Einführung einer neuen Rechtspflege der königl. Würde mehr Kraft. Ein neues Gegengewicht gegen den Geschlechtsadel entstand unter Philipp III. (st. 1285) durch die Ertheilung des Briefadels. Noch wichtiger war unter Philipp IV., dem Schönen (st. 1314), die Einführung des dritten Standes (Tiers-état), oder der Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung der Geistlichkeit und des Adels, seit 1301. (S. März- und Maifeld.) Mit Hülfe dieser Feudalstände widerstand schon Philipp IV. dem Interdicte Bonifaz VIII., und der Priesterschaft. Derselbe Philipp dehnte die Gerichtsbarkeit des pariser Parlaments über sämmtliche Kronländer aus. Doch das Ganze bestand noch immer aus widerstrebenden Theilen, und die grausame Vertilgung der Templer, 1314 (s. d.), ist nur Ein Zug aus der Geschichte eines Zeitalters, in welchem nicht das Recht herrschte, sondern Gewalt und Unterdrückung.

4) Frankreichs Kriegsmacht und Eroberungspolitik. Unter den Valois, der zweiten Linie des Mannsstammes der Capetinger (1328—1589), welche, mit Genehmigung der Stände, in der Person Philipps VI. (Enkels Philipps III.) zur Thronfolge gelangte, ward der Feuerbrand des Kriegs

land in das formlose Gebäude der französischen Monarchie geworfen, welcher Geist des Aufruhrs im Adel entzündete, die Krieger in Räuber, und die ern durch den Druck des Elends in wilde Thiere verwandelte. Der König von land, Eduard III. machte nämlich, als Philipps IV. von Frankreich Tochter, Ansprüche auf den franz. Thron, indem das salische Gesetz, welches die weibn Nachkommen davon ausschließt, noch nicht Reichsgesetz war. Während er, Sieger bei Crecy, Calais eroberte (1347) und den gefangenen König Johann Guten nöthigte, im Frieden zu Bretigny, 1360, Guienne und andre Provinn England abzutreten, wurde Frankreich von den Räuberbanden der Camerad-ien geplündert, und die Jaquerie, ein Haufe wüthender Bauern (um 1358) te eine unmenschliche Rache in dem Blute des Adels. Nur augenblicklich n Karl V., der Weise (st. 1380), und sein Connetable, der tapfere du Gues- die Ordnung wieder her. Denn es kamen unter dem wahnsinnigen Karl VI. 1422) die Zeiten der Armagnacs über Frankreich: ein Bürgerkrieg der Großen, Orleans und Burgund mit Meuchelmord geführt, in welchem Heinrich V. von land, als Gemahl der Tochter Karl VI., und mit Zurücksetzung des Dau-s, nachherigen Königs Karls VII., die Erbfolge in Frankreich erlangte. Hein- V. starb noch vor Karl VI., und sein minderjähriger Sohn, Heinrich VI., vom größten Theile Frankreichs als König anerkannt, auch sogar, 1431, in s gekrönt. Da begeisterte, mitten unter der Zügellosigkeit des Kriegs, des triffes und der Sitten, eine Jungfrau (s. Jeanne d'Arc) die Franzosen ie Sache des Dauphin 1429, und die Engländer verloren in Frankreich Alles, sie besaßen, bis auf Calais. In dieser Zeit vermehrten die Könige den Län-fth der Krone, z. B. Philipp VI., 1349, durch den Erwerb der Dauphiné; der Krieg berechtigte sie, Steuern zu erheben, ohne die Einwilligung der nde. Hierauf gründete zuerst Karl VII., 1444, ein stehendes Heer. Seit-richten die Könige immer planmäßiger, durch Unterdrückung der ständischen ht, nach unumschränkter Gewalt im Innern, und zugleich, um den kriegeri-Geist der verwilderten Nation auf Beute hinzulenken, nach auswärtigen Er-ngen. Jenen Zweck erreichte durch List und Gewalt die despotische Staats-Ludwigs XI. (1461—85), dessen Regel war: Dissimuler, c'est regner. ihm entstand der 280 Jahre fortdauernde Zwiespalt mit dem Hause Habs- als dieses die burgundische Erbschaft nach Karls des Kühnen Tode (1477) b. (S. Niederlande.) Dagegen erzwang sein Sohn und Nachfolger VIII. (st. 1498) die Hand der Erbin von Bretagne und die Vereinigung die-rzogthums mit Frankreich. Hierauf schloß er mit Östreich den Frieden zu is 1493, und unternahm 1494 den Eroberungszug nach Neapel, als Erbe nsprüche des Hauses Anjou. Damit begann die Eroberungspolitik der franz. ie gegen Italien, Deutschland und die Niederlande, woraus zuletzt das neuere sche System von Europa hervorging. Er war der letzte Valois der Hauptli-Ihm folgte ein Seitenast dieses Stammes, das Haus Orleans, 1498. rgefinnte Ludwig XII. (s. d.) vermählt mit Anna, Erbin von Bretagne, e nicht den Macchiavellismus seiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm s für seine innern Verhältnisse; allein die Sucht, seine Staaten zu vergrö-verwickelte ihn in nachtheilige Kriege. Zwar behauptete er seine Familienan-ie auf Mailand durch die Besitznahme dieses Herzogthums; auch eroberte und er das Königreich Neapel mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien; bald sah er sich mit dem Bundesgenossen selbst im Zwist, der ihm seinen An-mtriß, sowie er in dem Kampfe gegen die vom Papst Julius II. wider ihn mit tien, Östreich, England, Helvetien und Venedig gestiftete Ligue auch Mai- und die Lehnshoheit über Genua verlor. Sein Nachfolger Franz I. (1515)) und dessen Sohn Heinrich II. bekämpften in fünf Kriegen die Macht

Karls V. und Philipps II.; allein vergebens schlossen sie einen Bund mit
Pforte. Dagegen vereinigte Franz I. das Herzogthum Bretagne auf immer
der Krone, und machte die königl. Gewalt unumschränkt, indem die mächtigen
fallen Hofbedienungen annahmen, und selbst das Parlament sich allmälig des
nigs Willen fügen lernte; Heinrich II. aber gelang es, den Engländern Cal
(1558) zu entreißen, und im Bunde, den er für die deutsche Freiheit mit Mo
von Sachsen geschlossen hatte, die deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verd
zu erobern. Unter Franz I. (s. d.) nahm mit Verbreitung der Reformation
Religionsverfolgung auch in Frankreich ihren Anfang. Er und seine Nachfol
Heinrich II. (1547—59) und Franz II. (st. 1560, s. d.), ließen die Calvi
sten verbrennen. So wenig milderte die unter Franz I. in Frankreich aufblühe
Bildung des Geistes und der Sitten den grausamen Charakter des Fanatism
Übrigens wurde jetzt der Anfang zu den Staatsschulden gemacht, deren ungehe
Last nach 250 Jahren den Thron umstürzte, und ein Geist der Intrigue, mit
sittlichkeit gepaart, verschaffte den Frauen einen gefährlichen Einfluß auf Hof-
Staatsangelegenheiten. Karls IX. Regierung (welche während seiner Min
jährigkeit die Königin-Mutter, Katharina von Medici, führte) zeichnete sich d
die Blutströme aus, welche in den Religionskriegen seit 1562 Frankreich befleckt
(S. Bluthochzeit.) Die Herrschsucht der Guisen verdrängte die Prinzen
Geblüt, die Bourbons, weil sie Hugenotten waren, aus der Nähe des Thro
und trachtete endlich, diesen selbst zu besteigen. Der kraftlose Heinrich III. ließ
Herzog von Guise meuchlings, und dessen Bruder, den Cardinal, im Gefäng
ermorden (1588). Dies war für die Liguisten in Paris die Losung zum Köni
mord (1589). (S. Heinrich III. und IV.)

5) Frankreich eine europäische Hauptmacht unter d
Bourbons bis 1789. Zweihundert Jahre vor der Revolution bestieg
erste Bourbon aus Capet's Stamme, Heinrich IV., der Große, König von
varra, den Thron von Frankreich. Er brachte wieder Ordnung in das Chaos,
kannte sich zur katholischen Religion, und stellte seine alten Glaubensgenossen u
den Schutz des Edicts von Nantes (1598). Im Verein mit dem weisen S
arbeitete Heinrich rastlos für des Reiches Wohlfahrt. Die Franzosen erhielte
erste Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialwesens; Pondichery in Ostind
Martinique, Guadeloupe, Domingo in Westindien, und Quebeck in Nord
rika wurden von ihnen besetzt. Nach Heinrichs IV. Ermordung, 1610, schwo
das franz. Regierungssystem unter Ludwig XIII., bis ihm der Premiermin
Cardinal Richelieu (s. d.) eine feste Richtung gab. Der dreißigjährige K
ward von ihm zur Schwächung Östreichs und Spaniens benutzt. Im Inner
schuf er jenes System von unbiegsamem Despotismus, welches die Autokrat
Frankreich vollendete, aber zuletzt den Thron untergrub. Die Reichsstände w
1644 das letzte Mal versammelt worden. Richelieu's Plane brachte Maza
unter Ludwig XIV. (s. beide Art.) zur völligen Reife. Der westfälische F
(1648) verschaffte Frankreich Elsaß, den Sundgau und die Bestätigung des
tes der Bisthümer Metz, Toul und Verdun: der pyrenäische Vertrag (1659)
Spanien vereinigte einen Theil der Niederlande und die Grafschaft Roussillo
Frankreich. Nach Mazarin's Tode (1660) und dem Sturze des Oberauff
der Finanzen, Fouquet (1661), erhob Colbert (s. d.) Frankreich auf eine
Stufe der Cultur und des Wohlstandes. Seine großen Ideen wußte er ü
mit einer immer siegenden Thätigkeit zu verwirklichen. Neben ihm ordnete
vois (s. d.) das Heerwesen; die Feldherren Turenne, Luxembourg, Ca
Boufflers, Vendôme fesselten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban
gürtete den Staat mit Festungen. So konnte Ludwig in den großen Welthä
eine entscheidende Stimme führen. Aber die Aufhebung des Edicts von

(1685)*), die Einmischung in fremde Händel, und vor Allem der spanische bfolgekrieg (1701—13), zernichteten Frankreichs Größe. Ludwigs Minister Feldherren waren todt, und sein Cabinet lenkten der Beichtvater le Tellier die Frau von Maintenon (s. d.). Als Ludwig, den die Franzosen, gleich inrich IV., den Großen nennen, starb, 1715, betrug die Schuldenlast nicht niger als 4500 Mill. Livres. Ihm folgte sein fünfjähriger Urenkel, Ludwig XV. e Regentschaft des Herzogs von Orleans, Law's Actiensystem, die Verwaltung verrufenen Dubois, das dreijährige Ministerreich des Herzogs Ludwig von urbon, die musterhafte Wirthschaft und redliche Politik des ehrwürdigen Fleury, nachtheilige Einfluß der berüchtigten Marquise von Pompadour, und das thatche Leben ihres Günstlings, des Staatsministers Herzogs von Choiseul: dies die Hauptpunkte in dem Gemälde jener Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs das Glück seiner Bewohner allen Leidenschaften mehr als je zum Spiele dien-. Die Erwerbungen von Lothringen und Corsica, die wechselnde Ebbe und Flut ankreichs Colonialwesen, worauf besonders der aachener Friede (1748) und von Paris (1763) bedeutenden Einfluß hatten, die Folgen der Kriege über die nische Königswahl, 1733, gegen Östreichs Erbfolgegesetz, 1740, und für Öst- seit 1756—63, die Aufhebung des Jesuitenordens, der Familienbund der rbonischen Häuser, der immer mehr zunehmende Despotismus, welcher vorzüg- in den zahllosen Lettres de cachet, diesem Mittel höchster Schwäche und fei- Gewalt, sich aussprach; Namen endlich, wie Montesquieu, Buffon, Voltaire, ffon ꝛc.: dies sind die Merkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs XV., der Verschwendung aller Art, durch unsinnige Unternehmungen, durch sein Hin- an Menschen, die mit seinen Pflichten ein schreckliches Spiel trieben, dem eine niederdrückende Abgabenlast aufgebürdet und Schulden auf Schulden hauft hatte. (Vgl. über ihr Zeitalter d. Art. Ludwig XIV. und XV.) Unter Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI. (1774—92, s. d.), geschah manches ut. Aber Alles, was Maurepas und Vergennes, Turgot und Necker thaten, doch nur Palliativ gegen ein unheilbares Übel. Durch seine Theilnahme an Freiheitskampfe der Americaner gegen England (1778—83) beschleunigte ankreich den eignen Untergang. Necker verließ den gefährlichen Posten eines Fi- zministers, und sein Nachfolger Calonne wußte mit unnachahmlicher Gewandt- die Verlegenheit des öffentlichen Schatzes noch eine Zeitlang zu verhüllen. Auf en Vorschlag wurden endlich die (146) Notabeln des Reichs nach Versailles be- n (22. Febr. 1787); doch, schon zu vertraut mit der Stimmung des Volks, ten sie die Anträge des Ministers, eine Land- und Stempeltaxe einzuführen, indem sie die Zusammenberufung aller Reichsstände als nothwendig erklärten. onne erhielt hierauf seinen Abschied, und Brienne, Erzbischof von Sens, wurde r Minister. Um den jährlichen Ausfall von 140 Mill. Livres zu decken, schlug enne große Ersparnisse, neue Auflagen und Anleihen vor; die persönlichen ndienste wurden in Auflagen an Geld verwandelt, und die von Calonne vorge- genen Taxen wollte der König, nach der Weigerung der Notabeln, durch das ser Parlament in einem Lit de Justice einregistriren lassen. Allein das Par- ment widersetzte sich so standhaft, daß es nach Troyes verwiesen wurde. Bald auf zurückberufen, gab es ebenso wenig nach. Selbst eine Anleihe von 450 ll. Livres wurde verworfen, und die Verhaftung des Herzogs von Orleans, der

*) M. s. das seltene Werk a. d. Quellen von Rulhières: „Eclaircissemens or. sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes et sur l'état des Pro- ans en France" etc. 1788. Überhaupt verlor Frankreich durch die sieben gro- Auswanderungen der franz. Protestanten: 1666, 1681, 1685, 1688, 1715, 4 und 1744, Hunderttausende fleißiger Bürger, große Reichthümer und — seine ten.

an der Spitze der Pairs stand, und zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Verhaftsbriefe rügte, worauf der König die Abschaffung aller Parlamente, und Einführung eines bloß von seinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plénière) decretirte. Dieses Werk des Brienne und Breteuil erregte eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte sogar Jeden, der eine Stelle bei diesem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man sah die ganze Reichsverfassung dadurch im Innersten verletzt, und nie hatte man lebhafter und mit mehr Theilnahme von Nordamerikas Befreiung gesprochen als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rousseau wurden gelesen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken verglichen neben die Wirklichkeit gestellt. Dem Principalminister konnte die wahre Lage der Dinge nicht verborgen sein; er gab daher der Volksstimme nach, und trug auf die Versammlung der Reichsstände an; einstweilen sollten alle Zahlungen theils eingeschränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeschoben werden. Zugleich nahm er seine Entlassung, denn des Königs Hoffnung war bloß auf den persönlichen Credit des berühmten Necker gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen und Staatsminister zurückberufen wurde. Er kam, und fand in der Staatscasse Frankreichs — 419,000 Livres baares Geld! Seine ersten Schritte waren, daß er die Einstellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinsetzung der alten Parlamente bewog, und die Notabeln abermals versammelte (5. Nov. 1788), um über die Organisation der Reichsstände einen Beschluß zu fassen. Im Fortgange der Berathungen verlangte der Bürgerstand (Tiers-état), mit den beiden privilegirten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, in gleich starker Anzahl repräsentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Preßfreiheit und um Abschaffung der Verhaftsbriefe (**Lettres de cachet**), indem zugleich die Pairs und der Adel allen bisherigen Vorrechten entsagten, und freiwillig ihre Besitzungen für steuerbar erklärten. Hierauf wurden die Reichsstände auf den 1. Mai 1789 beschieden: zum ersten Male wieder seit 175 Jahren. Das Geschäft der Deputirtenwahlen setzte ganz Frankreich in heftige Bewegung, und in Paris sprach man bereits laut von „Volksfreunden und Volksfeinden". Der Reichstag ward am 5. Mai in Versailles vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet. Die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen gestimmt werden sollte, führte zu heftigen Debatten; der Bürgerstand, dessen Deputirten auch **Mirabeau** (s. d.) gehörte, gab sich, d. 17. Juni, auf Abbé Sieyes Rath, den Namen **Nationalversammlung**; ein Theil des Adels und der Geistlichkeit vereinigte sich mit derselben, und — die Revolution war entschieden.

II. **Frankreich von 1789 bis 1814, oder die französische Revolution bis zur Restauration im J. 1814.** — Die franz. Revolution macht eine Hauptepoche in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sie als ein zufällig entstandenes Ereigniß ansieht, hat weder in die Vergangenheit geblickt, noch kann er in die Zukunft schauen. Aus Leidenschaft und Vorurtheil hält er eine Begebenheit, die aus dem Schoße von Jahrhunderten hervorging, für das Werk der Menschen des gegenwärtigen Augenblicks. Er nimmt die Schauspieler für das Stück. So beurtheilte Frau von Staël in ihren „**Considérations sur les principaux événemens de la révolution française**" (womit Bailleul's „**Examen critique**" dieses Werks zu verbinden ist) jene große Begebenheit. Nicht Zufälle von gestern haben die Bastille gestürzt, und Maupeou's Edict an die Parlamente zerrissen; nicht das Deficit, nicht die Berufung der Stände haben die Feudalmonarchie zerstört; auch ohne die Verdoppelung des dritten Standes würde die Revolution entstanden sein. Das Deficit war nicht die Ursache, es war eine Folge; dieselbe Regierungsweise, welche jenes Deficit hervorgebracht hatte, würde das

s erzeugt haben: denn Verschwendung ist die treue Gefährtin der Willkür! Haß wegen Bedrückungen trieb das Volk zum Aufstande hin; es erstürmte die lle; man konnte das Volk mit Kartätschen zerstreuen; allein es würde den- ie Zwingburg, wenn auch nicht heute, doch morgen zerstört haben. Nicht Kanonen, um Druck und Willkür zu beschützen, sondern wenn man beiden de macht, stellt man einen dauerhaften Frieden wieder her. Ludwig XVI. die constituirende Versammlung mit Bayonnetten auseinanderjagen; er dennoch das Bedürfniß der Freiheit nicht aus den Köpfen und aus den Her- Nation gerissen haben. Nicht die Menschen aus der letzten Hälfte des 18. ., sondern alte Mißbräuche, Leidenschaften und Vorurtheile haben die Re- n gemacht. Die als Häuptlinge darin auftraten, waren nicht ihre Urheber, n nur ihre Werkzeuge. Die wahren Urheber der Revolution sind gewesen der al Richelieu und seine Tyrannei; Mazarin und seine Arglist: jener machte ron verhaßt; dieser machte ihn verächtlich; dann Ludwig XIV. und seine nderische Pracht, seine unnützen Kriege und seine Dragonaden! Die wah- heber der Revolution sind gewesen die unumschränkte Gewalt der Regierung, sche Minister, ein übermüthiger Adel, habsüchtige Günstlinge und das Rän- der Maitressen. Aber Revolutionen, aus Haß erzeugt, von der Leidenschaft t, und von der Selbstsucht geleitet, geben nicht die Freiheit, sie geben nur er und Elend; den Altar der Freiheit kann allein das Gesetz der Ordnung ten, sowie das Gesetz der Ordnung nur aus der Freiheit entspringt. Darum, ker, fürchtet die Revolutionen; aber wehe der Regierung, welche sie durch t und Ungerechtigkeit hervorruft! — Daß aber die franz. Revolution in ih- twickelung einen so bösartigen Charakter, den des Despotismus der Anar- die man die Politik der Jakobiner bezeichnen kann, und den der gröbsten und n Ausschweifung der Selbstsucht und Grausamkeit, bei gänzlicher Erstarrung lichen Gefühls, annahm: wer trägt davon die Schuld? Hatten nicht Prie- ses Volk erzogen, welches den Altar umstürzte? Hatten nicht Minister und te, Staatsmänner im Cardinalspurpur, Prinzen, welche sich roués (Lieder- annten, und Hofdamen die Sitten der Hauptstadt durch ihr Beispiel seit den der Regentschaft vergiftet, und das Volk verführt, daß es in Ruchlosigkeit l Frömmelei und Wollust, Üppigkeit und gesetzlose Willkür verbreiteten sich n Hofleben in die höhern Stände, und verpesteten endlich den sittlichen Zu- es Volks so, daß es statt der Freiheit die Frechheit umarmte, und für seine Gelüste keinen Zügel mehr kannte*). — In dem Fortgange der franz. tion bemerkt man drei verschiedene Richtungen: die monarchische, die demo- e und die militairische. Man kann daher folgende Abschnitte machen;

) Von der constituirenden Nationalversammlung bis richtung der Republik (17. Jun. 1789 — 21. Sept. 1792). ationalversammlung bestand aus 600 Abgeordneten vom dritten Stande, m Adel und 300 von der Geistlichkeit. In ihrem Schoße entwickelte sich n Kampfe der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten, der unterdrückten echte mit den Feudalvorrechten des Adels und der Priesterschaft, allmälig der tand gegen den Thron selbst, welcher das Feudalwesen für seine Basis hielt. n Augenblicke, in welchem die Volksvertreter gegen die Beschlüsse des Königs ersammlung fortsetzten und den feierlichen Eid aussprachen: daß sie nicht h trennen wollten, als bis die Constitution vollendet sei (20. Jun. 1789); Bürgerstand (23. Jun.) unter den Augen des Königs sein Recht behaup- nd der geängstete König endlich selbst dem Adel und der Geistlichkeit befehlen

*) Aus den „Mémoires du Duc de Lauzun“ kann man die zügellosen Sit- der Zeit vor der Revolution kennen lernen. S. d. A. Frankreich vor evolution und die Revolution und ihre Folgen.

zige und untheilbare Republik. Mit diesem Tage begann auch eine neue rechnung, die republikanische, welche Napoleon mit dem 1. Jan. 1806 der aufhob.

3) Die Geschichte der Republik Frankreich bis zur richtung des Kaiserthums (21. Sept. 1792 — 18. Mai 1804). gesnachrichten feierten die Geburt der Republik. Custine hatte Mainz erobert Feinde hatten den Boden Frankreichs räumen müssen. Dumouriez hatte die mappe gesiegt. Sofort erklärte der Nationalconvent sich bereit, „allen Vö beizustehen, die sich die Freiheit verschaffen wollten", indem er den von den Truppen besetzten Ländern die Aufhebung aller aus dem Feudalsystem herrühr Lasten versprach. Zugleich erklärte er die Todesstrafe gegen alle Auswanderer verurtheilte Ludwig XVI. (s. d.). Die Mehrheit des Convents war unte von der wilden Rotte, die in Paris den Kopf des Königs foderte, und in s Übermuthe kündigte der Convent den Königen von England und Spanien und Erbstatthalter (nicht den Völkern) den Krieg an. (S. Brissot.) Nun t auch Portugal, Neapel, Toscana und der Papst in den Bund gegen die Rep die nur von Venedig anerkannt ward. Zu dem äußern Kriege kam noch der in die Vendée stand auf, um den Tod des Königs zu rächen. Die Republik verloren. Da umgürtete sie sich mit dem Schwerte des Schreckens und der zweiflung. Die Partei des Berges schmetterte die Gemäßigten, die Giro sten (s. d.), zu Boden. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, und die S ckensmänner Danton, Robespierre und Marat (s. d.) regierten die tion mit der Guillotine. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, starb Tod ihres Gemahls (16. Oct. 1793); ihr folgten Orleans Egalité und die fro Elisabeth, die großherzige Schwester Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris w geschlossen, alle Kirchengeräthschaften für Nationaleigenthum erklärt, und i ehemaligen Kathedrale feierte man am 10. Nov. statt des Gottesdienstes das der Vernunft! Auch den Colonien gab man Frankreichs demokratische V sung, und allen Negern die Freiheit: die Losung zur Ermordung der We (S. Haiti.) Am wildesten verfolgte man die Eradeligen. Man sah in ihnen den Druck der Vorrechte vieler Jahrhunderte, und übte jetzt die Rache der W vergeltung. Neun Monate dauerte das Schreckenssystem, während dessen R pierre Feste der Natur, dem höchsten Wesen, dem Stoicismus, dem R u. s. w. zu feiern befahl, wobei das Blut in Strömen von der Guillotine un ter den Kartätschen des schrecklichen Collot d'Herbois u. A. (besonders zu Bordeaux, Nantes, Toulon ꝛc.) sich ergoß. Mit Robespierre's Falle (27. 1794, 9. Thermidor) hörte das Schreckenssystem auf. Sogar der Saal de kobinerclubbs ward eine Zeitlang geschlossen, und das Revolutionstribunal ne bildet. Der Nationalconvent erkannte keine Volksgesellschaften mehr an, u cretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (21. Febr. 1795). kostete es noch manchen Kampf mit den gegen den Geist der Mäßigung sich erh den Schreckensmännern und Jakobinern (z. B. d. 20. Mai 1795). Eine (die dritte) Constitution ward nun als Grundgesetz der franz. Republik e Vergebens suchten die Sectionen von Paris das Königthum wieder herzus Der Convent besiegte sie durch Barras und Bonaparte (s. d.) am blutige Vendemiaire (5. Oct. 1795). Hierauf löste er sich am 26. Oct. auf, u Directorialregierung nahm ihren Anfang. (S. A. C. Thibeaude „Mém. sur la Convention et le Directoire", Paris 1824, 2 Bde.) Das ge bende Corps bestand jetzt aus dem Rathe der Alten (250 Mitgliedern) und Rathe der Fünfhundert. Das vollziehende Directorium (Barras, Reubel, not, Lareveillère-Lepaux und Letourneur) beruhigte die Vendée; allein ver setzte es statt der Assignaten Mandate in Umlauf (11. März 1796). Es verm

durch nur die Finanznoth, welche aus dem doppelten Bankerotte, den die Repu- gemacht hatte, entstanden war. Damals hielt das Nationalinstitut der Wis- schaften (6. Oct. 1796) seine erste Sitzung, und ein Nationalkirchenrath, ver- auf das tridentinische Concilium, ward errichtet. Die Revolution vom 18. ructidor (4. Sept. 1797) befestigte die Macht des Directoriums.

Während jener vielfachen Veränderungen im Innern hatten die franz. Waf- Savoyen und Nizza, Belgien zweimal, Deutschland bis an den Rhein und Niederlande, erobert. Große Feldherren siegten an der Spitze ungeübter Trup- unter Carnot's strategischer Leitung. Ihrem neuen Kriegssystem und ihrer Kriegskunst vermochte die alte europäische Taktik nicht zu widerstehen. ganze Nation wurde in Masse aufgeboten, und 13 Heere erkämpften der Re- den Sieg über die Hanoveraner, Engländer, Holländer, Östreicher und sen. Darauf schloß Toscana (am 9. Febr. 1795) Frieden mit der franz. Re- Das Glück der franz. Waffen in den Niederlanden, und zum Theil noch erhellte Begebenheiten bestimmten auch Preußen, einen Separatfrieden (5. Apr. zu Basel abzuschließen. Spanien folgte am 22. Jul., und Hessenkassel 28. Aug. dess. Jahres. Darauf sicherte eine Demarcationslinie dem nördlichen schland die Neutralität unter preuß. Schutze. Die Niederländer vereinigten sich (16. Mai) mit Frankreich durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen land. Östreich, England und Rußland aber hatten nach den baseler Friedens- sich fest vereinigt (28. Sept. 1795), um das beginnende Übergewicht reichs in seinen Fortschritten möglichst zu hemmen. So glücklich die Neu- auf dem festen Lande bisher gefochten hatten, so unglücklich waren sie im ge. England bot alle Kräfte auf, um seine Herrschaft zur See und in bei- zu vergrößern. Doch war Pitt's unausführbares Aushungerungssy- andre Staaten nicht weniger nachtheilig als für Frankreich. Auch hatten ungsversuche der Engländer in Frankreich, zur Unterstützung der Royali- nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der franz. Colo- reich in englische Gewalt, und die Angriffe der Engländer auf die toulo- brester Flotten schlugen der republikanischen Seemacht unheilbare Wunden. Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit englischen Kriegsgeldern. Dagegen verschaffte sich das Directorium der Republik durch sion der Kriegsbedürfnisse und durch Papiergeld die Mittel, um die auf dem der Conscription gebildeten Heere herzustellen und zu erhalten. Die reichsten Quellen boten die besetzten feindlichen Länder dar; vorzüglich Holland, schland und Italien. Endlich erkämpfte Bonaparte den Frieden. Die Siege, er 1796 in Italien bei Montenotte, Millesimo, Lodi, Arcole, Rivoli und Tagliamento in elf Monaten erfocht, führten ungeachtet der Siege des Erz- Karl in Deutschland und des Rückzugs von Moreau, zu den Unterhand- zu Leoben (18. Apr. 1797), welchen endlich der Friede von Campo- nio (s. d., 17. Oct. 1797) und der zum Abschlusse des Friedens mit dem schen Reiche eröffnete Congreß zu Rastadt erfolgten. Unterdessen hatten sich reich und Spanien (19. Aug. 1796) eng verbunden, weßwegen England den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratisirt, Genua in die ligurische blik verwandelt, und eine Allianz zwischen Frankreich und Sardinien geschlos- Holland verlor dagegen immer mehr Colonien an England, welches sich des handels bemächtigte; auch traten Mißverhältnisse zwischen Frankreich und Amerika ein. Aber die neue Republik zerstörte selbst durch ihre Eroberungspo- den Frieden auf dem festen Lande. Rom ward in einen Freistaat verwandelt Febr. 1798), Helvetien besiegt, und der Gedanke: Britannien, diese ewige Frankreichs, an dem vermeinten innersten Nerv seines Lebens, in Indien, greifen, sollte durch Bonaparte's Zug nach Ägypten in Ausführung gebracht

werden. Als jedoch Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelson vernichtet war, u
sein Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, bildete sich auf Englands Antr
und durch dessen Subsidien die zweite Coalition. Die Pforte erklärte Fra
reich den Krieg; der Congreß zu Rastadt löste sich nach Ermordung zweier fra
Gesandten auf; Östreich und Rußland vereinigten sich mit der Pforte, und Nea
übernahm die Rache des Papstes. Nun erdrückte die Republik ihren Bundesgen
sen, den König von Sardinien (Dec. 1798), um Oberitalien zu behaupten, u
die republikanischen Heere zogen siegend nach Neapel, wo die parthenopäische Re
blik errichtet ward. Auch Toscana wurde besetzt. Aber schnell wandte sich
Glück. Die Östreicher und Russen siegten in 6 Hauptschlachten und erober
Italien 1799. Nur Holland und die Schweiz wurden, jenes von Brune, die
von Massena, behauptet. Da trat Bonaparte, von Sièyes und Lucian Bo
parte aus Ägypten zurückgerufen, an die Spitze der Republik.

Das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. N
1799) gab Frankreich eine consularische Regierung und die vierte Consti
tion. Diese näherte sich wieder der monarchischen Form. Drei, auf zehn Ja
gewählte und wieder wählbare Consuln wurden an die Spitze der Regierung
stellt; der erste von ihnen aber, Napoleon Bonaparte, konnte allein die M
glieder des Staatsraths, die Minister, die Gesandten und alle Officiere der Lan
und Seemacht ernennen und absetzen; auch in allen übrigen Regierungsangeleg
heiten entschied er, indem die beiden andern Consuln (Cambacérès und Lebrun) n
eine berathschlagende Stimme hatten. Die gesetzgebende Macht übten aus
Tribunat von 100, und das gesetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährl
zum fünften Theile erneuert wurden. Jenes debattirte über die von den Consu
vorgeschlagenen Gesetze, dieses entschied hierauf durch geheimes Stimmengebe
keines der beiden Corps durfte Gesetze in Vorschlag bringen. Consuln, Gesetz
ber und Tribunen wurden nicht vom Volke, sondern von einem Erhaltungsse
(Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigstens 40 Jahre alten Mitglied
bestand, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und des
setzgebenden Corps sich selbst wählten. Alle diese Behörden waren keiner Verantw
tung unterworfen. Diese Constitution erhielt jedoch im Aug. 1802 einige Abänder
gen, als Bonaparte lebenslänglicher Consul wurde; nunmehr ernannte die Regier
die Präsidenten der Cantonsversammlungen und Wahlcollegien, und der erste C
sul seinen Nachfolger und die Senatoren ꝛc. Den gesetzgebenden Körper beru
vertagte, prorogirte die Regierung nach Gefallen. Kaum hatte Bonaparte
Zügel der Regierung ergriffen, so erhielt Alles eine lebenskräftige Gestalt. Er
schuf ein neues Heer, mit dem er, nach fruchtlosen Friedensanträgen an Engl
und Östreich, den großen Bernhard überstieg, die cisalpinische Republik herstel
und bei Marengo siegte (14. Juni 1800), worauf Moreau bei Hohenlinden
Dec. 1800) den Krieg mit Östreich entschied. Die Vendée wurde beruhigt, u
mit Nordamerika ein Freundschaftsvertrag geschlossen. Östreich mußte sich
England trennen und im Namen des deutschen Reichs den Frieden von Lu
ville (9. Febr. 1801) unterzeichnen. Dieser gab der Republik das linke Rhe
ufer, und der Thalweg des Rheins ward Frankreichs und Deutschlands n
Grenze. Diesem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und
zu Amiens mit England (27. Mai 1802), sowie das mit Pius VII. abgeschl
sene Concordat, das die katholische Religion wieder zur herrschenden in Frankre
machte. Seitdem lenkte dreizehn Jahre lang die Diplomatie des Eroberers d
Schicksal des festen Landes von Europa. Das Königreich von Etrurien wu
errichtet und dem Herzog von Parma überlassen; dem deutschen Reiche wurde
große Entschädigungsplan von Frankreich vorgeschrieben; Helvetien erhielt eine M
diationsacte, und mußte sich auf das engste mit Frankreich verbinden; Holla

e gleichsam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Con-
ion; Piemont, Parma und Piacenza wurden Frankreich einverleibt, und der
Consul zum Präsidenten der italienischen Republik ernannt. In Frankreich selbst
Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionairen Zustandes.
Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Härte der Emigrantenli-
ward gemildert, die Freiheit des Gottesdienstes ward wieder hergestellt, und die
tung der Ehrenlegion (19. Mai 1802) verband die Nation und das Heer mit
Chef der Regierung. Als nun der Krieg mit England (18. Mai 1803) aufs
ausbrach, und Verschwörungen im Innern Furcht verbreiteten, da wurde
ation für die Ansicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer festern
tsverfassung, die zugleich dem Chef volle Sicherheit gewähre, abhängig sei,
war es, nach den vorhergegangenen Schrecken der Anarchie, leicht, die Re-
Frankreich in ein Kaiserthum zu verwandeln.

3) Geschichte des Kaiserthums Frankreich bis zur Re-
ration des Hauses Bourbon und der Königswürde (18.
1804 — 3. Mai 1814). Am 18. Mai 1804 erschien das organische Se-
consult, welches Napoleon zum Kaiser der Franzosen, und die kaiserl. Würde
lich in seiner Familie erklärte. Durch dieses Senatusconsult und durch das
ige kaiserl. Statut vom 30. März 1806 wurden die Familiengesetze des kais.
s, in Rücksicht der Erbfolge, der Titel und Appanagen der Mitglieder der
familie, und ihre besondern Verhältnisse zu der Person des Kaisers, festge-
die Civilliste blieb so, wie sie durch die Constitution von 1791 festgesetzt wor-
ar, nämlich 25 Mill. Livres jährlich. Zugleich wurden errichtet: die Groß-
räger (Grands-Dignitaires) oder Erzämter des Reichs, die Großofficiere
ichs, zu welchen die Marschälle und Hofämter gehörten, und der hohe kaiserl.
hof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kais. Familie und der er-
Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat
n Kaiser erkennen sollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine bestimmte
tung. Der Senat blieb; aber die Wahl und die Zahl der Senatoren hin-
m Kaiser ab; auch blieb das gesetzgebende Corps; aber das Tribunat, wel-
llein noch zu widersprechen wagte, wurde den 19. Aug. 1807 aufgehoben.
Dec. 1804 ward der neue Kaiser mit seiner Gemahlin von Pius VII. in der
Notredame gesalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (18. März 1805)
der Kaiser der Franzosen auch König von Italien, und als solcher (26.
in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eisernen Krone errichtet.
nachher wurden Genua (ligurische Republik) und das Fürstenthum Guastalla
ankreich vereinigt; Lucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schwe-
s Kaisers überlassen, Parma und Piacenza aber unter franz. Verwaltung
men. Der Erbkaiser von Östreich und viele Fürsten Deutschlands erkann-
poleon als Kaiser an; dagegen verließen der russische und schwedische Ge-
träger Paris, und die franz. Gesandten gingen von Petersburg und Constan-
weg. Schweden schloß mit England einen Subsidienvertrag, und Rußland
d sich (April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. Die
esen hatten nämlich schon am 5. Juni 1803 Hanover in Besitz genommen.
ies vollzog die franz. Regierung, so weit ihre Waffen reichten, das Verbot
glischen Manufacturhandels mit größter Strenge, und bedrohte England mit
Landung. Pitt zog daher auch Östreich (Aug. 1805) in die Coalition. Nun
die franz. Armee aus dem Lager bei Boulogne nach Deutschland auf. Der
war aber nur von kurzer Dauer. Die Übergabe eines östr. Heers unter Mack
m (17. Oct.) und die Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) führten den Frieden
reßburg (26. Dec. 1805) herbei, welchem Östreich gegen 1000 □M.
rei Mill. Einw. (unter diesen die getreuen Tiroler) opfern mußte. Napoleon

gab in diesem Frieden seinen Verbündeten, Baiern und Würtemberg, Königskro nen und die volle Souverainetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieser dr Staaten wichtigen Zuwachs an Land und Menschen, während auch das Königreic Italien mit 500 □M. arrondirt wurde, und Frankreich das entschiedene Übergewich über Deutschlands Fürsten erhielt. Doch der Briten Sieg bei Trafalgar (21. Oc 1805), über die vereinigte franz.-spanische Flotte vernichtete die Frucht sechsjährig Rüstungen: Frankreich verlor an diesem Tage 1654 Kanonen, 15,000 Mensche und 60 Mill. angewendeten Geldes. Nun änderte Napoleon sein System gege England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß er durch keine Anstrengun gen den Briten zur See die Spitze bieten werde, wollte er England auf dem feste Lande besiegen. Diesen Plan, dessen Ausführbarkeit er vielleicht selbst bezweifelte den er aber nichtsdestoweniger als ein geschicktes Mittel, Europa Gesetze zu geben mit aller Kraft verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er die Mächte des Festlan des zwänge, jede Verbindung mit England aufzuheben. In dieser Absicht überlie er Hanover an Preußen, welches dadurch mit England in Krieg gerieth. Die Dy nastie von Neapel ward, als warnendes Beispiel dessen, was Derjenige, de in Frankreichs Ansichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierun verlustig erklärt; Joseph Bonaparte ward König von Neapel und Sicilien (30 März 1806), der zweite Bruder Napoleons, Ludwig, König von Holland, sein Stiefsohn, Eugen (Beauharnois), als kaiserl. Prinz adoptirt, Vicekönig von Ita lien und Schwiegersohn des Königs von Baiern; des Kaisers Waffengefährte, Ale xander Berthier, ward Fürst von Neufchatel; Talleyrand, Minister der auswär tigen Angelegenheiten, Fürst von Benevent; Bernadotte, Fürst von Pontecorvo Joachim Murat, Großherzog von Kleve und Berg, und Stephanie Beauharnois eine Nichte der franz. Kaiserin, ward als adoptirte Prinzessin die Gemahlin des da maligen Erbprinzen von Baden. Alle, die der neuen Dynastie unmittelbar ange hörten, oder sonst mit ihr verbunden waren, sollten, von einem Föderativsyste umschlungen, an Frankreich gekettet werden. In diesem Sinne wurden die große Reichslehen errichtet, und das kais. Familienstatut am 30. März 1806 gegeben So ward das bisherige Gleichgewichtssystem vernichtet. Baierns, Würtemberg und Badens Verband mit dem Föderativsystem des „großen Reichs", und des Kur fürstenthums Hanover Einverleibung in den preuß. Staat hatten den deutsche Staatskörper zerrissen; Napoleon bewirkte nun die Errichtung des rheinischen Bundes, dessen Grundvertrag mit dem franz. Kaiser, als Protector des Bun des, am 12. Juli 1806 abgeschlossen wurde. Hierauf legte Franz II. am 6. Aug die deutsche Kaiserkrone nieder. Während dessen hatte die Mittheilung von einer Anschlage auf des Kaisers Leben durch Fox an Talleyrand einen Funken des gegen seitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geschlo sen worden war, trat den Unterhandlungen bei; doch der Tod des englischen Mini sters Fox und die veränderte Lage der Dinge vernichteten den Erfolg. Der Kaise von Rußland bestätigte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der englische Gesandte, Lauderdale, ward zurückberufen, und noch im Herbste 180 sah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampf platze gegen Frankreich. Das preuß. Cabinet war nämlich durch die ihm zugekom mene Nachricht, daß Frankreich Hanovers Zurückgabe an England dargeboten habe zu einer drohenden Rüstung gegen Frankreich bewogen worden, und hatte den Plan zu einem nordischen Bunde, als Gegengewicht des rheinischen, entworfen. Na poleon nahm die Ausfoderung an, und die Schlachten von Jena und Friedland ko steten Preußen sein halbes Reich. Drei deutsche Fürstenhäuser (Hessenkassel Braunschweig und Oranien) wurden aus der Reihe der Regierenden gelöscht; zwe neue Könige (Sachsen und Westfalen), ein Herzog von Warschau und die Republi Danzig erhielten ihr Dasein; der rheinische Bund ward durch den Beitritt von elf Für

häusern erweitert, und der Friede von Tilsit (7/9 Juli 1807) hatte den Beitritt
lands und Preußens zum Continentalbunde gegen England als Grundlage. Öst-
war neutral geblieben, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten wollte, um seine
ufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs Übermacht auszuführen. Kaum hatte
Napoleon sich im Osten und Norden gesichert, als der Zustand der pyrenäischen
binsel ihn zu neuen Eroberungen reizte. Portugal trennte sich nur scheinbar von
land; ein franz. Heer durchzog daher Spanien und besetzte Portugal ohne Wider-
d; die regierende Dynastie floh nach Brasilien (Nov. 1807). Ein Familienzwist
nadrider Hofe verschaffte zugleich Napoleon Gelegenheit, sich unter der Maske
schiedsrichterlichen Freundes einzumischen. Der schwache Karl IV. verzichtete in
ponne zu Gunsten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein Gleiches wurde
den spanischen Prinzen erzwungen; der König von Neapel, Joseph, ward Kö-
von Spanien, und der Großherzog von Berg bestieg den Thron von Neapel.
die Begebenheiten in Spanien berührten das Familieninteresse des Hauses
sburg, und der muthige Widerstand der Völker der pyrenäischen Halbinsel ge-
Frankreichs Heere zeigte dem wiener Cabinet eine günstige Gelegenheit, die neue
rdnung in Deutschland und Italien zu zertrümmern. Ungeachtet der Zu-
nenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt (im Oct. 1808),
chtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London,
chtet des festern Vereins zwischen Paris und Petersburg, und der Fortschritte
leons in der pyrenäischen Halbinsel, ergriff daher Östreich, im neuen Ver-
e mit Britannien, im April 1809 die Waffen; allein es erlag, und mußte sich
einer Frieden (14. Oct. 1809) gefallen lassen, daß fast von allen seinen
ngen Stücke abgerissen und den benachbarten Staaten zugetheilt wurden, daß
neuer Staat, die illyrischen Provinzen, gebildet, der Kirchenstaat mit Frank-
vereinigt, und ihm, durch den Verlust der adriatischen Häfen, alle Verbindung
See entzogen wurde. Es verlor fast 2000 □M. mit mehr als 3 Mill.
schen. Frankreichs Herrschaft über ganz Italien und Deutschland schien jetzt
schütterlich fest gegründet; der Kaiser von Östreich war eingeschlossen in einen,
noch bedeutenden, aber von franz. Föderativstaaten und ihnen befreundeten
ten völlig umgebenen Staat: der mächtige Kaiser des Nordens, durch persön-
Freundschaft an den Souverain Frankreichs geknüpft, zwang Schweden, zum
entalverein wider England zu treten, während die Pforte in schwankenden
ältnissen zwischen Frankreich und England, durch die russischen Angriffe ab-
ten wurde, etwas Großes zu unternehmen. In Frankreich selbst betrachtete
die Revolution als ganz beendigt, da der Kaiser, von seiner bisherigen Gemah-
schieden, mit der Erzherzogin Marie Louise von Östreich (1. April 1810) sich
ählte. Schon früher hatte Napoleon, um seinen Thron mit äußerm Glanze
neuen Anhängern zu umgeben, durch ein Decret (vom 1. März 1808) außer
erzogl. Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen
del und die Majorate, durch das constitutionswidrige Senatusconsult vom
ug. 1806, hergestellt, jedoch ganz verschieden von dem ehemaligen Feudal-
indem der neue franz. Adel an ein gewisses Vermögen geknüpft wurde, ohne
Vorrechte in Rücksicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conscription, Ämter ꝛc.
inden sollten, auch aufhörte, sobald die Grundlage desselben, jenes Vermögen,
Zu den beiden Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone fügte Napo-
n seinem Feldlager vor Wien (1809) noch den der drei goldenen Vließe hinzu.
ar für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienstes und die
edigung der Leidenschaften zugleich mit umsichtiger Klugheit gesorgt. Indeß
ete Napoleon auch allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung seine thätige
erksamkeit. Dem Justizwesen war ein fester Gang durch neue Gesetzbücher
zeichnet, und die Vollziehung der Gesetze durch die Organisation der Gerichts-

höfe und aller niedern Instanzen festgestellt worden. Um den Wucher zu stem ward (17. März 1808) ein Decret erlassen, das die Landleute vor den Bedrüc gen der Juden sicherte, und es war einer der unausgeführten Lieblingsplane Kaisers, eine politisch-moralische Wiedergeburt des jüdischen Volks durch ganz ropa zu bewirken. (S. Juden.) Ebenso thätig arbeitete er an der Beleb des Gewerbfleißes und des innern Handels; daher die Anstrengung zur Herstell brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren; daher die Aussetzung großen Preises auf die Erfindung der besten Flachsspinnmaschine; daher die A ten in allen Zweigen des Bauwesens, z. B. Canäle und Straßen. Aber m wurde erreicht, weil Alles nach Zwangsbefehlen und militairischen Vorschriften schehen sollte, wo doch freie Thätigkeit die Seele des Gelingens war. Auc Unterrichtsanstalten im Reiche erhielten eine militairische Form. Am 17. M 1808 ward eine kais. Universität gestiftet, unter welchem Namen alle Unterri anstalten im ganzen Umfange des Reichs in ein großes Ganze vereinigt wu (S. Fontanes und Fourcroy.) Von den durchgreifendsten Einwirkun auf alle Verhältnisse waren die Verfügungen, die Napoleon wegen des Han mit Colonialwaaren traf, welche die politische Richtung aller Staaten des Festla bestimmten, und in ihren Folgen so verderblich für den Einzelnen wie für die G gewirkt haben. (S. Continentalsystem und Colonialwaaren.) H land hatte den Decreten von Berlin und Mailand seine Geheimerathsverordnu entgegengestellt, und trieb seinen Handel noch auf verschiedenen Punkten des f Landes. Napoleon ergriff dagegen gewaltsame Maßregeln, in denen auch die Ver gründe zu dem Kriege mit Rußland 1812 zu suchen sind. Schon im Vertrage zwis Frankreich und Holland, vom 16. März 1810, hatte Holland sein Brabant, S Seeland, mit der Insel Schouwen, den Theil von Geldern auf dem linken Ufe Waal an Frankreich abtreten müssen, wozu der Angriff der Engländer auf Hol 1809 den Vorwand gegeben hatte. Als darauf, 1. Juli 1810, der König Holland zu Gunsten seines Sohnes die Krone niederlegte, ward, durch das D von Rambouillet vom 9. Juli 1810, das Königreich Holland dem franz. R einverleibt. Da aber England in der Festhaltung seiner Cabinetsbefehle unbeu blieb, so erklärte Napoleon, die ganze Küste der Nordsee unter seine unmittu Aufsicht setzen zu müssen; daher wurden die Mündungen der Ems, Wese Elbe, nebst den Hansestädten (etwa 600 □M. und über 1 Mill. Menschen einer unerhörten Willkür (10. Dec. 1810), mit Frankreich vereinigt, was f (12. Nov. 1810) auch mit Wallis, um sich ganz der Straße über den Simpl versichern, geschehen war *). Hiermit stand in Verbindung der Handelstari Trianon, der, allen Föderativstaaten aufgedrungen, eine Zollordnung für di lonialwaaren festsetzte, die den Verbrauch dieser Artikel ganz vom Festlande ve nen sollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung all Frankreich und in den unter seinem Einflusse stehenden Staaten befindlichen sischen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich selbst wurde Maßregel mit Strenge gehandhabt, während für gewisse Hauptartikel, Zucker back, Indigo, Mittel ergriffen werden sollten, um das Erzeugniß derselbe Lande zu befördern. Auch ward durch Licenzen die Einfuhr zum Vortheile de

*) Das franz. Reich (l'Empire) unter Napoleon bestand jetzt aus 130 D überhaupt betrug, seit jener Zeit, wo die Könige die mächtigen Kronvasalle unterworfen und den Briten die franz. Provinzen entrissen hatten, bis au poleons Zeit, durch dessen gewaltige Kraft Karls des Großen altes Reic ganz wieder hergestellt worden war, die Zahl der eroberten Depart. 82, n nen das deutsche Reich 39 hergegeben hatte, mit 12 Mill. Seelen; 24 w den Holländern entrissen, 18 den Italienern und 1 den Spaniern. Davon ten die Könige von Frankreich 38 erobert, 17 die franz. Waffen bis 178 27 der Kaiser von Frankreich.

ung erlaubt. Aber die Vereinigung Norddeutschlands mit dem großen Reiche
te selbst mehre Bundesfürsten beeinträchtigt. Die ihnen verheißenen Entschä-
ngen milderten das Gehässige dieses Gewaltschritts keineswegs. Der bedeu-
ste jener beraubten Fürsten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte
russischen Herrscherfamilie, und man fürchtete schon jetzt für die Erhaltung des
dens. Ehe jedoch diese Besorgnisse in Wirklichkeit übergingen, gab dem Kai-
die Geburt des Königs von Rom (s. Reichstadt) neue Hoffnungen. Schon
09, als Napoleon den Kirchenstaat für eine franz. Provinz, und Rom zur kais.
chsstadt erklärt hatte, ward bestimmt, daß der jedesmalige franz. Kronprinz den
el: König von Rom, führen, auch jeder Kaiser von Frankreich in den ersten
n Jahren seiner Regierung sich in Rom krönen lassen solle.

Die Angelegenheiten in Spanien, dessen Bewohner den Franzosen einen un-
erhört hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, und die täglich sich erweiternde
Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf mit dem Norden, der nicht länger für
nkreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundschaft mit St.-Petersburg
nicht förmlich abgebrochen, und des franz. Kaisers naher Verwandter, der
ng von Pontecorvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden war, ließen
ch keine heitere Zukunft ahnen. Überdies trieben die Engländer in Gothenburg
n in verschiedenen Häfen der Ostsee einen bedeutenden Handel mit Colonial-
ren nach Rußland, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel
Beschwerden geführt wurden. Als nun Rußlands Handelsverfügungen 1810
d 11, und seine mißbilligenden Äußerungen über das Schicksal, das den Her-
von Oldenburg getroffen, Napoleons Mißtrauen erregt hatten, und er eines
ifs von Seiten Nordamerikas, mit dem er sich versöhnt hatte, gegen Eng-
d gewiß war, glaubte er, gegen Rußland die Sprache des beleidigten Vertrauens
rn zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Krieges, der im
i 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des
ogthums Warschau, auch Östreich und Preußen als Verbündete Frankreichs
raten. Über den Gang dieses Krieges, und wie er von Moskaus Kreml, wo
poleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiserstadt sein Hauptquartier
h, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, s. Russi sch-
utscher Krieg von 1812—15. Fast ganz Europa erhob sich gegen Frank-
n und Napoleon. Eine Heeresmasse von 812,000 M., zu welcher, nach dem
Trachenberg in Schlesien (12. Juli 1813) gehaltenen Kriegsrathe, Östreich
,000, Rußland 249,000, Preußen 277,000, und Schweden 24,000 M.
ten, zertrümmerte binnen 9 Monaten das franz. Kaiserthum, und die Trophäen
ihriger Siege der Franzosen. So ging das große Wort von Pitt in Erfüllung:
ter allen Regierungen ist militairischer Despotismus von der kürzesten Dauer".
31. März 1814 zogen die Verbündeten mit ihren Truppen zu Paris ein, und
rt erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souverains, daß man nicht
r mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem seiner Familie unterhandeln werde,
man Frankreich nur so anerkenne, wie es unter den Königen gewesen, und daß
n endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die franz. Na-
sich geben werde, weßhalb man den franz. Senat einlade, für die Verwaltung
Staats und die Abfassung einer Constitution eine Zwischenregierung zu ernen-
. Dem zufolge versammelte sich der Senat am 1. April unter Talleyrand's
sitz, und übertrug Letzterm, nebst vier andern seiner Mitglieder, die Zwischenre-
ung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon und seine Familie des Thrones
Frankreich verlustig. Diesen Beschluß bestätigte der gesetzgebende Rath, und
Zwischenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. (s. d.)
rufung auf den franz. Königsthron bekannt. Napoleon hatte indessen zu Gun-
seines Sohnes der Krone entsagt. Er that es unbedingt am 11. April zu Fon-

tainebleau, da die Marschälle sich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland fechten. Durch einen an demselben Tage geschlossenen Vertrag, ward ihm i Insel Elba als Eigenthum überlassen. Die Literat. über diese Zeit findet man d. A. Napoleon und s. Zeit, Schriften von und über ihn. Zu der v Barrière und Berville herausgeg. Samml. von „Mém. sur la révolut. fra çaise", gehört die sehr nöthige „Introduction (ou tableau comparatif des ma dats et pouvoirs donnés par les provinces à leurs députés aux Etats-Gén raux de 1789) par F. Grille" (Paris 1825, 2 Bde.); Dulaure's „Esqu ses histor. des princip. événem. de la rév. franç." (Paris 1826, 34 Lief.), ein anziehendes Bilderbuch.

III. Geschichte Frankreichs seit der Restauration von 18 bis 1820. Die alte Feudalmonarchie war vernichtet; an ihre Stelle trat die gitime Monarchie. Damit sie in keine Autokratie ausarte, ward Ludwig XVI die Grundlage einer Verfassung vorgelegt und von ihm angenommen. So erfol die Restauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich, mit dem Einz Ludwigs XVIII. in Paris, den 3. Mai 1814. Ein Staatsverfassungsentwu war nämlich schon den 5. April vom Senate und den 6. vom gesetzgebenden Ra angenommen worden. Ludwig XVIII. sollte, bevor er den Thron bestieg, d Grundgesetz bestätigen; allein er gab bloß zu St.-Quen den 2. Mai eine Erklärun als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundsätze der neu Staatsform, wie sein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenschaft eines köni Generallieutenants schon früher gethan, öffentlich aussprach, die genauere Abf sung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, sich vorbehie Diese neue Verfassungsurkunde wurde am 4. Jun. vom Könige der Nation überg ben. Sie enthält die Grundsätze einer freien, beschränkt monarchischen Staat form, als: Gleichheit Aller vor dem Gesetz; gleiche Verpflichtung zu den Staa lasten; gleiches Recht auf alle Ämter; persönliche, Religions- und Preßfreihe Unverletzlichkeit des Eigenthums; Vergessenheit des Vergangenen; Abschaffu der Conscription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, der Spitze der bewaffneten Macht steht, Krieg erklärt, Verträge schließt, Ämter theilt und die Gesetze vorschlägt und kund macht; er übt die gesetzgebende Gew mit den beiden Kammern aus, doch muß das Gesetz der Steuern und Auflagen erst in die Kammer der Deputirten gebracht werden; auch die Häuser können Ges vorschlagen; dem König bewilligt die Legislatur für die Dauer seiner Regierung e Civilliste. Der König beruft die Kammern; er ernennt alle Pairs, erblich oder pers lich, hebt die Versammlungen und löst das Unterhaus auf, muß aber binnen drei M naten ein neues berufen; beide Häuser können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halt das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlcollegien ernannten Deputir zusammengesetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte muß 40 alt sein und 1000 Franken directe Steuern erlegen. Der König ernennt die P sidenten der Wahlcollegien, und aus fünf von dem Hause vorgeschlagenen Depu ten den Präsidenten des Unterhauses. Der Kanzler ist Präsident des Oberhaus Die Grundsteuer gilt nur für ein Jahr u. s. w. Am 14. Mai errichtete Lu wig XVIII. das neue Staatsministerium, und am 3. Aug. einen neuen Staa rath. Eine zweite Einrichtung betraf den Hofstaat. Hier trat der alte Adel in se Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königl. Orden (des heil. Geistes, des Milit verd., der Ludwigs- u. der Michaelsorden) wurden hergestellt, dem Orden der Ehre gion ward eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV., und eine neue Einrichtu gegeben, und das Ehrenzeichen der silbernen Lilie gestiftet. Der mit den Verbü deten zu Paris am 30. Mai 1814 geschlossene Friede beschränkte Frankreich seine alten Grenzen vom 1. Jan. 1792; doch behielt es die Vergrößerung sei damaligen Gebiets im Innern, durch die Einverleibung von Avignon und Ven

t, obwol der Papst dagegen protestirte (s. Moureau's „Réflexions sur les protations du Pape Pie VII. relatives à Avignon et au C. de Venaissin", 18), durch die von Mömpelgard und ähnlichen Einschlußorten; von Savoyen eben Annecy und Chambery; dagegen behauptete Großbritannien den Besitz von alta, und Frankreich trat an dasselbe ab: die Antillen Tabago und St.-Lucie, ie Isle de France. Die übrigen Colonien wurden an Frankreich zurückgegeben; h blieb diese Macht im Besitz der geraubten Kunstschätze. Zur Reorganisation des ichs erschienen eine Menge Verordnungen. Die Bildung einer neuen Armee sollte ch Werbungen bewirkt werden. Es wurden Maßregeln ergriffen, um den zerrütn Finanzen aufzuhelfen, die schwierigen Umstände gestatteten aber keine Erleichteg der Abgaben; die droits réunis und das Tabacksmonopol, so verhaßt beide der ien waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliste des Königs wurde wieder 25 Mill. Fr. bestimmt, und die 60 Mill. Schulden, welche der König während us Aufenthalts im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz wiesen. Die in der Constitution verheißene Freiheit der Presse aber ward durch Anordnung einer Censur beschränkt, und mehr als eine Polizeiverordnung mißden Franzosen, welche, zumal in Paris, an die Rückkehr alter Formen sich t gewöhnen konnten. Auch bemerkte man nur zu bald, daß unter den Mitglieder königl. Familie selbst, und unter den Ministern eine auffallende Verschieheit der Ansichten herrschte. Man sah die sich regende Herrschsucht der Geistkeit, und wie selbst Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, che der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten fast durchaus ielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Den Nationalstolz verletzte des ings öffentliche Erklärung, er habe seine Krone dem Prinzregenten von England rdanken. Am allermeisten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an den nn, unter dessen Leitung ihr so viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch lhaft war, sich gereizt, da sie ihre Massen aufgelöset, ihre Dotationen, ihren d und ihre Pensionen vermindert, ihr Ansehen und ihren Einfluß beschränkt und selbst ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andre, die sie ehemals bekämpft , vertauschen mußte. Die Besitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den ust derselben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde Last der Abgaben, Erleichterung ihm verheißen worden war. Bei dieser Stimmung der Gemükonnte für die königl. Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geschehen als das che Erscheinen Napoleons auf der Küste Frankreichs am 1. März 1815. ener Stimmung läßt es sich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche chwörung zu Gunsten Napoleons existirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs sich bald für ihn erm, und er nach einem Marsche von 18 Tagen, der mehr einem Triumphzuge ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den 20. März in Paris einzog. Der g und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob ch die meisten Anordnungen der königl. Regierung und die beiden Kammern und ernannte ein neues Ministerium. Er versicherte, daß er sich mit der durch ariser Frieden bestimmten Grenze von Frankreich begnügen und seine Regienach liberalen Grundsätzen einrichten werde. Aber auch er konnte die Erwarn der verschiedenen Parteien nicht befriedigen, noch weniger die Gefahr eines Krieges mit Europa von Frankreich abwenden. Denn, sobald die Nachricht Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum reß daselbst versammelten Minister sämmtlicher verbündeten Mächte (am 13. 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die te fest entschlossen wären, den pariser Vertrag mit Anwendung aller ihrer e aufrecht zu erhalten. Am 25. März schlossen daher Östreich, Rußland, nd und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den von Chau-

mont (vom 1. März 1814), wodurch sich jede dieser Mächte verpflichtete, 150,
Mann gegen Napoleon ins Feld zu stellen. Auch Napoleon unterließ nicht,
großer Anstrengung sich zu dem Kriege, der ihm wol noch zu früh kommen m
zu rüsten. Zugleich machte er den 22. April eine Zusatzurkunde zu den V
sungsgesetzen bekannt, und berief das Maifeld zusammen, welches am 1. Juni
Urkunde annahm. (S. März- und Maifeld und Cent jours.)
auf eröffnete er am 7. Juni die neu gewählten Kammern. Aber bei aller An
lichkeit, die ihm die Armee bezeigte, fand er doch in den übrigen Volksklassen
überall den Eifer, seine Absichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in
Mangel der erfoderlichen Hülfsmittel. Dazu kam, daß Murat's unglück
Feldzug gegen Östreich (April 1815) die geheimen Unterhandlungen Napoleons
dem wiener Hofe vereitelte. Der Krieg war unvermeidlich. Die Heere der
bündeten bildeten um die Grenze Frankreichs eine große Kette, die sich von D
aus nach der Schweiz, und durch diese nach Italien erstreckte. Den Engli
und Preußen, welche unter Wellington und Blücher von den Niederlanden he
rückten, stellte Napoleon seine Hauptmacht entgegen. Nach einigen Vorpost
fechten auf der Grenze, griffen die Franzosen am 15. Juni die Preußen bei C
an der Sambre an, und drängten sie zurück. Am 16. erhielt Napoleon i
Ebene von Fleurus einen Sieg über die Preußen. (S. Ligny und Qua
bras.) Aber am 18. wurde er bei Waterloo (s. d.) gänzlich geschlagen.
Alliirten drangen fast ohne Widerstand gegen Paris vor. Napoleon sah,
Frankreich für ihn verloren war, er legte daher am 21. Juni durch eine Erklä
an das französische Volk die Krone nieder, indem er zugleich s. Sohn, als N
leon II., zum Kaiser proclamirte. Eine provisorische Regierung, an deren S
Fouché stand, übernahm nun die Leitung des Staats. Napoleon verließ
Hauptstadt, und ergab sich, als ihm der Weg nach Amerika versperrt war,
Engländern. (S. Bonaparte.) Über die Geschichte dieser hundert T
Benj. Constant und Fleury de Chaboulon's bekannte Schriften. Die Armee
Alliirten war indessen in der Nähe von Paris angekommen, wo am 3. Jul
Blücher und Wellington mit Marschall Davoust eine Militairconvention
schlossen wurde, nach welcher die franz. Armee sich hinter die Loire zog, und
den alliirten Truppen übergeben ward. Am 7. rückten diese in Paris ein, u
folgenden Tage nahm Ludwig XVIII. von s. Thron aufs neue Besitz. D
ward eine neue Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire stehende
Armee aufgelöst, und der Befehl zur Bildung einer neuen Armee gegeben.
die Anhänger Napoleons wurden strenge Maßregeln genommen. (S.
wig XVIII.) Der Zustand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der
bündeten standen — sie nahmen fast zwei Drittheile des Landes ein — herrsch
durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theil
Reichs erregten die Factionen Unordnungen und selbst blutige Auftritte. Die v
deten Mächte behandelten das besiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Sch
wie im vorigen Jahre. Nach verschiedenen Unterhandlungen kam zwischen
und Ludwig XVIII. zu Paris am 20. Nov. ein Vertrag zu Stande, in w
Folgendes festgesetzt ward: Frankreichs Grenzen sollen so bleiben, wie sie 179
ren, aber Frankreich tritt vier Festungen (Landau, Philippeville, Saarlouis
Marienburg), das Herzogthum Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lau
legenen Theil des Depart. des Niederrheins, einen Theil der Landschaft Ge
den ihm 1814 noch verbliebenen Theil von Savoyen (zusammen mit 434,00
wohnern) ab; es verpflichtet sich, die nach ihrer Einnahme sogleich geschleif
stungswerke von Hüningen durch keine andern in einer Entfernung von drei
den von Basel ersetzen zu lassen; es entsagt seinen Rechten auf das Fürsten
Monaco; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Fr. Contribution, räumt ihn

bis 5 Jahre 17 Festungen ein, und unterhält während dieser Zeit eine Armee
lirter Truppen von 150,000 Mann. Überdies mußte sich die franz. Regierung
bindlich machen, die rechtmäßigen Ansprüche zu befriedigen, welche Individuen,
xporationen oder Institute in den Ländern der Verbündeten an sie zu machen
tten, und alle Schätze der Literatur und Kunst, welche die Franzosen aus den
n ihnen besetzten Ländern weggenommen hatten, zurückzugeben. Das letztere
rde noch während der Anwesenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt.
ndlich mußte Frankreich dem Sklavenhandel unbedingt entsagen. Diesen Ver-
g unterzeichnete Richelieu, der an der Spitze des neuen, im Sept. 1815 errich-
ten Ministeriums stand. Die Nation war unzufrieden; aber der Geist der Re-
tion, welcher in der sogenannten Chambre introuvable (s. d.) sich zeigte, erstickte
den Widerspruch. Das Gesetz vom 29. Oct. 1815 räumte sogar der Regierung
e außerordentliche Macht ein, alle Diejenigen zu verhaften, welche strafbarer An-
griffe gegen den König und den Staat schuldig schienen, wenn auch vor Gericht
e Schuld nicht erwiesen war, und oft keine Öffentlichkeit zuließ. Endlich schärf-
te beide Kammern das vom Könige ihnen vorgelegte Amnestiegesetz (6. Jan.
816), nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt und von Na-
poleon während der hundert Tage Ämter angenommen hatten, für immer aus dem
Königreiche verbannt wurden. Auf diesen Sieg der Royalisten folgte die Absetzung
on vielen tausend Richtern u. a. Beamten. Gleichwol waren die Minister und
e Beamten den Ultraroyalisten (s. Ultra) nicht royalistisch genug! Diese hielten
den Zustand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was seit-
dem geschehen war, und jedes Einzelnen Antheil daran, schien ihnen Verbrechen
u sein. Sie nannten daher plein-purs, oder echte Franzosen, solche, die sich nie
mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckt hatten, und die bereits Gegner der ersten Constitution gewesen waren; minder rein Diejenigen hingegen, welche
zwar für die erste Ständeversammlung sich erklärt, aber darin fest an den König
gehalten hatten. Alle Übrige waren in ihren Augen mehr oder minder verdächtig,
als keine guten Franzosen. Dagegen sahen die Gegner der Ultras, was sich seit
25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geschichtliche Entwickelung der Nation
an; es war, sagten sie, jedes Franzosen Pflicht, in dieser Entwickelung nach seinen
Kräften zu wirken. Wer in dieser Zeit das Vaterland verlassen, wer sich dem
Dienste desselben entzogen, oder wer gar gegen dasselbe, die Form der Regierung sei
gewesen, welche sie gewollt, die Waffen geführt habe, der sei ein Verräther an dem
Vaterlande gewesen. So nannte jede Partei ihre Sache die der Gerechtigkeit, die
Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultras in beiden
Kammern auf die Minister führten endlich zu dem entscheidenden Schritte vom 5.
Sept. (s. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten
auflöste. Die Sitzung der neuen Kammer wurde am 4. Nov. 1816 mit einer Rede
des Königs eröffnet, welche die ungünstige Lage Frankreichs offen darstellte. Das
Budget für 1817 war weit stärker, als das für 1816, weil das Deficit der drei vor-
hergehenden Jahre gedeckt werden sollte. Die vorzüglichsten Gegenstände, mit
welchen sich die Kammern beschäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen,
die Verantwortlichkeit der Minister und die Preßfreiheit. Die Independenten und
Liberalen erlangten zwar das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817, und das Recruti-
rungsgesetz vom 6. März 1818, bestritten aber vergebens die Ausnahmegesetze,
welche die volle Gültigkeit der Charte beschränkten. Indeß verloren die Ultras ihr
Ansehen vorzüglich durch die Entdeckung ihrer Ränke bei den von ihnen absichtlich in
Grenoble 1816 und in Lyon 1817 angestifteten Unruhen. Auch in der Sitzung
der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geschlossen wurde, hatte die mi-
nisterielle Partei die Stimmenmehrheit. Doch schwankte die Regierung noch zwi-
schen entgegengesetzten politischen Ansichten, bis sie sich, nach der im Juli 1818 ent-

deckten weißen Verschwörung, durch welche die Ultras die Alliirten zum Un der Charte in ihr Interesse ziehen wollten, mehr auf die Seite der Liberalen der Nationalpartei hinneigte. (S. Decazes.) Bei der scheinbar befes Ruhe im Innern, gelang es dem Ministerio, die Occupationsarmee um ein theil zu vermindern, weßhalb im Frühjahr 1817 30,000 Mann zurückmarschi die finanziellen Schwierigkeiten des J. 1817 aber wurden durch eine Anleih den Banquiers Baring in London und Hope in Amsterdam beseitigt. Das ö liche Vertrauen zu der geordneten Finanzverwaltung befestigte sich noch mehr die Regierung zu ihrer Anleihe 1818 auch franz. Handelshäuser zuließ, die mehr darboten als die Regierung verlangte, und das Geschäft auf bessere Bedin gen abschlossen als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des Occupationsheeres im Herbst zu bewirken, nothwendig war, nach dem Verlangen der betheiligten Mächte, mit den Häusern Baring und Hope abgeschlossen, ungeachtet die franz. Banq Lafitte, Casim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingu hatten übernehmen wollen: ein Umstand, der in Frankreich so großes Mißve gen erregte, daß die fremden Handelshäuser endlich einen Theil jener Summe f Häusern überließen. Mit dieser Räumung des franz. Gebiets von den frem Truppen, welche auf der Monarchenversammlung zu Aachen den 9. Oct. 181 schlossen und noch im Laufe d. J. vollzogen ward, hing auch die Bezahlung Kriegsbuße und die Tilgung der Privatforderungen, welche die Unterthanen fremden Mächte an die franz. Regierung und Nation machten, zusammen. siegte die franz. Diplomatik. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieser durch Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die K mer 1815, wie durch den Tractat vom 20. Nov. 1815 anerkannten Verpflich bei dem Liquidationsgeschäft, welches die ganze Summe jener Forderungen 1600 Mill. Fr. auf 1390 Mill. festsetzte, bis 1818 hin; und selbst dann mußten, weil Rußland und Wellington dahin stimmten, die übrigen Commiss es sich gefallen lassen, für die liquide Forderung von 1390 Mill. nur eine Rent 16 Mill. und 40,000 Fr. an Zahlungsstatt anzunehmen, welche nach dem M preise ungefähr einem Capital von 275 Mill. Fr. entsprachen; sie mußten so mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Forderung zufrieden sein! England für die Forderungen britischer Unterthanen in einer besondern Convention eine S von 3 Mill. bewilligt. Endlich ward in Aachen die noch rückständige franz. tributionssumme von 280 Mill. auf 265 Mill. Fr. herabgesetzt. Nun trat F reich den 12. Nov. als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europ. Ho mächte (s. Quadruplealianz), und unterzeichnete als solche mit die D ration des christlichen Völkerrechts, als die neue Grundlage der europ. Staats zu Aachen, den 15. Nov. 1818.

Jetzt erhob sich in Frankreich der alte Geist des Royalismus, und der Minister, Herzog von Richelieu (s. d.), erklärte sich gegen die weitere Au dung des constitutionellen Systems, sowie gegen die Beibehaltung der bisher Wahlform. Darüber entstand im Ministerium eine Spaltung, bis im Dec. 1 der Minister Decazes, in Hinsicht des Wahlgesetzes und der liberalen Grund einen vollständigen Sieg über die Ultras davon trug. Ludwig XVIII. ern d. 28. Dec. ein neues Ministerium (das dritte seit 1815), in welchem an R lieu's Stelle Marq. Dessolles (General und Pair) den Vorsitz führte, an Corv Stelle, Bar. Louis die Finanzen, Marschall St.-Cyr das Kriegswesen, un Lainé's Stelle Graf Decazes das Innere (nach Aufhebung des Ministeriums allgem. Polizei), und der Siegelbewahrer Deserre das Justizwesen verwa Allein in dem doppelten Kampfe mit den Ultraroyalisten sowol als mit den I pendenten oder Ultraliberalen, konnte sich dieses Ministerium nur bis zum

1819 behaupten. Dessolles, St.-Cyr und Louis, welche für die freisinnige ehung der Charte stimmten, traten aus demselben; Pasquier, Latour-Mau- und Roy nahmen ihre Stellen ein, und Decazes wurde erster Minister. r hatte sich, weil die ultraliberale Partei in ihren Foderungen keine Mäßigung nen schien, nebst Deserre und Portal, für die Ansichten der gemäßigten rech- ite erklärt. Aber das neue Ministerium wurde, seines gemäßigten Royalis- egen, von den Ultraroyalisten in der Kammer (der äußersten rechten Seite) heftig angegriffen, als von den Ultraliberalen (der äußersten linken Seite). r hatte nämlich die Regierung, bereits durch das zweite Ministerium (Riche- d Lainé), um den Widerstand aller Parteien zu besiegen, mehre Ausnahmen n Bestimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; u. a. die strengen ungen gegen indirecte Provocationen und die Censur gegen Journale und ische Schriften politischen Inhalts. Hieraus entstand ein fortwährender f der liberalen Journale (der „Minerve française", der Bibliothèque hi- ue", des „Ceuseur européen" u. a.) mit den ministeriellen Blättern, unter damals das „Journal des débats" das bedeutendste war, und mit den Blät- r Ultraroyalisten, welche, wie die „Quotidienne", der „Conservateur", drapeau blanc" u. a. die Charte selbst anfeindeten. Geistvolle Schriftstel- A. Benj. Constant, Comte und Dunoyer, schrieben im Sinne der ken; Bonald, Fiévée und Châteaubriand (s. d.) für die Ultras. e Schriftsteller oft die Gesetze anders verstehen als die Richter und der Kron- at, so trafen nicht selten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen fasser. Doch wurden am Schlusse der Kammern (1818) die Prevôtalge- hte aufgehoben, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehör- ieher an die Assisen gewiesen. Auch das Abzugs- und Heimfallsrecht (droit ine), welches Napoleon hergestellt hatte, ward 1819 abgeschafft. Allein gebirnen Reaction der Anhänger des alten Systems, unter denen die theo- e Partei, oder die Pères de la foi, auch durch das Missions- und Schulwe- constitutionelle System umzustoßen bemüht war, wünschte die Mehrheit tion ein rein constitutionell gesinntes Ministerium, das die Charte durch eine loge Gesetzgebung mit Nationaleinrichtungen umgäbe, und dadurch die Um- er Ultras vereitelte, welche das alte Feudalwesen: die drei Stände mit ihren gien, Parlamente und die Lettres de cachet, wiederherzustellen versuchten. ie Geschichte des franz. Ministeriums in den „Zeitgenossen", Heft XIX.) s gab sogar ein sogenanntes Gouvernement occulte, das Baron Vitrolles ne der Ultras leitete. Regierungsbeamte mißbrauchten ihre Gewalt; die stizjustiz litt an großen Gebrechen, und war durchaus nicht mit der Freiheit sonen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen (vgl. Berton: „Obser- t. sur la procédure criminelle d'après le code qui régit la France" und n: „De la justice criminelle en France", Paris 1818); die Charte e Strafe der Confiscation abgeschafft; aber die starken Geldbußen, welche setz vom 9. Nov. bestimmte, glichen wahren Confiscationen; eine Art Fol- die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauerte, ehe man die Schuldlo- prach; in den Gefängnissen mischte man zusammen Verbrecher und bloß gte, Verurtheilte und bloß mit Haft Bestrafte, den Abschaum der Gesell- it Männern, die man wegen politischer Verirrungen einsperrte. Ein ande- nd der Unzufriedenheit bestand und besteht noch darin, daß die Nation nicht r Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipal- t und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt, und die De- ntsräthe sprechen im Namen ihrer Departements die Wünsche der Nation ne von ihr bevollmächtigt zu sein; daher ihre Stimme oft den Ansichten der it in den Departements ganz entgegengesetzt ist. Hatten sich doch ganze

Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Selbst die Nat
nalgarde, welche nicht einen ihrer Officiere ernennen darf, war nicht überall a
den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zusammengesetzt, sondern n
Gunst und Willkür oft aus Heimathlosen und Unbegüterten, sodaß sie in manch
Departement nur die Rotte einer durch sie bewaffneten Partei war. Daher kon
ten in mehren Gegenden Frankreichs so viel Gewaltthaten gegen die Protestan
straflos geschehen! Liest man, was ein Mitglied der franz. Akademie, Aign
„De l'état des Protestans en France depuis lo seizième siècle jusqu'à n
jours", 1818, darüber sagt, so glaubt man sich in die Zeiten der Dragonaden
rückversetzt. Die Regierung that endlich diesen Gräueln Einhalt; aber die Mör
wurden nicht bestraft*). Dem aristokratischen Geiste der Privilegienfreunde m
vorzüglich das St.-Cyr'sche Recrutirungsgesetz verhaßt, welches die alte Gleichh
des Kriegsdienstes wiederherstellte. Der Adel beklagte sich zwar über Verfolgun
aber der Staatskalender bewies, daß er sieben Achtel der Präfecturen und die wi
tigsten Maireſtellen inne hatte. Er stand an der Spitze der Militairdivisionen,
Legionen, der Gendarmerie, der Tribunäle, der Gesandtschaften; selbst in der
nanzverwaltung fand man ihn! Darum hörte man die Klage, daß keine bürgerli
Gleichheit in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größtentheils
in den Händen einer Kaste sei, die ihrer verlorenen Vorrechte mit Haß gegen d
neue Verfassungsgesetz gedenkt! Dazu kam, daß die polizeilichen Maßregeln benac
barter Staaten, namentlich die in Frankfurt gefaßten Beschlüsse, die alten Leid
schaften der beiden Parteien Frankreichs in entgegengesetzter Richtung aufreg
Processe wegen Meuterei, Hochverrath, Unfug der Missionaire und das Rän
spiel bei den Deputirtenwahlen erhitzten die Gemüther. So geschah es, daß
Stimmen sich verwirrten, und daß der Wunsch der gebildeten und kunstfleißig
Mittelklasse, eine wahrhaft constitutionelle Gesetzgebung und Verwaltung in
Kammern und in dem Ministerium zu erblicken, mit den heftigsten Äußerungen
Ultraliberalen verwechselt und nicht beachtet wurde.

In der Geschichte der innern Angelegenheiten Frankreichs ist daher die du
das constitutionelle System bald mehr, bald weniger bedingte Gesetzgebung und V
waltung der wichtigste Gegenstand. Mit diesem innern politischen Leben steht das ä
ßere, oder Frankreichs Stellung in dem neuen europäischen Staatensystem, in ei
gegenseitigen Wechselwirkung. Sowie nämlich in Frankreich das streng monarchis
Princip auf alle Zweige der innern Staatsverwaltung an Einfluß und dadurch
Macht gewann, so schloß sich das franz. Cabinet immer enger an das Continent
system der europäischen Hauptmächte an. Schon der Beitritt Frankreichs zu d
Bunde der Hauptmächte auf dem Congresse zu Aachen 1818 hatte die franz. R
gierung zu einer Politik verpflichtet, welche die Ausbildung der innern Verfassu
und Verwaltung Frankreichs immer mehr mit den monarchischen Grundsätzen d
Stabilitätssystems in Übereinstimmung zu bringen suchte. Je ungestümer n
die linke Seite der Deputirtenkammer ihre zum Theil ultraliberalen Ansichten v
focht und in diesem Sinne das Ministerium zusammengesetzt zu sehen wünschte, u
desto eher neigte sich die Regierung zu den Ansichten des Centrums der Kamm
hin, dessen Mitglieder sich zu einem gemäßigten Royalismus bekannten, wodu
selbst ein großer Theil der strengen Royalisten von der rechten Seite im Sinne d

*) Erst als im März 1819 eine große Anzahl Sevennenbewohner sich
Stadt Nismes begab und drohte: „Dreißigtausend Männer sind bereit, mit d
Waffen der Verzweiflung von ihren Bergen herabzusteigen, wenn ihrer Brüd
Held es erfodert", ließ man die Protestanten in Ruhe. Auch die Methodisten
England waren damals sehr thätig, um den Protestanten in Frankreich Hül
und Schutz zu schaffen. Über die Protestanten, den Klerus, die Missionaire u
das Concordat in Frankreich nach der Restauration s. m. die Schrift: „Die Hie
archie und ihre Bundesgenossen in Frankreich", Aarau 1823.

Ministeriums zu stimmen sich bewogen fand. Das bisherige Wahlsystem begünstigte noch viel zu sehr die liberalgesinnte Volkspartei, als daß nicht die Regierung auf ein das repräsentative System mehr beschränkende Wahlform hätte denken sollen. Sie suchte daher durch ein neues Wahlgesetz dem Aristokratismus der reichern Grundbesitzer den überwiegenden Einfluß auf die Wahlen für die Deputirtenkammer zu verschaffen, und zugleich die bedenkliche Stimmung der öffentlichen Meinung durch Ausnahmegesetze, welche die persönliche und die nur eben erst (9. Jun. 1819) gesetzlich bestimmte Preßfreiheit betrafen, in Schranken zu halten.

Darüber entbrannte der heftigste Parteienkampf in der Sitzung von 1819 (vom 29. Nov. 1819 bis zum 22. Jul. 1820). Der Einfluß des strengen Royalismus zeigte sich zuerst in der Ausschließung des Deputirten Gregoire; jedoch konnte die rechte Seite es nicht durchsetzen, daß seine Unwürdigkeit als Beweggrund angegeben wurde. Hierauf griffen sich beide Parteien mit gegenseitigen Beschuldigungen an, und der Ministerpräsident Decazes bereitete schon einige Gesetzentwürfe vor, um die Gemäßigten von jeder Seite mit sich enger zu verbinden, als die blutige That eines politischen Fanatikers (am 13. Febr. 1820) die Ermordung des Herzogs von Berry (s. Louvel) die ganze Nation in Bestürzung setzte und die Wuth der rechten Seite zu der heftigsten Erbitterung anreizte. Herr de Labourdonnaye forderte die Kammer auf, alle Maßregeln zu befördern, wodurch die gefährlichen Ideen, welche dem Throne und der ganzen Civilisation gleiche Gefahr brächten, unterdrückt werden könnten. Insbesondere wandte sich der Haß der rechten Seite gegen den Minister Decazes. Dieser legte zwar noch der Kammer die Entwürfe eines neuen Wahlgesetzes und zweier Ausnahmegesetze vor, als er aber sah, daß er die Mehrheit verloren, dankte er ab den 18. Febr. An seine Stelle trat am 20. Febr. 1820 als Präsident des Ministerraths der Herzog von Richelieu, und Siméon als Minister des Innern. (Das fünfte Ministerium.) Nun entbrannte über jene drei Gesetzentwürfe der entscheidende Kampf, welcher den Sieg des ultra Monarchismus über die Partei der Liberalen zur Endfolge hatte. Gesetzgebung und Verwaltung wurden seitdem immer mehr im Sinne des aristokratisch-monarchischen Systems geleitet, und die Kraft wie der Einfluß der Regierung durch Pasquier's Beredtsamkeit und späterhin (seit 1822) durch Villèle's Talente, doch die Charte zu verletzen, immer mehr erhoben. Das erste Ausnahmegesetz (Loi sur la liberté individuelle) vom 26. März 1820 gab nämlich den Ministern die Gewalt, auf bloßen Verdacht des Hochverraths, durch einen von drei Ministern unterzeichneten Befehl, jeden Angeschuldigten verhaften zu lassen, sodaß er längstens erst in drei Monaten vor Gericht gestellt werden mußte; doch sollte dieses Gesetz nur bis zum Schlusse der künftigen Sitzung von Dauer sein. Vergebens boten sich die ersten Redner der Opposition, welche das Gesetz als eine Anklage der ganzen Nation betrachtete, wodurch man sie der Willkür preisgäbe, zu zeigen bemüht, daß schon die vorhandenen Gesetze hinreichten, um aufrührerischen Entwürfen vorzubeugen. Noch heftiger war der Kampf über das zweite Ausnahmegesetz vom 31. März 1820 (Loi sur la publication des journaux, écrits périodiques, etc.), wodurch die Censur wiederhergestellt wurde. Jede Partei war damit unzufrieden. Die linke Seite erinnerte das Ministerium an die noch fehlenden Gesetze über die Localverwaltung, über die Nationalgarde, die Geschwornen u. s. w.*). Sie foderte dagegen die Regierung auf, ihr, die constitutionelle Freiheit und die Grundsätze der Charte, welche die gegenseitige Bürgschaft des Throns und der Nation enthalte, bedrohendes System zu ändern und den Vulcan der Volksruhe lieber auszulöschen, statt ihn zu vermauern. Es hatten sich selbst einige sehr geachtete Mitglieder des Centrums, welche eine folgerechte Entwickelung

*) Den Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister vom 28. Jan. hatten die Minister selbst aufgegeben.

der Grundsätze der Charte mit logischer Strenge vertheidigten, die sogenannt
Doctrinaires, schon vor dem Austritte des Herrn v. Decazes aus dem Ministeri
von demselben getrennt, und sich mehr oder weniger der linken Seite genähert, w
halb man jetzt das linke Centrum von der rechten Mitte, in welcher die ministeri
gesinnten, gemäßigten Royalisten saßen, zu unterscheiden anfing. Allein Dese
und Pasquier behaupteten dennoch die Stimmenmehrheit in den Kammern. J
deß machten die Minister von der Gewalt, welche ihnen das Gesetz über die pers
liche Freiheit ertheilte, keinen willkürlichen oder einseitigen Gebrauch. Dageg
brachte das Journal- oder Censurgesetz, welches jedoch nur bis zu Ende der S
tzung von 1820 gelten sollte, eine gänzliche Veränderung im Journalwesen herv
denn da die Censur fast nur gegen die liberalen Blätter mit Strenge ausgeübt w
de, so verloren diese einen großen Theil ihres Einflusses, was besonders bei den
vorstehenden Wahlen der Regierung Vortheil brachte. Am entscheidendsten war
die Folgen des neuen Wahlgesetzes vom 29. Jun. 1820, dessen zweiter, v
dem Minister Siméon am 17. April vorgelegte, Entwurf nach dem heftigsten W
derstande der Doctrinairen und Liberalen in beiden Kammern, und nach unruhig
Auftritten in der Hauptstadt nur mit einigen Abänderungen durchgesetzt werd
konnte. Die bisherige Zahl der Deputirten von 258 wurde dadurch bis auf 43
vermehrt, von denen 258 von den Bezirkscollegien und 172 von den Depart
mentscollegien gewählt werden. Die letztern bestehen aus den am meisten besteu
ten Wahlmännern, die den vierten Theil aller Wahlmänner des Departemen
ausmachen, und die demnach eine doppelte Wahlstimme haben, eine in ihrem B
zirks- und eine in dem Departementscollegium. Die großen Güterbesitzer erhielt
seitdem einen überwiegender Einfluß auf die Mehrheit der Wahlen. Denn, we
die durch das neue Gesetz berufenen Wahlmänner und Wählbare, wie Herr T
neaux behauptete, zusammen kaum den 40. Theil der öffentlichen Abgaben bez
len, so sind 39 Theile der Besteuerten von dem Wahlrechte ausgeschlossen. D
Zahl der Wählbaren aber, die 40 Jahre alt sein und 1000 Franken und darü
an Steuern bezahlen müssen, belief sich damals in ganz Frankreich nur auf 16,0
Die erste Folge der neuen Wahlform war, daß schon 1820 unter 220 neu erwä
ten Deputirten nur einige und dreißig liberale sich befanden; auch 1821 verstärk
von 87 neu gewählten Deputirten zwei Drittel die rechte Seite; die übrigen geh
ten theils zum Centrum, theils zur linken Seite. — Es war natürlich, daß v
Beamte mit dem neuen System der Regierung nicht übereinstimmend dachten, a
wol als Deputirte und Schriftsteller demselben ihre Meinungen und Ansichten e
gegensetzten; daher fand jedes neue Ministerium für nöthig, viele Dienste
lassungen zu verfügen, und geachtete Männer, wie Royer-Collard, Cam
Jordan, Herr von Barante, Guizot u. A., wurden schon damals aus d
Staatsrathe ausgeschlossen. Noch willkürlicher strich der Kriegsminister S
während Officiere, wenn sie entweder zu liberal oder zu royalistisch gesi
waren, ohne vorherigen Urtelsspruch, aus den Listen aus, worüber sich b
Parteien in den Kammern mehrmals stark beschwerten. Die Regierung mu
aber freilich um so mehr sich auf alle Angestellte verlassen können, weil
vielfache Spuren von geheimen Verschwörungen gegen die Sicherheit des Sta
zeigten. Das meiste Aufsehen machte die Verschwörung vom 19. Aug. 18
Eine Menge Officiere und Unterofficiere wurden verhaftet, weil sie die Truppen
Paris und andern Orten zum Abfall hatten verleiten wollen; der angebliche Hau
anstifter, Capitain Nantil, war entflohen. Da dieser Hochverrathsfall von
Pairskammer, als dem höchsten Gerichtshofe für solche Sachen, untersucht wer
sollte, so stellte sie bei dieser Gelegenheit den staatsrechtlichen Grundsatz auf, d
dem Hofe der Pairs das Recht zustehe, zu bestimmen, ob ein Fall von der Art
daß er vor die richterliche Untersuchung der Pairskammer gehöre. In der ge

ligen Sache sah die Kammer den Thatbestand als erwiesen an, und verurtheilte
Abwesende zum Tode, sechs Abwesende zu Geld- und Gefängnißstrafen; die
igen wurden sämmtlich freigesprochen. Wie übertrieben jedoch manchmal die
cht der Regierung vor geheimen Anschlägen war, bewies die sogenannte östliche
rschwörung (Conspiration de l'Est), indem alle darein verwickelte Personen im
l. 1821 von den Assisen zu Riom schuldlos gefunden wurden. Dagegen zeigte
adier de Montjau, Hofgerichtsrath zu Nismes, der Kammer an, daß die Ma-
nationen eines geheimen Directorialausschusses, zu welchem nach ihm die Verfas-
der „Note secrète" gehören sollten, den Fanatismus zu ihren Absichten benutzten
d im Garddepartement den Aufstand förmlich organisirt hätten. Da aber das
inisterium die Verfasser der Note nicht zur Verantwortung zog, so weigerte er
h, die Mitglieder des geheimen Ausschusses zu nennen, und die Sache hatte keine
lgen.

Die Royalisten benutzten ihrerseits jeden Vorfall, um das Ministerium zu
em strengern System zu bewegen, und die bedeutendsten Deputirten der rechten
ite arbeiteten eifrig darauf hin, selbst in das Ministerium zu kommen. Dies
ang ihnen gleich nach der Eröffnung der Sitzung von 1820 (vom 19. Dec.
20 bis zum 31. Jul. 1821). Denn schon am 21. Dec. wurden Lainé, de Vil-
e und Corbière zu Ministerstaatssecretairen, zwar ohne Verwaltungszweig, je-
ch mit dem Stimmenrechte im Ministerrathe, ernannt. Durch diese Wortfüh-
r wollte sich das damalige Ministerium der Leitung der rechten Seite versichern;
ein sehr bald zeigte sich unter den strengen Royalisten gegen die Minister eine Op-
sition, welche Graf Donnadieu, Delalot, Graf Vaublanc u. Andre leiteten. Ja es
hienen sich eine Zeitlang beide Parteien, sowol diejenige, der das Ministerium bis-
r den Sieg verschafft hatte, als diejenige, welche durch dasselbe Ministerium ver-
chtet worden war, mit gleicher Erbitterung zu Einem Zwecke, zu dem Sturze des
inisteriums zu vereinigen. Die linke Seite griff vorzüglich den Einfluß der Re-
rung auf die Wahlcollegien an. Indeß zeigte sich bald, wie schwach sie war, in-
n die rechte Seite bei jeder Gelegenheit die Stimmenmehrheit behauptete. Die
mmer drückte daher in ihrer Adresse an den König den Wunsch aus, die Sitten
nigt zu sehen durch ein christlich monarchisches Erziehungssystem, was in Hin-
t auf das ganze Unterrichtssystem wichtige Folgen gehabt hat. Übrigens wieder-
te die rechte Seite unaufhörlich die durch mehre Vorfälle zweideutiger Art veran-
te Beschuldigung, daß es in Frankreich eine fortdauernde Verschwörung gebe;
e machte dies sogar der Opposition der linken Seite zum Vorwurf, worüber die
igsten Wortkämpfe entstanden, die zu den bittersten Äußerungen und Gegenbe-
digungen führten. Dagegen hatten die gemäßigten Liberalen, wie es Un-
teilschen erschien, in der That kein andres Ziel vor Augen als dasjenige, wel-
einst. Benj. Constant am Schlusse seiner berühmten Rede über das Wahlgesetz
den Worten bezeichnet hatte: „Les Bourbons, rien que les Bourbons avec
harte, toute la charte sous les Bourbons!"

Die wichtigsten Verhandlungen betrafen die auswärtigen Verhältnisse und
Recht der Deputirten, ihre Meinung frei herauszusagen. Royer-Collard ent-
kelte bei dieser Gelegenheit die Theorie der Opposition auf die bündigste Art. Al-
der Großsiegelbewahrer Deserre bekämpfte die linke Seite mit allen Waffen sei-
Beredtsamkeit so glücklich, daß das Ordnungspolizeigesetz der Kammer einige
ngere Bestimmungen erhielt, welche den heftigen Ausbrüchen des Parteienkam-
im dem Schoße der Nationalrepräsentation vorbeugen sollten, was aber darum
eswegs der Fall gewesen ist. Mehre Gesetze, welche die innere Verwaltung
afen, veranlaßten gründliche und lehrreiche Erörterungen staatswirthschaftlicher
gen, wozu insbesondre, wie gewöhnlich, die Prüfung des Budget den reichhal-
en Stoff darbot. Endlich wurde die Dauer des Censurgesetzes vom 31. März

1820 verlängert. Dagegen nahm das Ministerium seinen Entwurf eines von linken Seite und dem Centrum wiederholt verlangten Gesetzes, die Organisat der Municipal- und Departementalverwaltung betreffend, zurück, weil keine Pa damit einverstanden war. Kurz vor dem Schlusse der Sitzung von 1820 (am 31. 1821) entzweiten sich die Minister unter einander theils über die weitere Entwickel ihres Systems im Allgemeinen, theils über den Antheil, den die Minister o Geschäftszweig (Portefeuille) an der Verwaltung künftig nehmen sollten. Vil und Corbière gaben daher ihre Entlassung, was eine Spannung des Ministeriu mit der rechten Seite zur Folge hatte. Dessenungeachtet glaubte das Ministeri so fest an seine Fortdauer, daß es die Sitzung von 1821 früher eröffnen ließ, da über das Budget von 1822 noch vor dem Schlusse des Jahrs abgestimmt wer konnte. Denn bei der bisher im Spätjahre erfolgten Eröffnung der Kammer m ten gewöhnlich sechs Monate des nächsten Finanzjahres, oder ein sogenanntes P visorium von sechs Zwölftheilen, in voraus ohne nähere Prüfung bewilligt wer was jedes Mal zu sehr gegründeten Beschwerden Anlaß gab. Zugleich hofften Minister durch die Befolgung eines gemäßigten Systems ihren Einfluß auf Mehrheit in der Kammer zu behaupten, und die Censur verfuhr jetzt aus demsel Grunde mit mehr Strenge gegen die Journale der anticonstitutionell Gesinnten

Aber die neue Wahlform führte den Gegnern des Ministeriums, den stren Royalisten, eine beträchtliche Verstärkung zu, und schwächte in demselben V hältnisse die linke Seite und das Centrum. Als nun die Sitzung von 18 am 5. Nov. d. J. eröffnet wurde, hatten sich bereits die Mitglieder der rechten S enger verbunden, um die Mehrheit zu erlangen. Sie wurden die Wortführer Berichterstatter der aus der Mitte der Kammer gewählten Ausschüsse. Übrig waren beide Seiten, die rechte und die linke, mit der Politik der Regierung in sehung Neapels und Piemonts auf dem Congresse zu Laibach (s. d.), obwo einem entgegengesetzten Sinne, gleich unzufrieden; daher die auffallende Stell der Adresse der Deputirtenkammer an den König vom 26. Nov.: „Nous nous licitons, Sire, de vos relations constamment amicales avec les puissan étrangères, dans la juste confiance que la paix si préciense n'est point ac tée par des sacrifices incompatibles avec l'honneur de la nation et la dig de votre couronne". Die Minister bewogen nun ihrerseits den König, daß er die Adresse nicht wie gewöhnlich durch eine große Deputation, sondern bloß von Präsidenten und den beiden Secretairen der Kammer übergeben ließ, und daß i seiner Antwort jene Stelle mißbilligte. Der Großsiegelbewahrer Deserre legte auf der Kammer zwei Gesetzentwürfe vor, welche die Verlängerung der Censu zu dem Ende der Sitzung von 1826, und strengere Zusätze zu den bestehenden setzen über die Preßvergehen betrafen. Allein beide Seiten der Kammern nah sie mit entschiedenem Widerwillen auf, und von der rechten Seite gab Delalot Zeichen zum Angriffe, worauf sich auch General Donnadieu, de la Bourdon und Castelbajac gegen die Minister erhoben; von der linken Seite aber deutete v. Chauvelin auf eine Veränderung des Ministeriums hin. Da dieses weder gemeinschaftlichen Angriffe der beiden Parteien einen kräftigen Widerstand en gensetzen konnte, noch die Auflösung der Kammern zu beschließen wagte, so s endlich die Hofpartei, welche das Ministerium aus strengern Royalisten zusamm gesetzt zu sehen wünschte. Es nahmen daher sämmtliche Minister, selbst Des dessen Royalismus über jeden Verdacht erhaben, und Roy, dessen Verdienst um Finanzverwaltung unbestritten war, ihre Entlassung am 17. Dec. 1821. sechste Ministerium bestand jetzt aus Herrn de Peyronnet für das Justi partement, aus dem Vicomte de Montmorency für die auswärtigen Angelegen ten, dem Marschall, Herzog v. Belluno (Victor) für das Heerwesen, dem H Corbière für das Innere, dem Marquis de Clermont-Tonnère für das Seewe

dem Hrn. v. Villèle für das Finanzdepartement. Diese Veränderung hatte
) die Entlassung des Polizeidirectors Baron Mounier, des Polizeipräfecten von
is, Grafen Anglès, und des Unterstaatssecretairs im Justizdepartement, Gra-
Portalis u. A. m. zur Folge; an die Stelle des nunmehrigen Herzogs Decazes
ging der Vicomte de Châteaubriand als Botschafter nach London. Das Sy-
des strengen Royalismus hatte nun ganz die Oberhand; die rechte Seite schien
bigt, und die linke bildete eine nur noch sehr kraftlose Opposition. Das neue
isterium nahm sogleich den Vorschlag einer Verlängerung der Censur zurück,
diese hörte gesetzlich auf mit dem 5. Febr. 1822. Dagegen wurde die Untersu-
g aller Vergehungen durch die Presse den Geschwornen entzogen, obgleich De-
für die Beibehaltung der Jury seine Stimme abgeben ließ. Die Rechtsge-
n im rechten Centrum, vorzüglich Bellart und Martignac, sämmtlich Gegner
Geschwornengerichts, drangen mit ihrer Ansicht durch. Unter diesen Umstän-
gab es keine Zeit, das Budget von 1822 vorzulegen; die Kammern bewilligten
abermals der Regierung ein Provisorium, jedoch nur von drei Monaten. —
neue Regierungssystem hatte auf den öffentlichen Credit keinen nachtheiligen
luß; doch äußerte sich in den Provinzen die Unzufriedenheit der demokratischen
ei. Man entdeckte sogar am Ende 1821 in der Kriegsschule zu Saumur un-
en Officieren und Soldaten eine Verschwörung zu Gunsten des jungen Napo-
, und 1822 mehre gleichzeitige Anschläge zum Aufstande der Garnisonen von
ort, Saumur, Neubreisach und Metz, wo die dreifarbige Fahne wehen sollte;
gab Unruhen in Grenoble, Bordeaux, Rennes, Rochelle und Nantes. Die
schwörung des Generals Berton kam wirklich zum Ausbruche, den 24. Febr.,
n sein Unternehmen auf Saumur mißlang; so auch im Aug. der Aufruhr des
ftlieutenant Caron im Elsaß. In Paris veranlaßten die Missionarien unru-
Auftritte, und mehrmals wiederholte Studententumulte hatten die Aufhebung
medicinischen Facultät (die jedoch im März 1823, neu organisirt, wiederherge-
wurde) in Paris und das Verbot aller Vorlesungen über neuere Geschichte,
recht und Philosophie zur Folge. Zu gleicher Zeit wurden einige Departe-
s durch viele Brandstiftungen beunruhigt. Alles dies reizte die Partei der so-
nten Fanatiker (wie man die überspannten Royalisten nannte, zum Unter-
e von den Politikern, oder den gemäßigten Royalisten) zu heftigen Ausfällen
ie Anhänger des liberalen Systems, welche oft mit Bitterkeit und rücksichtslo-
idenschaft die Resultate der Revolution als wohlthätig für Frankreich darzu-
suchten. Doch behauptete Lafitte nicht mit Unrecht, der Ackerbau verdanke
Fortschritte vorzüglich der Revolution, und die Industrie ihren Flor der kaiser-
Regierung. Da die linke Seite aber stets überstimmt und ihre Redner öfters
Ordnung gerufen wurden, so ergriff sie zuletzt den Entschluß, nicht mehr zu
ten. Auch in der Pairskammer siegte das aristokratische Princip. Sie faßte
Anderm den Beschluß, daß kein Pair jemals wegen bürgerlicher Schulden in
ft genommen werden könne, ungeachtet nach der Charte alle Franzosen vor
Gesetze gleich seln sollten. Endlich wurde die stürmische Sitzung von 1821
. Mai 1822 geschlossen.

Die Wahlen der neuen Deputirten wurden jetzt von der Regierung beinahe
ließend geleitet; der Finanzminister Villèle erließ sogar ein Umlaufschrei-
worin allen wahlberechtigten öffentlichen Beamten zur Pflicht gemacht wurde,
inne des Ministeriums zu stimmen. Obgleich nun die Candidaten der Oppo-
bei den Wahlen in Paris den Vorzug erhielten, so betrug dennoch unter 80
wählten Deputirten die Zahl der antiministeriell Gesinnten nur 31. Hierauf
ete der König im Saal des Louvre am 4. Jun. die Sitzung der Kammern
1822, welche bis zum 17. Aug. d. J. dauerte, und schon am 11. Juni er-
der Finanzminister Villèle, daß die seit 9 Jahren nothwendig gewesene Be-

willigung eines Provisoriums aufhöre, indem er den Entwurf des Budgets 1823 vorlegte. Die Talente und die Mäßigung dieses Ministers erwarben ihr der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ein solches Übergewicht, daß ihn König am 4. Sept. zum Präsidenten des Ministerconseils ernannte. Auch au öffentliche Meinung wußte er durch das ministerielle Organ, das „Journal de bats", mit Erfolg einzuwirken. Allein die Ultras der rechten Seite waren seiner Mäßigung sehr unzufrieden. „Wir haben ihn erhoben," sagten sie in Salons, „und nun, da er oben steht, wendet er der Leiter den Rücken". H Villèle that nämlich nicht Alles, was sie verlangten, und was er that, geschah i nicht rasch genug. Dagegen wurde bemerkt, daß auch Hr. v. Villèle, wie franz. Staatsmann, sobald er einmal auf den Gipfel der Verwaltung gelangt von wo man alle Verhältnisse überschaue, und sobald er einmal diejenige Mach langt habe, welche den höchsten Ehrgeiz befriedige, einsehen gelernt habe, daß Fr reich im rein-aristokratischen, oder, in der Kanzleisprache zu reden, im rein-royal schen Sinne nicht mehr regiert werden könne, und daß, würde es versucht, n als eine Kluft zwischen den Interessen des Volks und dem Throne entstehen m in deren Abgrund der Minister, der jenes System versuchte, zuerst stürzte. Villèle's Ansichten stimmte der Minister des Innern, Graf Corbière, ganz über — Die wichtigsten Verhandlungen in der Kammer von 1822 betrafen die ne Zollverordnungen, welche, dem Prohibitivsysteme Englands und einiger Contin talstaaten angemessen, die Handelsfreiheit noch mehr beschränkten. Auch die a wärtige Politik in Ansehung Griechenlands und Spaniens gab zu lebhaften De ten Anlaß, wodurch die Erörterung des Finanzgesetzes nur verlängert wurde, dessen Annahme die Sitzung endigte. Waren die Gemüther durch gegensei Vorwürfe der Parteien schon jetzt sehr gereizt, so nahm die Spannung noch durch die Folgen des Hochverrathsprocesses gegen Berton und andre Verschwö die am 6. und 7. Oct. 1822 zu Poitiers und Thouars das Blutgerüst bestie Der Generalprocurator von Poitiers, Mangin, hatte nämlich in seinem geric chen Vortrage die Deputirten Lafitte, Keratry, Benj. Constant und den Gen Foy, als mit in jene Verschwörung verflochten, dargestellt, und wurde deßhalb diesen als Verleumder in Anspruch genommen. Allein seine Amtspflicht schützte Procurator, und Benj. Constant wurde sogar wegen seines beleidigenden Schrei an denselben zu einer starken Geldbuße verurtheilt. Jene Rede von Mangin aber eine ähnliche von dem Generalprocureur Marchangy enthielten so starke Äußerun über ein in Europa angeblich allgemein verbreitetes revolutionaires Streben, man sie als den Ausspruch der jetzt an Einfluß überwiegenden leidenschaftli Partei ansehen und daraus beurtheilen konnte, wie Haß und blinder Argwohn der einen Seite die Unzufriedenheit und den Widerstand von der andern Seite aufhörlich gegen sich herausforderten. Insbesondere hatte Hr. v. Marchangy in se berühmten Klageschrift die Behauptung von Berton und dessen Mitschuldigen, sie sich nicht gegen den König, sondern gegen die Aristokratie verschworen hät hervorgehoben und dadurch ganz Europa gesagt, für welches Interesse eigentlich engverbundene, mächtige Partei jetzt streitet. Diese Partei stürzte den Mini Decazes, weil er die Demokratie mit dem Königthum zu verbinden suchte. A auch eine vernünftige Aristokratie, welche Graf Villèle mit dem Königthum schmelzen wollte, war nicht nach ihrem Sinne. Doch näherte sich endlich Kampf seiner Entscheidung durch die völlige Niederlage der liberalen Partei, als große Frage erörtert wurde: Soll Frankreich das demokratische Princip in Spa mit den Waffen in der Hand bekämpfen?

Dies geschah in der Sitzung von 1823 (geschlossen den 9. Mai 182 welche der König am 28. Jan. mit einer Rede eröffnete, in welcher er den Mar von 100,000 Franzosen gegen Spanien ankündigte, um dieses Königreich mit C

n auszusöhnen. Die Opposition, in welcher diesmal der nicht wiedererwählte putirte Benj. Constant fehlte, indem von 51 ausgetretenen Deputirten, die ge- die Regierung gestimmt hatten, nur sechs wieder erwählt worden waren, hatte rhaupt so wenig Kraft, daß auch in der Pairskammer ein vom Baron Barante gegangener und vom Fürsten Talleyrand unterstützter Vorschlag zur Abänderung Adresse an den König durch den Ausdruck des Wunsches zur Erhaltung des edens, verworfen wurde. Indeß hatte schon im Dec. 1822 Villèle, welcher t unbedingt für den Krieg war, sich mit dem Minister der auswärtigen Angele- heiten, Herzog von Montmorency, der eben von seiner Sendung nach Verona, em dem Congresse beigewohnt hatte, zurückgekehrt war, über die Abfassung der te an die spanische Regierung nicht vereinigen können, und da seine in abgemes- n Ausdrücken abgefaßte Erklärung vom Könige gebilligt worden war, so gab Herzog von Montmorency seine Entlassung, worauf der Vicomte de Château- and die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In den spätern Ver- dlungen der Kammer wurde der Bericht des Finanzministers über die Gesetzent- rfe, welche das Budget von 1824, einen vorläufigen Credit von 100 Mill. zu außerordentlichen Ausgaben 1823, die Einberufung der Veteranen, und die tation der Pairs- und der Deputirtenkammer betrafen, erörtert, und bis zum til 1823 waren die dringendsten Vorschläge mit geringen Abänderungen ange- mmen. Da die Erklärung des Kriegs ein Vorrecht der Krone ist, so konnten die mmern nur bei den Debatten über den außerordentlichen Credit von 100 Mill. Nothwendigkeit und die Folgen eines Kriegs mit Spanien prüfen. Die denspartei in beiden Kammern hatte diesmal die glänzendsten Talente und erfahrne Staatsmänner, darunter auch Lainé, und ausgezeichnete Generale ihrer Seite; allein in der Deputirtenkammer reizte Manuel, der Abgeordnete Vendée, der schon in der vorigen Sitzung von dem Widerwillen (répugnance) nkreichs gegen die Bourbons gesprochen hatte, durch eine doppelsinnige Äuße- ng, welche den Einmarsch einer fremden Armee als gefahrdringend für die Sicher- Ferdinands darstellte und aus der Geschichte der franz. Revolution die traurigen gen des Coalitionskrieges und den Königsmord durch die Energie der Nation zu fertigen schien, die Wuth der rechten Seite in einem so heftigen Grade, daß sie h ihre Mehrheit seine Ausschließung von der gegenwärtigen Sitzung, ohne ihn hören und ohne auf die Vorschriften des Reglements sonderlich Rücksicht zu nen, am 3. März durchsetzte. Da nun Manuel am 4. dessenungeachtet seinen in der Kammer einnahm, so wurde er, weil die Nationalgarde dies zu thun weigerte, von Gendarmen mit Gewalt aus dem Saale geschafft. Die linke te verließ hierauf die Kammer, bis auf wenige Mitglieder, welche aber nebst ren des linken Centrums an keiner Abstimmung Theil nahmen. 62 Mitglieder n gegen Manuel's Ausschließung eine förmliche Protestation ein. Das Gesetz, en des Credits von 100 Mill., und das wegen Einberufung der Veteranen wur- nunmehr, ebenso wie die übrigen Entwürfe, Finanzberechnungen betreffend, unbedeutenden Abänderungen von beiden Kammern im Laufe des März ange- nmen. Es war nur noch eine sprachlose Opposition für den Frieden in dem ten Centrum, wo die Herren Bellart und Lainé sitzen, vorhanden; doch hörte am der Widerspruch der äußersten Rechte, oder die Opposition Labourdonnaye, n den ihr verhaßten ersten Minister Villèle nicht auf. Jener Redner drückte ntlich seinen Unwillen über die Charte und über die nicht erfolgte Rückgabe der tionalgüter an die Emigranten aus *). Die letzten Erörterungen betrafen das

*) über das Gesetz wegen des außerordentlichen Credits von 1823 und über wegen Einberufung der Veteranen hatten 176 Deputirte nicht gestimmt. Die tei Labourdonnaye zählte etwa 50 Glieder. Die Regierung suchte nach der rte unerläßlich 216 Stimmen, um ihre Vorschläge durchzusetzen.

Budget von 1824. Da dieses noch immer bei 900 Mill. Ausgaben betrug, sagte der Berichterstatter in der Deputirtenkammer: Diese beträchtliche Summe die Folge der Revolution, welche die Güter der Geistlichkeit, die nun der Staat bezahlen habe, verschlungen, — die Fonds für wohlthätige Anstalten, die gegenw tig durch Auflagen bestritten würden, sich zugeeignet, — ein ungeheures Beam personal, das man nur mit der Zeit vermindern könne, erschaffen, — die Colon wovon die übbriggebliebenen 6 Mill. Fr. mehr kosteten als einträgen, größtentl verloren, — endlich, mit Inbegriff der Folgen des 20. Nov. 1815, die öffentl Schuld um 132 Mill. Zinsen gegen 1813, und um 100 Mill., gegen 1788 halten, vermehrt habe. Am heftigsten sprach Labourdonnaye gegen die Maßregeln des Ministers Villèle. Er verlangte kräftigere Einrichtungen zur festigung des Throns, nannte die Veräußerung der Emigrantengüter illegitim, derte die Beschleunigung des Kriegs und klagte über die Vernachlässigung der M gazine des Heers.

Der Krieg begann, und sein Erfolg (s. Spanien im J. 1823) war Triumph des Hauses Bourbon: Das monarchische Princip wurde befestigt; der C neralissimus, Herzog von Angoulème, erwarb durch Heldenmuth und Milde und seinem Stamme das Vertrauen und die Treue des franz. Heeres. Von di Seite betrachtet, hatte der kostbare sechsmonatliche Feldzug für die Befestigung Legitimität die wichtigsten Folgen. Gleich im Anfange desselben war Baron D mas an die Stelle des Kriegsministers, des Herzogs von Belluno, getreten. Ü gens blieb fortan ein reiner aber gemäßigter Aristokratismus das System der Re rung. Diese erlangte, in Folge des neuen Wahlgesetzes, das entschiedene Übe wicht in der Deputirtenkammer. Als die Sitzung von 1824, am 23. Mä d. J. vom König eröffnet wurde, betrug die Zahl der Liberalen, darunter au Benj. Constant, nur 17, während sie bei Eröffnung der Kammer von 1823 1 ausgemacht hatte. Daher ward dem Grafen Villèle ein Nachschuß von 107 M Fr. zur Vervollständigung der außerordentlichen Ausgaben für 1823 bewilligt, u der Vorschlag des Ministeriums, die siebenjährige, gänzliche Erneuerung der Wa kammer betreffend (s. Septennalität), als Staatsgesetz angenommen. H durch sahen sich die Minister im Besitze der Stimmenmehrheit gesichert. Der s nische Krieg hatte eine außerordentliche Ausgabe von 207,827,000 Fr. verursa Spanien war nur 33,877,700 Fr. davon zurückzuzahlen verbunden. Dies thigte den Minister, auf Ersparnisse zu denken, und er schlug vor, an die Stelle vom Staate creirten fünfprocentigen Renten dreiprocentige zu setzen; allein di von der Deputirtenkammer angenommene Vorschlag der Rentenreducti (s. d.) ward in der Pairskammer (3. Juni) verworfen. Unter den Gegnern Entwurfs bemerkte man, außer dem Erzbischof von Paris, den vormaligen Fin minister Grafen Roy, den Grafen Chabrol, und den ehemal. Minister Pairs Weil Châteaubriand die Vertheidigung des Rentenreductionsgesetzes unterno hatte, so verlor er seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. übrige Vorschläge des Ministeriums wurden in beiden Kammern mit einer gr Mehrheit angenommen; dagegen verwarf der geheime Ausschuß der Wahlkam den Gesetzvorschlag des Herrn von Labourdonnaye über die Entschädigung der E granten. Bald nach dem Schlusse dieser Sitzung, der am 4. Aug. erfolgte, erneuerte die Regierung am 15. Aug. die Censur der öffentlichen Blätter; w scheinlich hatte die Krankheit des Königs diesen Beschluß veranlaßt, den Graf Fr sinous, Bischof von Hermopolis und Großmeister der Universität, dem das neu richtete Ministerium des Cultus übertragen worden war, vorzüglich unterstü Ludwig XVII. starb am 16. Sept. und sein Bruder (s. Karl X.) bestieg Thron. Dieser Monarch erklärte sogleich seine Absicht, die Charte zu befestigen; e nannte den Dauphin (Herzog v. Angoulème) zum Mitgliede des Ministerrathes,

h schon am 29. Sept. die Censur der öffentlichen Blätter wieder auf. Dann trat der
af von Clermont-Tonnère als Kriegsminister in das Ministerium ein; der Herzog
Doudeauville wurde Minister des königl. Hauses, und Baron Damas erhielt das
inisterium der auswärtigen Angelegenheiten. Villèle befestigte seine Stellung
dem Vertrauen des Königs, sowol durch die kluge Leitung des Staatshaushalts
auch durch die Bewilligungen, welche er dem aristokratischen und dem theokrati-
en Einflusse bis zu einem gewissen Punkte zugestand. Unter seinen vielen Gegn
r war Châteaubriand, in seinem Organ, dem „Journal des débats", der be-
este.

In der Sitzung von 1825, welche schon am 22. Dec. 1824 eröffnet und
n 13. Jun. 1825 geschlossen wurde, war Villèle's Triumph vollständig. Ihn
terstützte in der Wahlkammer, in welcher freilich 320 alte Privilegirte saßen,
artignac's (s. d.) Beredtsamkeit. Vergebens erhob Gen. Foy (s. d.) seine
timme gegen das Gesetz über die Entschädigung der Emigranten, welche, für ihre
m Vortheil des Staates verkauften Güter 1000 Mill. Fr. in Renten erhalten
llen. Auch das Rentenreductionsgesetz (s. d.) ging jetzt durch; indeß
nd dessen Vollziehung viele Hindernisse in dem Widerstande der öffentlichen Mei-
ung. Um dem katholischen Cultus mehr Achtung zu verschaffen, ward das Ge-
z, nach welchem das Sacrilegium strenger bestraft wird, gegeben. Unmittelbar
ach Annahme des Budgets für 1826 erfolgte (29. Mai) die glänzende Krönung
es Königs Karl X. zu Rheims, nach dem alten Herkommen; ebenso neu als wichtig
ar jedoch der Schwur des Monarchen, nach der Charte zu regieren. Schon vorher
atte der König durch die Ordonnanz vom 17. April 1825 die Unabhängigkeit von
aiti (s. d.) anerkannt; späterhin ward der Handelsverkehr mit den spanisch-ame-
kanischen Republiken begünstigt, die stillschweigende Anerkennung derselben er-
olgte jedoch erst in Folge eines Artikels im „Moniteur" vom 18. Oct. 1826, nach-
em Villèle, mit Canning, der in Paris um diese Zeit sich befand, über die Ange-
genheiten Brasiliens, Portugals und Spaniens einverstanden, vergebens sich
emüht hatte, das spanische Cabinet zu demselben Schritte zu bewegen. Damit
nd auch der Abschluß eines vorläufigen Schifffahrtsvertrags mit Großbritannien,
ie eines Handels- und Freundschaftsvertrags mit dem Kaiserreiche Brasilien
m 4. Oct. 1826) in Verbindung.

Diesem, das Interesse der Industrie und des Handels berücksichtigenden Sy-
m der Regierung konnte der Widerspruch der Contreopposition in der Sitzung
r Kammern von 1826 (eröffnet am 31. Jan. und geschlossen den 6. Jul.
J.) den Beifall der Nation nicht entziehen; überdies hatte sich das Ministerium
der Pairskammer durch die Ernennung von 31 neuen Pairs verstärkt. Gleich-
l ward das Gesetz über das Vorzugsrecht der Erstgeborenen bei Erbschaften und
r die Substitutionen nur in Ansehung des letzten Punktes angenommen. In
em Erstgeburtsrechte erblickte die Nation die Grundlage einer neuen Aristokratie
d die Aufhebung des Rechts der Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetze; da-
verwarf die Pairskammer diesen Vorschlag am 8. Apr. 1826. Unter den übri-
r Gegenständen beschäftigten die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten der Pro-
Ouvrard's und des Grafen Montlosier Denunciation der Congregation, oder des
Frankreich um sich greifenden Jesuitismus, der die allmälige Unterdrückung der
llicanischen Kirchenfreiheit und die Verfinsterung der Nation beabsichtigt. (Vgl.
ramontanismus.) Das pariser Appellationsgericht erklärte sich am 18.
g. 1826 in Ansehung der Denunciation zwar für incompetent; allein der Abbé
la Mennais ward wegen seines Angriffs auf die Grundlage der gallicanischen
rche (auf die Declaration von 1682) von dem Gerichtshofe schuldig befunden
d bestraft. Der Proceß Ouvrard's betraf die Armeelieferungsverträge zu Bayonne
r den spanischen Feldzug, wobei der öffentliche Schatz durch Irrthum, Nachläs-

sigkeit und Übereilung der Kriegsverwaltungsbehörden mehre Mill. Verlust geh
hatte. Weil hohe Staatsbeamten, selbst der gewesene Kriegsminister, Herzog v
Bellune, der Majorgeneral des Heeres, Guilleminot (s. d.) und der Gene
Bordesoult (Mitglieder der Pairskammer) in denselben verwickelt wurden,
mußte er vor der Pairskammer, als dem obersten Gerichtshofe, geführt werd
Das Geheimniß dieser Sache, insbesondere der Umstand, wie viel Millionen
Bestechung und Verführung derjenigen Spanier, welche die Vertheidigung der C
stitution aufgaben, verwandt worden sind, ist im Dunkeln geblieben. Das E
urtheil der Pairskammer aber fiel am 3. Aug. 1823 dahin aus, daß kein Gru
vorhanden sei, gegen die Generale Guilleminot und Bourdesoult gerichtlich zu v
fahren, noch gegen die Angeschuldigten, Didrard, Tourton, Sicard u. s. w. d
Verfahren fortzusetzen; jedoch wurden einige Lieferanten wegen der ihnen Sch
gegebenen Versuche der unausgeführt gebliebenen Bestechungen vor den gehöri
Richter gewiesen. Außer diesen Verhandlungen ist die Nationaltheilnahme an
Sache der Griechen bemerkenswerth. Sie kam auch in der Deputirtenkammer
Sprache und veranlaßte den Präsidenten Villèle im Jun. 1826 zu der Erklärun
daß die weise Leitung der Diplomatik der Cabinete bald den Leiden ein Ziel set
würde, über welche man seufzt. Zuletzt erhob sich eine mächtige Partei in der Nä
des Hofes, um die Wiederherstellung der Censur zu bewirken; die Nation sieht d
her mit gespannter Erwartung der Eröffnung der Kammern von 1827 entgege
— Um den gegenwärtigen Zustand Frankreichs zu beurtheilen, ist es nöthig, de
selben vor der Revolution und dann in den Folgen derselben
übersehen.

Frankreich vor der Revolution. I. Allgemeine Ansic
ten. Unter allen politischen Gegenständen unserer Zeit hat keiner eine so gro
praktische Wichtigkeit als ein richtiges Urtheil über die wahren Ursachen und
bleibenden Wirkungen der Revolution. Denn von der Ansicht über diese beid
Punkte hängt die Beantwortung der Fragen ab: 1) ob eine gewaltsame Erschüt
rung des öffentlichen Zustandes zu besorgen, und 2) durch welche Maßregeln sie
verhindern ist? Unrichtige Maßregeln sind nicht nur eine Ungerechtigkeit, indem
den Völkern ein unverdientes Mißtrauen beweisen, und wenn sie, in Beschränku
der natürlichen Freiheiten bestehen, ihm eine unverdiente Härte zuziehen, sond
sie sind auch gerade dasjenige, wodurch der gefürchtete Ausbruch am meisten
schleunigt und seine Gefährlichkeit vergrößert wird. Das Rechtliche ist hierin v
einer sehr untergeordneten Bedeutung. Durch die Meinung, daß ein Volk bef
sei, seine Staatsverfassung abzuändern, sobald ihm die Lust dazu anwandle, w
ein wohlregiertes Volk ebenso wenig angereizt werden, den Zustand rechtlicher
cherheit und Ordnung mit den Gefahren und der Anarchie einer Staatsumwälzu
zu vertauschen, als man ein schlecht regiertes, welchem der jetzige Zustand unertr
lich geworden ist, durch die Idee des Rechts abhalten wird, sich, wenn es die M
lichkeit des Gelingens vor sich sieht, durch den Gebrauch seiner Kräfte von wah
oder eingebildeten Übeln zu befreien. Die entscheidende Frage ist die rein factis
ob eine solche allgemeine Ursach der Unzufriedenheit im Volke vorhanden sei, daß
eine hinreichend große Masse antreiben kann, Habe und Leben durch einen Aufst
gegen die Regierung aufs Spiel zu setzen? Dazu gehört, wie man es nimmt,
viel und sehr wenig. Es ist sehr leicht, einen bereits versammelten Volkshaufen
eine leidenschaftliche Bewegung zu versetzen, und daher kann in großen Städten
einem zahlreichen müßigen und rohen Pöbel durch Jemand, der ein allgemeines
fungswort zu finden weiß, bald ein gefährlicher Volkstumult erregt werden. A
es gehört sehr viel dazu, einen solchen Widerstand gegen die öffentliche Macht
veranlassen, bei welchem ein anhaltendes und kaltblütiges Handeln erfoderlich
Es ist dies nicht anders möglich, als wenn der Glaube in dem Volke Wurzel ge

; daß es in irgend einem seiner wirklichen Rechte, wenn auch dieses an sich nur unbedeutendes wäre, z. B. die langen Röcke und Bärte der Russen unter Pe. I., verletzt sei. Je unwissender ein Volk ist, desto leichter wird es sein, ihm solche allgemeine Landesbeschwerde vorzuspiegeln, obgleich es auf der andern te auch mehr Kenntnisse, Geschicklichkeit und ernste Pflichterfüllung erfodert, aufgeklärtes Volk zu regieren. Frankreichs Revolution ist der Anfang der ern europäischen Volksbewegungen, und sowol in sich selbst noch keineswegs vorüber als auch in andern Ländern dadurch immer noch fortwirkend, daß die ist des Revolutionirens dort noch ihre Meister, und jeder ernsthafte Volksauf- d wenigstens einige Begünstiger und Gehülfen finden kann. Aber dies letzte ist ein hinzukommender zufälliger Umstand; auch eine franz. Propaganda wird re- utionaire Gährungen andrer Länder zwar fördern, aber nicht erzeugen, und es mmt zuletzt immer auf jene erste Frage hinaus, ob in irgend einem Staate solche gemeine und wichtige Landesbeschwerden angetroffen werden, als sie in Frank- h vor der Revolution in allen Zweigen der Landesverwaltung vorhanden waren. e gründliche staatswissenschaftliche Untersuchung des vorigen Zustandes, und Veränderungen, welche durch die Revolution bewirkt worden sind, würde daher sich zeigen, daß eine gänzliche Reform der ganzen Staatsverfassung in Frank- h nothwendig war, und zweitens den Beweis liefern, daß manche Reformen, che in der Revolution zu Stande gekommen sind, mit ihren Verirrungen und erbrechen nichts gemein haben, daß darunter in der That viel Heilsames ist, und an die revolutionaire Gährung nicht durch eine Wiederherstellung ehemaliger Un- rechtigkeiten und Mißbräuche, sondern nur durch Beschützung und Fortbildung in, und man kann von Vielem sagen, trotz der Revolution gewonnenen Bessern mpfen kann. Es würde sich aus einer solchen Vergleichung unwidersprechlich er- en, daß die Regierung jetzt, ungeachtet aller constitutioneller Beschränkungen, l mächtiger ist, als sie unter Ludwig XV. und XVI. war, und daß ihre Stärke ade in diesen constitutionellen Beschränkungen ruht.

II. Volksverfassung. Die gründlichsten Forscher der franz. Geschichte darin einig, daß es unter der ersten Dynastie der fränkischen Könige keinen erb- n Adel gab, sondern auch hier das Princip der freien Gemeindeverfassung sich in ren größern Kreisen bis zur allgemeinen Staatsgemeinde wiederholte. Aber er den Nachfolgern Karls des Großen fing die Erblichkeit der Reichsämter an; bisherige Vorsteher wurde erblicher Eigenthümer, und die gemeine Freiheit der nken ging in der Lehnbarkeit, dem einzigen Schutzmittel der Schwächern, zu nde. Ein Jeder mußte einen Lehnsobern, ein jedes Grundstück s. Lehnsherrn n (Nulle terre sans seigneur). Die Staatsveränderung von 987, wo- h die dritte Dynastie den Thron bestieg, vollendete auf der einen Seite die allge- ne Begründung dieser Lehnsherrschaft, auf der andern die Unabhängigkeit der ittelbaren Vasallen der Krone, von welchen die mächtigsten als Fürsten und s des Reichs ihre Länder mit völlig ausgebildeter Hoheit, aber wiederum schränkt durch ihre Magnaten und Landesherren regierten. Gerade diese e und vollständige Ausbildung der Landeshoheit ist der Staatseinheit Frank- s günstig geworden. Denn indem es den Königen glückte, nach und nach diese Souverainetäten theils für die Krone, theils für ihr Haus zu erwerben, men sie mit ihnen nicht bloß eine unfruchtbare Oberherrlichkeit (wie die deutschen er über die gesprengten alten Herzogthümer), sondern eine wirksame Landes- lichkeit; der Freiheit des Volkes kamen diese Veränderungen sehr wenig zu stat- da sie unter der Grundherrlichkeit einmal zu Grunde gegangen war. Mit den solidationen der großen Lehen erlosch der alte Fürstenstand des Reiches; in seine lle traten zuerst nur Prinzen des königl. Hauses, später einige auswärtige Für- (1505 Engelbert von Kleve als Herzog von Nevers und Pair von Frankreich),

entlich in der Mitte des 16. Jahrh. fing man an, die angesehensten aus den Fa
lien des bisherigen niedern Adels zur Pair- oder Herzogswürde zu erheben, o
daß sie jedoch hierdurch den alten Pairs des Reiches gleich geworden wären.
Erste davon war der Baron von Montmorency. 1789 bestand die weltliche P
schaft aus 44 Mitgliedern, von welchen die Herzoge von Uzes (Crussol 1572),
ältesten, die Herzoge von Choiseul und von Coigny (1787) die neuesten wa
Dagegen hatten sich die sechs geistlichen Pairs, der Erzbischof von Rheims und
fünf Bischöfe aus dem Familienherzogthum Hugo Capet's aus den ersten Zeiten
Pairie erhalten. Die weltlichen Pairs (unter welchen seit 1690 der Erzbischof
Paris als Herzog von St.-Cloud s. Platz hatte) machten nur die erste Stufe
niedern Adels aus; doch befanden sich darunter sechs Familien (die in Frankr
landsässigen Zweige der Häuser Lothringen und Savoyen, Grimaldi, Roh
Tremouille und Latour d'Auvergne), welchen man den Rang souverainer F
stenhäuser zugestand. Den ersten Stand des Reiches machte die Geistlichkeit, we
durchgängig, wenn auch nicht den Rang, doch die persönlichen Befreiungen
Adels (von Steuern und den meisten öffentlichen Lasten) genoß und auf den Reic
tagen die erste Stimme führte. Man unterschied die Geistlichkeit im alten Fra
reich, welche die eigentliche Staatscorporation bildete, und aus 16 Erzbischöfen u
100 Bischöfen, Pfarrern und Klöstern ihrer Sprengel bestand, und die ausländ
sche Geistlichkeit in den seit Heinrich II. hinzugekommenen Provinzen (2 Erz
schöfe und 22 Bischöfe); die Einkünfte dieser Geistlichkeit wurden von Necker
Ganzen zu 130 Mill., und das Verhältniß ihrer Güter zu dem der weltlich
Grundbesitzer wie 1 zu 5½, der Antheil der Pfarrer, des eigentlich thätigen und
achtetsten Theils der Geistlichkeit, an diesen Einkünften wird auf 40—45 M
angegeben. Die Abteien wurden, mit Ausnahme derjenigen, welche Hauptk
eines ganzen Ordens waren (wie die große Carthause zu Grenoble, der Sitz des
stercienserordens zu Citeaux bei Dijon, das Hauptkloster der Prämonstratenser
Prementré bei Soissons u. s. w.) von dem Könige vergeben, theils als Comm
den, theils als wirkliche Klostervorsteher. Der ersten gab es 225 zum Theil
sehr reichen Einkünften, da der Commendator ein Dritttheil sämmtl. Kloster
künfte bezog, ohne zur Residenz verbunden zu sein, oder an der Klosterdiscip
welche dem Prior oblag, einigen Theil zu nehmen. Diese Commenden waren
Pensionsanstalt für die jüngern Söhne des Adels, nur die geringern kamen an
lehrte bürgerlichen Standes. Ihre Einkünfte (d. h. der Äbte, also ⅓ der Klos
einkünfte) gibt der „Almanac royal" von 1789 nach der alten Taxe des römis
Hofs auf beinahe 8 Mill. an. Der regulirten Abteien zählte man 368,
Mönchs- und 253 Nonnenklöster. Von diesen reichen Einkünften trug die G
lichkeit allerdings zu den Staatslasten etwas Ansehnliches bei. Außer einem v
Franz I. angelegten Zehnten (von dem ersten Schätzungscommissair Paschal
eine paschaline genannt), welcher aber mit den wirklichen Einkünften in gar
nem Verhältnisse stand, verwilligte die Geistlichkeit regelmäßig alle fünf Jahre
nannte dons graduits ordinaires von 15—18 Mill., und zuweilen dons grad
extraordinaires, welche als unverzinsliche Darleben von der Regierung verla
und in langen Terminen zurückgezahlt wurden. Sie pflegte diese Verwilligu
summen selbst durch Anlehen aufzubringen, und hatte 1789 eine Schuldenlast
136 Mill., für deren Zinsen und stückweise Abtragung durch eine auf alle Inh
von Kirchenpfründen vertheilte Auflage gesorgt war. Die sogenannte ausländi
Geistlichkeit war in einigen Provinzen den gewöhnlichen Staatsabgaben unter
fen, und den Gesammtbetrag der Abgaben, welchen die ganze Geistlichkeit jäh
aufzubringen hatte, gibt Necker (in der „Administration des finances", I,
auf 11 Mill. an, welche aber doch nicht jährlich in den Staatsschatz flossen, sond
nur von der Geistlichkeit unter sich erhoben wurden, um ihre Schulden zu verzi

allmälig abzutragen. Außer Dem, was von der ausländischen Geistlichkeit irklichen Steuern gezahlt wurde, trug die Geistlichkeit an jährl. Beisteuern mehr als ungefähr 3½ Mill. zur Staatscasse bei. Schon vor der Revolution in den untern Classen des Volkes die Neigung zum geistlichen Stande sehr abnommen; die Zahl der Mönche, welche 50 J. früher 80,000 gewesen war, hatte is unter 20,000 vermindert; die höhere Geistlichkeit war durch Verschwen- und Sittenlosigkeit dem größten Theile nach in allgemeine Verachtung ver- . — Der Adelstand hatte eine sehr verschiedene Bedeutung, je nachdem ter Diejenigen begriffen werden, welche nach den Gesetzen auf die Vorrechte den Ansprüche machen konnten, oder dabei von wirklichem alten Geburtsadel de war. Denn da es ungefähr 4000 Stellen im Reiche gab, welche ihrem ter bald durch die bloße Erwerbung, bald nach einer 20jährigen Amtsführung chte des Adels von Rechtswegen gaben (auch gewöhnlich den auf die Kinder bender Adel), und königl. Adelsbriefe häufig waren: so nahm die Zahl der gen jährlich außerordentlich zu. Nicht nur die Stellen der Minister, Staats- , der Räthe des pariser und einiger andern Parlamente, des Rechnungshofes, Steuergerichts, der Oberamtleute, sondern auch die Rathsherrnstellen einiger te, der Titel eines königl. Secretairs, sogar das Amt eines ersten Thürstehers Gerichtsboten) des parlser Parlaments waren mit dem Vorzuge verknüpft, den zu verleihen. Man kaufte diese Stellen und behielt sie so lange, bis dieses t erworben war. Dann verkaufte man sie wieder. Allein der alte Adel er- te diese Neulinge nicht für s. Gleichen; die Noblesse de robe wurde in der llschaft nicht anerkannt; ungeachtet der Gesetze sagt Montlosier noch jetzt: t cela resta dans la roture. Wer einen zwei- bis dreihundertjährigen Adel erwei- nnte, galt einigermaßen für etwas; vollkommen gut waren nur Die, denen man einen Anfang ihres Adels, oder doch nur einen legendenhaften, wie den premiers ns de la chrétienté, den Montmorency's, nachweisen konnte. Nur Diejeni- welche alten Adel erweisen konnten, hatten vermöge ihrer Herkunft das Recht, hofe vorgestellt zu werden, und noch unter Ludwig XVI. erschien eine königl. ordnung, nach welcher Niemand zum Unterlieutenant vorgeschlagen werden , welcher nicht eine adelige Herkunft von wenigstens vier Generationen bewie- atte. Für den vornehmern Adel führte man bei jedem Regimente die Stelle Colonel en second ein, wodurch die militairische Laufbahn eines solchen jun- Menschen da anfing, wohin ein Andrer nur durch eine lange Reihe von Diensti- gelangte. Auch wurde noch wenige Jahre vor der Revolution der Satz stellt, daß alle geistliche Präbenden, die eigentlichen Pfarreien allein ausge- en, nur an die jüngern Söhne des Adels vergeben werden dürften. Die ver- nen Titel des Adels waren Herzoge, Grafen, Marquis, Vicomte, Barone, daß die vier letztern, welche meist von Gütern geführt wurden, eigentlich einen schied des Ranges begründet hätten. Nur der Herzogstitel gab einige Vor- bei Hofe, besonders für die Damen das Recht, bei der Königin auf einem Ta- zu sitzen. Man hatte dreierlei Herzoge, Ducs et Pairs, Ducs héréditai- n Pairs (15 im J. 1789) und Ducs à brevets et brevets d'honneur, wel- um Theil ohne den Titel die Rechte der Herzogswürde beigelegt waren. Aber ger waren die Rechte, welche mit jeder Stufe des Adels, auch dem neuen und Amtsadel verknüpft waren. Sie bestanden in der Befreiung von den vor- sten Leistungen für den Staat, besonders von der allgemeinen Grundsteuer), von der Militairpflichtigkeit, Wegebaufrohnen (corvées), von Soldaten- rtirung und einer Menge andrer Abgaben. Der Capitation, einer Classen- nach dem Vermögen, waren die Adeligen zwar unterworfen, aber diese Ab- war im Verhältniß zur Grundsteuer unbedeutend, und sehr ungleich vertheilt. del besaß, mit der Geistlichkeit und einigen Orden (dem Malteserorden, dem

Orden des heil. Lazarus u. a.), den größten Theil des Grundeigenthums in Fra
reich, und übte über s. Gutsangehörigen die gewöhnlichen grundherrlichen Re
der Gerichtsbarkeit, Polizei, Lehnsherrlichkeit, Jagd u. s. w. aus, welche selbst
geringfügigen Dingen, z. B. in dem ausschließlichen Rechte des Taubenhaltens u
der Kaninchengehege, durch herkömmliche Übertreibung derselben, zur großen
drückung des Landmannes gereichten. In einigen Gegenden bestand noch Le
genschaft, welche 1779 auf allen Krondomainen aufgehoben wurde. Wie hoch
die Einkünfte des Adels beliefen, ist sehr schwer anzugeben. Necker nimmt
Gesammteinkommen der Grundeigenthümer mit Ausschluß des Königs, des
teserordens und der Geistlichkeit auf ungefähr 400 Mill. an, wozu der Zehnten
Geistlichkeit noch hinzuzurechnen ist. Daß ein bedeutender Theil davon dem
angehörte, läßt sich daraus abnehmen, daß in der Revolution, nachdem alle
ten und Lehnsgefälle unentgeltlich abgeschafft worden waren, vom Mai 1790
1801 für 2609 Mill. Nationalgüter verkauft, in den altfranz. Landen noch
340 Mill. (in den eroberten Provinzen noch für 160 Mill.) und an Wald
für 200 Mill. übrig waren, obgleich diese Güter nur zu sehr geringen Preisen
ten verkauft werden können. Die Zahl des Adels verhielt sich, wenn den
Angaben von Moheau zu glauben ist, zu der Zahl der übrigen Einw. etwa wie
250, jedoch war dies Verhältniß in den verschiedenen Provinzen außerordent
abweichend. Ungeachtet der Adel hiernach theils als unmittelbarer Eigenthü
des Landes, theils durch den Besitz der geistlichen und Staatsämter den gröss
Theil des Nationaleinkommens für sich zog, und dem Landvolke, sowie den
arbeitern der Städte, kaum die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens übrig
so verweigerte er doch nicht nur alle verhältnißmäßige Beiträge zu den Staats
gaben, und vereitelte dadurch die Bemühungen sowol des verhaßten Necker
auch eines dem Hofe und der Adelsaristokratie ganz ergebenen Calonne, sondern
Verlegenheiten des Staats wurden hauptsächlich durch nie endende Forderungen
Adels ebenso sehr als durch Verschwendung des Hofes unter Ludwig XV.
durch die Unordnungen der Verwaltung, welche auch wieder aus dem aristo
schen Geiste derselben entsprangen, herbeigeführt. — Der dritte Stand
sich aus dem, was nach Abzug der Geistlichkeit und des Adels übrig blieb, also
etwas mehr als $\frac{24}{25}$ des Volkes, aus der eigentlichen Nation; daher Sièyes, in s. 17
erschienenen Schrift: „Qu'est ce que le tiers-état?“ welche von einer gar nicht
berechnenden Wirkung gewesen ist, wol mit Recht s. Fragen und Antworten so
konnte: 1) Qu'est ce que le tiers-état? — Tout! 2) Qu'a-t-il été jusq
présent dans l'ordre politique? — Rien! 3) Que demande-t-il? — A
quelque chose! und damit nicht nur das ganze Geheimniß der Revolution en
sondern auch den wahren Gegenstand der jetzigen Parteikämpfe in Frankreich
zeichnet hat. Denn jetzt wie damals gilt es nicht den Rechten des Königs,
der Kraft der Staatsregierung, nicht der Krone, sondern lediglich der neuen
stigung derjenigen aristokratischen Vorrechte und Vortheile, welche 1789 den
ins Verderben stürzten, und ihn jetzt in neue Verirrungen verwickeln. Der
Stand, wie er vor der Revolution bestand, umfaßte die verschiedensten Classen
bürgerlichen Gesellschaft vom ärmsten Landbewohner und den niedrigsten Hand
beitern der Städte bis zum Millionair des Handelsstandes und zum ausgezeich
sten Gelehrten. Mit ihm waren, was die Stellung in der Gesellschaft
auch Alle die vereinigt, welche, obwol an den Vorrechten des Adels gesetzlich
nehmend, doch von demselben als eingedrungene Neulinge verächtlich zurück
sen wurden. Daraus mußte denn eine doppelte Beschwerde der Nation
Auf die untern Stände fiel die ganze Last der öffentlichen Abgaben mit einer
beschreiblichen Härte, vermehrt durch Übermuth und tyrannische Bedrückung
Grundherren und ihrer Beamten, durch alle erdenkliche Mißbräuche schlechter

...türlicher Justizverwaltung, sowie von Seiten des Staats durch ein ebenso ver...tes und willkürliches Abgabe- und Verwaltungssystem, daß gänzliche Verar...ung und allgemeines tiefes Elend davon die nothwendige Folge war. Daraus er...gte sich denn die Bitterkeit und Wuth, mit welcher sowol das Landvolk als der ...bel der Städte seine bisherigen Obern überfiel, als das Signal zum Widerstande ...mal gegeben war. Die höhern Classen des Bürgerstandes hingegen waren durch ...dung und Reichthum dem größten Theile des alten Adels überlegen, und den...h suchte dieser sich in einer Aristokratie zu behaupten, deren Grundlage gänzlich ...chwunden war. Vermögen und Geistesbildung sind von jeher die einzigen reellen ...dingungen einer ausgezeichneten Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gewe..., und von diesen beiden ist die letzte noch dazu die entscheidende. Ihr eine Achtung ...zuzeigen, welche die Vernunft für sie gebietet, dem Gebildeten, dem Fähigen ...n Weg zu öffentlicher Wirksamkeit und Ehre verschließen, den Staat zu einem ...en Pachtgute für einige bevorrechtete Familien machen, ist ebenso ungerecht als ...r die Dauer unmöglich. Man hielt Necker, als man ihm die Finanzverwaltung ...trug, für den Einzigen, welcher den Staat retten könne, und doch versagte ...m lange den Rang (Ministertitel, Sitz und Stimme im Cabinetsrath), wel...er ihm für das Ansehen s. Stelle unentbehrlich war, nur — wegen s. bürgerlichen ...kunft. Die Regierung erkannte die Ursachen des Übels nur zum Theil; der ...f war befangen in allen Vourtheilen der Aristokratie, und die Macht des Königs ...r noch genug, auch da, wo man das Rechte gewählt hatte, es gegen den verein...n Widerstand der Parlamente und des Hofadels durchzusetzen.

III. Staatsverfassung. In den letzten Zeiten vor der Revolution wur...n ganze Bände über die Frage geschrieben, ob Frankreich eine Verfassung habe, ...r ob die Herrscherrechte des Königs unbeschränkt seien. Eins der wichtigsten ...cher über das franz. Staatsrecht: „Maximes du droit public français" (Brüs...l 775, 2 Bde., 4.), von Aubry, Mey und Maultrot, ist im Grunde nur eine ...ige Deduction gegen die behauptete Unbeschränktheit der königl. Gewalt und ...r das Recht der Parlamente, die königl. Verordnungen nicht eher zu publiciren, ...s sie sich von der Rechtmäßigkeit derselben überzeugt haben, und wenigstens ...r der Publication Vorstellungen dagegen zu machen. Die Verf. beweisen dies ...s der Bibel, den Kirchenvätern und den angesehensten Theologen der neuern Zei...: aber was mehr sagen will, auch aus den Staatsverhandlungen des Reichs. ...me v. Staël widmete dieser Frage ein eignes Capitel ihrer „Betrachtungen über ...e franz. Revolution", und wenn die Minister (wie Calonne) die constitutionellen ...beschränkungen der königl. Gewalt leugneten, so waren gerade die bevorrechteten ...stände mit den Parlamenten am eifrigsten bemüht, ihr Dasein zu beweisen. ...ecchion, Kanzler des Grafen von Artois, widerlegte Calonne's Behauptungen ...h 1796 in einem zu London gedruckten „Rapport à Sa Maj. Louis XVIII." ...ar, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß die Verfassung Frankreichs in frü...n Zeiten gerade auf denselben Grundlagen eines freien Gemeindewesens beruhte, ...elche das Eigenthümliche aller germanischen Volkseinrichtungen ausmachten; daß ...ßerdem in dem Lehnsystem davon einige schwache Spuren übrig geblieben waren, ...d daß noch unter Heinrich IV., wenigstens das Steuerbewilligungsrecht der all...meinen Reichsstände von der Regierung anerkannt worden war, so war doch auf ...r andern Seite so viel gewiß, daß die constitutionellen Einrichtungen Frankreichs ...n organisches Ganzes bildeten, sondern nur vereinzelte, sich selbst widersprechende ...uchstücke verschiedener Zeitalter waren, verdorbene Trümmer der Vergangenheit ...d für die Gegenwart völlig unbrauchbar. Denn allen Beschränkungen der ...cht, welche in der damaligen Verfassung Frankreichs anzutreffen, aber mehr in ...r Theorie als in wirklicher Übung vorhanden waren, fehlte schon das erste Erfo...rniß aller Dauer und Wirksamkeit; sie waren nicht im allgemeinen Interesse des

Volks, sondern nur im Interesse einzelner Stände, und zwar eines außerordent
kleinen Theils der Nation gedacht; daher war auch der Werth, welchen die öffe
liche Meinung ihnen zuweilen beilegte, nur scheinbar, nicht wirklich, und v
schwand in den ersten Prüfungen der Revolution. Es ging ihnen aber auch zu
tens Alles ab, was dem öffentlichen Leben Kraft und Regelmäßigkeit geben ka
Sie lähmten die Regierung, ohne sie vom Unrecht abzuhalten; vielmehr mach
sie, indem sie der Regierung auch in ihrem pflichtmäßigen Streben unüberwindli
Hindernisse entgegensetzten, mannigfaltige Äußerungen und Mißbräuche der G
walt unvermeidlich. Alle Zweige der Staatsgewalt, Regierung, Gesetzgebu
und Rechtspflege, waren so durch einander geworfen, daß Keiner einen festen ge
mäßigen Gang gehen konnte, und doch waren auch überall wieder so viel unabh
gige Punkte, daß dadurch alle Einheit in der Staatsverwaltung aufgehoben, u
das Bestreben der wohlgesinntesten Minister vereitelt wurde. A. In der ständ
schen Einrichtung unterschieden sich die besondern Landstände, welche sich
einigen Provinzen erhalten hatten, von den allgemeinen Reichsständen. Je
rührten noch aus den Zeiten her, wo die großen Lehnfürstenthümer Frankreichs f
ebenso unabhängig als die Fürsten des deutschen Reichs waren, und hatten sich
der Vereinigung dieser Länder mit der Krone in Artois, Bourgogne, Bearn, Br
tagne und Languedoc erhalten. Diese Landstände waren aus Geistlichkeit, Ad
und Städten zusammengesetzt, hatten aber nichts zu thun als das Steuerquantu
der Provinz zu repartiren, und die Art der Aufbringung zu bestimmen. Daraus
entstand eine Verschiedenheit der Abgabeverfassung in den Provinzen, welche nic
nur die Verwaltungskosten vermehrte, sondern auch sonst mit großen Nachtheil
verknüpft war. Die Verschiedenheiten in der Finanzverwaltung der Provinz
waren z. B. die vornehmste Ursache, wodurch die verderblichen innern Landzö
(Traités) und die Trennung Frankreichs in dreierlei durch Douanen geschied
Länder [1) die provinces des cinq grosses fermes, 2) reputées étrangères u
3) traités comme étrangères] sich gegen alle Bemühungen Colbert's und s. Na
folger erhielten. (Von der Salzsteuer, gabelle, werden wir weiter unten sprechen
Auch die übrigen Provinzen hatten in den frühern Zeiten ständische Einrichtung
welche aber sehr bald außer Übung kamen. Am meisten mag zu ihrem Verschwi
den der Umstand beigetragen haben, daß Karl V. (1373) in jeder bischöfl. Sta
zwei ständische Deputirte wählen ließ, welchen die Repartition der Steuern und d
Entscheidung der darüber entstehenden Streitigkeiten oblag. Nach und nach wur
diese Einrichtung weiter ausgedehnt und entwickelt; jene Deputirten, Elus, wu
den in förmliche Steuercollegien verwandelt, welche in jedem Oberamt errich
wurden, und nach welchen Frankreich, so weit es seine Provinzialstände hatte,
181 Electionen eingetheilt war. Dabei hatte aber das Wahlrecht der Unterthan
gänzlich aufgehört, und die Mitglieder der Electionen, von deren Aussprüchen
die Obersteuercollegien (Cours des aides) appellirt werden konnte, wurden vo
Könige ernannt. Im Übrigen lag die ganze Provinzialverwaltung in den königl
Intendanten, deren Amt durch Richelieu (1637) seine vollständige Organisatio
erhalten hatte. Frankreich war in 32 Obersteuereinnahmen, Generalitäten, ein
getheilt, und in jeder stand ein Intendant an der Spitze der Geschäfte. Die groß
einem einzigen Beamten anvertraute Gewalt, der Mangel aller Controle gege
ihn, die Schwierigkeit, gegen denselben bei den Ministerien Recht zu finden, ve
bunden mit der großen Unerfahrenheit Vieler unter ihnen und dem häufigen Wechs
ihrer Stellen gab zu großen Mißbräuchen, Willkürlichkeiten und Bedrückunge
Gelegenheit, und die Intendanten hatten die allgemeine Stimme auf das Entschi
denste gegen sich. Es war daher eine der verdienstlichsten Unternehmungen Necker'
während s. ersten Finanzministeriums (1775—81), die Provinzialverwaltung wie
der zum Theil ständischen Collegien zu übergeben. Er schlug 1778 vor, in jede

rovinz Landräthe oder Landesdeputationen (**Assemblées provinciales**) zu errich-
n, welche aus den drei Ständen des Volks genommen werden sollten, sodaß der
önig zuerst 16 Männer in jeder Provinz (3 Geistliche, 5 Adelige, 8 bürgerliche
rundeigenthümer) ernannte, von welchen dann die übrigen Mitglieder (32—36)
wählt werden sollten. So allgemein dieser Plan auch von der Nation gebilligt
urde (schon der Herzog v. Burgund, als muthmaßlicher Thronfolger Lud-
gs XIV., und der Dauphin, Vater Ludwigs XVI., hatten ähnliche Absichten),
scheiterte derselbe doch an dem Widerspruche der Parlamente und der Vornehmen.
ur in Oberguienne und in Berry kamen sie zu Stande und leisteten vortreffliche
ienste, wie Necker („**De l'administration des finances**", **II. ch. 5**) nachweist.
ie weitere Ausführung dieser Einrichtung, welche der Provinzialverwaltung eine
llegiale Verfassung und eine ähnliche Gestalt, als sie in England durch die Quar-
alsessionen der Friedensrichter und die **Grand Jury** der Assisen hat, gegeben haben
ürde, wurde, durch Necker's Entlassung (1781) unterbrochen. Bei Necker's
neitem Eintritt in das Ministerium (1788 wurde sie wieder vorgenommen, und
der Revolution durch die Departementscollegien (**Conseils généraux**) zu
tande gebracht, deren Wirksamkeit aber durch die Bonaparte'sche Wiederherstellung
r Intendanten unter dem Namen der Präfecten sehr geschmälert worden ist. In-
ssen bestehen noch jetzt in jedem Departement die acht Landrathscollegien (**Conseils
énéraux**) und in jeder Unterpräfectur die Kreisräthe (**Conseils d'arrondissement**)
m Behuf der Repartition der Grundsteuer, der Regulirung der gemeinschaftlichen
usgaben der Departements und Kreise. Ihre Mitglieder werden aber sämmtlich von
er Regierung ernannt, und es fehlt ihnen daher noch sehr Vieles von dem Wesen
ner wahren Gemeindeverfassung. — Die allgemeinen Reichsstände
Etats généraux) wurden zuerst von Philipp IV., dem Schönen (1285—1314),
ach den drei Ständen zusammenberufen, und man kann s. Regierung als den
Vendepunkt annehmen, in welchem sich die alte Lehnsverfassung zur Staatsverfas-
ung umgestaltete. Denn von dieser Zeit an war die Pairschaft nichts als eine
ere Würde, und es blieb ihr von ihren alten Rechten nichts übrig als ein Sitz in
m obersten Gerichtshofe, welchem Philipp einen bleibenden Sitz in Paris anwies,
d welchen er mit rechtsverständigen Richtern besetzte. Aber in den neu gebildeten
eichsständen erhielten die Pairs, welche Philipp an die Stelle der alten ausgestor-
nen Reichsfürsten ernannte, keinen eignen und selbständigen Platz. Überhaupt
b es unter diesen Ständen weder erbliche noch Amtsstimmen, sondern Alles be-
hte auf Wahlen. Die Geistlichkeit, der Adel und die Gemeinen versammelten
, wenn eine Ständeversammlung ausgeschrieben war, nach den Oberämtern,
d wählten dort, jeder Stand für sich allein, eine beliebige oder vorgeschriebene Zahl
n Deputirten, welche daher nie gleich gewesen ist. Solcher Ständeversammlun-
n sind überhaupt von 1302—1614 33 gehalten worden; die letzte bestand aus
0 Geistlichen, 132 vom Adel und 192 von den Gemeinen. Sie ging ohne Er-
g aus einander, weil die drei Kammern unter sich nicht einig werden konnten,
d erst unter Ludwig **XVI.** suchten die Parlamente ihrem Widerspruche gegen
dernirende Minister dadurch mehr Gewicht zu geben, daß sie die Zustimmung der
eichsstände zu Finanzgesetzen für nothwendig erklärten. Früher hatten sie immer
) selbst für eine Fortsetzung des alten Reichsraths der Pairs, für Reichsstände in
jüngstem Maßstabe ausgegeben, waren auch einmal (1628) als eigner Stand zu
er Versammlung der Notabeln berufen worden, und verlangten, vermöge dieser
sichten, sogar, daß auch ein von dem König mit den Ständen gegebenes Gesetz
ie volle Gültigkeit erst alsdann erhalte, wenn es durch die Eintragung in ihre
hungsprotokolle publicirt worden sei. Allein um diese Behauptung durchzusetzen,
ten sie selbst mehr im Geiste der Nation handeln, und nicht gar zu oft ein höchst
itiges Standesinteresse verrathen müssen. Daher hatte auch ihr Widerspruch

gegen die Handlungen der Regierungen keine rechte Haltung. Ludwig XIV. u
terdrückte denselben in der Entstehung, als er, 17 J. alt, im Reitkleide selbst
Parlamente erschien, und seinen Befehlen Gehorsam verschaffte. Zwar hatte
Regierung nicht die Macht, die Parlamente ganz aufzuheben, wie zweimal un
Ludwig XV. durch den Kanzler Meaupou (1771), und unter Ludwig XVI. du
den Minister Brienne (Erzbischof von Sens) 1788 versucht wurde. Aber
Kraft des Widerstandes lag nicht sowol in dem allgemeinen Geiste der Verfass
als vielmehr in der festen aristokratischen Verbindung der Parlamente mit dem A
auf der einen, und mit dem Advocatenstande auf der andern Seite. Beide M
konnte es die Regierung nicht dahin bringen, daß die Advocaten in den öffentlic
Sitzungen des Meaupou'schen Parlaments und der von Brienne eingerichteten C
plénière erschienen wären, und sah sich genöthigt, die gethanen Schritte zurück
nehmen. Indem sich also das Parlament endlich, gegen s. frühern Behauptung
für incompetent erklärte, neue Abgaben zu publiciren, und sich auf die Reichsstä
berief, hoffte es in den beiden obern Ständen eine solche Unterstützung gegen die M
nister zu erhalten, daß alle Bemühungen derselben gegen die Mißbräuche der Aristok
tie, gegen die Steuerfreiheit des Adels, gegen die Erblichkeit der Staatsämter u. s.
nothwendig scheitern mußten. Allein ebendeßwegen mußte die Regierung die Zusa
menberufung der Reichsstände selbst als das einzige Mittel ergreifen, sich durch
Gemeinen gegen die Aristokratie zu verstärken, wie schon Philipp IV. sich derselb
gegen die großen Vasallen bedient hatte; sie mußte aber ebendeßwegen auch d
dritten Stande durch die doppelte Zahl der Abgeordneten und die Vereinigung a
drei Stände in Einer Kammer (was auch nur eine Wiederherstellung der ältern E
richtung war; Paillet's „Droit public français", p. 98) dasjenige Übergewicht v
schaffen, welches ihm als der eigentlichen Nation gebührte, und, wenn er der R
gierung zu Hülfe kommen sollte, nothwendig war. Freilich wurde der ganze Zw
wieder dadurch vereitelt, daß der König nicht wagte, ein König des Volkes, sond
sich durch den Einfluß des Hofes verleiten ließ, selbst der erste Gegner s. Minister
sein. — B. Aus dem Bisherigen ergibt sich schon der große Fehler der Gericht
verfassung, daß sie nicht rein ihrem eigentlichen Zwecke diente, sondern in R
gierung und Gesetzgebung auf eine sehr nachtheilige Weise eingriff. Es kamen a
noch andre Dinge hinzu, welche das Verhältniß zwischen den Gerichten und der R
gierung zu einem sehr verworrenen machten. Gerade in den Punkten, worin
Gerichte unter Aufsicht und Leitung der Regierung stehen müssen, waren sie v
derselben beinahe ganz unabhängig, und dagegen geschahen von den Ministern u
dem Hofe in die Rechtspflege selbst die unerträglichsten Eingriffe. Es war dies ei
Folge der ganzen Organisation des Justizwesens, welche noch in den wichtigst
Punkten unter den Trümmern des Lehnswesens gleichsam verschüttet war. W
wollen nicht davon reden, daß die Gerichtsbarkeit auch in Frankreich noch ein blo
Ausfluß der Grundherrlichkeit war, und die Justices seigneuriales also überall
unterste Stufe bildeten. Strenge Aufsicht über die Gerichtsbeamten und eine richti
Stellung derselben hätten die Nachtheile dieser Einrichtung verbessern können; ab
eben an dieser Aufsicht fehlte es ganz, und die Beamten waren in einer unbedingt
Abhängigkeit von ihren Gerichtsherren. Die Eintheilung der gutsherrlichen G
richtsbarkeit in hohe, mittlere und niedere, wovon die erste eine unbeschränkte Cr
minaljurisdiction in sich schloß, wollen wir hier nicht weiter auseinandersetzen, o
gleich diese in Frankreich abgeschaffte Einrichtung noch nachher unsern deutschen P
blicisten durch die Rheinbundsacte zu schaffen gemacht hat. Von dem Seigneu
bas justicier gingen zuweilen Appellationen an den Seigneur haut justicier, sow
in der Regel an die königl. Oberämter (Bailliages et Sénéchaussées). Diese
waren nicht bloße Domainenämter, sondern durch die Ausnahme gewisser Verbr
chen als cas royaux von den gutsherrlichen Gerichten war ihr Sprengel auch üb

die Vasallengüter ausgedehnt worden. Die Untergerichte der königl. Domainen hießen meistens Vogteien, Prévotés. Die Oberämter waren mit einem Bailli besetzt, welcher der Rechte nicht kundig zu sein brauchte, die Justiz aber wurde alsdann in s. Namen durch einen rechtsgelehrten Verweser, Lieutenant de robe, verwaltet. Den Oberämtern der größern Städte hatte Heinrich II. 1551 eine collegiale Einrichtung unter dem Namen Présidial gegeben, bestehend aus einem Präsidenten mit wenigstens sechs Räthen, um aus dem Verkaufe dieser Stellen eine bedeutende Geldsumme zu gewinnen. Die oberste Stufe der Gerichtsbarkeit nahmen die Parlamente ein, welche nach und nach von 1302 an in den verschiedenen, mit der Krone vereinigten Lehnsfürstenthümern errichtet worden waren. Das erste, sowol der Zeit s. Errichtung (1302) als der Größe s. Bezirkes und seines Ansehens nach, war das Parlament von Paris (s. d.). Sein Sprengel umfaßte mehr als die Hälfte von Frankreich, die Provinzen Isle de France, Picardie, Champagne, Lyon, Berry, Bar, Perche, Poitou, Anjou, Touraine u. s. w., zur großen Beschwerde der Gerichtseingesessenen, welche weite Reisen unternehmen mußten, um zu ihrem Recht zu gelangen. Es hatte einen ersten Präsidenten, 9 Präsidenten der Grand' Chambre, 8 Präsidenten der 4 übrigen Senate oder Kammern und 116 wirkliche Räthe, welche in 7 Senaten arbeiteten. Außerdem war aber eine Legion von Subalternen, Procuratoren und Advocaten angestellt. Die 9 Präsidenten des großen Senats trugen besondere runde Mützen, wovon sie Président à Mortier hießen. Im pariser Parlament hatten die Prinzen des königl. Hauses und alle Pairs nach zurückgelegtem 25. J. Sitz und Stimme. Das pariser Parlament behauptete, mit den sämmtlichen übrigen Parlamenten (zu Toulouse 1444, Grenoble 1453, Bordeaux 1462, Dijon 1476, Rouen 1499, Aix 1501, Rennes 1553, Pau 1620, Metz 1632, Besançon 1674, Douay 1686 und Nancy 1775) ein Ganzes auszumachen, welches nur in mehre Classen getheilt sei, allein die Regierung erkannte dies nicht an. Es ist leicht einzusehen, daß eine so große Menge von Geschäften und Räthen (denn auch die übrigen Parlamente waren verhältnißmäßig gleich stark besetzt) der Rechtspflege nicht vortheilhaft sein konnte, und obgleich gewöhnlich sehr ausgezeichnete und würdige Männer unter den Mitgliedern waren, so fehlte es doch auch weder an unwissenden, noch an bestechlichen. Der Hof hatte immer einige in s. Solde und ließ unter diese jährlich eine bedeutende Summe vertheilen. Sämmtliche Parlamente nannten sich, weil sie in letzter Instanz sprachen, Cours souveraines, welchen Namen auch einige andre erste Gerichtshöfe der Provinzen mit ihnen theilten. Sie behaupteten vermöge ihrer Souverainetät einige ganz besondere Rechte. Das Ministerium hatte auf ihre Amtsführung ebenso wenig Einfluß als auf die Ernennung der Mitglieder, sondern sie waren hierin bloß ihrer eignen Collegialaufsicht unterworfen, nur daß die Mannwälde, der Avocat und der Procureur général, verpflichtet waren, abwechselnd mit dem ersten Präsidenten halbjährlich einmal einen Vortrag über die besten Mängel zu halten, und Beschlüsse zu deren Abstellung in Antrag zu bringen. Dies geschah zu Paris am Mittwoch nach den Ferien, davon der Name mercuriale für eine Strafpredigt. Die Parlamente eigneten sich auch die Macht zu, von dem Buchstaben der Gesetze abzuweichen und nach Billigkeit zu entscheiden, wegen die Provinzen oft Vorstellungen machten und das Sprüchwort entstanden ist: „Dieu nous garde de l'équité du parlement". Sie suchten ferner ein Recht darin, in ihren Straferkenntnissen nicht wie die untern Gerichte wenigstens den Gegenstand der Anschuldigung genau angeben zu müssen, sondern im Allgemeinen eine Strafe pour les cas resultans du procès aussprechen zu dürfen. Die Unabhängigkeit der Parlamente und des Richterstandes überhaupt wurde noch mehrt durch das vollkommene Eigenthumsrecht an ihren Stellen. Diese Käuflichkeit und Erblichkeit der meisten Staatsämter, wovon nur die Ministerstellen,

Intendanturen und solche, bei welchen sie durchaus unmöglich war, ausgenomm
waren, schrieb sich aus den ältesten Zeiten her, wo man Ämter in Lehn und Pa
gab, war aber schon von Ludwig XII. und vornehmlich von Franz I. recht syste
tisch als ein Mittel, sich Geld zu verschaffen, gebraucht worden. Die Stä
drangen bei jeder Gelegenheit auf Abstellung eines so schreienden Mißbrauchs,
langten es auch wol, wie unter Heinrich III., aber theils die Schwierigkeit, die
legten Kaufsummen zurückzuzahlen, theils die Bequemlichkeit, bedeutende Su
men auf eine so leichte Weise zu erlangen, daß man neue Stellen creirte und
kaufte, erhielt die Sache bis zur Revolution. Bloß für die Gerichtsstellen,
Einschluß der Secretairs, Notare, Procuratoren, hatte der Staat 450 Mill.
rückzuzahlen, wobei natürlich nur in Betracht kam, was an die Staatscassen,
aber, was an den Vorgänger im Amte als Verkäufer bezahlt worden war. He
rich IV. machte die Einrichtung gesetzlich und dehnte sie, auf den Vorschlag ei
gewissen Paulet, noch weiter aus, indem gegen eine gewisse jährl. Abgabe (von
der Amtseinkünfte, Annuel oder Paulette genannt) sogar den Erben des Beam
das Recht gegeben wurde, das Amt zu verkaufen. Da auch Diejenigen, wel
Verbrechens wegen ihrer Ämter entsetzt wurden, doch das Recht behielten, solche
verkaufen, so läßt sich leicht denken, wie sehr die Unabhängigkeit des Beamtenst
des hierdurch bis zur Untergrabung auch des verfassungsmäßigen Gehorsams gest
gert werden mußte. Denn da alle Stellen erkauft werden mußten, so kon
auch die Rücksicht auf Beförderung Keinen bewegen, sich nachgiebiger
beweisen. Eine der nächsten Folgen dieser verkehrten Einrichtung war
große Vermehrung aller Ämter. Für die meisten waren zwei, drei und
Beamte angestellt, welche vierteljährlich, halbjährlich oder jährlich abwech
ten. (So hatten auch die meisten Staatscassen zwei oder drei Einnehmer,
welchen ein Jeder immer nur ein Jahr die Casse verwaltete und dann d
Andern übertrug, wodurch in das ganze Finanzwesen eine ungemeine Verwi
lung gebracht wurde.) Sodann wurde der Zunft- und Kastengeist, welcher du
das Streben der Obergerichte nach politischem Einfluß so viel Nahrung erhi
hierdurch außerordentlich begünstigt und keineswegs zum Vortheil des Volks g
tet. Der ganze Richterstand betrachtete sich, bei allen innern Zwistigkeiten
schen den Parlamenten unter sich und mit den Präsidialgerichten, mit dem Ad
catenstande u. s. w., als ein geschlossenes Ganze, welches alle seine Mitglieder
gen Regierung und Volk auch bei auffallenden Ungerechtigkeiten vertrat. D
war es so schwer, gegen die Mißgriffe und die Verfolgungssucht der Richter bei
ren Obern Hülfe zu erlangen, und mancher Unschuldige wurde dem Eigensinne,
Stolze, der Herrschsucht der höhern und niedern Gerichte geopfert. (S.
barre.) Voltaire und Linguet kämpften rastlos gegen diesen richterlichen Des
tismus, welcher durch eine unter Ludwig XIV. verfaßte Criminalordnung
Ordonnance criminelle von 1670) mit doppelter Tortur und großer Aus
nung der richterlichen Macht sehr begünstigt wurde. Ein Todesurtheil kon
ohne Geständniß des Angeklagten auf die geringfügigsten Anzeigen, nach e
vorgefaßten Meinung des Referenten, gefällt werden, und einige trau
Fälle ungerechter Hinrichtungen (Lebrun, Langlade, Calas, Montbailli, Labe
Desrues, Lalli u. A.) hatten die Criminalrechtspflege Frankreichs zum Gegenst
eines allgemeinen Mißtrauens und Abscheus gemacht. In der Civilrechtspf
war der Gang langsam, mit Förmlichkeiten überladen und übermäßig kostbar.
Besoldungen der Richter waren gering, allein sie bezogen Sporteln, welche aus
uen freiwilligen Geschenken an Früchten, Confituren, Spezereien (davon der N
Epices) nach und nach in eine Schuldigkeit und in bedeutende Geldsummen
wandelt worden waren. Die Rechnung wurde nach Arbeitstagen (Vacations)
macht, deren jeder einem Parlamentsrath mit 19½ Liv. bezahlt wurde, und es

nichts Ungewöhnliches, sich 2—300 und mehr Vacationen auszusetzen. Der erste Präsident ward durch eine rechtliche Fiction bei allen Arbeiten des Parlaments für abwesend gehalten und bezog seine Vacationen. Dem vorletzten Parlamentspräsidenten d'Aligre, welcher überhaupt als habsüchtig verschrien war, rechnete man nach, daß von 1768—83 s. Vacationen 400 Jahre ausgemacht hatten. Natürlich kam dies nur den Arbeitsamen zu Gute, allein die Parlamentsstellen waren auch mit solchen Vorzügen, dem Adel, der Freiheit von vielen Abgaben und einem hohen Ansehen verknüpft, daß sie sehr gesucht und gewöhnlich mit 60,000 Liv. bezahlt wurden. Eine Präsidentenstelle in Paris kostete 500,000 Liv. Außer den Parlamenten bestanden für die Abhörung und Justification der Rechnungen von den Staatskassen, als gleichfalls sehr zahlreich besetzte oberste Gerichte, Chambres des comptes, zu Paris, Dijon, Grenoble, Aix, Nantes, Montpellier, Blois, Pau, Dole und Metz, und für die Jurisdiction in Steuersachen 13 Cours des aides, wovon aber nur die zu Paris, Montpellier, Bordeaux, Clermont und Montauban besondere Collegien ausmachten, die 8 übrigen aber mit den Parlamenten oder Rechnungshöfen vereinigt waren. Alle diese Collegien erkannten gleichfalls in letzter Instanz und standen auf einer Linie mit den Parlamenten. Ihre Stellen hatten auch dieselben Vorrechte, und die Cours des aides zu Paris stand in großer Achtung, weil sie sich jederzeit des Volkes gegen die Bedrückungen der Finanzbeamten und Pächter eifrig annahmen. Von der Chambre des comptes hingegen konnte man dies nicht sagen. Die Stellen wurden gewöhnlich von reich gewordenen Bürgern für ihre Söhne gekauft, um ihnen ein bequemes Einkommen und Rang zu verschaffen, übrigens standen die Rechnungsräthe eben nicht im Verdachte der Gelehrsamkeit und des Geistes. „Eh! Messieurs, si j'avais eu de l'esprit, m'aurait-on mis parmi vous?" soll einer der letzten Candidaten geantwortet haben, als ihm seine Unwissenheit zum Vorwurf gemacht wurde. Wie aber bei diesen Einrichtungen die Gerichte im Ganzen viel zu unabhängig von der Regierung waren, und sie durch ihre Einrichtungen Gesetzgebung und Politik selbst zu Guten hemmten, ohne das Unrecht hindern zu können, so war auf der andern Seite auch wieder die Macht der Regierung in Justizsachen viel zu groß. Beschwerden über die Untergerichte konnten bei den Intendanten angebracht werden, und es war eine allgemeine Klage, daß die Gerechtigkeit sich sehr oft nach persönlichen Rücksichten bequemen müsse. Durch einzelne Befehle griff die Regierung in den Gang der Justiz ein, indem sie durch die Lettres de cachet sich eine unbeschränkte Gewalt über die Freiheit der Bürger anmaßte, aber auch ebenso oft die Schuldigen durch dergleichen willkürliche Verhaftungen dem Richterarm entriß. Sollte ein Rechtshandel, besonders eine wichtige Criminalsache, nach besondern Ansichten geführt werden, so wurde eine specielle Commission ernannt; wiewol dies in den letzten Zeiten seltener geworden war. Nichtigkeitsgesuche gegen die Entscheidungen der Parlamente konnten bei dem Staatsrathe, dem Conseil du Roi, angebracht werden und fanden meistens eine willige Aufnahme. Das Conseil (die Abtheilung, welche das Conseil privé genannt wurde, und unter Vorsitz des Kanzlers oder Siegelbewahrers aus 21 Staatsräthen, den Maitres des requêtes und den Finanzintendanten bestand) cassirte die Aussprüche der obern Gerichte sehr häufig, stand aber, was die Gründlichkeit und seine eignen Entscheidungen (Arrêts) betraf, in keinem schlechtern Ansehen, daß man zu sagen pflegte: „Il raisonne comme un arrêt du conseil". Den Vortrag im Conseil privé hatten die Maitres des requêtes, deren 1789 78 waren, welche par quartier dienten. Aus diesem unaufhörlichen Conflict der obern Gerichte und der Regierung entstanden die nachtheiligsten Folgen für Beide, und eine ebenso große Lähmung der öffentlichen Gewalt als eine Verachtung des Ansehens der Gesetze. Die Stimme des Volkes beschuldigte die Parlamente in allen Verhältnissen, wo ein Standesinteresse im Spiele war, der Par-

teilichkeit. Einer der gründlichſten Kenner der franz. Staatsverwaltung, Pfe (deſſen Aufſätze unter dem Namen des Auſtraſiers eine Zierde der Schlözer'ſc „Staatsanzeigen" waren), ſchrieb ihnen die Verhinderung aller Finanzrefor und beſonders des Kataſters zu, weil ſie die reichſten Grundeigenthümer in ih Mitte hatten, aber durch das allgemeine Syſtem von perſönlichen Rückſichten und ihre Angehörigen auch von den Steuern, welche ſie geſetzlich zu entrichten h ten, frei zu machen wußten. Die Härte der franz. Lehnsverfaſſung war eine Fo davon, daß alle höhern Gerichte nur mit Männern beſetzt waren, welche ſelbſt dem Stande der Gutsbeſitzer gehörten, und daß vermöge der Käuflichkeit der Ämt und noch mehr vermöge der Mittel, welche die Parlamente einwandten, neuen milien den Eintritt in ihre Corporationen zu erſchweren, wenigſtens immer die üb wiegende Mehrheit zu jenem Stande gehörte. Außerdem miſchten ſich die Pa mente in Alles. Es nahm z. B. die Partei der Janſeniſten gegen den Erzbiſ von Paris, Chriſtoph v. Beaumont (geſt. 1784). Der Erzbiſchof verbot Janſeniſtiſchen Prieſtern, die Sacramente zu ertheilen; das Parlament verhäng Criminalbefehle gegen die Pfarrer, welche dem Erzbiſchof gehorchten; der Staa rath caſſirte die Beſchlüſſe des Parlaments, welches am nächſten Tage dieſelben w derholte. „Dieſe Anarchie", ſchrieb Voltaire 1775 („Histoire du Parlement Paris"), „konnte nicht dauern. Entweder mußte die Regierung die ihrige Ma wieder an ſich nehmen, oder die Herrſchaft an die Parlamente übergeben." D Erſte gelang nicht und das Zweite führte zur Revolution, die in ihrem Entſte alſo ganz ein Werk der höhern Stände war.

IV. Regierungsverfaſſung und Staatsverwaltung. S ſehr auch die Macht der Regierung durch das ariſtokratiſche, d. h. auf Mitbe ſchaft, oder vielmehr alleinige Herrſchaft gerichtete Streben der Parlamente u des Adels überhaupt gelähmt war, ſo fehlte es doch gänzlich an einem geſetzmäßi Organ der Volksſtimme (der Volksvernunft), welches die öffentliche Macht einem geſetzlichen Gange zu erhalten fähig geweſen wäre. Daher war die Re rungsverfaſſung allerdings gewiſſermaßen despotiſch, ſo ſehr auch der Sinn des genten von einem despotiſchen Gebrauche derſelben entfernt ſein mochte. Di zeigte ſich 1) in der Vernichtung aller ſelbſtändigen Municipalverf ſung, welche in jeder Staatsverfaſſung, auch der monarchiſchen, die erſte St der öffentlichen Gewalt bilden muß. Nachdem die Könige Frankreichs der dri Dynaſtie in der aufblühenden ſtädtiſchen Freiheit den erſten Stützpunkt gegen Vaſallenariſtokratie gefunden hatten, entwickelte ſich die Gemeindeverfaſſung Städte eine geraume Zeit in ungeſtörter Freiheit und Kraft. Sie wählten Vorſteher ſelbſt, meiſtens ſogar ohne der königl. Beſtätigung zu bedürfen; ſie warfen ihre Statuten; ſie übten das Recht der Selbſtvertheidigung und nahmen der Reihe der Landherren eine bedeutende Stelle ein; ſie waren den Königen du ihre Geldbeiträge und bewaffnete Mannſchaft wichtiger als Adel und Geiſtlich ſie waren von dem 14. Jahrh. an, als der dritte Stand, zu den allgemei Reichsverſammlungen gezogen worden. Unter Franz I. und Heinrich II. wur die erſten Eingriffe in dieſe ſtädtiſche Freiheit gemacht, wie ſich aus den geſetzli Verordnungen zum Schutz derſelben ergibt. Ludwigs XIV. Regierung war a für dieſe Verhältniſſe zerſtörend. Man errichtete käufliche und erbliche Stellen in Städten (königl. Procuratoren, Stadtſchreiber, Maires, Aſſeſſoren und Stadträth wodurch das Wahlrecht hinwegfiel; doch erhielten ſich Mehre dadurch bei ihrer al Verfaſſung, daß ſie ſelbſt die Kaufgelder von dieſen Ämtern an den König erleg und ihre Beamten nach wie vor erwählten. Dahin gehörte Paris, wo zwar der Kö die erſten Beamten (den Vorſter der Kaufmannſchaft, Prévot des marchands) be big ernannte, die 4 Schöffen aber von den Notabeln der Stadt gewählt wurden, u die 26 Magiſtratsräthe und 16 Viertelmeiſter ihre Stellen erblich hatten.

Ganzen war aber die Municipalverfassung ohne Gewicht und Kraft. 2) Die Provinzialverwaltung war, wie bereits erwähnt wurde, in den Händen der Intendanten, welche ziemlich mit der Gewalt eines Paschas in ihrem Sprengel regierten. Die Finanzverwaltung war theils in den Händen königl. Beamten, mit erblichen und käuflichen Stellen, theils verpachtet, welches letztere auch zu den schreiendsten Übeln der alten Verfassung gehörte. Die bereits erwähnte Einrichtung, daß die königl. Cassen in der Regel zwei oder auch wol drei verschiedene Einnehmer hatten, welche jährlich wechselten, machte auch dem geübtesten Finanzminister die Übersicht unmöglich, weil immer erst in 4 Jahren das Ganze beurtheilt werden konnte; abgesehen davon, daß das Heer von Beamten die Verwaltung äußerst kostbar machte. Verpachtet waren die Consumtionssteuern, nämlich der Salzhandel, das Tabacksmonopol der Regierung, die Binnenzölle, die Accise der Stadt Paris und die Tranksteuer des platten Landes. Mehr die Einrichtung dieser Steuern selbst als die Schuld der 44 Generalpächter machte diese mit ihren Unterbeamten dem ganzen Volke verhaßt. Den Generalpächtern selbst hatte man ihren Gewinn so sparsam als möglich zuzumessen gesucht, aber dennoch ergab der Augenschein, daß ihnen immer ein sehr großes und leicht erworbenes Einkommen blieb, und wenn unter ihnen einige Männer von Verdienst, wie Helvetius, Lavoisier, de la Borde, waren, wenn andre von ihren Reichthümern einen edeln Gebrauch machten, so waren es gerade diese Finanzmänner, welche durch ihre unsinnige Verschwendung ihrer, doch immer auf Kosten des Volks, erworbenen Reichthümer der Achtung der Regierung außerordentlich nachtheilig waren. Man nannte sie die Blutegel des Staats; sie waren mit ihrer Üppigkeit, ihrer Unwissenheit, ihrem rohen Geldhochmuth, ihrer Hartherzigkeit ein stehender Charakter auf dem Theater. Diese Finanzpachtungen hatten aber auch das Urtheil der Verständigen um so mehr gegen sich, als gerade bei den durch sie verwalteten Staatseinnahmen die Erhebungskosten am beträchtlichsten waren; sie betrugen nach Necker 16½ Procent, während bei den directen Auflagen der Staat nur 6½ Proc. verlor. Allein sie ständen mit der eigentlichen regierenden Macht Frankreichs, dem Adel und den Coterien des Hofes, in so unzertrennlicher Verbindung, indem für Alle, die einigen Einfluß hatten, bei ihnen offne Casse war, daß kein Minister es wagen durfte, sich an diesen Säulen des Staats, wie man sie im Spott nannte, zu vergreifen. „Sie werden sich wundern", sagte einst ein Herr vom Hofe zum Hofbanquier de la Borde, „daß ich, da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, Sie um ein Anlehen von 100 Louisd'or ersuche". „Und Sie", antwortete Jener, „werden sich noch mehr wundern, daß ich, da ich die Ehre habe, Sie zu kennen, es Ihnen gebe". Necker berechnete die Masse der sämmtlichen Beamten bloß bei der Grund- und Vermögenssteuer und bei den Zöllen auf ein Heer von 250,000 M., obwol die meisten davon damit andre Beschäftigungen verbanden. 3) Die Centralregierung ruhte in den Händen des Königs, oder vielmehr der Minister und des Hofes. Obgleich der Wille des Monarchen in den letzten Zeiten die einzige Quelle der Gesetze war (si veut le roi, si veut la loi), so gehörte doch eine außerordentliche Charakterstärke dazu, dem vereinten Einflusse der Familienverhältnisse des königl. Hauses, und der übrigen Umgebungen des Monarchen zu widerstehen. Daher durfte auch kein Minister sich schmeicheln, in dem Monarchen selbst die Unterstützung zu finden, welche ihm nothwendig war, um den Kampf gegen Mißbräuche und Unordnungen siegreich zu bestehen. Gute und schlechte Minister, Turgot und Necker wie Calonne und Brienne, konnten ohne Reformen sich nicht behaupten, scheiterten aber einer wie der andre an dieser Klippe. An der Spitze der Geschäfte standen eigentlich der Minister von Frankreich, die 4 Staatssecretaire der auswärtigen Angelegenheiten, des königl. Hauses, der Marine und des Kriegs, und der Generalcontroleur, oder Generaldirector der Finanzen. Jeder dieser sechs Departementschefs (welche aber

nicht immer den Rang eigentlicher Miniſter und Zutritt im Conseil d'état hatten) war mit unumſchränkter Gewalt bekleidet. Seine Verfügungen ergingen im Namen des Königs und mit deſſen Unterſchrift, der König unterzeichnete jedoch nicht ſelbſt, ſondern der Miniſter hatte einen Stempel mit dem königl. Namen, welchen er mit ſeiner eignen Contraſignatur beglaubigte. Die Verhaftsbefehle indeſſen gehörten ausſchließlich dem Staatsſecretair des königl. Hauſes. Der Miniſterrang wurde ohne ſchriftliche Beſtallung bloß dadurch ertheilt, daß der König Jemanden zu den Sitzungen des Conseil d'état einladen ließ, und einmal gegeben, konnte er nur durch förmliche Verurtheilung wieder entzogen werden. Daher war es auch gewiſſermaßen nothwendig, entlaſſene Miniſter an irgend einen Ort zu exiliren, oder ihnen wenigſtens den Aufenthalt in einer gewiſſen Nähe von Paris zu verbieten. Im Conseil d'état ließ ſich der König ſelbſt Vorträge von den Miniſtern erſtatten; die übrigen Abtheilungen waren das Conseil des dépêches, für die auswärtigen Angelegenheiten; das Conseil des finances, und der geheime Kriegsrath, in welchen ſämmtliche Miniſter und Staatsſecretaire Sitz und Stimme hatten. Den Namen Conseil d'état führte aber auch noch ein andres Collegium, beſtehend unter dem Vorſitz des Kanzlers oder Siegelbewahrers, aus Staatsräthen und Maitres des requêtes, und war eine gerichtliche Behörde, wohin die Nichtigkeitsbeſchwerden, Recuſationsgeſuche gegen Obergerichte, Reſſortſtreitigkeiten zwiſchen ihnen und dergleichen gehörten. Es wurde zum Unterſchied von dem vorerwähnten das Conseil d'état privé oder Conseil des parties genannt. (Ein andres Obertribunal war das Grand conseil, beſtehend aus 5 Präſidenten, 54 Räthen u. ſ. w., deſſen Gerichtsbarkeit ſich in den ihm zugewieſenen Sachen, als Streitigkeiten über geiſtliche Beneficien, Bankerotte, Wucher, einige Lehnsgefälle u. ſ. w. über das ganze Reich erſtreckte.) Endlich in der Reichskanzlei (grande Chancellerie), beſtehend aus dem Kanzler Siegelbewahrer, 2 Grands rapporteurs, 4 Grands audienciers u. ſ. w., wurden alle Beſtallungsbriefe, Adelsbriefe, Legitimationen, Naturaliſationen u. ſ. w. ausgefertigt, oder, wenn ein Umſtand dabei gefunden wurde, auch verworfen. Vergleicht man dieſe Maſſe von Staatsbehörden und die Zahl ihrer Mitglieder mit der Einfachheit der engliſchen Einrichtungen, ſo wird ſich auch von dieſer Seite die Überzeugung aufdringen, daß in der franz. Staatsverwaltung mehr dahin getrachtet wurde, daß es den höhern Ständen nicht an einer hinreichenden Zahl von Ämtern fehle, als daß die Angelegenheiten des Staats gut verwaltet würden. Dieſes Princip, Frankreich als ein großes Lehngut des Adels zu betrachten, und die Nation als deſſen leibeigenes Geſinde, wurde denn auch ſowol in der Art, wie die öffentlichen Abgaben herbeigeſchafft wurden, als in der Verwendung der öffentlichen Gelder treulich beobachtet. — 4) Das Abgabeſyſtem laſtete ganz und gar auf dem Stande der Landbauern und Bürger; die Geiſtlichkeit und der Adel trugen zu den öffentlichen Laſten ſo gut wie nichts bei. Denn was die Geiſtlichkeit bezahlte, fiel wieder hauptſächlich auf die große Maſſe der geringern Beneficien, die Pfarreien, und ſchmälerte den Überfluß der höhern Geiſtlichkeit ſo gut wie gar nicht. Übrigens war die Art, wie die Einkünfte aus den unermeßlichen Gütern der Kirche verwendet wurden, mit den eigentlichen Zwecken der Kirche im grellſten Widerſpruch. Sie waren, wie ſchon bemerkt, nur noch eine Penſionsanſtalt für die jüngern Söhne des alten Adels, welche, auf dieſe Weiſe ausgeſtattet, an Üppigkeit und Sittenloſigkeit ſich von keinem andern Stand übertreffen ließen. Zuerſt waren alle bäuerliche Beſitzungen ſehr ausgedehnten und mannigfaltigen Lehnsgefällen, Frohnen und andern gutsherrlichen Rechten unterworfen und der Regel nach zehentpflichtig. Aus dieſen lehnsherrlichen Gefällen und Rechten zog die Geiſtlichkeit und der Adel den größten Theil ſ. Einkünfte; ſie wurden in der Revolution, anfangs gegen eine ſehr niedrige, dann ohne alle Entſchädigung aufgehoben, deſſenungeachtet aber blieb nach Aufhebung dieſer Rechte

noch eine Masse von unmittelbar geistlichem und adeligem Eigenthum von einem Werthe von mehr als 3000 Mill. Fr. übrig, wozu noch die großen Besitzungen des nicht ausgewanderten Adels hinzugerechnet werden müssen. Denn es wurden vom 17. Mai 1790 bis 1801 für 2609 Mill. Nationalgüter (geistliche und Emigrantengüter) verkauft, und übrig waren noch zu jener Zeit für 340 Mill. in den alten Departements, welche nach der Restauration ihren alten Besitzern zurückgegeben wurden. Bringt man diese Gütermasse von dem gesammten Grundeigenthum Frankreichs in Abzug, so wird gewiß höchstens ein Drittheil für bäuerliche und bürgerliche Grundstücke übrig bleiben. Diese nun waren allein der Taille unterworfen, welche als eine Combination von Grund- und Vermögenssteuer anzusehen war, und jährlich 95 Mill. einbrachte. Eine andre Art von Einkommensteuer, die Capitation (Kopfsteuer), traf zwar Adelige und Nichtadelige ohne Unterschied, war aber verhältnißmäßig viel geringer als die vorige; denn ihr ganzer Betrag belief sich nur auf 41 Mill. Eine dritte Vermögenssteuer war nach dem reinen Einkommen, vornehmlich aus Grundstücken angelegt, und bestand ursprünglich aus $\frac{1}{20}$ des reinen Ertrags, davon sie Vingtième hieß. Sie war aber zuerst verdoppelt worden (les deux vingtièmes), dann noch um $\frac{1}{20}$ erhöht (4 sous pour livre en sus du premier vingtième) und 1782 eine dritte Vingtième angelegt worden, welcher nur bis zum Frieden bezahlt werden sollte. Bei dieser Vermögenssteuer fanden keine gesetzlichen Befreiungen des Adels statt, allein durch s. Connexionen machte er sich dennoch beinahe ganz frei. Die deux vingtièmes mit der Zulage von 4 Sous trugen 56 Mill. ein, welches also das ganze reine Einkommen des Volks nur auf 500 Mill. viel zu niedrig berechnet haben würde. Der oben angeführte Pfeffel führt an, daß eine Anzahl vornehmer Grundbesitzer ein reines Einkommen von 4—5 Mill. nur mit 44,000 Liv. versteuert, also den Staat um $\frac{9}{10}$ ihrer Schuldigkeit verkürzt hätten (Schlözer's „Staatsanz.", XII, 136), daher fiel auch diese Abgabe wieder beinahe ausschließlich auf die bürgerlichen und bäuerlichen Besitzungen, und schon dieses würde hinreichen, den elenden Zustand des Volkes zu erklären. Die sämmtlichen Grundsteuern vor der Revolution betrugen 210 Mill. Livr. und davon mußten Bürger und Bauern, ungeachtet sie vielleicht kaum $\frac{1}{3}$ oder gar nur $\frac{1}{4}$ des Bodens eigenthümlich besaßen, zuverlässig mehr als $\frac{3}{4}$ allein entrichten. Allein hierzu kamen noch: 1) die Wegebaufrohnen (corvées), welche ausschließlich von den Bauern geleistet werden mußten, und deren Werth Necker zu 20 Mill. jährlich anschlägt. Mit dem Schweiße der Unterthanen wurden jene prächtigen Landstraßen gebauet, welche Frankreich in allen Richtungen durchschnitten, aber dennoch hauptsächlich den Vornehmen zu Gute kamen, weil die Vicinalwege, die der gemeine Mann am meisten braucht, dabei vernachlässigt wurden. 2) Eine andre drückende Last war die Einquartierung der Truppen, welche auch ganz allein auf die arbeitenden Classen fiel, da der Adel gänzlich davon befreit war. Den Soldaten mußte außer der Wohnung Feuer, Licht, Salz und Wäsche geliefert werden, auf dem Lande auch, wo die Cavalerie lag, die Fourage. Ebenso waren 3) die Gemeinden ausschließlich zum Kriegsdienst verbunden. Jährlich wurden 60,000 Mann für den Landdienst ausgehoben, und zwar nach dem Loose. Der Dienst dauerte 6 Jahre. Man kann nicht denken, zu wie vielen Bedrückungen diese Aushebungen Gelegenheit gegeben haben mögen. Was aber durch Größe der Abgaben und noch mehr durch ihre verkehrte Einrichtung das Volk in der That zur Verzweiflung treiben mußte, waren die indirecten Auflagen. Der Binnenzölle zwischen den verschiedenen Provinzen (traités) ist schon gedacht worden, sie waren mit unter den Gegenständen des Generalpachts. Die Trankſteuern, verbunden mit einigen andern Auflagen, wurden vom Staat administrirt und trugen gegen 52 Mill. ein. Hingegen das Tabacksmonopol der Regierung, die Zölle sowol im Innern als an den Grenzen, und von den Colonialwaaren, vornehmlich aber die Salzsteuer wurden durch eine Com-

pagnie von 44 Generalpächtern erhoben, welche dafür zuletzt jährlich 186 Mill. den Staat zahlten. Davon kam ein volles Drittheil auf die Salzsteuer, und al auf einen Gegenstand, welchen auch der Ärmste ungefähr in gleichem Verhältni als der Reichste verbrauchte. Die 60 Mill. Livr., welche vom Salzhandel in d Staatscassen flossen, waren aber bei weitem nicht Alles, was das Volk dafür en richtete. Denn es mußte außerdem noch den Gewinn der Generalpächter, die B soldungen ihrer Unterbeamten, Aufpasser und der bewaffneten Macht, welche z Verhinderung des Schleichhandels unterhalten werden mußte, entrichten, welch zusammen auf 20 Mill. berechnet wurde. Der Centner Salz, welcher im frei Handel für 1½ Livr. zu haben war, und in einigen Gegenden noch geringer hät sein können, wenn die Salzfabrication nicht beschränkt gewesen wäre, wurde dur die Salzsteuer (gabelle) in einigen Provinzen bis auf 62 Livr. gesteigert. E bedarf kaum der Bemerkung, wie sehr durch diese künstliche Vertheurung eines unentbehrlichen Bedürfnisses der Landwirthschaft geschadet werden mußte, aber da Schädlichste war doch die Wirkung, welche sie auf die Moralität des Volkes, un auf das Verhältniß desselben zur Regierung nothwendiger Weise hatte. Denn ge rade bei dieser Abgabe hatten die alten Provinzialverfassungen Frankreichs ein bi zur Ungereimtheit verkehrtes System hervorgebracht. Frankreich theilte sich in Ansehung des Salzhandels in 6 Classen, welche einander auf das Mannigfaltigste durchkreuzten: 1) Provinces franches, diejenigen Districte, in welchen der Salzhandel frei und das Salz also in s. natürlichem Preise geblieben war. Dies waren meist diejenigen Provinzen, in welchen Seesalz gewonnen wurde, die Bretagne, ein Theil von Poitou, Navarre, in welchen der Centner 1½ — 2 Liv. kostete; ferner die franz. Niederlande, wo es 7–8 Liv. galt. 2) Die provinces redimées hatten sich unter Heinrich II. durch ein Capital von 1,700,000 Liv. von dem Salzpacht losgekauft; sie bezogen ihr Salz mit Entrichtung eines Zolles aus den Seesalzwerken von Saintonge und Poitou, wodurch es auf 6—10 Liv. der Centner zu stehen kam. Zu ihnen gehörte Guienne, Poitou, Auvergne und überhaupt das südliche Frankreich. 3) Die Unter-Normandie gewann Seesalz, wovon sie früher den vierten Theil an den Staat abgab, daher der Name pays de quart bouillon; nachher war dies in eine Geldabgabe verwandelt worden, wodurch der Preis des Salzes auf 13—15 Liv. kam. 4) Die Pays de salines, welche aus inländischen Salzwerken versehen wurden, Elsaß, Franche-Comté, Lothringen und die 3 Bisthümer (Metz, Toul und Verdun) hatten das Salz zu 12, 15, 27 und 36 Liv. 5) Die Pays de petites gabelles (einige kleinere Nuancen übergehen wir) bestanden aus der Provence, Languedoc, Dauphiné, Lyonnais, kurz dem südlichen Frankreich; sie bekamen ihr Salz aus den Salinen am Meere zu 22 bis 40 Liv. Endlich 6) die Pays de grandes gabelles oder die mittlern Provinzen des nördlichen Frankreichs, Isle de France, Normandie, Picardie, Champagne, Orleannais, Tourraine u. s. w., etwa ⅓ des Landes, entrichtete die stärksten Abgaben vom Salze, daher auch ⅔ des Salzpachtes (gegen 40 Mill.) aus ihnen gezogen wurden. Der Preis stand, nach Verschiedenheit der Districte, zu 54—62 Liv. Die wichtigste Folge dieser Einrichtung war, daß sich das Volk in einem beständigen Kriege gegen die Regierung befand, und der Schleichhandel mit Salz (faux saunage) die allgemeine Zuflucht aller Verarmten, aller landflüchtigen Verbrecher, aller Müßiggänger war. Durch den Transport eines Centners Salz über die Grenze von Bretagne nach Maine oder Anjou waren in einer Stunde 17 Thlr. zu verdienen. Selbst ein Paar Pfund in der Tasche gaben schon ein reichliches Tagelohn. Die Aufsicht erfoderte ein Heer von Beamten und, da der Schleichhandel bewaffnet betrieben wurde, von Soldaten. Die Regierung erzog sich also selbst recht muthwillig einen Stamm verzweifelter und verwegener Menschen, und die Gerichte waren stets mit Untersuchungen gegen diese Schleichhändler beschäftigt.

wöhnlich hatte man gegen 1800 Verbrecher dieser Art in den Gefängnissen, und
n hielt es für ein glückliches Jahr, wenn nicht mehr als 300 zu den Galeeren
urtheilt wurden. Die Strafen konnten, so hart sie waren, nicht abschrecken,
n die Versuchung zu dem Verbrechen, worin man an sich noch dazu nur die
genwehr gegen eine ungerechte Bedrückung des Staats erkannte, war zu groß,
d da die Generalpächter jährlich vielen Hunderten aus dem Volke wegen rückstän-
r Gefälle ihre ganze geringe Habe verkaufen ließen, so wurden sie durch Noth
Verzweiflung zu einem Erwerbsmittel getrieben, welches die Gefahr mit reich-
m Ertrag aufwog. Noch ist eine der drückendsten Beschwerden, die allgemeine
reidesperre, selbst zwischen den verschiedenen Provinzen Frankreichs, zu erwäh-
. Colbert, der Urheber derselben, glaubte durch das Verbot der Ausfuhr wohl-
Preise zu Gunsten der Fabriken zu bewirken. Was unter seiner Verwaltung
ein Irrthum im System war, wurde unter s. Nachfolgern und besonders unter
wig XV. eine Quelle neuer Bedrückungen. Die Intendanten, ohne deren Er-
bniß kein Getreide aus der Generalität verkauft werden durfte, ertheilten dieselbe
gegen Bestechungen; Capitalisten trieben durch Aufkäufe das Getreide in die
he, um bei der daraus entstehenden Theurung der Regierung, welche auf Ko-
der Staatskassen das Brot in einem gleichen Preise zu erhalten suchte, solches
ungeheurem Gewinn zu verkaufen. Es ist bekannt, daß Ludwig XV. selbst
s seiner Privatkasse an diesen abscheulichen Speculationen einen großen Antheil
m. Der Ackerbau gerieth in den tiefsten Verfall, und in manchen Gegenden,
nders in den großen Städten entstand großer Mangel, daher auch, als Turgot
er Ludwig XVI. diese Getreidesperre aufhob, es s. Gegnern sogar gelang, das
k gegen seinen wahren Vortheil zu Empörungen zu bewegen. Zwar erhielt sich
1774 an der freie Getreidehandel, wenigstens im Innern des Reiches, aber die
sfuhr blieb der Regel nach verboten, und die einmal zu Boden gedrückte Land-
thschaft konnte sich, eingeengt durch so mannigfaltige andre Fesseln, so schnell
t wieder erheben. Die Versorgung der Hauptstadt mit Brot blieb immer ein
enstand großer Sorgen, und es war leicht, die Einwohner derselben mit künst-
regtem Mangel zu schrecken, wie dies denn auch wirklich das Mittel gewesen
ie ersten Gräuelscenen zu erregen, und die Wuth des aufgereizten Pöbels ge-
ie königl. Familie zu lenken. Es wird aber aus dieser kurzen Darstellung der
beverfassung sich leicht erklären, bis zu welchem Grade die Armuth und Noth
edern Stände Frankreichs vor der Revolution gesteigert war. Man pflegte
Sklavenhandel in den Colonien damit zu entschuldigen, daß ja der Sklave sich
Regel noch weit besser befinde, als der franz. Bauer. „Aus dem Elend", sagt
rau von Staël („Considérations sur la révolution", I, ch. 6) „entsprang
ssenheit, und die Unwissenheit vermehrte wieder das Elend; fragt man daher,
n das Volk sich in der Revolution so grausam bewiesen hat, so ist keine andre
e anzugeben, als daß Armuth und Noth auch ein moralisches Verderben her-
ührt hatten, welches um so unausbleiblicher geschehen mußte, als seit Lud-
IV., ja von Franz I. an von oben her das Beispiel der Unsittlichkeit und Ver-
g alles Ehrwürdigen bei äußerlicher Beobachtung religiöser Gebräuche gege-
rden war". Man hat zwar hierauf geantwortet, daß ja jetzt Frankreich im
n bei weitem mehr Steuern zahle als 1789. Allein dieser Einwand ist sehr un-
det. Denn freilich kamen 1789 in die Staatskasse nur 585 Mill.; allein
man dazu die aufgehobenen Zehnten und Lehnsgefälle rechnet; wenn man er-
daß die Steuerfreiheiten abgeschafft u. die jetzigen Steuern auf alles Einkom-
rtheilt sind, so läßt sich nicht ableugnen, daß die arbeitenden Classen jetzt bei wei-
eniger abzugeben haben als vor der Revolution. — Zugleich aber ist auch 5)
erschleuderung der öffentlichen Gelder, welche die Regierung
n entehrte, durch die constitutionelle Verfassung Frankreichs gehemmt worden.

Denn das mußte die Gemüther des Volkes noch mehr erbittern, wenn es sah, zu welchen Zwecken die schwer errungenen Abgaben vergeudet wurden. Die Kriege Ludwigs XIV., s. Gebäude, s. Prachtliebe empörten das gesunde Gefühl des Volkes noch lange nicht so sehr, als die übermüthige Verschwendung einer Pompadour und Dubarry unter Ludwig XV. Unter ihm kam in dem Rechnungswesen der Hauptstaatskasse ein Gebrauch auf, welcher Quelle und Deckmantel der gröbsten Unordnungen war, die sogenannten Acquits à comptant, eigenhändige Quittungen des Königs über baar erhaltene Gelder, welche aber keineswegs von ihm wirklich erhoben worden, sondern nur ein Mittel waren, den Gegenstand der Verwendung nicht in den Rechnungen erscheinen zu lassen. Ludwig XVI. war kein Verschwender und in Allem, was ihn selbst anging, ein sorgsamer Hausvater für sein Volk. Auch die unglückliche Königin Marie Antoinette ist gegen den Vorwurf der Vergeudung, womit sie von der öffentlichen Stimme schon lange vor dem Ausbruch der Revolution verfolgt worden war, neuerlich von einer sehr achtbaren Zeugin (Mad. Campan) mit Erfolg vertheidigt worden. Allein der Mißbrauch der Acquits à comptant, (oder, wie sie nachher auch hießen, der Ordonnances au porteur) ist doch auch unter Ludwig XVI. fortgesetzt worden, und die auf solche Weise aus dem Staatsschatze gezogenen Summen, deren Verwendung sich nur zum Theil aus dem geheimen Cassenbuche des Königs (dem sogenannten Livre rouge) ergibt, beliefen sich von 1779 — 87 auf 860 Mill., und außer den geheimen Ausgaben der auswärtigen Angelegenheiten ist diese Summe hauptsächlich nur an Pensionen und Gratificationen für den Hofadel verwendet worden. Mit vollen Händen wurden diese Gnadenbezeigungen ertheilt, sodaß man nicht sagen konnte, wer nicht berechtigt gewesen wäre, sie in Anspruch zu nehmen, und Necker („Administration des finances", III, 95) in einem eignen Capitel von den Foderungen der Vornehmen, und von der Pflicht eines Finanzministers gegen sie zu kämpfen, spricht. Wer keinen scheinbaren Grund zu Geschenken und Gnadengehalten anzugeben vermochte, bot dem Könige irgend eine Besitzung oder ein Recht zum Kauf an, und erhielt unter diesem Titel, was er wünschte. Für einen Prinzen des königl. Hauses wurden in zwei Jahren 16 Mill. Schulden bezahlt, aber auch andern, z. B. dem unbrauchbaren Marineminister Sartine, wurden bedeutende Summen zu gleichen Zwecken bewilligt. Der berühmte und berüchtigte Beaumarchais erhielt für geheime Dienste auf einmal über eine Million. Auch hier lag der Fehler nicht an dem schwachen Charakter des Königs allein, sondern hauptsächlich an der Macht der Aristokratie, welche zu brechen vielleicht ein Richelieu oder Ludwig XIV. nicht mehr stark genug gewesen wäre. Die königl. Familie stand aber auch in dem Wahne, daß der Thron nur das Volk, nicht die Aristokratie der höhern Stände zu fürchten habe, obgleich schon lange zuvor einer der klügsten Staatsmänner Frankreichs, der Staatsminister d'Argenson („Considérations sur le gouvernement de la France", 1764), dieses Vorurtheil zu bekämpfen suchte. Freilich als die Revolution, zu welcher die Parlamente und die höhern Stände durch das Dringen auf die Reichsstände gebracht hatten, einmal entfesselt war, da stürzte sie mit den Bischofssitzen und Lehnsherrlichkeit des Adels auch den Thron um.

V. Die Revolution und ihre Folgen. Ein in diesen Verhältnissen befindliches Volk, mit diesen allgemeinen tiefgefühlten Beschwerden, bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um mit Gewalt Dasjenige wieder zu nehmen, was ihm von Seiten der Vornehmen durch eine viele Jahrhunderte lang fortgesetzte Usurpation entzogen worden war, das Recht der freien Gemeindeverfassung. Vorbereitet waren dazu alle Theile der bürgerlichen Gesellschaft, die Geringern durch die Noth, deren Ursache ihnen in den öffentlichen Erpressungen vor Augen lag, der höhere Adel gerstand durch den Unwillen, welchen die Vornehmen durch übermüthigen Adelsbrauch ihrer Macht bei ihm erregten. Die verächtlichsten Ausdrücke des Adels

dem Bürgerstand sollten einen Unterschied noch festhalten, welcher durch höhere Bildung und Reichthum des letztern längst alle Realität verloren hatte. Wenn auch dem großen Theile des Volks schulgerechte Kenntnisse fehlten (der gemeine Franzose gehörte vielleicht zu den Unwissendsten in Europa), so hatte eine praktische Ausbildung des Verstandes alle Stände durchdrungen, und da man von oben herab so laut davon sprach, daß der Staat einer Regeneration bedürfe, so war auch ohne Rousseau und Voltaire sehr natürlich, daß der primitive oder ein nothwendiger Zustand der bürgerlichen Gesellschaft ein Gegenstand des Nachdenkens für Alle wurde. Die Begründung des Staats durch Vertrag, die Einsetzung der öffentlichen Gewalt durch den Willen der Nation ist kein von neuern Philosophen erfundener Gedanke; es ist die natürlichste wie die älteste Vorstellungsweise, und war in Frankreich besonders durch Schriften gangbar geworden, welche wol mehr in das Volk gedrungen sind, als Rousseau's „Contrat social", durch die Schriften eines Fénélon, eines Bossuet, eines Massillon. Bossuet's „Politique tirée de l'écriture sainte" ist voll solcher Stellen: Fénélon in s. „Directions pour la conscience d'un roi" sagt (Direct. 36, p. 65) mit dürren Worten: „C'est un contrat fait avec les peuples pour les rendre vos sujets; commencerez vous par violer votre titre fondamental? Ils ne vous doivent l'obéissance que suivant le contrat et si vous le violez vous ne meritez plus qu'ils l'observent". Massillon in s. Fastenpredigten („Petit carême"), diesem Handbuche des Volks, hält den Königen vor, daß er nur der Wahl des Volks s. Gewalt verdanke, und schließt: „La nation est comme la première source de leur autorité vient de nous, les rois ne doivent faire usage que pour nous". Kaum hatten es daher die Parlamente zur Berufung der Reichsstände gebracht, als diese Ideen sich überall mit praktischen Folgen entwickelten. Es bedurfte nur eines Vortrags von Mirabeau (im Jul. 1789) über die Errichtung der Nationalgarden, und ganz Frankreich stand unter den Waffen. Diese allgemeine Bewaffnung aller Gemeinden an einem und demselben Tage durch ein überall ausgesprengtes leeres Gerücht, daß die Ernte auf allen Feldern in Brand gesteckt werden solle, und die unmittelbar darauf folgenden Bewegungen der Bauern gegen ihre Gutsherren gehören zu den geheimnißvollsten und folgenreichsten Ereignissen der Revolution. Wie viele Schlösser zerstört, wie viele Archive verbrannt worden, geben die Geschichtschreiber der Revolution nicht an, aber es war schon damals sichtbar, daß die Gemeinden die Urkunden vernichten wollten, welche ihre Gutsherren über ihre lehnsherrlichen Rechte besaßen; es war eine factische Anticipation der Decrete, welche die Nationalversammlung in der Nacht vom 4. Aug. 1789 und an den folgenden Tagen über die Abschaffung der Feudalrechte faßte. Diese Decrete sind die eigentliche Grundlage, der Inhalt der neuen Revolution; denn sie stellten die Freiheit des Grundeigenthums wieder her, welche durch die Lehnsherrlichkeit unterdrückt worden war, und sie bahnten den Weg zu einer Gemeindeverfassung, auf welcher das neuere Staatsrecht Frankreichs beruht. Zuerst wurden alle Rechte der Leibeigenschaft, und was an deren Stelle getreten war, ohne Entschädigung aufgehoben, alle andre grundherrliche Gefälle, Zinsen und Renten aber für ablöslich erklärt. Die ausschließliche Befugniß der Gutsherren, Tauben zu halten und sie auch zur Saatzeit auf die Felder der Unterthanen und Pächter fliegen zu lassen, ein gering scheinendes, aber zur großen Beschwerde des Landbaues gereichendes Recht, wurde abgeschafft. Dann kam die Reihe an die Jagdgerechtigkeit; einem Jeden wurde das Recht eingeräumt, auf s. Grund und Boden alles Wild und Geflügel zu tödten, wenn er nur die Polizeigesetze dabei beobachte. Die Patrimonialgerichtsbarkeit wurde abgeschafft, und die Einführung einer neuen Gerichtsverfassung beschlossen. Die von der Nationalversammlung eingeführte Gerichtsverfassung besteht im Wesentlichen noch, und wird von der Nation für eine der größten Wohlthaten der neuen Ordnung der Dinge gehalten.

Hierauf wurden alle Zehnten der Kirche und geistlichen Orden aufgehoben, wog
der Staat die Unterhaltung aller kirchlichen Beamten und Gebäude, und überhe
die Kosten des Cultus übernahm. Die Zehnten, welche von Laien besessen w
den, sollten ablöslich sein. Die Käuflichkeit und Erblichkeit aller richterlichen
städtischen Ämter, die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, die Ausscl
ßung der Bürgerlichen von Officierstellen, Hofämtern und den höhern geistli
Würden, die besondern ständischen Verfassungen und Vorrechte mancher Pro
zen, die Annaten des Papstes und andre Mißbräuche der kirchlichen Verfass
wurden abgeschafft. Hierdurch war eine neue Ordnung der Dinge begründet,
Revolution vollendet. Daß man in der Folge, als die Ablösung der lehnsherrli
Gefälle allzu langsam von statten ging, sie sämmtlich ohne Entschädigung aufl
war nur ein Vorgreifen in die natürliche Entwickelung der Dinge, aber keine Ä
änderung des Systems der neuen Verfassung. Man hat gegen die Gerechtig
dieser Decrete große Bedenken erregt, über welche sich viel streiten ließe. Wenn
frühere Unterdrückung der gemeinen Freiheit, wovon die Geschichte berichtet, ger
war, so war es auch die Wiederherstellung derselben; denn Beide beruhten
einem und demselben Grundsatze, einer natürlichen Nothwendigkeit. Das Bedü
niß des Schutzes in einem Zustande roher Gewalt ohne rechtliche Sicherheit tr
einst die Freien in die Unterwürfigkeit und Leibeigenschaft; jetzt, wo die öffentli
Macht auf den Kräften und dem Gehorsam der Volksmasse beruht, finden sie jen
Schutz nicht mehr in der Abhängigkeit, und können nur in bürgerlicher Freiheit d
Staate vollkommen leisten, was er von ihnen verlangt. Frankreich hat durch je
Decrete auf einmal ein Ziel erreicht, wonach alle Staaten streben; wohin ein
früher gelangt sind, alle aber dereinst gelangen müssen. Gleichwol ist die, auf jen
Decreten beruhende, Ordnung der Dinge der eigentliche Gegenstand der Streit
keiten, von welchen das westliche Europa bewegt wird, obgleich sie jetzt unter d
Namen des monarchischen Princips geführt werden. So gut die kaiserliche Reg
rung in Frankreich mit jenen Wirkungen der Revolution bestand, so fest würde a
Ludwigs XVI. Thron auf ihnen gestanden haben, wenn nicht eine unbegreifli
Verblendung ihn verhindert hätte, auch hierbei der Führer seines Volks zu se
Die Schranken der königl. Gewalt, welche die Parlamente, Geistlichkeit und A
aufzustellen suchten, waren nicht um ein Haar geringer oder weiter als die, wo
sich die Nationalversammlung begnügt haben würde, wenn sie nicht von dem H
selbst genöthigt worden wäre, dem Könige so wenig Macht als möglich übrig zu l
sen, weil auch dies Wenige gebraucht wurde, das öffentlich gut Geheißene im G
heim wieder zu vernichten. Noch jetzt geht die vorgeblich royalistische Opposit
in den franz. Kammern von denselben constitutionellen Punkten aus, welche d
Gegner von der linken Seite verlangen, und es ist nicht die Frage, worin dieselb
bestehen, sondern nur, welchen Händen sowol die Macht als die Gegenkräfte
vertraut werden sollen. Unabhängigkeit der Gerichte, Theilnahme an der Ges
gebung, Steuerbewilligung, öffentliche Rechenschaft und Verantwortlichkeit
Minister, sogar die Preßfreiheit haben die vorgeblichen Anhänger der reinen M
narchie ebenso laut und dringend von den Ministern gefodert, als die entgegen
setzte Partei, nur daß sie noch hinzufügen: Rückgabe oder Ersatz für die am 4. A
1789 verlorenen Vortheile und Vorrechte; ausschließliches Stimmrecht in beid
Kammern, nur ebenfalls getheilt mit einigen städtischen Beamten; ausschließlich
Besitz aller Stellen, welche auch den kleinsten Antheil an der öffentlichen Ma
gewähren. Denn an die wirkliche Wiederherstellung der lehnsherrlichen Rech
der Frohnen, der Zehnten, der Patrimonialgerichtsbarkeit denken wol nur Wenig
So unmittelbar Das anzutasten, was nun schon einen wenigstens 30jährigen B
sitz für sich hat, würde ohne heftige Erschütterung nicht möglich sein und in eine

mpfe gegen die Interessen eines Volks wird dieses zuletzt immer der stärkere heil sein.

Was nun diese allgemeinen Wirkungen der Revolution für die Grundverhältsse des franz. Staats betrifft, so lassen sich folgende als die hauptsächlichsten anben. 1) Eine allgemeinere Vertheilung des Grundeigenthums. ist schon bemerkt worden, daß vom Mai 1790 bis zum Schluß 1800 für 2809 ill. Nationalgüter verkauft worden sind. Dies waren meistens Güter der Kirche d der geistlichen Orden, da gegen den Kauf der Emigrantengüter ein sehr gerechVorurtheil stattfand. Alle diese Güter wurden in der Regel zu sehr niedrigen reisen verkauft, weil man theils hier und da diesen Besitz nicht für sicher hielt, ils auch die zahlungsfähigen Käufer fehlten. Zu Ende 1800 waren noch für 0 Mill. Nationalgüter übrig (für 340 Mill. in den alten Provinzen, für 160 Mill. in den eroberten, für 200 Mill. Staatswaldungen). Auch darunter waren ch viele Kirchengüter, welche zum Theil zur Dotation der Ehrenlegion und der natorien verwendet worden sind. Nach einem ältern Werke („Le cabinet de ", angeführt von Linnäus, „Notitia regni Franciae", Strasburg 1654) standen die Besitzungen der Kirche im alten Frankreich (mit Ausschluß der sogeannten ausländischen Geistlichkeit) in 180,000 Lehngütern, worunter 83,000 it Obergerichten (Standesherrschaften), in 249,000 Meiereien und Vorwerken, 700,000 Morgen Weinberge (außer 400,000 Morgen, wovon sie ¼ oder ⅓ des eins bekamen), 600,000 Morgen lediger Feldgüter, 135,000 Weiher, 990,000 Morgen Wiesen, 245,000 gehend Wasserräder in Mahl- und Papiermühlen, Schmiedewerken u. dgl., 1,800,000 Morgen Waldungen, 1,400,000 Morgen Heiden; der größte Theil des Bodens war ihnen zehntbar, und kein Grundstück n finden, worauf sich nicht eine Hypothek, Rente oder Stiftung (eine jährl. Abgabe von 5, 10 — 50 Sous für eine Messe, brennende Lampe oder dgl.) hatten, Selbst die königl. Domainen waren davon nicht ausgenommen. Diese ganze Güermasse ist nun unter eine Menge größerer und kleinerer Landeigenthümer vertheilt, d dadurch, verbunden 2) mit der Aufhebung der Feudalrechte und der gänzlichen freiung des Grundeigenthums, ein Stand freier Landwirthe geschaffen rden, auf welchem die wahre Stärke eines Staats ganz allein beruht. Wie ß die Vertheilung des Grundeigenthums sei, ergibt sich daraus, daß unter der ßen Zahl von Eigenthümern, welche Steuern zu entrichten haben, eine Zahl, sich ungefähr 5 Mill. beläuft, doch im J. 1820 nur 90,879 waren, welche eine liche Steuer von 300 Fr. und drüber bezahlten, und demnach an den Deputirnwahlen Theil nehmen durften. Seitdem ist durch Theilungen und eine Herabung der Grundsteuer diese Zahl noch bedeutend vermindert worden. (In den undsteuerrollen von 1818 sind überhaupt 10,414,121 Steuerpflichtige aufgert, darunter sind nur 40,773, welche über 500 Fr. jährlich zu entrichten haben diese zusammen zahlen ⅛ der Grundsteuer, während die petite propriété ⅛ derben trägt.) Da nun von der ganzen Masse des Grundeigenthums jetzt nur 216 ill. an Grundsteuern bezahlt werden (Budjet von 1822), während vor der Reolution schon von dem kleinern Theile desselben 170 Mill. entrichtet wurden, so ist n hieraus klar, wie viel leichter die Bürden sind, welche jetzt auf dem Landbau en, als die vorigen. Die Vergleichung wird aber erst dann vollständig, wenn n auch das Wegfallen des Zehnten, der Baufrohne, der Einquartirung und der derlichen Rechte in Anschlag bringt. Diese Vertheilung des Grundeigenms in kleine Loose, welche ihrer Natur nach mit einer bessern Bearbeitung des ens verbunden ist, muß denn auch als die Hauptursache der seit 30 Jahren um rmehrten Bevölkerung Frankreichs betrachtet werden. Man stritt 1789 sehr über, ob Frankreichs Volksmenge mehr als 20 Mill. Menschen betrüge; die im höchsten schätzten, nahmen doch, gestützt auf die besten Quellen und Berech-

ordnet ist es jetzt (Reigebaur „Darstellung des Verfahrens im Cassen- und Re
nungswesen bei der franz. Verwaltung", Breslau 1820, gibt davon eine gu
Übersicht); die Verwendung öffentlicher Gelder ist durch die Civilliste (s. d
durch die öffentliche Rechenschaft der Minister bei der jährlichen Vorlegung d
Budget geregelt, wenn gleich die Verantwortlichkeit (s. d.) der Minister
den noch unausgefüllten Lücken der Verfassung gehört. Überhaupt ist gerade d
Verfassungsrecht Frankreichs noch in einem so schwankenden Zustande, daß erst
Folge ein sicheres Urtheil darüber gestattet. In den öffentlichen Verhältnissen ist
kein Punkt, welcher nicht entweder noch ganz unbestimmt, oder, wenn es gesetzlich
stimmt ist, angefochten wäre. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, daß schon
Ruf: „Es lebe die Charte!" für rebellisch gilt. Es ist dies ein Beweis, daß die, de
Loosungswort ist, sich durch das Bestehende und den Worten nach Anerkan
zu vertheidigen suchen, die Andern aber wenigstens für jetzt der auf Veränder
gen sinnende, der angreifende Theil sind. Zu den noch unbestimmten Punkten
hört vorzüglich die Municipalverfassung, welche jetzt fast ganz aus einander gefal
ist. Seit 1814 hat man die Gemeinderäthe nicht mehr ordnungsmäßig beste
(S. „De l'organisation de la puissance civile dans l'intérêt monarchique
Paris 1820.) Die alten Gesetze sind stillschweigend abgeschafft, ein neues ist nic
gegeben. Es gehört zu den Dingen, worüber die Minister nicht einmal mit ihr
Gegnern, geschweige denn mit ihren Freunden einig werden konnten. (S. Char
constitutionnelle, Gemeindeordnungen.) Mit dem Gemeindewe
hängt auch die Provinzialverfassung und Verwaltung auf das genaueste zusa
men (s. Präfecturen), und selbst die Städteversammlungen werden am ri
tigsten beurtheilt werden, wenn sie als die große Staatsgemeinde betrachtet werd
von welcher alles Gemeinschaftliche und Nationale seine definitive Erledigung
wartet. (37)

Frankreichs geographisch-statistischer Zustand. Frankr
erstreckte sich unter Napoleon von 41° 14′ bis 53° 43′ N. Br. und von 13°
26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 □M. (13,824 □M. das eigentl
Frankreich, und 119 □M. die Lehnsfürstenthümer und Jonien), mit 42½ M
Menschen, worunter die Bewohner der illyrischen Provinzen (1½ Mill.) nicht
griffen waren. Von denselben sprachen 28 Mill. französisch, 6½ Mill. italieni
4½ Mill. holländisch und flamändisch, 4 Mill. deutsch. In einer runden Sum
betrug die Bevölkerung des franz. Reichs und seiner Föderativstaaten 88 Millio
Dieses zusammen eroberte Reich begriff drei Ländermassen: A. Frankreich die
der Alpen, oder das eigentliche Frankreich, mit 104 Depart.; B. Frankreich jen
der Alpen, oder den transalpinischen Theil. Dieses wurde in 4 Generalgou
nements eingetheilt, die aus den eroberten Provinzen Italiens zusammengesetzt
ren, und 14 Depart. ausmachten. C. Frankreich jenseit des Rheins, oder
transrhenanischen Theil, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch
land und die deutschen Nordseeküsten bestand. Er begriff das holländische und
deutsche Generalgouvernement mit 7 Depart. Seit dem 20. Nov. 1815 ist Fr
reich wieder auf seine Grenzen von 1790 beschränkt; doch hat es Avignon und
naissin, Mömpelgard und ähnliche Einschiebsorte behalten, auf seiner östli
Grenze aber vier Festungen, das Herzogthum Bouillon ꝛc. abtreten müssen.
ter den alten Colonien, die Frankreich wieder erhielt, sind die ostindischen und
kanischen nicht bedeutend. Zu jenen gehören: Pondichery, Karikal und M
nebst einigen Handelslogen in Surate u. and. Handelsplätzen; zu diesen die I
Bourbon, einige Factoreien auf Guinea, und die Inseln Senegal und Gor
Senegambien. Wichtiger sind die westindischen Colonien. 1) Die kleinen In
St.-Pierre und Miquelon bei Neufoundland, nebst den Fischereiplätzen, —
vortreffliche Gelegenheit, Matrosen zu bilden; — 2) Cayenne, oder das fr

Guiana; 3) Martinique; 4) Guadeloupe; 5) Desiderade; 6) les Saintes; 7) Marie galante. Sämmtliche Colonien enthalten 850 □M. mit 350,000 Einw. — Das Königreich Frankreich (13° bis 25° L., und 42° bis 51° N. B.) hat gegenwärtig 10,086 □M. und 30,820,700 E. (ohne die Colonien), mit diesen: 31,241,000 E. Mit Corsica, aber ohne die Colonien, wird es in 86 Depart. und in 23 Militairdivisionen (jede unter einem Marschall, oder einem Generallieut.) getheilt. Das am stärksten bevölkerte Depart. ist das des Nordens, mit 1,035,764 Einw. Die nachfolgenden sind: Seine (Paris) mit 821,706; Niederrhein mit 655,804; Pas de Calais mit 626,584 Einw. Corsica hat die kleinste Zahl, nämlich 180,348 Einw. — Die franz. Nation wird repräsentirt durch die Pairskammer und durch die siebenjährige Wahlkammer der Deputirten, deren Zahl das Wahlgesetz von 1820 auf 430 erhöht hat. In der Pairskammer saßen 1825: (der Kanzler von Frankreich), 2 Fils de France, 8 Prinzen vom Geblüte und 299 Pairs, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Prinzen, Marquis, Grafen, Vicomtes und Barons. — Frankreichs durch Canäle erweitertes Flußsystem verknüpft den Binnenhandel mit dem Seehandel. Der languedocsche Canal (Canal du midi) verbindet das mittelländische Meer durch die Garonne bei Toulouse mit dem atlantischen. Der Canal du Charolais, oder du centre, verbindet die Loire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und der Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche sich in den Canal la Manche ergießt. Das Land ist größtentheils eine, mit Ausnahme der Heiden (Landes) an der Westküste, und einem Theile der ehemaligen Champagne (Champagne pouilleuse), sowie des südlichen Frankreichs, fruchtbare Ebene; nur im S. und O. ziehen sich die Bergrücken von Lozère, Auvergne (mit dem Montd'or, Cantal und Puy de Dome), und die Sevennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen. Seitenäste der letztern sind der Jura und die Vogesen. Im nördlichen Frankreich zieht sich ein Theil der Ardennen in das Land. Das Klima gehört zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde. Haupterzeugnisse sind Obst, Oliven (Provenceröl) und Wein. Fünf Mill. Morgen Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis 18 Mill. Muids, wovon im Durchschnitt jährlich für 120 Mill. Franken ausgeführt werden. Getreidebau und Viehzucht werden immer mehr vervollkommnet. So hat man z. B. seit der Revolution über 50,000 Morgen Morastboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert nur Eisen, Arsenik, Steinkohlen, Salpeter, Marmor, Flintensteine u. s. w. Auch gewinnt man See- und Quellsalz. Den innern Verkehr befördern 18 große Heer- und Landstraßen, 500 Stunden Wegs andre Straßen für Fuhrleute, 50 Brücken und 30 Canäle, von denen 7 ganz beendigt sind, mit 300 Schleusen. Frankreich hat 24 Handelshäfen. — Die Finanzen waren, ungeachtet der unleugbaren Verdienste des Herzogs von Gaëta (Gaudin) um diesen Zweig der Staatsverwaltung unter Napoleon, zur Zeit der Restauration sehr zerrüttet. Die königl. Regierung hat sie durch die einsichtsvolle Leitung derselben, unter Louis, Roy, und Villèle wieder hergestellt, sodaß den franz. Donatairen, welche ihre Dotationen im Auslande verloren hatten, sowie den Witwen und Kindern der Verstorbenen als Entschädigung, Pensionen von 250 bis 1000 Fr. aus dem öffentl. Schatze durch das Gesetz vom 26. Juli 1821 zuerkannt werden konnten. Das im Budget für 1815 vorhandene Deficit von 130 Mill. wurde gedeckt, und die Staatsschuld (1817 betrug sie 2340 Mill. Fr. Capital, mit 117 Mill. jährl. Renten, Zinsen) consolidirt, oder auf bestimmte Einnahmen angewiesen. Sie war theils durch Anleihen, durch den Krieg mit Spanien 1823, und durch die Entschädigung der Emigranten so gestiegen, daß die Zinsen für die fundirte Schuld sich auf 241 Mill. Fr. beliefen; doch waren darunter 40 Mill. Fr. für den Tilgungsfonds bestimmt. Die Gesammtausgabe von 1825 betrug 981,500,533

Fr. Die Einnahmen waren 1824 bis auf 994,971,000 Fr. gestiegen; daher konnten für 1826 18 Mill. Fr. an der Grundsteuer erlassen werden, nachdem dieselbe schon seit 1821 um 19 Mill. Fr. vermindert worden war. — Nach dem Recrutirungsgesetz von 1818 und der königl. Ordonnanz vom 28. Oct. 1820 hat das Landheer eine neue Einrichtung erhalten und soll im Frieden bis auf 240,000 M. gebracht werden, davon jedoch stets 60—80,000 M. auf Urlaub sind. Für die Befestigung der nördl. und östl. Grenzen hat eine Commission, unter dem Vorsitz des Generals Marescot, einen Befestigungsplan entworfen. Da nämlich die Vauban'sche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg und Philippeville eine Lücke erhalten, so sollen hier neue Festungen angelegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois deckt, und die man für die undurchdringlichste in Europa hält, ist geblieben. Frankreich hat 106 Festungen, darunter 5 von ersten, 6 vom zweiten, 23 vom dritten und 72 vom vierten Range. — Die Seemacht hat 1826 aus 42 Linienschiffen, 34 Fregatten und 209 kleinern Kriegsschiffen bestanden. Die meisten Schiffsbaumaterialien müssen aus dem Auslande bezogen werden. Nach den Haupthäfen ist Frankreich in die Seepräfecturen Dünkirchen, Havre, Brest, l'Orient, Rochefort und Toulon getheilt. Den Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren berechnet man zu 2000 Mill. Fr. und die Zahl der dadurch beschäftigten Arbeiter auf 1,747,000. Der Arbeitslohn wird auf 700 Mill. geschätzt. Vorzüglich sind die Woll- und Baumwollen, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincailleriewaaren. Die unter Napoleon eingeführte öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der franz. Industrie war alle 4 Jahre gehalten, und den 25. Aug. 1819 erneuert. Überhaupt ist der Fortschritt in Allem, was zur politischen Ökonomie gehört, nicht zu verkennen. Zur Verbesserung des Ackerbaues wurde im Jan. 1819, bei dem Ministerium des Innern, ein Ackerbaurath errichtet, der in jedem Departement mit einem reichen Gutsbesitzer in Verbindung trat. Auch gelang die Einführung der Kaschemirziege in Frankreich, welche der reiche Fabricant Ternaux (s. d.) durch Jaubert bewerkstelligt hatte. Vorzüglich wurden Industrie und Handel durch die Errichtung eines allgemeinen Handels- und Manufacturraths (23. Aug. 1819) sehr befördert, indem bei der Industrieausstellung eine Centraljury die Zuerkennung von Preisen und andern Ermunterungsmitteln beurtheilt. Außerdem ward noch im Nov. 1819 eine Freischule für die technische Bildung mit dem Conservatoire des arts et métiers verbunden. Zugleich entstanden in Paris und in den Departements mehre Versicherungsanstalten. In Ansehung des Landhandels wurden jedoch verschiedene Beschränkungen der Ein- und Ausfuhr, z. B. Verbote deutscher Naturerzeugnisse, angeordnet und 1821, durch das Gesetz vom 4. Jul., die Aus- und Einfuhr des Getreides von dem Kornpreise abhängig gemacht, ungeachtet die Anhänger der unbeschränkten Gewerb- und Handelsfreiheit in den Kammern den einfachen Grundsatz: „Laissez entrer, laissez sortir, laissez passer", mit allen Gründen der staatswirthschaftlichen Theorie vertheidigten. Vor diesen Verboten betrug 1818 die Einfuhr Frankreichs über 471, und die Ausfuhr 601 Mill. Fr. Außerdem wurde das Monopol der Krone in Ansehung des Tabacks, das dem Tabacksbau im Elsaß nachtheilig war, 1819 bis zum 1. Jan. 1826 verlängert, sodaß der Anbau des Tabacks bis dahin nur in acht Depart. erlaubt war. Der Colonialhandel wurde durch die seit 1819 vorbereitete Erweiterung der Niederlassungen und Pflanzungen in Guiana und am Senegal mehr ausgedehnt, indem man jetzt u. A. am Senegal durch lauter freie Neger Baumwollen-, Indigo-, Zucker- und Kaffeeplantagen anlegen und bearbeiten läßt. Der Sklavenhandel mußte jedoch, den Tractaten mit England gemäß, streng untersagt und in vorkommenden Fällen bestraft werden. Man hatte aber auf das Steigen des Nationalwohlstandes einen wichtigern Einfluß

die Vertheilung des Grundeigenthums *), das Gewerbepatentsystem, die dadurch vermehrte Bevölkerung, der schnelle Umlauf der Capitalien, die erleichterte Binnenschifffahrt und die Zollfreiheit im Innern. Dadurch geschah es, daß der Staatscredit selbst, bei der geordneten Finanzverwaltung, ungeachtet die Nation in 4 Jahren, von 1815—18, an Taxen die Summe von 3500 Mill. Fr. bezahlt hatte, immer mehr sich befestigte, obgleich manchmal der Sturz eines Ministers oder in der letztern Zeit, der spanische Krieg und die Rentenreduction den Cours niederdrückten. So konnte Frankreich, indem die großen Capitalisten Frankreichs selbst einen Theil der Anleihen übernahmen, die Last seiner Schulden ertragen.

In Ansehung der Justiz und innern Verwaltung ist es, nach dem Staatsgesetz vom 4. Jun. 1814, in der Hauptsache bei der frühern Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht vom Könige aus. Er ernennt die Richter und Friedensrichter. Außerordentliche Commissionen sind dem Staatsgesetze entgegen. An der Spitze der Rechtspflege steht der Kanzler von Frankreich. Jedes Departement hat an seiner Spitze einen Präfecten, dem ein Präfectur- und ein Departementsrath zur Seite gesetzt sind. Als Verweser des Präfecten hat jeder Bezirk (Arrondissement) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrathe. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgesetzten, und einen oder zwei Adjuncte, nebst Polizeicommissair, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einw. ist noch ein Oberpolizeicommissair. Jeder Canton hat ein Friedensgericht; einen Gerichtshof jeder Bezirk; einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem sind auch Appellationsgerichte oder 27 königl. Gerichtshöfe in oberster Instanz vorhanden. Das Cassationsgericht (s. d.) zu Paris spricht in letzter Instanz. Die Entscheidung der Preßvergehen wurde der Jury, weil diese angeblich oft nachsichtig gerichtet und sogar den Herrn de Pradt wegen s. Schrift über das Wahlgesetz losgesprochen hatte, entzogen. Überhaupt hörten die Processe wegen Preßvergehen nicht auf, und die Urtheile waren oft sehr streng, trafen aber meistens die Liberalen. Dies hielt jedoch diese Partei nicht ab, sich sehr freimüthig in Schriften zu äußern, und die wichtigern Schriften von de Pradt, Kératry, Benj. Constant, Fiévée, Guizot und Bignon werden in der Geschichte dieser Zeit nicht vergessen werden. Von den häufig gerügten Mißbräuchen in der Criminaljustiz wurde wenigstens der Zustand der Gefängnisse in Erwägung gezogen. Man beschränkte die folterähnliche Strenge der engen Haft (mise au secret), und der König bestätigte den Verein zur Verbesserung des Zustandes der Gefängnisse, dessen Centralrath unter dem Vorsitze des Duc d'Angoulême (nunmehr. Dauphin) im Palaste des Erzbischofs zu Paris seine Sitzungen hält. Die römisch-katholisch-apostolische Religion soll nach der neuen Constitution die Religion des Staats sein; doch ist jeder Religion gleiche Freiheit und derselbe Schutz zugestanden. Indessen gestattet man den sogenannten Missionairen außerordentliche kirchliche Übungen und Umgänge. 1822 waren nach dem „Almanac du clergé de France" 35,286 Priester in Diensthätigkeit. Die Zahl der geistlichen Zöglinge in den Seminarien, Collegien u. s. w. betrug nur 25,437. Es sind 9 Erzbischöfe und 50 Bischöfe. Der Gehalt der gesammten Geistlichkeit beläuft sich auf 16 Mill. Fr. In Ansehung des Verhältnisses der gallicanischen Kirche zum römischen Stuhle gilt noch das Concordat von 1801, denn das von dem ehemaligen Hausminister Ludwigs XVIII., dem Grafen Blacas mit dem römischen Stuhle 1817 entworfene Concordat erhielt nicht den Beifall der Nation. Unter Napoleon stand alles Kirchenwesen unter der Regierung. Der Kaiser ernannte die Erzbischöfe; in s. Hand schwuren sie den Eid der Treue. Zwar ernann-

*) 1820 zählte man in Frankreich 30,465,291 Einw., die vom Grundbesitz ein 1,580,600,000 Fr. Einkommen hatten; das Grundeigenthum selbst war unter 10,400,000 Personen vertheilt.

ten sie die Geistlichen ihres Sprengels, aber der Kaiser mußte sie erst bestätigen. Die Reformirten (2,300,000) haben Pfarrkirchen, die zugleich Consistorialkirchen sind, und Synoden; auf 6011 Menschen wird eine solche Consistorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder ist ein Consistorium. Die Kirchen der Lutheraner (1,100,000) haben auch ihre Consistorien, die in Inspectionen eingetheilt sind und unter Generalconsistorien stehen. Die Juden (60,000) haben ein Consistorium zu Paris. — Bei der Aufmerksamkeit der Regierung auf das Interesse der katholischen Kirche, deren Einfluß auf die Gemüther vorzüglich durch die Umzüge der Missionarien befördert werden sollte, war es zu erwarten, daß man Alles that, um auch die äußere Lage der katholischen Geistlichkeit zu verbessern. Doch hatten die Unterhandlungen, welche der franz. Gesandte, Graf von Blacas, in Rom führte, nur den Erfolg, daß der Papst 1819 die provisorische Besetzung der erledigten erzbischöflichen und bischöfl. Sitze nach dem Concordate von 1801 genehmigte. Hierauf vermehrte der König die Zahl der Pfarrstellen. Aber noch 1821 gab es, wie der Minister Graf Siméon versicherte, in Frankreich 4000 Vicarien, die vom Staate nicht mehr als 250 Fr. jährl. erhielten; eine große Anzahl von Dörfern hatten keine Pfarrer; eine Menge Kirchen waren zerstört oder baufällig, und 50 bischöfl. und erzbischöfl. Sitze schienen ihm für Frankreich, das ehemals 136 Kathedralen hatte, nicht hinreichend zu sein. Es wurde daher das Gesetz vom 4. Jul. 1821 wegen der geistlichen Pensionen gegeben, nach welchem die an den Staat zurückfallenden geistlichen Gehalte und Jahrgelder zur Dotirung von 12 neuen bischöfl. oder Metropolitansitzen und nach und nach zur Dotirung von 18 andern Sitzen, sowie zur Erhöhung des Gehalts der niedrig besoldeten Vicarien, zur Anstellung neuer Pfarrer, zur Verbesserung der Lage der noch vorhandenen Mönche und Nonnen, sowie zu Baufonds für die Kathedralen und die geistlichen Gebäude überhaupt verwandt werden sollten. Auch behauptete der König sein Recht gegen die römische Curie; denn nachdem der aus Rom im Oct. 1822 zurückgekehrte königl. Botschafter, Herzog von Blacas d'Aulps, die Verhältnisse des Königreichs zu dem römischen Stuhle daselbst festgestellt hatte, ließ Ludwig XVIII zwar die am 18. Oct. 1822 vom Papste erlassene Bulle in Kraft treten, genehmigte jedoch die darin enthaltenen Clauseln, Formeln und Ausdrücke nicht, insofern sie mit den Gesetzen des Reichs und den Freiheiten der gallicanischen Kirche in Widerspruch standen. Durch jene Bulle ist die neue Diöceseneintheilung Frankreichs endlich festbestimmt worden, und Frankreich hat gegenwärtig 14 Metropolen oder erzbischöfl. Sitze; auch ernennt der König allein die Erzbischöfe und die Bischöfe. — Das Unterrichtswesen steht seit der königl. Verordn. v. 8. Apr. 1824 unter dem Ministerium des Cultus, welches gegenwärtig der Großmeister der Universität verwaltet. Die königl. Universität ist die Oberbehörde aller Lehranstalten. Diese sind in 3 Bezieken unter 26 Akademien vertheilt, davon jede aus Facultäten (die den deutschen Universitäten gleich kommen), königl. Gemeindecollegien, Institutionen, Pensionaten und Privatschulen besteht. 17 Städte haben wieder Universitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Am dürftigsten ist der Volksunterricht bestellt. Noch 1821 sagte ein Minister in der Kammer, daß in 25,000 Ortschaften (also in mehr als der Hälfte, da ganz Frankreich 44,000 Gemeinden zählt) gar keine Schulen vorhanden sind. Übrigens glaubt die Regierung durch die kirchlich-katholische Leitung des öffentlichen Unterrichts den angeblich noch vorhandenen revolutionairen Geist des Volks am sichersten zu ersticken. Schon 1818 klagte der Graf Marcellus in der Deputirtenkammer das ganze Schul- und Unterrichtswesen in Frankreich der Gottlosigkeit, Sittenlosigkeit und des revolutionairen Geistes an. Vergebens vertheidigte Cuvier den Geist des Lehrsystems. Die Polizei mischte sich in den Streit zwischen der alten und neuen Methode, sogar in den Primairschulen, wo die frères des écoles chrétiennes sich weigerten, die Lehrart zu

wechselseitigen Unterrichts anzunehmen; doch unterwarfen sie sich endlich der Commission des öffentlichen Unterrichts. Auch die sogenannten pères de la foi, die Jesuiten und deren Freunde, gewannen immer mehr Einfluß auf den Geist der Schulen; daher nahm Royer-Collard, welcher seit 1815 Präsident der Unterrichtscommission gewesen war, im Sept. 1819 den Abschied; an s. Stelle trat der vorhin erwähnte berühmte Cuvier, ein Reformirter. Da aber die Regierung unmittelbar einwirken wollte, um dem Unterrichte einen religiösen und monarchischen Geist zu geben, und die Studirenden, welche besonders in den Rechtsschulen zu Paris und Grenoble, sowie in den medicinischen Schulen viele Unordnungen begangen hatten, auf ihre Studien zu beschränken und einer strengern Aufsicht zu unterwerfen: so verwandelte sie den 1. Nov. 1820 die Commission des öffentlichen Unterrichts in einen königl. Rath, der an die Stelle der alten kaiserl. Universität trat; Corbière wurde zum Präsidenten desselben ernannt, und die Bischöfe erhielten, jeder über alle Schulen in s. Sprengel, die nähere Aufsicht. Endlich wurde, wie schon erwähnt, 1824 dem Almosenier Ludwigs XVIII., dem Abbé Frayssinous, Bischof von Hermopolis, Pair des Reichs, jener Vorsitz gegeben, und zugleich die Würde eines Großmeisters der Universität für ihn wieder hergestellt. Dieser Prälat erließ sofort ein Umlaufschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe, welche er auffoderte, dem öffentlichen Unterricht eine mehr religiöse Tendenz zu geben, da es viel wichtiger sei, die Jugend gegen den Mißbrauch der erlangten Wissenschaft zu waffnen, als ihren Geist zu entwickeln und ihnen die Bahn der menschlichen Erkenntnisse zu öffnen. Um aber den zu politischen Theorien sich hinneigenden Geist der Studenten auf das Positive zurückzuführen, wurden nicht nur eine Menge denkender Köpfe und geachteter Schriftsteller von den Lehrstühlen entfernt und mehre Schulen ganz neu organisirt, sondern auch die 1819 mit den Rechtsschulen verbundenen Lehrstühle des Natur- und Völkerrechts und die große Normalschule zu Paris 1822 wieder aufgehoben. Dagegen hat die Regierung für Mathematik und Physik viel gethan; vorzüglich macht die Reise des Capitains Freycinet (s. d.) um die Welt Epoche in der Regierung Ludwigs XVIII. — An der Spitze der gelehrten Vereine steht das am 21. März 1816 neu eingerichtete königl. Institut von Frankreich, das 4 Akademien begreift: die der Wissenschaften, die französische Akademie, die Akademie der Geschichte und Literatur und die Akademie der Maler-, Bildhauer- und Tonkunst. — Was die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so scheint es nicht, als ob, mit Ausnahme des vortheilhaften Handels- und Schifffahrtstractats mit den Verein. Staaten, vom 24. Jun. 1822, der stillschweigend noch fortdauert, die auswärtige Politik des franz. Cabinets den Beifall der beiden Parteien erhalten hätte. Die Liberalen wie die Royalisten verlangten, zwar im entgegengesetzten Sinne, daß Frankreich bei der Verhandlung der europäischen Angelegenheiten eine einflußreichere Stellung behaupten sollte. Die Mitglieder der linken Seite insbesondere erklärten sich gegen das von Frankreich in Italien gebilligte und in Ansehung Spaniens ausgeübte Interventionsrecht. Statt sich dem Systeme der drei Continentalmächte bloß anzuschließen, hätte Frankreich, wie General Foy in der Deputirtenkammer am 22. März 1821 bemerkte, von s. Stellung und von s. Macht den rechten Gebrauch machen sollen, um mit den bourbonischen Mächten einen auf die repräsentative Regierung gegründeten Familienbund zu errichten. Auch die Sache der Griechen hätte nach ihrer Ansicht in Frankreich Schutz und Beistand finden, mit den spanisch-amerikanischen Freistaaten aber Handelsverträge schon längst abgeschlossen werden sollen. Dagegen tadelte die rechte Seite, daß Frankreich nicht die Rolle der bewaffneten Dazwischenkunft in Neapel und Piemont selbst übernommen, und daß es nicht früher gegen die spanische Revolutionspartei zu den Waffen gegriffen habe. (S. Troppau, Laibach, Verona und Spanien 1823.) — Die Ritterorden sind: 1) der Orden

des heil. Geistes, dem Range nach der erste, gest. 1574 von Heinrich III., weil er am Pfingsttage erst in Polen und dann in Frankreich König geworden war. Die Zahl der inländischen Ritter ist auf 100 bestimmt. 2) Der Orden des heil. Michael, von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren gestiftet, und von Ludwig XIV. 1665 erneuert. Der König ist Großmeister. Nach den von Ludwig XVIII. am 10. Nov. 1816 bestätigten Statuten sollen nicht mehr als 100 Ritter sein. Alle die, welche den Orden des heil. Geistes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsordens, und heißen davon Ritter der königl. Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Übrigens ist dieser Orden besonders zur Belohnung für Gelehrte, Künstler und für nützliche Entdeckungen bestimmt. 3) Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. 1693 als militairischer Verdienstorden für Land- und Seeofficiere, katholischer Religion, gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der König ist, besteht aus 3 Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Er sollte anfangs den Orden der Ehrenlegion ersetzen, wird aber jetzt häufig mit dem letztern zugleich getragen; unter den Mitgliedern sind auch viele ausländische Militairs. Für franz. Officiere protestant. Religion stiftete Ludwig XV. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn den 25. Nov. 1814. Bisher haben ihn nur ausländische, größtentheils preuß., Officiere erhalten. 4) Das Stiftungsjahr des sehr alten Ordens vom heil. Lazarus ist ungewiß. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demselben den von ihm gestifteten Orden Unserer Lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geistliche und Weltliche vertheilt. Seit 1789 ist er nicht mehr vertheilt worden. 5) Der königl. Orden der Ehrenlegion (s. d.). — Über den neuesten Zustand Frankreichs vgl. m. außer Kératry's und Fiévée's Schriften, das „Annuaire historique" von Lesur; Guizot's „Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel" (Paris 1821); Costaz's „Mémoires sur les moyens qui ont amené le grand développement que l'industrie française a pris depuis vingt ans; suivie de la législation relative aux fabriques etc." — Auf den Mangel an einer Garantie für die treue Befolgung der Gesetze hat Legraverend in s. Schrift: „Des lacunes et des besoins de notre législation du matière politique et criminelle" (Paris 1821, 2 Bde.) hingewiesen. Die Mängel in der Rechtspflege hat von Feuerbach in s. Schrift: „Über die Gerichtsverfassung und das gerichtl. Verfahren Frankreichs" (Gießen 1825) aufgedeckt. Das politisch-kirchliche Leben und Treiben in Frankreich, besonders in Paris, hat der Vf. der „Nouvelles lettres provinciales, sur les affaires du temps, par l'auteur de la revue politique de l'Europe" (d'Herbigny, Paris 1825) dargestellt. Als ein alphabet. Repertorium der jetzt geltenden Gesetze und Verordnungen über die franz. Departementalverwaltung ist Pechart's (Souschef im Ministerium des Innern) „Dictionnaire de l'administration départementale" (Paris 1823, 4.), zu empfehlen. — Die neuesten und besten Charten sind: der von Paulmier und Eugène de Branville seit 1823 herausgeg. „Nouvel Atlas de France" (jedes Depart. ein Blatt); ferner Jupiet und Perrot: „Cartes de 86 départ. et des colonies franç. précédées de cartes de la Gaule, de la France ancienne et de la France actuelle" (mit statist. Tabellen, Paris 1824—26); und Mondorne's „Carte topograph., physique et militaire, en 60 feuill. de la limite des royaumes de France et des Pays-Bas" (Brüssel 1824). K.

Franquemont (Friedrich, Graf v.), würtemberg. General der Infant. und Kriegsminister, geb. zu Ludwigsburg 1770, erhielt s. erste Bildung in der herzogl. Karlsakademie zu Stuttgart, aus welcher er 1787 als Lieutenant zu dem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmten Infant. Reg. Würtemberg versetzt wurde. Nach einem 3jährigen Aufenthalt in der Capstadt führte ihn s. Be-

stimmung nach Batavia, dann nach Trinkonomale auf Ceylon. 1795 wurde er von den Engländern gefangen nach Madras und nach England geführt, 1800 aber nach Würtemberg entlassen, wo er als Hauptmann zu einem Infanterieregiment versetzt wurde. In den folg. kriegerischen Jahren hoben ihn Muth und Besonnenheit von Stufe zu Stufe. 1813 commandirte er als Generallieutenant das würt. Corps, und gab in einer Reihe von Schlachten und Gefechten in Rußland Beweise von Anführertalent, Ausdauer und persönlichem Muth. Nach diesem Feldzug wurde er General der Infanterie und in den Grafenstand erhoben. In den darauf folg. Feldzügen 1814 und 1815, wo Graf Franquemont die würtemb. Truppen abermals anführte, gaben die Schlachten und Gefechte bei Epinal, Brienne, Sens, Linn, Paris und Strasburg Gelegenheit, s. Feldherrnruhm zu vermehren und Auszeichnungen einzuernten. Er ward 1816 Staatsminister, geh. Rath und Chef des Depart. des Kriegswesens. Die jetzt in Würtemberg bestehende Militairverfassung, in mancher Hinsicht so sehr ausgezeichnet, ist sein Werk. 1819 ernannte ihn der König zum lebenslänglichen Mitglied der Kammer der Standesherren, und die Kammer erwählte ihn zum Mitglied des ständischen Ausschusses. 65.

Franz von Assisi, geb. zu Assisi in Umbrien 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er später genannt, wegen seiner Fertigkeit im Französischsprechen, dessen die Italiener zum Handel, wozu ihn s. Vater bestimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, sagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet, und in einem Stalle, durch welchen Umstand er dem Heilande ähnlich ward. Ohne besonders lasterhafte Neigungen zu haben, unterließ Franz, dessen angeborner Charakter sanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die Freuden der Welt zu kosten; aber mitten unter diesen sinnlichen Genüssen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu sehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen sie bestimmt wären, erhielt er zur Antwort: „für ihn und seine Streiter". Er diente hierauf in Apulien; aber ein andrer Traum belehrte ihn, daß seine Truppen Geistliche sein sollten. Er verließ hierauf das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, kleidete sich in ein Klostergewand, und gürtete sich mit einem Strick. Sein Beispiel fand Nachahmer, und er hatte schon eine große Anzahl von Schülern, als Papst Innocenz III., 1210, seine Regel bestätigte. Das Jahr darauf erhielt er von den Benedictinern eine Kirche unweit Assisi; diese wurde die Wiege des Franciscanerober Minoritenordens (s. d.). Darauf erhielt Franciscus von dem Papst Honorius III. eine Bulle zu Gunsten s. Ordens. Mehre s. Schüler begehrten die Freiheit, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Bischöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth und Hochachtung, und die Geringen durch Worte und Beispiel gewinnen; übrigens sei es unser eigenthümliches Vorrecht, gar keins zu haben". Um diese Zeit begab er sich nach Palästina, und erbot sich, um den Sultan Mehledin zu bekehren, die Wahrheit des christlichen Glaubens dadurch zu beweisen, daß er sich in einen Scheiterhaufen stürzte; aber der Sultan verbat sich dies Schauspiel, und entließ ihn sehr ehrenvoll. Nach s. Rückkehr fügte er den beiden Classen s. Ordens, den Minoriten und Clarissen, eine dritte hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geschlechts enthalten sollte. Dann zog er sich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die Legende erzählt) ein Gesicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der s. Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Dies war die Ursache, daß der Orden den Beinamen des seraphischen erhielt. Franciscus starb zwei J. nachher zu Assisi den 4. Oct. 1226.

Franz von Paula, Stifter des O. der Minimen, geb. in der Stadt Paula in Calabrien, 1416, soll aus einer edeln Familie entsprossen sein, welche

ſpäter in Verfall gerathen war; Andre ſchreiben ihm eine niedere Herkunft zu. Sein Vater beſtimmte ihn für den geiſtlichen Stand, weil er ihm ſpät, auf ſein dringendes Gebet, geboren worden war. So wurde er im 12. J. in das Kloſter der Franciscaner von St.-Marcus gebracht. Hier mit der Ordenstracht bekleidet, erbaut er durch Leben und Lehre. Er entſagte dem Genuſſe des Fleiſches und dem Gebrauche der Leinwand, und führte ein Leben voller Kaſteiungen. Seine Ältern wollten ihn wieder zu ſich nehmen, allein er wünſchte einige fromme Reiſen zu machen, beſonders nach Aſſiſi, um den heil. Franciscus anzurufen. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apoſtel; von da weiter. Als er nach Paula zurückkam (damals 14 J. alt), entſagte er ſ. väterlichen Erbſchaft, und begab ſich an einen einſamen Ort, darauf in eine Felſengrotte, wo er auf dem nackten Boden ſchlief und ſich mit den gröbſten Nahrungsmitteln begnügte. Kaum 20 J. alt ward er, ſ. außerordentlichen Frömmigkeit wegen, von mehren Perſonen zum geiſtlichen Führer gewählt. Seine geiſtlichen Kinder bauten ſich neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betſtuhl, wo ein Prieſter aus der Nachbarſchaft ihnen die Meſſe las. Da ſich die Anzahl derſelben vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbiſchofe zu Coſenza die Erlaubniß zum Bau eines Kloſters und einer Kirche. Von allen Seiten unterſtützt, kam dieſer Bau 1436 zu Stande, ſodaß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieſer Zeit an begann der neue Orden, zuerſt unter dem von Papſt Sixtus IV. 1473 beſtätigten Namen der „Eremiten des heil. Franz", welcher aber 1493, als Papſt Alexander VI. die Statuten des O. wiederholt beſtätigte, von demſelben in den der „Minimen" (lat. minimus, der Kleinſte) umgewandelt wurde. Demuth war die Grundlage des O. und der Wahlſpruch: Wohlthätigkeit. Den gewöhnlichen drei Gelübden fügte Franz ein viertes hinzu, das des Quadrageſimallebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleiſch nicht nur, ſondern auch von Eiern und aller Milchſpeiſe außer in Krankheitsfällen. Er ſelbſt unterwarf ſich einer noch weit ſtrengern Regel. Deſſenungeachtet vermehrten ſich die Anſtalten des Ordens. Das Gerücht von den Wunderkuren, welche der heil. Franz verrichtet haben ſollte, machte, daß ihn der kranke König von Frankreich, Ludwig XI., zu ſich berief. Allein erſt auf Befehl des Papſtes Sixtus IV. begab er ſich nach Frankreich, wo er mit königl. Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Der Monarch warf ſich ihm zu Füßen, und flehte ihn um Verlängerung ſ. Lebens an. Franz antwortete ihm mit Würde, und ſchlug alle Geſchenke aus. Das Leben des Monarchen konnte er freilich nicht verlängern, half ihm jedoch ruhig ſterben. Karl VIII. und Ludwig XII. hielten ihn und ſ. Geiſtlichen in Frankreich zurück. Karl bediente ſich ſ. Raths in den wichtigſten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloſter in dem Parke von Pleſſis les Tours bauen, ein andres zu Amboiſe, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andre Fürſten gaben den Minimen Beweiſe der Verehrung. Der König von Spanien wünſchte ebenfalls, den Orden in ſ. Staaten zu haben. Hier führten ſie den Namen der „Brüder des Sieges", zum Andenken an die Eroberung Mallaga von der Gewalt der Mauren, welche Franz von Paula vorhergeſagt hatte. In Paris nannte man ſie die Bons-hommes. Franz wurde bei ſ. ſtrengen Lebensordnung ſehr alt; er ſtarb im 92. J. zu Pleſſis les Tours den 2. April 1507. Zwei J. nach ſ. Tode wurde er heilig geſprochen, und die Kirche feiert ſein Feſt den 2. April. (S. Minimen.)

Franz I., König von Frankreich, von ſ. Unterthanen der Vater der Wiſſenſchaften genannt, war zu Cognac 1494 geb. Sein Vater war Karl von Orleans, Graf von Angoulême, und ſ. Mutter Louiſe von Savoyen. Er beſtieg den Thron am 1. Jan. 1515, 21 J. alt, nach dem Tode ſ. Schwiegervaters und ſeines Verwandten, Ludwigs XII. Franz I. wollte die Anſprüche ſ. Vorfahren und ſ. eignen auf Mailand geltend machen, und das Herzogthum in Beſitz nehmen

Die Schweizer, die den Herzog Maximilian Sforza in Mailand eingesetzt hatten, hielten die Hauptpässe besetzt. Aber Franz drang auf andern Wegen über die Alpen in Italien ein. In den Ebenen von Marignano d. 13. Sept. 1515 von den Schweizern angegriffen, behielt er in dieser zweitägigen Schlacht, der ersten, welche die Schweizer bis dahin verloren hatten, den Sieg. Die Schweizer ließen 10,000 Todte auf dem Schlachtfelde. Franz I. gab hier glänzende Proben s. Muthes und s. Geistesgegenwart. Der alte Marschall Trivulzio, der 18 Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß sie alle nur ein Kinderspiel gewesen wären gegen diesen Combat de géants! Maximilian Sforza schloß hierauf Friede mit Franz, überließ ihm Mailand, und begab sich nach Frankreich, wo er in der Stille lebte und starb. Die Genueser erklärten sich für Franz; Leo X., erschreckt durch sein Waffenglück, begab sich zu ihm nach Bologna und schloß mit ihm Frieden und das bekannte Concordat. Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (1516) unterzeichneten Karl I. von Spanien, nachmaliger Kaiser Karl V. und Franz den Vertrag von Noyon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Aber dieser Friede dauerte nur wenige Jahre. Nach dem Tode Maximilians (1519) warb auch Franz um die Kaiserkrone; allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, sich die Stimmen der Deutschen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Karl. Von dieser Zeit an war Franz I. Karls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit ihm fast ununterbrochen Krieg; zuerst wegen Navarra, das Franz fast zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie; er vertrieb Karl, der daselbst eingedrungen war; fiel in Flandern ein, und eroberte Landrecy, Bouchain u. m. a. O. Aber auf der andern Seite verlor er das Mailändische, und, was noch empfindlicher für ihn war, der Connetable von Bourbon, den die Ränke der Mutter des Königs aus Frankreich verdrängten, trat auf die Seite des Kaisers. Dieser große Feldherr schlug die Franzosen in Italien, trieb sie über die Alpen zurück, nahm Toulon und belagerte Marseille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, drang, nachdem er sie befreit hatte, ins Mailändische vor und belagerte Pavia (1524). Aber während er diese Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorsichtigkeit, 16,000 Mann von s. Heere zur Eroberung Neapels abzuschicken, und so erlitt er, zu schwach, den Kaiserlichen zu widerstehen, am 24. Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage. Er selbst gerieth, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit s. vornehmsten Officieren in die Hände s. Feinde. Als er sich umringt und ohne Rettung sah, weigerte er sich, s. Degen einem franz. Officier, dem einzigen, der dem Connetable gefolgt war, zu übergeben. Dieser Bourbon sollte nicht das Zeichen seiner Demüthigung empfangen. Man rief daher den Vicekönig von Neapel, Herrn v. Lannoy, herbei, dem Franz s. Degen übergab. Damals schrieb er an s. Mutter: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ Franz wurde nach Madrid geführt, und nur durch einen harten Vertrag, der den 14. Jan. 1526 daselbst unterzeichnet wurde, konnte er s. Freiheit wieder erlangen. Er entsagte darin s. Ansprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Asti, der Souverainetät über Flandern und Artois, auch versprach er, das Herzogthum Bourgogne abzutreten, und 2 Mill. Thaler zu zahlen. Für die Erfüllung dieser Bedingungen mußte er s. beiden jüngsten Söhne als Geißeln stellen, gegen welche er an der Grenze ausgewechselt wurde. Als aber Lannoy, der als Karls Abgeordneter dem Könige nach Paris gefolgt war, Burgund im Namen des Kaisers foderte, führte ihn Franz in die Versammlung der burgundischen Deputirten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von s. Monarchie abzureißen. Außerdem hatte Lannoy die Kränkung, der Bekanntmachung der heil. Ligue beiwohnen zu müssen, welche in einem Bündnisse zwischen dem Papst, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens bestand, um den Fortschritten des Kaisers Einhalt zu thun. Franz, der die

Seele dieser Ligue war, ließ (1527) durch Lautrec einen Theil der Lombardei beſe-
tzen, und befreite dadurch den von den kaiſerl. Truppen eingeſchloſſenen Papſt. Er
würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht anſteckende Krankheiten die franz.
Armee ſammt ihrem General 1528 aufgerieben hätten. Dieſer Verluſt beſchleu-
nigte den Frieden zu Cambrai 1529. Der König von Frankreich begab ſich eines
Theils ſ. Anſprüche, und behielt das Herzogthum Bourgogne, mußte aber ſ. zwei
Söhne mit zwei Mill. Thalern löſen, und heirathete Eleonoren, die Witwe des
Königs von Portugal und Schweſter des Kaiſers. Aber auch dieſer Friede war von
kurzer Dauer. Mailand, dieſer beſtändige Gegenſtand der Kriege und das Grab
der Franzoſen, reizte unaufhörlich Franzens Ehrgeiz. 1535 drang er nochmals in
Italien ein, und bemächtigte ſich Savoyens. Allein der Kaiſer fiel in die Pro-
vence (1536), und belagerte Marſeille. Unterdeſſen hatte ſich Franz mit Soli-
man II. verbunden. Das kaiſ. Heer konnte ſich in der Provence nicht behaupten.
So wurde endlich in einer Zuſammenkunft mit Karl V., welche der Papſt 1538 zu
Nizza vermittelte, ein 10jähr. Waffenſtillſtand geſchloſſen. Der Kaiſer, der einige
Zeit nachher durch Frankreich reiſte, um die aufrühreriſchen Genter zu züchtigen,
verſprach dem Könige in einer perſönlichen Unterredung, einen ſ. Söhne mit Mai-
land zu belehnen; aber kaum hatte er Frankreich verlaſſen, als er die Zuſage wider-
rief. 1541 ließ der kaiſ. Statthalter, del Guaſto, die franzöſiſchen, nach Vene-
dig und Conſtantinopel beſtimmten Abgeſandten auf dem Po ermorden, und der
Krieg entzündete ſich aufs neue. Franz ſchickte Heere nach Italien, Rouſſillon
und Luxemburg. Der Graf d'Enghien ſchlug die Kaiſerlichen bei Cériſoles, 1544,
und machte ſich zum Meiſter von Monferrat. Schon verſprach ſich Frankreich, in
Verbindung mit Algier und Schweden, glückliche Erfolge, als Karl V. und Hein-
rich VIII. von England, im Bunde gegen Franz I., alle ſ. Hoffnungen niederſchlu-
gen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiſer ſtand in
Soiſſons, und der König von England nahm Boulogne. Zum Glück für Fran
hinderte das Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands den Kaiſer,
Vortheile zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der noch 1544 zu
Creſpi zu Stande kam. Karl entſagte den Anſprüchen auf Burgund. Zwei
Jahre ſpäter machte auch England Frieden. Bald darauf ſtarb Franz an jener
durch die Entdeckung Amerikas nach Europa verpflanzten, und damals noch un-
heilbaren Krankheit, den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unterneh-
menden Geiſt. Bei ſ. Freigebigkeit, Güte und Kunſtliebe würde er, hätte er friedlich regieren wollen, Frankreich glücklich gemacht haben. Der Schutz und die Be-
förderung, die er den Künſten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten
Theil ſ. Fehler ausgelöſcht. Er lebte gerade zu der Zeit, wo die Wiſſenſchaften
wieder erwachten, und verpflanzte die Trümmer, die den Verheerungen Griechen-
lands entgangen waren, nach Frankreich. Seine Regierung iſt die Epoche, wo die
Künſte und Wiſſenſchaften einen heilſamen Einfluß auf den Geiſt und die Sitten
der Franzoſen zu gewinnen anfingen. 1534 ſandte er Jacques Cartier, von St.
Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und dieſer entdeckte Canada.
Auch hat Franz das königl. Collegium geſtiftet und den Grund zu der Bibliothek zu
Paris gelegt. Ungeachtet der vielen Kriege, die er führte, und des übrigen großen
Aufwandes, den er machte, hinterließ er keine Schulden, ſondern einen nicht ge-
unbedeutenden Schatz. S. Herrmann's „Franz I.", Leipz. 1824.

Franz II., König von Frankreich, Sohn Heinrichs II. und Katharina von
Medici, geb. zu Fontainebleau den 9. Jan. 1544, beſtieg den Thron nach dem
Tode ſ. Vaters, den 18. Juli 1559. Er hatte ſich das Jahr zuvor mit Maria
Stuart, der einzigen Tochter Jakobs V. von Schottland, vermählt. In ſ. Re-
gierung, die nur 17 Monate dauerte, ſtreute er den Samen zu vielen Übeln aus,
welche hernach Frankreich verwüſteten. Die Oheime ſ. Gemahlin, Herzog Fran-

von Guise und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung gestellt. Dieser stand dem Kierus und den Finanzen, jener dem Kriegswesen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolze und ihrer Herrschsucht zu fröhnen. Anton von Bourbon, König von Navarra, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüstet, daß zwei Fremdlinge den König beherrschten, während die Prinzen von Geblüt entfernt wurden, verbanden sich mit den Calvinisten, um die Macht der Guisen, der Beschützer der Katholischen, zu vernichten. Herrschsucht war die Ursache dieses Krieges, die Religion der Vorwand, und die Verschwörung von Amboise das erste Zeichen zum Bürgerkriege. Die Verschwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unsichtbare Seele und La Renaudie der Führer derselben. Der Prinz Condé, als das Haupt der calvinistischen Partei, wurde zum Tode verurtheilt, und sollte durch die Hand des Henkers sterben, als Franz II., der immer schwächlich und seit langer Zeit krank gewesen, den 5. Dec. 1560 in einem Alter von 18 J. starb, und das Reich, mit 43 Mill. Schulden beschwert, den Gräueln des Bürgerkriegs zur Beute ließ.

Franz I. (Stephan), ältester Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen, nachmal. deutscher Kaiser, geb. 1708, kam 1723 nach Wien, wurde daselbst mit dem schlesischen Herzogthum Teschen belehnt, und trat nach s. Vaters Tode 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen und Bar an, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt. Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Augusts von Sachsen zum zweiten Mal zum König von Polen erwählte Stanislaus Leszinski dieses Reich wieder verlassen mußte, benutzte dessen Schwiegersohn, Ludwig XV., diesen Umstand, um von dem Kaiser, der ihm hauptsächlich entgegen gewesen war, eine Entschädigung für ihn zu fodern. Weil nun Frankreich schon lange auf Lothringen Ansprüche gemacht, auch schon zu verschiedenen Malen es in Besitz genommen hatte, so wurde in dem 1735 zu Wien geschlossenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Lothringen dieses Land sofort an den König Stanislaus, und nach dessen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen aber in den Besitz des Großherzogthums Toscana einrücken sollte, sobald dieses durch den Tod des damal. Großherzogs Johann Gasto, des letzten aus dem Mediceischen Hause, erledigt sein würde, welches 1737 erfolgte. 1736 vermählte sich Franz mit Maria Theresia, T. Kaiser Karls VI. Er wurde zum Reichsgenerafeldmarschall und Generalissimus der kais. Heere ernannt, und befehligte 1738 mit s. Bruder Karl das östr. Heer in Ungarn gegen die Türken. Nach dem Tode Karls VI. (1740) wurde er von s. Gemahlin zum Mitregenten aller östr. Erblande erklärt, doch durfte er keinen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Nach Karls VII. Tode wurde er 1745, ungeachtet verschiedener Widersprüche, zum römischen Kaiser erwählt, und als solcher am 4. Oct. zu Frankfurt gekrönt. Über merkwürdigen Begebenheiten s. 20jähr. Regierung als Kaiser (er starb zu Innspruck den 18. Aug. 1765) s. Theresia (Maria).

Franz I. (Joseph Karl, vorher als römischer Kaiser Franz II.), Kaiser von Oestreich, König zu Ungarn, Böhmen, Galizien, Lodomerien, von der Lombardei und Venedig ꝛc., Erzherzog zu Östreich ꝛc., geb. 12. Febr. 1768, Sohn des römischen Kais. Leopold II., und dessen Gemahlin, Marie Louise (Tochter Königs Karls III. von Spanien), folgte am 1. März 1792 s. Vater in allen östr. Erblanden, ward zum Könige von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römischen Kaiser gekrönt am 14. Jul. 1792, und zum Könige von Böhmen am 5. Aug. s. J. Nachdem (18. Mai 1804) Frankreich zum Kaiserthume erhoben worden war, erklärte er sich (durch Patent vom 11. Aug. und Proclamation vom 7. Dec. 1804) zum Erbkaiser von Östreich, und als der Rheinbund im Juli 1806 errichtet worden, legte er am 6. Aug. 1806 die römische Kaiser- und deutsche Königskrone und die Regierung des deutschen Reichs nieder. Seine erste Erziehung erhielt er

zu Florenz unter den Augen s. Vaters. Sein Oheim, der Kaiser Joseph II., üb nahm die Vollendung s. Bildung. In s. 20. J. begleitete Franz s. Oheim ge die Türken, und übernahm im folg. J. selbst den Oberbefehl des Heers, wo Lau ihm zur Seite stand. Nach dem Tode Josephs (1790) nahm er sich der Re rungsgeschäfte bis zur Ankunft s. Vaters an, und als auch dieser, 1792, gestor war, führte er, als Kaiser, den gemeinschaftlich mit Preußen begonnenen Krieg ge Frankreich, welches ihm (20. April 1792) als König von Ungarn und Böhmen Krieg erklärt hatte (s. Deutschland), selbst als Preußen einen Separatfrie mit der Republik schloß, mit allem Nachdruck. 1794 stellte er sich in Person an Spitze s. niederländischen Armee. Befeuert durch die Gegenwart des Monarch schlug sie die Franzosen (26. Apr.) bei Cateau und Landrecy, das sie eroberte, u gewann die blutige Schlacht bei Tournay (22. Juni). Doch die brabanter Stä versagten ihm den gefoderten Landsturm und Geld, und fast im Vorgefühle nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13. Juni d. J. Brüssel, um nach Wien rückzukehren. Der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1794) verschaffte Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündnisse mit England und Rußl fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis diese Rußland und Ö reich 1801 zum Frieden zu Luneville nöthigte. 1805 brach der Krieg zwisch Östreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Austerlitz (2 Dec. 1805) verabredeten Franz I. und der damalige franz. Kaiser mündlich die B dingungen eines Waffenstillstandes, und die Grundlagen zum künftigen Friede der am 26. dess. Mon. zu Preßburg unterzeichnet wurde. 1806 und 1807 beha tete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungs störte Neutralität; auch bot er sich, doch vergebens (am 3. Apr. 1807), zum Ver mittler zwischen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation a die Völker Östreichs vom 8. Apr. 1809, die in s. Namen erschienenen Aufrufe a die gesammte deutsche Nation, so wie schon früher s. Declaration und Kriegserkl rung gegen Frankreich vom 27. März 1809, und durch die Errichtung der Lan wehr bewiesen, daß er nie mehr zum Kriege sich gerüstet hatte, als nach dem Frie zu Tilsit, der Alexander mit Napoleon vereinigte. Das J. 1809 kostete ihm zw sehr viel, doch schien dadurch der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Fran reichs mächtiger Nation gelegt zu sein. Der wiener Friede gab Östreichs Kais die Hauptstadt s. Monarchie zurück. Seine Einwilligung in die Vermählung ältesten Tochter (der zweiten aus s. zweiten Ehe), Marie Louise, mit Napole knüpfte zwischen beiden Häusern ein festes Band. Seine zweite Gemahlin war d Tochter des K. Ferdinand IV. von Sicilien, Marie Thereſie, welche ihm 13 Kin der gebar, wovon noch sieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Ka (geb. 1793). Aus s. ersten Ehe mit der würtemb. Prinzessin Elisabeth, und au seiner dritten mit Marie Louise Beatrix, jüngsten T. s. Oheims, des verst. Erzhe Ferdinand von Östreich, Herzogs zu Modena-Breisgau, 1808 geschlossenen Eh hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin ist Charlotte, zweite T. des K. Ma rimilian Joseph von Baiern (geschieden von ihrem ersten Gemahl, dem jetzigen Kö nig von Würtemberg, im Jan. 1816, und vermählt mit dem Kaiser Franz von Östreich im Nov. 1816.) Das Familienband, welches Östreich und Frankreich umschlingen sollte, konnte nicht des Schwiegersohns Ehrgeiz besänftigen. Kaise Franz vereinigte sich zwar mit s. Eidam bei der denkwürdigen Unterredung zu Dre den im Mai 1812, aber der unbiegsame Stolz der Willkür trennte dieses Verhält niß. 1813 sah sich Franz I. genöthigt, verbunden mit Rußland und Preußen diese Übermacht zu demüthigen. Er wohnte diesem Kampfe bis zum Ende in Per son bei, und sah hierauf acht Monate hindurch (Oct. 1814 bis Mai 1815) den größten Theil der europäischen Regenten in s. Hauptstadt zum Congreß versam melt. Durch die pariser Friedensschlüsse und durch den am 14. April 1816 mit

Baiern geschlossenen Vertrag ist Franz I. Beherrscher einer Monarchie geworden, wie sie keiner s. Vorfahren besessen hat. (S. Östreich.)

Franz (Leopold Friedrich), Herzog von Dessau, geb. 1740, Sohn des Fürsten Leopold Maximilian, Enkel des berühmten Schöpfers des preuß. Fußvolks, Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, und der Anne Louise, geb. Jungfer Fösin, welche den 29. Dec. 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, hatte sich früher dem preuß. Kriegsstande gewidmet. Er wohnte 1756 der Einschließung der Sachsen am Lilienstein, und 1757 der Schlacht und Belagerung von Prag und der Schlacht von Kollin, unter dem Befehle s. Oheims, des Prinzen Moritz von Dessau, bei; nahm aber, bewogen durch Kränklichkeit und Besorgniß s. Oheims und Vormundes Dietrich, der seit 1751 das Land regierte, bald s. Abschied, und trat, nach vom Kaiser erhaltener Volljährigkeit, den 20. Oct. 1758 die Regierung selbst an. Da das dessauische Land mit Kriegslasten sehr beschwert wurde, so verkaufte der Fürst sein Silbergeschirr, gab sein ganzes reiches Erbe her, und bezahlte die aufgelegte Kriegssteuer aus eignem Vermögen. Nach hergestelltem Frieden bereiste er zu verschiedenen Malen Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Island, suchte überall die geschätztesten Gelehrten und Künstler auf, und errichtete mit Vielen herzliche Freundschaft. Er studirte mit dem größten Eifer die schönen Künste, vornehmlich die Baukunst, besah Fabriken und unterrichtete sich von Allem genau. Trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, kehrte er zurück, und vermählte sich (1767) mit Louise Henr. Wilh. von Brandenburg-Schwedt, einer durch ihre vorzügliche Geistesbildung, wie durch die Schönheit ihrer Gestalt ausgezeichnete Dame. Jetzt wurde alles Erlernte angewendet zum Wohle und zur Verschönerung des Landes. In jedem Zweige der Verwaltung wurden Verbesserungen gemacht. Vorzüglich zeichnen sich die Bemühungen des Fürsten für Bildungsanstalten jeder Art aus. Um die Idee der Menschenerziehung zu verwirklichen, wurde unter s. Schutze und mit s. Theilnahme das Philanthropin errichtet (1774). Es war nicht s. Schuld, daß manche Erwartungen unerfüllt blieben; doch war der Anstoß zur Umwälzung der Erziehungsweise gegeben, und die Namen eines Salzmann, Campe, Kolbe, Olivier, die aus dem Philanthropin hervorgingen, sind hochgeachtet in der Geschichte des Erziehungswesens. Die Stadtschulen in Dessau (1785) und in Zerbst (1803) wurden mit großen Kosten völlig neu eingerichtet. Das so sehr vernachlässigte weibliche Geschlecht erhielt schon 1786, früher vielleicht als irgendwo in Deutschland, eine Bildungsanstalt in Dessau, und später (1806) in Zerbst. Für Aufklärung und Erziehung des Landmanns wurde später durch ein Schulmeisterseminar Sorge getragen, eine Pastoralgesellschaft, zur Fortbildung der gesammten Geistlichkeit, sowie auch die Buchhandlung der Gelehrten (1781—87) errichtet. Künste und Wissenschaften wurden befördert, auswärtige Künstler berufen, und vorzüglich durch die schöne Bau- und Gartenkunst Werke und Anlagen hervorgebracht, die eine völlige Umwälzung des Geschmacks in dieser Hinsicht in Deutschland, durch das Hinweisen zur Antike und Natur bewirkten. Wörlitz, das Louisium, der Lustgarten, sind bleibende Denkmäler der Gartenanlagen des Fürsten. Die Gebäude sind mit den Werken der Malerei, Kupferstecher- und Bildhauerkunst vorzüglicher Meister geschmückt. Für die Musik wurde die Capelle, für die Schauspielkunst das Theater errichtet. Die Kupferstechergesellschaft des Baron v. Brebeck wurde in die chalkographische Gesellschaft verwandelt (1796—1806). Dabei wurde das Land durch Kunststraßen mit Baumreihen, geschmackvollen Brücken und andern nützlichen Anlagen zugleich verschönert; neue Entdeckungen oder nützige Verbesserungen des Landbaues benutzt und befördert; der Verarmung gesteuert durch eine Brandcasse und eine Witwencasse, dazu mehre Armenhäuser für Dürftige angelegt. Die Polizeiverordnungen sind musterhaft. Alles dieses wurde

1798, nach Erwerbung des dritten Theils des Fürstenthums Zerbst, auch auf die übertragen. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben verringert, u das Fürstenthum zu einem Grade von Wohlstand gebracht, den wenig and Länder in Deutschland erreichten. Ein eigentlicher Hofstaat und Glanz wu nicht für nothwendig gehalten. In dieser Lage traf das dessauische Land d Krieg. Das männliche und feste Benehmen des Fürsten erzwangen ihm Na leons besondere Achtung, und wendeten viele Erpressungen von dem Lande ab. D damaligen Verhältnissen gemäß, trat der Fürst (von 1807—13) dem Rheinbu bei, nahm den herzogl. Titel an und stellte den gefoderten Truppenbeitrag, 3 Mann, überhaupt für Frankreich gänzlich erneuert (1807, 1809, 1811, 181 Sein 50jähriges Regierungsjubelfest feierte er mit vielfach erhaltenen Beweisen innigsten Dankbarkeit s. Unterthanen. Aller vermehrten Ausgaben ungeach wurde erst 1811 eine neue Auflage gemacht. Der Krieg von 1813 verwüst das Ländchen sehr. Der Herzog starb 1817: ein trefflicher Fürst, zutraulich ein Bürger, einfach wie ein Privatmann, und bieder wie ein Deutscher.

Franzbrantewein, s. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger, ein neuangelegter Badeort, eine Stu von Eger in Böhmen, in einer kahlen, mit Fruchtfeldern übersäeten Ebene, in Entfernung einiger Stunden von Gebirgen eingeschlossen. Der dasige Sauerbru nen, sonst Schladaer Sauerling, später Egerbrunnen, jetzt Franzensquell, entspri in mehren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt und soll schon im 10. Jahrh. bekannt gewesen sein. Man scheint sich hierauf sch 1584 dieses Brunnens als Heilmittels bedient zu haben, worauf er im 17. Jahr in großen Ruf kam, dann aber wieder darin sank. Erst 1793 ließ Kaiser Fra nach dem der Ort genannt ist, ein Brunnenhaus, einen Trink- und Tanzsaal u einige andre Häuser errichten. Die Anbauer wurden begünstigt, und es sind n außer der Hauptstraße noch 3 Straßen angefangen; auch ist eine geschmackv Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. Der Quellen sind vier, zwei werd zum Trinken, die andern zu den Bädern verwendet. Die ersten sind: die Fr zens- und die Salzquelle; die letztern die Louisenquelle und der kalte Sprudel. Osann „Die Mineralquellen zu Kaiserfranzensbad bei Eger" (Berl. 1822). Fü bar ist der Mangel an Spaziergängen in der Nähe des Orts.

Französische Akademie. Zu Paris entstand 1629 ein Ver von Gelehrten und Dichtern. Der Card. Richelieu erklärte sich für ihren Besc ter; ein königl. Patent von 1635 erhob sie zur Académie française und setzte Zahl der Mitglieder auf 40. Richelieu haßte Corneille; daher war einer der er Acte der literarischen Autorität, welche diese Akademie ausübte, die Erklärun daß der „Cid" eine schlechte Tragödie sei. Nach Richelieu's Tode nahm der Ka ler Segnier die Gesellschaft in s. Schutz. In der Folge nahm Ludwig XIV. Titel eines Beschützers der Akademie an, und verwilligte ihr einen Saal im Lou wo sie fortwährend ihre Sitzungen hielt. Über die Abtheilungen und Leistungen selben s. Akademie. 1795 ward sie zu einem Institut de France umgebil das „beauftragt sei, die Entdeckungen zu sammeln und Kunst und Wissenscha zu vervollkommnen". 1804 theilte Napoleon das Nationalinstitut in 4 Class die erste von 63 Mitgl. für die physikal. und mathemat. Wissensch., die zweite 40 für die franz. Sprache und Literatur; die dritte von 40 Mitglied., 8 frem Associés und 60 Correspondenten für alte Literatur und Geschichte. Die vi Classe für die schönen Künste hatte 20 Mitgl., 8 fremde Associés und 36 Co spondenten. — 1815 behielt man den Namen Institut bei; man gab aber 4 Classen ihre alten Benennungen: Acad. des sciences, A. française, A. Inscriptions et Belles-Lettres, A. de Peinture et Sculpture. (Die bekan

„Biographie des Quarante de l'Académie française", Paris 1826, ist mehr beißend als witzig geschrieben.)

Französische Bank. Bank von Frankreich. Pariser Bank. Nach der Londner Bank (s. d.) gebührt der französischen die vorzüglichste Stelle unter den Zettelbanken (s. d.) in Europa. 1803, als der Friede auf dem festen Lande gesichert schien, und die Ruhe im Innern herrschte, erließ die franz. Regierung eine Verordnung, vermöge welcher sämmtliche Privatzettelbanken in Paris in eine einzige große Nationalbank, unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieser Anstalt wurde auf 45 Mill. Franken festgesetzt, und sollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anstalt erhielt auf 15 J. das ausschließliche Privilegium, Noten, zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht sie der Regierung sowol als Privaten Vorschüsse auf hinlängliche Sicherheit, leiht auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privatgefällen, und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweisungen auf sich ausstellen, bewahrt Depositengelder, und nimmt die Baarschaften öffentlicher Cassen und Anstalten, sowie auch von Privatpersonen in Verzinsung, discontirt Wechsel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Personen Zahlung zu leisten haben. Zugleich war festgesetzt, daß die Dividende für 1804 acht Proc. nicht überschreiten dürfe, der hiernach noch übrigbleibende reine Gewinnst aber in den öffentlichen Schuldenfonds angelegt, und als Reservefonds betrachtet werden solle. Unter diesen Verhältnissen begann die franz. Bank ihre Operationen, und schon am Schlusse des ersten Jahres betrug ihr reiner Gewinnst die Summe von 4,185,937 Fr., also über 12 Proc. vom ursprünglichen Bankcapitale: davon wurden 8 Proc. unter die Actieninhaber vertheilt, der Rest aber als Reservefonds aufgespart; im darauf folg. J. war der reine Gewinnst sogar auf 4,652,398 Fr. gestiegen. Aber zu Ende 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, und diese Verlegenheit machte 1806 so rasche Fortschritte, daß sie die baaren Zahlungen einzustellen genöthigt war. Hauptsächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorschüsse, welche der Regierung von der Bank geleistet worden, zur Führung des Kriegs mit Östreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten, und des Publicums Besorgnisse wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen sogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verlust in Metallmünze umgesetzt werden; mehre bedeutende Bankerotte brachen aus und bestärkten die schon allgemein herrschende Unruhe. Zum Glück war diese Verlegenheit nicht von Dauer; nach Abschließung des für Frankreich so günstigen preßburger Friedens wurden die der Regierung geleisteten Vorschüsse zurückgezahlt, und mit dem Anfang 1807 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. Im kais. J. erschien ein kais. Decret, wodurch die Verwaltung der Anstalt eine Abänderung erlitt. An die Stelle des bisherigen Centralausschusses wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100 Actien, mit 60,000 Fr. Gehalt, mit drei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien und mit Besoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur sollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorsitz bei allen Bankgeschäften führen. Zugleich ward das Bankcapital auf 90,000 Actien, also auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anstalt von 15 J. auf 40 J. erstreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand gesetzt, ihrem Wirkungskreise eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein Decret von 1808 ermächtigte dieselbe, in mehren Hauptstädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen auch zu Lyon, Rouen und Lille errichtet. Als 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorschießen; die damals von ihr in Umlauf gesetzten Noten und sonstige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der

in ihrem Besitz befindlichen baaren Münze und sonstigen Effecten; es herrschte allgemeine Bestürzung, und man besorgte nicht ohne Grund, die Bank werde durch fortgesetzte Baarzahlung binnen Kurzem erschöpfen. Da erschien am Jan. 1814 eine Verfügung, wodurch die Baarzahlungen zwar nicht gänzlich gestellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beschränkt, und Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden sollten. Bereits im Febr. h aber die Bank solche Einrichtungen getroffen, daß sie wieder alle Zahlungen o Einschränkung zu leisten vermochte, und sowol während der Belagerung als w rend der feindlichen Besetzung von Paris hat sie fortgefahren zu zahlen; eb sind auch während der feindlichen Besitznahme 1815 die baaren Zahlungen Bank keinen Tag unterbrochen worden. K. M.

Französische Gesetzgebung, s. Code civile.

Französisches Decimalsystem. Die Franzosen führten dass zur Zeit der Revolution ein. Alle Maße und Gewichte sind auf ein einziges M das Längenmaß, zurückgebracht. Dieses Grundmaß heißt mètre, und hält 10millionsten Theil eines Viertels des Erdmeridians, = 3 Fuß 0 Zoll 11$\frac{1}{10}$ Linien pariser Maß, oder 3 Fuß 2 Zoll 2 Linien Rheinl. Dieses Maß wird jed zeit, nach der Decimalrechnung, entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hi zufügung der griech. oder latein. Decimalbenennung zu dem Grundmaß gibt d Namen. Die latein. Namen verkleinern, die griechischen vergrößern. Jene sin **Decem**, 10; **Centum**, 100; **Mille**, 1000; diese: **Deka**, 10; **Hekaton**, 10 **Chilion**, 1000; **Myrias**, 10,000. Demnach hat man gebildet 1) zur Verkl nerung (man muß immer **Mètre** hinzudenken), **Deci**, $\frac{1}{10}$; **Centi**, $\frac{1}{100}$; *Mill* $\frac{1}{1000}$; 2) zur Vergrößerung **Deka**, zehn Mal; **Hekto**, hundert Mal; **Kilo** tausend Mal; **Myria**, zehntausend Mal. (Man bemerke, daß alle Verkleinerun gen sich auf i, alle Vergrößerungen sich auf a und o endigen.) Wie bei dem Grund maß so bei allen übrigen, weßhalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältni zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um Alles reduciren zu können. Die Maße sind aber 1) das Flächenmaß, **Are** = Mètres; das Körpermaß, **Stère** = 1 Kubikmetre; 3) Hohlmaß, **Litre** = 1 Kubikdecimetre; 4) Schwerma Gewicht, **Gramme** = dem Gewichte von 1 Kubikcentimetre destillirten Wasser Hiernach sind auch die Münzen bestimmt. Indeß hat man auch für manche Ma besondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trai Strich, der Centimetre **Doigt**, Finger, der Decimetre **Palme**, der Dekamet **Perche**, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heißt der Hektare **Arpent**, Morgen bei dem Hohlmaße der Hektolitre **Setier**, Scheffel; der Kilolitre **Muid**, Pint Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons von 1812 waren für Maß und Ge wicht deutsche Namen eingeführt worden, Scheffel, Metze, Elle u. s. w. Be dem Gelde ist der Franc der Maßstab (an Gewicht 5 Grammen, 4$\frac{1}{2}$ an Silber $\frac{1}{2}$ an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertsten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maß stab angenommen. Jeder der 12 Monate war in 30 Tage, und diese in 3 Wochen jede von 10 Tagen, Decade eingetheilt. Am Ende des Jahrs folgten die 5, od im Schaltjahr 6 Ergänzungstage.

Französische Bildhauerkunst, s. Bildner der neuern Zeit.

Französische Literatur. Im franz. Sinne, nämlich die Fach thätswissenschaften: Theologie, Medicin und Jurisprudenz, ausschließend. Se bedeutend auch Karls des Großen Verdienste um Geistesbildung und Literatur wa ren, so war man doch um die Zeit, als Dante in Italien den festen Grund zu einer classischen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien und Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geistesbildung entfernt. Der

nördliche und südliche Frankreich waren bis in das 16. Jahrh. in literarischer Hinsicht völlig gesondert. Die Normannen, welche bekanntlich nebst den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantasie der europäischen Nationen überhaupt einen neuen Schwung zu geben, hatten entschiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; sie brachten die Liede zum Wunderbaren schon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantasie war mehr kühn und sinnreich erfindend als innig und glühend. Ihr Sinn war mehr muthig als schwärmerisch. Sie liebten zu ihrer Geistesunterhaltung heroische, wunderbare und muthwillige Erzählungen, und sangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Sylbenmaßen als die Südfranzosen. Diese, die Provenzalen, blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunst der Troubadours viel früher als die Poesie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die ganz Monarchie in der Hauptstadt Paris ihren Mittelpunkt fand, da siegte der Norden, und die Poesie der Provenzalen gerieth in Vergessenheit. Ihre Literatur gehört zur Geschichte des Mittelalters. Derselbe romantische Geist, der damals die Völker beseelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Interesse der Poesie an alle Formen des geselligen Lebens. Dieselbe ritterliche Galanterie ergoß sich in Reimen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, gebornet Graf von Champagne, sang im Dienst der Dame seines Herzens wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzosen in der Poesie stets mehr die Kunst der geistreichen Unterhaltung als die Sprache der tiefsten Gefühle. Auch in der rohen Poesie des eigentlichen Ritterromans gefiel sich damals der Sinn der Franzosen ganz; sobald aber das Ritterwesen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor sich auch die Poesie desselben. Durch die leichten, muntern Fabliaux ging sie in den unterhaltenden Anekdotenstyl über. Die schon im 12. Jahrh. gegründete Universität Paris wurde der Sitz der scholastischen Philosophie und Theologie. Hier bildete sich die scholastische Disputirkunst aus, und Sinn und Sprache neigten sich, durch diese erzogen, nachher stets mehr zur Beredtsamkeit als zur Dichtung. Natürlich, nicht pedantische Prosa zu schreiben, bemühten sich die Franzosen eher als irgend eine neuere Nation. Nach Klarheit, Bestimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau und gefälliger Leichtigkeit mußte hierbei besonders gestrebt werden; diese Eigenschaften sind es, durch deren Vereinigung sich die franz. Prosa zur classischen Vortrefflichkeit, besonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als dem glücklichen Zeitalter der franz. Literatur, erhob. Weder schwärmerische noch tiefsinnige Phrasen konnten in einen solchen Styl Eingang finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausspruch: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch", findet in der ganzen Geschichte dieser Literatur, bis auf die Revolution, seit welcher die literarischen und künstlerischen Talente der franz. Nation nicht mehr so sehr beschränkt durch die Macht der Kritik werden, seine Anwendung. Um selbst einen klaren Überblick zu gewinnen über das Merkwürdigste, was in dieser reichen Literatur geleistet wurde (besonders merkwürdig durch den Einfluß, den sie bei der Verbreitung der franz. Sprache, Sitten und Geschmacksweise auf das übrige Europa hatte), wollen wir uns nach 14 Hauptclassen der besondern Fächer, einzeln betrachten. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chénier's „Tableau historique de la littérature française" und verweisen auf die reiche Materiallensammlung der von den Benedictinern der Congregation St.-Maur angefangenen und von den Mitgliedern des Instituts (Acad. des inscript. et belles-lettres) fortgesetzten „Hist. littéraire de la France", wovon der 16. Bd. (Paris 1824.) das 13. Jahrh. enthält.

1) Französische Prosa, Grammatik, Kunst des Denkens. Einige Jahre, nachdem Bacon den Unterschied der wirklichen von der philosophischen Grammatik erklärt hatte, schrieb Lancelot unter Arnaud's Leitung die „Grammaire de Port-Royal", eine allgemeine Grammatik, mit welcher die wissenschaftliche Literatur der Franzosen anfängt. Robert und Henri Etienne schrieben

unter Heinrichs II. Regierung zuerst über die franz. Sprache. Seit Errichtung der Akademie schrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhours, Beauzée, Desmarais ꝛc. über diesen Gegenstand. Girard durch seine Synonymes, d'Olivet durch seine Abhandl. über die Prosodie, und Dumarsais durch s. Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch s. als Meisterwerk geachtetete „Grammaire générale" noch helleres Licht darüber. Jetzt zeichnet sich Domergue als Sprachforscher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubstummen, hat viel über Sprachkunde geschrieben und nach Klarheit und Vollständigkeit gestrebt. Ein wichtiges Werk ist Lemare's „Cours théorique et pratique de la langue française". Sinnig und geschmackvoll behandelte Marmontel in s. „Leçons d'un père" auch dieses Fach. Wie viel durch das große, am Ende des 17. Jahrh. zuerst erschienene „Dictionnaire de l'académie" dafür bewirkt wurde, ist bekannt. Butet erklärt in s. Lexikographie das Verhältniß der franz. zur lateinischen Sprache. De Volney gibt in s. Werk über die orientalischen Sprachen die Idee an zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile.

2) Speculative Philosophie. Man darf das, was die Franzosen Philosophie und Metaphysik nennen, nicht für dasselbe halten, was wir unter diesen Worten verstehen. Alles tief Gedachte und tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einsiedlerisch und phantastisch aus der Literatur wie aus der guten Gesellschaft verwiesen. Gegen die Mitte des 17. Jahrh. bildete sich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtsinnige Lebensphilosophie im Gegensatz zu der affectirten Moralität, die noch mit dem Altromantischen etwas zusammenhing. Beide Systeme wurden durch elegante Gesellschaftsvereine verbreitet, an deren Spitze Damen standen; die geistreiche Ninon de l'Enclos, mit ihrem philosophirenden Freund St.-Evremond, war die glänzende Anführerin der ersten, die feinfühlende, liebenswürdige Marquise de Sevigné wurde die Stütze der zweiten Partei. Beide Vereine gewannen literarisches Ansehen; die Sprache bildete sich in diesen Cirkeln zur höchsten Feinheit, aber die Literatur bekam den conversationsmäßigen Charakter, ohne welche sie keine Literatur für Franzosen hätte werden können. Der wissenschaftliche Begriff der Philosophie verlor sich in Frankreich gänzlich. Descartes durch sein System, Arnaud, dem die „Art de penser" zugeschrieben wird, Nicole, de la Forge, und der tiefdenkende Malebranche hatten wol einige Zeit lang Aufsehen gemacht, doch sie wirkten nicht auf die herrschende Vorstellungsart; ihre Ansichten blieben von Dichtung und Leben getrennt. Da die mehrsten sich scheuten, dunklere Tiefen zu ergründen, so blieb Das, was sie Philosophie nannten, meist nur eine gewöhnliche Moral, veredelt durch eine bewundernswürdig feine Psychologie. Die höhere Menschenkenntniß, die nur durch philosophische Richtung des Geistes auf das Ziel aller menschlichen Bestrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geselligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzosen bald alle andre Nationen. In der Mitte des 18. Jahrh. gewann Das, was man in Frankreich ausschließend die gesunde Philosophie nennt, allgemeinen Ruf. Diese Philosophie ist ein Kind der höchst verfeinerten Sinnlichkeit; sie wirft Alles, was sich nicht auf der Sinne begreifen läßt, in die Masse der Vorurtheile. Die Richtung, durch welche die Spaltung der franz. Philosophie bestimmt wurde, stammt von dem berühmten englischen Philosophen John Locke (geb. 1632, st. 1704). Dieser faßte (1690) in s. scharfsinnigen „Versuch über den menschlichen Verstand" den großen Plan, den Ursprung, Gehalt und die äußersten Grenzen der menschlichen Erkenntniß anzugeben, damit der Mensch endlich zur Gewißheit darüber gelange, was er wissen könne. Er bekämpfte darin die Lehren von den angeborenen Ideen, d. h. gewisse Vorstellungen oder Formen des Geistes, die ihm ursprünglich beiwohnten, und die er in sich zu

abhängig von aller Erfahrung entwickelte, und suchte im Gegentheil zu zeigen, daß alle unsere Erkenntnisse und Begriffe zuletzt aus der Erfahrung entspringen. Die Seele des Kindes, lehrte er, ist wie ein dunkles und leeres Cabinet. Anfangs lassen die Sinne Ideen d. i. Vorstellungen ein, wodurch sie Stoffe erhält, an denen sie ihre Kraft üben kann. Sie beobachtet nun, was außer ihr und in ihr vorgeht, fängt an zu urtheilen und zu schließen, und nach und nach die Urtheile und Schlüsse immer weiter auszudehnen. Darin besteht die Reflexion. So sind alle, selbst die höchsten Begriffe und die abstractesten (ganz allgemeinen) Wahrheiten entstanden. — In Frankreich nahm Etienne Bonnot de Condillac (geb. 1715, st. 1780) den Locke'schen Empirismus auf und bildete ihn zu s. Sensualismus aus. Er lehrte: „Die Basis, das Princip aller Entwickelungen in unserm Geiste, ist das Empfindungsvermögen (la faculté de sentir). Alle einzelne Ideen, Erkenntnisse, Vermögen, selbst die Reflexion, Verrichtungen und Gewohnheiten sind successive Umwandlungen (transformations) dieses Princips. Die Empfindung ändert nur die Form, wie das Eis, wenn es in Wasser aufgelöst wird und dann als Dampf entweicht". Die Einfachheit der Methode, und die Klarheit der Darstellung erregten die allgemeinste Theilnahme. Er wurde das Haupt einer Schule, die noch jetzt in Frankreich die herrschende ist. Die Encyklopädisten, welche ganz im Geiste desselben arbeiteten, trugen das Meiste zu ihrer Ausbreitung bei; vorzüglich Diderot, d'Alembert und Helvetius. Der Effect war der glänzendste, die schwerste aller Wissenschaften, welche die anhaltendste Anstrengung der Denkkraft erfodert, wurde der Fassungskraft des großen Haufens nahe gebracht; Jeder konnte über Metaphysik mitsprechen. Man bemerkte aber nicht, daß man an die wichtigsten Probleme gar nicht gedacht, die höhern, einflußreichsten Untersuchungen abgeschnitten, und die Philosophie erniedrigt hatte. Indem man nun das Empfindungsvermögen, die niedrigste Stufe in der Entwickelung unsers Geistes, in welcher er am meisten von der Außenwelt abhängig ist, als das bildende Princip betrachtete, und in dem Menschen nichts Andres erblickte als ein etwas feiner organisirtes, von sinnlichen Trieben bewegtes Thier (wie Helvetius), so mußte der Gedanke, daß eigentlich die materielle Welt das absolute Wesen, der Geist nur eine Verbindung von Atomen, der Grund seiner Handlungen der Egoismus, und das Ziel derselben verfeinerter Sinnengenuß, mithin der Glaube an Freiheit, an Tugend und Seelengröße, an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, nichts als Wahn und Einbildung sei, kaum gut genug für Bürger und Bauer, des stärkern Geistes aber ganz unwürdig — dieser Materialismus mußte eine nothwendige Folge jenes Systems sein. Damit verschwand aber Alles, was dem menschlichen Leben Reiz, Werth und Würde gibt. Ein scharfsinniges Auge hätte schon damals prophezeien können, daß in einem Volke, in welchem diese Überzeugungen herrschend werden, über kurz oder lang alle Bande der Gesellschaft sich auflösen müssen. Nicht mit Unrecht hat man hierin eine vorzügliche Ursache der Revolution erblickt. Es war freilich sehr übereilt, wenn Einige jene Philosophen für die alleinigen Urheber derselben hielten, denn eine so ungeheure Umwälzung konnte nur das Resultat einer Reihe vorangegangener Ereignisse und mannigfaltig verketteter Ursachen und Wirkungen sein, und jene Lehren würden niemals so um sich gegriffen haben, wenn nicht das Sittenverderbniß schon da gewesen wäre und die höhern Stände nicht schon nach diesen Maximen gehandelt hätten. Aber durch die Schriften der sogenannten Philosophen, durch Voltaire's hellen Verstand, unerschöpflichen Witz, d'Alembert's geistreiche Klarheit, et an der Spitze der Encyklopädisten stand, erschienen jene verderblichen Maximen zugleich als Lehren der Weisen des Volks, sie wurden dadurch gewissermaßen sanctionirt, sie verbreiteten sich schneller durch alle Classen, die noch Schwankenden wurden von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen. Dadurch und durch die aus ihnen entspringende Steigerung des Egoismus und der Sittenverderbniß wirkten

sie so zerstörend. Rousseau's schwärmerischer Ernst steht einzig in der franz. Lite ratur. Aber s. Beredtsamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die beir Ausbruche der Revolution tief in das Schicksal des erschütterten Staats eingriffen Die empirische Ansicht blieb im Ganzen auch bis auf die neueste Zeit die herrschende Das Eigenthümliche der deutschen Forschung, wie es sich seit langer Zeit und fort dauernd in den besten Autoren offenbart hat, und das man auch ohne Mühe i ihrer Kunst erkennt, besteht darin, daß sie Alles auf die Ideale der Vernunft, un durch sie auf das Unendliche, Ewige bezieht, als auf das alleinige Princip aller Er scheinungen. Diesem ordnet sie alles Andre unter, unbekümmert um die Fo gen, lediglich, wie es scheint, um ein ihr von der Natur eingeprägtes Verlangen z befriedigen. So gewiß dieses Bestreben an sich das Höchste und die Krone alle Forschung ist, so wenig läßt sich leugnen, daß hierbei eine große Einseitigkeit an de Tag kommt, welche andre Nationen oft mit Mißtrauen erfüllt und von uns abg stoßen hat. Der Deutsche vertieft sich in die Ideale, in die Vernunftsysteme, ohn darnach zu fragen, ob der Andre ihn versteht, ob der Leser ihm folgen kann, ob s im Leben und wie sie angewendet werden können, ja er wird über diesem Geschäf nicht selten gleichgültig gegen das Wirkliche, er vernachlässigt seine irdischen Ang legenheiten, und so kommt es denn, daß er, der die Ideale am besten kennt, im L ben oft hinter den Andern zurückbleibt. Er vergißt, daß die Speculation, wen sie mehr als die Träumerei eines müßigen Kopfes sein soll, doch zuletzt wieder in d Praxis ausschlagen muß, und daß dem Menschen die Richtung nach dem Ideale nur deßwegen verliehen ist, damit sich durch sie sein Leben immer reiner, edler un würdiger gestalte. Das Entgegengesetzte findet bei den Franzosen statt. Hie geht die Richtung von Innen unmittelbar auf das Äußere, Daseiende. Nach sei ner Ansicht sind alle Zwecke des Menschen nur im Sinnlichen zu realisiren, de Mensch ist an das irdische Leben gewiesen, alle Erkenntniß der Außenwelt und In nenwelt darf zu nichts Anderm dienen, als um den Genuß desselben zu erhöhe und Alles so bequem, angenehm, heiter als möglich zu gestalten. Daher müsse sich alle Bestrebungen einander unterstützen, und der Mittelpunkt, worin alle zu sammenlaufen, ist das Vaterland. Bei jeder Wissenschaft sind die ersten Frage Was kommt dabei heraus? welche Anwendung läßt sich daraus machen in Bezi hung auf Genuß, Handel, Wohlstand, Ansehen, Einfluß auf Andre? Daß die von die Philosophie nicht ausgenommen sein werde, ist leicht zu vermuthen. Welc Veränderungen auch noch den Ansichten der Franzosen bevorstehen mögen, niema werden sie sich, wenn nicht anders ihr Grundcharakter im Laufe der Zeit wesentli verändert wird, sehr über den Empirismus erheben. Erfahrung, Auffassung d Thatsachen, klare, gemeinfaßliche, angenehme Darstellung derselben, und Schlü daraus für die Anwendung: — dieses ist den Meisten unter ihnen das Ideal d Wissenschaft. Damit verfallen sie in eine noch größere Einseitigkeit wie die Deu schen. Wer sich zur übersinnlichen Welt erhebt, kann vielleicht den Schlüssel z sinnlichen entdecken, er kommt den Mächten auf die Spur, welche das Irdische b herrschen; wer sich dagegen an das Sinnliche hält, steht zwar scheinbar auf eine festen Boden, allein er ist doch dem Unbestand und dem Wechsel der Erscheinung hingegeben, es fehlt der Wissenschaft und noch mehr dem Leben an leitenden Pri cipien, und die Welt des Geistes tritt aus einan[illegible] im Gedränge entgegengesetz Meinungen. — Zwar hat es auch in Frankreich nicht an einzelnen Geistern gefeh welche eine tiefer eindringende Ansicht in der Philosophie zu begründen suchten; konnten aber nie eine bleibende Wirkung hervorbringen. Erst seit der Revolutio welche die Franzosen mit so vielen fremden Völkern und deren Ideen, namentl den Deutschen, vertrauter gemacht, und dadurch, sowie durch die große Reihe e schütternder Ereignisse, ihren Grundcharakter gar sehr modificirt hat, und n mehr in den letzten Jahren, spricht sich das Bedürfniß einer höhern, würdigern Pl

losophie unzweideutig aus. Schon in den Schriften J. J. Rousseau's ist es zu erkennen; noch mehr in den Werken des Bernardin Henri de St.-Pierre, Châteaubriand, Claude St.-Martin und Marquis Bonald; auch Prosper de Barente, in s. Preisschrift über die Literatur Frankreichs im 18. Jahrh., wurde von diesem Gedanken geleitet, und De Gerando, Villers und die Baronin de Staël-Holstein deuteten dabei auf deutsche Philosophie hin.— Solche Aufregungen konnten nicht ohne Erfolg bleiben. Man bemerkt seit einigen Jahren eine größere Regsamkeit in ihrer philosophischen Literatur. Unter denen, welche besonders bemüht sind, derselben eine bessere Gestalt zu geben, verdienen ausgezeichnet zu werden: 1) P. Laromiguière. Seine „Leçons de philosophie, ou essai sur les facultés de l'âme" (2. Ausg., Paris 1820, 2 Bde.) sind ein schätzbares Werk. Der Styl glänzt durch Leichtigkeit und Klarheit, sorgfältig gewählte Beispiele machen Alles anschaulich; doch ist die Darstellung von Weitschweifigkeit, sowie von einer dem Deutschen auffallenden übertriebenen Popularität nicht frei zu sprechen. Er sucht sich von den Thatsachen zur Einheit zu erheben, und wendet gegen die Lehre Condillac's besonders dies ein, daß sich die Thätigkeit der Seele nicht von der Empfindung, sondern nur von einem innern Prinzipe ableiten lasse. Die Seele ist nach s. Ansicht abwechselnd activ und passiv. Es läßt sich im menschlichen Geiste Alles auf drei Punkte zurückführen, die Empfindungen, die Einwirkung des Geistes auf die Empfindungen, und die Ideen oder Erkenntnisse, als Resultate dieser Operationen. Dann kommen zu diesen wieder neue Ideen, auf diese wird wieder eingewirkt, und es werden wieder neue erzeugt. Und so geht es fort ins Unendliche. Die Polemik gegen Condillac scheint nicht ganz gelungen. Gewiß ist es sehr lobenswerth, daß Laromiguière die innere Kraft der Seele mehr hervorhebt, und diese auf das Empfundene einwirken läßt; allein die Art, wie er die Seele zerlegt, möchte sich wenigen durchführen lassen. Aus zu großem Bestreben nach Einfachheit ist er in denselben Fehler verfallen wie Condillac. Die Aufmerksamkeit spielt in s. System dieselbe Rolle, wie die Empfindung in dem des Condillac. Er will Alles aus derselben ableiten. Die Aufmerksamkeit hat aber nicht die erfoderlichen Eigenschaften eines solchen Princips. Die ersten Ideen, lehrt er weiter, entspringen aus den durch Einwirkung äußerer Objecte auf unsern Körper hervorgebrachten Gefühlen. Sie sind unendlich, wie die Zahl der Eindrücke. Die Seele hat eine Kraft, diese Empfindungen zu beleben, heftig zu bewegen, zurückzuhalten. Die thätige Seele durchdringt die leidende, bringt Bewegung in ihre Ruhe, Ordnung in ihre Verwirrung, Licht in die Finsterniß. Eine gewisse von diesen verschiedene Classe von Ideen, worauf sich das Gute und Böse beziehen, entspringen aus dem Gefühl der Thätigkeit der Vermögen der Seele, deren Ursache die Aufmerksamkeit ist. Die moralischen Ideen insbesondere entspringen aus dem moralischen Gefühle, und ihre nächsten Ursachen sind die Vermögen des Verstandes. Eine andre Classe bezieht sich auf die Verhältnisse, und entspringt aus dem Zugleichsein mehrer Ideen, wodurch die Seele ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede entdeckt. Alle Ideen haben ihren Ursprung im Gefühl, und ihre Ursache in der Thätigkeit der Vermögen des Geistes. Das Vermögen zu handeln, zu empfinden und zu denken, ist angeboren: die Ideen aber sind alle erworben. So steht Laromiguière dem Locke näher als dem Condillac. Auch scheint er Leibnitz's Werke gekannt und benutzt zu haben. Destutt Graf de Tracy behauptet unter den jetzigen philosophischen Schriftstellern einen vorzüglichen Rang. Insonderheit ist s. „Idéologie" berühmt geworden, wovon die dritte Ausg. (Paris 1817) erschien. Auch er erhebt Locke und Condillac über alle Maßen: der Erste habe zuerst den menschlichen Verstand beobachtet und beschrieben, wie ein Mineral oder eine Pflanze, der Letzte aber sei der eigentliche Schöpfer der Ideologie, und seine Methode vortrefflich. Doch sucht er selbst etwas in dem System desselben zu verbessern. Die Sensibilität, lehrt Destutt de

Tracy in s. „Idéologie" ist das Vermögen, durch welches wir vielerlei Eindrück erhalten, und das Bewußtsein davon haben. Diese Eindrücke sind die Empfin dungen, und beziehen sich nicht bloß auf die Objecte äußerer Sinne, sondern auch auf das Innere. Das Gedächtniß ist eine zweite Art der Sensibilität, wodurch wir von der Erinnerung an eine wirkliche Empfindung afficirt werden. Auch das Vermögen, zu urtheilen, sowie das Urtheil selbst ist eine Art der Sensibilität, oder eine nothwendige Folge derselben. Ebenso ist der Wille eine Art der Sensibilität ein Resultat unserer Organisation. Die Anwendung unserer mechanischen und in tellectuellen Kräfte hängt von unserm Willen ab; durch sie allein bringen wir Wir kungen hervor und sind eine Macht in der Welt, die auf Alles operiren kann, wa sie umgibt. Die Basis des ganzen Gebäudes der menschlichen Erkenntniß ist di Überzeugung von dem Dasein der Körper außer uns. Täuschen wir uns über die sen Punkt, ist die Existenz der Körper eine bloße Illusion, so leben wir umgeben von Phantomen, und unsere sämmtlichen Erkenntnisse sind nur Chimären. De stärkste Beweis für die Realität der Körper außer uns liegt darin: daß wir da Vermögen haben, uns zu bewegen, daß jede Bewegung der Glieder von einer in nern Empfindung begleitet ist, daß die Empfindung der Bewegung aufhört mit de Bewegung, und Beides, wenn man auf einen Körper stößt, auch wider unser Willen, und deshalb der Grund nur in der Wirkung der Macht eines andern We sens liegen kann, das von uns verschieden ist. Damit die Körper dieses zu wirke vermögen, müssen sie mit der Kraft des Widerstandes begabt sein. Gewollte un empfundene Thätigkeit auf der einen Seite, und Widerstand auf der andern, das i das Band zwischen den empfindenden und empfundenen Wesen. 3) Rechnen wi hierher Ch. Vict. de Bonstetten mit demselben Rechte, mit dem man Rousseau' Werke zur franz. Literatur rechnet. Seine „Études de l'homme" (Genf 1821 2 Bde.) sind ein in mehr als einem Betracht sehr schätzbares Buch, Frucht eine vieljährigen Studiums, und im Geiste der höhern Psychologie geschrieben. S enthält einzelne tiefe Blicke in das menschliche Herz, und eine Reihe sinnreicher B merkungen, doch mehr hingeworfen, skizzirt als methodisch durchgeführt. See und Leib stehen in Wechselwirkung mit einander, sodaß Alles, was in der See vorgeht, irgend eine Wirkung in dem Organe hervorbringt, und umgekehrt, jed aber ein besonderes Ganze ausmacht, das sein bewegendes Princip in sich selbst ha Das Lebensorgan gibt nur die Bewegung, die Seele aber entscheidet sich durch ei Gefühl des Vorzugs, das aus der Vergleichung entspringt. Es wäre absurd, di fes dem Körper zuzuschreiben, und die Seele mit dem Automaten zu verwechsel weil beide auf einander wirken. Die Quelle der Ideen ist die Empfindung. D Natur hat zwischen uns und den Dingen drei große Verhältnisse festgesetzt: a) zw schen den äußern Objecten und den Organen der Empfindungen, b) zwischen d äußern Objecten und den Gefühlen, und c) das moralische des Menschen zum Me schen. In dem Chaos, Gesellschaft genannt, wo alle Gefühle und Interessen si durchkreuzen, gibt es gewisse Durchschnittspunkte, wo die nämlichen Interess sich vereinigen. Verfolgt man diese Punkte, so bezeichnen sie die ersten Linien ein allgemeinen Interesses, das öffentliche Wohl genannt. Dadurch gelangt man der Einsicht, daß es Regeln gibt, die man nicht verletzen kann, ohne die gesell Ordnung zu vernichten. Diese Regeln, einmal anerkannt, bilden dann den Cod strenger Pflichten. Dies ist der Punkt, wo Gefühl und Vernunft zusammenf len. Das Glück entspringt aus den harmonischen Verhältnissen zwischen dem G fühl und den Ideen. In dem Menschen gibt es ein Princip der Entwicklung, d ganz auf das Glück der Gesellschaft berechnet ist. Dies ist das Herz. Bonsten bemüht sich besonders, die Gefühle gegen die Einseitigkeiten der Logiker zu vertheidigen, die alle Wirkungen des Geistes aus den Ideen herleiten. Außerdem s unter den Neuern noch zu nennen: Cabanis, Degerando, dessen „Hist. comp. d

syst. de la philosophie" (Paris 1804, 3 Bde.) kürzlich in einer neuen Auflage erschienen ist, und Cousin. S. d. folg. Art.).

3) Moral, Politik und Gesetzgebung. In dieser Classe bemerken wir zuerst die „Essais" des geistreichen Montaigne, der die Menschen schilderte wie er sie fand. Dieser feine und selbständige Kopf lebte von 1533—92. Sein Geist und Styl sind eigenthümlich, und durch die reizende Naivetät s. Zeitalters erheitert. Er bildete sich nach den Alten, ohne seine Nationalität zu verleugnen. Charron in s. „Traité de la sagesse" zeigte mehr Methode, aber weniger Eigenthümlichkeit. Wie sehr sich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didaktischen Prosa verlor, zeigte das politische Testament dieses merkwürdigen Mannes selbst. Er schrieb als echter Staats- und Weltmann. Mit Recht zählt man Pascal zu den vorzüglichsten Schriftstellern des goldenen Zeitalters der franz. Literatur. Ein himmlischer Wahrheitssinn spricht sowol aus Pascal's moralischen und religiösen Betrachtungen wie aus s. wissenschaftlichen Forschungen. Die natürliche Schönheit s. Prosa ist bis auf diesen Tag nicht veraltet. Durch s. „Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis" wagte er es, die casuistische Moral der Jesuiten entschleiernd zu zerstören; sie wurden fleißig gelesen; in wenig Werken wird sich der strengste Ernst so glücklich mit dem gefälligsten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große, seelenvolle Moral und Wahrheit spricht aus s. „Pensées sur la religion". Zu gleicher Zeit, wo dieser fromme Gelehrte in stiller Einsamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeist des Herzogs de la Rochefoucauld. Seine Maximen gehören zu den Mustern des classischen prosaischen Styls. Sie sind schneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenschen meist treffend. Man lernte durch ihn den scharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moralische Wärme ersetzen, die sich, nach s. Grundsätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyère's Werk: „Les caractères", wurde durch ganz Europa berühmt. Theophrast's Charakterschilderungen sind mit fester Meisterhand gezeichnet, aber es sind allgemeine Formen; La Bruyère wußte das Persönliche zu treffen, ohne in Verzerrung auszuarten. Duclos strebte ihm nach. Zwei Werke erwarben sich noch unsterblichen Ruhm: Fénélon's „Telemach" und J. J. Rousseau's „Emil". Der erste war bestimmt, fürstlichen Jünglingen als Regentenspiegel zu nützen; nie hat wol die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten als in diesem mythologischen Roman. Überdies zeichnen sich Fénélon's Untersuchungen über das Dasein Gottes, und seine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch sanfte, fromme Würde aus. Marmontel's „Bélisaire" und s. „Leçons d'un père à ses enfans" kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber sie streben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didaktischen Schriftstellern müssen wir den witzigen St.-Evremond, einen der geistreichsten Epikuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken. Als Beispiel der falschen Beredtsamkeit, die eine Zeitlang Mode war, steht Fontenelle; er kokettirt mit s. Kenntnissen und redet mit fadem Scherz über ernste Dinge, um nur unterhaltend zu sein; seine astronomischen Unterhaltungen gefielen einst deßhalb. Später verdankt man der geistvollen Witwe Condorcet's eine treffliche Übersetzung der Theorie moralischer Gefühle von Smith, der sie Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk der Frau von Staël über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der bürgerlichen Gesellschaft, bietet, wie alle Schriften dieser geistvollen Frau, geniale Ansichten, Neuheit der Wendungen und seltene Geistesunabhängigkeit dar. De Volney's „Katechismus des französ. Bürgers", und Saint-Lambert's „Allgemeiner Katechismus", oder „Principes des moeurs chez toutes les nations" verdienen Beachtung. Neuerdings hat sich Droz (s. d.) durch sein Werk über Moral ausgezeichnet. Die politischen Schriftsteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Kanzler de

l'Hospital an. Obgleich unter Karl IX. die Gesetze am meisten übertreten wurden, so fing doch die Verbesserung der Gesetzgebung damals an. Dumoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel dazu bei. Hubert Languet schrieb, unter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürsten. La Boëtie, Bodin (Jo. Bodinus), Boisguilbert, Lamoignon, d'Aguesseau, St.-Pierre und Mélon zeichneten sich in diesem Fache aus; die „Economies royales" von Sully dürfen hier nicht vergessen werden. Vor Allem ragt aber Montesquieu durch sein großes Werk „De l'esprit des lois" hervor; er lebte 1689 — 1755. J. J. Rousseau entschleierte in s. „Contrat social" Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke, und besonders durch s. „Entretiens de Phocion" bekannt und geschätzt. Servan, Dupaty, Forbonnais, Turgot zeichneten sich in diesem Fache aus; aber besonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzwesen und Staatsverwaltung. Mirabeau's kühne und kräftige Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftsteller dieses Fachs hat sich aber während der Revolution durch Scharfsinn und ausgebreitete Kenntnisse mehr ausgezeichnet als Sièyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Béron, Pastoret und La Cretelle sind sehr geschätzte Schriftsteller im Fach der Gesetzgebung und der Rechtsgelahrtheit.

4) Rhetorik, Kritik, wissenschaftliche Werke. Die Werke in den ersten beiden Fächern sind zahlreich, doch verloren viele den frühern Ruf, weil sie auf beschränkte und einseitige Ansichten gegründet sind. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le Bossu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac studiren wollen? Rollin's „Traité des études" bleibt ein um seiner Klarheit willen geschätztes Elementarwerk; Batteux's „Cours des belles-lettres" Dubos's Werk über Poesie und Malerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und s.: „Elémens de littérature", Rapin's „Réflexions sur l'usage de l'éloquence"; Buffier's „Traité philos. de l'éloquence", Fénélon's „Dialogues sur l'éloquence" und „Réflexions sur la rhétorique", Corneille's „Discours sur la tragédie", Voltaire's „Commentaires sur Corneille", s. „Mélanges", s. „Dictionnaire philosophique", s. Briefe, und der: „Essai sur les éloges", von Thomas, sind Werke dieses Faches, welche Epoche machten. Eine der wichtigsten und belehrendsten Schriften ist Cardinal Maury's „Traité sur les principes de l'éloquence de la chaire et du barreau". In neuerer Zeit müssen wir Suard's „Mélanges de littérature" bemerken, die sich durch sinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunstgefühl hervorheben; in dieser Sammlung zeichnen sich auch die Aufsätze des Abbé Arnaud aus. Die „Mélanges tirés de manuscrits des Madame Necker" sind anziehend; die Urtheile darin sind oft gewagt, der bisweilen gesuchte Styl ist jedoch immer geistvoll. Die „Etudes sur Molière" von Gailhava; die „Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française", von Palissot. Chamfort's „Mémoires" und Ginguenés Aufsätze sind verdienstliche Werke; Letzterer beschäftigte sich zuletzt mit einem großen Werke über die italienische Literatur, das durch s. Tod leider unvollendet geblieben. Das große Werk von La Harpe: „Lycée de littérature", verdient Auszeichnung, besonders die erste Hälfte, die letzten Bände sind mit zu augenscheinlicher Parteilichkeit geschrieben. Durch ihr an feinen Bemerkungen reiches, wiewol auch viele Unrichtigkeiten enthaltendes Werk: „De l'Allemagne", hat Frau von Staël eine Verbindung der franz. Kritik mit der deutschen Literatur eingeleitet. Seitdem ist von franz. Seite viel über Romantik gesprochen worden. In wissenschaftlichen Werken aller Art ist die franz. Literatur sehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Classiker macht sie dazu besonders geeignet. Buffon war einer der Ersten, der mit seltener Genialität und Geist

über die Naturwissenschaft schrieb; Lacépède und Cuvier folgten s. Vorbild; Lavoisier und Fourcroy in der Chemie; Corvisart und Puységur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunstgeschichte; J. J. Rousseau, Grétry, Castil Blaze, Julin und Despolin über die Musik; Percier, Fontaine, Michel über die Baukunst; Langlès, Sylvester de Sacy, Chézy über die orientalischen Sprachen; Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftstellern in diesem Fache; doch ist dies so reich, daß es unmöglich ist, alle wahrhaft bedeutende Männer hier aufzuzählen.

5) Kanzelberedtsamkeit, Erziehungsschriften. Zur Zeit Ludwigs XIII. zeichnete sich Lingendes zuerst durch s. Predigten und Leichenreden aus. Macaron näherte sich ihm. Bossuet riß hin durch s. edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit sowol als durch s. glänzende Beredtsamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV. trägt. Seine berühmten „Oraisons funèbres" trugen sehr viel zur Ausbildung der franz. Prosa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den größten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte von 1632 bis 1704. Anselme und Fléchier waren beliebt. Massillon lernte viel von diesen großen Vorgängern, und wußte durch die rührendste Sprache christlicher Demuth die Herzen zu bewegen. Unter den protestantischen Kanzelrednern zeichnete sich Saurin aus. An Erziehungsschriften ist die franz. Literatur sehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir schon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Duménil u. s. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geschrieben. Die „Lettres à Emilie sur la mythologie", von Demoustier, sind seicht und unzweckmäßig.

6) Geschichte, Biographien. In der historischen Literatur müssen wir die ältesten Denkmale franz. Beredtsamkeit suchen. Aber Mémoires sind es, die sich hier besonders auszeichnen; den Franzosen gefiel und gelang stets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben, am besten, besonders wo sie selbst thätigen Antheil nahmen. Sie sind voll Talent, das Anziehende im Einzelnen zu entdecken, aber selten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, selten hingerissen vom Antheil an den Fortschritten ganzer Völker. Das Studium der mannigfaltigen Memoiren ist jetzt sehr erleichtert durch die schätzbare: „Collection universelle de Mémoires relatifs à l'histoire de France", wo die ersten 12 Bände nur die vom 13. bis zu Ende des 15. Jahrh. enthalten. Eine deutsche Übersetzung dieser Sammlung, von verschiedenen Mitarbeitern, gab Schiller heraus. An der Spitze aller Verfasser merkwürdiger Mémoires steht der Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heil. auf dem Kreuzzuge nach Palästina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieses Schriftstellers hat eine wahrhaft romantische Anmuth. Er wollte mit redlichem Eifer s. frommen Könige ein literarisches Denkmal stiften. Christine de Pisan, Tochter des Hofastrologen Karls V., folgt ihm; ihr Styl ist zierlicher, ohne Joinville's kräftige, heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines schilderte treffend den finstern und verstellten Ludwig XI.; er war der geistreichste, und in rhetorischer und pragmatischer Hinsicht der erste aller Verfasser franz. Memoiren v. 13. bis gegen das 17. Jahrh. Froissart schrieb ein größeres historisches Werk, was er suchte durch den Reiz des Wunderbaren in die Nachbarschaft epischer Dichtung zu bringen. In den Memoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Male die Naivetät jener ältern Geschichts- und Chronikenschreiber. Eine Mischung dieser Naivetät mit einer cynischen Frechheit, die in der historischen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufenen Memoiren des Brantôme aus; sie schildern die Zeiten Karls IX. und Heinrichs III., wo die empörendste Sittenlosigkeit herrschte. Sully schrieb anziehend und würdig über sein Zeitalter. Es ist Schade, daß der

kenntnißreiche De Thou nur lateinisch, und nicht französisch schrieb. Mézerai schrieb mit Freimüthigkeit die Geschichte der franz. Monarchie. Pélisson war mehr Lobredner als Historiker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geschichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St.-Réal bildete sich nach ihm, aber seine Sprache war reiner. Daniel, Joseph d'Orleans, Rapin de Thoyras und Aubert de Vertot zeichneten sich damals als Historiker aus. Bossuet's Darstellung der Weltgeschichte ist einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur gibt eine so kosmopolitische Übersicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthsel der Bestimmung des Menschen. Der Cardinal de Retz verstand es, die unterhaltendsten Anekdoten auf eine geist- und lebenvolle Weise in die Geschichte zu verweben. Bougeant schrieb über den westfälischen Frieden. Rollin's Werke sind zur Belehrung der Jugend geschrieben; sie sind weder genial noch tief und befriedigend, aber gut für Anfänger und Liebhaber. Ihnen schließt sich Créviers Geschichte der Kaiser, und Lebeau's „Histoire du Bas-Empire" (neu bearbeitet von Royou, Paris 1814, 4 Bde.) an. Die Kirchengeschichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640—1723 lebte, ist ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologische Übersicht der franz. Geschichte; Montesquieu schrieb mit römischem Geist über die Römer; Voltaire nimmt als Verfasser der Geschichte Karls XII., des Versuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Historikern ein. Condillac zeichnete sich in diesem Fache weniger aus als Mably. Montesquieu's Geschichte Ludwigs XI. ging verloren; dies bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos liest, dessen Geist mehr fein als reif war; s. „Mémoires secrets" sind vorzüglicher. Millot ist correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und schüchtern. Gaillard verdunkelt durch s. weitläufigen Styl andre Vorzüge. Raynal's philosophische Geschichte des Handels der Europäer in beiden Indien verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geschichte der Revolution, durch welche Katharina II. auf den russischen Thron kam, und s. Geschichte der Polen, sind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geschrieben. Michaud's „Histoire des croisades" erhielt bei dem franz. Nationalinstitut über Heeren's Bearbeitung desselben Gegenstandes den Preis. Mirabeau's Geschichte der preuß. Monarchie unter Friedrich dem Einzigen ist überreich, aber der Mangel an Ordnung ist fühlbar darin. Friedrich der Große selbst aber ist hier unter den ersten franz. Geschichtschreibern, durch s. „Mémoires de Brandebourg" und „Histoire de mon tems" zu nennen. Das Elementarwerk von Thonret, über die Revolutionen in der franz. Regierung, ist höchst merkwürdig. Es ist sehr belehrend und tief durchdacht, einfach, fast streng aber bündig, rein und treffend geschrieben. Im Gefängniß wurde dies große Werk geschrieben, und man schleppte diesen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem er sein Werk vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht ist vom Gefühl des Volksrechts und von Freiheitsliebe. Anquétil und Desodoards schrieben die Geschichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müssen wir noch Marmontel's „Histoire de Régence" und der Memoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiseul, den Herzog von Aiguillon und den Grafen von Maurepas erwähnen. Hrn. von Ségur's politisches Gemälde von Europa, in s. „Histoire des principaux événemens du règne de F. Guillaume II., Roi de Prusse" ist ausgezeichnet; Caillard's treffliches Memoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland füllt beinahe den ganzen ersten Theil jenes Werkes aus. Rabaut St.-Etienne's „Précis historique de la révolution française", 2 Bde., fortgesetzt und vollendet von dem jüngern Lacretelle, 5 Bde., wird sehr geschätzt, desgleichen die „Précis des événemens militaires" von Matth. Dumas. Auch verdienen die „Considérations sur les principaux événemens de la révolution française" ein von der Frau von Staël nachgelassenes Werk, und Mignet's „Hist. de la ré-

vol. franç." hier rühmlichst erwähnt zu werden. Endlich ist die franz. Literatur bereichert durch treffliche Übersetzungen alter und neuer Historiker aller Völker.

7) Mathematik des 19. Jahrh. In der Mathematik, sowohl der reinen als angewandten, hat sich die franz. Nation in der neuesten Zeit durch einen so regen Eifer und so glänzende Erfolge ausgezeichnet, daß ihr vielleicht die Palme vor allen übrigen Nationen Europas zuerkannt werden darf. Wir nennen, mehr die Wichtigkeit der Leistungen, als die natürliche Ordnung der Materien beachtend, und uns auf eine Skizze beschränkend, von den franz. Mathematikern dieser letzten Periode, zuerst Laplace (s. d.), der in s. „Mécanique céleste" (Paris 1823, 5 Bde., 4.) ein für alle Zeiten gültiges Gesetzbuch der feinsten und verwickeltesten Himmelsbewegungen gegeben, und solchergestalt, mit Hülfe der Kunstgriffe einer höchst vervollkommneten Analysis, das Gebäude vollendet hat, zu welchem der Grund durch Newton's „Philosophiae naturalis principia mathematica" gelegt worden war. Gleichzeitig, und nur die Resultate jener großen rechnenden Untersuchungen entwickelnd, erschien desselben Verfassers „Exposition du système du monde" (4. Aufl. Paris 1813, 2 Bde.), zu welcher Hassenfratz's „Cours de physique céleste" (Paris 1803) einen besondern Commentar geliefert hat. Als Einleitung in diese Himmelsmechanik aber kann betrachtet werden Francoeur's: Traité élémentaire de mécanique" (4. Aufl., Paris, 1807), womit für die Absicht tieferer Forschung noch Lagrange's „Mécanique analytique", Prony's „Mécanique philosophique" u. Carnot's „Principes de l'équilibre et du mouvement" verbunden werden können. In der Astronomie selbst, als der nur in erweiternder Beziehung zur Himmelsmechanik stehenden nächsten Disciplin, hatte Lalande schon 1792 die 3. Aufl. s. „Astronomie" 3 Bde., 4. erscheinen lassen, als Delambre, nachdem jenes Werk schnell vergriffen war, s. „Astronomie théorique et pratique" (Paris 1814, 3 Bde., 4.) gab, und Biot durch s. „Traité élémentaire d'astronomie physique" (2. Aufl. Paris 1811, 3 Bde.) Anfoderungen eines astron. Publicums von weiterem Umfange erfüllte. Die mathematische Physik verdankt demselben Verfasser ihr Hauptwerk dieses Zeitraums: „Traité de physique expérimentale et mathématique" (Paris, 1816, 4 Bde.), woraus zugleich ein, auf den experimentalen Theil beschränkter, bereits in 3 Aufl. gedruckter: „Précis élémentaire" vorhanden ist. Für die Geodesie und mathemat. Topographie hat Puissant in s. „Traité de géodésie" (2. Aufl., Paris 1819, 2 Bde. 4.) und „Traité de topographie, d'arpentage et de nivellement" (2. Aufl., Paris 1820, 4.) zwei classische Werke gegeben. In der Hydraulik ferner ist Prony's „Architecture hydraulique" ebenfalls durch den Charakter hoher Vollendung bezeichnet; und von den neuesten kriegswissenschaftlich-mathematischen Werken verdient Gay de Vernon's „Traité d'art militaire et de fortification" (Paris 1805, 2 Bde. 4.) eine ausgezeichnete Erwähnung. — Die reine Mathematik hat sich keiner geringern Bereicherungen zu erfreuen gehabt. Lagrange's „Théorie des fonctions analytiques" (2. Aufl. Paris 1813, 4.), und die mit Commentar dazu gehörenden „Leçons du calcul des fonctions" desselben Verfassers werden mit Recht als ein unentbehrliches Werk zur Eröffnung des Weges in das innerste Geheimniß der höhern Analysis betrachtet, welche hiernächst in ihrem weitesten Umfange Lacroix in s. „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral" (Paris, 3 Bde., 4.) abhandelt, welches vielleicht die umfassendste und gründlichste Arbeit über diesen Gegenstand ist. Unter den Elementarwerken ist von jeher mit verdienter Achtung Bézout's „Cours de mathématiques", 5 Bde., genannt worden, davon in den beiden letzten Decennien wiederholte neue Aufl. an das Licht getreten sind; die analytische Geometrie aber hat Biot in s. „Essai de géométrie analytique" (5. Aufl., Paris 1813); die Trigonometrie Lacroix in s. „Traité de trigonométrie rectiligne et sphérique" (6. Aufl., Paris 1813), und die entwerfende Geometrie Derselbe in s. „Eléments

de géometrie descriptive" (4. Aufl., Paris 1812) bereichert. Die Algebra h unzählige neue Bearbeitungen erfahren, unter welchen Lacroix in s. „Compléme d'algèbre" (3. Aufl., Paris 1804) genannt werden muß. Laplace's analytis und philosophische Behandl. der Wahrscheinlichkeitsrechnung, „Essai philosop sur les probabilités" (4. Aufl., Paris 1819) und Lacroix's „Traité du calcul d probabilités" (Paris 1816) mögen diese gedrängte Übersicht der wichtigsten E scheinungen der mathematischen Literatur Frankreichs in diesem Jahrhundert l schließen.

8) Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine p tisch erfundene und ausgeführte, aber in Prosa geschriebene Erzählung bezeichn so ist dies höchst wahrscheinlich eine portugiesische Erfindung, denn dem Portug sen Lobeira läßt sich der Ruhm nicht absprechen, der wahre Verfasser des Ritter mans „Amadis" zu sein. Eine andre Gattung sind die fabelhaften Chroniken Versen. Auf solche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende d 13. Jahrh. eine Geschichte von Frankreich in Versen. Eine dritte Gattung alt Ritterromane ist ganz verschieden davon; es sind diejenigen, welche allegorische P sonen in ihre Erzählung verweben. Zu der ersten Art gehören die frühesten fran Romane von den Rittern der Tafelrunde und Alexander d. Großen (von Lamb bi Cors, fortgesetzt von Alex. du Vernay.) Die Romane von der Tafelrunde b greifen den heil. Graal, Triston de Leonnais, der Perceval und Lancelot, sämm lich aus dem 12. Jahrh. Diese nordfranz. Romane waren ursprünglich lateinis geschrieben, dann wurden sie in franz. Prosa übersetzt und noch im 12. Jahrh. i franz. Verse gebracht, dann im 14. Jahrh. wieder in franz. Prosa aufgelöst. Im 13. Jahrh. folgten die Romane der zwölf Pairs von Frankreich. Doch größere Aufsehen machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Rose, de zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es i durchaus versificirt, freilich in sehr holprigen Knittelversen. Das Ganze bildet ei didaktisch-allegorisches Gedicht, welches manche Franzosen so vermessen waren, de in demselben Jahr vollendeten Werke Dante's an die Seite zu stellen! Wilhel von Lorris schrieb schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. dies romantische G dicht bis zum 4150. Vers; 100 Jahre später wurde es fortgesetzt und beendet v Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieses Roma ist, daß er eine vollständige Kunst zu lieben sein soll. Ein Heer von allegorisch Personen erscheint darin, alle Tugenden und Laster sind personificirt, sodaß selb die Gegenkunst als Bel Accueil auftritt; Alles moralisirt, und ist doch zugleich m den frivolsten Anspielungen durchwebt, die sich sogar am Schluß in roher Obscén tät endigen. Raisonnirend zeigt sich der poetische Geist der Franzosen gleich in di sem ersten Werke; es sind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherer B geisterung. Doch wurde ungeachtet seiner schlüpfrigen Bilder und Scherze dies Roman so allgemein bewundert, daß man sogar so weit ging, selbst diesen Bilde einen religiösen und moralischen Sinn unterzuschieben. Aber der wahre Sin war zu klar ausgesprochen, als daß sich nicht endlich hätte eine Partei dagegen erh ben sollen. Man fing an, von den Kanzeln gegen diesen Roman zu predigen, un so fängt mit ihm auch die Geschichte der kritischen Fehden in Frankreich an. Ein der ältesten gedruckten Ausg. davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein g wisser Jacques Gelée schrieb zu Ende des 13. Jahrh. eine allegorisch-romantisch Dichtung: „Le roman du nouveau renard". Wahrscheinlich gab dies altfran zösische Fabliau die Veranlassung zu dem deutschen Gedichte: „Reinecke der Fuchs" und ein Geistlicher, Deguilleville, schrieb 1330 drei große geistliche Allegorien, de nen die Idee der Pilgerschaft zum Grunde lag. Merkwürdig sind die hundert N velleu der Königin Margaretha von Navarra, Schwester Franz I., „L'heptame ron ou l'histoire des amans fortunés de très-illustre et très-excellente prin

reine Marguérite de Valois, Reine de Navarre" (1559); sie sind ganz in der Manier des Boccaccio, und es ist kaum begreiflich, wie eine Fürstin dem weiblichen Zartgefühl so ganz entsagen konnte. Doch erzählt sie mit alt-französischer Treuherzigkeit Anständiges und Unanständiges durch einander, woran damals dort Niemand Ärgerniß nahm. Früher schon, unter Karl VII., kamen die 100 Novellen des burgundischen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantischen Dichtungen: „Gérard de Nevers" und „Le petit Jehan de Saintré", welche Treſſan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die franz. Ritter arabische Dichtungen kennen; diese veranlaßten die nachher sehr beliebten Feenmärchen. In sie und in die Rittergeschichten zog sich Alles zurück, was noch von romantischer Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Märchen des Blaubart, der schönen Melusine, des Kaisers Octavian, und überhaupt fast alle die alten Volksromane stammen aus Frankreich. Man nannte diese kleinen romant. Erzählungen: Fabliaux (s. Méon's „Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français" — des 13. u. 14. Jahrh. — Paris 1823, 2 Bde.). Die Ritterromane: „Huon von Bordeaux", „Ogier der Däne", und andre solche Sagen von Karls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15. Jahrh. geschrieben. Hierhin gehört ein moralischer Frauenspiegel, von einem Ritter de la Tour geschrieben, der bald ins Deutsche übersetzt wurde. Der Chronikenstyl liegt der Sprache aller dieser Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16. Jahrh. erwachte noch einmal der Geschmack an dieser Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novellisten, unter denen wir nur Noel du Fail, de la Mothe Roulland, Desperiers, Bellefort, Chapuis und Tabourot nennen; der echte Ritterroman ging durch sie in den niedern oder historischen über, und aus diesem entstanden endlich die vielen galanten Intriguengeschichten und Hofanekdoten. Eine neue Gattung: der satyrische Roman, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er schuf s. „Gargantua und Pantagruel" ein geniales, aber durchaus rohes Zerrgemälde. Seine burleske Originalität und Unerschöpflichkeit im Ungeheuren reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und possenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Östreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt, nach dem Vorbild der spanischen. Nach französischer Art durften die komischen dabei nicht fehlen. Ein gewisser Nicolas de Montreux hatte in s. „Bergeries de Juliette" einen Anfang dazu gemacht. Der erste Franzose, dem es gelang, im Geist und Styl einer solchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honorée d'Urfé in s. „Astrée", die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Ein Überrest von provenzalisch-romantischer Sinnesart scheint aus diesem Werk zu sprechen, dessen geistreicher und feinmerkender Verf. zu Marseille geboren war; er webte s. eigne Lebensgeschichte ein (5 Bde., der 1. 1610). Hier ist keine arkadische Hirtenwelt, sondern eine ganz galant-ritterliche. Die romantische Sentimentalität dieses Werks ging in den Ton der historischen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprénède erlaubte es sich, Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer so zu bearbeiten, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben. Er hatte viel poetische Phantasie, aber er gehörte zu der überspannten Partei, die das Genie auf Kosten des Geschmacks wollen triumphiren lassen, und eben durch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geschmacksregeln ihr Verdienst setzt, den traurigen Sieg in die Hände spielte. Calprénède fand eine Nachahmerin in dem Fräulein Madelaine de Scudery. Sie schrieb sieben weitläufige Romane, von denen der erste: „Clélia", allein zehn Octavbände einnimmt. Außerdem hat man noch zehn Bände: „Conversations et entretiens" von ihr. Die Zartheit der Empfindungen verliert sich bei ihr in pedantische Süßigkeit und in einen seichten Wortstrom. Sie starb 1701, über 90 J. alt. Die

Damen schienen von einem besondern Beruf ergriffen, dies Feld zu bearbeiten, und sie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirklichen Welt herab. Die historischen Romane des Fräuleln Rose de Caumont de la Force wurden besonders gut aufgenommen; sie wußte kunstvoll ihnen das Colorit wahrer Geschichte zu geben. Mad. de Villedieu beschäftigte sich besonders damit, Anekdoten aus der alten Geschichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre „Galanteries Grénadines" waren in spanischer Manier. Damals wurden die Feenmärchen sehr beliebt. Die arabischen: „Tausend und eine Nacht", die Antoine Galland ins Französische übersetzte, fanden zahllose Nachahmungen. Früher schon wurden die „Contes de ma mère l'Oye", von Perrault, und die Märchen der Gräfin d'Aunoy sehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und viele Andre eiferten ihnen nach. Graf Antoine d'Hamilton übertraf sie an Scherz und kühner Phantasie; selbst der ehrwürdige Fénélon schrieb Feenmärchen zur Erziehung des Herzogs von Bourgogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen sehr, ihre „Princesse de Clèves" ist immer einer der besten historischen Romane; ihre „Zaide" ist trefflich an Eleganz des Styls und zartem Ausdruck der Gefühle. Nicht so groß war die Anzahl der komischen Romane; Paul Scarron, bekannt durch s. Witz und s. Verheirathung mit der Marquise de Maintenon, ließ in s. Werk: „Le roman comique", alle Talente glänzen, durch die er s. Zeitgenossen interessant wurde. Er verstand sich auf das Komische der Situationen; s. Einfälle sind keck, aber s. Muthwille ist oft platt, seine Tändelei geschwätzig. Die komischen Romane des Le Sage entstanden durch Nachahmung spanischer Werke: sein „Gil Blas" wurde bald durch ganz Europa gelesen, sowie sein „Diable boiteux"; er hinterließ außerdem noch sechs komische Romane. Der sogenannte bürgerliche Roman von Antoine Furetière wurde eine Zeitlang gelesen und dann vergessen. Die Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Engländern; der Abbé Prevôt übers. Richardson's Werke, und s. eignen Romane: „Cleveland", „Le doyen de Killerine" und besonders „Manon Lescaut" rührten und gefielen. Ebenso Segrais's Novellen. In Montesquieu's „Lettres persannes" dient die Romanform der philosophischen Satyre nur zum Rahmen. In komischen Romanen, dem „Candide", dem „Zadig", dem „Micromegas", der „Prinzessin von Babylon", glänzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier ist Originalität, pikante Natürlichkeit, funkelnder Witz, interessanter Styl. Die „Neue Heloise" von J. J. Rousseau erschien, deren hinreißende Beredsamkeit und glühende Gemälde der Leidenschaften allgemeines Aufsehen erregten, obschon die langen Abhandlungen darin oft stören. In zweiter Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot (dessen: „Jakob der Fatalist" und „Die Nonne", zu den frühesten moralischen Romanen gehören, so unmoralisch auch das dritte Werk: „Les bijoux indiscrets" ist, womit er s. Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni. Marmontel's „Belisar" und s. „Incas", sowie s. „Contes moraux" gefielen sehr. Florian zeigte mit seltner Zartheit des Gefühls in seinem „Gonsalvo de Cordova", wie der historische Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der „Galathee" des Cervantes, und durch seine liebliche „Estelle", sein „Numa Pompilius" würde ohne die musterhafte Eleganz der Sprache unbedeutend sein. Aber die beliebtesten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Andrer hat die ausschweifendste Lüsternheit der Situationen mit so feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität selbst ein so frecher, abscheulicher Spott getrieben wird, wie die s. Nachahmer, die „Liaisons dangereuses" von Laclos und die verworfene: „Justine", finden sich in keiner andern Literatur. Neben diesen ist der provinzialische „Faublas", von Louvet de Coudray noch unschuldig. Einer der fleißigsten und bessern Romanschreiber war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Rétif de la

Bretonne. Zwei neuere Schriftsteller dieses Fachs verdunkeln alle Vorigen: Bernardin de Saint-Pierre und de Châteaubriand (s. d.). Der Erstere hatte sich durch s. „Etudes de la nature" den Ruf eines tieffühlenden und scharfsinnigen Schriftstellers erworben, als er durch: „Paul und Virginie" und „La chaumière indienne" sich alle Herzen gewann; reizende Naturgemälde, ein eben so einfacher als unverkünstelter Styl und seltene Innigkeit zeichnen s. Schriften aus. Châteaubriand's religiöse Richtung und s. glühende schwärmerische Phantasie zeichnen sich allgemein aus. S. „Atala", s. „René", s. „Martyrs" sind in einem Styl geschrieben, dessen rührende, aber oft düstere Romantik und Mystik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand ebenso eifrige Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Unter den neuern Schriftstellerinnen glänzt Frau v. Staël als Stern erster Größe; auch sie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energischen Styl. Sie ist mehr großherzige Weltbürgerin, als Französin. Ihre „Corinne, ou l'Italie" ist ein Meisterwerk, und würde allein sie unsterblich machen; ihre „Delphine" hat seltene Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wol die Unrichtigkeit des Hauptgedankens ist. Äußerst fruchtbare Schriftstellerin ist die bekannte Mad. de Genlis, sie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre frühern Schriften fanden großen Beifall, aber sie schreibt zu viel und hat zu flache Ansichten, um sich den der Kenner erhalten zu können, dies sieht man noch deutlicher in: „Palmyre ou le secret" und in den „Diners du baron de Holbach". Sehr lieblich, zum Herzen sprechend, voll zarter Innigkeit sind die Romane der Mad. Cottin. Ihre „Malvina", „Amélie Mansfield", „Elisabeth" und „Mathilde" machen tiefen Eindruck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfasserin. Sehr geschmackvoll, von feinem Beobachtungsgeist und Kenntnisse der höhern Lebensverhältnisse und mit gebildetem Gefühl sind die Romane der Mad. de Flahaut (jetzt Mad. de Souza) geschrieben. „Adèle de Sénanges, Mademoiselle de Tournon, und „Eugène de Rothelin" zeichnen sich besonders darunter aus. „Primerose" von Mad. de Vindé, „Le nègre comme il y a peu de blancs", von Lavallée, „Les quatre Espaniols" und „Le manuscrit trouvé au mont Pausilippe", von Montjoye, sowie „Valérie" der Frau v. Krüdener, gehören zu den vorzüglichsten neuern Romanen. Der vielschreibende Pigault le Brun erlaubt sich oft in jedem Sinn zu viel; Flévée's „Dot de Suzette" gefällt. Salvandy hat sich durch seinen „Alonso" berühmt gemacht. Mad. de Montolieu ist beliebt sowol durch ihre „Caroline de Lichtfield", als durch ihre trefflichen Übersetzungen Lafontaine'scher, Richter'scher u. A. Romane.

9) Briefstyl, Reisebeschreibungen. Der franz. Briefstyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als musterhaft nachgeahmt wurde, war noch auf das Zeitalter Richelieu's noch ziemlich roh. Die alte Naivetät hatte in demselben etwas Steifes. Heinrich IV. selbst schrieb an die schönen Damen, denen er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetorische Feinheit, aber in sehr galanten und süßen Phrasen. Anziehend und lesenswerth sind die „Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoise, Comtesse de Guiche, sa maîtresse" (Amsterdam und Paris 1788). Die Geschäftsbriefe aus jener Zeit sind ganz im gewöhnlichen Curialstyl geschrieben. Selbst den Briefen des Odendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu schrieb auch s. Geschäftsbriefe mit männlicher Bestimmtheit und Leichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredtsamkeit, ein heller fester Geistesblick zeichnen s. Briefe aus. Es entstand unter den französischen Köpfen ein allgemeines Streben darnach, ein eleganter Briefsteller zu sein. Die Nationalrichtung, sich in Allem auszuzeichnen, was sich ohne seelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und Leichtigkeit empfiehlt, mußte zur sorgfältigsten Ausbildung des Briefstyls führen. Elegante Briefe für das Publicum zu schrei-

ben, wurde plötzlich die neueste literarische Mode in Paris, und sich darin als fein Weltmann zu zeigen, schmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort Bel esp wurde da erst gewöhnlich, und zwei dieser schönen Geister, die unter Richelieu f die feinsten am Hofe galten, wetteiferten im Briefstyl. Balzac machte sich ein a gelegentliches Geschäft daraus, schön, prunklos und ernsthaft wie Cicero zu schr ben; man bewunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voiture wur sein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu tändeln verstand. Er war se geistreich, aber selten zwanglos natürlich, seine Artigkeit war sehr gesucht, in kün liche Perioden ausgesponnen und in den gesuchtesten Antithesen vorgetragen. M trachtete nun die Vorzüge dieser beiden Männer zu vereinen. Mit vieler Feinhe Correctheit und Eleganz schrieb Pierre Costar; doch am meisten zeichneten sich l feinfühlenden, geistreichen Frauen in diesem Fache aus. Unter ihnen steht die l denswürdige Marquise von Sevigné (s. d.) oben an. Wir erwähnen noch l Briefe der Mlle. de l'Espinasse und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reiz den Ninon de l'Enclos haben bezaubernde Anmuth, doch bezweifeln viele ihre Ec heit. Ganz vorzüglich zeichnen sich durch Feinheit der Empfindung und des Au drucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Wer durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Musterbriefen g Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontene in s. „Lettres galantes". Die Briefe des Grafen Bussy-Rabutin sind voll raf nirter Schöngeisterei, aber nicht uninteressant. Chaulieu gab ein anlockendes B spiel, Briefe mit Versen zu durchweben. Die Kunst, gute Briefe zu schreibe wurde unter den Franzosen von Erziehung so als gewöhnlich vorausgesetzt, d man sogar in Voltaire's Briefen mehr den Geist als das besondere Talent zum Brie styl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art, in Episteln zu raisonnie und zu scherzen, wurde ganz im Geist der franz. Geselligkeit vervollkommnet dur Gresset, einen der feinsten Köpfe s. Zeit, der auch durch muntere Erzählungen derselben Manier, besonders durch s. „Vert-Vert" sich sehr auszeichnete. D rat, Sedaine und de Pezay schrieben anmuthige Episteln dieser Art. Die des Ab de Bernis sind besonders reich an schönen Beschreibungen. Montesquieu's „Lettr persannes" müssen wir als Muster des eleganten Stils hier noch erwähnen. An trefflichen Reisebeschreibungen ist die franz. Literatur sehr reich: sie hier auf zählen, wäre überflüssig, da sie auf den eigentlichen Geist der Literatur doch kein merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk ist die bekannte „Re des jungen Anacharsis", von dem verdienstvollen und geistreichen Abbé Barthélem der 1716—95 lebte. Die „Lettres sur l'Italie" von Dupaty sind beliebt. Volne Denon, Delaborde und vor Allen Humboldt und Bonpland gehören zu den me würdigsten neuern Reisebeschreibern, sowie in Hinsicht auf Alterthumskunde M lin's Reisebemerkungen höchst anziehend sind. Eine gute Übersicht gewähren Mal Brun's „Annales des voyages".

10) Französische lyrische und leichte erzählende Poes Die ältesten Gedichte in nordfranz. Sprache waren Lieder. Es läßt sich nicht i chronologischer Genauigkeit bestimmen, wann das Volk an der Seine und Loire a hörte, in der Manier des uralten Rolandsgesanges und in verdorbenem Latein singen. Gewiß ist es, daß im 13. Jahrh. die provenzalische Poesie sehr auf nordfranz. wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der ältesten franz. Po gibt das Werk von Claude Fauchet: „De l'origine de la langue et poésie fr çaises". Die Romane und Fabliaux sind in der nordfranz. Literatur weit ä als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete sich dagegen die eigentliche Po weit früher, sie wurde hier die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia) genannt, s südlich-romantischer Geist durchwehte sie. Unter der Regierung Philipp Augu gegen das Ende des 12. Jahrh., waren vermuthlich die ersten Troubadours e

Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Chrétien de Troyes, der die
mane von der Tafelrunde in nordfranz. Verse übertrug, soll zuerst den proven-
schen Gesang in franz. Versen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von
t die Alexandriner den Namen haben) lebte zwischen 1180 und 1223 am Hofe
lipp Augusts, und dichtete und sang da sein gereimtes Leben Alexanders des
ßen, voll allegorischer Anspielungen auf Philipps Thaten. Der König Thi-
t von Navarra richtete an die Dame seines Herzens, die Königin Blanca von
ilien, Lieder im Styl der einfachen provenzalischen Lais mit Abänderungen, die
zuweilen der Canzone nähern. Fast alle s. Lieder, so verschiedenartig auch übri-
s ihre metrische Form ist, haben fünf Strophen, und nach der fünften folgt ge-
nlich das provenzalische Anhängsel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch
ren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht ebenso sehr von dem
m Französisch ab wie die Sprache der schwäbischen Minnesänger von dem neu-
Deutsch. Die franz. Trouvères und die provenzalischen Troubadours begrüß-
sich damals als Brüder in der Kunst. Die Lieder König Thibaut's werden nach
chen Melodien mit der Harfe oder Violine begleitet. Vom Monseigneur Gas-
Brulez sind noch an funfzig Lieder vorhanden; er war Thibaut's Freund. Be-
ter wurde durch sein romantisches Schicksal der Schloßhauptmann (Châtelain)
Coucy. Messire Thierry de Soissons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die
König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Aus dieser Zeit er-
ten wir die „Poésies de Marie de France, poëte anglo-normand du XIII.
cle" durch Roquefort (Par. 1820, 2 Thle.) Die Lieder mehrer franz. Dich-
die später im 14. Jahrh. lebten, überraschen durch die Ähnlichkeit ihrer Spi-
naße mit den alten spanischen. Auch eine Dame wurde um diese Zeit als Dich-
kerähmt; sie hieß Doëte de Troyes; diese soll ihre Lieder selbst in Musik ge-
haben. Man verunstaltete auch oft die wahre Geschichte durch eine groteske
liche Ausstaffirung: so schrieb Philipp Mousque von Arras eine Geschichte von
nkreich in Versen. Das Allegorisiren war sehr beliebt. Jean Froissart
) als Geschichtschreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; durch
wurde die provenzalisch-romantische Schäferpoesie in die franz. Literatur einge-
. Die meisten s. Gedichte waren Pastourelles und Rondeaux; sie haben
ßeste Anmuth und Lieblichkeit. Eine Menge Lais und Virelais von ihm sind
vorhanden. Einen Theil s. Gedichte vereinte er in der Form eines Romans
dem Titel: „Meliador oder der Sonnenritter". Ein allegorisches Gedicht
hm: „Das Paradies der Liebe", und ein geistliches: „Die drei Marien",
n mit Beifall aufgenommen. Die komischen Fabliaux in Versen wurden im
nd 13. Jahrh. sehr beliebt; sie sind oft über alle Beschreibung unanständig.
Neigung, einen unterhaltenden versificirten Scherz für Poesie anzusehen,
t durch alle Perioden der franz. Literatur fort. Es gab auch noch moralische
atyrische Fabliaux, sowie eine Art Contes dévots; zwei Mönche, Coinsi und
zeichneten sich in diesen aus. Das 15. Jahrh. war die Zeit der höchsten
he der provenzalisch-lyrischen Poesie im nördlichen Frankreich. Das Triolett,
Quatrain, der sogenannte Königsgesang, wurden besonders durch den Refrain,
s ihrem Wesen gehörte, beliebt, denn in diesem waren Spiele des Witzes an
tgen. Man trieb alle Verskünsteleien ungemein hoch. Im 15. Jahrh. zeich-
ich Karl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in englische
genschaft gerieht, durch die Wahrheit und kunstlose Anmuth s. Lieder ganz
ders aus. Es gab damals, während des Krieges, der die franz. Monarchie
rstörte, mehre solche fürstl. Minnesänger: Johann und Philipp, Herzoge
Burgund, René von Anjou, Joh. von Lothringen und Mehre standen in Ver-
ng, und man findet ihre Lieder in dem alten handschriftlichen Liederbuche
lladier"); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht suchen. In dies

Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bek gewordenen Werken einige gewiß echt sind. Alain Chartier wird oft gepriesen, s. Lebensansichten sind ebenso unpoetisch als s. Tugendlehren trivial. Villon sang mit keckem Witz s. eignen Gaunerstreiche. Coquillart hat an burlesker W fülle und unlautern Einfällen wenig s. Gleichen. Cretin oder Du Bois und L digné müssen als komische Dichter hier erwähnt werden; des Letztern Geschich vom Pierre Faiseu pflegt man dem deutschen Eulenspiegel an die Seite zu stel Michault, der „La danse aux aveugles" dichtete, und Martial d'Auvergne, vier de la Marche, Chastellain, Michel d'Amboise und Mehre, gehören zu der rischen Dichtern im Anfange des 16. Jahrh. Mit ihren Liebesklagen war es A niemals Ernst, und nur ihre komischen Einfälle haben einige poetische Kraft. dem muthigen, oft unbesonnenen, aber immer edlen und liebenswürdigen Fran glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Male hell ins Leben; er war s Dichter, mehr noch nützte aber sein glühender Eifer für Alles, was groß und t lich war. Er führte das Studium der griechischen und römischen Classiker ein, wurde mit Recht le père des lettres genannt. Durch Katharina von Me verbreitete sich schnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und beson sein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in diesem Zeitalter solche Epo daß man alle ihre Nachahmer Marotisten zu nennen pflegt. Beide ganz am H lebend, waren witzige Wüstlinge, die um ihrer Talente willen wol von Vielen liebt, aber gewiß von Niemand geachtet wurden. Nur sinnliche Anmuth be Marot's Gedichte, doch hatte er kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kun Man hat vom ihm Allegorien, Eklogen, komische Gedichte, Elegien, Epistel Heroiden, Epigramme und Chansons in großer Menge; er zeichnete sich auch durc s. metrischen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen aus. Er hatt ebenso warme Freunde als rüstige Gegner; zu den ersten gehört Mellin-de-St.-G lais, der mit ihm nach classischer Correctheit in der eleganten Tändelei strebte, u Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarr sowie Maria Stuart, dichteten franz. Lieder. Mit dem Dichter Jodelle fing d Schule der franz. Sonettisten an; er und s. Freunde bildeten das sogenannte Si bougestirn (s. Nr. 13); sie lenkten zuerst die Richtung der Poesie auf etwas Ern steres und Größeres. Ronsard war Vorsteher dieser Verbrüderung, und w noch im folgenden Jahrh. der Fürst der franz. Dichter genannt. Er riß sich los dem abgenutzten Allegorienwesen und der wässerigen Witzelei s. Vorgänger, aber fehlte ihm die Innigkeit des Gefühls, und er versank in endlose Künstelei und le Phrasenprunk. Unter den übrigen Bundesgliedern galten vorzüglich Bellay Baïf. Doch es wurde bald wieder ein Reformator nöthig, um die latinisir Poesie aus der Mode zu bringen; Bertrand und Desportes waren solche Ver rer des Geschmacks, und Vorgänger des berühmten Malherbe. Diesen M den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, entdeckte das Eigenthümliche der franz. Versification. Er hatte gar keine dichterische P taste und keine kühne Begeisterung, aber desto strenger war er als Kritiker Wort- und Sylbentyrann. In seinen Oden und Stanzen zeigt sich am meist classische Würde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Er starb 16 Regnier zeichnete sich als classischer Satyrendichter und Sittenmaler aus. Th Viaud wetteiferte mit Malherbe, und besaß das seltene Talent des Improvis Die Schäfergedichte oder Bergerien wurden beliebt; Racan und Mairet zeich sich darin aus. Als Epigrammatisten waren Gombaud und Brebeuf ber Der Einfluß der Poetik des Aristoteles auf die franz. Poesie war im 16. J schon entschieden. Die lyrischen Gedichte Racine's haben mehr Sprachelegan poetischen Werth. Allgemein beliebt war Jean Lafontaine, geb. 1621, ge Unnachahmlich ist in s. Fabeln und in s., großentheils dem Boccaccio nachge

..., mitunter etwas obscönen Contes, die Naivetät der scherzenden Darstellung, ... aus einem reinkindlichen Herzen entsprang. Boileau-Despréaux haßte mit red... Ernst alle Ziererei und alle Schwärmerei; er hatte sehr wenig Phantasie, ... um so hellern Beobachtungsgeist. Seine kritischen Regeln wirkten um so ...tiger, da er sie selbst so pünktlich befolgte. Seine Satyren, sowie s. versifirirte ...tik sind berühmt. Die Männer aus s. Schule wurden stolz auf ihre feine Nüch...heit und Einseitigkeit. Bensrrade gefiel durch s. galanten Lieder. An der ... der jovialen Dichter standen Lullier, genannt Chapelle, Bachaumont, ...lieu und La Fare. J. B. Rousseau, geb. 1669, wurde berühmter Odendich..., der jeden Stoff mit Leichtigkeit behandelte. Die poésies fugitives wurden ... beliebter: Pavillon, Des Joetaux, St.-Pavin ꝛc. empfahlen sich durch solche ...ante Kleinigkeiten. Segrais's Eklogen waren beliebt; noch anmuthiger sind ... der Mad. Deshoulières, die von 1634 — 94 lebte, und mit sanfter Weiblich... Hirtenscenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's sind im kalten Hof... geschrieben. Daß Voltaire auch in diesem Fach glänzte, ist bekannt; der Aus... dieses Mannes selbst: „daß unter allen cultivirten Nationen die französische ... wenigsten poetisch sei" ist merkwürdig. Louis Racine, Sohn des Trauerspiel..., zeichnete sich durch den frommen Ernst s. Gedichte aus. Die religiösen ... des Marquis Le Franc de Pompignan, der von 1709 — 84 lebte, ... edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Rose Le... zeichneten sich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßner's Nachahmer. ... den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerst Lebrun, dessen Oden einen hö... und poetischern Flug haben als die meisten franz. Gedichte. Die Epitres ... Ducis und de Fontanes sind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls ... Melodie des Versbaues meisterlich in s. Gewalt. Drei s. Dichtungen: „Les ...", „La mélancolie" und „Le mérite des femmes", erhielten ent... Beifall. Florian's, Arnault's und Gingurné's Fabeln streben Lafon... nach, sowie Andrieux s. reizende Erzählungsweise in s. „Meunier Sans-...ci" sehr gut wieder zu treffen verstand. Unter den zahlreichen franz. Dichtern, ... mit besonderer Leichtigkeit kleine komische oder ernsthafte Begebenheiten in ... gefälliges Gewand zu kleiden wissen, glänzen, außer dem bereits genannten La...taine, noch sein nächster Nachfolger, Vergier, und späterhin besonders Voltaire ... Florian. Raynouard's Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure" erhielt und ...ente den ersten Preis der Akademie. Mehre Male wurde dieser auch einem ...ungsvollen jungen Dichter zu Theil, der leider sehr früh starb: Millevoye, ... „Amour maternel" und „Belzunce" viel reines und zartes Gefühl beweisen. ...tin Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. De Boufflers und de ... beweisen, daß keine ernsten Schicksale die Vorliebe der Nation für die leicht...ige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tissot und Mollevaut zeichnen ... als Übersetzer Pope's, Virgil's und Tibull's aus. Unter den Dichterinnen ...ssen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de ..., Verdier und Babois besonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich ...pfundene Elegien gedichtet. Für den vorzüglichsten Elegiendichter wird Ber... (starb 1790) gehalten. Eins der besten Talente war Chenier, besonders für ...; unter den neuesten lyrischen Dichtern steht Lamartine einzig da. Viennet („Exilés de Parga"), Fauriel u. A. verdanken den Ansichten des Augenblicks viel.

11) Epische Poesie. Dies Capitel ist in der franz. Literatur sehr arm. ... ersten merkwürdigen Versuch, durch ein romantisches Nationalheldengedicht ... Gebiet franz. Poesie zu erweitern, wagte Jean Desmarets-de-St.-Sorlin, ... Liebling Richelieu's; er starb 1676. Boileau verfolgte ihn streng, und doch ... dem verspotteten Desmarets nur das, was die Andern zu viel hatten: kriti... Besonnenheit und nüchterner Verstand! Seine schöpferische Phantasie verdun-

...hatten ..
Phantasie ...
1 *

kelte alle übrige franz. Dichter. Sein Heldengedicht „Clovis" hatte zwar keine verständigen Plan, aber es ist reich an poetischer Erfindung, und durchglüht vo dem Reiz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maschinerie s. Dichtun zum Theil aus dem christlichen Himmel, und zum Theil aus der romantischen Zau berwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöie über die Johann von Arc zu reimen unternahm, der an Länge und Langweiligkeit nur Scudery Heldengedicht „Alarich, oder das befreite Rom" gleichkam. Ein viertes fran Heldengedicht aus derselben Zeit ist „St.-Louis, ou la sainte couronne reco quise", von dem Pater Pierre Le Moine, einem Jesuiten, der von 1601 — 7 lebte. Seine Phantasie war nicht so reich und kühn wie die von Desmarets, ab auch nicht so verwildert, und Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter s. N tion geworden, wenn er ebenso viel Geschmack als Enthusiasmus gehabt hätt Der wesentliche Fehler s. Gedichts ist eintönige Feierlichkeit. Limojon-de-St.-D dier wagte einen fünften Versuch in der epischen Poesie durch eine neue Bearbeitu der Geschichte des Chlodwig; nur die 8 ersten Gesänge sind gedruckt, u zeichnen sich durch Feinheit und Eleganz aus, aber sie sind unpoetisch. Ronsard „Franciade" darf bei diesen mißlungenen epischen Versuchen nicht vergessen werde In Frankreich nennt man den „Telemach" von Fénélon als ein episches Meist werk; aber so sehr in diesem Werke auch die edelste und gefälligste Sprache der Ve nunft und des moralischen Gefühls herrscht, so ist es doch weit entfernt, eine wah Epopöie zu sein. Voltaire's „Henriade" ist unstreitig das vorzüglichste franz. G dicht dieser Art; sie hat einen gut durchdachten Plan, anziehende Charaktere u gelungene Beschreibungen; die Sprache ist rein und edel, aber die poetische Mag vermißt man ganz. Besonders stören die allegorischen Personen. Als komisch Epopöie dichtete Voltaire s. „Pucelle", und befleckte durch dies verrufene We dem man sonst den Rang des vorzüglichsten franz. Heldengedichts komischer Ge tung nicht absprechen kann, s. Ruhm. Thomas hatte eine Epopöie über Peter d Großen angefangen, aber er starb, ehe diese Pétréide fertig war. Mad. Du Bo cage wagte es, eine „Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde" zu schr ben, in der wenigstens einige hübsche Beschreibungen vorkommen. Masson's G dicht „Les Helvétiens" ist mehr historisch als episch. Châteaubriand's „Martyr werden von einigen Kritikern, und vielleicht mit größerm Recht als der „Telemac ebenfalls den epischen Gedichten beigezählt. In dem heroisch-komischen G glänzt, außer Voltaire, Boileau durch s. „Lutrin", der ein classisches Ansehen hielt, das sich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung und E kleidung dieses Gedichts gründet; und unter den Neuern Parny ganz vorzügli Seine Werke: „La guerre des Dieux", „Les Rosecroix" und „Le para perdu", zeugen von großem Talent, so sehr sie auch das reine Gefühl beleidig „Les amours épiques" sind nur Episoden, welche Parceval de Grandmaison a andern Dichtern nahm. „Achille à Scyros", von Luce de Lancival, hat sch Stellen, wenn auch der Plan sehr mangelhaft ist. Baour-Lormian ahmt i „Poëmes Galliques" den Ossian'schen Styl nach. Creuzé de Lesser's „Che liers de la Table Ronde" fanden 1811 großen und wohlverdienten Beifall. W der glücklich, aber auch in der That minder anziehend, waren der „Amadis Gaule" und die „Pairs de Charlemagne" desselb. Verf., welche später erschie und, nach dem ursprünglichen Plane, mit Einschluß der „Table Ronde", ge fermaßen ein die Gesammtheit des romantischen Ritterwesens umfassendes Ge bilden, das in jeder Hinsicht zu den vorzüglichen Erzeugnissen der franz. schönen teratur gehört.

12) Didaktische und beschreibende Poesie. Brebeuf, der 1618 — 61 lebte, zeichnete sich in diesem Fache zuerst durch seine „Entretiens litaires" aus. Boileau's „Art poétique" ist schon oben erwähnt. In der

daktischen Satyre wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend starb. Zwei Lehrgedicht des jüngern Racine: „La religion" und „La grâce", sowie Voltaire's „Discours sur l'homme", „La religion naturelle" und „Le désastre de Lisbonne", und Dulard's „La grandeur de Dieu dans les merveilles de la nature", verdienen Erwähnung. Watelet schrieb ein Lehrgedicht über die Malerei, sowie Dorat versuchte, eine Theorie der Schauspielkunst in Form eines Lehrgedichts zu schreiben. Man ahmte die beschreibenden Gedichte der Engländer, besonders Thomson's Jahreszeiten, viel nach. Dahin gehören namentlich: „Les saisons", von St.-Lambert, und „Les mois", von Roucher. Bernard's und Lemierre's Lehrgedichte: „L'art d'aimer" und „Les Fastes" sind dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille wurde sie eine der beliebtesten; in s. Gedichten über die Gartenkunst: „Les jardins" und „L'homme des champs", wurde er Nachfolger Virgil's; s. Gedichte: „La malheur et la pitié" und „La conversation", erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber sein großes Gedicht „L'imagination", welches besonders reich an schönen Einzelheiten und Episoden ist. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun ist nur theilweise bekannt geworden, es heißt „La nature", und ist in vier Gesänge abgetheilt: „La vie champêtre, „La liberté", „Le génie" und „L'amour". Die Gedichte: „La navigation", von Esmenard, „L'astronomie", von Guidin, „Le mérite des femmes", von Legouvé, „Le génie de l'homme", von Chenedollé, „Les trois ages", von Roux, sind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's sind „Les trois règnes de la nature"; es ist reich an malerischen Schönheiten, sinnigen Verbindungen und Übergängen und reizenden Schilderungen. Auch hier glänzt Lamartine.

13 und 14) Dramatische Poesie und Schauspielkunst. Die Geschichte des franz. Theaters ist von zahlreichen Schriftstellern Frankreichs, welche Fr. von Blankenburg in s. literarischen Zusätzen zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste" verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk ist noch immer die „Historie du théâtre français depuis son origine jusqu'à-présent" (Paris 1734 u. 1756, in 15 Bdn.), von den Gebrüdern Fr. und Cl. Parfait, welche auch ein „Dictionnaire des théâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-présent, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc." (Paris 1756 und 1758, in 7 Bdn.) herausgeg. haben. Insofern der Gang der Schauspielkunst von dem der Schauspieldichtung abhängig ist, gehören hierher auch die zahlreichen, auf die Geschichte der franz. dramatischen Poesie beziehlichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in s. „Mélanges de littérature"), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegel's „Vorlesungen über die dramatische Literatur und Kunst". Die Franzosen selbst gestehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollständige und zusammenhängende Geschichte des franz. Theaterwesens sehr schwierig sei. Der älteste Zeitpunkt, mit dem man den Ursprung des franz. Schauspielwesens bezeichnen kann, ist die Regierung Karls des Großen. Denn unter ihr werden zum ersten Male in Frankreich die sogenannten Histrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Possenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Karl d. Gr. verbannte sie wegen ihrer Zügellosigkeit, und diese Verbannung war so wirksam, daß man selbst unter s. Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihnen mehr antrifft. Das Volk gab aber deßhalb s. damals schon begründeten Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und so entstand z. B. das Narrenfest, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher selbst die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche sich bald die frechsten und unzüchtigsten Gesänge und Geberden erlaubten. Der Bischof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um 1197 auf das Nachdrücklichste gegen diesen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg;

denn man findet dieses Fest noch zwei Jahrh. nach ihm in Frankreich. Auch Troubadours, die Schöpfer der franz. Poesie, führten selbst ihre eignen dialogisi Gesänge auf, und erhielten deßhalb zuerst den Namen les Comiques oder Ko dianten. Unter den dramatisirenden Troubadouren wird Jaydit genannt. Aber diese Darstellungen, eigentlich bloße Bänkelsängereien, waren noch so ganz form ser Art, daß man die eigentliche Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wi übrigen Europa, zuerst mit dem zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh folgten Ursprung der sogenannten Mysterien annehmen kann. Wie im Alterth nämlich, so entwickelte sich auch unter den christlichen Völkern das Schauspiel der Religion. Gegen das Ende der Regierung Karls V. gaben die Gesänge, w die von ihren Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzusingen pflegten, erste Idee zu einem dialogisirten geistlichen Gedichte, das man Mysterie nan Die darin spielenden Personen erhielten durch offentliche Briefe von Karl V. w eines solchen Dramas, das von der Passion unsers Herrn Jesu Christi hand den frommen Titel: Brüder von der Passion (confrérie de la passion) und u den Regierungen von Karl VI. (bei dessen Einzug in Paris 1380 sie sich unter dortigen Festen besonders auszeichneten), Karl VII. und Ludwig IX. gewan diese Schauspiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die Frankreich zerrütte einen sehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden diese Stücke, deren Stoff wöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr als Handlung der Andacht denn als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beschleun sogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes, um dem Volke Zeit für diese th tralischen Erbauungen zu lassen. Bald aber arteten sie zu wahren Mißgebur von Travestirungen des Heiligsten aus, und in aufgeklärtern Zeiten ward es Räthsel, wie man früher solche Fratzen (von denen gleichwol sich noch bis zu unse Zeit, in den sogenannten Frohnleichnamsfesten katholischer Länder, Spuren erh ten haben) als Schauspiele der Frömmigkeit zu religiöser Erhebung hatte betrach können. Anfänglich führte die Passionsbrüderschaft ihre Stücke auf freier Str auf, dann erhielt sie im Dreieinigkeitshospitale ihr erstes Theater, wo sie an F tagen spielte, und späterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingerä In dem hier errichteten Theater befanden sich die Zuschauer, wie jetzt, auf Rei hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchster schon damals das Pa dies, die andern der Palast des Herodes u. s. w. genannt wurden. Gott der V ter ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüst sitz dargestellt. In der Mitte der Bühne befand sich die Hölle in Gestalt eines L chen, dessen Rachen sich aufthat, um die Teufel, die im Stücke spielten, ein- auszulassen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Nische mit T hängen angebracht, wo, wie man annahm, Alles das vorging, was nicht vor Augen der Zuschauer gebracht werden konnte, als z. B. die Niederkunft der J Jungfrau, Beschneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber stan Bänke, auf die sich allemal diejenigen Schauspieler niedersetzten, die ihre Sce geendigt hatten; denn ein eigentlicher Abgang von der Bühne fand nur nach E gung der ganzen Rolle statt, und die Zuschauer sahen daher gleich im Anfang Personen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal. Übrigens waren d Mysterien nicht in Akte, sondern in Tage abgetheilt. Eine Vorstellung dauert viele Tage, als sie dergleichen Abtheilungen hatte, und eine solche Tagabtheil (Journée), spielte meistens so lange, daß man das Schauspiel auf einige Stun unterbrechen mußte, damit die Schauspieler nur Zeit zum Essen erhielten. Es ren im eigentlichsten Sinne des Wortes historische Schauspiele, lange und br dialogisirte Geschichten, in denen man ganze Lebensläufe dargestellt sah. Auf grü liche historische Kenntnisse kam es hierbei keineswegs an; Herodes ward z. B. Heiden, und der römische Statthalter in Judäa zu einem Mohammedaner gem

Auch war das Tragische höchst abenteuerlich mit dem Komischen gemischt, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Christi, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. s. w., die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Lustigmachers der Truppe folgten. Mehre Scenen wurden gesungen, einige selbst in Chören. Die Verse bestanden meist in jambischen Zeilen von verschiedener Länge. So war die früheste Kindheit der Kunst. — Neben diesen Schauspielen der Passionsbrüderschaft entstanden nun späterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten und andern Justizbeamten, die schon lange im Besitz des Vorrechts gewesen war, alle öffentliche Feste und Feierlichkeiten zu ordnen. Unter Philipp dem Schönen hatten sie die Erlaubniß erhalten, weil sie mit Processen überhäuft waren, Zöglinge anzunehmen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem sie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Die Advocatenschreiber oder Clercs bildeten nachher eine Gilde, die auch ihr eignes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte, und veranlaßt durch das Glück, welches die Mysterien der Passionsbrüder gemacht hatten, erfanden sie eine neue Gattung von Schauspielen: die Moralitäten und Farcen, welche sie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche, wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im ausschließlichen Besitze der Mysterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorstellungen anfänglich in Privathäusern, bis ihnen späterhin im Schlosse selbst die Errichtung einer Bühne gestattet wurde. Die Moralitäten unterschieden sich von den Mysterien vornehmlich dadurch, daß sie allegorisch-moralische Schauspiele waren, in denen die Laster und Tugenden personificirt dargestellt wurden. Ja, die Zuneigung für diese allegorischen Personenspiele ging so weit, daß man sogar personificirte Formen eines Zeitworts erscheinen ließ. Die Handlungen selbst waren zum Theil mit vielem Witz und Humor erfunden, wie man aus mehren uns noch übrig gebliebenen Entwürfen und Scenarien solcher Schauspiele sieht. In einem derselben z. B., „Die Verurtheilung des Bankets" betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Gesellschaft, Ihre Gesundheit, Mich zu bedanken u. s. w. bei Herrn Banket zu einem Schmause zusammen. Schlagfluß, Gicht, Kolik und andre Krankheiten erscheinen an einem Fenster des Speisesaals, die Schmausenden zu belauschen. Banket ruft sie herein, und nun entsteht zwischen den neuen und alten Gästen ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Gesundheit und Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den Übrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt, und von dieser wegen der 4 verübten Morde verurtheilt, gehangen zu werden, welcher Spruch durch die Diät, als Scharfrichter, vollzogen wird. Die Farcen oder Possen, welche die Nachspiele zu den Moralitäten machten, waren in verschiedene Gattungen, als historische, fabelhafte, lustige u. s. w., eingetheilt, und bestanden in kleinen versificirten Possenspielen, in denen Charaktere aus dem wirklichen Leben voll satyrischen Übermuths und komischer Kraft dargestellt wurden. Die berühmteste darunter ist die Farce vom Advocat Patelin (wahrscheinlich um 1480 zum ersten Mal aufgeführt), eine sehr witzig erfundene Composition, die mit vollem Recht in der spätern Bearbeitung von Brueys und Palaprat sich bis jetzt auf der franz. Bühne erhalten, ja auf die die nachmalige Richtung der komischen dramatischen Poesie der Franzosen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfasser. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch schon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Lustspiel seitdem immer auszeichnete. Diese Bazochischen Schauspiele erhielten sich zu Paris zwei ganze Jahrh. hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten sich bald Unanständigkeit und persönliche Satyre, die zu öffentlichen Ärgernissen Anlaß gaben, weshalb das Parlament die Bühne mehrmals schließen, ja am 14. Aug. 1542 sogar ihre sämmtlichen Mitglieder bei Wasser und Brot ins Gefängniß setzen ließ, bis sie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. — Fast gleichzeitig mit der Spielgesell-

entstand ein dritter Verein, der sich den Namen der Kinder ohne Sorgen, Enfans sans souci, gab. Seine Mitglieder waren junge Leute von guten Familien, die sich einen Vorsteher unter dem Titel des Narrenfürsten, Prince des sots, wählten, sowie sie ihre Schauspiele Sottisen (sotios) oder Narretheien nannten. Es waren eigentliche Dummbartsspiele, satyrische Stücke, die lediglich den Zweck hatten, Narren und Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Personen wie ganze Parteien aus der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verspotten. Man wählte hierzu gleichfalls die Form der personificirenden Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihre Großmama Dummheit, welche sie bei der Welt in Dienste bringt u. s. w., traten als handelnde Personen auf. Auch diese Soties, welche auf besondern an öffentlichen Plätzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüsten dargestellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, sodaß die Bazoche, gegen Mittheilung ihrer Moralitäten und Possen, von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauschte, auch ihre Sottisen aufführen zu dürfen. Schon unter Karl VI. erhielt diese muthwillige Gesellschaft ein förmliches Privilegium. Aber auch sie artete bald zu einer so ausgelassenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Censur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und, als sie selbst diesen Schranken durch Masken und Aufschriften, wodurch sie Personen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsschlüsse auch diesen neuen Mißbräuchen steuern mußten. Ihre glänzendste Zeit war unter Ludwig XII., und kurz nachher wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der großen Königin Margarethe von Valois, selbst ein Mitglied ihrer Gesellschaft, welche endlich 1612 aufgehoben wurde. Diese beiden letztern Gesellschaften spielten ganz unentgeltlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht so aber die Passionsbrüderschaft, deren Foderungen das Parlament sogar beschränken mußte. Dagegen ward ihnen für eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armen ein Privilegium für alle bezahlte Schauspiele ertheilt, weßhalb sie alle Schauspieler, die sich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von solchen Privatunternehmungen ist die merkwürdigste die des Jean Pontalais, der zugleich Dichter und Schauspieler, und als einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. u. Franz I. und führte seine Schauspiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heiligen Eustachius zu Paris auf. Von seinen Stücken hat sich keins bis auf unsere Zeit erhalten. — Inzwischen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehre Tragödien des Sophokles und Euripides, sowie die Komödien des Terenz, waren bereits in die franz. Sprache übersetzt erschienen, und so bereitete sich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was sich unter seinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat E. Jodelle (gest. 1557), in der Schule der alten Classiker gebildet, mit Schauspielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz. Bühne aus ihrem bisherigen Chaos rissen, und der dramatischen Poesie der Franzosen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. Jodelle faßte den kühnen Gedanken, das griechische Theater zum Vorbilde des franz. zu wählen, und sowol das Trauer- als das Lustspiel nach den Regeln der Alten darzustellen, wodurch er eine völlige Reform der dramatischen Poesie in Frankreich bewirkte. Die ersten Originalstücke dieser Art in der franz. dramatischen Literatur waren sein in achtsylbigen Versen gedichtetes Lustspiel, „Eugène ou le rencontre", und seine Tragödie (in der er selbst den antiken Chor noch beibehielt): „Die gefangene Kleopatra", die Jodelle mit allem Feuer der Jugend schrieb, und darin zugleich selbst, 1552, mit einigen seiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Peruse, als Schauspieler auftrat. Diese Darstellung, die den Fall der alten Theater in Paris entschied, ward mit so

glänzendsten Beifall vor einer sehr zahlreichen Versammlung und in Gegenwart Heinrichs II. selbst gegeben, der dafür den Verfasser mit 500 Thalern aus seiner Sparcasse belohnte. Jodelle's letztes und bestes Werk war das Trauerspiel: „Dido", welches große poetische Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien seinen Lope de Vega und England s. Shakspeare. Jodelle führte die strenge Beobachtung der Aristotelischen drei Einheiten ein, wählte den reinhistorischen Styl, schloß alles Wunderbare aus und schöpfte aus der griechischen und römischen Geschichte, ließ aber die antiken Personen wie moderne Franzosen und in größter Übertreibung des rhetorischen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten seine Freunde, das sogenannte franz. Siebengestirn (la Pléiade française), als deren glänzendster Stern Ronsard noch im folg. Jahrh. gepriesen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Dorat. Auch La Peyrouse, Verf. der 1555 erschienenen Medea, des ersten franz. Trauerspiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinen; Grevin als Lustspieldichter; Massin-de-St.-Gelais, Verf. des in Prosa geschriebenen Trauerspiels „Sophonisbe"; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie „La famine"; Garnier, der durch sein tragisches Meisterwerk, „Hippolyte", 1573 alle s. Vorgänger an Eleganz des metrischen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerst es wagte, andre Nationen als Griechen, Römer und Türken, darzustellen, wie seine „Juives" und Bradamante" zeigen; und Pierre de la Rivey, der sich ein ebenso großes Verdienst um das Lustspiel erwarb, schlossen sich mit dem glücklichsten Erfolge Jodelle an, und so ward die zweite Hälfte des 16. Jahrh. der Zeitpunkt, in welchem sich der Styl der franz. dramatischen Poesie mit eigenthümlichen Grundsätzen den alten classischen Meistern nachzubilden suchte. Das Vergangene gerieth in Vergessenheit, und man strebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter, bis auf die Zeit Ludwigs XIII., der dramatische Vielschreiber Alex. Hardy, von dessen 800 Schauspielen sich 40 erhalten haben, Nepee, Theophile u. s. w. vermochten bei der Kraftlosigkeit ihrer Werke freilich nicht, diese Fortschritte zu beschleunigen. Mairet, der Verf. einer noch jetzt geschätzten Sophonisbe, Rotrou, dessen „Wenceslas" noch zuweilen auf dem Théâtre français erscheint, Duryer, Baro u. A., die mit gesundem Verstande einen edlern Geschmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele schon näher. Endlich erschien der gewaltige Pierre Corneille, der alle seine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein seltenes Talent, kräftige Charaktere die kühne Sprache der Leidenschaften mit Würde reden zu lassen. Er zeigte seiner Nation zuerst, was tragische Kraft und Größe des Styls ist; doch schmiegte er sich selbst ängstlich unter das Joch steifer Gesetze und Vorurtheile. Er ist der einzige unter den Dichtern, den die Franzosen den Großen nennen. „Medea" war sein erstes Trauerspiel; den „Cid", „Cinna", „Polyeucte" und „Rodogune" hält man für s. schönsten Werke. Jean Racine wurde in der Tragödie der Liebling seiner Nation. Sein erstes Trauerspiel waren „Die feindlichen Brüder"; als seine „Andromache" 1667 erschien, wurde sie mit ebenso großem Enthusiasmus aufgenommen wie der „Cid" 30 J. früher. Racine wurde der Mann s. Zeit und s. Nation. Er ist der eleganteste und feinste aller franz. Tragiker; jede poetische Kühnheit erschien ihm geschmacklos; der Ton s. Hofes blieb ihm stets Vorbild. „Athalie" ist sein höchstes Meisterwerk. Voltaire, der sich auch in s. Briefe an Bolingbroke über die Natur der franz. Tragödie erklärte, ist der dritte große Tragiker der Franzosen; mit entflammtem Ehrgeize strebte er s. Vorgängern nach, und s. „Zaïre", s. „Mahomet", wurden bewunderte Meisterstücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne und auf einen majestätischen Schmuck derselben; doch die Costums blieben höchst geschmacklos; römische und griechische Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken gespielt! Erst in

der Revolutionszeit reformirte Talma, von David geleitet, diesen Mißbrauch, nach dem die Clairon, wie man in Marmontel's Memoiren sehr anziehend erzählt findet, dazu den ersten Anstoß gegeben. Der ältere Crébillon schließt den Kreis der franz. Tragiker vom ersten Range. Zur zweiten Ordnung gehören vorzüglich Thomas Corneille, Lafosse, Guimond-de-la-Touche, Lefranc, Laharpe, Lemercier, de Belloi ꝛc. Diderot führte durch s. „Père de famille" und s. „Fils naturel" zuerst das bürgerliche sentimentale Trauerspiel ein. Unter den neuen Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehre Trauerspiele Shakspeare's für die franz. Bühne einrichtete, und selbst in dem „Abufar" viel Originalität und Wärme zeigte; Arnault, dessen Trauerspiele: „Marius", „Cincinnatus", „Oskar", „Les Vénitiens" und „Germanicus", durch Gedankenfülle, Kraft und rührende Scenen sich auszeichnen; Legouvé, dessen „Mort d'Abel" und „Epicharis et Néron" sehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch „Etéocle et Polynice" und „La mort d'Henri IV." schrieb. Früher als diese hatte sich Lemercier in seiner ersten Jugend als Trauerspieldichter versucht; sein „Lévite d'Ephraim" und sein „Agamemnon" wurden bewundert; seine spätern Werke gefielen weniger. Großes Aufsehen machten „Les Templiers", von Raynouard, der nur dies eine Trauerspiel schrieb, welches ihm unbestrittenen Ruhm erwarb. „Abdelasis", von Manville, „Joseph", von Baour-Lormian, und „Artaxerxes", von Delrieu gefielen, doch machten sie weniger Aufsehen, als das Trauerspiel „Manlius", dessen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. Lebrun's Bearbeitung von Schiller's „Maria Stuart" wurde in Paris mit rauschendem Beifall aufgenommen. Sie gilt mit Jouy's „Sylla", den „Vêpres Siciliennes" und dem „Paria" von de la Vigne, dem „Clovis" von Viennet, für die wichtigste Erwerbung des tragischen franz. Theaters. Mit ihnen strebt die franz. Tragödie über die engen Schranken, welche ihr die Nachahmung der Classiker gesetzt, und über die declamatorische Beredsamkeit, welche bisher ihr Wesen ausmachte, hinaus. — Was nun das franz. Lustspiel betrifft, so ist bereits erwähnt worden, wie dasselbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Patelin, und der Sottisen der Enfans sans souci seinen Anfang genommen. Jodelle bewirkte auch die Reform des franz. Lustspiels. Sein erstes: „Der Abt Eugen", in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erste regelmäßige Nationallustspiel mit zeitgemäßen Charakteren ohne allegorische Personen; der Witz darin ist roh und ungezogen. Von 1562 an schrieben die Brüder de la Taille Lustspiele in Prosa. Man suchte auch die beliebte Schäferpoesie mit der dramatischen zu vereinen. Aus den Mysterien wurden Schäferspiele, worin Christus der Bräutigam, und die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Lustspiele wurde von Pierre de la Rivey fortgesetzt; sie beruhten meist auf Intriguen und komischen Überraschungen. 1552 verpachteten die Passionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauspielergesellschaft, die unter dem Namen Troupe de la comédie française bis jetzt besteht. Sie spielte im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Possenspielern, die er aus Venedig kommen ließ. Sie nannten sich i gelosi (Leute, die zu gefallen streben). Als sie im Hôtel de Bourgogne zu spielen anfingen, strömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt, selbst Richelieu verschmähte nicht die Scherze des sogenannten Gros Guillaume, des Casperl der Pariser. Den italienischen Harlekin ersetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen spielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. sehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerst das Bedürfniß eines wahren Charakterstücks; weniger Vorurtheile beschränkten ihn bei dem Lustspiele als bei dem Trauerspiele. Seine jugendlichen Versuche im komischen Fache sind feiner, correcter und anständiger als Alles, was man zuvor von Lustspielen in Frankreich kannte. Er war erst eben 18 J. alt, als er sein Lustspiel „Mélite" schrieb. Es

späteres Werk, „Der Lügner", ist das erste franz. komische Charakterstück von classischem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch seine „Andromeda". Racine's Lustspiel: „Les plaideurs", ist nur eine Kleinigkeit, doch voll echt komischer Kraft. Einzig berühmt als Lustspieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. „L'étourdi" war das erste Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war sein Theater das beliebteste in Paris; seine Gesellschaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft und von allen äußern Umständen begünstigt, entfaltete nun Molière das Innere seines reichen Geistes. Man hat 35 Lustspiele von ihm. Er spielte selbst immer mit Beifall, und sein Geist theilte sich dadurch um so mehr s. Schauspielergesellschaft mit. Er verband dieses Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauspielkunst. S. Meisterwerke: der „Tartuffe" und der „Misanthrope", wahre Muster des Hochkomischen. In die zweite Classe s. Lustspiele gehören die nicht versificirten großen Charakterstücke, wo „L'avare", „George Dandin" und „Le bourgeois gentilhomme" am berühmtesten sind. Die ganze Manier derselben ist volksmäßiger, freier und possenhafter. Den weitesten Spielraum gönnte Molière s. kecken Laune in den lustigen Unterhaltungsstücken, in die er oft Musik und mimischen Tanz verwebte. Hierhin gehören: „Les fourberies de Scapin", „Monsieur de Pourceaugnac" und „Le malade imaginaire"; der komische Effect war hier zu einer Höhe gesteigert, die man seit dem Untergange der altgriechischen Komödie nicht kannte. Molière's Festivitätsstücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit s. Talents. Die franz. Lustspieldichter erhielten sich am freiesten von aller Einseitigkeit. Intriguenstücke waren weniger beliebt als Charakterstücke; diese gab es sowol edel- als niedrig-komische. Man sah gern Pièces à scènes détachées, nämlich eine Reihe komischer Scenen ohne Einheit der Handlung, sowie Sprichwörter, Parodien und Zwischenspiele. Das italienische Theater wirkte mit, um den Nationalgeschmack hierin frei von Einseitigkeit zu erhalten. Keiner der spätern Lustspieldichter traf Molière's Ton mit solcher Feinheit und komischen Kraft, als der geistreiche Abenteurer Régnard (s. d.) (1647 bis 1709). Unerschöpflich in der Erfindung komischer Situationen war Dancourt. Nachlässiger im Styl, aber höchst jovial und burlesk war Le Grand; sein „Ami de tout le monde" wird noch gern gesehen. Divertissements und Ballets machten seine Lustspiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauspieler seiner Zeit, strebte, sich im Styl der edlen Charakterstücke Molière's zu nähern. Dufresny schrieb artige Conversationsstücke. Montfleury war der erste, welcher, nach dem Beispiel der Spanier, Trauerspiele schrieb, die bei jedem Akt durch komische Zwischenspiele unterbrochen wurden. Der feine und gewandte Le Sage ahmte gleichfalls, wenn auch nicht auf gleiche Weise, die spanischen Dichter gern nach. Er schrieb auch viele beliebte komische Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der ersten, die durch Grübeln über den Zweck der dramatischen Kunst anfingen, die wahre Idee des Lustspiels zu verkennen, und den komischen Effect dem moralischen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner als Destouches aber hat es unter den Lustspieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Zu den beliebten Farrendichtern gehörten Bergerac, Boursault, Brueys, La Font, Palaprat und der jüngere Corneille. — Seit Corneille's „Andromeda" war auch viel für die Oper geschrieben worden. (S. Französische Musik.) Der Marquis de Sourdeac gründete 1669 die Académie royale de musique. Quinault's reiche Phantasie und melodische Poesie eigneten sich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen. Er ist der musikalischste Dichter seiner Nation. Duché, Campistron und Fontenelle strebten ihm nach. Die Schäferspiele des Letztern konnten nur in jener affectirten Zeit gefallen. Houdart de la Motte arbeitete in allen dramatischen Fächern, jedoch ohne besondere

Auszeichnung. Die komische Oper war dadurch entstanden, daß man 1707 den (so sehr beliebten) Jahrmarktskomödianten verbot, auf ihrem Theater zu sprechen. Sie gaben nun ihren Vaudevilles mehr Zusammenhang, und ersetzten den Dialog durch Pantomime; dies gefiel so, daß man gern das harte Verbot bald wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für diese Theater schrieb, behielt die italienische Maskencharaktere noch ziemlich bei. La Chaussée veredelte den Ton der rührende Schauspiele, die er immer mehr einzuführen strebte, durch treffliche Verse; er näherte sich mehr der wahren Poesie aus Diderot, dessen bürgerliche Dramen sie ganz in Prosa verlieren. Marivaux's Lustspiele sind gesucht und pretiös. Boissy und St.-Foix bereicherten die franz. Bühne mit sehr witzigen Lustspielen. Vor Piron, dem unerschöpflichen Witzbold, ist doch nur ein einziges Lustspiel, „La métromanie" auf dem Theater geblieben; er starb 1773. Auch Gresset's „Méchant" wird noch sehr geschätzt. Sedaine's kleine Opern und Komödien gefielen. Beaumarchais, dessen rührende Schauspiele schon Beifall fanden, entzückte durch s. „Barbier de Seville", und durch die Fortsetzung desselben, „Le mariage de Figaro". Letzteres Stück hatte das einzige Glück bei seinem Erscheinen, 1783 Mal hinter einander aufgeführt zu werden: eine Auszeichnung, die man freilich mehr den dreisten Spöttereien gegen das Leben der Großen, als dem eigentlich dichterischen Werthe des Stücks zuschreiben muß. Collé, Fagan, Moissy und Fabre d'Eglantine glänzen im Anfang der neuesten Periode. Von letzterm gefallen besonders „L'intrigue épistolaire" und „Les précepteurs". Caillava, Lajon, Lava, Francois de Neufchateau gehören jetzt zu den beliebten Lustspieldichtern. Colin d'Harleville wurde durch einen frühen Tod weggerafft, s. „Vieux célibataire", s. Lustspiele „L'inconstant", „L'optimiste" und „Les châteaux en Espagne" sind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, dessen Stücke „Les étourdis" und „Le souper d'Auteuil", ausgezeichnet gefallen, schreibt sehr geschmackvoll; seine komische Muse ist zugleich Grazie. Äußerst fruchtbar ist das Talent Picard's, welcher vor s. 40. J. schon über 35 Lustspiele schrieb, und Fröhlichkeit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Eberon, Roger, und besonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein beliebte Lustspiele geschrieben. Der Trauerspieldichter Lemercier schrieb auch zwei Lustspiele: „l'Into" und „Plaute", welche durch seltene Eigenthümlichkeit anziehen. Ribouté gefiel mit seinem erstern Versuche: „L'assemblée de famille". Unter den neuern rührenden Dramen müssen wir „Melanie", von Labarpe, „L'abbé de l'Epée", von Bouilly, und „La mort de Socrate", von Bernardin de St.-Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfasser der „Vestale", Etienne, Esménard und Hoffmann sind die vorzüglichsten jetzigen Dichter der ernsten Oper, sowie Monvel, Marsollier, Duvoir, Dieulafoi, Piis, Scribe und Barré der komischen Oper und des Vaudevilles. — Blickt man nun noch einmal auf den Gang der dramatischen Literatur in Frankreich zurück, so zeigt sich unverkennbar, wie es hauptsächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire gewesen, welche die Gestalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es scheint, unwiderruflich festgesetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerksamkeit auf Shakspeare, noch die von der Nationalansicht mehr oder minder abweichenden Ansichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Wesentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Lustspiele sind die Franzosen, seit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Andrieux, Collin d'Harleville, Duval, Picard u. s. w. von der Molière'schen Charakterkomödie mit großem Erfolge zum Intriguenstücke übergegangen. In Rücksicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene System der dramatischen Kunst als das einziggültige praktisch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geschmack betrachtet.

Die Bühne selbst, oder Alles, was die theatralische Darstellung

ist betrifft, hielt, wie überall, so auch in Frankreich, mit dem Fortgange der natischen Dichtkunst gleichen Schritt. Die Gesellschaft, die sich mit Jodelle Aufführung s. Stücke verband, nahm zuerst den Namen der Comédiens an. on der Reiz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eifersüchtigen Passions- er aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu spie- erboten. Dagegen erhielten jene 1543 einen Hofbefehl, der ihnen die Myste- untersagte, und nur anständige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt die glückliche Zeit der Passionsbrüderschaft vorüber. Der öffentliche Geschmack durch Jodelle's Schauspiele eine völlig andre Richtung genommen. Das ten die Passionsbrüder sich selbst auf die Länge nicht verbergen, und da sie eben- l einsahen, daß sie den Kampf nicht siegreich bestehen würden, so traten sie end- freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. m sie vorgaben, daß für Geistliche die Aufführung weltlicher Stücke sich nicht me, verpachteten sie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für sich, an eue Gesellschaft der Comédiens. Diese spielten nun im Hôtel de Bourgogne so entstand hier das Théâtre français. Bald darauf aber eröffneten die Ge- im Hôtel de Bourbon ihre Vorstellungen, und da sie ihren Namen entsprachen, nte ihnen Alles zu. Andre Schauspielgesellschaften, welche auch jetzt noch zu n aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden stets von den Comédiens im l de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarkts- n, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorstädten spielten. Eben e aber sollten bald eine nicht gemeine Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem en Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entstand nicht nur ein zweites ste- es Theater, du Marais genannt (durch Übereinkunft mit den Passionsbrüdern, he noch immer im Besitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de rgogne waren), sondern es entwickelte sich auch aus diesen Jahrmarktsstücken ganz neue Gattung von dramatischen Darstellungen. Nachdem dieses Théâtre Marais geraume Zeit mit den der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der s. Gesellschaft bisher in der Provinz gespielt hatte, anfänglich zur Jahrmarkts- auch in Paris auf, und fand bald so viel Unterstützung bei Hofe, daß ihm ein l des Palais royal zu s. Vorstellungen eingeräumt ward. Nach Molière's (1673) wurden sie eine Zeitlang unterbrochen; dann aber vereinigte sich diese llschaft mit dem Théâtre du Marais. Unter Ludwig XIII. machten sich end- lle Schauspieler in Paris von der Passionsbrüderschaft frei, und die Gesell- des Théâtre français im Hôtel de Bourgogne erhielt den Titel der königl. uspieler (Troupe royale). Inzwischen hatten die italienischen Schauspieler chselndes Glück. Die Geloso hielten sich auf die Dauer ebenso wenig, als weite italienische Gesellschaft, die seit 1662, jedoch ohne festen Platz, Vor- ngen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es besser. Sie spielte ab- end mit der franz. Truppe, und erhielt, als sich 7 Jahre nach Molière's Tode franz. Gesellschaften im Palais royal zu dem Théâtre français vereinigten, Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Diese Bühne ist das bekannte tre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon ge- sen werden mußte. Der Prinz-Regent eröffnete es wieder, und die Mitglie- nnten sich seitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de ce. So hatten sich also nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigent- anzösische und das italienische. Außer diesen bestand seit 1678 noch ein drittes: Theater der komischen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo sie sich aus den evilles entwickelte, entsprang. Mehre der feinsten und vorzüglichsten Köpfe unter mischen Dichtern Frankreichs nahmen sich dieses Schauspiels an, und so erhob as Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erst 1715 diesen Namen erhielt, n gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entstand endlich auch die

ernste Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieselbe bloß in Itali bestanden hatte, zuerst eine Gesellschaft italienischer Operisten nach Paris komm ließ, welche dort die italienische Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hierdu veranlaßt, machte Perrin den ersten Versuch mit der franz. großen Oper, wozu 1669 ein königl. Privilegium, und dieses Operntheater den Namen einer köni Akademie der Musik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ball ausgeschmückt ward, und an Quinault u. A. auch sehr vorzügliche Dichter gewan (S. Ballet, Französische Musik, Noverre, Oper, Pantomi u. s. w.) Alle diese Theater zählen nun auch bis auf den heutigen Tag eine Re der berühmtesten Schauspieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht re Théâtre français einen Baron, Lekain, Fleury, Talma, eine Gau sin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Duchesnoy und George oder vom Théâtre italien, einen Carlin, Lelio, Riccobini u. A. m (S. d.) Über den gegenwärtigen Zustand der pariser Theater aber s. Pari Theater. Wl. u. S.

Französische Literatur in der neuesten Zeit. An die Literatur, in der engern Begrenzung des franz. Sprachgebrauchs, konnte d Richtung aller Gemüther auf die höchsten Staatsinteressen und dem lebhafte Parteikampfe nicht entnommen bleiben, der zwischen die geselligen Verhältnisse i Frankreich sich trennend gedrängt hat. Im Allgemeinen darf man von den litera rischen Erscheinungen der letzten Jahre behaupten, daß sie um so größeres Interes erregten, je mehr sie die Politik der Zeit berührten, daß sie aber sicher waren zu g fallen, wenn sie der Leidenschaftlichkeit der Ansicht gewandt das Wort redeten, di bei dem immer fortgesetzten Kampfe der Herrschsucht, der Unbefangenheit der Auf fassung und des Urtheils sich überall entgegenstellte. Selbst die Übersicht der in den letzten Jahren erschienenen Werke aus der Classe der économie politique beweis für die vorherrschende Theilnahme an den Fragen und Aufregungen des Augenblicks die von den Wortführern der politischen Parteien zum Theil mit großem Talent als die Angelpunkte aller sittlichen und geselligen Beziehungen ausgegeben werden Die Journale, deren Anzahl nicht in Abnehmen ist, würden sich nicht erhalte können, ohne Berücksichtigung dieser vorherrschenden Tendenzen: doch auch mora lische und religiöse Schriften, Biographien und Trauerspiele, Gesänge und Roma predigen Meinungen, deren politische Unterlage man deutlich durchsieht. Da m glänzende Rhetorik sich in solchem beredten Streite Gehör verschaffen kann, so wi man sich nicht wundern, daß die großen Muster französischer Wohlredenheit durc neue Ausgaben, die der Parteigeist mit Aufopferungen vervielfältigte (z. B. d Touquet'schen Ausgaben von Voltaire's und Rousseau's Werken) fortwährend A nehmer und Liebhaber fanden. Die Ausgaben von Beaumarchais, Duclos, C Andrieux, Gilbert (avec notes et variantes par Amar, 2 Bde.), Fénelon (1 Bde.) (früher von Massillon, die „Oraisons funèbres de Bossuet, Fléchier et par Dussault", 1820) von Necker (par M. le Baron de Staël) von der Baron Staël (17 Bde.), v. Rollin (in doppelter Ausg., v. Guizot u. Letronne), von J. J. Rousseau (av. des notes de Musset Pathay), v. Gr. Ségur's Werken, v. Thoma v. Tressian (publ. par Campenon), v. Vauvenargues (zweimal; erst „Oeuvre complètes", dann „Oeuvres choisis") sowie die Sammlungen franz. Gerichtsred („Le barreau français ou collection des chefs d'oeuvre de l'éloquence judiciai en France", par Clairet Clapier, die „Annales du barreau français", an die sich der „Choix de plaidoyers et mémoires de M. Dupin aîné", und die „Discou plaidoyers et mémoires de Mr. Bonnet" würdig anschließen), suchte man absicht lich recht weit zu verbreiten, weil manchen Ansichten, an welche die Strenggläub gen wie an Palladien der Nationalität sich festhalten, durch den Geschmack an Byron's düstern Gedichten („Oeuvres complètes de Lord Byron", 13 Bde. l

12., 5. Aufl. 1824), durch den Beifall, den Walter Scott's Romane finden, den man selbst deutschen Werken zugesteht (außer Schiller und Göthe ist auch Tieck's „Sternbald" nunmehr durch Frau von Montolieu übersetzt) und durch das Überhandnehmen der sogenannten Romantik bedenkliche Erschütterungen drohen. Will man diese Besorgnisse ausgesprochen hören, so lese man Desmarais's (Cypr.) „Considérations sur la littérature et sur la société en France au 19me. siècle" (Paris 1821). Selbst in dem Gebrauche der franz. Sprache hatten sich seit Fr. von Staël's so erfolgreichem Vorgange, Neuerer gegen das Längstthergebrachte erhoben, die durch die alten Autoritäten nicht immer in den alten Schranken erhalten werden konnten. So griff Lavaux („Nouveau dictionn. de la langue franç.") auch den Sprachschatz der Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh. den weit beschränkteren des Wörterbuchs der franz. Akademie an, und wies einen Reichthum an Formen und Bildungen nach, der den Begründern jenes Werks durchaus fremd geblieben war. Unausführbar haben sich die Wünsche und Plane des Gr. Volney erwiesen. Sie würden Sprachverwirrungen herbeigeführt haben, statt Erweiterungen. Im engern Raume der franz. Sprache war dafür ein Gewinn des alterthümlich gelehrten Charl. Pougens: „Trésor des origines de dictionnaire grammatical raisonné français", 4., der zwar keinen so großen Kreis fand, als Mésangère's „Dictionn. des proverbes français" (1823 schon bei der 3. A.) aber immer in der Anerkennung stieg. Von Sprachlehren erhielt sich Lhomond's „Gramm. franç.", Blondin's „Grammaire franç. démonstrative" (schon 1822 bei d. 8. A.) fortwährend in der Gunst. — Was die Philosophie bei den Franzosen leistete, bespricht der vor. Art. Aufsehen mußten die metaphysischen Forschungen Viet. Cousin's erregen, der durch Verbreitung der Werke des Plato, des Proclus, des Descartes („Oeuvres de Descartes publiées par V. Cousin" (8 Bde., 1824) schon auf eine ernstere Bedeutung der Worte vorbereitet hatte. Die größere Regsamkeit, die in diesem Fache durch De Gerando, Laromiguière, Destutt de Tracy, Ajas („Système universel de philosophie", 8 Bde., 1824), Toussaint („Essai sur la manière dont les sensations se transforment en idées", 1824) hervorgebracht ist, trägt aber doch noch die Spuren der franz. Eigenthümlichkeit. Nach außen hin geht ihre Richtung und die Anwendung auf Rechtsverhältnisse oder auf Religion war in der letztern Zeit sehr hervortretend. Sowol das allgemeine Recht (wo Lanjuinais's „Sur la bastonnade et la flagellation pénales", 1825, lehrte Untersuchungen auf die Bahn brachte) als das französische wurde geschichtlich und systematisch tiefer ergründet. Während das Entschädigungsgesetz, der Gesetzvorschlag zu einer Begünstigung der Erstgeborenen, der Proceß des „Constitutionnel", das „Mémoire à consulter" des Gr. Montlosier die vielfältigste Auffassung interessanter Rechtsfragen herbeiführten, wiesen Werke, wie Legrand d'Aleu's „Recherches sur l'administration de la justice criminelle chez les Français avant l'institution des parlamens", 1823, und der „Recueil général des anciennes lois franç. depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789 etc. par Decrusy, Isambert et Jourdan (bis 1825, 10 Bde.) auf die geschichtliche Begründung des jetzigen Rechtszustandes und der jetzigen Ansichten hin. Durch die Machinationen der Geistlichkeit wandte sich die philosophische Forschung auch auf das Gebiet der Religion und während Benj. Constant in s. Werke: „De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses developpemens" (2 Bde., 1825) mit gewohntem Scharfsinn s. Aufgabe angriff, bewies der Abbé Mennais in s. viel besprochenen „Essai sur l'indifférence en matière de religion", 8 Bde., 8 Aufl. erlebten (1825) und in s. Schriftchen: „De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil", wie fern man noch hier war, angefangene Untersuchung an die Stelle des Autoritätsglaubens treten zu lassen, wie denn auch die „Oeuvres de Swedenborg traduits du latin par Moët", na-

mentlich die „Délices de la sagesse sur l'amour conjugal etc. par J. Swedenborg, traduit du latin par J. P. Moët" 1824, zu den Zeichen der Zeit im hellen Frankreich gehören. Die große Menge der Erziehungsschriften bietet wenige Aussichten, daß ein künftiges Geschlecht vor dem doppelten Irrwege bewahrt sei, der dort droht: die Société de la morale chrétienne wirkt zwar zunächst auf den Zweck hin, die Jugend fromm zu bilden, aber bei den Beschränkungen, die sie findet, ist ihr Einfluß noch unbemerkbar und die Kost, die sonst geboten wird, wie Bouilly, den Damen Renneville, d'Hautpoult u. s. w. ist zu leicht, als daß sie widerhaltig sein sollte. Doch durch das öffentliche Leben wird das französische Volk mit erzogen; denn bei der Öffentlichkeit, womit vor s. Gerichten die Fragen über Gesetzlichkeit und Ungesetzlichkeit, auf der Tribune über Recht und Unrecht von Männern wie Foy, Benj. Constant, Dumat, Dupin, Clauzel de Coussergues, Villèle und von den beredten Mitgliedern der Pairskammer Châteaubriand, Decaze, Talleyrand, Lainé ꝛc. auseinandergesetzt werden, gewinnt Jeder, der nicht theilnahmloser Beobachter bleibt, das, was Droz in einem eignen Werke („Application de la morale à la politique", 1825) als letzten Gewinn des geselligen Vereins und einer freien Verfassung pries. Häufig wurde die Sache der Menschlichkeit in dem Kreise der Pairs und der Deputirten verhandelt, und durch die glückliche Beredtsamkeit, welche der Sache der Neger und der Sache der Griechen als einer wahrhaft bürgerlichen das Wort redete, wurde die Geschichte vor Allem gefördert, die zu diesen Angaben die Belege schafft. — Die Geschichte des sich verjüngenden Griechenlands fand in Frankreich durch Raffenel's: „Hist. des événemens de la Grèce" (Paris 1823 fg., 3 Bde.) durch Dufey's, durch Pouqueville's „Hist. de la régénérat. de la Grèce" (n. Ausg. 1826) u. A. Bearbeitungen, wie kein anderes Volk gleichzeitig sie gegeben hat; und das in einem Augenblick, wo Michaud's „Histoire des croisades" (8. A. 1826) wo Lebeau's „Hist. du Bas-Empire", édit. nouv. revue et corrigée par Saint-Martin (20 Bde., noch nicht vollendet), wo Villemain's „Lascaris" die Ereignisse einer nicht zu fernen Vergangenheit den Lesenden gegenwärtig zu erhalten verstanden. In gleicher Art wie Pouqueville's Werk ist Mollien's „Voyage dans la républ. de Colombie" ausgezeichnet. Bei solchen Arbeiten versteht man nicht, wie man Werke, die Achtung gegen einen geehrten Namen hätte zurückhalten sollen (Lacépède's „Hist. générale physique et civile de l'Europe", 1826) dem Publicum übergeben konnte. In Gründlichkeit der Forschung schließen sich an die Meisterwerke der frühern Periode, welche die neuere Zeit sorgsam wiederholte („Art de vérifier les dates, par S. Allais", und „Art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours, par Coupelles", 1821), vorzüglich die Bearbeitungen der franz. Geschichte im Ganzen und in ihren Theilen an. Neben den Sammlungen des Stoffs („Collection des chroniques nationales par Buchon", „Collect. des mémoires relatifs à l'hist. de France par Guizot"; „Coll. compl. des mémoires relatifs à l'hist. de France, par Petitot"; „Dépôt des chartes et des lois, tout national qu'étrangères, dirigé par Constantin") für die frühern Zeiten schritten die Sammlungen für die neuere Geschichte fort; („Collection des mémoires relatifs à la révolution"; „Mém. particuliers pour servir à l'hist. de la révolut.") und geistvolle Männer zeigten sich durch allbekannte Bearbeitungen Meister dieses überwältigenden Stoffes. Die Werke von Dufau und Delbare, von Lacretelle und Simonde Sismondi, über die Geschichte Frankreichs und der Franzosen: die Geschichten der franz. Revolution von Miguet (1825, 3. A.), Thiers, Rabaut und Lacretelle haben ein europäisches Publicum gefunden. Neben diesen umfassenden Darstellungen schlossen sich an die früher beachteten Untersuchungen über einzelne Theile (die „Fastes civils de la France depuis l'ouverture des notables jusqu'en 1821" an Jouffroi's „Fastes de l'anarchie", Barginet's „Hist. de

ouvernement féodal") immer neue an, die zu den Bereicherungen der Literatur bedingt gehören. Für die ältere Geschichte Frankreichs werden Barante's Hist. des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois"; Beugnot's „Les ûfs d'Occident ou recherches sur l'état civil, le commerce et la littér. des ûfs en France, en Italie et en Espagne pendant le moyen age"; Depping's Hist. des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en rance au Xme. siècle", die „Histoire de la S. Barthélemy d'après les chroques", 1826; die „Mém. et correspondance de Duplessis-Mornay pour ser e à l'hist. de la réform." etc. eben so wenig vergessen werden dürfen, als die ihlreichen Actenstücke und Darstellungen der Thaten Napoleons, die seit Ségur ch Las Cases ans Licht kamen und hier in einem eignen Art. zusammengeellt wurden. Zunächst veranlaßt durch die Ermunterung des Minist. des Innern, urde die Örtlichkeit, vieler durch Denkmäler oder Ereignisse wichtigen Plätze geauer erforscht, und wenn auch nicht alle Einzelschriften gleiches Interesse boten, e Dulaure's „Hist. physique de Paris" (3. A., 1824) u. dess. „Hist. des environs de Paris", wie die „Monumens de la France par Al. de Laborde" und die Antiquités de l'Alsace par Golberry et Schweighäuser": so fand man doch berall dasselbe Streben nach Verbindung des Gegebenen mit dem Reize der Darstellung, das namentlich für die Denkschriften in Frankreich so allgemeine Theilnahme rege hält. Diese unerschöpfliche Classe, die man mit Recht als Wahrheit und Dichtung bezeichnen kann, weil die „Collection des mémoires histor. des dames franç.", die „Collect. des mémoires sur l'art dramatique", die gleichzeitig mit den „Mémoires ou souvenirs et anecdotes de M. de Ségur", mit den „Mémoires inédits de Mme. de Genlis", dem Journal anecdotique de Mme. Campan" und den „Mém. de Mme. du Hausset" erschienen, nicht allzufern von Picard's „Gil-Blas de la révolution" stehen, oder von desselben Verf. „Exalté", würde einen eignen Art. reichlich ausfüllen. — Mußte doch der Roman, wenn er zusagen wollte, das Kleid der Geschichte anziehen, das Walter Scott's wetteifernd übersetzte Werke tragen, wenn er auf ein großes Publicum rechnen wollte (wie „Tristan le voyageur ou la France au XIVme. siècle, par Mr. de Marchangy"), vorausgesetzt, daß er nicht wie Mortonval's „Tartuffe moderne" die Ansicht der Zeit, oder wie die „Ourika" und der „Edouard" der Fürstin von Salm, wie Arlincourt's verdüsterte Scenerien und der Gräfin von Souza „Comtesse de Fargy" eine englische Krankheit des Gefühls ansprach, an der die Lesewelt so müßiger Schriftsteller leidet. Vielleicht gleiche Zahl von Erscheinungen bei gleichem Mangel bietet die dramatische Literatur dar, wo die Namen Soumet und Viennet sich zum Ruhm der alten Tragödien emporzuarbeiten suchen, während die muthwilligen Scribe, Delavigne, Gabriel und Edmond (die Anordner von „Jocko, drame à grand spectacle") durch Aufgreifen der sonderbarsten Anlässe, aus allen Theilen der Erde einer lautern Verkennung gewiß sind. Ob durch Geoffroy's „Cours de littérature dramatique" den Mängeln, die man fühlt, abgeholfen werden könne, oder durch Lemercier's „Remarques sur les bonnes et les mauvaises innovations dramatiques", muß die Zeit lehren. Der allbetrauerte Talma suchte in s. „Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtrale" wenigstens die Traditionen seiner Kunst zu erhalten. Nicht zu verkennen ist, daß durch die vielfältigen Berührungen, in welche Frankreich mit dem Auslande gekommen ist, manche dort heimische Ansicht fremden und entgegengesetzten hat weichen müssen, die man jetzt mit dem Bannworte des Romantischen gefemt hat. Zwei Parteien die Classischen (so zu sagen die Royalisten, oder wie sie glauben die Legitimen in der Literatur) stehen den Romantischen gegenüber, der Art Liberalen, die mehr durch Ankämpfen gegen alte Irrthümer eine Art Verband unter sich haben, als durch äußere und deutlich ausgesprochene Zeichen („Le classique et le romantique par Baour-Lormian" und „Essai sur la littérature

romantique", 1825). Als Haupt der einen gilt jetzt Lamartine, der Verf. d „Méditations poétiques", der durch s. „Chant du sacre" die Weihe der Hoh higkeit erhalten hat; an der Spitze der andern steht Delavigne, der Verf. d „Messéniennes". Heitrer als Beide und französischer in Form und Gedanken Béranger, der Verf. der „Chansons und der „Chansons nouvelles", die in g ßerer Gunst bei dem Publicum als bei den königlichen Anwalden stehen. Wie er jedoch die franz. Musen auch zu sprechen vermögen, erwies sich bei dem Tode Gen. Foy und bei Girodet's Tode. Die dort erschollenen Klagen bestehen die V gleichung mit den besten Werken der sogenannten classischen Zeit, die in unendlich Wiederholungen dem jetzigen Geschlechte wieder vorgelegt werden, oft mit Verm rungen durch bisher unbeachtete Reliquien, die eine redlichere Gewissenhaftigkeit Öffentlichkeit entziehen müßte. Die Reihe der Oeuvres, welche die Bibliograph de la France" unter der Aufschrift Polygraphes aufführt, zählte im J. 18 nicht weniger als 63 Nummern. Auch die Denkmäler einer noch fernern Verg genheit bringt der gelehrte Fleiß franz. Literatoren jetzt an das Licht, wie Méo (des Herausgebers des „Roman de la Rose") „Roman du renart, pub d'après les manuscrits de la bibl. du roi" und Guillaume's „Recherches les auteurs dans lesquels Lafontaine a pu trouver les sujets de ses fable beweisen. Als eine Bereicherung der eigentlichen Literärgeschichte kann Salfi's Fort tzung von Ginguené's „Hist. littéraire de l'Italie" gelten, die, wie die wieder gelegte „Hist. de la littérature grecque par Schoell", wie Gaultier's „Essai la littér. persanne" und die reichhaltigen Beiträge in dem „Journal asiatique und in den Schriften der gelehrten Vereine und den Zeitschriften („Revue enc clop."—„Bulletin universel, par Férussac") vom europäischen Publicum läng gekannt sind. Barbier's „Dictionn. des ouvrages anonymes et pseudony mes", 2. Ausg.; Renouard's „Annal. de l'imprimerie des Aldes" (2. Ausg sowie der „Catalogue des livres imprimés sur vélin" bewähren, daß Bibliog phie noch stets in Frankreich mit gewohnter Liebe von geistvollen Männern betrieb wird. Bei einem Buchhandel, der alle Welttheile umfaßt, und vor den kostbarst wie vor den ins Einzelne gehenden Unternehmungen nicht zurückschreckt, ist di Liebhaberei dem Einzelnen ein unerläßliches Studium. Doch hat in den letz Jahren sich der franz. Unternehmungsgeist mehr in malerischen Ansichten, topog phischen Kupferwerken („Un mois à Venise, par Forbin et Dejuinne"; „Alb du Loiret"; „Album Bordelais"; „Vues pittoresques de la France „Vues inédites de France"; „Excursion sur les côtes et dans les ports Normandie"; „Vues des côtes de France"; „Ports et côtes de France „Souvenirs pittoresques de la Touraine"; „Collection des vues et mo mens de Nancy" u. s. w.. alle von 1825) als in Prachtwerken gezeigt, die a dem Auslande als Schätze für immer erschienen wären. Prachtwerke, wie die N poleon'sche Zeit so viele herbeiführte, weiß ein Berichterstatter über die jetzige ni zu nennen. Selbst die Literatur der Reisewerke bietet keine Erscheinungen, de das minderbegünstigte Ausland nicht gleichwichtige entgegegenzustellen hätte. D sieht man in dem Musée de sculpture, par le Comte Clarac", in den Bek machungen der Kunstwerke der öffentlichen Sammlungen und der Ausstellungs den Segen einer sehr verbreiteten Technik und eines durch Gesetze gegen Beraub gen gesicherten Buchhandels. Vgl. Boucharlat's „Cours de littérature, fais suite au Lycée de La Harpe", 1826, 2 Bde. 19.

Französische Medicin und Chirurgie. Wie der neueste Be achter der franz. Arzneiwissenschaft, Casper, in s. gründlichen und erschöpfend Charakteristik derselben (Leipz. 1822) bemerkt, findet man jetzt auf diesem Fe einen Ruhepunkt, von dem aus man einmal bequem prüfend hinter sich sehen kann. Die ersten Decennien des 19. Jahrh. sind verflossen. Das Riesenma

ehmen der großen franz. medicinischen Encyklopädie ist beendet, und gewährt mit
llen s. Fehlern, wie überhaupt doch einen Schatz medicinischen Wissens, so ganz
esonders einen bezeichnenden Überblick in die Culturgeschichte der franz. Medicin.
Die Fortschritte der bisherigen pharmaceutischen Chemie beweist die unlängst erschie-
ne franz. Landespharmakopoe. Eine neue Reform aller franz. Universitäten ist
820 bewirkt worden, zugleich mit ihr erstand die alte franz. Académie de mé-
ecine et de chirurgie wieder. Und was unter diesen Verhältnissen das Wichtigste
in möchte, eine ganz neue medicinische Lehre, ist gleichfalls in der letzten Zeit in
ankreich, mit allem Gepränge, das neue medicinische Systeme — wenn anders
an Broussais's Doctrin ein System nennen kann — zu begleiten pflegt, hervorge-
ten, und so finden wir Hauptpunkte genug, um eine Charakteristik der medicini-
hen Art und Kunst bei unsern Nachbarn daran zu knüpfen. — Was die Hoff-
ann, Stahl, Boerhaave zu Ende des 17. Jahrh. für die Arzneiwissenschaft thaten,
s drang in s. Wirkungen auch nach Frankreich, besonders in die Schule von
ontpellier, welche damals auf jener Höhe stand, die sie fast zur ersten medicini-
hen Facultät Europas erhob. Bordeu und Barthez, die berühmtesten ihrer Leh-
r, bekannten sich zu dem Stahlianismus. In Paris aber gewann schon damals mit
r Verbreitung der Haller'schen Lehren und mit den Physikern und Chemikern, wie
ayton, Lavoisier, Fourcroy u. A., die Medicin ein mehr empirisches, auf Ver-
ch und Beobachtung reiner gegründetes Ansehen, und der Condillac'sche Sensua-
smus, der bis auf den heutigen Tag herrschendes philosophisches System in
rankreich ist, drang mit kräftiger Herrschaft in das Reich der Arzneiwissenschaft.
iese Philosophie, die so innig mit dem Nationalcharakter verwebt ist, mußte die
anzosen allen höhern metaphysischen Forschungen abgeneigt machen, und auf
che speciellere Wissenschaft könnte ein solches Denksystem, daß alle Hypothese,
e Speculation, wenn nicht geradezu verwirft, doch wenigstens ungemein be-
hränkt, und seine Resultate sehr in Zweifel zieht, auf welche Wissenschaft könnte
n solches philosophisches System mehr Einfluß haben als gerade auf die Arznei-
issenschaft? Deßhalb sehen wir bei den Franzosen diejenigen Fächer vorzugsweise
ebaut, die die sinnlich-wahrnehmbare Erscheinung begreifen. Die Anatomie
neuerlichst durch Bichat's Meisterarbeiten einen neuen Zuwachs, die allgemeine
natomie oder Lehre von den Geweben, gewonnen, ja die Cultur dieser Wissenschaft
ihrer Zweige, der vergleichenden und pathologischen Anatomie, ist ein charakte-
scher Zug in der franz. Medicin. Mit Anerkennung haben andre Nationen die
eiten der Portal, Senac, Corvisart, Recamier, Bayle, Laennec, Dupuy-
, Lallemand, Rochoux, Serres, Moulin, Cloquet, Chaussier, Brechet und
r A. aufgenommen, ja das Studium und die Cultur der pathologischen Anato-
ist so vorherrschend im Charakter der jetzigen franz. Medicin, daß viele Ärzte
offenbar zu weit darin gehen, wenn sie, wie Casper beweist, „überall das
uct der Krankheit in die Krankheit zu verwandeln streben, und wenn sie überall,
n bisher nicht so genau bekanntes Krankheitsproduct ihnen aufstößt, gleich eine
Krankheit, sui generis, in das Fach der Nosologie einzudrängen sich bemü-
, wodurch, möchten wir hinzusetzen, ganz vorzüglich die Diagnostik geschmälert
, die auch in der That, einige große Ausnahmen abgerechnet, bei den Franzo-
uf keiner besondern Höhe steht. Das, was wir Deutschen die Disciplin der
meinen Pathologie nennen, findet sich bei unsern Nachbarn als System ausge-
t fast gar nicht, wie vortreffliche Bruchstücke dazu auch ihre Literatur liefern
. Endlich ist gewiß jene Vorliebe der franz. Ärzte für das Materielle der
nd, warum sie schon früh die Chirurgie so cultivirten. Schon seit dem 16.
h. zählte Frankreich tüchtige, ja Epoche machende Wundärzte (A. Paré), und
Anfange des 18. Jahrh. an, aus der Zeit, wo die Le Clerc, Louis Petit,
ot, Anel, Garengéot, St.-Yves u. A. lebten, ringt Frankreich mit England

um den Preis in der Wundarzneikunst: ein Kampf, zu welchem auch Deutsch
in den letzten Jahrzehenden so ehrenvoll seine Streitkräfte aufgeboten hat. (
Deutsche Medicin und Chirurgie.) Gegen das Ende des 18. J
bereicherten die franz. Chirurgen Ledran, Louis, Daviel, Anton Petit, Pe
ihr Fach mit wichtigen Erfindungen, Entdeckungen und Erfahrungen, und b
ders mit dem großen Desault, dem Stolz der Franzosen, beginnt (1791) eine
Ära für die franz. Wundarzneikunst. Seit jener Zeit hat die Chirurgie ein
bares Übergewicht über die eigentliche Medicin in Frankreich bekommen, und m
sehen aus den von Casper mitgetheilten Studienplanen für die ärztliche Ju
daß für die Folge sich dies Übergewicht dauernd erhalten dürfte. Wirklich zählt
Paris — denn Montpellier hat, trotz einem neuern, eingeborenen Geschichtsch
dieser Schule (Delpech's „Chirurgie clinique de Montpellier", Paris 1
4., 2 Bde.), der mit emphatischen Phrasen sie in die Wolken erhebt, in den ne
Zeiten seinen frühern Glanz verloren, sodaß auch für die Medicin, wie ja für
franz. Treiben, Paris jetzt wieder Frankreich ist — jetzt einen Reichthum ve
rühmten und ihren Ruhm verdienenden Wundärzten, wie vielleicht keine
Stadt, selbst London nicht ausgenommen. Wir erinnern nur an Beauc
Boyer, Breschet, Chaussier, Cullerier, Demours, Desgenettes, Dubois, D
tren, Itard, Lagneau, Larrey, Percy, Richerand, Roux u. A. S. Anm
„Paralleie der deutschen und franz. Chirurgie" (Leipz. 1823). Auffalle
das Mißverhältniß zwischen dieser Ausbildung der Wundarzneikunst im Allg
nen, und der eines ihrer Zweige, der Augenheilkunde, die sich neuerlichst in De
land und in England so selbständig entwickelt hat. Es ist unbegreiflich, m
den großen Fortschritten, deren sich die neueste Chirurgie der Franzosen zu erf
hatte, die Ophthalmologie so weit zurückbleiben konnte, sodaß Frankreich in d
Hinsicht sich jetzt durchaus nicht mit Deutschland, oder auch nur mit England
sen kann. Die Ärzte dieser beiden Länder haben die Diagnostik im Gebiete de
genheilkunde zu einer fast subtilen Genauigkeit vervollkommnet, zu der die Fr
sen in ihren Beobachtungen am Krankenbette nun einmal nicht geneigt sind. S
ist hier kein Einzelner in Frankreich mit einem anregenden Beispiele vorangeg
denn Demour's großes Bilderwerk wird uns der Sachverständige doch nicht al
gengrund hinstellen wollen? Dagegen glänzt die franz. Chirurgie auf einem
wandten Felde, auf dem der Gehörkrankheiten, und die Nachbarn haben de
züglichsten Abhandlungen von Monfalcon, Saissy und Itard, besonders den
ginalwerke des Letztern nichts entgegenzustellen. Verfolgen wir die franz. H
fenschaft noch ferner ins Einzelne, so glauben wir, daß in der Culturgeschi
franz. Medicin der neuern Zeit die Lehre von den Geisteszerrüttungen den erst
ehrenvollsten Platz behauptet. Kein Volk hat so viel für die Verbesserung
Lehre gethan, keins seit dreißig Jahren solche Sorgfalt auf die Irrenhäu
wandt, als die Franzosen. Man denke nur daran, daß es Frankreich (Pinel
von dem aus ein menschlicheres und wirklich heilbringenderes System der Be
lung der unglücklichen Irren ausgegangen ist! In der That haben aber auch
Länder so reiche Gelegenheit gehabt, Erfahrungen auf diesem Gebiete zu m
als das seit dreißig Jahren durch die mächtigsten moralischen und pol
Stürme erschütterte Frankreich, deren Einfluß so wichtig in Bezug auf die
ist, daß Casper versichert, wie man „noch heute in den pariser Irrenanstal
traurigen, lebenden Beweisen fast die ganze Geschichte jener Stürme, wen
in den letzten Decennien, studiren könne". Wirklich zählt Paris nur allein in d
öffentlichen Irrenanstalten (Bicêtre, Salpetrière, Charenton) Jahr aus Ja
2000 Irren, und außerdem gibt es dort noch etwa vier Privatverpflegungsan
für sie, und wie viele Einzelne werden nicht im Schoße ihrer Familien verborg
halten? Hier ist also ein besonders hervorstechender Zug in der Charakteris

ng. Medicin, und ein Zug, der den Franzosen gewiß Ehre macht, und ihnen Rechte die lebhafteste Anerkennung der ganzen gesitteten Menschheit zusichert. Auch Gebiet der Lehre von den Hautkrankheiten haben sich die Franzosen ausgezeich-, und Alibert's Erfahrungen, gehörig entkleidet von anhängendem Putz und arlatanerie, bleiben werthvoll und brauchbar, sowie neuerdings Biett in diesem he viel verspricht. Staatsarzneikunde und medicinische Polizei liegen dagegen, nders die letztere, noch sehr darnieder. Hinsichtlich auf die erstere wäre freilich vortreffliche Zustand, in welchem sich alle öffentliche Kranken- und Armenanstal- in Paris, vom statistisch-ökonomischen Standpunkte aus gesehen, befinden, nehmen. Vor der Revolution und noch 1789 gab es in Paris 48 Hospitien stalten für invalide Greise und Krüppel) und Hospitäler, in denen täglich 000 Hülfsbedürftige lebten; heute aber, wo die Kranken besser und reinlicher alten werden, kann Paris nur 15,000 Kranke und Arme zu gleicher Zeit und in 24 Hospitälern und Hospitien verpflegen. Wie wichtig aber diese Anstalten die feststehende Bevölkerung seien, lehrt ein Hinblick auf ihren Wirkungskreis. m 1. Jan. 1804 bis 1. Jan. 1814, also in einem Zeitraum von 10 J., haben nicht weniger denn 352,915 Individuen, d. h. jährl. 35,000 Kranke aufge- nmen! Und wenn wir die Bevölkerung von Paris auf 714,000 Seelen an- lagen, so würde jährlich mehr als der zwanzigste Theil aller Einwohner (1 : 20$\frac{4}{7}$) die Hospitäler geschafft, wo wir noch mehr als 5000 Individuen nicht rechnen, jährlich in den Hospitien aufgenommen werden! Welchen interessanten Einblick das pariser Leben und Weben geben diese Resultate! Man begreift, daß der Ver- rde eine ansehnliche Geldsumme zu Gebote stehen muß, um so weit ausgebreite- Bedürfnissen entgegen zu kommen. Nach Casper's Berechnungen belaufen sich Einnahmen der pariser Spitalverwaltung jährlich auf acht bis 9 Mill. Fran- ! Aber man hat diese Summe auf eine Art aufzubringen gewußt, die zugleich klage wie die humane Regierung bezeichnet: denn jeder Einzelne gibt in Paris täglich sein Scherflein für die armen Kranken, und er fühlt es nicht, da er es ist nicht einmal weiß. Alle öffentliche Vergnügungsörter: Theater, Marionet- spiele, öffentliche Gärten ꝛc. müssen einen Zoll an die Hospitäler entrichten. se Einnahme allein hat den Hospitälern oft jährlich eine halbe Million einge- en. Außer dieser Summe fließt eine sehr bedeutende in den Hospitalschatz, che die Octroi von den Hallen und Märkten, und das große Leihhaus liefern; dies besitzen die Anstalten noch liegende Gründe, und die Verwaltung ihrer Ca- sen ist musterhaft. Weniger musterhaft aber ist die medicinische Polizei orga- t, denn Paris ist noch heut zu Tage immer die große Marktschreierbude von Europa, und nach den neuesten Berichten drängen sich noch heut wandernde närzte, Olitätenkrämer, Hühneraugenoperateurs, kosmetische Quacksalber und was vornehmere Charlatans in Paris eifrig um den Beutel des leichtgläubigen blicums, das die Regierung jenen Künstlern nach Belieben zu brandschatzen ubt. 56.

Französische Musik. Nach dem, was Strabo, Diodor u. A. erzäh- ist nicht zu bezweifeln, daß schon die Gallier Kenntniß und Liebe der Tonkunst hen. Auch gehörten die Barden den Celten oder Galen an. Als die Römer terjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und die ersten Spu- der Musik finden wir hier erst wieder unter den Franken, wo erzählt wird, daß n Pharamond an der Spitze des Heeres, unter dem Klange kriegerischer Musik, n König ausgerufen habe. Die Taufe Königs Clovis in der Kirche von St.- my zu Rheims wurde auch durch eine Musik verherrlicht, die den König so sehr riff, daß er nachher die Tonkunst besonders beschützte. In einem Friedensschluß langte er von Theodorich, König der Ostgothen, ihm einen guten Musiklehrer d Sänger zum Unterricht seiner Priester und Sänger aus Italien zu senden.

Der Sänger Acorèdes kam da nach Frankreich, und führte dort einen sanftern un lieblichern Styl der Musik ein als man zuvor kannte; die Tonkunst wurde die Be gleiterin aller gottesdienstlichen Gebräuche. Unter Pipin's Regierung wurde di Orgel in Frankreich eingeführt. Der morgenländische Kaiser Constantin schick 757 die erste an Pipin, der sie der Kirche St.-Corneille in Compiegne schenkte. Al Karl der Große das Osterfest in Rom feierte, entstanden Streitigkeiten zwische den franz. und italienischen Sängern über den wahren Gesang. Der Kaiser en schied sie dadurch, daß er sagte, das beste Wasser werde an der Quelle geschöpft. wandte sich daher auch an den Papst Adrian und ließ von ihm zwei sehr unterrichte römische Sänger, Theodorus und Benedict, dazu erwählen, den echt Gregorian'sch Kirchengesang in Frankreich wiederherzustellen; der eine wurde in Metz, der andre Soissons an die Spitze einer Musikschule gestellt. Die Vermählung des Königs R bert mit Constance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als Epoc eines neuen Geschmacks in der Musik für Frankreich angesehen. Kurz darauf bi dete sich in der Provence eine Gesellschaft Sänger und Musiker, die man Trouh dours, Chantiers nannte; sie dichteten Gesänge und sangen sie. Andre nannt sich Jongleurs oder Ménétriers; diese begleiteten ihren Gesang mit Instrumenta musik. Robert, Sohn des Hugo Capet, war selbst Dichter und Tonkünstle Eben so Thibauld, König von Navarra. Unter Philipp dem Schönen baute ma (1313) Theater auf, wo man Feereien mit Musik aufführte. Karl V. liebte d Musik sehr und pflegte seine Tafel mit Flötenconcerten zu beschließen. Zur Zeit d heil. Ludwig beschränkte man die Kunst fast nur auf Kirchenmusik. Später wur der Kirchengesang verziert und weltliche Lieder, besonders verliebten Inhalts (*Lais*) verbreiteten sich im Volke, deren Melodien sich erst allmälig vom geistlichen Gesan entfernten. Die Harfe oder die unserer Violine ähnliche Viole begleitete si Franz I., ein Freund aller Künste, errichtete eine eigne Capelle, deren Anführ Mouton hieß, man nennt: Févin, Arcadet, Verdelot, Goudimel, als geschick Tonkünstler jener Zeit; der erste berühmte Componist war Ant. Bromel, Zeitgeno des Niederländers Josquin de Prez, des größten Tonkünstlers s. Zeit, der um 14 geb. war, und Capellmeister Ludwigs XII. wurde. Franz I. nahm s. Kamm musik mit nach Italien, und sie vereinigte sich in Bologna mit der Capelle Leos X so lange beide Herrscher sich da aufhielten. Diesem Umstand, und den Musike welche der Katharine von Medici aus Italien folgten, verdankte Frankreich a neue einen bessern Geschmack in der Musik. Karl IX. liebte und übte Musik u Poesie; damals errichtete Jean Antoine Baïf in s. Hause, in der Vorstadt S Marceau, eine Musikakademie, bei welcher der König selbst wöchentlich einmal m spielte. Eustache du Lauroy, aus Beauvais, Capellmeister Karls IX. und Hei richs III., war ein trefflicher Tonkünstler; die alten Noëls, welche man zum Th noch kennt, sollen meist aus den Gavotten und Arien entlehnt sein, welche Lau für Karl IX. setzte. Balletmusik wurde durch den Hof begünstigt. Bei der V mählung Karls von Lothringen mit der Stiefschwester Heinrichs III., wurde d erste glänzende Ballet aufgeführt, wozu die Musikmeister Beaulieu und Salm die Musik schrieben. Baïf war Dichter und Componist und ging damit um, Oper nach Paris zu verpflanzen. Heinrich IV. achtete die Musik wenig, eine de größere Freundin davon war Maria von Medici. Ludwig XIII. begünstigte Sch spiele und Musik, und componirte selbst mehre Lieder. Der Geschmack und Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Musik sehr in Aufnahme. Maza ließ ital. Virtuosen kommen und Opern aufführen, z. B. den Orpheus von Zerli Cambert, der selbst ein trefflicher Lauten- und Theorbenspieler war, wurde Ober tendant der Musik, und componirte die beiden ersten Opern Perrin's, welche 16 u. 1671 aufgeführt wurden, und für welche Versuche sich der Nationalgeist der Fr zosen sehr interessirte. 1699 erhielt Perrin das Privilegium zur öffentlichen Auff

ung der Singspiele, wozu er sich mit Cambert verband. Die erste Oper war Pomone und wurde mit großem Beifall gesehen. Doch war bis auf Lulli die Musik der Franzosen noch in ihrer Kindheit. Er war der Schöpfer des Nationalgeschmacks; denn schon 1633 in Florenz geb., kam er doch im 14. J. nach Frankreich und brachte sein ganzes Leben daselbst zu. Er führte zuerst kühnere Dissonanzen in der Musik ein, und componirte 19 Opern, die meisten von Quinault, und außerdem noch 20 Ballets, verschiedene Motetten und viele Sonaten und Concerte. Seine Chöre sind festlich groß. Im Recitativstyl war er ein so großer Meister, daß sich die meisten europäischen Tonsetzer danach bildeten. Lulli verstand den Gesang, er fühlte und weckte Gefühle; s. Musik war höchst einfach, aber voll Wahrheit, Natur und Ausdruck. Er gründete so den rhythmisch-declamatorischen Musikstyl, welcher stets und bis auf unsere Zeit bei den Franzosen geherrscht hat. Er ist auch Erfinder des Menuets; das erste wurde 1663 von Ludwig XIV. und einer seiner Geliebten zu Versailles getanzt. In das Orchester führte er die Blasinstrumente ein. Nach Lulli's Tode gab es zwar viele geschickte Tonkünstler in Frankreich, sie hatten aber nicht Genie genug, um die Kunst weiter zu führen. Rameau, 1683 in Dijon geb., machte sich zuerst als gründlicher Orgelspieler in Paris bekannt, erwarb sich als Theoretiker großes Verdienst, da er zuerst ein System des Generalbasses aufstellte, und verdunkelte als Componist alle s. Zeitgenossen. Er war 50 J. alt, als er 1733 s. erste Oper: „Hippolyte et Aricie", aufführte, 22 neue Compositionen dieser Art folgten ihr, und verbreiteten s. Ruhm. Er durchbrach den engen Kreis, den sich die vorherigen Tonsetzer vorgeschrieben hatten; er hatte viel Feuer, viel Kenntniß der Harmonie und der Mittel, große Wirkungen hervorzubringen; er ist der Erste, der reichere Begleitungen schrieb; doch kann man ihm vorwerfen, daß er den gefühlvollern Gesang nicht kannte, daß s. Musik oft überladen, gesucht, geschmacklos und barock ist. J. J. Rousseau, der alle Vorzüge der ächten italienischen Musik fühlte und kannte, wurde sein entschiedener Gegner, indem er durch sein musikalisches Wörterbuch und mehre Schriften einen Damm gegen den Modegeschmack s. Landsleute zu bilden suchte. Er componirte selbst s. Oper: „Le devin du village", die großes Aufsehen machte, und in s. „Pygmalion" erfand das Melodrama; außerdem schrieb er eine Menge einfacher und tiefgefühlter Romanzen und Arien. Sein Anfeinden der franz. Musik und s. Vorliebe für die Italienische war ein Hauptgrund, warum man ihn verfolgte. So hatte schon damals die franz. Musik mit den Italienern zu kämpfen, welche Pergolesi's, Jomelli's und Leo's Werke aufführte. Die opéra comique sonderte sich damals ab; Philidor und Monsigny arbeiteten für dieselbe. Sie nahmen die Italiener zum Muster. Aber mehr als irgend etwas hatte der Riesengeist des Ritters Gluck Einfluß auf die franz. Musik. Er kam in s. 60. J. 1774 nach Paris, wo zuerst s. Iphigenie in Aulis aufgeführt wurde. Sein eigenthümlicher Sinn, die Alles mit sich fortreißende Beredtsamkeit s. Tonsprache, die Hoheit s. Styls, die ergreifende Wahrheit s. Ausdrucks, gaben der dramatischen Musik einen neuen Schwung. Weder Melodie noch Harmonie herrscht bei ihm vor, das Ganze wird aber zu einer höhern Dichtung, zu einer überirrdischen Sprache. Sein Gegner war Piccini, dessen Genie sich in den reizendsten und lieblichsten Melodien zeigte. Die Streitigkeiten der Gluckisten und Piccinisten machten allgemeines Aufsehen. Unterdessen wirkten die beiden großen Fremdlinge nicht bleibend auf den Nationalgeschmack der Franzosen, der immer die eigenthümliche Richtung behielt. Die ganz einfache gefühlvolle Romanze, das kleine muntere Volkslied (Vaudeville), die elegante reizende Tanzmelodie sind ihnen eigen; der größere Gesangstyl, die wahre Kirchenmusik bleibt ihnen fremd. Sie sprechen zu gern und zu witzig, um Freude an dem wahren Gesang zu haben. Ihr Vortrag ist mehr Declamation als Gesang, dem auch ihre Sprache entgegenwirkt und ihre Oper ist daher auch vorherrschend declamatorisch-

charakteristisch. Wahrheit des Ausdrucks suchten seit Gluck die größten Opernse in Frankreich; nur daß die Charakteristik im Singspiel meist auf zufällige Zustä geht, und aus Mangel an Innigkeit ins Steife oder Übertriebene fällt. Sie lie Überraschungen und auffallende Wirkungen, daher ihre oft unterbrochenen M dien, ihre gewaltsamen Übergänge und starken Gegensätze von Forte und Pia In der Instrumentalmusik sind sie ausgezeichnete Meister und haben große Virt sen. — Unter den neuern echt franz. Tonsetzern müssen wir Grétry nennen, der erst 1768 auftrat. Sein Styl ist ungemein einfach und echt naiv: er opfert A der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Her wieder. Seine komischen Opern erhielten ungetheilten Beifall. Im Tragisc erreichte er s. Zweck nicht, in „Richard Löwenherz" dagegen s. Gipfel. J verwandt an Geist und Gefühl ist Dalayrac; er besitzt vielleicht weniger misché Kraft, aber ebenso viel sanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls; auch bereicherte die komische Oper sehr. Monsigny, älter als beide, wird besonders der Wärme s. Ausdrucks willen geschätzt. Della Maria studirte in Italien; frühe Tod dieses überaus lieblichen Componisten wurde allgemein beklagt. Auf dem sind Gaveaux, Solié u. A. in der kleinen Oper beliebt. Méhul gehört zu größten franz. Tonsetzern; Gluck selbst weihte ihn in den philosophischen Theil Kunst ein. Kraft, Eigenthümlichkeit der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kr und Schönheit des Ausdrucks charakterisiren ihn; oft wirft man ihm einen Hu zum Sonderbaren vor, und einen Mangel an Melodie; doch werden s. zahlreich Werke in- und außerhalb Frankreich stets gern gehört. Er componirte viele ern und komische Opern, und die berühmtesten neuen Nationalgesänge sind von ihn Boyeldieu wurde zuerst durch s. lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit un Grazie sind ihm eigen. Im „Jean de Paris" erreicht er s. Gipfel. Nicol Isouard aus Malta bildete sich in Italien, wo viele s. Opern Beifall fanden; i neuerer Zeit schrieb er viel für die pariser komische Oper, und s. Werke erregten un verdienten großen Beifall, z. B. „Joconde", „Cendrillon". Berton ist ein fleißig Tonsetzer; s. zahlreichen Werke zeichnen sich durch schönen Gesang aus. Catel besonders durch sein „Handbuch der Harmonie" bekannt, worin er eine neue Ansic aufstellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclassen, die natürlichen und die künst lichen, eintheilt. Das Conservatorium hat seine Theorie angenommen. Er h einige beliebte Opern und viel Instrumentalmusik geschrieben. Unter den Kirche componisten können wir außer Gossec, dessen dreistimmiger Gesang: „O salut ris hostia" mit Recht berühmt ist, nur Le Sueur auszeichnen, der unstreitig ne zu den vorzüglichsten franz. Tonsetzern für das Theater und die Kirche gehört. E schrieb nur ernste große Opern; sein Styl ist einfach, rein und oft groß, bisweile aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzosen sind m Recht stolz auf ihn; er hatte viele wissenschaftliche Kenntnisse und schrieb mehr Werke über Theatermusik. Noch müssen wir einen berühmten Italiener, Cherubi erwähnen, der in Paris sich gebildet hat, und dessen Meisterwerke unstreitig jetzt de bedeutendsten Einfluß auf den dortigen Zustand der Musik haben; in seinen Werke ist eine Glut der Phantasie, deren kein Franzose sich rühmen kann. Auf ihn wirk Gluck, dann Mozart und Haydn ein, wie denn überhaupt der Einfluß dieser un ihnen folgenden Meister auf die franz. Musik unverkennbar ist. Dies ist an de Instrumentalcomponisten Onslow und Bochsa ebenfalls wahrzunehmen. In de Singspiel hat jetzt der etwas rossinirende Auber vielen Beifall. Zu den Hauptan stalten für Beförderung der Tonkunst in Frankreich gehört das trefflich eingerichte Conservatoire; es verdankt s. Stiftung der Revolution, die alle frühern Conser anstalten zerstört hatte. 1793 fing es an sich zu bilden; die trefflichsten Künstler wurden Professoren in dieser Anstalt und die ausgezeichnetsten Virtuosen gingen au ihr hervor. Nirgend in Europa konnte man Mozart's und Haydn's Symphonien

schöner aufführen hören als in den öffentlichen Concerten dieser Zöglinge. Keines der italienischen Conservatorien war nach einem so großen Plane eingerichtet. Es leistete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geschrieben wurden, der Tonkunst die wesentlichsten Dienste, und hat gute Schüler gebildet. Die berühmtesten franz. Virtuosen neuerer Zeit sind: Für den Gesang: Garat, Lays, Lainez, Elleviou, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Pianoforte: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimisch ist: Mara, Naderman, Bochsa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreuzer, Baillot, Lasont; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefebvre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Frédéric Duvernoy und Domnich; für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Instrumenten, die in Paris gebaut werden, sind besonders die Erard'schen Pianofortes und Pedalharfen berühmt. VI.

Französisches Recht, s. Codes, les cinq.

Französische Schule oder **Malerkunst**. In den ältesten Zeiten erhielt Gallien zuerst durch die Römer Begriffe von Kunst. Unter der fränkischen Monarchie standen die Künste auf einer sehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, schon mit Gemälden auf Goldgrund geschmückt. Musivische Malereien waren in dem Zeitalter der Fredegunde gebräuchlich, sowie auch damals schon die Glasmalerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Karolinger haben sich fast gar keine Kunstwerke erhalten, da nur einige wenige Bildnisse von Karl Martel, Pipin und Karl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künste; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder 824 ein Concilium in Paris zusammen. Die bald darauf folgenden Zerstörungen der Normänner verscheuchten die Künste wieder ganz. Die ersten Spuren derselben zeigen sich in mehren sehr saubern Miniaturmalereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königl. Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handschrift der vier Evangelisten mit dem Bilde des Kaisers Lothar, und die Bibel Karls des Kahlen. Dieser Fürst liebte die Künste und berief Künstler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Frescomalereien ausgeführt. Unter Ludwigs VII. Regierung fingen, besonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künste an zu blühen, vorzüglich die kostbare Glasmalerei. Er ließ die Fenster der Kirchen St.-Denis malen. Jetzt gewannen auch die Emaillemalereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IX. fängt eine glücklichere Periode für die Künste an; s. Schicksale und Züge in das heilige Land boten den Künstlern reichen Stoff. Alle Darstellungen gewannen in diesem Zeitraum mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantasie müssen in das Leben übergehen, wenn die Kunst erwachen soll. Karl V. that alles Mögliche, um die Künste zu befördern. Wir finden noch viele Denkmale aus dieser Zeit, in Frescogemälden, gewirkten Tapeten, mit Miniaturen verzierten Handschriften. Die Geschichte der Johanna von Arc wurde der Gegenstand verschiedener Malereien, und das Denkmal, welches ihr Karl VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans setzen ließ, war das zweite bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürst, gehörte selbst zu den berühmten Malern des 15. Jahrh. Man bewahrte zu Aix in der Provence sein von ihm selbst gemaltes Portrait. Es soll denen der alten niederländischen Schule ähnlich sein. Doch erst unter Franz I. wurde der Kunstgeschmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geschichte der Malerei in Frankreich an. Sie beginnt unter Einfluß der Italiener. Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich und starb in des Königs Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in s. Dienste. Rosso de' Rossi, unter dem Namen Maitre Roux bekannt, wurde 1530 erster

Hofmaler und Oberaufseher aller Verschönerungen zu Fontainebleau. Da man die Malereien gern mit Stuckaturarbeiten vereinigte, so berief Franz I. zu diesem Behufe den Primaticcio, welchen er zu s. Kammerherrn machte. Diesem folgten mehre italienische Künstler, welche eine Künstlercolonie bildeten, wie einst die Griechen in Rom. (Man lese darüber das Leben Benevenuto Cellini's.) Kupferstecher vervielfältigten die Werke in Fontainebleau. Alle franz. Maler wurden nur durch sie gebildet und erzogen. François Clouet, genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die ersten bessern einheimischen Portraitmaler. In der Glas-, Emaille- und Miniaturmalerei, sowie in der Tapetenweberei, zeichneten sich die Franzosen besonders aus. Ihr Streben richtete sich immer dahin, die Kunst mehr zum Schmuck zu benutzen, als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen, ihr Talent zeigte sich mehr im Technischen und Akademischen als im Poetischen. Bramante, der vom Papst Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenster des Vaticans durch Glasmalereien zu zieren, berief die franz. Künstler Claude und Guillaume de Marseille dazu nach Rom. Mit Jean Cousin, zu Soucy bei Sens geb., der noch 1589 lebte, fängt die Reihe der berühmtern franz. Maler an. Er besaß gründliche Kenntnisse von der Perspective und Architektur. Seine Glasmalereien, besonders die Kirche von St.-Gervais in Paris, sind berühmt. Sein Ölgemälde: das jüngste Gericht, in der Sacristei der Minimen, bei Vincennes, war das erste größere Historiengemälde. Franz I. foderte ihn und s. Zeitgenossen auf, wetteifernd edle Kunstwerke hervorzubringen; er sammelte sie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Rafael's und Mich. Angelo's damit; dies war der Grund des pariser Museums. Damals wurde auch die Manufactur der Gobelinstapeten eingerichtet. Mart. Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete sich besonders nach Mich. Angelo, und wurde erster Hofmaler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunst in Frankreich die ersten Stufen des Wachsthums erreicht, so kränkelte sie, wie eine Treibhauspflanze. Am meisten trugen die ausschweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Karls IX. dazu bei. Die Kunst wurde entwürdigt zu üppigen Darstellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war unrein, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, gest. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünstler, der eine Schule stiftete und den Geschmack wieder reinigte. Er hatte den Orient gesehen und bildete sich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt auch besonders die von Philipp von Champagne, angefangene Galerie berühmter Personen zu malen. Zuletzt verfiel er in das Manierirte. Aus s. Schule gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard du Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und s. eignen Brüder Aubin u. Claude V. hervor. Seine berühmtesten Zeitgenossen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. A. m. Der letztere war der Lehrer des großen Nic. Poussin (s. d.), den man den franz. Rafael nennt. Dieser war zu Andely 1594 geb., und stammte aus einer armen adeligen Familie; er bildete sich ganz in Rom. Sein ideales Streben, | tiefer Sinn und s. edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwigs XIV. nicht verstanden. Poussin war ein philosophischer Maler; er wollte mehr für den Geist als für die Sinne malen, und oft wolle s. Werke nur unter der Hülle des dichterischen Bildes ernstes Nachdenken wecken. Er war der erste Landschaftsmaler im heroischen Styl. Sein Schüler Dughet, der nach ihm auch Gaspard Poussin genannt wird, zeichnete sich besonders als Landschaftsmaler aus. Die übrigen berühmtern franz. Maler dieser Zeit waren: | Valentin, geb. zu Colomiers 1600, gest. 1632; er bildete sich nach Caravaggio und hatte mehr kühne Kraft als s. franz. Vorgänger; Jacq. Blanchard, geb. 160 gest. 1638, erwarb sich den Beinamen des franz. Tizian, u. war der vollkommens Colorist unter s. Zeitgenossen; Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 160

gest. 1682, der trefflichste Landschaftsmaler aller Zeiten, welcher sich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers s. Compositionen gerühmt. Die Mignards, aus Troyes in Champagne, zeichneten sich sehr aus; der ältere Bruder, Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war besonders Portraitmaler; der jüngere, Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geb., und starb 1695, berühmt durch meisterhafte Portraits, und große Frescomalereien; eine der ausgezeichnetsten unter letztern ist die Kuppel der Kirche des Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargestellt sind. Auch zu dem täuschenden Copiren alter Meisterstücke hatte er ein seltenes Talent. Die Grazie s. Manier und die Lieblichkeit s. Colorits sind bekannt, und erheben ihn zu einem der ersten Künstler Frankreichs. Auch Seb. Bourdon verdient genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künstler war Eustache Le Sueur, geb. 1617, gest. 1655. Er bildete sich, ohne jemals Paris zu verlassen. Er studirte eifrig Rafael's Werke, mit deren Geist er sich durch Kupferstiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches, Edles, Stilles; s. Zeichnung ist rein, s. Colorit sanft harmonisch, obschon etwas matt. Berühmt ist die Folge von 22 Gemälden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darstellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid s. Mitbürger hätte verfolgen sollen. Selbst nach s. Tode mußten s. Gemälde in dem Carthäuserkloster mit Gittern umgeben werden, um sie gegen verstümmelnde Bosheit zu schützen. S. Werke sind außer Frankreich wenig bekannt. Berühmt ist Charles Le Brun, geb. 1619, gest. 1690 (s. d.) Alle diese Künstler waren schon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron bestieg, dessen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunst nicht sehr günstig war. Nur Le Brun feierte unter ihm s. glänzendste Zeit, und gewann eine Alleinherrschaft über Alles, was Kunst betraf. Sein berühmtes Meisterwerk: Alexander, der die gefangene Familie des Darius besucht, malte er unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in s. Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten sind ungemein zahlreich, überall sieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch echt franz. Manier und ein Hinneigen zum Theatralischen. Da er auf den Minister Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die franz. Akademien der Kunst in Rom und in Paris, wovon die letztere sich besonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lucas in Paris entgegenstellte. Nach Le Brun's Zeit verließen die Franzosen die gute Bahn und das Studium der großen italienischen Meister. Le Brun hatte viele ausgezeichnete junge Künstler beredet, Kupferstecher zu werden, um seine Werke dadurch vervielfacht zu sehen. Unter diesen zeichnen sich Gérard Audran, J. Mariette und Gabriel Le Brun besonders aus. Die genanntesten Künstler der folgenden Zeit sind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmaler, Noël Coypel, und dessen Sohn Antoine, deren reiche Phantasie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, die aber auch den wahren Ausdruck in theatralische Übertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Malern. Vivien, Jouvenet, Chéron, Parrocel, Sylvestre, de Largillière, Rigaud, André, La Fage, waren fleißige und geschickte Künstler dieser Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieser allein huldigend wurde Watteau der Liebling s. Zeit, indem er lauter scherzhafte kleine Gegenstände mit der affectirtesten Grazie darstellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Pastellmalerei und der Geschmack an Cameengemälden so herrschend, daß er die wahre Kunst völlig verdrängte. Loriot entdeckte damals die Kunst, Pastellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerst an, dem sinkenden Geschmack entgegen zu arbeiten, so auch Ant. Pesne, der wackere Pierre Subleras und Le Moine; es würde diesen bessern Künstlern gelungen sein, wenn nicht zwei Männer, Christophe Huet und François Boucher, den völligen Verfall der Kunst herbeigeführt hätten. Letzterer, der 1704 geb. war und 1770 starb, fröhnte

mit s. Kunst nur der gemeinsten Sinnlichkeit und Unsittlichkeit. Kein Maler in gend einer Zeit hat die Kunst so entweiht, wie er. Attiret, 1702 zu Dole geb. wurde von den Missionarien 1737 nach Peking berufen, wo s. Arbeiten dem chine sischen Kaiser und allen Großen des Reichs ungemein gefielen, sodaß er dort ein Zeichenschule errichtete und stets für den Kaiser beschäftigt war, der ihn zum Man darin erheben wollte. Er starb daselbst 1763. In Frankreich ist die erste freund liche Erscheinung wieder der Landschaftsmaler Jos. Vernet (s. d.), geb. 1714 gest. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunst wieder zurückführen. Sein Darstellungen der See, in allen Bewegungen derselben, und s. Hafengemälde sin einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und rastloses Studium der Natur bildeten ihn. Der Graf Caylus, 1692 geb., 1765 gest., that als eif riger Alterthumsforscher viel für die franz. Kunst, und stiftete Preise zur Aufmun terung der Künstler. Greuze, den man oft den Grazienmaler nennt, trat jetzt auf er war 1726 zu Tournen geb., und starb 1805. Man kann ihn den wahren Volks maler der Franzosen nennen, denn s. ganz aus dem häuslichen Leben genommene Bilder zeichnen die eigenthümlichsten Züge der Denk- und Empfindungsweise i Mitbürger. S. Gemälde sind einfach und lieblich, an das Empfindsame grenzend natürlich aber pariser Natur darstellend, die nie frei von Manier ist. Er stiftet die beliebte Gattung, die man Tableaux de genre nennt. Vien, geb. 1715 z Montpellier, wurde der erste Verbesserer des Kunstgeschmacks und der Vater und Nestor der neuen Schule. Eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nach ahmung der Natur zeichnen s. Gemälde aus. Aus s. Schule ging der berühmte David (s. d.) hervor, der Stifter der jetzigen Schule. Dieser führte zuerst wieder das strenge Studium der Antike und der Natur ein, und bewirkte so mit kräftigem Einfluß einen reinern Styl und richtigere Zeichnung, als sie noch je in Frankreich geherrscht hatten. Seine Verdienste um den geläuterten Kunstgeschmack s. Na tion, s. Feuereifer und rastloser Fleiß, s. Liebe für alle s. Schüler und s. väterlich Sorge, Jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, sind einzig in ihrer Ar Er ist ein zu ausgezeichneter Künstler, als daß s. Werke nicht hätten ebenso harte Tadel als begeistertes Lob erfahren sollen. Vincent, Regnault und Ménageot sin gleichzeitige brave Künstler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die Natio nalversammlung jede Kunstanstalt auf. Die herrlichsten Kunstwerke gingen durc die rohen Ausbrüche der zerstörenden Freiheitswuth verloren; doch ein neuer Ge entflammte zugleich die Gemüther und die Phantasie der Künstler. Die Patriote traten unter dem Namen einer Volks- und republikanischen Künstlergesellschaft z sammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhalten, und ihren Versammlun gen im Louvre beiwohnen konnte. Die Hauptereignisse der Revolution beschäfti ten die Künstler; wurde der Ausdruck dadurch auch an grelle Übertreibung gewöhn so war doch die fade frühere Manier solcherweise plötzlich vertilgt. Suvée, ein se geschickter Künstler, wurde Director der franz. Akademie in Rom. Unter Napoleon Regierung wurde Alles aufgeboten, um die Künste kräftig zu unterstützen, und ei außerordentliche Anzahl bedeutender Künstler entfalteten ihre Talente schnell un glänzend. Die drei berühmtesten Malerschulen waren die von David, Regnau und Vincent. Aus David's Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, d sowie Harriet, in früher Jugend, 1788, in Rom starb; bei s. Eifer für Al was erhaben, gut und edel war, s. zarten Schönheitssinn und s. nie mit sich zufr denen Bescheidenheit, wäre er wahrscheinlich Frankreichs größter Künstler geworde Gerard, der sich durch sein großes historisches, vom König gekauftes Gemälde d Einzugs Heinrichs IV. in Paris berühmt gemacht hat, steht an der Spitze der benden Schüler David's; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, S rangeli, Mad. Laville-Leroulx, Mad. Angelique Mongés, Mad. Barbier-V. bonne, van Brét und Richard (aus Lyon) gehören zu den ausgezeichnetsten s. Sch

ter; Letzterer führt romantische Scenen aus dem Mittelalter, in ganz kleinen Bildern, mit überaus zartem Pinsel und allem Zauber der gewähltesten Beleuchtung und der Luft- und Linienperspective aus. Regnault ist das Haupt einer zweiten Schule; s. eignen Werke sind correct und lieblich, wenn schon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmtester Schüler ist Guérin, Künstler vom ersten Rang. Unter s. zahlreichen Schülern sind: Landon (der die „Annales du Musée" herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau und besonders der vortreffliche Portraitmaler, Robert le Fèvre, bemerkenswerth. Regnault hat ein eignes Atelier für Künstlerinnen, und bildete viele ausgezeichnete, wie: Mad. Auzon, Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Bénoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grénée, Taillasson, Peyron, Monsiau, Le Thiers und Prudhon (der sich besonders nach Correggio zu bilden strebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künstlern in Paris. Vincent (gest. 1825) als Historienmaler, Isabey und Augustin als Miniaturmaler, Drolling als Maler von Conversationsstücken, Redouté als trefflicher Blumenmaler, Valenciennes als Landschaftsmaler, Mad. Claudet, Gattin eines geschickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemalerin, und Desnoyers nebst Berwick, als ausgezeichnet treffliche Kupferstecher, sind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichsten Kunstwerke aller Nationen, die mehre Jahre lang im Museum in Paris aufgehäuft waren, und der rege Kunsteifer des damal. Directors, Vivant Denon, der selbst trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes schlummernde Kunsttalent, und brachten alle glänzende Wirkungen seiner Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen stillen heiligen Geist der Kunst sind wenige dieser zahllosen neuern franz. Künstler durchdrungen; ihre Darstellungen sind oft mehr theatralisch als wahr, mehr empfindsam als gemüthlich. Daher rührt auch der entschiedene Mangel an Empfänglichkeit der Franzosen für das Studium und die Erkenntniß der altdeutschen Malerei. Nur der Sinn für die edle Antike ist endlich unter ihnen durch David geweckt worden. Das Praktische der Kunst beherrschen sie aber meisterhaft, mit Leichtigkeit und Sicherheit. Vorzüglich sind sie gute Zeichner. Seit der König zurückkehrte, ist Graf Forbin, selbst ein geschickter Künstler, Director der Musen- und Kunstanstalten. VI.

Französische Sprache. In Gallien war in den frühesten Zeiten die celtische Sprache üblich. Anklänge davon erhielten sich am längsten in Bretagne, und man hat in Paris eine Académie celtique errichtet, um über Sprache und Alterthümer der Urbewohner Nachforschungen anzustellen. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäsar wurde die römische Sprache herrschend; mit dem Verfall des weströmischen Reichs artete auch sie aus. Ein verdorbenes Latein entstand durch die Aussprache der germanischen Organe, und durch eingemischte fränkische und burgundische, ost- und westgothische Wörter und Redensarten. Man nannte diese neue Volkssprache das Romanzo, und sie theilte sich, von ihrer Entstehung an, in zwei Hauptmundarten. Die Art, eine Bejahung auszudrücken, bezeichnete ihren Unterschied. Die südliche Sprache nannte man langue d'Oc, Sprache von Oc, occitanische Sprache; die Sprache aber, die man nordwärts von der Loire an redete; langue d'Oui oder d'Oil; aus dieser ist das Neufranzösische entstanden. Im Anfange des 12. Jahrh. vereinigte Raimond von St.-Gilles, Graf v. Provence, Südfrankreich unter eine Herrschaft, der er den gemeinsamen Namen Provence gab, und seitdem nannte man die beiden Sprachen: die provenzalische und die französische. Noch ist jene, wiewol sehr verändert, die Landessprache in der Provence, in Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 13. Jahrh. gewann die weit prosaischere nordfranz. Sprache das Übergewicht. Die franz. Conteurs durchzogen nicht allein das Land, sondern Paris wurde auch der Sitz der scholastischen Philosophie, wohin man sich drängte und wo man Pflanzschulen für die Jugend anlegte. Von dem ursprünglichen Charakter,

der Oui-Sprache hing ein Theil der Bildung ab, den die franz. Literatur erhalten sollte. Es fehlte ihr, von ihrer Entstehung an, der vollständige Sylbenfall der italienischen und spanischen Sprache. Sie war mehr durch Abkürzung, als durch sonore Umbildung der lat. Worte entstanden. Die Franken und Normannen entrissen den lat. Worten die charakteristischen Endsylben, und verwandelten sie in den dumpfen germanischen Halbvocal, der in der Folge selbst aus der gewöhnlichen Aussprache weichen mußte, und nur für den Gesang und die Orthographie erhalten wurde. Abgerechnet diese Verschiedenheiten, hatte sich das franz. Romanzo nach demselben grammatischen Typus, wie das italienische, spanische und portugiesisch gebildet. Damals beobachtete man noch in den vielsylbigen Worten eine bestimmte Accentuation der Sylben nach einer prosodischen Quantität. Wahrscheinlich starb der lat. Rhythmus in der franz. Sprache nicht eher völlig ab, als bis man anfing eine Eleganz im Verschlucken des dumpfen Halbvocals zu suchen. Es ist unbekannt wann dieser Gebrauch anfing beliebt zu werden; wahrscheinlich ging er von Paris aus, da in dem Patois der pariser Volkssprache alle dumpfen E verschwinden. Die Gewohnheit zerstörte den metrischen Gehalt der Sprache. An die Stelle des wahren Rhythmus trat unvermerkt eine willkürliche Schattirung der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne. Dadurch gewöhnten sich die Franzosen mehr an einen rhetorischen Numerus als an eine poetische Ansicht der grammatischen Formen. Die Natur der Sprache selbst leitete mehr zur Beredtsamkeit als zur Poesie hin; schon ihre eigenthümliche Raschheit kam der feinen Dialektik sehr zu Hülfe. Franz I. errichtete 1539 eine Professur für die franz. Sprache in Paris, und verbannte die lateinische aus den Gerichtshöfen, wo sie bis dahin geherrscht hatte, und aus den Urkunden. Der Cardinal Richelieu brachte durch Stiftung der Akademie der Vierziger (Académie française oder Acad. de quarante) 1635 die Sprache auf den Gipfel ihrer Vollendung. Die franz. Akademie wurde der Obergerichtshof der Sprache und Literatur. Ihre Verdienste um erstere sind bekannt. Aber indem sie die rohe Freiheit des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Französisch geschrieben und gesprochen werden sollte, im Wesentlichen unveränderlich bestimmte, entzog sie auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Freiheit, nach mehr als conventionellen Bedürfnissen, die Herrschaft des Geistes über die Sprache zu erweitern. Nur was bei Hofe galt, wurde von der Akademie gebilligt: nur Das, was diese erlaubte, wurde von dem Publicum angenommen. Elegant wurde nun die Sprache. Sie erhielt die gefälligste Correctheit und eine bewundernswürdige Bestimmtheit, durch welche sie sich sowol zur Sprache der Wissenschaften empfahl als sie sich dem Staatsmanne zur genauesten Bezeichnung politischer Verhältnisse, und dem Weltmanne zum bestimmtesten Ausdruck s. Beobachtungen, und leichter Artigkeiten, welche zu nichts verbinden sollen, darbot. Jeder Gedanke kam so nett, so klar, in so scharfen Umrissen zum Vorschein, daß der Witz und der kalte Verstand sich in jeder Phrase spiegeln konnten, die rein französisch war. Aber wo Phantasie und inniges Gefühl einen Ausdruck verlangen, der den freien Geist über alle hergebrachte Formen erhebt, da mußte das Genie den Gesetzen einer Sprache erliegen, die schon an sich weder reich noch malerisch, nun noch jedes Wort und jede Wendung ausstieß, die bei Hofe und in der hofmäßigen Akademie nicht gehört werden durften. Die Armuth der Sprache erscheint unverkennbar auch in ihren vielen Calembourgs und Zweideutigkeiten. Doch bleibt keine Sprache passender für den feinen Weltton und für die Kunst, mit vielen schönen Redensarten nichts zu sagen, sowie keine an ähnlichem Reichthum von eigenthümlichen bezeichnenden und pikanten Ausdrücken für alle und die feinsten Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens mit ihr sich messen kann, woraus sich auch ihre Annahme als Hofsprache für so viele übrige europäische Länder erklärt. Aber jeder poetische Gedanke wird durch sie erschwert, obschon die beiden Rousseau, Frau v. Staël u. A.

einen glänzenden Sieg über sie errungen. Unter Ludwig XIV. trugen die Vorzüge der franz. Schriftsteller, die häufigen Reisen nach Frankreich, die Refugiés, die Menge franz. Erzieher in andern Ländern, ungemein viel dazu bei, diese Sprache zur allgemeinen zu machen. Seit 1735 wurde sie auch die allgemeine Staatssprache; bei den vorhergehenden Friedensschlüssen bediente man sich noch häufig der lateinischen. Die Revolution führte manche neue Worte und Wendungen ein, wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein die meisten derselben wurden schnell wieder verbannt, und gingen nicht in die edlere Schriftsprache über. Unter den Wörterbüchern dieser Sprache steht das der Académie française oben an; es erschien zuerst 1694, 2 Bde., Folio, und seitdem in erneuerten Aufl. Ausserdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richelet (neue Ausg. von Goujet), Furetière (neue Ausg. von Basnage Beauval und la Rivière), Trévoux und Boiste. Für uns Deutsche verdienen noch bemerkt zu werden, die von Schwan, des deux nations und vom Abbé Mozin. Für die altfranz. Sprache ist bemerkenswerth: „Recherches des antiquités de la langue française, ou Dict. gaulois par P. B." (Pierre Borelle, Paris 1667, 4.) Zu den guten Sprachlehren darf man die von Wailly, Restaut, de la Veaux und Mozin zählen. Girard's Synonymenwörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Bauzée und zuletzt, bedeutend erweitert, von Roubaud) ist ein vorzügliches Werk. Als Sprachkritiker haben sich gezeigt: Vaugelas, Bouhours, Boisregard, Degérando und Abbé de Bellegarde. Ein brauchbares Buch zum Studium dieser Sprache ist noch Mauvillon's Werk „Sur les germanismes et gallicismes". Übrigens ist das treffliche Werk von Kolbe „Über den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache" nicht zu übersehen. Den außerordentlichen Reichthum der letztern aber, an Wortformen für alle Beziehungen des geselligen Verkehrs, lernt man am besten aus dem schätzbaren und interessanten „Dictionn. comique, satyrique, critique, burlesque, libre et proverbial, par Philibert Joseph le Roux" (Lyon 1735) kennen, das in Deutschland minder als es verdient bekannt geworden ist. Dieser Reichthum, der es uns Deutschen noch immer unmöglich macht, in den gesellschaftlichen Verhältnissen franz. Ausdrücke ganz zu entbehren, ist selbst die Veranlassung zu der seltsamen Erscheinung gewesen, daß die Deutschen franz. klingende Worte gebildet haben, die kein Franzose kennt, wie z. B. Chatoulle, Tabelle, Friseur etc. (Vgl. d. A. Französische Literatur der neuesten Zeit.) Wl. und S.

Französische Staatskunst. Man versteht unter diesem Ausdruck in engern Sinne, mit Ausschluß des auf die innere Verwaltung sich beziehenden Regierungssystems, das von dem franz. Cabinet in Ansehung seines innern und auswärtigen Machtverhältnisses beobachtete Verfahren. Im Innern strebte die Politik der Könige anfangs nach Unabhängigkeit, dann nach Unumschränktheit, endlich, seit der Wiederherstellung des Hauses Bourbon, nach Selbständigkeit der Gewalt des legitimen Throns. Die Unabhängigkeit von den Fesseln der Feudalaristokratie errangen schon die ersten Capetinger, durch die Feststellung einer erblichen Thronfolge. 200 J. lang, seit 997, von Hugo Capet's Tode an, folgte stets der Vater der Sohn. Dies brachte Einheit in die, unter 40 großen Kronvasallen blecht zusammenhaltenden Theile des Reichs. Hierauf trug die Einführung der Corporationen in den Städten, seit 1103 unter Ludwig VI. dazu bei, das königl. Ansehen gegen die Feudalaristokratie zu unterstützen. Noch mehr wuchs die Macht des Throns durch den Anfall von 23 großen Lehnsgrafschaften an die Krone unter Philipp August und dessen Nachfolgern (1180—1310). Zugleich erhielt der König die oberrichterliche Gewalt über die Barone; und die Eintheilung des Reichs in königl. Gerichtsprovinzen gab s. Macht Zusammenhang und Einheit. Nach demselben Dominat- und Vergrößerungsplane erwarb die Krone unter den Valois

mehre Regalien, z. B. das Münz- und Besteuerungsrecht. Mit gleichem Erfol gründete schon Philipp der Schöne (st. 1314) die Unabhängigkeit der königl. G walt von der Hierarchie. Seitdem gelang es der franz. Staatskunst, in verschi denen Concordaten mit den Päpsten die Freiheiten der gallicanischen Kirche zu b haupten; doch wurde sie erst unter Ludwig XIV. 1682 durch die bekannten vi Sätze festgestellt, und bei allen spätern Verhandlungen aufrecht erhalten. Endli strebte die Politik der Könige auch im Innern nach unumschränkter Macht. D Nation versammelte sich seit 1302 in drei Reichsständen. Gegen sie kämpfte d Staatskunst der Valois mit abwechselndem Erfolg, bis Ludwig XI. (1461–8 den Grund zur unumschränkten Gewalt seiner Nachfolger legte; dabei hatte d Vergrößerung der königl. Domainen ihren Fortgang, und die Ausbildung eines st henden Heeres (seit 1444) gab dem Throne das Werkzeug der Unterdrückung. A mälig erlangten auch, zum Nachtheil der ständischen Macht, die Parlamente, b sonders das pariser, die Rechte politischer Körper. Als nun jene vernichtet w warfen die Könige aus dem Hause Bourbon auch die letztern durch Machtsprü (in den lits de justice) zu Boden. Doch erhob sich das Parlament immer v neuem, bis die Revolution zum Theil aus diesem Kampfe mit hervorging. — S Ludwig XI. ward die franz. Staatskunst offenbar arglistig und gewaltsam; dal zugleich, um die Aufmerksamkeit der Nation von der königl. Machterweiterung i Innern durch Aussichten auf Beute und Ruhm abzuziehen, eroberungssüchtig n Außen. Diese Richtung entschied den Verfall der Volksrechte. Dagegen entw ckelte sich aus Karls VIII. und seiner Nachfolger Eroberungszügen nach Itali seit 1494, der kriegerisch-ehrgeizige Sinn der Nation. Der damit zusammenhä gende Kampf politischer Eifersucht mit Spanien und Östreich stellte das franz. C binet in den Mittelpunkt des neuern politischen Systems von Europa. Die Mi taircapitulationen mit den Schweizern (Ludwig XI. schloß die erste 1475) zeigt der franz. Staatskunst den festen Punkt, von welchem aus sie Deutschland u Italien erschüttern konnte. Hierauf fand sie in Franz I. (st. 1547) Verbindu mit der Pforte und mit den Protestanten des Auslandes das Geheimniß, um g Europa mit ihren Netzen zu umspinnen. Ihr Hauptaugenmerk war die Schw chung Östreichs und des deutschen Reichs durch innere Theilung, und die Leitu des Nordens durch Einmischung in das Getriebe der ungarischen, polnischen u schwedischen Reichsfactionen. Doch folgte sie bisher mehr dem kriegerischen E geize einzelner Könige, und den Lockungen der Umstände, als daß sie zu der kla Ansicht eines planmäßigen Strebens gelangt wäre. Zugleich gaben die Bürg und Religionskriege, welche das Haus Bourbon auf den Thron setzten, der Poli des Hofes, wie dem Volke überhaupt, einen höchst leidenschaftlichen und stürm schen Charakter, der erst dann, als ihn Richelieu den Berechnungen eines ebe kalten als überlegenen Verstandes unterworfen hatte, der franz. Staatskunst j Spann- und Schwungkraft lieh, welche endlich das Gleichgewicht von Europa a seinen Angeln hob. Richelieu (st. 1642) vollendete mittelst Entwaffnung der P formirten, Bekämpfung der Großen und Unterjochung der Parlamente und Geistlichkeit die Unumschränktheit der königl. Gewalt im Innern, um darauf d Übergewicht Frankreichs in Europa, mittelst der schon von Heinrich IV. bezweck Demüthigung des Hauses Habsburg zu gründen. Seitdem erhielt der Geschäf gang der franz. Staatskunst jene feste diplomatische Form, durch welche schon mals die Verhandlungen über ausländische Angelegenheiten, deren Kunst zur hö sten Feinheit ausgebildet, und mit einem wohlgerüsteten, stets schlagfertigen H bewaffnet war, an die Spitze aller Staatsgeschäfte traten, sodaß sich der auswä gen Politik auch die übrigen Verwaltungszweige unterordneten und ihr dien Aber derselbe Richelieu, welcher mit aller Energie eines durch Bürgerkrieg aufge ten Kraftgefühls die Grundsätze des Despotismus verband, hatte in das fr

Kabinet einen über Europa Furcht und Zwist verbreitenden Machiavellismus eingeführt, welcher ganz das Gegentheil war von der geraden Politik Heinrichs IV., und seiner talentvollen Minister Sully, Villeroi, Jeannin und d'Ossat, die mehr Sicherstellung als Eroberung beabsichtigten. Denn Richelieu hielt, die Ruhe des Friedens fürchtend, sich nur für sicher mitten unter dem blutigen Hader der Völker, die er mit ihren Fürsten durch geheime Kundschafter entzweite, und durch Gewaltschläge, die jeden Widerstand zu Boden warfen. Daher blieb seit dem westfälischen Frieden das Streben der franz. Politik stets auf Vergrößerung an Macht und Ansehen nach Außen gerichtet, und die eigennützige Herrschsucht der Minister verwickelte den Staat absichtlich in unaufhörliche Händel, um desto länger dem König unentbehrlich zu sein. Französische Unterhändler, geheime und öffentliche, durchspähten ganz Europa; sie drangen selbst in Siebenbürgen, Polen und Rußland ein; sie setzten in Schweden die Parteien zusammen; und über Persien dehnte die franz. Diplomatik ihr Gespinnst bis nach Indien und China aus. Richelieu hatte der franz. Staatskunst den Charakter kühner Entschlossenheit und Hinterlist gegeben; nach ihm wußte Mazarin durch seine Persönlichkeit die gefälligen Formen einer kalten Höflichkeit mit ihr zu vereinigen. Seine furchtsame Treulosigkeit verbarg sich unter dem zweideutigen Sinne der Verträge, oder suchte nur Zeit zu gewinnen, um durch fein berechnete Umwege das Ziel zu erreichen. Diesen doppelten Charakter der Gewalt und der List zeigte die franz. Staatskunst bis zur Restauration 1814, nur daß nach Zeit und Gelegenheit bald die eine, bald die andre Seite sichtbarer wurde. Unter Ludwig XIV. wirkte sie, bei dem Glanze des Hofes, bei der Allgemeinheit der franz. Sprache und Sitte, und bei dem Waffenruhme der Nation, um so rascher und entscheidender, da sie sich mit dem Schimmer der Größe umgab, ja zu Zeiten selbst die Miene des Edelmuths annahm. Nach dem Frieden von Nimwegen ward sie entschlossen despotisch. Ludwigs Minister deuteten die Verträge willkürlich. Gewalt, Kundschaft, Bestechung, geheime Aufwiegelung und Betrug galten ihnen gleichviel, wenn sie nur zum Ziel gelangten. Zwar bestrafte die thörichte Politik Ludwigs XIV. am Ende sich selbst; aber ihr glänzendes Beispiel ward verführerisch für die übrigen Staaten. Denn in allen Cabinetten fing jetzt an zu gähren der Durst nach Vergrößerung und die Leidenschaft, sich gegenseitig zu beneiden und zu demüthigen: daher das Spiel stets wechselnder Bündnisse, welches nur ein scheinbares Gleichgewicht der sich widerstrebenden Kräfte hervorbrachte, während Deutschland in vier Jahrh. vor der Revolution an Frankreich 7840 Quadratmeilen Land mit 8,270,000 Einw. verlor. Was insbesondere die franz. Staatskunst in dem Zeitalter Ludwigs XIV. auszeichnet, ist die Einführung des diplomatischen Kunstmittels, den öffentlichen Verträgen besondere, und, bald nach diesen, auch geheime Artikel beizufügen. Früher hatte Richelieu sogar Scheinverträge geschlossen, um darunter den wahren zu verbergen! Zwar umfaßte jetzt die franz. Eroberungspolitik zugleich den Handelsvortheil und die See- und Colonialmacht; allein nicht nach einem umsichtigen und feststehenden Plane, denn Vergrößerung an Land und das Continentalinteresse blieben stets ihr Hauptzweck.

Unter den ausgezeichneten Staatsmännern in der franz. diplomatischen Schule seit Richelieu müssen die Bassompierre, die beiden d'Avaux, Servien, Lionne, d'Estrade, Courtin, Pomponne, Croissi, Torci, und die Cardinäle Jansen und Polignac genannt werden. Unter diesen pflegte der geistvolle, edle und kluge Torci (Ludwigs XIV. Minister) zu sagen: „Que le meilleur moyen de tromper les cours, c'était d'y parler toujours vrai!“ Dagegen ward nach Ludwigs XIV. Tode das franz. Cabinet durch den Cardinal Dubois im eigentlichen Sinne entehret. Betrug und grobe Lüge, Verfälschung der Staatsbriefe, Anstellung verworfener Menschen, und ein nach allen Seiten hin verbreitetes Bestechungs- und Kundschaftersystem bezeichnen die Verwaltung dieses käuflichen Minis-

sters, dessen Lieblingsspruch, den er dem Regenten schon bei der Erziehung ein prägt hatte, so lautete; „Que pour devenir un grand homme, il fallait être grand scélérat!“ Dubois hat s. Namen in der Geschichte gebrandmarkt, ob il gleich diplomatische Gewandtheit und Thätigkeit beim Abschluß der Tripel- u Quadrupelallianz, welcher Frankreich einen 30jährigen Frieden mit England t dankte, nicht abgesprochen werden mag. Doch arbeitete mit und unter ihm der t eigennützige Pecquet. In der Folge gewann der friedliche und rechtliche Charal des Cardinals Fleury dem franz. Cabinet wieder die Achtung von Europa. Di bedächtige, nur zu wenig entschlossene Minister war der Vermittler des Friedens 1740, wo die beiden ehrgeizigen Belle-Isle den gutmüthigen Greis in den östre Erbfolgekrieg hineinzogen. Außer ihm zeichneten sich durch diplomatische Tale aus: Morville, Chavigny, Villeneuve, der Marquis d'Argenson und der M schall Adrien de Noailles. Aber bald darauf, unter Bernis und andern Minist verrieth das franz. Cabinet eine gewisse Schwäche und Mangel an Tact, der frei zum Theil auch aus dem Mißgeschick im Kriege entstand. Ludwig XV., ein l nig, der in der Regel anders sprach und handelte als er dachte, faßte daher den f derbaren Entschluß, ein geheimes diplomatisches Cabinet zu errichten, dessen W samkeit nicht nur s. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog Choiseul, unbekannt war, sondern das diesem oft sogar entgegenarbeitete. D Prinz von Conti leitete 12 J. lang, seit 1743, die auswärtigen Unterhandlun desselben nicht ohne Erfolg gegen Östreich; er bildete in Polen aus, was man Frankreich das nordische System nannte. Endlich gab der Vertrag des Hofes v Versailles mit dem wiener Cabinet, vom 1. Mai 1756, dieser geheimen Dip matik, welcher nun der Graf von Broglio vorstand, eine dem wohlverstandenen I teresse Frankreichs ganz entgegengesetzte Richtung, auf welchen besonders die M quise v. Pompadour einwirkte. Dabei geschah es nicht selten, z. B. in dem ü die Aufhebung der Jesuiten geführten, höchst merkwürdigen Staatsbriefwech daß der Minister die Schreiben auswärtiger Geschäftsführer, wenn sie nicht Sinne des Staatsraths und der Pompadour abgefaßt waren, umarbeiten ließ, u nach s. Absicht beantwortete, sodaß jene glaubten, sich undeutlich ausgedrückt haben, oder nicht verstanden zu sein. Endlich mischten sich auch noch die Ränke Höflinge und der Buhlweiber des Königs in die Diplomatik; eine Folge dersel war 1770 die Verbannung eines durch Geist, Charakter und Geschäftsführ ausgezeichneten und persönlich uneigennützigen, obgleich verschwenderischen Sta ministers, des Herzogs v. Choiseul. Dieser allein wußte den Verlegenheiten a zuweichen, in welche das Unglück der franz. Waffen den Staat verwickelte. S System war, im Bunde mit Östreich und Spanien, Englands Übermacht be zuziehen, in Polen aber und bei der Pforte Rußlands Fortschritte aufzuhalt Unter günstigern Verhältnissen würde er der größte Staatsmann s. Zeit gew sein. Nach s. Abgange wurde die Schwäche und Unsicherheit, sowie der Leichtf des franz. Cabinets immer sichtbarer. Daher konnte Polens Theilung erfol Der Graf von Maurepas gab lieber den Ereignissen nach, als daß er sie zu le versucht hätte. Der ernstere, Würde und Feinheit überall in der Form berück tigende Graf v. Vergennes aber setzte bei aller Arbeitsamkeit, die er besaß, s. Pol vorzüglich in das Hinhalten, und verschanzte sich hinter diplomatischen Form Dazu nöthigt ihn Frankreichs innere und äußere Lage. Sein größter Fehler w der Beschluß, die Freiwerdung der Nordamerikaner gegen England zu unterstütz Dies führte unmittelbar die Revolution herbei. Unter den durch musterh Staatsschriften ausgezeichneten franz. Diplomatikern aus der letzten Zeit mö vorzüglich Preslin, Nivernois, Chavigny, Havrincourt, Vaugnyon, Bret Choiseul-Gouffier und Rayneval genannt werden.

Durch die Revolution, welche die alte Hofpolitik in Nichts auflöste, erlitt a

die franz. Staatskunst eine gänzliche Umschaffung. Alle bisher erschlaffte Springfedern derselben, Genie und Kraft, Kühnheit und Arglist, wurden aufs neue aufgespannt. In ihrem leidenschaftlich heftigen Zusammenwirken erhielten sie, vom Drange der wildesten Umstände getrieben, von dem scharfen Blicke kalter Berechnung gelenkt und von dem gewaltigsten Waffensturme beflügelt, eine diplomatische Furchtbarkeit, die oft die Kraft des Schwerts noch überbot. Doch änderte die revolutionaire Staatskunst ihre Formen nach dem Charakter der verschiedenen Epöchen der Revolution. Die Mehrheit der ersten, oder der constituirenden Nationalversammlung, wollte das Beste mit reiner Absicht; allein ohne Erfahrung und ungestüm unternahm sie ein Werk, dem sie nicht gewachsen war. Durch die Errichtung eines diplomatischen Ausschusses drängte sie sich in die Geheimnisse des Cabinets eines unentschlossenen Königs ein, dessen in den Augen der Nation verächtliche Schwäche schon die Unruhen in Holland 1788 verrathen hatten. Zwei Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin und Delessart, wurden die Opfer des Volkshasses. Hierauf erhielt Dumouriez die Leitung der Staatshändel 1792, und mit ihm beginnt die neue, schwertumgürtete Form der revolutionairen Diplomatik. Er führte in den Verhandlungen eine der Würde der Regierungen und der bis dahin beobachteten Schicklichkeit entgegengesetzte Sprache ein, wodurch zuerst mit Sardinien ein Bruch erfolgte. Als man hierauf die für die geheimen Ausgaben d. Verwaltung bestimmte Summe von anderthalb Mill. bis auf fünftehalb Mill. Livres erhöht hatte, suchte er durch besondere Verträge mit deutschen Fürsten die Neutralität des Reichs zu gewinnen, das von der Nationalversammlung durch Verletzung der bestehenden Verträge beleidigt worden war. Darauf foderte er Östreich zum Kriege heraus. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde den Händen des Königs entwunden, und stand ganz unter dem Einflusse des Nationalstolzes, welchen die Erklärung des preuß. Heerführers, des Herzogs von Braunschweig, vom 25. Juli 1792, zur wildesten Erbitterung aufgereizt hatte. Endlich riß der Sturz der franz. Monarchie das ganze Staatsgebäude von Europa aus seinen Fugen, und der Friede zu Basel 1795 war der erste Triumph der revolutionairen Politik der Volksherrschaft über die Cabinetspolitik der Coalition. Als aber sie, durch Englands Handels- und Colonialstaatskunst überwältigt, zu neuen Eroberungen auf dem festen Lande hingetrieben wurde, entwickelte sich auch aus ihr das franz. Continentalsystem. Das Directorium suchte dasselbe durch Republikanisiren, mit größerm Erfolge suchte es Napoleon durch Einverleibungen und Bundesfesseln zu gründen und zu erweitern. Beide entsagten ohne Scheu jeder Rücksicht auf Völkerrecht und Treue. Durch Lockungen von Gebietsvermehrung und mit liberalen Ideen täuschend, oder mit Vernichtung drohend, zogen sie bald die Fürsten von den Völkern ab, bald diese von jenen. Endlich unterlagen die Fürsten und die Völker. Zu bekannt sind die Ergebnisse dieser Politik der Arglist auf der einen, und des Irrthums auf der andern Seite. So herrschte einst Rom über die Städte Griechenlands und die Könige in Asien! Aber Napoleons ungezügelter Wille zerstörte selbst mit eiserner Faust das Werk der Revolution, den erblichen Kaiserthron. Vergebens warnte der kluge Talleyrand, vergebens der umsichtige Fouché! Pitt hatte die Hoffnung der Cabinette, Spanien die Hoffnung der Völker aufrecht erhalten. Als nun der Brand von Moskau über Europa aufflammte, und der Muth der Völker des nördlichen Deutschlands sich mit Begeisterung erhob: da brachen zusammen die Federn der militairischen Diplomatik. Aber nach dem Siege der Völker kehrten die Höfe zu der gewohnten Staatskunst zurück. Talleyrand's Grundsatz der Legitimität richtete den Thron der Bourbons, und mit ihm die altfranz. Diplomatik wieder auf. Diese entwand den Nationen das Recht, die Constitution sich und den Königen zu geben; seitdem arbeitete eine geheime Partei ebenso erbittert als kurzsichtig auf die Wiederherstellung des vorigen Zustandes hin. Dagegen vernahm

man bis vor Kurzem noch in beiden Kammern die kühne Sprache liberaler Jo und Ludwigs XVIII. heller Verstand ergriff, auf den Rath von Decazes, Zeitlang mit fester Hand den Anker der Verfassungsurkunde, um sich auf dem w kenden Throne im Gedränge der Parteien zu erhalten. Jetzt konnte man die fr Staatskunst in Hinsicht auf das Innere die constitutionelle, in Hinsicht auf die ßern Verhältnisse aber die durch den Vertrag von Chaumont gebundene nenn Als aber der Congreß zu Aachen 1818 das franz. Cabinet mit den übrigen Hauptmächten zu Einem System, dem christlich-völkerrechtlichen, wenigstens Buchstaben nach, vereinigt hatte, und die Ruhe im Innern befestigt schien, strebte die Regierung nach größerer Unabhängigkeit von den Kammern, und err endlich den Sieg durch die Vernichtung der bisherigen Wahlform. Seitdem sc sie sich auch in der auswärtigen Politik, zu Laibach und Verona, mehr an das stem der drei großen Mächte des Festlandes an als an die Grundsätze, welche englische Ministerium befolgt. Erst seit des spanischen Amerikas Unabhängig von Großbritannien anerkannt wurde, hat das franz. Ministerium sich der groß gen Politik Canning's genähert, um nicht ganz das eigne wahre Staatsintereſſe dem Auge zu verlieren. S. Flassan's „Hist. générale et raissonnée d diplomatie française" (bis 1772, 2. Ausg., Paris 1811, 7 Bde.) Frankreich seit 1814, Ludwig XVIII., und Frankreichs Staa geschichte seit 1819 bis 1826 und Frankreich vor der Revo tion. K.

Franzweine, im Allgemeinen alle aus Frankreich zugeführte Wei Man kann sie in neun Sorten eintheilen: Burgunder, Champagner, Languedoc u Viennoweine, Guyenne- oder Bourdeauxer-Weine, Cahors und Montaubanisch Gewächs, Charentegewächs, die Weine von Orleans und Anjou, die Proven und endlich die Bayonner-Weine. Gewöhnlich verstehen wir unter Franzwein d jenigen ordinairen, dunkelgelben Wein, welcher hauptsächlich im südwestlich Frankreich, und selbst noch im nordöstlichen Spanien wächst, und im Norden Europa als täglicher Tischwein häufig getrunken wird.

Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt da das ganze Geschlecht) sind die Repräsentanten der Liebe, wie die Männer des Re im allgemeinsten Sinne. Liebe spiegelt sich in Form und Wesen der Frauen, Entweihung der Liebe ist ihre, wie Verletzung des Rechts der Männer Scha Wie Frauen lieben und sich dem Manne hingeben, das bestimmt den Werth das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Ve und hat dies bestimmt vom Anbeginn des Menschengeschlechts. Das öffentliche häusliche Verhältniß des Frauenstandes gab von je, und gibt noch den richtig Maßstab echter Bildung im Staate, in der Familie, in einzelnen Menschen. D noch hat das schöne Geschlecht das Loos erfahren, bald übermäßig gepriesen, b mit dem größten Unverstande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläuf Werken die Frage untersucht, ob sie wirklich zum Menschengeschlechte gehören; m hat sie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben sich so Diejenigen erlaubt, welche sie sonst wol vergöttert haben, z. B. Boccaccio i „Triumph der Frauen". Diese Widersprüche lassen sich vielleicht erklären, w man bedenkt, daß die Schönsten unter ihnen wol manche Leiden über ihre Verek verhängen. Zuvörderst müssen wir gestehen, daß im Wesen der Frauen Haupttugend gegründet ist, nämlich, daß Alles schicklich, Alles anständig und sc sei. Nicht ohne Ursache sprechen wir von einem schönen Geschlecht; denn Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schön geht erst aus der ruhigen Verbindung dieser entgegengesetzten Naturen hervor. Liebe.) Es ist allerdings ehrwürdig, wenn die Frauen ihrer ersten Bestimmu eingedenk sind, wenn sie sich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; d

macht man auch mit Recht die Foderung, daß sie, frei von bloßen ökonomischen Zwecken, sich zu einer freiern Anschauung des Lebens, zum innern Leben selbst erheben sollen. Man findet aber freilich oft Verbildung und Überbildung, besonders im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wo die Frauen, ihrer Natur gemäß, mehr die nahen als die fernen Güter ergreifen sollen. Es ist zwar wahr, daß wir viele talentvolle, gebildete Schriftstellerinnen unter den Frauen besitzen; allein es ist ebenso wahr, daß sie nicht gerade in strengwissenschaftlichen Gattungen zu Schriftstellerinnen berufen sind. Es sei ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieses heilige Feuer, welches ihnen die Natur geschenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poesie und Musik, oder im Umgange zu erhalten und zu vermehren. So werden sie gewiß auch vortheilhaft auf die männliche Welt wirken.

Man hat dieser schönen und verschönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie standen in der alten Welt auf einer weit niedrigern Stufe der Achtung als in der neuern, und es wird nicht uninteressant sein, den Ursachen davon ein wenig nachzuforschen. Die weibliche Natur ist sich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung sowol als in der Staatsverfassung der alten Welt lagen die Veranlassungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden zwar bei den Griechen schöne Beispiele der Bruder- und Schwesterliebe, auch der Gattenliebe; aber nichts ist bei ihnen von jener geistigen romantischen Ansicht des Weibes zu finden, wie sie im Mittelalter herrschte, auch nicht einmal etwas von dem Geiste der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verschönerin und Bildnerin des Lebens, als anmuthige Gesellschafterin des Mannes, galt die Frau wenig oder nichts. Dies wußten die Männer an den Frauen nicht zu schätzen, oder sie wollten es nicht bei ihnen; es war vielmehr das Geschäft junger Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen. Homer stellt s. Frauen einfältig, edel und würdig dar, Sophokles hat einige heroische Gestalten aufgeführt, und im Euripides finden wir einige Muster weiblicher Unschuld und edelmüthiger Ergebung, aber nirgends jene Anbetung weiblicher Schönheit, höchstens Verehrung der Gestalt, und die Liebe wird vielmehr bei ihnen als die verderblichste Leidenschaft dargestellt. (S. Fr. Schlegel „Über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griech. Dichtern", in s. Werken, 1. Th.) Man darf deßwegen nicht behaupten, daß die Weiber bei den ältesten Griechen roh behandelt worden wären; sie wurden vielmehr bloß als Hausfrauen im eigentlichen Sinne geehrt. Sie lebten im Kreise ihrer Sklavinnen, und arbeiteten selbst mit ihnen im obern Geschosse des Hauses, welches sie nur selten verließen, um sich unter die Männer zu mischen. Auch waren sie von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, und sie hatten nur dieses Verhältniß zum Staate, daß sie ihm Kinder gebaren und die Töchter für den engern Kreis ihrer Pflichten erzogen. Dabei war es dem Manne erlaubt, auch außer dem Umgang mit der Gattin die rohen Foderungen der Sinnlichkeit mit Sklavinnen zu befriedigen. Auch in den spätern Zeiten Griechenlands war es nicht anders, und nur die Spartanerinnen wurden ehrenvoll ausgezeichnet, wiewol auch da späterhin große Zügellosigkeit einriß. Unter den Dorerinnen wurden die Sicyonerinnen wegen ihrer Bildung ausgezeichnet. Die Lage der atheniſchen Frauen war sehr beschränkt; im entlegensten Theile des Hauses (Gynaikeion, Gynaikonitis) brachten sie mit weiblichen Arbeiten unter Sklavinnen ihre Zeit zu, im Theater durften sie gar nicht, oder nur bei tragischen Vorstellungen erscheinen. Processionen der Frauen und Jungfrauen findet man allerdings; auch nahmen sie an religiösen Festen Antheil; aber ihre Augen mußten sich Manches dabei gefallen lassen. Den Mangel gebildeter Frauen ersetzten die Hetären, d. h. öffentliche Buhlerinnen, welche besonders die anmuthigen Talente in sich ausgebildet hatten. So ging der Ruhm der Aspasia, welche durch den Perikles ganz Athen beherrschte, und zu deren Schüler sich selbst Sokrates bekannte, von je-

ner frühern Bildung aus, und Lais, Phryne und andre Hetären erhielten durc
ihre Reize manchen Sieg über ausgezeichnete Männer, wenn auch nicht über d
öffentliche Meinung. (S. Böttiger's „Gesch. d. weiblichen Geschlechts vorzügli
der Hetären zu Athen", im „Attischen Museum", 2. und 3. Bd.) Die Römerin
nen spielten allerdings eine bedeutendere Rolle. Sie waren bei den Schauspiele
und Gastmahlen gegenwärtig, und überhaupt weit mehr in der Gesellschaft. Der
noch lebten sie sehr eingezogen, bis sich mit den Eroberungen Roms auch der Luxu
der römischen Frauen vergrößerte. Indessen finden wir bei keinem Volke so vie
Muster echter weiblicher Größe. Und wem sind nicht die Jungfrauen der Vesta b
kannt? Auch die römischen Matronen standen unter der oft strengen Gewalt de
Mannes; sie hatten kein Eigenthum, und bei den Heirathen wurden die Väter a
lein befragt. Überdies waren ihnen manche erlaubte Genüsse, z. B. der des Wein
gänzlich versagt. — Nach der Sittengeschichte der Völker ging mit dem Licht d
Christianismus auch den Frauen, die bis dahin nur Sklavinnen und Dienerinn
der Männer, Hetären oder verschleierte Matronen gewesen waren, ein schöner Mo
gen auf. Das Christenthum war es, welches der neuern Welt eine andre Gesta
gab. Von Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern, von freier Äuß
rung weiblicher Reize und Kräfte war bei den Alten keine Idee, und wie selbst b
den veredelten Nationen, den Griechen und Römern, das Vaterland der Mittel
punkt der Tugend war, so in der Familie der Hausvater. Mit dem Christianis
mus begann die Religion der Liebe und zugleich des über den Patriotismus triump
hirenden Rechts. Man erkannte Menschenrechte an, man fühlte Weltbürgersinn
Auch die Frauen erhielten ihre Rechte wieder, und es ging mit dem Geiste dieser Re
ligion, welche die Sinnlichkeit im Menschen ertödtet und sich stets auf das Unend
liche bezieht, eine höhere geistige Würdigung auf dieselben über. Ja man darf be
haupten, irdische Seligkeit finden die Frauen nur in christlichen Staaten, in ehrbe
ren Familien, an dem Herzen des sittlichen Mannes. Es wirkten aber noch andr
Umstände, um den im Christenthume schlummernden Keim geistiger Liebe und ve
edelter Anschauung der Frauen zur Reife zu bringen. Zuerst waren es die Germa
nen, welche den Ton zur Anerkennung der weiblichen Würde angaben; den
Keuschheit, Enthaltsamkeit und eheliche Treue, verbunden mit einer gerechten Wür
digung der Frauen, gaben unsern Vorfahren schon in Tacitus's Augen eine Würd
die dieser mit Hochachtung erkennt. Dieser Charakter der alten Deutschen fan
nun im Geiste des damaligen Christenthums eine mächtige Stütze, wo die Germ
ther sich gern zu einer wunderbaren Schwärmerei begeistern ließen. Dann kam da
Ritterthum im Mittelalter, und trieb diese geistige Ansicht der Frauen, welche e
in eine reizende Galanterie ausartete, auf das Höchste. Wir könnten diese Zeit d
Blüthezeit der Frauen nennen. Wie der stärkere Knabe das mit ihm aufwachsen
schwächere Mädchen behandelt, so hatten ehemals die Völker es mit ihren Frau
gehalten; wie der Jüngling seine Geliebte vergöttert und ihrem leisesten Wunsc
das schwerste Opfer bringt, so hielt es der Rittergeist mit dem Frauenstande. Nic
allein Ritter, sondern auch Sänger huldigten der weiblichen Schönheit, Himm
und Erde gingen gleichsam in ewige Liebe zusammen, und die Frauen wurden, wo
die Natur sie eigentlich bestimmt hat, Halterinnen und Lenkerinnen des trotzige
Männergeschlechts. Schon früh wählten sich edle Jünglinge eine Gebieterin ihr
Herzens, und verharrten lange in dieser lieblichen Dienstbarkeit. In diesen echte
Ritterzeiten blühten auch die Cours d'amour, Minnegerichte, wo verwickel
Streitfragen aus dem Buche der Liebe zart und sinnreich entschieden wurden. Au
die Poesie der Provenzalen, welche sich in Italien, Spanien, im südlichen Deutsch
land, und durch die Normannen in England verbreitete, trug das Ihrige dazu be
diese religiöse Verehrung der Frauen anzupreisen. Fast zugleich mit der Erlöschun
dieses ritterlichen Geistes im 14. Jahrh. war das Licht der Wissenschaften erschi

t. Besonders machte die Platon'sche Philosophie ein ausgezeichnetes Glück; sie , wiewol nicht so phantastisch als das Ritterthum, der Liebe und Schönheit tiefere Bedeutung. Besonders Dante und Petrarca müssen hier genannt wer- . Beatrice und Laura wurden von ihren unvergänglichen Gesängen zum Him- getragen. Auch Abälard und Heloise fühlten gleiche Liebe. Indessen verflog Rausch; die Völker wurden älter und kälter und die Nationen schieden sich merk- im Gange ihres geselligen Fortschreitens. An die Stelle jenes ritterlichen Gei- war in Frankreich die Galanterie getreten. Man wollte gern den Schein der valerie behaupten; aber der Sittlichkeit und Wahrheit war er gewiß nicht so heilhaft als der äußern Erscheinung. Es bildeten sich bestimmte Regeln für das ickliche; man lernte sogar nach dem Anstande lieben, geistreiche Frauen hatten Vorsitz in literarischen Cirkeln, und das ganze Leben wurde auf die Spitze der feinerung getrieben. Dieser Geist der Galanterie, welche sehr bald in Coquet- ausartete, ging auch in andre Länder über, und selbst in Deutschland unter höhern Ständen spukte hier und da dieser frivole Geist, welcher das Heiligste eicht und mit den schönsten Gefühlen ein gemüthloses Spiel treibt. Die Na- emer Ninon de l'Enclos, einer Sevigné, Maintenon, und späterhin einer du fand, einer Geoffrin, l'Espinasse sind Allen bekannt, die in der Geschichte der nten Literatur Frankreichs nur ein wenig bewandert sind. Von ihren Cirkeln ein besserer und zugleich freierer Ton nicht allein auf die schönen Geister, son- auch auf andre Classen aus, wenn man auch zugeben muß, daß man mit dem ste oft mehr coquettirte, und daß mehr eine gebildete Oberfläche vorwaltete. So ist gewiß, daß die Herrschaft des schönen Geschlechts sogar auf die Literatur der sen keinen unbedeutenden Einfluß hatte. Endlich wurde es aber in Frank- so hell, daß selbst die Feigenblätter durchsichtig wurden, und die Hyperilluminа verpflanzte sich hier und da in die Residenzen und Handelsstädte Deutsch- , bis die Revolution und die ihr anhängenden Kriege alle Vauxhalls der Höfe der Hanse in Verwirrung brachte. (M. lese der Gräfin Remusat geistvollen . üb. die Erziehung des Weibes.) — Die franz. Galanterie ist zum Glück nicht m Mittelpunkt andrer Völker durchgedrungen. Wir wollen auch hier, wie n Alten, nur die vorzüglichsten Nationen berühren. Denn so wenig anzie- es ist, von der despotischen Behandlung orientalischer Frauen, von ihrer gei- und physischen Beschränkung, von dem Sklavendienste der Liebe zu sprechen, o unerfreulich würde es sein, bei allen mindergebildeten Nationen des neuern pas zu verweilen. Bekanntlich verbinden die Engländerinnen mit den übrigen n der weiblichen, wiewol etwas strengen Liebenswürdigkeit, die Tugend der lichkeit; sie sind vollkommen gute Mütter und Gattinnen, und sie kommen in Wirklichkeit dem Ideale edler Hausfrauen wol am nächsten. Daher kommt es daß uns ihre Dichter und Romanschreiber herrliche Muster weiblicher Strenge Sittlichkeit aufgestellt haben. In England gedeiht der, doch bisweilen etwas eilige, Himmel der Weiber. Die deutschen Frauen haben mit ihnen viele lienähnlichkeit, nur daß sie auch mehr in das äußere Leben eingehen, und so in wohlthätigen Wechselverhältniß auf die männliche Welt wirken können. In schland begann mit dem Morgen der schönen Literatur ein heiterer Tag der n; denn nur Dichter vollenden die Bildung der Frauen, weil sie durch das hl auf den Verstand wirken, und weil die Frauen der classischen Studien ent- . Die italienischen Frauen glänzen durch Reiz und bewegliche Anmuth; aber Bildung der Italiener überhaupt mehr von der Phantasie ausgeht, und auch lima verführerischer auf die Sinnlichkeit wirkt, so werden wir hier wol nicht riumph der Sittlichkeit zu suchen haben. Die gebildeten Polinnen des Adels es dort nicht sehr zahlreichen Mittelstandes scheinen sich in der Form mehr Französinnen zu nähern; doch findet man in ihrem Innern mehr Treue

und Wahrheit, dabei eine tiefere Leidenschaftlichkeit, eine schönere Glut der Empfindung. bb. A.

Frauencis, s. Gyps.

Frauenlob (Heinrich), der Ehrenname eines Meistersängers aus dem Ende des 13. und Anf. des 14. Jahrh., von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er zu Mainz s. Kunst geübt hat, und daselbst 1317 gestorben ist. Nach Einiger Meinung soll er D. der Theologie und Domherr zu Mainz gewesen sein. Er kommt sonst unter dem Namen Heinrich v. Mißen (Meißen) vor. In s. Gesängen pries er vornehmlich die Tugenden des schönen Geschlechts. Daher wurde er von den Weibern so hoch geschätzt, daß, wie man sagt, Weiber ihn mit eignen Händen zu Grabe trugen, sein Grab mit Thränen benetzten, und so viel Wein über dasselbe gossen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden sich in der Manesse'schen Sammlung und einigen andern Handschriften.

Frauensommer, oder fliegenden Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbst die Luft durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerspinne her, welche die Größe eines Nadelkopfs, auf dem länglichen Vorderkopf acht graue, in einem Kreise liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzenden, schwarzbraunen, mit einzelnen Haaren besetzten Körper hat. Zu Anfang des Aug. erscheint sie zuerst in Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eier ungestört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die sie mit ihrem Gespinnst überzieht, um Insekten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zusammen und führt sie durch die Luft.

Frauenvereine. Die Geschichte des sittlichen Lebens der Menschheit füllt wenig Blätter; aber diese gebühren vor allen den Frauen. Der Herd des häuslichen Glücks ist der Hort des Vaterlandes. Sein heiliges Feuer bewahren die Herzen der Jungfrauen und Frauen. In jeder Zeit, die das Völkerleben erschütterte, trat der Heldenkraft der Männer voran die Begeisterung der Liebe, und der Muth der Frauen. So unter den alten Völkern, in den Zeiten der Erniedrigung des weiblichen Geschlechts, als man die Frauen gleich Leibeigenen schätzte. Was Griechinnen und Römerinnen thaten, was die hispanischen, was die carthagischen Frauen, was unter den rohen Völkern die Heldinnen der Scythen, der Teutonen, der Briten, der Normannen leisteten: das hat offenbart die Allgewalt jener aufopfernden Liebe, die von jeher das weibliche Gemüth zu ihrem Heiligthum erkor. Als hier auf das Christenthum die Fesseln des Weibes zerbrochen hatte, da erhob sich dieß Geschlecht mit eigenthümlicher Kraft auf die Höhen des sittlichen Lebens. Das fromme Werk christlicher Liebe ward ihr Beruf. Es quoll aus ihrem reinen, Gott geweihten Herzen, und reifte durch den Heldenmuth der Geduld zur unsterblichen That. So standen hoch im Mittelalter die Frauen. Ihnen huldigte das Ritterthum. Und wo sie nur ihren heiligen Beruf, die Wiederherstellung der Nationalsitte durch häusliche Tugend, erkannten und übten, da lebte auch die Nationaleh wieder auf. So wirkte auch in unserer Zeit bei den Völkern, zu denen das Fremde am wenigsten eindrang, und von denen es am muthigsten ausgestoßen wurde, die Meiste im Verborgenen der vaterländische Sinn der Frauen. Dies geschah in Spanien, in Rußland und in Deutschland. Und damit er schneller und zweckmäßiger wurde, schlossen sie unter sich Vereine. Der wiener Frauenverein war einer der ersten. An s. Spitze stand die 1816 verst. Caroline, Fürstin Lobkowitz, geb. Fürstin v. Schwarzenberg. Er blieb viele Jahre ununterbrochen thätig. Als hierauf das preuß. Volk in dem heiligen Kampfe gegen Unterdrückung seinen Nationalsinn kund that, gingen auch die preuß. Jungfrauen, Gattinnen und Mütter alle Eines Sinnes, den übrigen deutschen Frauen voran in Heldenmuth, Edelsinn, Treue und Aufopferung. Eine königl. Prinzessin lieferte zuerst zur Bestreitung der Kriegslasten ihren ganzen Schmuck an die Schatzkammer ab; und alle Frau-

rachten dar, was ihnen lieb war. Sie legten ihre Trauringe nieder auf den Altar es Vaterlandes, und erhielten dafür von der Regierung eiserne Ringe, mit der ufschrift: „Ich vertausche Gold gegen Eisen". Jungfrauen, die kein erspartes eld opfern konnten, verkauften ihr schönes Haar als Steuer für das allgemeine ohl. Erlaubte eine Frau sich einen Schmuck, so war er aus Eisen. Die Män- er fochten, die Frauen pflegten die Verwundeten; die Jungfrauen boten den Erlös res Fleißes zur Beihülfe dar. Um Ordnung in das Werk der Barmherzigkeit zu ringen, bildete man Vereine, die, auf verschiedene wohlthätige Zwecke ausgedehnt, ch fortdauern, und in ganz Deutschland mit edlem Eifer nachgeahmt wurden. Zu- rst entstand der Mädchenverein, seit dem 20. April 1813, unter der Leitung der dlen Prinzessin Wilhelm von Preußen (geb. Prinzessin v. Hessen-Homburg); hier- uf der weibliche Wohlthätigkeitsverein, den 13. Juli 1814, und 1815 der patrio- sche Frauenverein, unter dem Vorsitz der Prinzessin Mariane v. Preußen, vorzüg- h bestimmt zur dauernden Verpflegung Hülfloser, die seit 1813 mitgekämpft atten. Ähnliche bildeten sich in allen größern Städten der Monarchie. Dasselbe eschah in andern Ländern. Schon im Nov. 1813 erließen fünf wackere Jung- rauen in Leipzig einen Aufruf an deutsche Mädchen zu einem Verein zur Unterstü- ung der für die gerechte Sache Kämpfenden und Leidenden. Für die durch die riegsnoth verwaisten Kinder im Königreich Sachsen sorgte der Muttersinn und die roßmuth der Frauen so thätig, daß nach der ersten Bekanntmachung des Hülfs- ausschusses in Dresden, 1814, an tausend Waisen dadurch gerettet wurden. Zugleich vereinigten sich für jeden Winter, zur Errichtung und Fortsetzung iner Rumford'schen Suppenanstalt durch milde Beiträge, unter dem Vor- tande zweier edler Frauen, der Frau v. Schönberg, geb. Gräfin v. Stolberg-Wer- igerode, und der Frau v. Ferber, mehre gebildete Frauen in Dresden, welche jene Beiträge sammelten und die Anstalt persönlich besorgten. Ähnliche Vereine ent- anden 1814 in Hamburg, um für die dringendsten Bedürfnisse der zurückkehren- en arbeitenden Classe zu sorgen. In Düsseldorf bildete sich im Sept. 1814 eine esellschaft deutscher Männer und Frauen, um den aus dem Vaterlandskriege zu- ückkehrenden Verstümmelten oder dienstunfähigen Kriegern ruhige und heitere ufluchtsörter zu bereiten. Mit gleichem Gemeingeiste waren, von der ersten Zeit s Kampfes an, für die verwundeten Krieger mildthätig wirksam die Einw. der tadt Altenburg. Schnell verbreiteten sich seitdem über alle Länder deutscher unge wohlthätige, von edlen Frauen gestiftete, Frauenverbindungen, die jetzt noch anmäßig fortwirken. Es ist hier nicht der Ort, sie einzeln aufzuführen. Nur ige müssen genannt werden. In Baiern gab es acht Hauptvereine der Frauen, Augsburg, Kempten und a. a. O. In Würtemberg blühte der kanstatter erein unter s. Vorsteherin, der Herzogin Wilhelm. Die Frauenvereine in Wei- ar, Eisenach, Jena, Ilmenau, Ulrichshalben, Schwerstädt, Magdala und tadt Sulza, deren Wirksamkeit insbesondere noch auf die Ausbildung der verlas- nen weiblichen Jugend gerichtet ist, hatten bereits 1817, 436 Kinder in Unter- htsanstalten zu nützlicher Thätigkeit erzogen. Ähnliche Vereine gibt es in Hessen, Bremen, zu Braunschweig, Hanover, Lüneburg, Celle, und fast in allen hanöv. tädten. Den 28. Oct. 1815 bildete sich ein solcher Verein in Kopenhagen. Die esellschaft, deren Schutzfrau die Königin von Dänemark ist, hat eine Schule zur ildung tauglicher Dienstboten eingerichtet. Zu Ofen und Pesth hatte im April 817 die verst. Fürstin Hermine, Gemahlin des Erzherzogs Palatin, einen Wohl- ätigkeitsfrauenverein gestiftet, und war als Schutzfrau an die Spitze desselben ge- ten. So erkennt man überall auch in dem weiblichen Sinne die Spur des edlern itgeistes. Das Geschlecht, welches einst das Mittelalter in stillen Klostermauern, f einsamen Ritterburgen, und im engen Hause des fleißigen Bürgers durch Zucht d Frömmigkeit zu milder Gesinnung erzog, das fühlt sich in unserm Zeitalter von

demſelben Chriſtusſinne zu der edelſten Nächſtenliebe berufen. Aus dem Kreiſe d häuslichen Friedens tritt, erleuchtet und aufgeklärt, die himmliſche Caritas an d Hand der Frauen in das hartbedrängte öffentliche Leben ein, um den ſich verwirre den, unſtäten Geiſt des Mannes dahin zurückzulenken, wo allein das Herz Freu und Beruhigung findet, zu dem ſtillen Berufe frommer Menſchlichkeit. K.

Fraunhofer (Joſeph von), D., k. bairiſcher Akademiker und Profeſſ Ritter des Civilverdienſtordens der bairiſchen Krone und des k. däniſchen Dan brogordens, geb. zu Straubing in Baiern d. 6. März 1787, mußte früh das G ſchäft ſ. Vaters, eines Glaſers, treiben, wodurch der Schulbeſuch verunachläſſi wurde. Als Fr. in ſ. 11. J. ſ. Ältern verloren hatte, beſtimmte ihn ein Vormu zu dem Gewerbe eines Drechslers; allein er war für dieſe Arbeit nicht kräftig genu Man brachte ihn daher 1799 als Lehrling nach München zu einem Spiegelmach und Glasſchleifer. Da er kein Lehrgeld bezahlen konnte, ſo mußte er 6 J. oh Lohn arbeiten. Während dieſer Zeit erlaubte ihm ſ. Lehrmeiſter niemals, d Feiertagsſchule zu beſuchen, ſodaß Fr. des Schreibens und Rechnens faſt ganz u kundig blieb. Zu ſ. Glück ſtürzte am 21. Jul. 1801 das Wohnhaus ſ. Lehrher ein und er ſelbſt ward im Schutte begraben. Nach mehr als vierſtündiger Arb brachte man ihn ohne eine gefährliche Beſchädigung ans Tageslicht. Der Polizi director (jetzige Baurath) Baumgärtner machte ſich vorzüglich um ſ. Rettung ve dient. Der König Maximilian Joſeph befahl für die Heilung des Knaben Sor zu tragen, fragte ihn nach ſ. Wiederherſtellung über ſ. Empfindungen während d Verſchüttens, entließ ihn mit einem Geſchenk von 18 Dukaten und verſprach den verwaiſten Knaben Vater ſein zu wollen, im Fall ihm etwas mangele. — Dieſe Geld verwendete Fr., während der 3 Jahre, die er noch bei ſ. Lehrmeiſter zubringen mußte, zum Theil darauf, um an Feiertagen optiſche Gläſer zu ſchleifen, und er hielt von einem Optiker die Erlaubniß, an dieſen Tagen ſeine Maſchine benutzen z dürfen. Dann ließ er ſich eine Glasſchneidemaſchine machen, die er auch zum Stei ſchneiden benutzte, ohne je vorher dieſe Arbeit geſehen zu haben. Dies erfuhr Ut ſchneider, der ſich ebenfalls für den Knaben intereſſirte, und da der junge Fr. an Unkunde der Theorie der Optik und Mathematik auf viele Hinderniſſe ſtieß, verſchaffte ihm Utzſchneider die zum Selbſtunterrichte nöthigen Bücher, und F drang, ohne mündlichen Unterricht, in den Geiſt eines Käſtner, Klügel, Prieſtl u. A. ein. Sein Lehrmeiſter unterſagte ihm zwar das Studium derſelben au ſtrengſte, allein mit deſto größerm Eifer ſtudirte er an Feiertagen einige Stund insgeheim außer dem Hauſe. So ward er bald mit der mathematiſchen Optik k kannt und wendete ſ. Verdienſt nebſt dem Reſte ſ. Geldes dazu an, ſ. Lehrmeiſt das letzte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen und ſich eine optiſche Schleifmaſchi anzuſchaffen. Ohne jemals graviren geſehen zu haben, fing er damals an, freien Stunden Metall zu graviren, um Modelle zum Preſſen erhabener Viſite karten zu verfertigen und ſich dadurch etwas Geld zu ſ. Verſuchen zu verdiene Der eben ausgebrochene Krieg verhinderte jedoch den Abſatz der Viſitenkarten fa gänzlich, und Fraunhofer kam wieder in eine ſehr dürftige Lage. Deſſenungeac tet hatte er nicht den Muth, ſich dem Könige zu nähern, ſondern widmete ſich wi der ganz dem Metier eines Spiegelmachers und Glasſchleifers, verwendete jedo die Feiertage auf das Studium der Mathematik. Da erhielt im Anfange des J 1806 Profeſſor Schiegg Kenntniß von Fr., und prüfte ſ. theoretiſchen Kenntniſſ Einige Zeit vor l er hatte Georg v. Reichenbach ſ. Theilmaſchine und andre Wer zeuge zur Verfertigung der aſtronomiſchen und geodetiſchen Winkelinſtrumente vo endet, und ſich für ſein Etabliſſement mit v. Utzſchneider und Liebherr verbunde Weil in den Kriegsjahren die zu den aſtronomiſchen Inſtrumenten nöthigen Pe ſpectivgläſer nicht aus England erhalten werden konnten, ſo fing Reichenbach eb an, eine optiſche Schleifmaſchine von neuer Art zu bauen, und Schiegg, welch

n der Entstehung der v. Reichenbach'schen Anstalt den thätigsten Antheil nahm, mpfahl als Optiker Fraunhofer. Nun berechnete und schliff Fr. die Gläser zu den ßten größern für die ofener Sternwarte bestimmten Instrumenten. Es sollten ber nicht bloß die Gläser für die Winkelinstrumente, sondern auch alle andre op- sche Instrumente verfertigt werden. Der Geheimerath von Utzschneider, dem das hmalige Kloster Benedictbeuern seit einigen Jahren gehörte, woselbst er bereits ne Glasfabrik hatte errichten lassen, bestimmte daher ein Capital zur Anlegung ner optischen Werkstätte, welche gegen Ende 1807 unter Fr.'s Direction nach Benedictbeuern kam. Fr. unterrichtete nun mehre Arbeiter und lieferte bloß die Gläser für das v. Reichenbach'sche Institut in München, welches sich unterdessen hr erweitert hatte. Allein am 7. Febr. 1809 traten v. Utzschneider, v. Reichen- ch und Fraunhofer in eine Gesellschaft zusammen und gründeten das für alle optische Instrumente bestimmte Institut in Benedictbeuern. Fr. hatte sich in s. orrectischen Arbeiten auch mit der Katoptrik beschäftigt, wie s. noch ungedruckte bhandlung (von 1807): „Über die Abweichung außer der Axe bei Teleskopspie- n", beweist. Indessen ward von der Gesellschaft festgesetzt, daß von dem neugegrün- ten optischen Institute die Katoptrik gänzlich ausgeschlossen bleiben sollte. — Eine r schwierigsten Aufgaben in der praktischen Optik ist bekanntlich das der Theorie nau entsprechende Poliren der sphärischen Flächen großer Objective, weil durch as Poliren diese Flächen die Gestalt zum Theil verlieren, welche sie im Schleifen halten. Fr. erfand nun eine Polirmaschine, mit welcher nicht nur die Form der Objectivflächen nicht verdorben wird, sondern auch noch die unvermeidlichen Fehler es Schleifens in jeder Beziehung verbessert werden können, und bei welcher die Ge- auigkeit weniger von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt. Derselbe Fall ist mit dem von ihm für andre optische Zwecke erfundenen Schleif- und Polirma- hinen. Zugleich untersuchte Fr. auf eine neue Art das Glas, dessen er sich be- ente, in Bezug auf die Wellen und Streifen, die es enthält, durch welche das cht unregelmäßig gebrochen und zerstreut wird. Er fand, daß oft in mehren Cent- rn des Flintglases, welches von Utzschneider in Benedictbeuern bereiten ließ, nicht n von Wellen und Streifen völlig freies Stück anzutreffen ist; ebenso fand er, ß die verschiedenen Stücke von einer und derselben Schmelze im Brechungsver- gen sehr von einander verschieden sind, welches Beides bei dem englischen und be- ders bei dem franz. Flintglase in einem noch höhern Grade der Fall ist. Da un- diesen Umständen die Absicht, vollkommnere und größere Objective zu erhalten, die waren, deren man sich bis dahin bediente, nicht hätte erreicht werden kön- , so fing er 1811 selbst an, Flintglas zu schmelzen, und ließ, mit Einwilligung Gesellschaftsgenossen, nach s. Angabe einen Schmelzofen bauen und andre hierzu örige Werkzeuge und Maschinen anfertigen. Die zweite Schmelze, welche er Großen machte, zeigte ihm, daß man Flintglas erhalten könne, wo selbst ein ück vom Boden des 2 Centner enthaltenden Schmelztopfes genau dasselbe Bre- ungsvermögen hat, als eines von der Oberfläche desselben. Allein die folgenden hmelzen waren, obschon genau auf dieselbe Weise gemacht, sowol in Hinsicht des chen Brechungsvermögens als auch in Hinsicht der Wellen und Streifen, un- uchbar. Erst nach längerer Zeit erhielt er wieder einige völlig gelungene hmelzen; aber auch jetzt war es noch zufällig, und erst nach vielen im Großen esmal mit 4 Centnern) von ihm angestellten Versuchen wurde er mit den vie- n Ursachen bekannt, welche das Mißlingen veranlaßten, und nur dann erst war Sache gewiß. Hätte er nicht früher gelungene Schmelzen gemacht und s. suche nicht im Großen angestellt, so würde er bei den Schwierigkeiten, die ihm ließen, es für unmöglich gehalten haben, eine große, völlig homogene Masse tglases zu erhalten. Auch das englische Crownglas, sowie das deutsche Spie- und Tafelglas, enthält, wie Fr. fand, Streifen oder Wellen, welche das Licht

unregelmäßig brechen. Da nun in einem größern und dickern Glase mehr solche Streifen enthalten sein müssen, gleichwol aber das Gegentheil erfoderlich ist, wenn bei größern Fernröhren die Wirkung zunehmen soll, so würde dieses Glas für große Objective nicht brauchbar gewesen sein. Deßwegen fing Fr. an, sich das Crownglas selbst zu schmelzen. Allein auch bei diesen im Großen angestellten Versuchen stieß er auf Schwierigkeiten andrer Art, welche er erst nach einigen Jahren völlig besiegte. — Die Ursache, weßwegen das Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögen der Materien bisher nicht mit Genauigkeit bestimmt werden konnte, liegt größtentheils darin, daß das Farbenspectrum keine scharfen Grenzen hat, und daß auch der Übergang von einer Farbe in die andre nur allmälig geschieht, daher bei größern Spectren die Winkel der Brechung nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden konnten. Diesem Hinderniß zu entgehen, machte Fr. eine Reihe von Versuchen, um homogenes Licht künstlich hervorzubringen, und da ihm dieses direct nicht gelang, so erfand er einen Apparat, durch welchen es mit Lampenlicht und Prismen hervorgebracht wurde. Im Verlaufe dieser Versuche entdeckte er die fire helle Linie, welche im Orange des Spectrums sich findet, wenn es durch das Licht des Feuers hervorgebracht wird. Diese Linie hat ihm nachher zur Bestimmung des absoluten Brechungsvermögens der Materien gedient. — Die Versuche, welche Fr. machte, um zu erfahren, ob das Farbenspectrum vom Sonnenlicht dieselbe helle Linie im Orange enthält, wie das vom Lichte des Feuers, führte ihn auf die Entdeckung der unzähligen dunkeln fixen Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum vom Sonnenlicht. Diese Entdeckung hatte wichtige Folgen; durch sie allein wurde es möglich, den Weg des Lichts für alle Farbennuancen mit Winkelinstrumenten genau und direct zu verfolgen. — Fr. hat diese und andre hierauf Bezug habende Versuche in einer Abhandl. beschrieben, welche ins Franz., ins Engl. und auszugsweise auch ins Ital. übers. worden ist (im 5. B. der „Denkschriften der k. bairischen Akademie" und im 55. B. von Gilbert's „Annalen der Physik"). Die Akademie der Wissensch. zu München erwählte ihn hierauf 1817 zu ihrem Mitgliede. — Die genannten Resultate gaben Fr. die Veranlassung, außer der Refraction und Reflexion, auch noch über andre Gesetze, vorzüglich über die der Beugung des Lichts, eine Reihe von Versuchen anzustellen, deren glücklicher Erfolg ihn auf die Entdeckung der außerordentlich mannigfaltigen Phänomene führte, welche durch gegenseitige Einwirkung gebeugter Strahlen entstehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farbenspectra ganz ohne Prismen hervorzubringen im Stande war. Da diese Spectra, welche bloß durch Gitter aus sehr feinen, völlig gleichen und parallelen Fäden hervorgebracht werden, die dunkeln fixen Linien enthalten, welche er früher in dem durch ein Prisma entstandenen Spectrum entdeckt hatte und folglich bei Verfolgung des Weges des Lichts die Winkel mit außerordentlicher Präcision zu bestimmen waren, so konnten die sonderbaren Gesetze dieser Modification des Lichts mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus den Versuchen abgeleitet werden. Vgl. Fr.'s Beschreib. dieser Vers. im 8. B. der „Denkschr. der k. bairischen Akad." (franz. im 2. H. von Schumacher's „Astronom. Abhandlungen"). — Die bisher bekannten Gesetze des Lichts waren von der Art, daß man ihnen viele Hypothesen über die Natur des Lichts anpassen konnte. Fr. suchte nun die Theorie für die Darstellung der neuen, scheinbar sehr complicirten Gesetze, und fand, daß sie aus den von Th. Young früher aufgestellten Principien der Interferenz, d. i. nach der Hypothese der Undulation, mit gewissen Modificationen, völlig genügend erklärt werden können. Er entwickelte alsdann für die neuen Gesetze des Lichts, nach den genannten Principien, einen allgemeinen analytischen Ausdruck, aus welchem hervorging, daß, wenn er im Stande wäre, völlig vollkommene, aus parallelen Linien bestehende Gitter zu machen, die so fein wären, daß ungefähr 8000 Linien auf einen pariser Zoll gingen, alsdann die durch

sie hervorgebrachten Phänomene auf eine scheinbar außerordentlich complicirte Art modificirt würden. Er stellte deßwegen neue Versuche an und erfand eine Theilmaschine, durch welche er die genannten Gitter mit der von der Theorie vorgeschriebenen Genauigkeit verfertigen konnte. Die Resultate dieser Forschungen, welche die Theorie vollkommen bestätigen, hat Fr. im 74. Bde. von Gilbert's „Annalen der Physik" bekannt gemacht. Die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes beschäftigte ihn bis an s. Tod. — Aus den früher bekannten Gesetzen des Lichts konnten mehre atmosphärische Lichtphänomene, z. B. die Entstehung der Höfe und Nebensonnen u. s. w., entweder gar nicht oder nicht genügend erklärt werden. Fr. gelang es, diese so mannigfaltigen Phänomene auf die gegenwärtig bekannten Gesetze des Lichts zurückzuführen. Ein Aufsatz von ihm darüber ist in Schumacher's „Astronom. Abhandlungen" erschienen. Wir bemerken nur noch, daß er die zu s. physisch-optischen Versuchen von ihm erfundenen Instrumente und Maschinen, sowie auch die wichtigern Kupferplatten zu s. Abhandlungen selbst ausgeführt hat. — Zu den wichtigsten, durch ihn erfundenen oder verbesserten optischen Instrumenten, welche gegenwärtig in ganz Europa verbreitet sind, gehören folgende: das Heliometer (s. die Notiz darüber in des Bar. v. Lindenau „Zeitschrift für Astronomie", Bd. I., S. 97); das repetirende Lampenfilarmikrometer (s. Struve's Anzeige in Nr. 4 der „Astronomischen Nachrichten" des Ritters Schumacher); das zum Messen in absolutem Maße bestimmte achromatische Mikroskop; das Ringmikrometer; das Lampenkreis- und Netzmikrometer (beschr. von Fr. in Nr. 43 der „Astron. Nachrichten" übers. im „Philosophical magazine", März 1824); der große für die dorpater Sternwarte verfert. parallaktische Refractor (s. Struve's „Beschreib. des auf der Sternwarte zu Dorpat befindl. großen Refractors v. Fr.", Dorpat, 1825, Fol., m. Kpfrn.) u. a. m. — Fr. verfertigte zuletzt, auf Bestellung des Königs von Baiern, einen größern parallaktischen Refractor, von 12 pariser Zoll Öffnung des Objectivs und 18 Fuß Brennweite, dessen Mechanismus er noch mehr vervollkommnete. Das unter s. Leitung so berühmt gewordene optische Institut wurde 1819 von Benedictbeuern nach München verlegt, wo es gegenwärtig an 50 Personen beschäftigt. Bis 1814 hieß die Firma desselben: „Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer", seit diesem J. aber „Utzschneider u. Fraunhofer". Auch werden noch gegenwärtig in diesem Institute die optischen Theile für die astronomischen und geodetischen Winkelinstrumente verfertigt, welche aus dem Reichenbach'schen Atelier hervorgehen, dessen Eigenthümer gegenwärtig der Mechanikus Ertel ist. — 1823 wurde Fr. zum Conservator des physikalischen Cabinets der k. bairischen Akademie ernannt, und 1824 erhob ihn der König zum Ritter des Civilverdienstordens der bairischen Krone. Mehre auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Körperliche Schwäche, eine Folge vielleicht des Einsturzes des Hauses, unter dessen Schutte er herausgegraben werden mußte, vermehrt durch die geistigen Anstrengungen, wobei der Körper fast immer vernachlässigt ward, und durch die Dunst des Glasofens, führten den frühen Tod dieses berühmten Optikers herbei, der am 7. Juni 1826 erfolgte. Seine Grabstätte ist unmittelbar an der Seite des wenige Tage vor ihm verstorb. Georg von Reichenbach (s. d.). Man weihte ihm die Inschrift: „Approximavit sidera", er hat die Gestirne uns näher gebracht. (S. den „Umriß s. Lebens", von Jos. v. Utzschneider.) (Vgl. Refractor und Utzschneider.)

Frayssinous (Denis de), Bischof von Hermopolis, Hofprediger des Königs von Frankreich und Großmeister der Universität zu Paris. Als nach der Einführung des Concordats (1802), das den Priestern der römischen Kirche die Erlaubniß zurückgab, ihr Amt öffentlich zu verwalten, viele von ihnen aus der Dunkelheit traten und sich mit großem Eifer, wenn auch nicht mit viel Geist, gegen die sogenannte Philosophie erklärten, worin sie den Ursprung alles Unheils in Frank-

er mit Lord Belmore eine Reise nach Nubien, und untersuchte mit Belzoni zweite Pyramide von Chephrem. Hierauf bereiste er Palästina, den Libanon, S rien, die Gegenden am Euphrat und Palmyra. Anfangs 1819 kehrte er an d Nil zurück, durchzog auf dem Wege der Israeliten Arabien, hierauf nochm Ägypten mit Rücksicht auf dessen alte Geographie und Alterthümer, wo er nat historische und archäologische Seltenheiten sammelte. Zuletzt unternahm er e Reise nach Abyssinien und Sennaar in das Innere von Afrika. S. Beschreib. Tempels des Jupiter Ammon, dessen Ruinen er auf s. ersten Reise untersuchte, in italienischen Zeitschriften u.A. im „Giornale enciclopedico di Napoli", 18 mitgetheilt worden. Cailliaud erzählt in s. Briefen an Jomard, aus Sennaar Nov. 1821, daß Fred. in Nubien von einem epidemischen Fieber befallen wor sei, und im Paroxysmus alle seine Papiere, die Frucht 18monatlichen Fleißes, v brannt habe. Er sei darauf wahnsinnig geworden, sodaß man an s. Aufkomm zweifelte.

Fregatte, ein Kriegsschiff, welches im Range nach dem Linienschi folgt, hat ein oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 40 Kanonen. — **Fregat** ein spanisches mittleres Fahrzeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4 — 5 Tonnen laden, und wird meistentheils zum Übersetzen der Kriegstruppen oder Ab dung der Galeeren gebraucht. — In der Naturgeschichte heißt die **Fregatte** Seevogel, von der Größe eines Huhns und mit so großen Flügeln, daß sie aus breitet von der einen Spitze zur andern 14 Fuß betragen (**Pelecanus aquinus L.**

Freiberg, Kreis- und Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königrei Sachsen, am Münzbach, unweit der östlichen Mulde, verdankt ihren Ursprung d Entdeckung der Silberbergwerke im 12. Jahrh., wo Bergleute vom Harz sich hi 1195, unter Otto dem Reichen, anbauten. Der reiche Bergsegen lockte imm mehr Ansiedler herbei; Freiberg erhob sich schnell, und hatte in der ersten Hälfte d 16. Jahrh. gegen 30,000 Einwohner. Der 30jährige Krieg zerstörte den Wo stand der Stadt. Sie hat jetzt 1100 H. mit 9000 Einw. In der Domkirche, t ren „goldene Pforte" (von Blasmann gezeichnet und in Stein gedruckt) ein schö Denkmal byzantinischer Kunst ist, befindet sich die fürstl. Begräbnißcapelle, wo de Erbauer, Herzog Heinrich der Fromme, der in Freiberg 1541 starb, mit s. Na kommen, bis auf den Kurfürsten Johann Georg IV., der 1694 die Reihe der p testantischen Fürsten s. Hauses schloß, begraben liegen. Sehenswerth ist hier d Kurfürsten **Moriz** (s. d.) Denkmal mit s. lebensgroßen Bilde von Alabaster, dessen Nähe man die Rüstung sieht, die er in der Schlacht bei Sievershau (1553) trug. In dem Chor der Kirche ruht auch der Mineralog **Werner** (s. Die Stadt hat ein gutes Gymnasium, mit einer ansehnlichen Büchersammlun die wichtigste Lehranstalt aber ist die 1765 gestift. Bergakademie, die vorzüglich Bergwerksschule in Europa, von welcher die wissenschaftliche Begründung oder A bildung mehrer Zweige der Naturwissenschaften ausgegangen ist. Seit Wer (1775) ihren Ruhm verbreitete, wurde sie die Lehrerin von mehren hundert Fr den aus allen europäischen Ländern, selbst aus andern Welttheilen, und die Nam der berühmtesten Naturforscher unserer Tage glänzen unter ihren Zöglingen. S besitzt seit 1791 ein eignes Gebäude, das außer den Lehrsälen und dem chemisch Laboratorium, die Bibliothek, die Mineralienverkaufsanstalt und das reiche W ner'sche Museum enthält, oder die auf Oryktognosie und Bergbau sich beziehend wissenschaftlichen und technischen Sammlungen, die Werner theils bei s. Lebzeit theils in s. letzten Willen der Akademie überließ. Die Lehranstalt hat gegen 10 L rer für Bergbau- und Hüttenkunde und deren Hülfswissenschaften. Mehre J länder erhalten freien Unterricht, genießen ein Jahrgeld, und jedem dieser Zöglin ist ein sogenanntes Freigedinge, d. i. eine Arbeit in irgend einer Grube, angewies welche er in Freistunden, wie ein gemeiner Bergmann, jedoch gegen etwas höhe

lein, besorgt. Eine Vorschule für die Akademie ist die Hauptbergschule. — Die Stadt hat Spinnereien, Spitzenklöppeln, Tuchmanufacturen, eine Fabrik leonischer Tressen, eine Schrotgießerei (beide die einzigen in Sachsen), Bleiweiß- und Bleiglätterfabriken. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind der Bergbau und die darauf gegründete Fabrication.

Freiberg, hinsichtlich der obern Verwaltung der Mittelpunkt des sächsischen Bergbaus, und der Sitz der wichtigsten Anstalten, war auch die Wiege desselben, wovon einige Spuren anzudeuten scheinen, daß schon die Sorben vor dem 12. Jahrh. Bergwerke im Meißnerlande bearbeiteten. Der Bergbau verbreitete sich auch von Freiberg über andre Theile des Erzgebirgs. Die blühendste Zeit desselben fällt ins 15. Jahrh., wo die Silbergruben bei Schneeberg und Annaberg, und die Zinnbergwerke bei Altenberg entdeckt wurden. Der Ertrag des Silbers war sehr groß, obgleich die gewöhnlichen Angaben von unermeßlichem Gewinn Übertreibungen sind; schon im 16., und noch mehr im 17. Jahrh. aber nahm derselbe auffallend ab, wogegen Eisen, Kobald, Schwefel und andre Mineralien desto reichern Ertrag gaben; später stieg jedoch der Silbergewinn wieder, besonders seit der Mitte des 18. Jahrh., und fiel wieder in dessen letztem Jahrzehend. Seit 1788 war der jährl. Silberertrag stets über 50,000 Mark, und betrug in dem Zeitraume von 1793 — 1815 über 30 Mill. Thaler. An dem in den neuesten Zeiten gefallenen Ertrage des Bergbaus sind theils die verminderte Ausbeute vieler Gruben, theils die vermehrten Kosten der Bearbeitung, zumal bei dem Bau in großer Tiefe, und theils die der Gewerbsamkeit überhaupt nachtheiligen Zeitumstände Schuld gewesen. In den ältesten Zeiten war der Bergbau meist Raubbau, d. h. man bearbeitete die Erzgruben, so lange sie ohne viele Mühe und Kosten Ausbeute gaben, und ließ sie dann liegen. Schon früh aber, wie es scheint, erhielt das Bergwesen eine geordnete Verfassung, die jedoch erst im 16. Jahrh. besser eingerichtet wurde. Seitdem ist durch die Einführung der General-Schmelzadministration, durch die Errichtung der Bergakademie, besonders hinsichtlich der wissenschaftlichen Bearbeitung, durch verbesserten Maschinenbau, durch Anlegung von Canälen und durch Einführung der Amalgamation, für die Verbesserung des Berg- und Hüttenwesens sehr viel gethan worden. Der Bergbau, obgleich Staatseigenthum, wurde schon in frühern Zeiten Privatpersonen frei gegeben, jedoch mit Vorbehalt des Obereigenthums, das durch Belehnung ausgeübt wird, der obersten Leitung des Erzbaus und des Verkaufsrechts des Silbers, und gewisser Abgaben. Wer einen Erzgang aufzufinden zu haben glaubt, erhält die Erlaubniß zu schürfen oder aufzusuchen, selbst auf fremdem Grund und Boden, nur nicht auf besäeten Äckern und auf Feuerstätten. Ist der Versuch fruchtlos, so muß Alles in vorigen Stand gesetzt werden, im entgegengesetzten Falle aber wird der Unternehmer mit dem Erzgange beliehen. Die Gruben sind (mit Ausnahme der einzigen landesherrlichen bei Freiberg) entweder Gewerkschaftzechen, die der Besitzer allein oder mit einigen Gehülfen bearbeitet, oder Gewerkzechen, die aus 128 Antheilen oder Kuxen bestehen, deren Inhaber die Kosten des Baues gemeinschaftlich bestreiten. Die Gesellschaft der Kuxenbesitzer hat einen Bevollmächtigten, Schichtmeister genannt, der die Zeche unter der Oberaufsicht des Bergamts verwaltet, und jener jährlich Rechenschaft ablegt. Hat eine Gesellschaft eine über ein Jahr unbearbeitet liegen lassen, so verliert sie das Besitzrecht, oder die Zeche fällt ins Freie, wie man es nennt. Der Ertrag der Silbergruben, welche Ausbeute geben, wird den Kuxbesitzern vierteljährlich in gemünztem Silber bezahlt. Der gesammte Bergstaat steht unter dem geheimen Finanzcollegium, als der höchsten Behörde, und theilt sich, hinsichtlich der Aufsicht und Gerichtbarkeit über die Gruben, in 6 königl. und 5 herrschaftl. Bergämter, in Ansehung der Aufsicht über die Zehnten, oder der Abgabe für die Überlassung des Bergbaus an Privatpersonen, in 2 Oberzehntenämter zu Freiberg und Annaberg. Die

unmittelbaren Oberbehörden sind das Oberbergamt und das Oberhüttenamt ihren Sitz zu Freiberg haben. Jenes leitet den eigentlichen Erzbau, dieses die Aufsicht über die Schmelzhütten und das Amalgamirwerk. In frühern Z wurden die gewonnenen Erze überall, auch in den Hütten der Privatbesitz schmolzen, seit dem Anfange des 18. Jahrh. aber müssen alle Silber-, Blei- Kupfererze an die General-Schmelzadministration zu Freiberg abgeliefert we Rechtssachen minder wichtiger Art werden von den Bergämtern, wichtigen dem Bergschöppenstuhl entschieden, den der Stadtrath zu Freiberg bildet. Vorzüge der sächsischen Bergwerksverwaltung sind selbst von Ausländern anerk „Ihr Zweck", sagt d'Aubuisson („Des mines de Freiberg en Saxe et de leu ploitation", Leipzig 1802, 3 Bde.), „ist vornehmlich, den gebauten Gruben Dauer zu sichern, sie zu verbessern, und die Mittel herbeizuschaffen, die Ung fällen abhelfen und die Eröffnung neuer Erzgänge möglich machen können. wenigen ähnlichen Verwaltungen herrscht so viel Ordnung und Sparsamkeit. eingeführte Verwaltung der Zechen ist den Gewerkschaften unstreitig vortheil doch ist der Nutzen dieser Gesellschaften nur ein untergeordneter Zweck der ve tenden Behörde, der Hauptzweck aber die Erhaltung und Verbesserung des B baus, wodurch dem Staate die Dauer und Stetigkeit der ihm aus den Bergw zufließenden Einkünfte, und 10,000 Bergleuten ihr Lebensunterhalt gesi wird". (Vgl. Sachsen.) Unter den Revieren, in welche der sächsische Berg getheilt wird, ist Freiberg das bedeutendste. Alle Arten von Erzgängen in de ben beschreibt d'Aubuisson a. a. O.; ferner: Werner's „Neue Theorie von Entstehung der Gänge" (Freiberg 1791); und der verstorb. Berghauptmann Trebra in s. „Merkwürdigkeiten der tiefen Hauptstölle des Bergamtsreviers F berg" (Freiberg 1804). Hier sind die reichsten Silberbergwerke Sachsens, und ter diesen vorzüglich die Grube Himmelsfürst, die sowol hinsichtlich ihrer Ergie keit als der Regelmäßigkeit ihres Baus und der Vollkommenheit ihrer Masch eine der ersten in Europa ist. Sie ist seit mehr als 4 Jahrh. geöffnet, wird 200 J. ununterbrochen gebaut, liefert jährlich für 95,000 Thlr. Silber, und 1769 — 1818 überhaupt 2176 Ctnr., wie die Inschrift einer Silberstufe, die dem Könige am Tage s. Jubelfeier überreicht wurde. Zu den in der Nähe Freiberg befindlichen wichtigen Anstalten zur Förderung des Bergbaus gehört großen Silberschmelzhütten mit 8 Hohöfen und 14 Reverberiröfen, und vorzü das 1787 gegründete, und nach dem zerstörenden Brande 1795 vollkommen h stellte Amalgamirwerk (s. Amalgama), wo man jährl. gegen 60,000 Ctn. amalgamirt, und dadurch eine jährl. Ersparniß von 10,000 Klftrn. Holz ber Der 1788 angelegte sehenswerthe Kurprinzencanal führt bald auf, bald nebe Mulde die Erze entfernter Gruben zum Amalgamirwerk, in dessen Nähe K mit 60 — 90 Ctnr. Erz durch eine sinnreiche Maschine 20 Ellen hoch an Mulde in den Canal gehoben werden. Nach Breithaupt's Schrift: „Die alte freie Bergstadt Freiberg in Hinsicht ihrer Gesch., Statist., Cult. und Gew (Freiberg 1825), hat der freiberg. Bergbau in d. 640 J. seiner Dauer 240 Thlr. od. 82,000 Ctnr. feines Silber geliefert.

Freibeuter, ein Seeräuber, der, überall auf Beute ausgehend, Flagge nach den Umständen ändert. Er ist von dem Kaper dadurch unterschi daß dieser, durch eine Autorisation seiner Regierung, den Kaperbrief, bevollm tigt, Feindseligkeiten nur gegen die Nationen ausübt, mit welchen die seini Krieg befangen ist. Er wird daher militairisch behandelt, der Freibeuter hing als ein Räuber.

Freibriefe, s. Licenzen.

Freiburg, 1) Hauptst. des ehemal. Breisgaus, jetzt des Treisamkr im Großherzogthum Baden, welchem sie im preßburger Frieden (1805), nebst

ißgau, von Östreich abgetreten wurde, liegt in einer romantischen Gegend des warzwaldes, am Flusse Treisam, hat über 10,000 Einw., eine Oberrechenmer, Bergwerkscommission, einige Fabriken und ist der Sitz eines Landesums. Den schön gebauten Münster mit einem kunstreichen 513 F. hohen rme hat Heinr. Schreiber beschrieben (Freiburg 1820) und nach Vater's nung lithograph. (Freib. 1826). Die Stadt war ehemals eine treffliche Fe-, allein die Franzosen, welche sie 1744 eroberten, schleiften die Werke. Der 6gestift. Albert-Ludwigs Universität haben die Landstände eine jährbedeutende Rente bewilligt. Der Kreisdirector von Türckheim nimmt sich Eifer und Thätigkeit der Pflege derselben an. An Welcker d. Ält., der aus n dahin kam, hat die Hochschule einen Mann gewonnen, der nicht bloß im Gebet Rechtswissenschaften, sondern auch in der alten classischen Literatur vollnen heimisch ist. Zell, ein Schüler Creuzer's und ein tüchtiger Philolog, e von Rastadt dahin verpflanzt; Seeber, ausgezeichnet als Mathematiker und nom, von Karlsruhe. Den Unterricht im Zeichnen ertheilt Professor Zoll, ich in Italien zum Künstler bildete. Überhaupt sind die meisten Fächer mit ichten, zum Theil trefflichen Lehrern besetzt, und die einer Universität unentichen wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen erweitern sich von Jahr ahr. Die Bibliothek enthält einen Reichthum an ältern Werken, der aus den mlungen der aufgehobenen Stifter und Klöster vermehrt wurde. Freiburgs in einem Winkel von Deutschland, und die Nachbarschaft von Heidelberg Tübingen wirken etwas nachtheilig auf die Frequenz ein; indeß betrug doch die der Studirenden im Winter 1825 üb. 600. Die Gegend um Freib. gehört en schönsten in Deutschland. Während auf der einen Seite die fruchtbare e alle Erzeugnisse eines milden Himmels in reicher Fülle hervorbringt, bieten der andern Seite die Berge und Thäler eine Reihe herrlicher Scenerien und die higsten Fundgruben für den Naturforscher dar. Man lebt in Freiburg ziemlich el, und manche Gefahren, denen das unbewachte Jugendleben anderwärts setzt sein mag, können hier glücklicher Weise nie vorhanden sein. Noch hat Gymnasium, e. Forst- und ein polytechnisches Institut und wohlthätige Stifn. 2) Hauptort des Kantons gl. N. in der Schweiz, mit 6000 Einw. und Jesuitencollegium. 3) Freiburg an der Unstrut, ein Städtchen im preuß. Herz Sachsen unweit Naumburg, 1700 E., Weinbau.

Freicorps, sonst Heeresabtheilungen, die für die Dauer eines Krieges et, zum Dienst der leichten Truppen gebraucht und als ein leicht zu verschmerVerlust, dem Feinde auf den gefährlichsten Punkten entgegengeworfen wur So hatte Friedrich II. im siebenjähr. Kriege mehre aus Überläufern u. s. w ete Freibataillons, welche oft nützliche Dienste leisteten, aber auch, wie es bei Zusammensetzung nicht anders möglich war, selten bei den Einwohnern ein liches Andenken hinterließen; sowie denn die Truppen des stehenden Heeres t mit einer gewissen Verachtung auf diese Abtheilungen niedersahen, die sich dem Namen der Freipartei in der Erinnerung des Volks erhalten haben. In Zeiten hat man die Freicorps zu Versammlungspunkten freiwilliger Vaterertheidiger gemacht, und zum leichten Dienst und kleinen Krieg zu gebrauchen ht. Die Franzosen unter Napoleon hielten nichts von Freicorps. Sie sind unzweckmäßig, denn sie bilden gleichsam eine Art Staat im Staate, mögen en Krieg auf ihre eigne Hand führen, sind gewöhnlich nicht da, wenn und wo sie braucht, oder im Wege und stören sonach in den mehrsten Fällen die Übermung der Wirksamkeit. Überdem drängen sich eine Menge tüchtige Menunter sie, die man beim Heere selbst besser verwenden kann. Endlich gibt es Fall, wo in einem wohl eingerichteten Heere nicht durch Detachements pünktund zuverlässiger ausgeführt werden könnte, was man ehedem durch Frei-

corps bewirken wollte. Man gibt solchen Detachements tüchtige Anführer und d nöthigen leichten Truppen und zieht sie, wenn sie ihren Auftrag vollendet habe wieder an sich. (Vgl. Lützow.) 5.

Freidank (Freygedank, Frydank), ein moralisches Gedicht in kurzen g reimten Versen, welches in das 13. Jahrh., und wahrscheinlich noch in die er Hälfte desselben gehört. Wahrscheinlich ist Freydank bloß ein angenommener Nam des Verf., der auf die Freimüthigkeit der Gedanken in diesem Gedichte Beziehu hat. Von den Lebensumständen des Verf. ist nichts bekannt. Das Gedicht g hört zu den schätzbarsten Denkmälern der altdeutschen Lehrpoesie, und hatte ehede eine große Verbreitung. Es führt auch den Titel: „Bescheidenheit", und handel in 4138 Versen vorzüglich von der Tugend, im moralischen Thun und Lassen d gehörige Maß zu halten. Die Lehren selbst hängen nicht zusammen, sondern b stehen meistens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zu öfters lange von einem Hauptstücke handeln, aber unter sich nicht verknüpft sin Wir besitzen mehre Handschriften und Drucke des Freidanks, z. B. in Müller Sammlung. Sebast. Brandt u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklä

Freie Künste, s. Kunst.

Freidenker. Mit diesen Namen hat man nicht einen Denker bezeichn der seine Überzeugungen von den Ansichten der Kirche unabhängig macht, sondern thei einen solchen, der den Offenbarungsglauben oder allen Glauben überhaupt verwirft im ersten Fall ist die Freidenkerei Deismus, im letztern überhaupt Unglaub Der Name hat in dieser Bedeutung s. Ursprung von den Engländern und zwar i 18. Jahrh., wo mehre Feinde des Christenthums auftraten. Man tadelt mit diesem Namen mittelbar die Gläubigen als schwache Köpfe, und erhob sich mi Stolz über dieselben als Denker; daher auch die franz. Freidenker sich gern starke Geister oder gar Philosophen nannten. So artete das freie Denken in Befeh dung des Glaubens, und da dieser sich vertheidigte, in Spott und Feindseligkeite gegen das Positive aus. Diejenigen, welche sich dieser Richtung hingaben, hat ten selbst die Grenzen des Denkens nicht erkannt; sie foderten Beweise, wo de Mensch nicht mehr beweisen kann, oder überließen sich einem ungebundenen, durc kein Princip gezügelten Denken, wodurch ihnen alles höhere Interesse an den Ge genständen der Religion verschwand. Zuerst ging dieses Bestreben nur von der Ver spottung einzelner Religionsmeinungen und kirchlicher Verhältnisse aus, dann ve breitete es sich allmälig weiter, gereizt durch den Beifall, welchen der Witz hervo brachte. In England sehen wir die Freidenkerei zuerst als Andeutung des freie Denkens auftreten; sie war daselbst durch einen schlechten Zustand der Religion un Kirche bedingt, gegen welchen die Schriftsteller unter Jakob II. und Wilhelm III zu Felde zogen. Dodwel, Steele, Ant. Collins, der durch s. „Discourse of free thinking" (Lond. 1713) dies Wort zuerst zu einem Parteinamen machte; ferne sein Freund John Tolland. 1718 erschien sogar eine Wochenschrift „The free thinker, or essays of wit and humour" etc. Math. Tindal (st. 1733), Mor gan, Bernard Mandeville trugen ihr zügelloses Denken auch auf die Moral über Am weitesten trieben diese Freidenkerei in England Lord Bolingbroke (s. d.), un der Skeptiker Hume (s. d.). Doch fanden diese Männer in England immer bedeu tende Gegner und Verfechter des Christenthums und des Glaubens. In Frank reich wurde die Freidenkerei besonders durch den Geistesdruck, welchen die Kirche aus übte, hervorgelockt, und trieb anfangs nur verstohlen ihr Wesen, aber bemächtigte sich bald um so tiefer der Gesellschaft. Man griff die Religion als ein Vorurthei an, und Viele verloren sich im offenbaren Atheismus. Voltaire und die Encyklopädisten d'Alembert, Diderot, Helvetius, der Verf. des „Système de la nature" streuten das Unkraut aus, das in der Revolution wucherte, und unter Friedrich II. auch kurze Zeit in Deutschland Wurzel faßte.

Freienwalder Gesundbrunnen, eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeschlossenen Thale. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erst 1736 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen versehen. Unter vielen hier emporquellenden Brunnen sind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen, und überbaut. Das Wasser gehört zu den alkalisch-erdigen Stahlwassern, ist kalt, hell, perlt stark, und hat einen dintenähnlichen Geschmack. S. John's „Untersuchung der Mineralquellen zu Freienwalde", (Berlin 1820, 12.)

Freie Städte. Die Städte Deutschlands, größtentheils unter den Karolingern und den Kaisern aus dem sächsischen Hause entstanden, blieben lange in einer oft sehr drückenden Abhängigkeit von den geistlichen und weltlichen Großen. Die unruhigen Zeiten unter Heinrich IV. gaben zuerst den Bürgern einiger Städte (Worms und Köln) den Muth, sich zu bewaffnen; sie boten dem bedrängten Kaiser ihre Dienste an, der dies Anerbieten gern annahm. Durch Handel und Gewerbfleiß wuchs allmälig die Macht der Städte; sie unterstützten nicht selten die Kaiser gegen die übermüthigen Großen, und erhielten dafür, oder für ihr Geld, Freiheiten und Auszeichnungen mancher Art. So entstanden in der Mitte des 12. Jahrh. die Reichsstädte. Doch gab es, wie Gemeiner in s. Werke: „Über den Ursprung der Stadt Regensburg und aller alten Freistädte, namentlich der Städte Basel, Strasburg, Speier, Worms, Mainz und Köln" (München 1817), urkundlich dargethan hat, schon von den ältesten Zeiten her freie Städte in Deutschland, die, aus den Römerzeiten herrührend, mit den spätern freien Reichsstädten wenig gemein hatten, und erst im Anfange des 16. Jahrh. das Wesentliche ihrer frühern Vorrechte, und, durch Unkunde ihrer Beamten, selbst den Namen der Freistädte verloren. Die vorzüglichsten jener verlorenen Rechte bestanden darin, daß sie, wie besonders von Regensburg gezeigt wird, in vollkommener Unabhängigkeit sich selbst regierten, nie einem Kaiser oder Könige Pflicht und Treue schwuren, nie einen Römerzug mitmachten, noch sich mit Gelde abkauften, nicht zum Reich steuerten, oder des Reichs Bürden trugen, nicht dem Reiche angehörten, sich auch keineswegs den Reichsstädten zuzählten, und mit einem Worte, bis zu den obigen Epochen, im rechtlichen Sinne des Worts, unabhängige Freistaaten bildeten. Die lombardischen Städte, durch Handel reich und mächtig, und durch den Beistand der Päpste kühn gemacht, wagten es öfters, sich ihren Oberherren, den Kaisern, zu widersetzen, welche die Widerspänstigen nur mit Mühe zum Gehorsam brachten. Das Beispiel der lombardischen hob auch den Muth der deutschen Städte. In der Mitte des 13. Jahrh. entstanden zwei wichtige Verbindungen derselben zu gemeinschaftlichen Zwecken, die Hansa (1241) und der Bund der rheinischen Städte (1246). Fast vier Jahrh. hindurch dauerte die mächtige Hansa (s. d. und Reichsstadt), bis mehre zugleich wirkende Ursachen ihre Auflösung (1630) veranlaßten. Der Rest der Hansa und des ehemal. städtischen Collegiums auf dem deutschen Reichstage, die freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Da indeß diese Städte späterhin zur Wiedererlangung der deutschen Freiheit thätig mitgewirkt hatten, so erkannte der wiener Congreß sie, nebst Frankfurt, als freie Städte an. Sie traten, als solche, am 8. Jun. 1815 dem deutschen Bunde bei, und erhielten das Stimmrecht bei dem Bundestage. In Folge des in dem 12. Art. der Bundesacte ihnen zugestandenen Rechts, haben sie 1820 ein gemeinsames oberstes Gericht als Appellationsinstanz errichtet. Die Stadt Frankfurt ward durch die Generalacte des wiener Congresses mit ihrem Gebiet, sowie es 1803 war, für frei und für ein Mitglied des deutschen Bundes erklärt. Ihre Verfassung soll vollkommene Gleichheit aller bürgerlichen und politischen Rechte zwischen den verschiedenen christlichen Religionsparteien begründen. Die Erörterungen über die Wahl der Verfassung und ihre Aufrechthal-

tung wurden an die Entscheidung des Bundestags verwiesen. Diese Angelegen heit verursachte eine große Spaltung der Meinungen in der Stadt. (Vgl. Fra nk furt.) Lübeck, Bremen und Hamburg haben ihre Verfassungen, wi sie bis 1810 waren, wiederhergestellt. Außer diesen vier freien Städten in Deutsch land wurde, durch die Generalacte des wiener Congresses, auch Krakau (s. d., unter dem Schutz von Rußland, Östreich und Preußen, als freie Stadt erklär ihr von diesen drei Mächten eine völlige Neutralität zugesichert, und die Grenz ihres Gebiets genau bestimmt.

Freigebung, Freigericht, Freigraf, s. Femgericht.

Freigeist, auch Naturalist, wird gewöhnlich Derjenige genannt, der d Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und bloß die der natürlichen annimm Auch braucht man das Wort Deist dafür, weil ein solcher zwar an Gott glaub aber nicht an Dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch d Vernunft dasselbe zeigt. Es ist jedoch jener Redegebrauch nicht zu verwechseln m dem Begriff eines freien Geistes. Denn einen freien Geist zu haben, oder zu b haupten, ist Pflicht jedes Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Ist do Gott selbst der freieste Geist, und Gott ähnlich zu werden, ist ja, selbst nach d Lehre der Offenbarung, das höchste Ziel des menschlichen Strebens. Ein frei Geist ist, der sich von den Banden des Irrthums und des Lasters, von welchen d meisten Menschen umstrickt sind, möglichst loszumachen sucht.

Freigelassene (liberti, libertini) bei den Römern die von ihren He ren in Freiheit gesetzten Sklaven. Ein solcher Freigelassener trug zum Zeichen d Freiheit eine Mütze oder einen Hut, nahm den Namen seines Herrn an, und wurd von diesem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beschenkt. Auch bekam e mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern, und konnte nie z einem Ehrenamte gelangen. Zu seinem ehemaligen Herrn blieb er stets in einem gewissen Verhältnisse der Pietät. Sie waren sich gegenseitige Hülfe und Unte stützung schuldig. Als in der spätern Zeit die Zahl der Freigelassenen übermäß zunahm, und sie sich durch angemaßte Gewalt und Reichthümer selbst schwache Kaisern furchtbar machten, erschienen allerlei Verordnungen, sie zu beschränken so durften von 20,000 Sklaven im Testament nicht über 160 in Freiheit gese werden. Außer dieser testamentarischen Freilassung gab es noch zwei Arten. D eine bestand darin, daß der Herr seinen Sklaven in die Bürgerliste des Censors ei tragen ließ. Die andre war die feierlichste. Der Herr führte den Sklaven bei d Hand zum Prätor oder zum Consul, und sagte: „Ich will, daß dieser Mann fr sei, nach Recht und Gewohnheit der Römer". Gab jener seine Einwilligung, schlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sklaven, und sagte: „Ich erkläre di sen Mann für frei, nach der Gewohnheit der Römer". Darauf drehte der Lict oder der Herr den Freizulassenden in einem Kreise herum, gab ihm einen Backe streich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er woll Die ganze Verhandlung ward in das Protokoll des Prätors eingetragen, und d Sklave holte sich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel d Göttin Feronia.

Freigut, Güter und Waaren, die von gewissen Abgaben frei sind; dan ein freies Landgut, auf welchem keine Lehnspflichten haften, Allodium, ein freie signes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und a. Dienstbe keiten verpflichtet ist, sondern nur die gewöhnlichen Landsteuern oder einen Freizi bezahlt. In gewissen Gegenden nennt man sie Freimannshufen. In manch Ländern versteht man unter Freigut ein solches, welches von Kriegs- und a. Last frei ist, und nur auf männliche Erben fällt; im Hildesheimischen und Westfälisch aber das Gut eines Freimannes, das, gegen Bezahlung eines gewissen Zinses, d

freibede oder Leibbede, von einigen Lasten der Leibeigenschaft frei ist, aber doch nicht willkürlich verkauft werden darf.

Freihafen, ein mit verschiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei oder mit sehr mäßigem Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit ist, positiv ausgedrückt, Dasselbe, was man mit einem negativen Ausdruck Unabhängigkeit nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es also gibt, so viel Arten der Freiheit gibt es auch. Der Baum ist abhängig von dem Boden, in welchen er gewurzelt ist. Unabhängig ist der Vogel von dem Baume, auf dem er sitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei schwingt er sich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihm versinken. Hier ist Freiheit nichts anders als das Vermögen der willkürlichen Bewegung, wodurch sich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterscheidet. Diese Freiheit hat der vernünftige Mensch mit dem vernunftlosen Thiere gemein. Sie wird also thierische (animalische) Freiheit genannt. Sie ist jedoch offenbar sehr beschränkt; denn wie sehr ich auch das Thier willkürlich bewege, es ist doch an die Erde überhaupt gefesselt. Auch kann diese Freiheit durch zufällige Umstände beschränkt, oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingekerkerte, gefesselte Mensch befindet sich hier wieder in gleichem Falle mit jedem vernunftlosen Thiere, das erkrankt, eingesperrt oder angeschlossen ist. Es gibt aber auch eine Freiheit, die sich der vernünftige Mensch vorzugsweise vor dem bloßen Thiere beilegt. Diese heißt also die menschliche (humane). Sie ist eine innere, welche dem Menschen an und für sich selbst betrachtet, und eine äußere, welche ihm, im Verhältnisse zu andern Menschen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heißt jene die sittliche (moralische), diese die rechtliche (juridische) Freiheit, von welcher die bürgerliche (politische) nur eine besondere Art ist. Die sittliche Freiheit (Freiheit des Willens) ist nämlich das Vermögen, sich selbst unabhängig von den Foderungen des sinnlichen Triebes, nach den höhern Foderungen der Vernunft (den sittlichen oder Willensgesetzen) zu bestimmen. Ob dem Menschen ein solches Vermögen absoluter Selbstbestimmung zukomme oder nicht, ist von jeher ein schwieriger Streitpunkt gewesen. Wenn man aber bedenkt, daß alle sittliche Beurtheilung menschlicher Handlungen, mithin auch alle Zurechnung und Vergeltung derselben wegfallen würde, wenn der Mensch nicht frei wäre; daß ferner jedem unbefangenen Menschen sein innerstes Gefühl sagt, er könne allen Reizungen zum Bösen widerstehen und seine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernstlich wolle; daß endlich auch den ärgsten Bösewicht sein Gewissen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge wegen seiner bösen Handlungen, als solcher, die er hätte unterlassen sollen und können, zur Rechenschaft zieht, so dürften wol Diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sei praktisch nothwendig für den Menschen, an seine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines so erhabenen Vermögens in einem Wesen, das zugleich der Naturnothwendigkeit unterworfen ist, nicht einsehen und begreifen könne. Die rechtliche Freiheit ist die Befugniß, von seinen Kräften einen von der Willkür Andrer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Mensch immerfort nach Erweiterung seines Wirkungskreises strebt, so wird er sich selbst überlassen, zwar für sich diese Freiheit fodern, aber sie Andern gewöhnlich nur so fern gestatten, als es seinen Bedürfnissen angemessen ist. Damit also die rechtliche Freiheit Allen im möglichsten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realisirt werde, fodert die Vernunft einen Verein der Menschen, in welchem der Gesammtwille in der Gestalt eines Gesetzes, und die Gesammtkraft in der Gestalt eines Herrschers an die Stelle des Willens und der Kraft des Einzelnen trete. Ein solcher Verein heißt eine bürgerliche Gesellschaft oder ein Staat (griechisch Polis), und daher die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politische, wiefern sie im Staate gesetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterscheiden indessen die politische Freiheit

von der bürgerlichen dadurch, daß sie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten ist, theils keinen erblichen Herrscher hat, sondern als ein sogenannter Freistaat von erwählten Personen regiert wird; diese aber auf die einzelnen Bürger beziehen, wiefern deren gegenseitige Verhältnisse dergestalt bestimmt sind, daß es unter ihnen keine geborene Herren und Diener gibt. Auf diese letzte Art der Freiheit bezieht sich auch der in neuern Zeiten durch die französische Revolution so berühmt und fast berüchtigt gewordene Ausdruck: Freiheit und Gleichheit. Man foderte nämlich, daß jeder im Staate Geborene als ein Freigeborener, und mit Andern in Ansehung des Rechts überhaupt Gleichgesetzter, betrachtet werden sollte. Es war also, wie man jenen Ausdruck oft mißverstanden hat, nicht von einer Aufhebung aller bürgerlichen Unterordnung und aller Ungleichheit in Ansehung einzelner Rechte (des Besitzes oder Vermögenszustandes) die Rede, sondern von Aufhebung aller Arten von Sklaverei, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit und Herrschaft des einen Bürgers über den andern. Die alten Politiker nannten diese Freiheit und Gleichheit der Bürger Isonomie, Gleichheit vor dem Gesetze, und betrachteten sie mit Recht als die Grundlage jedes wohleingerichteten Staates. D.

Freiheit im kirchlichen Sinne, s. **Religionsfreiheit**.

Freiheitsbaum, in der franz. Revolution ein Zeichen der Freiheit, das zuerst die Jakobiner in Paris aufpflanzten, um dem Volke ein Schauspiel zu geben. Man ahmte in mehren Städten Frankreichs diese Feierlichkeit nach, und die franz. Heere thaten bei ihrem Einzuge in Städte des Auslandes ein Gleiches. Anfänglich hatte man Pappeln gepflanzt; weil aber der französische Name dieses Baumes (peuplier) zu Spöttereien Anlaß gab, so wählte man nachher Eichen oder Tannen.

–Freiheitsmütze. In den ältesten Zeiten war das Recht, eine Kopfbedeckung, Hut oder Mütze zu tragen, ein Zeichen der Freiheit; die Sklaven gingen stets mit entblößtem Haupte, und eine der Feierlichkeiten bei ihrer Freilassung war, daß ihr bisheriger Herr ihnen eine Mütze aufsetzte. Auf diese Weise ward die Mütze (oder der Hut) das Sinnbild der Freiheit, und hat fast in allen Revolutionen eine Rolle gespielt. Dem Hute, welchen Geßler als Zeichen der Herrschaft zu grüßen befahl, verdanken die Schweizer gewissermaßen ihr Freiheit. Daher wird das vereinigte Wappen sämmtlicher Schweizer Kantone, statt des Helms oder der Krone (welche ja auch Kopfbedeckungen sind), unter dem Schirm des runden Hutes dargestellt. Auch in England dient die Mütze (blau mit weißem Rande und der goldenen Umschrift: Liberty) als Sinnbild der verfassungsmäßigen Volksfreiheit, und Britannia trägt sie zuweilen hoch auf der Spitze ihres Speers (gewöhnlicher jedoch den neptunischen Dreizack, ohne Mütze) in der Linken, während sie mit der Rechten der Welt den Ölkranz des Friedens beut. So erklärt sich, warum auch in Frankreich, beim Ausbruche der Revolution, die Mütze, als eins der sinnbildlichen Zeichen der Freiheit figurirte, und nicht sowol dieses Zeichen selbst als vielmehr nur seine rothe Farbe, ward der Kopfbedeckung der befreiten, und in ganzen Haufen nach Paris gezogenen marseiller Galeerensklaven nachgeahmt. Da die Mitglieder des Jakobinerclubbs zu Paris die rothe Mütze zu einem ihrer Erkennungszeichen machten, so erhielt diese späterhin den Spottnamen Jakobinermütze.

Freiherr s. **Baron**.

Freimaurer, Freimaurerbrüderschaft (**Freimaurerorden**, oft auch **Maurer** und **Maurerei** genannt), eine über alle Erdtheile, so weit nur europäische Bildung reicht, ausgebreitete Gesellschaft von Männern aus verschiedenen Ständen und Religionen, welche in abgesonderten Versammlungen oder Logen unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewisse Kunst, bildliche Maurerei oder Freimaurerei, im Stillen ausüben. Die wesentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderschaft auf die höhere Ausbildung der Menschheit sich

die Umgestaltung, der sie im eignen Innern jetzt entgegentrift, veranlassen den
f. d. A., einen Freimaurer, Dasjenige, was sowol dem Freimaurer als dem den-
en Nichtmaurer über diesen Gegenstand das Wichtigste ist, zusammenzustellen.
st das Zufällige, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes, son-
das Wesen und die Bestimmung desselben aus den Grundzügen seiner Ge-
hte, Verfassung und Gesetze sollen hier erkenntlich gemacht, und die Hoffnun-
angedeutet werden, welche der Menschenfreund über ihn nährt. — Unterrichtete
n die Meinung verbreitet, es stamme die Freimaurerbrüderschaft aus den grie-
hen, wol gar aus den ägyptischen Mysterien, oder von den Dionysischen Bau-
lern, aus dem Pythagoräischen Verein, oder von den Essenern her. So we-
die genannten Stiftungen unter sich selbst ein stetiges geschichtliches Ganze aus-
en, so ungegründet ist auch die Ansicht, die Freimaurerbrüderschaft als zusam-
hängende Fortsetzung irgend eines dieser Vereine zu betrachten. In Lavrie's
schichte der Freimaurerei aus authentischen Quellen" (Edinburg 1804, übers.
Burkhard, Freiberg 1810) kann der Geschichtsforscher hierüber das Nähere
n. Ebenso ungegründet erweisen sich die Hypothesen, daß die Freimaurerbrü-
haft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder aus was immer
inem andern Orden, oder später aus dem Jesuiterorden, oder, nach Nicolai,
elbar aus den Rosenkreuzern, oder, nach Lessing, aus einer bis ins 17. Jahrh.
anden im Stillen bestandenen, von dem Baumeister Christoph Wren bei dem
u der Paulskirche daselbst an die Baulogen und an die bei ihnen zu Mitgliedern
enommenen Nichtbauleute, zum Theil exoterisch gemachten Tempelherrenlo-
i entstanden sein soll. Ein großer Theil dieser Annahmen ist durch die absicht-
zu einem rituellen Gebrauche ersonnenen Geschichten des Ordens (historiae
nis), — hinter welche jedoch zum Theil, vermittelst einer Namen- und Jahr-
chiffre, wahre Geschichte der sogenannten höhern Grade und innern Oriente ver-
t worden ist, — bei unkundigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die An-
als sei die Freimaurerbrüderschaft aus der Zunft- oder Handwerksmaurerei
anden, ist ungegründet: denn die Freimaurerbrüderschaft entsprang nicht aus
llschaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmetzen, noch aus zünftigen, in
ten ansässigen Maurergewerken insbesondere, sondern längst zuvor, ehe es in
d einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und ansässige Zünfte von
ern und andern zum Bauen erfoderlichen Gewerken gab, bestanden viele und
us zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus
ebildeten Völkern Europas, unter der Anführung und Regierung eines oder
er Baumeister (Architekten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe
eistlichen und weltlichen Macht geschützt, und in eine eigne Verfassung zu je-
großen Baue vereinigt, errichteten diese Gesellschaften in allen Ländern des
lichen Europas jene zahlreichen, zum Theil riesenhaften Werke des in seinen
en Meisterstücken ureigenthümlichen, erhaben schönen Kunststyles, welcher ge-
lich der gothische, richtiger der altdeutsche genannt wird. Diese Baucorpora-
n finden wir im Wesentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weise aus Archi-
t und Bauleuten Italiens, Deutschlands, der Niederlande, Frankreichs, Eng-
d, Schottlands u. a. Länder, nicht selten auch aus griechischen Künstlern ge-
t; z. B. bei dem Bau des Klosters Batalha in Portugal (um 1400), des
sters und Thurmes zu Strasburg (1015 — 1439), und des zu Köln (950
1211 — 1365), des Doms zu Meißen (im 10. Jahrh.), des Doms zu Mai-
des Klosters auf dem Berge Casino, und bei allen merkwürdigen Bauten in
ritischen Inseln. Daß nun aus diesen großen Vereinen von Künstlern und
leuten die Freimaurerbrüderschaft hervorgegangen, und durch welche Vermit-
gen und Übergänge sie endlich ein Bund geworden sei, der sich nicht mehr mit
igentlichen Baukunst beschäftigt, dies ist das Ergebniß der neuesten kritischen

Forschungen in der Geschichte der Freimaurerbrüderschaft. Die ersten Gesellschafte des Alterthums, mit welchem die Freimaurerbrüderschaft in stetigem geschichtliche Zusammenhange steht, sind die Baucorporationen, welche bei den Römern unte der Benennung der Collegia und Corpora bestanden. Die ersten Zünfte von Bau leuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebst mehren andern Zunftverbindun gen (collegiis artificum), nach dem Muster der griechischen Zunft- und Priester gesellschaften, in Rom ein, und verordnete ihnen angemessene eigne Zunftversamm lungen und gottesdienstliche Handlungen. Nach dem Gesetze der 12 Tafeln durf ten die Collegia, übereinstimmend mit der Gesetzgebung des Solon, sich selbst ihr gesellige Verfassung geben und unter sich Verträge schließen, wenn nur nichts de von den öffentlichen Gesetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten sich die Zünfte aller Art, besonders aber alle zum Stadt-, Wasser- und Schiffbau erfoderlichen Ge werke, durch die Landstädte und Provinzen des sich unaufhaltsam erweiternde Römerstaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römischer Sitten, Wissen schaften und Künste. In jenen Urzeiten gestiftet, wo Staat und gesellige Reli gionsübung als ein ungetrenntes Ganze nach dem Vorbilde der Familie gebild wurden, waren die römischen Collegia, außer ihrer Kunstgemeinschaft, zugleic bürgerliche Anstalt und ein religiöser Verein. Diese für die Entfaltung der Mensch heit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, besonders die der bauende Künstler und Gewerke, bis an das Ende des römischen Reichs, und pflanzten si dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergeborenen Europa fort. Da die römischen Collegia ihre Versammlungen bei verschlossenen Thüre hielten, so wurden sie ebenso eine Zuflucht politischer Parteien als fremdvolkliche Mysterien, geheimer Weihen und Lehren aller Art. Die römischen Kaiser der er sten Jahrh. beschränkten zwar die Collegia möglichst; aber die spätern Regierunge mußten sie dafür desto ungemessener begünstigen. Im Corpus juris finden sie mehre Verzeichnisse der im 3. und 4. Jahrh. gesetzmäßigen, steuerfreien Künste un Gewerke, worunter auch Architekten, Schiffsbauleute, Maschinenverständige, Bo listenmacher, Maler, Bildhauer, Marmorarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zim merleute u. A. m. vorkommen. Es war keine nur irgend bedeutende Stadt, kein noch so entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des westlichen und östliche Reichs mehre der jetzt genannten Collegia mit eignen Verfassungen und Zunftg setzen, und in festbestimmten Verhältnissen zum Staate und zur Priesterschaft, b standen hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiser zum Au bau großer Städte, Kirchen und Paläste aus allen Theilen des Reichs zusamme kommen; auch waren die nöthigen Baugewerke bei jeder römischen Legion. Sol cher römischen Baucorporationen gab es nun auch viele in dem, während der R mer-Herrschaft sehr civilisirten, ja prachtvoll angebauten Britannien, sowol bei de Heere, als in den Städten vertheilt. Ebenso in Spanien, Frankreich, am Rhe und an der Donau. Zwar gingen diese Collegia in Britannien, während die Pi ten, Scoten und Sachsen das Land verwüsteten, nebst den meisten ihrer Kunst werke, unter, allein in Frankreich, Spanien und Italien, und in dem griechisch Reiche erhielten sie sich blühend; und aus diesen Ländern ließen dann die christlich sächsischen Könige, besonders Alfred und Athelstan, eine große Menge Künstl und Bauleute zum Aufbau ihrer Burgen, Kirchen und Klöster nach England kom men. Waren nun gleich diese einwandernden Künstler, sowie die wenigen dasel noch aus der frühern Zeit übrigen, jetzt sämmtlich Christen, und hatten sie auch zu großen Theile Geistliche als Architekten zu Vorstehern, so konnten doch die aus i nen bestehenden Corporationen keine andre Verfassung haben als die ihnen stet überlieferte, durch das ganze gebildete Europa verbreitete, noch heute aus de Corpus juris Romani erkennbare Verfassung der Collegien überhaupt, und d Baucollegien im westlichen und östlichen Römerreiche insbesondere. Diese B

ung war mithin ebendieselbe, welche auch die römischen Baucorporationen in tannien gehabt hatten, und welche die von denselben noch übrig gebliebenen ıstler unter Alfred und Athelstan ebenfalls anerkannten. Da die Mitglieder r Baucorporationen des 10. Jahrh. zu den verschiedensten Nationen, und da- u sehr von einander abweichenden, zum Theil als ketzerisch verdammten kirch- n Parteien, öffentlich oder im Stillen gehörten, folglich im Glauben, Sitte Lebensart sehr verschieden waren, so konnte man sie nur unter der Bedingung gen, nach England zu kommen und daselbst zu bleiben, daß ihnen der Papst der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigne Ge- barkeit und eigne Bestimmung des Arbeitslohnes gestatteten. Dann vereinig- le sich unter schriftlichen Constitutionen, bei denen die alte Verfassung der grie- hen und römischen Zünfte, und die Bestimmungen des römischen Rechts zum nde lagen. Die verschiedenen Glaubensmeinungen dieser Bauleute, zum il die wirklich reinern Einsichten der ihnen vorstehenden Architekten und Geist- n, veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöse Duldung den musterhaft sittlichen Wandel, wodurch sich diese Corporationen vor dem ten Theile ihrer Zeitgenossen auszeichneten, und wurden zugleich der Antrieb zu n Kunstfleiße, der sich in seinen bewundernswürdigen Bauwerken durch rein bolische Kunstdarstellungen in Europa verkündet. Aus den Zeiten der Römer s sich bei ihnen die Lehre über die Bildung und Würde des Baukünstlers erhal- wie sie Vitruvius in s. Werke über die Baukunst (dem Handbuche der Künst- des Mittelalters) beschreibt; ein System religiöser und sittlicher, in Symbole ideter Lehren und heiliger Handlungen, aus den Systemen der griechischen, üglich der stoischen Philosophen, und aus einigen Bruchstücken des ägyptischen griechischen Mysterienwesens, sowie aus der Lehre und den Gebräuchen des er- Christenthums, besonders der gnostischen Parteien, gemischt, bildete ihr inne- Geheimniß (esoterisches Mysterion). Die Tyrannei der päpstlichen Kirche nö- e sie, dieses Geheimniß, nebst den eigentlichen Geheimnissen der Baukunst den ihr helfenden Künsten, besonders der Scheidekunst, Metallbearbeitung und rlehre, sorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umsicht, nur theilweise, auf Um- n und in fremdartiger Einkleidung, nach Außen zu verbreiten, wenn sie als künstler Duldung und Arbeit finden, und als Menschen dem schrecklichsten entgehen wollten.

Der bisher angedeutete geschichtliche Zusammenhang der heutigen Freimau- überschaft mit den Baucorporationen des Mittelalters, und dieser mit den gien der Römer, erhellt unwiderleglich schon aus der Kenntniß des Alterthums, der Geschichte von England und aus der Übereinstimmung der Verfassung, bole und Gebräuche der heutigen Freimaurerbrüderschaft. Es haben sich noch überdies in der von den Baucorporationen des Mittelalters abstammen- Freimaurerbrüderschaft drei schriftliche Denkmale als die ältesten Kunsturkun- derselben erhalten, welche jenen geschichtlichen Zusammenhang, sowie die Lehre die Gebräuche jener Baucorporationen des Mittelalters, in großer Vollstän- it darlegen, und dadurch für die Geschichte des Aufkeimens des höhern rein- schlichen Lebens im Mittelalter von unschätzbarem Werthe sind. In der rift: „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (2 Bde., den 1810 fg., 2. verm. Ausg., das. 1819), sind die Beweise dieser geschicht- n Behauptung größtentheils aus den Quellen dargelegt. Noch muß in Be- ng auf die Baucorporationen des 10. Jahrh. in England angeführt werden, dort ein eigner Umstand der Denkart, Verfassung und Beschäftigung derselben bestimmte Richtung und ein eigenthümliches Leben gab. Schon seit einigen ch. vor dem Einfalle der Sachsen (im J. 449) blühte in Britannien eine christ- Kirche, welche zu den ältesten allgemeinen Kirchenversammlungen ehrwürdige

Bischöfe sandte. Sie ward zugleich mit der römischen Bildung von den Picten und Sachsen unterdrückt und vertrieben, und nur in den Einöden von Wales und Schottland, in den Inseln zwischen England, Schottland und Irland, vorzüglich in Anglesey und Mona, und in dem damals selbständigen Irland fanden die Christen und ihre Lehrer Zuflucht, und setzten daselbst ihre reinapostolische, der orientalischen Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfassung fort. Die fromme und gelehrten Geistlichen dieser altbritischen Kirche heißen Kuldeer, Keldeer, Celide, Colidei. Als Bischöfe und Kirchenlehrer, als Einsiedler, oder in große Klöster zu Leben und ernstem Studium der Wissenschaften und der alten Sprache vereinigt, waren sie dem Volke Beispiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künsten und Fertigkeiten des geselligen Lebens. Zwar strebten sie, die Sachsen und ihre rohen Könige dem Christenthume und der Menschlichkeit zu gewinnen allein nicht fähig, mit ähnlichen Mitteln und Waffen, als der vom Papst 597 nebst 40 Mönchen nach Britannien gesandte Augustin, und die ihm nachfolgende Bischöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidigen, waren sie genöthigt sich mit dem stillen Einflusse auf einige bessere Könige und Große des sächsischen Reiches zu begnügen, und mußten die päpstliche Kirche überhand nehmen, sich selbst blutig verfolgt, und ihre großen Klöster und Klosterschulen in Wales, Anglesey und Mona zerstört, oder von päpstlichen Mönchen bezogen sehen. Dem milden und weisen Geiste Jesu getreu, verschmähten sie dann in ihrem sonstigen Eigenthum auch die Ämter der Chorsänger, Meßdiener und Thürsteher nicht. Sie unterlagen endlich in England fast gänzlich, obgleich sie, besonders in Irland vor der Eroberung durch die Engländer, und in Schottland sogar bis zu der Reformation, nie ganz vernichtet worden sind; es läßt sich sogar beweisen, daß die ersten Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derselben entzündet haben. Die Geschichte dieses ehrwürdigen Theiles der christlichen Geistlichkeit, aus welchem unter Karl dem Großen und Alfred die größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen sind, ist von den päpstlich gesinnten Geschichtschreibern absichtlich unterdrückt und verfälscht worden; nur erst wenige Schriftsteller haben angefangen, die Wichtigkeit derselben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten bekanntzumachen, vorzüglich Usher, Ledwich und Grose. Jenen Kuldeern gelang es nun, sich auch bei Alfred und Athelstan Eingang zu verschaffen. Athelstan stellte bei dem Aufbau verwüsteter Städte und neuer Klöster und Kirchen viele Bauleute an, sodaß er es für nothwendig hielt, die durch sein ganzes Reich zerstreuten, aus Bauleuten der verschiedensten Nationen gemischten Corporationen in ein geselliges, vom Staate geschütztes und dem Staate verantwortliches Ganze, unter zwar selbst gewählter, aber vom Staate bestätigter Verfassung zu vereinigen. Die Kuldeer benutzten daher die ihnen hierdurch dargebotene Gelegenheit, in diesen Gesellschaften, worin sie viele Glaubensgenossen hatten, und besonders in der unter Athelstan vollendeten neuen allgemeinen Einrichtung der ganzen Brüderschaft, ihre alten, christlichen und moralischen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren, und sie mit den noch von den römischen und griechischen Collegien überlieferten Kunstlehren, Gebräuchen und Zunftgesetzen, welche zum Theil umgebildet und anders gedeutet wurden, in ein liturgisches Ganze zu verweben. Die angeführte Schrift enthält davon die Beweise aus den Quellen. Die älteste jener Urkunden ist die 926 allen Baucorporationen in England vom König Athelstan durch seinen Bruder Edwin zu York bestätigte Constitution oder Verfassung, deren Urschrift in angelsächsischer Sprache noch jetzt in York aufbewahrt wird, und wovon eine gerichtlich beglaubigte Übersetzung in obiger Schrift das erste Mal gedruckt steht. Schon der religiöse Eingang dieser Urkunde lehrt, daß hier altgläubige, mit der ältesten morgenländischen Kirche übereinstimmende Christen reden. Darauf folgt eine Geschichte der Baukunst, welche von der biblisch-mythischen Geschichte Adam's und der Familie desselben anhebt,

) die Kunſt, mit Anführung einiger rabbiniſchen Sagen, über den Babelthurm
, zum Salomoniſchen Tempel, mit ruhmvoller, jedoch auf die Nachrichten der
el beſchränkter Erwähnung Hiram's, von da aber zu den Griechen und Römern
führt; wobei vorzüglich Pythagoras, Euklides und Vitruvius gefeiert werden.
dann wird die Geſch. der Baukunſt in Britannien, und der älteſten Baucorpora-
daſelbſt, ſehr richtig, und mit den bewährteſten Geſchichtſchreibern einſtimmig
geſtellt, und u. A. erwähnt, daß St.-Albanus, ein würdiger römiſcher Ritter, um
) ſich der Kunſt angenommen, Einrichtungen und Grundgeſetze (Chargen) bei
Maurern feſtgeſetzt, ſie Gebräuche gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn,
einen Freibrief vom Kaiſer Caraufius ausgewirkt habe, dem gemäß ſie als eine
ellſchaft in Britannien unter Baumeiſtern ſtehen ſollten. Hierauf wird die
wüſtung des Landes und ſeiner Bauwerke durch die nördlichen Völker und durch
ngeln und Sachſen erzählt, und endlich, wie und auf welche Weiſe der fromme
ig Athelſtan, nach zurückgekehrtem Frieden und Bekehrung der Heiden, be-
ſſen habe, die alte löbliche Verfaſſung der Baucorporationen wieder herzuſtellen.
t folgen die ſechzehn älteſten Geſetze ſelbſt, welche mit Allem, was mühſame
chungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römiſchen
corporationen lehren, genau übereinſtimmen, und durch die reine chriſtliche
r veredelt erſcheinen. Dieſe Conſtitution nun behielten die Baucorporationen
ngland und Schottland, dem Weſentlichen nach, bis dahin bei, wo ſie vom
Jahrh. an nach und nach in anſäſſige ſtädtiſche Zünfte übergingen. Es iſt aus
r Reihe urkundlicher Nachrichten erwieſen, daß in England und Schottland
) dieſen Conſtitutionen arbeitende Bauhütten, oder Logen, in ununterbrochenen
ge vorhanden waren, welche, außer den eigentlichen Kunſtgenoſſen, auch ge-
r und einflußreiche Nichtbaukünſtler, als ſogenannte angenommene Maurer
epted masons) in ihre Geſellſchaft aufnahmen, unter denen ſich oft mächtige
beſtände, ja ſelbſt mehre Könige von England befanden. Zu Zeiten bürgerli-
Unruhen und politiſcher Parteiung waren die Logen freier und angenommener
rer größtentheils Patrioten, welche der geſetzmäßigen Regierung ergeben waren,
deßhalb von der Gegenpartei mehrmals verfolgt wurden. In London ſelbſt
n ſich noch nach dem großen Brande von 1666 viele Baulogen, welche als ge-
rte, aber unter dem allgemeinen Schutze des Königs nach den alten gemein-
n Conſtitutionen vereinte Geſellſchaften, die alte überlieferte Kunſtlehre, nebſt
Symbolen und Gebräuchen, mehr oder weniger rein fortpflanzten. Von die-
Baulogen waren 1717 noch vier übrig. Die meiſten Mitglieder derſelben
n bloß angenommene Maurer, welche alſo, außer der Gleichheit politiſcher
nungen und Wünſche, nur der reinmenſchliche und moraliſche Gehalt der
lieferten Geſetze, Lehren und Gebräuche „der alten und ehrwürdigen Brüder-
der freien und angenommenen Maurer" veranlaſſen konnte, dieſe geſellige
indung auch als Nichtbaukünſtler fortzuſetzen, und ſie dem damaligen Zeit-
, ſowie der Lage gemäß, worin ſich die Brüderſchaft durch ihre bisherige
ſamkeit in Anſehung des Staats und der Kirche befand, zweckmäßig umzu-
ten. Bis hierher reicht die erſte Periode der Freimaurerbrüderſchaft, wo ſie
ne Geſellſchaft freier Baukünſtler beſtand, welche durch die Baukunſt zu äu-
Wirkſamkeit vereinigt, der reinmenſchlichen Vollendung in Religion, Tugend
Geſelligkeit nachſtrebten, und Einſicht in dieſelbe, ſowie Liebe zu ihr mit kunſt-
ger Weisheit verbreiteten. Schon durch die Einwirkung der berühmten Bau-
er Inigo Jones und Chriſtopher Wren, welche ſich der Logen zunächſt darum
nommen hatten, weil ſie geſchickter und wohlgeſitteter Bauleute bei ihren ſo
richen Bauwerken bedurften, ſowie durch einige andre vorzügliche Mitglieder,
die Brüderſchaft zu einer Wiedergeburt im Geiſte der neuern Zeit vor-
rt.

Diese Umgestaltung wurde vorzüglich seit 1717, durch drei Mitglieder der er
wähnten vier Logen, durch den berühmten Physiker Desaguliers, den gelehrten un
gemüthvollen Theologen James Anderson, und den hochverständigen George Payn
zur Reife gebracht. Denn von diesen Männern geleitet, faßten die Mitglieder jene
vier Logen den Beschluß, die Freimaurerbrüderschaft in ihrer alten Verfassung
Lehre und Liturgie, als eine nicht mehr baukünstlerische, von allen Bauzünften un
abhängige Gesellschaft, sowie sie schon zuvor als angenommene Maurer zu thu
gewohnt waren, jedoch mit den zeitgemäßen weitern Bestimmungen, fortzusetzen
Dem Geiste der Überlieferungen gemäß, erklärten sie brüderliche Liebe, Hülfe un
Treue (brotherly love, relief and truth) für das Wesentliche dieser Gesellschaf
und sorgten auf alle Weise dafür, daß sie dem Volke und der Regierung als ein
Verbrüderung für Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit erschiene, welche sie
zugleich unbedingten Gehorsam gegen die gesetzmäßige Regierung zur gesellige
Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfassung und der Ge
bräuche „der uralten und ehrwürdigen Brüderschaft der freien und angenommene
Maurer" erhielten sich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte eine
verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der scho
vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrer alten angenommenen Maurer, wel
che größtentheils die unthätigen Logen verlassen hatten. Ferner hielten sie es (die
sind ihre eignen Worte) 1717 für gut, „den Mittelpunkt der Vereinigung und de
Harmonie unter einem Großmeister fest zu begründen, den ältesten Maurer, de
zugleich Meister einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu setzen, sich
zu einer großen Loge pro tempore zu constituiren, die vierteljährigen Berathschla
gungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Versammlung nebst dem Fest
zu halten, und einen Großmeister aus ihrer Mitte zu wählen, bis sie die Ehre er
langen würden, einen hochadeligen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben"; und
so gründeten sie durch alle diese Maßregeln und Einrichtungen die zweite Period
der Freimaurerbrüderschaft, während der dieselbe ein reineres und freieres Dasei
gewann, wo und inwiefern sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu, eine de
reinsittlichen Zwecken der Menschenliebe, Duldung und Geselligkeit, in Liebe, Hülf
und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen ander
Verbindungen und Instituten, völlig getrennte Gesellschaft war und ist, welche j
doch den Namen, die Grundgesetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der a
ten Freimaurerbrüderschaft beibehält, ihre Kunst als ein Geheimniß übt, und si
auf freie Männer beschränkt. Jene Einrichtungen wurden zugleich das Mitte
die umgestaltete Brüderschaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimau
rerei selbst, über ganz Europa und alle europäische Colonien zu verbreiten. 172
erhielt ihr Mitbruder James Anderson von dieser neuen Großloge den Auftrag, „d
fehlervollen Copien der alten gothischen Constitutionen nach einer neuen und besse
Methode zu bearbeiten", und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieser Gro
loge gestifteten besondern Logen allgemein und ausschließend gültiges Constitutione
buch zu bilden. Er brachte viele Handschriften der alten Constitutionen, welch
sämmtlich mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abschriften der e
wähnten yorker Constitution waren, zusammen, benutzte sie bei Ausarbeitung di
neuen Constitutionenbuchs, legte aber dabei die yorker Constitution von Wort z
Wort zum Grunde; nur daß er sich erlaubte, den damaligen Begriffen, besonde
aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslassungen, Zusätze und Veränd
rungen zu machen. Seine Handschrift wurde noch 1721 von vierzehn dazu e
nannten gelehrten Brüdern, nach einigen Verbesserungen, gebilligt, und zufol
eines Beschlusses der Großloge 1722 (nach dem Titel 1723) gedruckt, als ihr allei
gültiges Constitutionenbuch anerkannt, und dem großen Publicum übergeben
Bei der zweiten, erweiterten Ausgabe dieses Constitutionenbuchs, von 1738, h

nutzte Anderson nochmals die yorker Constitution. Noch in der 1756 von Entick besorgten Ausgabe desselben zeigen sich ähnliche Spuren einer fortwährenden Benutzung jener Urkunde. Jede neue Ausgabe ist in der Geschichtserzählung erweitert, auch hin und wieder abgekürzt, besonders durch die Erzählung wichtiger Vorfälle, und durch die Verordnungen der Großloge selbst, vermehrt. Doch selbst in der durch Noorthhouck 1784 besorgten Ausgabe blickt der Plan, der Gang der Erzählung und das Colorit der yorker Constitution noch hervor. Ebenso in dem neuesten Constitutionenbuche der seit 1813 vereinten Großloge aller alten Maurer zu London, wovon der zweite Theil zu London 1815 erschien. Das Wichtigste in diesem Constitutionenbuche der neuenglischen Großloge zu London sind die sechs alten Pflichten (old charges) oder Grundgesetze, welche Anderson aus den erwähnten sechszehn Grundgesetzen der yorker Constitution ausgezogen, mit Benutzung jüngerer Zunftverordnungen, und dem Plane des neuen Großmeisterthums angepaßt, in die Form gebracht hat, in welcher sie von dem neuenglischen Großmeisterthume, und auch von allen großen und einzelnen Logen der Erde, als das Grundgesetz der ganzen Brüderschaft aufgestellt werden. In diesen alten Pflichten, welche das innerste Wesentliche der Freimaurerei selbst in seinen vornehmsten Äußerungen bezeichnen, haben sich jene heiligen Vorschriften reiner Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit in dem Gebiete des Reinmenschlichen, bei aufrichtigem Gehorsam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöser Duldung und mit Achtung jedes andern menschlichen, geselligen Verhältnisses, aus der yorker Constitution, gereinigt und erweitert, in die Constitution der bis 1813 am meisten blühenden neuenglischen Großloge, und seit 1813 in die Constitution der vereinten Großloge zu London fortgepflanzt. Folgendes sind die wichtigsten jener alten Pflichten, sowie sie bei Anderson, in der Ausgabe von 1784, und mit wenigen Abänderungen auch in dem Constitutionenbuche von 1815 und, dem Wortsinne getreu, in allen englischen, schottländischen, irländischen, französischen, holländischen, dänischen, schwedischen und deutschen Constitutionenbüchern lauten: „Der Maurer ist als Maurer verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch irreligiöser Wüstling sein. Obwol nun die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieser Nation zu sein, welche es immer sein mochte: so wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen; ihre besondern Meinungen ihnen selbst zu überlassen, das ist (zu der Religion), gute und treue Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen sie verschieden sein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung (der Einigung, der Einheit), und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung von einander hätten bleiben müssen. Der Maurer ist ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und soll sich nie in Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt der Nation verwickeln lassen, noch sich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten bezeigen. Es sollen kein Privathaß, keine Privatstreitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, vielweniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfassung, da wir, als Maurer, bloß von der obenerwähnten katholischen (allgemeinen) Religion sind; auch sind wir von allen Nationen, Mundarten der Sprachen, und sind entschieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer mit der Wohlfahrt der Loge beförderlich gewesen sind, auch jemals sein werden".

Die zweite der vorerwähnten Kunsturkunden ist ein unter dem Könige Heinrich VI. von England niedergeschriebenes Fragstück, welches über das Wesen des Bundes, einstimmig mit obigen Gesetzen, einen unbildlichen Aufschluß gibt. Es

findet sich zuerst abgedruckt im „Gentleman's magazine" (1753, S. 417 fg.) dann u. A. in allen seit 1756 erschienenen Ausgaben des neuenglischen Constitutionenbuchs, in Preston's „Erläuterungen", in Hutchinson's „Geiste der Maurerei" und in Sebaß's „Magazine der Freimaurer" (1. St., 1805). — Die letzte jener Urkunden ist die alte Acte der Aufnahme zum Maurer, sowie sie noch heute als das älteste Ritual von allen Maurern altenglischen Systems in allen Erdtheilen unverändert ausgeübt wird. Sie ist in ihren Anfängen so alt als die yorker Constitution, enthält noch Gebräuche der römischen Baucorporationen und der ältesten christlichen Asceten und Mönche, und spricht die Grundlehren und die Verfassung der Brüderschaft, übereinstimmig mit den alten Pflichten aus. Zugleich ist die darin enthaltene Liturgie das Vorbild, wornach das Ritual einer jeden Loge oder Großloge, in Hinsicht seiner geschichtlichen Echtheit und des reinen Geistes der überlieferten Freimaurerei, beurtheilt werden kann. Von diesem ältesten Rituale ist jedoch das der neuenglischen Großmeisterthums (welches in Browne's „Masterkey" (London 1802, und in Krause's „Drei ältesten Kunsturk." vollständig enthalten ist) in wichtigen Stücken verschieden, obgleich es dem Geiste nach damit einstimmt. — Nach dem Gesagten erscheint der Freimaurerbund als eine, nach ihrem Ursprunge und nach ihrer weitern Entwickelung, in die höhere Ausbildung der Menschheit wesentlich verwebte Gesellschaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher sich der Reinmenschlichen ausschließend widmet, und, insofern er dem Wesen der Freimaurerei selbst treu ist, den Weg künftiger höherer, geselliger Bestrebungen thätig bezeichnet. Ob nun auch insbesondere die Brüder Freimaurer diesen in ihrem Bunde schlummernden Keim eines offenen, lautern, und seinem Geiste nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menschlichkeit und Menschheit, in Harmonie mit den sich stufenweis veredelnden Staaten und Religionsgesellschaften mit besonnener, weiser Kunst entfalten werden? Dies ist eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung, in Geist und Wahrheit das Tagewerk dieses und der folgenden Geschlechter, wol werth ist, daß gute Menschen aus allen Völkern urkräftig danach ringen. — Weitere Belehrung über Freimaurerei und Freimaurerbrüderschaft (nächst Krause) enthalten: Lessing's „Ernst und Falk" (Lessing leitet die Entstehung der Freimaurer in der neuern Zeit von den Massonen d. i. Gesellschaften der Tempelherren her); Nicolai's „Versuche üb. den Tempelherrnorden" (Berlin 1782); „Die Eleusinien des 19. Jahrh."; das Constitutionenbuch, und das ältere und neue Journal der Loge Archimedes zu Altenburg; Feßler's „Sämmtliche Schriften über Freimaurerei", 3 Bde.; Krause's „Zwölf Logenvorträge"; Moßdorf's „Mittheilungen an denkende Freimaurer", 1818, und Silber's „Vertraute Briefe", 1818; Heldmann's „Drei älteste Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft" (Aarau 1819); Wedekind's „Pythagoräischer Orden", 1820; Lindner's „Macbenac", 3. Ausg. 1819; Gedike's „Freimaurerlexikon", 1818; „Sarsena, oder der vollkommene Baumeister", 4. Aufl.; „Freimaurerencyklopädie" von Lenning (Leipzig 1822 fg., 3 Bde.). Und von ausländischen Schriften: Preston's „Illustrations of masonry" (8. Ausg., London 1812); Lawrie's „History of freemasonry" (Edinburg 1804, übersetzt von Burkhardt, Freiberg 1810); Thory's „Histoire du Grand-Orient de France" (Paris 18..) und in dessen „Acta latomorum" (2 Thle., Paris 1815) *). Z.

*) Nach Schuderoff („Über d. dermaligen Zustand der deutschen Freimaurerei", Ronneburg 1824) fodert die Maurerei Hingebung ohne klare Einsicht, mitunter blinden Gehorsam gegen unbekannte Obern. Sch. ist der Meinung, daß die Maurerei sich überlebt habe, durch innere Mißbräuche hinwelke, dem Zeitgeist widerspreche, daß sie daher einer neuen Gestaltung bedürfe und nur bestimmter Zwecke der Humanität (außerhalb des Staats und der Kirche) sich vornehmen müsse.

Freinsheim (Johann), geb. 1608 zu Ulm, entwickelte früh glänzende
higkeiten, und bezog schon im 15. Jahre die Akademie. Er studirte die Rechte
Marburg, dann in Gießen, wo er sich zugleich mit der Philosophie und den schö-
n Wissenschaften beschäftigte. In der Folge wendete er sich nach Strasburg,
der berühmte Matth. Bernegger, der alte Literatur und Geschichte vortrug, ihn
ieb gewann, daß er ihn auf alle Weise unterstützte. Hierauf benutzte er die
bliotheken Frankreichs und lernte die Gelehrten dieses Landes kennen. Der Mi-
er Michel Marescot ward sein Beschützer, und auf die Empfehlung desselben
eitete Freinsheim eine Zeitlang als königl. Secretair in den Archiven zu Metz.
n hier kehrte er in das Haus s. Freundes Bernegger zurück, der ihm die Hand
er Tochter gab. Eine lat. Lobrede auf Gustav Adolf machte ihn wegen ihrer
ringenden Beredtsamkeit und schönen Schreibart rühmlich bekannt, sodaß ihn
schwedische Hof 1642 als Professor der Staatswirthschaft und Beredtsamkeit
Upsala berief. Der Ruhm, den er sich hier als Schriftsteller erwarb, bewog
Königin Christine, ihn 1647 zum Bibliothekar und Historiographen in Stock-
n zu ernennen. Allein so gemächlich seine Lage war, und so großer Gunst er
bei der Königin erfreute, so fand er doch das Land seiner Gesundheit so wenig
äglich, daß er sich nach Deutschland zurücksehnte, und einen Ruf des Kurfür-
v. d. Pfalz zum Professor honorarius auf der Universität zu Heidelberg, mit
Titel eines kurfürstl. Rathes, annahm. Er starb daselbst den 30. Aug. 1660.
einen großen Gelehrten, besonders in der alten Literatur und Geschichte, hat er
außer durch verschiedene Ausg. v. Classikern, in s. glücklichen Ergänzungen der
ornen Bücher und Stellen des Curtius und vornehmlich des Livius bewiesen.
in deutsches episches Gedicht auf den Herzog Bernhard von Weimar, genannt:
sang von dem Stamm und Thaten des neuen Hercules", ruht in verdienter
gessenheit.

Freisasse, der Besitzer eines Freigutes (s. d.)

Freitag, bei den Angelsachsen Frigedag, hat seine Benennung von Odins
Frea oder Friga.

Fremde. Die Gesetzgebung eines Volks gegen Fremde ist ein Maßstab
r Cultur. Alle rohe Völker behandeln den Ausländer als einen Feind, als recht-
Indeß ergeben sich Unterschiede zwischen Fremden und Einheimischen aus all-
inen Rechtsgrundsätzen, z. B. daß der Fremde gewisse Bürgschaften leisten
wenn er gegen einen Staatsbürger als Ankläger auftritt; daß er wegen
lden, welche er im Lande gemacht hat, persönlich angehalten werden kann;
r staatsbürgerliche Rechte nicht ausüben darf; daß er nach den Gesetzen man-
Staaten nicht Vormund, nicht Testamentszeuge sein kann; daß man ihm
andesschutz aufkündigen und ihn aus dem Lande weisen kann, welches gegen
Staatsbürger nicht erlaubt ist. Auf besondere Vortheile, welche ein Staat
Bürgern außer der allgemeinen rechtlichen Sicherheit gewährt, z. B. Erzie-
anstalten, Armenhäuser, hat der Fremde ebenfalls keinen rechtlichen Anspruch.
ein unbilliger Haß oder eine Ungerechtigkeit gegen Fremde, ist vornehmlich in
Beziehungen sichtbar: in den Schwierigkeiten, welche man macht, auch dem
chtigen Fremden den Eintritt in das Land zu gestatten; in der übertriebenen
werung ihrer Naturalisation, und in der Entziehung privatrechtlicher Sicher-
Wenn auch 1) die Befugniß eines Staats, jedem Fremden den Eintritt zu
hren, und wie China und Japan sogar bei Todesstrafe zu untersagen, sich
rengem Recht vertheidigen ließe, wiewol auch dagegen noch zu bedenken ist,
r Staat nicht eine zufällige Verbindung, sondern eine die ganze Menschheit
fende Anstalt für sittlich-rechtliche Ordnung sein soll, so läßt sich doch die Aus-
einer solchen Befugniß aus dem Gesichtspunkte der Politik nur in sehr be-
ktem Maße rechtfertigen. Vielseitigkeit der echten Cultur kann nur durch

möglichſte Freiheit und Lebendigkeit des geiſtigen Verkehrs unter den Völkern, wi
wahrer Wohlſtand durch Freiheit und Ausdehnung des Waarenaustauſches befö
dert werden. Ein jeder Vortheil, welchen ein Volk erreicht, ſei es in Gewinnun
natürlicher Stoffe, oder in der Kunſt ihrer Verarbeitung, oder in wiſſenſchaftlich
Aufklärung, kommt von ſelbſt allen andern Staaten zu gute, ſobald ſie nur de
freien Umtauſch nicht hemmen. Obwol cultivirte Staaten den perſönlichen Eintri
der Fremden heutzutage nicht leicht erſchweren, ſo iſt doch der zweite Punkt, d
Freiheit des commerciellen Verkehrs, noch eine ſehr ſchwache Seite. 2) In An
ſehung der Naturaliſation haben verſchiedene Staaten beſondere Veranlaſſunge
zu Vorſichtsmaßregeln gehabt, wenn etwa überhaupt der Einfluß einer fremde
Macht überwiegend wurde, oder eine ausländiſche Dynaſtie den Thron beſtie
Dies iſt in England der Grund der ſtrengen Geſetze über die Naturaliſirung, welc
unter Wilhelm III. (1700) gemacht wurden. Nach denſelben kann nur der Kön
den Ausländern die Befugniß ertheilen, liegende Güter zu erwerben, welches f
nach den Grundſätzen des engliſchen Lehnrechts nicht dürfen. Dadurch treten f
in einen Mittelſtand zwiſchen Ausländern und engliſchen Staatsbürgern (als ſog
nannte denizens); die volle Naturaliſation kann nur das Parlament ertheile
Selbſt bei dieſer iſt aber noch die Fähigkeit ausgenommen, Mitglied des Parl
ments, des königl. Geheimenrathes zu werden, Ämter und Lehngüter von d
Krone zu erhalten und dergl. Soll das Parlament davon dispenſiren, welches d
auswärtigen Prinzen und Prinzeſſinnen, die in die königl. Familie durch Verhei
lung eintreten, zu geſchehen pflegt, ſo muß ein doppelter Act der Geſetzgebung ve
genommen werden. (S. Aubaine, Droit d'). Dagegen kann jedes, auc
von ausländiſchen Ältern in England geborene Kind die Rechte eines Eingeborene
in Anſpruch nehmen, wenn es ſeine weſentliche Wohnung in England nimmt un
den Unterthaneneid leiſtet. In andern Staaten iſt die Naturaliſirung Sache d
Regierung, und kein Act der Geſetzgebung erfoderlich. So iſt es in Frankreic
in Baiern (Edict über das Indigenat vom 26. Mai 1818) und in allen deutſch
Staaten. In Frankreich gibt ein 10jähriger Wohnſitz dem Fremden einen Anſpru
auf alle ſtaatsbürgerliche Rechte, ſelbſt die Fähigkeit, Mitglied der Deputirte
kammern zu werden (wie z. B. Conſtant). In den Staaten des deutſchen Bu
des ſollte vielleicht kein Deutſcher als Fremder behandelt werden, wie denn auch
preuß. Geſetze Jedem, welcher ſeinen weſentlichen Wohnſitz im Staate nimmt,
vollen ſtaatsbürgerlichen Rechte beilegen. 3) In Anſehung der privatrechtlich
Verhältniſſe wird die ungleiche Behandlung der fremden mehr und mehr aufgeh
ben. Es war in der That höchſt unrecht, einen fremden Gläubiger einem inlä
diſchen im Concurs nachzuſetzen, oder das Recht eines Fremden für weniger unv
letzlich zu erklären. Doch iſt davon immer etwas noch in der Eröffnung der Par
cularconcurſe übrig, wenn dabei über das im Lande befindliche Vermögen nur i
ländiſche Gläubiger zugelaſſen werden. Sehr ungleich ſind die Geſetzgebung
über die Frage, ob ein Fremder unbewegliches Eigenthum beſitzen könne. Fran
reich geſtattet dies, wie die meiſten deutſchen Staaten, unbedingt; zwiſchen d
letzten unter einander iſt dies ſogar eine grundgeſetzliche Beſtimmung des deutſch
Bundes. Durch das Geſetz vom 4. Juli 1819 (welches eine gänzliche Abſchaffu
des droit d'Aubaine enthält) iſt allen Fremden in Anſehung aller in Frankreich b
findlichen Güter, bewegliche und unbewegliche, ein gleiches Erbrecht wie den Fra
zoſen eingeräumt. Nur wenn Franzoſen mit ausländiſchen Erben eine Erbſch
zu theilen haben, und bei den ausländiſchen Gütern die Franzoſen aus irgend eine
Grunde nach den Geſetzen des Orts einen geringern Theil bekommen, ſollen ſie v
dem in Frankreich befindlichen Vermögen ſo viel als zur Wiederherſtellung d
Gleichheit erfoderlich iſt, zum voraus bekommen. Eine andre Ungleichheit geg

Fremde liegt in der Versagung des rechtlichen Schutzes für ausländisches Verlagseigenthum. (Vgl. Indigenat, Naturalisation.) 37.

Fremdenbill (Alienbill), eine von dem Staatssecretair Lord Grenville 1793 in Vorschlag gebrachte und von dem Parlament genehmigte Bill, nach welcher jeder Ausländer, sogleich bei seiner Ankunft in England, der genauesten Untersuchung unterworfen, und mit einer Sicherheitskarte von dem Staatssecretair versehen wurde, welcher den Fremden auf jeden Argwohn fortzuweisen das Recht hatte. Obgleich die Opposition, besonders seit dem Frieden von 1814, bei den jedesmaligen Anträgen der Minister auf Verlängerung der Dauer dieser Bill, für die gänzliche Aufhebung derselben stimmte, so konnte sie doch nichts weiter erlangen, als daß die Verhaftung und Fortschickung verdächtiger Fremden gegenwärtig nur auf einen von dem gesammten Geheimerath unterzeichneten Befehl stattfindet. Die Bill ist erst unter Canning's Ministerium durch ein neues Gesetz aufgehoben worden, welches zwar die Fremden weit weniger der Willkür Preis gibt, sie aber doch einigen Verlegenheiten auszusetzen scheint.

Fréret (Nicolas), geb. zu Paris 1688, Sohn eines Procurators beim Parlament, gab das Geschäft als Advocat auf, um sich dem Studium der Geschichte und Chronologie zu widmen. Schon in s. 16. J. hatte er die vorzüglichsten Werke von Scaliger, Usher, Petau und andern großen Chronologen gelesen und excerpirt. Er bildete sich nach Rollin. Die Akademie der Inschriften nahm ihn in einem Alter von 25 J. als Mitglied auf. Für seine Eintrittsrede „Sur l'origine des Français", die ebenso gelehrt als keck war, und unziemliche Äußerungen über die Angelegenheiten der Prinzen mit dem Regenten enthielt, mußte er 6 Monate in der Bastille büßen. Hier war Bayle fast der einzige Schriftsteller, den man ihm gestattete, und er las ihn so fleißig, daß er ihn fast auswendig wußte. Wie sehr er sich die Grundsätze desselben zugeeignet, beweisen s. „Lettres de Trasybule à Leucippe" und s. nachgelassenes „Examen des apologistes du Christianisme". In beiden gleich irreligiösen Werken erscheint der Atheismus in ein förmliches System gebracht. Nachdem er s. Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marschall von Noailles die Erziehung seiner Kinder; aber er setzte dabei ununterbrochen s. literarischen Arbeiten fort. 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück, und studirte nun die Chronologie der alten Völker. Er fand, daß die ägyptische Geschichte, die älteste unter allen, erst 2900 vor Chr. anfängt, und daß die chinesische nicht über 2575 über diese Epoche hinausgeht. Seine Abhandlungen und Streitschriften hierüber, u. a. gegen Newton, machen einen großen Theil der Denkschriften der Akademie jener Zeit aus. Ebenso eifrig beschäftigte er sich mit der Geographie; man fand unter s. Papieren 1357 geograph. Charten von seiner Hand. Überdies war er in keiner Wissenschaft fremd, und wußte die Feder wohl zu führen. 1742 wurde er beständ. Secret. der Acad. des inscript. Er starb 1749. Eine Ausgabe s. Werke erschien zu Paris 1792 in 4 Bdn.; eine 2. Samml. 1795 in 20 Bdn., eine vermehrte und geordnete Samml. („Oeuvres complètes de Fréret") mit Anmerk. u. Erläut. von Champollion-Figeac erschien zu Paris seit 1825 in 20 Bdn.

Fréron (Elie Catherine), geb. zu Quimper 1719, genoß den Unterricht der Jesuiten, und besuchte einige Zeit das Collegium Ludwigs XIV. wo Brumoi und Bougeant seinen Geschmack für die Literatur weckten. 1746 gab er ein Journal: „Lettres de Madame la Comtesse", heraus. Die Gräfin sollte die Repräsentantin der Vernunft und des guten Geschmacks sein, und zeigte allerdings in ihrer Correspondenz viel Geist und Witz. Einige Schriftsteller, die er in seinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung desselben; aber 1749 erschien es unter dem veränderten Titel: „Lettres sur quelques

écrits de ce temps", deren scharfe Kritiken Unterbrechungen zur Folge hatten aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Ver fasser liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu lassen, das er mit Ver gnügen las, und verhinderte, daß Fréron verhaftet wurde. Nachdem F. 13 Bd seines Journals herausgegeben hatte, setzte er es von 1754 an u. d. T.: „Année littéraire", regelmäßig bis zu s. Tode, 1776, fort. Verstand und Talent, Hei terkeit, ein richtiger Geschmack, Anhänglichkeit an alte Grundsätze, Eifer gegen di Lehre der Afterphilosophen und Neologen, dies waren die Eigenschaften dieses furchtbaren Journalisten, der übrigens von den sanftesten Sitten und dem ange nehmsten Umgange war. Sein bitterster Feind war Voltaire, der ihn 1750 i seiner „Schottländerin", einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühn brachte. F. hatte stets in s. Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter darge stellt, aber geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen ange nehmen, aber unzuverlässigen Geschichtschreiber, und überhaupt mehr für einen Tyrannen als für einen König der Literatur erklärt. Voltaire schien lange di Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeschossen wurden, aber F.'s beißende Krit über sein Lustspiel: „La femme qui a raison", brachte ihn dermaßen auf, daß e seine ganze Entrüstung in einem 1760 an verschiedene Journalisten gerichtete Briefe ausdrückte. F. antwortete darauf mit scharfer Lauge. Das durchgezogene Stück war schlecht, mithin wurde es ihm nicht schwer, das Publicum auf sein Seite zu bringen. Voltaire selbst gab die Vertheidigung seines Werkes auf, aber er suchte den Kritiker lächerlich und gehässig darzustellen. Jeder Monat brachte eine Satyre gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfasser der „Année littéraire" als parteiisch und ungerecht verdächtig zu machen, und seinen Blättern einen Theil ihres Absatzes zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch la Harpe mit den Encyklopädisten und Palissot gegen den Kritiker ins Feld zogen, und oft, in Ermangelung gehöriger Gründe, mit Beleidigungen und Per sönlichkeiten gegen ihn kämpften.

Fréron (Stanislaus), Sohn des Vorhergeh., arbeitete nach dem Tode Vaters lange an der „Année littéraire", deren Hauptherausg. nach einand Grozier und Geoffroy waren. 1789 fing er an, den „Orateur du peuple" he auszugeben. Als Deputirter von Paris zur Nationalversammlung machte er g meinschaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittäg liche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Ma seille traurige Andenken zurückgelassen habe. Nach s. Rückkehr wurde er Robe pierre verdächtig, und er trug daher zu dem glücklichen Ereigniß bei, welches Fran reich von seinem Henker befreite. Nach dem 9. Thermidor erklärte sich Fréro gegen die Terroristen, seine alten Freunde. Von der Beschuldigung der Jakobine daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, versuchte er umsonst sich zu reinigen. Er nahm den „Orateur du peuple" wieder vor; aber dies Journal wurde nur unter s. Namen von Dussault, der damals noch sehr jung, j doch schon durch sein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phra sen, welche die Zeitumstände geboten, schien dieser „Orateur" ein Widerruf de ersten; er entzweite Fréron fast mit Allen, die seiner Meinung gewesen waren Bei der Expedition von St.-Domingo 1802 wurde F. zum Unterpräfecten de Süden ernannt, und reiste mit dem General Leclerc ab, unterlag aber schon nac zwei Monaten den Einflüssen des Klima. Die Ausgelassenheit seiner Grundsät mußte Diejenigen in Erstaunen setzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit se nes Herzens kannten. Er besaß viel Verstand, dagegen fehlte es ihm an Charak ter; er soll während der Revolution, des Gewinns willen, zu gleicher Zeit Artik für die monarchischen und republikanischen Journale geliefert haben.

Fresco, Malerei al fresco, auch Kalkmalerei, diejenige Art von Malerei

die mit Wasserfarben auf einer noch frischen Unterlage von Kalk, mit Sand vermischt, ausgeführt wird. Von dieser frischen Unterlage kommt der italienische und der franz. Name. Der Maler läßt jeden Tag nur so viel Mauer mit jenem Teige bewerfen, als er an demselben zu übermalen fähig ist. Da er schnell zu Werke gehen muß, weil sonst der Grund wieder trocken werden würde, so bedient er sich dabei der Cartons (s. d.) für die Umrisse der Figuren, und bei der Ausmalung, wenn nicht schon die Cartons die Farbe angeben, eines kleinen Gemäldes, auf welchem die Farbentöne angegeben sind. Es gehört zu dieser Art von Malerei viel Farbenkenntniß und große Fertigkeit im Zeichnen; denn hier läßt sich nicht verbessern; was der Maler arbeitet, ist zugleich beendigt. Die Farben werden schon vorher gemischt, und wie man sie braucht, aufgesetzt; nur bei den dunkeln Partien findet eine kleine Nachhülfe statt. Die Fresomalerei ist eine der dauerhaftesten. Man will noch Spuren derselben aus Constantins des Großen Zeit besitzen. Im 16. Jahrh. blühte sie von neuem auf. Wie würdig sie des großen Künstlers sei, zeigt das Beispiel von Michel Angelo und Rafael. Als die Sixtinische Capelle gemalt werden sollte, rieth der Bruder Sebastiano, ein venetianischer Maler, sie in Öl malen zu lassen, und die Mauer wurde wirklich dazu bereitet. Michel Angelo aber sagte: „Nichts da; die Ölmalerei taugt nur für Weiber und geistlose, auf Handwerk stolze Männer, wie Bruder Sebastiano". In der That, da die zarte Verschmelzung der Tinten und Alles, was sonst das Auge bestechen kann, hier wegfällt, so ist der Künstler genöthigt, in Formen, Charakteren und Ausdruck sich groß zu zeigen. Eine nahe Prüfung vertragen Gemälde dieser Art nicht, da sie immer etwas Trockenes und Rauhes an sich haben, weßhalb ein verwöhntes Auge sie grob findet. Die Frescomalerei will aus der Ferne gesehen sein. Wie schwer es sei, in ihr sich auszuzeichnen, sieht man aus Vasari's Aussage: „Viele unserer Maler zeichnen sich in Öl- und Wassergemälden aus, denen aber kein Frescogemälde gelingt, weil dies von allen die meiste Kraft, Sicherheit und Entschlossenheit erfodert, indem eine Änderung nicht leicht möglich ist". Indeß verblassen die Wasserfarben auch auf dem Gypsgrunde, sowie der Grund selbst mit der Zeit abfällt. Die herrlichen Schöpfungen im Vatican und in der Sixtinischen Capelle sind bereits ihrem Untergange nahe.

Freudenpferd, ein bei feierlichen Beerdigungen großer Herren in der Procession geführtes, prächtig geschmücktes Pferd, neben dem gewöhnlichen Trauerpferde, welches ganz schwarz behangen ist. Bisweilen sitzt auf dem Freudenpferde ein Ritter in kostbarer glänzender Rüstung, dagegen das Trauerpferd von einem Ritter in schwarzer Rüstung geritten wird.

Freundschaftliche, eigentl. **Tongainseln**, Gruppe von 188 Inseln im stillen Ocean, die zu Australien gehören, vom 200 bis 204° L. 19° 44′ bis 21° 32′ S. B. (18 bis 23° süd. B., und vom 182 bis 186° östl. L. von Greenwich). Der Holländer Tasman entdeckte 1643 einige dieser Inseln. Cook fand dieselben auf seiner zweiten Reise 1773 wieder, besuchte sie 1777 zum zweiten Mal, und nannte sie, wegen der gastfreundschaftlichen Aufnahme, die er bei den Einw. gefunden hatte, die freundschaftlichen Inseln. Die meisten sind niedrig, und scheinen keine andre Grundlage, als Korallenfelsen zu haben; andre scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein. Die vielen Korallenriffe und die dadurch verursachten Brandungen machen die Schifffahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich. Das Klima ist äußerst schön und der Vegetation und Gesundheit sehr zuträglich. Keine dieser Inseln ist ohne süßes Wasser. Die Producte des Pflanzenreichs sind mannigfaltig; die vorzüglichsten sind Pisangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Überflusse, Sagopalmen, Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kawa bereitet wird, Bambus, Flaschenkürbisse, Pompelnüsse, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachsen, und viele andre. Auch haben die Missionaire

mehre europäische Gartengewächse mit Glück angebaut. Aus dem Thierreiche fi
det man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropi
vögel, Reiher, Fische, Schildkröten, Austern u. s. w. Die 200,000 Einw. sin
von mittler Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und zeichnen sich dur
freundschaftliche Gesinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunf
fleiß vor den andern Südseebewohnern aus. Doch herrschte auch bei ihnen d
Sitte der Menschenopfer. Ihre Kleidung besteht in Matten, vom Papiermau
beerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben sie ganz besonders, und bad
sich daher oft. Die Wohnungen sind sehr kunstlos. Starke Matten oder gefloc
tene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Da
ruht auf verbundenen Pfosten und Querbalken. Ihre Schlafstelle ist eine Mat
ihre Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkch
ihr Kopfkissen. Außer diesen Dingen besteht ihr Hausrath nur in Schalen zu
Kawatrank, Flaschenkürbissen und Kokosschalen. Die Weiber beschäftigen si
mit Verfertigung der Matten, worin sie sehr geschickt sind, und die Tahiter übe
treffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fischfang, und verfertigen d
Häuser und Canots. Die schön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Gra
plätzen durchschnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehm
umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern bestehen, welche die Stelle der Gr
ber bezeichnen, geben diesen Landschaften ein gefälliges Ansehen. Man findet hi
eine bürgerliche Verfassung, eine Art von Lehnsystem. Die meisten Inseln sin
dem Könige von der Insel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbesitzer oder Fü
sten und Herren Abgaben entrichten und Gehorsam leisten. Die Einwohner habe
auch einige Religionsvorstellungen. Seit 1820 lehren hier englische Missionair
das Christenthum. Hamoa heißt die größte Insel, und auf Tongatabu oder Am
sterdam residirt der mächtige König dieses Archipels.

Freya, s. Nordische Mythologie.

Freycinet (Louis de), Naturforscher und Weltumsegler, franz. Schiff
capitain u. s. w., geb. 1775, widmete sein Leben den Wissenschaften und nah
Theil 1800 an der Expedition des Capitains Baudin. Ihm verdankt die von P
ron und Lesueur herausgeg. Beschreib. dieser Reise den schönen Atlas, der als e
Meisterwerk betrachtet wird. Auch fügte er einen Band nautischer Bemerkung
hinzu. (S. „Voy. de découvertes aux terres australes, 1800, 4., rédig
par Peron et continué par L. de Freycinet", 2. Aufl., mit Atl., 2 Bde., Par
1824.) In Verbindung mit H. Clement entdeckte er ein neues Verfahren, u
das Seewasser trinkbar zu machen, das sich späterhin vollkommen bewährt he
Auf Befehl Ludwigs XVIII. unternahm er als Fregattencapitain 1817 mit d
Corvette Urania, die den 17. Sept. von Toulon absegelte, eine Entdeckungsre
im Südmeere, von welcher er am 13. Nov. 1820 in Havre wieder ankam. S
blieb auf Teneriffa 6 Tage, in Rio-Janeiro 2 Monate, auf Isle-de-France 1
Wochen, in der von ihm schon früher mit Baudin besuchten Seehundbai 14 Tag
in Coupang, dem Hauptorte der holländ. Niederlassungen auf Timor, 3 Woche
in Dily, dem Hauptorte des portug. Antheils von Timor, 4 Wochen; bei der I
sel Rawack in Neuguinea, unter dem Äquator, 3 Wochen; bei den Mariann
fast 3 Monate; bei den Sandwichinseln 3 Wochen und in Port Jackson (Neusü
wales) 3 Monate. Die Urania segelte von hier den 25. Dec. 1819 bis 59° S.
und nach dem Feuerlande, wo sie den 7. Febr. 1820 in der Bai du bon succ
landete, von einem Sturm aber in die hohe See geworfen wurde, und bei d
Malvinen in der Baie française den 13. Febr. Schiffbruch litt; doch war man
glücklich, Alles, was man an Bord hatte, zu retten. Die Expedition verließ di
Einöde den 27. April 1820 auf einem amerikanischen Schiffe, welches der Zuf
dahin geführt hatte. Cap. F. kaufte nämlich dieses Schiff, das er La Physicien

nannte, um s. Entdeckungsreise fortzusetzen. Er verweilte hierauf im La-Plata-Strome einen, und zu Rio-Janeiro 3 Monate. Nach s. Rückkehr wurde er, wie es der Gebrauch ist, wegen erlittenen Schiffbruchs, vor ein Seekriegsgericht gestellt, allein auf das ehrenvollste losgesprochen. Den Hauptzweck s. Reise, Beobachtungen anzustellen, die geeignet wären, die Gestalt der Erde und die Intensität der magnetischen Kraft in der südlichen Hemisphäre zu bestimmen, womit er hydrographische Aufnahmen, meteorologische Beobachtungen, Ortsbestimmungen und naturhistorische Sammlungen verband, hat er auf eine Art erreicht, die ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Naturwissenschaft zusichert. Der franz. Minister des Innern sagt in der amtlichen Bekanntmachung, Capitain Freycinet habe, während seines vierwöchentlichen Aufenthalts am Cap, die Behauptung La Caille's nicht bestätigt gefunden, daß nämlich die südliche Halbkugel einen größern Bogen bilde als die nördliche. Allein La Caille, einer der größten und denkendsten Köpfe seiner Zeit, hielt sich am Cap beinahe ein halbes Jahr auf. Dagegen sind die Beobachtungen des Cap. F. über den Magnetismus von größerm Werthe. Sie beweisen, daß in der südlichen Hemisphäre einer der nördlichen Halbkugel diametral entgegenlaufende Bewegung stattfindet. Die täglichen Schwankungen der Magnetnadel waren innerhalb der Wendekreise sehr klein, und die Inclinationen der Nadel, welche F. gemessen hat, bestätigen vollkommen die eigenthümliche Krümmung des magnetischen Äquators im Südmeere, welche schon aus Cook's Beobachtungen hervorzugehen schien. Auch wurden mit 55 Flaschen Meerwasser, die F. mitgebracht hatte, Versuche angestellt, um zu bestimmen, ob das Seewasser der südlichen Halbkugel an Salz specifisch schwerer sei als das der nördlichen. Die handschriftl. Nachrichten von der Reise des Cap. F., 31 Quartbde., sind im Secretariat der französ. Akademie niedergelegt. Daraus entstand das Prachtwerk; „Voy. autour du monde, fait p. o. du Roi sur les Corvettes de S. M. l'Uranie etc. pendant les années 1817 — 20, par M. L. de Freycinet" (Paris 1825 fg., 8 Bde., 4., mit 4 Atl. von 348 Kpf.)

Freygang (Wilhelm von), k. russisch. Generalconsul zu Leipzig, Sohn des um Rußlands Anstalten für medicinische Polizei hochverdienten verst. kaiserl. Leibarztes von Freygang, geb. 1783 zu Petersburg, studirte in Göttingen 2 J. lang Staatswissenschaften und Diplomatie unter Martens. Während dieses Aufenthalts suchte er in seinen Ideen über den Steinregen eine von ihm aufgestellte Meinung über diese Naturerscheinung zu begründen, und schrieb außer einer Nachricht über die Universität Göttingen und einigen andern, fast sämmtlich franz. abgefaßten Schriften, auch zwei kleine Lustspiele: „Doctor Gall auf der Reise" und „Gelehrtenstreiche" (1805 u. 1806). Schon früher im diplomatischen Fache in Rußland angestellt, trat er 1804 ins thätige Dienstleben, begleitete den Oberbefehlshaber des russischen Heeres im Feldzuge gegen Persien, und wurde 1805 nach der Moldau und Walachei geschickt. Nach dem Frieden von Tilsit ward er Gesandtschaftssecretair in Wien, und stand in gleicher Eigenschaft auf kurze Zeit in Paris. Er ward 1811 nach Georgien geschickt, und 1812 nach Persien, wo er zu Tauris die Unterhandlungen, die Grundlage zu dem bald nachher erfolgten Friedensschlusse, schloß. Seine Gemahlin, geb. Friederike v. Koudriaffsky, die während seines übrigen Aufenthalts im Orient an s. Seite war, gab 1816 in franz. Sprache Briefe über den Kaukasus und Georgien heraus, welchen er selbst einen Bericht über s. Aufenthalt in Persien anhängte. (Deutsch zu Hamburg 1816.) Nach s. Rückkehr aus Persien wurde Hr. v. F. bei der Gesandtschaft am niederländischen Hofe angestellt, wo er 6 Jahre blieb, bis er in seine gegenwärtigen Dienstverhältnisse kam.

Freyre (D. Manuel), geb. um 1765 zu Osuna in Andalusien, erprobte im Pyrenäenkrieg als junger Officier seinen Muth. 1798 war er Major im Reg.

span. Husaren, und der Unabhängigkeitskrieg fand ihn 1808 als Obristlieutenant
Im folg. J. befehligte er sein Regiment als Obrist unter Abadia. Er wurde Br
gadier und commandirte die Reiterei der Armee des Generals Blake. Die Fran
zosen auf allen Punkten unablässig neckend, verfolgte er die Division Godineau vo
Gibraltar bis an die Thore von Sevilla, und fügte ihr so vielfältigen Schaden z
daß der Befehlshaber, um Bonaparte's Zorn zu entgehen, sich erschoß. F. wurd
Marschall de Campo, übernahm 1811 das Commando über das dritte Armeecorp
und verdrängte die Franzosen aus dem Königreich Granada. Muth und s. Klu
heit zeigte er insbesondere in der Schlacht von Ocanna. Den 30. und 31. Au
1813 trug er durch seine Manoeuvres viel zur Wegnahme von San-Sebastian be
Er wurde Generallieutenant und erhielt 1813 das Großkreuz des Militairorden
vom heil. Ferdinand. Nach der Entlassung des Generals Ballesteros wurde ih
das Kriegsministerium angeboten, allein er schlug es aus. Als bei dem Aufstand
von 1820 der König einen zuverlässigen, und tapfern Feldherrn bedurfte, fiel d
Wahl auf ihn. Er erließ von Sevilla aus unterm 14. Jan. einen Aufruf an sein
Truppen. Aber es war schwer, Truppen gegen Truppen zu führen, welche v
wenig Tagen noch die gleichen Lagerstellen getheilt hatten. Er schien durch Unte
handlungen gewinnen zu wollen, was er mit Gewalt erreichen zu können bezweifelt
Seine Maßregeln hätte der erwünschte Erfolg gekrönt, wenn nicht in Galizien un
a. O. Empörungen ausgebrochen wären. Nachdem er im Monat Februar die In
sel Leon von der Landseite eingeschlossen, und den General Riego in die Gebirge vo
Ronda hatte verfolgen lassen, erschienen am 7. März Abgeordnete bei ihm in Pu
erto-Santa-Maria, die auf Andringen vieler See- und Artillerieofficiere in Cadi
die Verkündigung der Constitution begehrten. Am 9. kam F. selber nach Cadix
und durch den dortigen Stand der Dinge, wie durch den Anzug des Generals Gra
fen von Abisbal gedrängt, versprach er, daß des andern Tags die Constitution pro
clamirt werden sollte. Er halte, so schrieb er an den König, diese Neuerung fü
nöthig, um einem Bürgerkriege vorzubeugen, um so mehr, als Graf Abisbal in
Anzuge sei, der auf die Besatzung von Cadix großen Einfluß habe. Als er aber a
andern Tage nach Cadix kam, um der Feierlichkeit beizuwohnen, hatte jenes Blu
bad statt, über dessen Veranlassung noch ein Schleier liegt. Kaum war die Ord
nung hergestellt, so kamen die Officiere der Besatzung zu ihm, und verlangten d
Verhaftung der Artillerieofficiere, deren politische Gesinnungen verdächtig waren
Freyre erfüllte ihr Gesuch, weil er dies für das einzige Mittel hielt, die Person
der Letztern in Sicherheit zu bringen. Auch ließ er die Bataillons, welche jen
Blutbad angerichtet, aus Cadix abziehen. Am 14. erhielt er endlich die königl
Decrete vom 7. März, worauf die Constitution in Cadix verkündigt und beschwor
wurde. Einige Tage später ward ihm der Oberbefehl genommen, und er selbst ve
haftet, weil man ihn für den Urheber des cadixer Blutbades erklärte. (Vgl. „D
fensio del General D. Manuel Freyre", Madrid 1820.)

Friedensgericht. I. Wie tief das Institut der Friedensrichter in d
ganze öffentliche Leben der Engländer eingreift, und wie wohlthätig dasselbe ebens
wol für die öffentliche Ordnung als für die gesetzliche Freiheit des Volks wirkt, sa
der Art. England. Sein Hauptcharakter besteht darin, daß eine große Zahl v
Beamten durch das ganze Land vertheilt ist, welche zwar von dem Könige, ab
vermöge der besondern Verhältnisse auf eine solche Weise angestellt werden, daß k
ner von ihnen in Versuchung ist, die öffentliche Gewalt zu mißbrauchen oder üb
die verfassungsmäßigen Schranken auszudehnen. Es ist ein durchaus freiwillig
Dienst, weil es ein Ehrenpunkt ist, sich in die allgemeine Friedenscommission, d
friedensrichterliche Patent, der Grafschaft aufnehmen zu lassen, zur wirklich
Übernahme des Amtes aber Niemand verpflichtet ist, und daher nur Diejenige
welche einen Beruf dazu mit der nöthigen äußern Unabhängigkeit (denn es ist z

h ohne Besoldung) verbinden. Ist man in einem Bezirk mit den Friedensrich- unzufrieden, so wird leicht ein andrer dazu vermocht, diesen Dienst gleichfalls ibernehmen, und die Bürger sind also immer gegen die Launen, die Nachläs- it, die Herrschsucht und andre Schwächen der untern Beamten geschützt, wel- ei einer andern Einrichtung, wo für einen bestimmten Bezirk nur ein Beamter Staate bestellt wird, ebenso schwer zu vermeiden sind, als den Unterthanen kend werden können. In vierteljährlichen Versammlungen bilden die Friedens- er einer Grafschaft zu gleicher Zeit das Criminalgericht der Grafschaft für die igern Straffälle, die obere Polizeibehörde und Appellationsinstanz bei Beschwer- über einzelne Friedensrichter (wobei die Mündlichkeit und Öffentlichkeit der handlungen die Entscheidung nicht nur beschleunigt, sondern auch jede Beu- der Wahrheit und des Rechts verhütet, kurz auch hier allen Beamten- und rgialdespotismus verhindert), das Gericht für Beschwerden in Steuersachen, die Administrativbehörde der Grafschaftsgemeinde. So tragen die Friedens- er unendlich viel bei, in die Justiz- und Polizeiverwaltung Einfachheit, Kraft Gesetzlichkeit zu bringen, und das Band zwischen Regierung und Unterthanen, n die Veranlassungen des gegenseitigen Mißtrauens entfernt werden, unge- ächt zu erhalten. Unter allen Instituten Englands verdient keins sowie dieses Nachahmung empfohlen zu werden; ein Urtheil, welches längst von bewährten atsmännern (die meisterhafte Darstellung des königl. preuß. Oberpräsidenten Sinke) ausgesprochen worden ist. II. Die französischen Friedensgerichte en mit dem englischen Institut kaum mehr als den Namen gemein, obwol die tionalversammlung bei ihrem berühmten Gesetz über die neue Gerichtsverfassung ıkreichs vom 24. August 1790, welches im Wesentlichen noch heute besteht, ıber ein genaueres Anschließen an die englische Verfassung beabsichtigte. Da- ward Frankreich bekanntlich in Departements, diese wurden in Distrikte (nach- Arrondissements) und diese in Cantons getheilt, um die ehemalige Sonderung Provinzen, Ämter und Herrschaften zu verwischen. In jedem Canton sollte, der aufgehobenen Patrimonialgerichte, von den sämmtlichen activen Bürgern riedensrichter, mit einigen Assessoren (als Taxatoren, prud'hommes) immer wei Jahre gewählt werden. Sein Geschäft sollte in richterlicher Entscheidung ılicher Sachen bis zu 100 Livres (bis auf 50 Livres ohne Appellation) der ıstreitigkeiten, Verbalinjurien, in Vergleichsverhandlungen und Leitung der undschaft bestehen. Die Competenz der Friedensrichter wurde nachher auch eringe Polizeivergehen ausgedehnt. Die Wahl derselben blieb bis zur Restau- ı; aber in der Consularconstitution vom J. VIII. (Dec. 1799) ward die ıführung der Friedensrichter auf drei Jahre, und 1802 auf zehn Jahre ausge- . Nach der Charte constitutionnelle von 1814, werden auch die Friedens- r vom Könige auf Lebenszeit bestellt. Da die Mittelzahl der Volksmenge Cantons 10,000 Seelen ist, so stehen die Friedensrichter ziemlich den Amtleu- ı denjenigen deutschen Ländern gleich, in welchen sie weder große Amtsbezirke, allzu reichliche Besoldungen haben. Alle einigermaßen verwickelte Proresse über 100 Fr. beträgt, ferner alle Streitigkeiten über die Echtheit der Urkun- inscriptions en faux) sind an die Kreisgerichte (tribunaux de première in- :e) gewiesen, von welchen die Appellationen an die Hofgerichte (cours d'appel) ı. Viele Geschäfte, welche unsere Amtleute zu besorgen haben, z. B. das othekenwesen, Steuersachen, Gemeindeverwaltung u. s. w., gehen dem franz. ensrichter nichts an. So wird es möglich, daß er mit einer unbedeutenden ldung seine Geschäfte ohne übermäßige Anstrengung versieht, und ohne tiefe ische Kenntnisse seinem Amte wohl vorsteht. Durch die Aufhebung aller Exem- n von der Gerichtsbarkeit wird sein Amtsansehen dennoch hinreichend aufrecht iten, und so ist der franz. Friedensrichter zwar lange nicht das, was der eng-

lische ist, aber dennoch hat auch dieser gerichtliche Organismus seine sehr vortheil
hafte Seite. S. Biret's „Recueil général et raisonné de la jurisprudenc
et des attributions des justices de paix de France" (2 Thle., Paris 1819).

Friedensschluß. Zwischen zwei kriegführenden Mächten thut entw
der eine der streitenden Parteien oder eine neutrale Macht den ersten Antrag z
Herstellung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhan
lungen entweder unmittelbar zwischen den kriegführenden Mächten, oder mitte
bar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder entweder nur seine guten Dien
verwendet, oder als Vermittler (Mediateur), oder als Schiedsrichter, beides letzte
mit Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftritt. Versammeln sich
diesem Behufe bevollmächtigte Gesandte, oder kommen die Fürsten selbst zu Fri
densunterhandlungen zusammen, so entsteht ein Friedenscongreß. (S. Congresse
Die Gesandten beschäftigen sich entweder erst mit einem Präliminarfriedensve
trage, oder arbeiten sogleich am Definitivfriedensschluß. Jenen darf man nic
verwechseln mit den Friedenspräliminarien, in welchen über den Ort der Frieden
unterhandlung, über die Art, wie der Friede geschlossen, wer dabei zugelassen od
ausgeschlossen, wer die Vermittlung oder Bürgschaft übernehmen, welchen Chara
ter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden soll, verhande
wird. Ebenso wenig darf man die Präliminarconvention (vorläufige Übereinkunf
damit verwechseln, in welcher über einen Punkt verhandelt wird, ohne dessen Zug
stehung sich ein Theil in gar keine Unterhandlungen einlassen will. Der Präli
narfriedensvertrag hat es dagegen mit den Hauptpunkten zu thun, und läßt vor d
Hand minder wichtige Nebenpunkte, über die man sich nachher noch zu vergleiche
hofft, unerörtert. Solche Friedensinstrumente haben bisweilen nur die Form eine
Punctation, bisweilen aber die eines wirklichen Definitivvertrags, werden aber übr
gens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf sie, wer
nicht nachher ein Andres ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kra
haben. Der Definitivfriedensschluß, d. i. der Alles zur Entscheidung bringen
beseitigt nachher alle streitige Punkte. Die allgemeine Form eines solchen ist die
Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlassung zu dem Vertra
Erwähnung der Gesandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artik
als Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft, Einstellung der Feindse
keiten, Berücksichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amnestie u. s. w. N
erst folgen die besondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen
meiniglich der Punkt des Besitzstandes der schwierigste war, wenn nicht ein sieg
der Feind in seiner Gewalt hatte, den Frieden vorzuschreiben. Zeit- und Orts
stimmungen der Auswechselung der Ratificationen und Unterzeichnungen mac
den Beschluß. Über diese Unterzeichnung gab es ehedem viele Schwierigkeit
indem kein Theil der hintenangesetzte scheinen mochte. Jetzt hat man verschied
Wege, diesen Schwierigkeiten auszuweichen: 1) die Alternation, wo jede unt
zeichnende Macht die andre, an welche das Instrument ausgestellt wird, oben
stellt, oder 2) Protestationen von der einen, Reverse von der andern Seite, wel
beide beabsichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als
gel gelten solle. Unterzeichnung, Besiegelung und Auswechselung der Ratificatio
geschehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angehängt sind d
Friedensschlusse bisweilen noch besondere Artikel, entweder öffentliche oder geheim
Manche enthalten Hauptpunkte, die auf den Frieden und dessen Vollziehung sel
Bezug haben; andre sind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebrauchter Titel, Spra
u. s. w. So hat man sonst z. B., seitdem die französische Sprache (seit 1614)
Friedensschlüssen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich T
theil nahm, sich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolg
werden solle. Ist nun der Friedensschluß unterzeichnet, von den Souverainen

nahmdig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und sind die Ratificationen ausgewechselt worden, so bleibt nur noch der leichte Punkt der Bekanntmachung und der schwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat schon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensschlüssen (d. i. Friedensverträgen) sind eine Hauptquelle für die politische Geschichte der Staaten. S. die kritische Übersicht dieser Sammlungen in v. Martens's „Discours sur les recueils de traités" vor dem „Supplément au recueil des traités", Vol. I.

Friedensschlüsse der neuern Zeit, s. die einzelnen Art.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14. Jun. 1807 gegen die Russen unter Bennigsen gewonnen. Obgleich die russische Armee die feindlichen Centralangriffe in der befestigten Stellung bei Heilsberg (10. Juli) mit Verlust zurückgewiesen hatte, mußte sie sich doch in den folg. Tagen, da der Feind ein starkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg schickte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14. früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vorposten mit einem Theile des Corps von Lannes, welcher, zwischen Heinrichsdorf, Posthenen und dem sortlacker Walde aufgestellt, die Straße nach Königsberg deckte. Dasselbe währte ziemlich unentschieden bis früh 5 Uhr, wo die ersten Abtheilungen des russischen Hauptheers anlangten und über die steinerne Brücke in der Stadt, sowie über zwei ober- und unterhalb derselben geschlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das russische Heer, nach Abzug aller Detaschirten, ungefähr 67,000 M. stark (7 Divisionen), stellte sich in zwei Treffen, welche, einen umgehenden Bogen gestellt, die Aller im Rücken hatten; der rechte Flügel lehnte sich beim domerauer Holze an diesen Fluß; er bestand aus 4 Divisionen und dem größten Theile der Cavalerie; der von 2 Divisionen gebildete linke, durch den Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den sortlacker Wald links vor sich und bei Friedland an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen diesen Wald abgeschickt; eine Division endlich stand in Bataillonsabtheilungen als Rückhalt auf dem linken Alleruser. Die Schlachtordnung des ersten Treffens war so, daß 2 Bataillone jedes Regiments in Linie, mit dem dritten dahinter in Colonne standen, das zweite Treffen war in Bataillonscolonnen formirt. Von dem franz. Heere war, während der Einleitung des Gefechts, das Lannes'sche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Ney'schen und der Reservecavalerie, das erste Corps, unter Victor, nebst der Gardeinfanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein; es erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von beiläufig 75,000 M. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entscheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem sortlacker Walde gekämpft, in dem sich beide Theile hielten (Lannes bildete den linken, Ney den rechten Flügel der franz. Armee), Napoleon machte die Cavalerie dieses, sowie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehre glückliche Angriffe, und die ganze Linie rückte in die Richtung von Posthenen ungefähr ¾ Stunden weit vor. Es wäre jetzt leicht gewesen, das Lannes'sche Corps, welches nur durch die allmälig ankommenden Truppen unterstützt ward, zurückzuwerfen, sich des Waldes bei Posthenen und der dadurch laufenden Straße zu bemächtigen, und so das Entwickeln des feindlichen Heers zu verhindern, es vielleicht einzeln zu schlagen. Aber unbegreiflicher Weise begnügte sich Bennigsen mit den errungenen unbedeutlichen Vortheilen, ließ sich durch eine Kanonade und Tirailleurgefechte hinhalten, und sah zu, wie sich das feindliche Heer immer mehr verstärkte. Dieses ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zum vollkommensten Angriff über, rückte in der Fronte vor, während Ney (Abends 6 Uhr) den sortlacker Wald durch einige Truppen reinigen ließ, und am Rande desselben in starken Massen in die linke Flanke der Russen zog. Obgleich von diesen mehre Angriffe gemacht wurden, drang er doch immer weiter, und sie waren bereits in ihre frühere Stellung zurückgeworfen, als er auf der Höhe links von Friedland eine Batterie von 40 Kano-

errichtete, welche die Entscheidung sehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtet den dichten Massen so schreckliche Verwüstung an, daß sich der russische linke Fl nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er passirte hier die Aller und bra zur Deckung des Rückzuges die Vorstadt ab. Die Vortheile, die indeß der re Flügel über Lannes erhalten hatte, mußten unter diesen Umständen aufgegeben den; der allgemeine Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten sich schon Abtheilungen des Ney'schen Corps festgesetzt; die Russen, in der Flanke n sam mit Kartätschen beschossen, stürzten sich in die brennende Vorstadt, und n ten sich, im engsten Sinne des Worts, durchschlagen; ein mörderisches Gef daß vielleicht so viel Opfer als die Schlacht selbst kostete, mit Scenen, die das müth des versuchtesten Kriegers erschütterten. Eine Abtheilung, welche den R zug gedeckt hatte, fand die Brücken schon zerstört, und rettete sich nur dadurch der Gefangenschaft, daß es eine zwischen der Ziegelei und Kroschenen befindl Furth, freilich mit Verlust, zum Übergang über den Fluß brauchte; eine a Abtheilung, unter General Lambert, mit 29 Kanonen, konnte ihn nicht mehr reichen; sie war so glücklich, während der Nacht nach Allenburg zu entkommen, wo aus sie wieder zur Armee stieß. Die Russen zogen sich über Wehlau auf linke Ufer der Memel zurück (am 21. ward der Waffenstillstand geschlossen, dem Friede von Tilsit folgte); sie hatten 2 todte, 4 verwundete Generale, und übrig ungefähr 7000 Todte und 12,000 Verwundete; das franz. Heer zählte 5 verw dete Generale; sein übriger Verlust läßt sich nicht genau angeben, und wenn er a den im Bulletin genannten übersteigt, so erreicht er doch bei weitem nicht den fei lichen; es hatte außerdem 16 Kanonen erobert.

Friedland, Stadt und Herrschaft in Böhmen, im bunzlauer Kreise, der Grenze der Oberlausitz und Schlesiens, mit einem Schlosse gl. N. Walle stein kaufte 1622 diese Herrschaft, und wurde noch in dems. J. vom Kaiser z Herzog von Friedland erhoben. Nach s. Tode fiel die Herrschaft dem Kaiser der einen Grafen Gallas damit belehnte, dessen Nachkommen, die Grafen Cla Gallas, sie noch besitzen. Das weitläufige, durch seinen Bau und durch manch lei deutsche Alterthümer merkwürdige Schloß hat eine hohe freie Lage, und wu ehemals für fest gehalten; auch behaupteten die Schweden im dreißigjähr. Kri sich lange Zeit in demselben. Unter den Denkmälern, die es aufbewahrt, zeichn sich ein treues Originalgemälde Wallenstein's in Lebensgröße aus. Nachrich über dieses Schloß und seine berühmten Besitzer findet man in der Schrift von metsky: „Das Schloß Friedland ꝛc., nebst Urkunden und eigenhändigen Briefen Herzogs Waldstein" (Prag 1818, mit Kpfrn.).

Friedländer (David), Stadtrath in Berlin, ein mit dem lebendig Sinne für das Gute, Wahre und Schöne begabter Israelit, Mendelssohn's Sc ler und Freund, der noch am Abend seines patriarchalischen Lebens aus dem ural Quell der Gottesfurcht und Weisheit, aus den heiligen Urkunden des Morgenl des, Kraft und Liebe zu edler Wirksamkeit schöpft, würde schon als Mensch in Achtung seines Volks und in dem Andenken seiner Freunde fortleben, auch wenn nicht durch belehrende Schriften auf die Bildung seiner Glaubensbrüder wohlth eingewirkt hätte. Sein Vater gründete 1739 zu Königsberg in Ostpreußen d Manufacturhandel, den er mit Fleiß, Kenntniß und Glück betrieb. Seine R lichkeit in Geschäften war so anerkannt, daß er bis zu seinem Tode das volle V trauen seiner Mitbürger genoß. In Freistunden beschäftigte er sich mit dem T mud, las aber auch deutsche Bücher, vorzüglich Lessing's und Herder's Schrift Seinen Kindern, sechs Söhnen und einer Tochter, gab er eine sehr gute Erzieh David, der vierte Sohn, geb. 6. Dec. 1750, lernte früh jene Schriften kennen, welchen er s. Vater vorlas, und fühlte sich, wie viele s. Glaubensgenossen, von den läuterten Grundsätzen, dem Scharfsinne der Gedanken und der Kraft des Ausdr

widerstehlich angezogen. Auf seine weitere Bildung hatte sein Freund, der scharfsinnige und gelehrte Marcus Herz, nachmals Professor u. Hofrath in Berlin, großen Einfluß. Ohne regelmäßiges Studium erwarb sich Fr. nur durch aufmerksames Lesen Kenntniß der hebräischen, franz. und deutschen Sprache und Literatur. Seine ganze Zeit nahm das Gewerbe eines Kaufmanns und später, als er den Handel aufgab, die Sorgen und Pflichten des Hausvaters und Bürgers in Anspruch. Dagegen ward er durch lange ununterbrochene, innige Freundschaft mit Mendelssohn und mit den Besten seiner Zeit so vertraut, daß man noch jetzt in dem Gespräche mit ihm die Stimmen aus jener schönen Zeit zu vernehmen glaubt. Die ausgezeichnetsten Männer Berlins würdigten ihn ihrer Freundschaft, darunter Spalding, Teller, Meierotto und Engel. Der letztere widmete ihm die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften. — In seinem Hause lebte D. Friedländer in glücklichen Verhältnissen. Seine 1814 verst. Gattin, geb. Itzig, gab ihm zwei Söhne. Friedländers ehrwürdiges Alter schmückt aber auch das Verdienst der thätigsten Liebe für seine Mitbrüder. Sowie er selbst der Religion seiner Väter treu geblieben ist, so wirkte er auch, daß die altväterlichen Tugenden in seinem Volke nicht aussterben können, so lange der vernünftige Israelit seine Pflichterkenntniß hauptsächlich aus den Quellen der heiligen Urkunden und nicht allein aus Menschensatzungen schöpft. Hat daher mehrmals sowol zur Vertheidigung als zur Belehrung seiner Mitbrüder die Feder ergriffen und Alles, was zu ihrer religiösen und sittlichen Bildung beitragen kann, mit ebenso viel Einsicht als Wärme befördert. Die Geschichte seiner neuen geistigen Erweckung hat er in s. „Sendschreiben an Teller" (Berlin 1799) niedergelegt; eine Schrift, die damals eine Menge Gegenschriften veranlaßte. Auch als Assessor des königl. Manufactur- und Commerzcollegiums hat D. Friedländer durch einige Schriften manches Gute gewirkt. Durch die Wahl seiner Mitbürger wurde er Stadtrath in Berlin. Früher war er Generaldeputirter sämmtlicher Judenschaften in den preuß. Staaten, und die „Actenstücke, die Reform der jüdischen Nation in den preuß. Staaten betreffend" (Berlin 1793) sind ganz aus seiner Feder geflossen. Als Ältester der Judenschaft zu Berlin, 1806—12, wirkte er für sie das Bürgerrecht aus. Damals machte er seine Gedanken über die durch die neue Emancipation der Judenschaften in den preuß. Staaten nothwendig gewordene Umgestaltung ihres Gottesdienstes in den Synagogen, ihrer Unterrichtsanstalten und deren Lehrgegenstände und ihres Erziehungswesens überhaupt (Berlin 1812) durch den Druck bekannt. Auch gab er „Reden, der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet" 1815 und 1817 heraus. Seine Schrift: „Über die Verbesserung der Israeliten im Königreich Polen" (Berlin 1819) enthält sehr zweckmäßige Vorschläge. Unter s. frühern Schriften ist seine Übers. des Predigers Salomo zu bemerken, die er, nebst einer Abhandlung über den besten Gebrauch der heil. Schrift in pädagogischer Hinsicht, zu Berlin 1788 herausgab. Mehre Aufsätze von ihm stehen in der Zeitschrift „Jedidja"; man schätzt s. „Proben einer Übersetz. einzelner Abschnitte aus dem Jesaias und Hiob" (Berlin 1821). Zur Vertheidigung seiner Stammgenossen gegen leichtsinnig hingeworfene Behauptungen erschien sein Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19. Jahrh. durch Schriften" in der Form eines Sendschreibens an die Frau Elisa von der Recke, geb. Reichin von Medem (Berlin 1820). Seine neueste, vom Prof. Krug (Leipz. 1823) veranlaßte Schrift: „An die Verehrer, Freunde und Schüler Jerusalem's, Spalding's, Teller's, Herder's und Löffler's", wurde durch die in Berlin entstandene Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden" veranlaßt. Sie enthält helle Blicke in das Wesen der religiösen Überzeugung und treffliche Bemerkungen über die wahre Ausbildung seiner Glaubensgenossen. C. Barbua hat sein Bildniß auf Stein gezeichnet, Berl. 1822.

Friedländer (Michel), Arzt, geb. zu Königsberg 1769, gab in s. Ju-

gend Veranlassung zu dem ersten hebräischen Journale: „Der Sammler". studirte in s. Vaterstadt unter Kant, Krause, Schulz, Hagen ꝛc., seit 1787 Berlin, Göttingen und Halle, wo er 1791 die Doctorwürde bekam. Er mac dann drei J. lang eine Reise durch Holland, England, Deutschland, Italien u die Schweiz, um die Hospitäler zu sehen. In der „Berliner Monatsschrift" u a. Journalen theilte er wissenschaftliche Nachrichten mit. 1799 war er einer Ersten, der Schutzpockenimpfstoff nach Berlin verpflanzte. Seit 1800 lebte e Paris, wo er mit dem Prof. Pfaff: „Französische Annalen für die allgemeine N turgeschichte, Physik, Chemie" (Hamb. u. Leipz. 1803), herausgab. Dieses Jo nal machte auf Frankreichs Schätze aufmerksam und enthielt wichtige Briefe, e historische Skizze der öffentlichen Erziehung und einen Entwurf der Armen- und sonders der pariser Armenanstalten, woraus Frank u. a. Nachfolger Manches sc pfen konnten. Die pariser medicinischen Zeitschriften bekamen durch ihn häu Auszüge und Nachrichten von den vorzüglichsten Männern und Werken Deutsch lands, sowie er für Hufeland's und a. medicin. Journale das Wichtigste e Frankreich sammelte. Er lieferte auch Beiträge zu dem „Journal de l'éducati par Guizot" und gab 1815 sein Werk „De l'éducation physique de l'homm heraus (übers., Leipz. 1819). Das „Dictionnaire des sciences médicale enthält mehre Artikel von ihm, unter andern Mortalité, Ivresse, Statistique m dicale, die er mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet hat. Er starb zu Paris a Ende des J. 1824 und hinterließ eine Geschichte der Armenanstalten und der G fängnisse in Deutschland.

Friedrich I., der Rothbart, Sohn Herzog Friedrichs von Schw ben, und seit 1147 Herzog von Schwaben, geb. 1121, erhielt nach dem To Kaiser Konrads III., s. Oheims, 1152 die kaiserl. Krone. Er war der zwe deutsche Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, und einer der mächtigsten u einsichtsvollsten Herrscher Deutschlands. Er bekriegte mit Glück den polnisch König Boleslav 1157, und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein Hau augenmerk war auf Italien gerichtet, um seine Macht daselbst zu erweitern und befestigen. Er mußte dahin sechs Züge unternehmen, um die aufrührerisch Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunstfleiß reich und mächtig, a auch angeblich übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Maila besonders hatte seinen Befehlen sich widersetzt, und sich verschiedene Städte unt worfen. Der Kaiser zwang sie nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1158) Übergabe. Als sie zum zweiten Male sich gegen ihn empörte, wurde sie (116 wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster, auch einiger B städte und eines, dem Kaiser Otto zu Ehren erbauten Thors, gänzlich zerstö Brescia und Piacenza mußten ihre festen Mauern niederreißen, die übrigen Stä die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Freiheit Aber Papst Alexander III., der sich nach Frankreich hatte flüchten müssen, spr 1168 den Bann wider den Kaiser aus. Die Städte der Lombardei traten in neues Bündniß; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf, und erfochten 11 bei Cremona einen Sieg über das kaiserl. Heer, der den Frieden herbeiführte, w cher zu Venedig zwischen dem Kaiser, dem Papst Alexander III. und den lomba schen Städten (1177) geschlossen ward. Die Ergebnisse des fast zwanzigjähri Kriegs waren für den Kaiser nicht besonders günstig. Inzwischen hatte Frie Lübeck und Regensburg zu **Reichsstädten** (vgl. d.) erklärt, und dadurch d Grund zu einem Mittelstande zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten ge wodurch die kaiserl. Macht vergrößert und der Bürgerstand gehoben werden kon Durch die Trennung der Herzogthümer Baiern und Sachsen (1180), welche H rich der Löwe zusammen besessen, wurde Fr. zwar ebenfalls mächtiger; allein beiden schon unter s. Vorgänger entstandenen Parteien der **Welfen** und der G

llinen (s. d.) wurden dadurch nur mehr gegen einander erbittert. Auf die chricht, daß Saladin den Christen Jerusalem wieder entrissen habe, und auf die nahnungen des Papstes, unternahm Friedrich mit einem Heere von 150,000 , ohne viele tausend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor dessen An- 1187 ein Landfriede in Deutschland zu Stande kam. Der griechische Kaiser Constantinopel hatte sich mit Saladin und dem Sultan von Iconium insgeheim unden, und suchte den Marsch der Deutschen zu hindern. Aber Friedrich nte sich glücklich einen Weg nach Asien, erhielt zwei Siege über die Türken bei nium, drang in Syrien ein und starb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. . 1190 bei Seleucia in Syrien, nachdem er durch den Kalykadnus mit dem rde hatte schwimmen wollen. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück Unglück gleich standhafter Fürst, und diese großen Eigenschaften bedeckten den lz und die Herrschsucht, die allerdings die Haupttriebfedern seiner Handlungen n. Er hatte ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, und besaß für sein Zeit- ungewöhnliche Kenntnisse. Er schätzte die Gelehrten, besonders die Geschicht- iber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiser schöpfte, die er durch Regierung zu verwirklichen strebte. Seinen eignen Vetter, den Bischof Otto reisingen, ernannte er zu seinem Geschichtschreiber, und seine Liebe zur Bau- bezeugen noch jetzt die merkwürdigen Ruinen des von ihm erbauten Reichspa- in Gelnhausen in der Wetterau. („Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, Palast r Burg zu Gelnhausen, von Bernh. Hundshagen", Mainz 1819, Fol.) Er von edelm und majestätischem Ansehen, und, trotz seiner Streitigkeiten mit den pstен, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als Diejenigen, die sich ihrer nur Erreichung andrer Absichten zu bedienen suchten. Nach des Kaisers Tode konnte Absicht des Kreuzzugs nicht mehr erreicht werden; sein heldenmüthiger Sohn, g Friedrich von Schwaben, der den Oberbefehl übernommen hatte und den schen Orden stiftete, ward von einer pestartigen Krankheit ebenfalls hingerafft, l, und von dem mächtigen Heere, das Friedrich aus Deutschland geführt hatte, n nur wenige Trümmer zurück.

Friedrich II., der Hohenstaufe, Enkel des Vorigen, geb. zu Jesi r Mark Ancona, 26. Dec. 1194, Sohn des Kaisers Heinrich VI., und der ännischen Constantia (Erbtochter von Sicilien diesseits und jenseits des Faro). Fürst im Mittelalter etwa Karl den Gr. ausgenommen, hat diese universal- ische Wichtigkeit, als Friedrich II.; Wenigen wurde eine so ausgezeichnete idualität, eine solche Kette der merkwürdigsten Schicksale und eine so eigen- liche Stellung nach Ort und Zeit zu Theil. Die merkwürdigste Zeit des Mit- ters knüpft sich an seinen Namen, und an s. lange Regierung von 1209—50. ar die Zeit, wo durch einen Gregor VII. und Innocenz III. das System der rchie auf einen fast für unmöglich gehaltenen Grad gesteigert worden war: wo n Entstehen der Ritterorden (zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Ter- alerweiterung des päpstlichen Machtgebietes) so gut wie in der Stiftung der lorden und der Inquisition furchtbare Säulen und Stützen jenes geistlichen s aufgerichtet wurden; wo die europäische Menschheit durch die Kreuzzüge rsten Male von einer allgemeinen, im Kreuzeszeichen versinnlichten Idee er- und einander näher gebracht war; wo in Waldensern und Albigensern be- nachdem schon mancher Einzelne ohnmächtig, doch unvergessen laut geworden in Protestantismus des Mittelalters laut wurde; wo das Ritterthum eine hö- durch Religion geadelte Stellung und planmäßige Organisation erhielt; wo der Bürgerstand sich immer glücklicher ausbildete, und in Deutschland von Fried- gen die Aristokratie begünstigt, in Oberitalien von ihm als päpstliches Werk- ekämpft wurde, hier und dort aber in großen Conföderationen nach Außen, orporationen nach Innen Kraft und Stützpunkt fand; wo gegen das Faust-

recht, dem zufolge das Recht der Stärke das stärkste Recht war, zuerst ein Land
friede in deutscher Sprache geboten, und in seinen frühesten, kaum merklichen An
fängen das geheime Gericht der Feme zu arbeiten begann; wo die ersten Universitä
ten den Geist der Prüfung und Forschung anregten; wo der Provenzalen Gesan
schon eine Heimath in Deutschland und Italien, und bei Kaisern und Königen Ehr
und Übung gefunden hatte: in dieser Zeit erwuchs und handelte der große Friedri
von Hohenstaufen! Ohne körperlich groß zu sein, war Friedrich wohlgebaut, blon
mit schöner Stirn und fast antik gebildeter Nase, Auge und Mund mild un
freundlich, ein kräftiger, schnell für sich einnehmender Mann. Der Erbe der b
sten Eigenschaften von Allen seines großen Geschlechts, kühn, tapfer, freigesinn
mit den trefflichsten Anlagen, voller Kenntnisse, verstand er sämmtliche Sprache
seiner Unterthanen: Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Deutsch, Französisch un
Arabisch; dabei war er streng, selbst leidenschaftlich rasch, mild und freigebig, w
die Zeit es mit sich brachte, vergnügt, üppig und lebensfreudig, wie die Stimmun
es vergönnte. Und wie sein Körper durch Fertigkeit in aller ritterlichen Kunst
vollendete Gewandtheit sich zugeeignet, so war seinem, in der Erziehung vernachlä
sigten, nur durch sich selbst gebildeten Geiste, durch eine frühe Schule der Leide
eine Biegsamkeit des Charakters geworden, welche die im Purpur Geborenen s
selten kennen, und eine Schwungkraft, die ihn eben dann wieder erkräftigte un
aufrichtete, wo ein Andrer, von Schmerz und Jammer erdrückt, sich selber verlo
ren haben würde. So mußte aber auch der Körper wie der Geist eines Manne
beschaffen sein, der in dem schon damals zersplitterten Deutschland eine übermäch
tige Aristokratie, im obern Italien eine übermächtige Demokratie, im mittlern Ita
lien eine übermächtige Hierarchie bekämpfen, und in seinem südlichsten Erbstaat
die feindlichen Elemente von sechs Völkern zu Einem Ganzen unter sich ver
söhnen und durch innere Bande vereinigen sollte; der von weltlichen wie geist
lichen Waffen, von Gegenkönigen wie von Bann und Interdict bekämpft
siegreich und besiegt, 40 Jahre ausdauern, die Empörung eines Sohnes, di
Verrätherei und Giftmischerei des wertheften Freundes, den Verlust seines Lieb
lingskindes überstehen, und nur im letzten Augenblick seines Lebens, nicht ohne d
bittere Überzeugung, einen schweren Kampf umsonst gekämpft zu haben, die schar
gefaßten Zügel und das feste Scepter niederlegen sollte. — Friedrich stand bis 1208
wo er die Regierung des untern Italiens und Siciliens selbst übernahm, unter d
Vormundschaft des Papstes Innocenz III. Aber schon die Belehnung mit Neap
und Sicilien, und die Krönung des 4jährigen Knaben hatte die Kaiserin Constanz
mit Aufopferung der wichtigsten Kirchenrechte dem Papste abkaufen müssen. Mag
natenparteien, dem Kirchenoberhaupte willkommen, theilten das Land, und thei
ten es noch, als Friedrich 1209, 15jährig, ohne Rath und Leitung, ein Scepter
nahm, dem er weder durch Geld, noch durch ein Kriegsheer oder einen Staatsrath
Ansehen verschaffen konnte. Die von deutschen Fürsten dem dreijährigen Kinde zu
gesagte deutsche Königskrone hatte nach Heinrichs VI. Tode, dessen Bruder, Her
zog Philipp v. Schwaben, seinem Neffen nicht retten können oder wollen, aber s
auch im Kampfe mit Otto IV., einem welfischen Gegenkönig, zwecklos getragen
bis er 1208 auf der Altenburg, der königl. Pfalz von Bamberg, einer Mörder
hand erlag. Als aber der nun allein anerkannte Otto dem Papste mißfällig wurde
der, wie in weltlichen Dingen überhaupt, so auch im (seit 1137 dauernden) Wel
fen- und Ghibellinenstreite das Schiedsrichteramt für sich begehrte, und sich, se
der Hohenstaufen Herrschaft in Neapel, in der Lombardei ein Bollwerk gegen
Deutschland geschaffen hatte, rief Innocenz selbst den jungen Hohenstaufen auf den
deutschen Thron. Nicht an dem Namen, sondern an der Sache hing seine Politik.
Wie durch ein Wunder kam 1212 Friedrich, trotz allen Nachstellungen der welfi
schen Partei, in Deutschland an, und wurde von der hohenstaufischen mit offenen

Armen empfangen. Schwaben erkannte ihn als seinen geborenen Herzog an. Der tapfere, aber stolze Otto hatte Manchen sich verfeindet; ein unglücklicher und unklug Feldzug gegen Frankreich brach seine Macht; Friedrich wurde, nachdem er sich zu einem Kreuzzuge verpflichtet hatte, 1215 zu Aachen gekrönt, und Otto starb 1218 halb vergessen in seinen alt-sächsischen Erblanden. Der Besitz der deutschen und sicilianischen Kronen schien ihm die Hoffnung einzugeben, sich des ganzen Italiens mit der Zeit bemächtigen, die Lombardei bezwingen und den mächtigen geistlichen Universalmonarchen zur Würde des ersten Bischofs der Christenheit herabdrücken zu können. Aber er verrechnete sich in seiner Zeit, die seiner Ansicht und Aufklärung noch lange nicht gewachsen war, und Vorurtheile, die er besiegt, noch ehrte. Wenn er auch eben seiner Unternehmung nicht unterlag, so hätte er doch drei Menschenalter leben müssen, um sie zum Ziel zu führen. Groß, wie der Plan selbst, war auch seine Besonnenheit, ihn nur langsam vorzubereiten. Er ließ demnach 1220 seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen, und begütigte den darüber aufgebrachten neuen Papst Honor III. (seit 1216) mit der Entschuldigung, daß diese Maßregel zum bevorstehenden Kreuzzug unerläßlich gewesen sei, auch wolle er Sicilien nie mit dem Reiche vereinigen. Hierauf ging er, unbekümmert um die von den Mailändern verweigerte eiserne Krone, nach Rom, erhielt 1220 die Kaiserkrönung, und eilte seinen Erblanden als glorreich gekrönter Kaiser zu, die er fast als Flüchtling verlassen hatte. Dort galt es, den Kreuzzug zuzurüsten, vorher aber die innern Verwirrungen des Landes auszugleichen. Allein das Übel lag zu tief in der ganzen Verfassung, hing selbst zu sehr mit den päpstlichen Vorrechten im Lande zusammen, als daß nicht Honorius gleich sehr darüber wie über den verzögerten Kreuzzug, hätte murren sollen. Doch ging Friedrich auch gern in des edeln Deutschordensmeister Hermann v. Salza Vorschlag ein, sich mit Jolanta, Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Joh. v. Brienne, zu vermählen, und seines Schwiegervaters Titel anzunehmen. Selbst der Papst gestand nun Aufschub zu, der Friedrichs Erblanden herrliche Früchte brachte. So unduldsam dieser gegen Ketzer im Reiche sein mußte, so schwere Edicte er gegen sie verhängte, deren Kinder, wenn sie nicht etwa ihre Ältern anzeigten, er sogar bis ins zweite Geschlecht aller Ämter und Ehren für unfähig erklärte, so schonend versetzte er, mit freier Glaubensübung, die Araber von Sicilien nach Unteritalien, und schuf sie zu seinen nützlichsten und treuesten Unterthanen um. Sein neues Gesetzbuch, bestimmt, nicht bloß Kirche und Staat auszugleichen, nicht bloß Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer zu vereinen, sollte für so verschiedene Völkerstämme, wie Römer, Griechen, Deutsche, Lombarden, Normannen, Juden und Franzosen, passen, und doch das Bestehende so viel als möglich schonen. In diesem Sinne arbeitete sein Petrus de Vineis, der sich als Student zu Bologna gebettelt hatte, bis 1231 den neuen Codex aus, ein Meisterstück, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe erwägt. Doch was vermag die beste Gesetzgebung, wenn nicht der Unterthan zu ihr heraufgebildet wird? Darum gründete Friedrich im Paradies der alten Welt, in seinem Neapel, außer gran corte, 1224 auch eine Landesuniversität mit einer Sorgfalt, die viele neuere Institutionen gleicher Art weit hinter sich zurücklässt. Für Arzneikunde hatte die hochberühmte Schule zu Salerno fort. Nicht minder glänzten die schönen Redekünste an Friedrichs Hofe wie in Deutschland, und Friedrich selbst kann mit zu den Erfindern der verfeinerten toscanischen Dichtkunst gerechnet werden; die schöne Kunst fand unter Friedrichs Mäcenat einen Nicola, Masuccio und Tommaso da Stephani, sowie die Kunstsammlungen zu Capua und Neapel, selbst durch Ausgrabungen bei Augusta in Sicilien vermehrt, entstanden. Vor dem für 1227 geträumten Kreuzzuge wollte Friedrich auf einem allgemeinen Reichstag zu Cremona die Gesinnungen der Lombarden kennen lernen, und sich zu deren König krönen lassen. Doch dies verweigerten die Mailänder, erneuerten schnell ihren alten

Bund mit 15 Städten, und ließen weder König Heinrich noch seine Deutschen zum Reichstag durch. Dafür traf sie die Reichsacht; allein Honorius entschied zu ihren Gunsten. Doch hatte er noch immer den Schein des Friedens gerettet. Ganz anders dachte sein Nachfolger Ugolino, Graf von Segna, als Gregor IX. Alle Leidenschaften des neuen Hierarchen kannten nur Ein Ziel: vollendeten päpstlichen Despotismus. Er drang sogleich auf den versprochenen Kreuzzug. Ein großer Haufe Wallbrüder hatte sich in Italien eingefunden; aber schon wütheten ansteckende Seuchen. Selbst erkrankt, bestieg der Kaiser ein Schiff, mit ihm der heilige Ludwig, Landgraf von Thüringen. Aber nach 3 Tagen mußte man zu Otrant wieder landen, weil Friedrich kränker wurde, und Ludwig sogar starb. Die Flott kehrte vor Morea um, und der Kreuzzug war vereitelt. Nun schleuderte Grego den Bann gegen den unschuldigen, umsonst sich rechtfertigenden Kaiser, und belegt dessen Länder mit dem Interdict. Friedrich trat 1228 einen neuen Kreuzzug a Dafür gebot Gregor dem Patriarchen von Jerusalem und den drei Ritterorden, s dem Kaiser in Allem zu widersetzen, und ließ Friedrichs Erblande durch seine Schlä selsoldaten und Joh. v. Brienne erobern und verwüsten. Trotz dem gelang Friedrich, was Keinem wieder nach dem edeln Herzog Gottfried (1099) gelung war, durch einen Vergleich mit Sultan Kamel von Ägypten, einen 10jährig Waffenstillstand und Jerusalem, die heiligen Orte, das ganze Land zwischen Jopp Bethlehem, Nazareth und Acre, und die wichtigen Seestädte Tyrus und Sid für sich zu erhalten. Das Volk jauchzte; aber der Neid des Patriarchen und d Ritter knirschte. Jerusalem, wo Friedrich sich am 18. März selbst die Krone a setzte, da kein Priester auch nur Messe lesen wollte, wurde mit dem Interdict b legt, und Friedrich selbst an den Sultan verrathen, wovon der biedere Sarazen de Kaiser selbst die erste Kunde gab. Schnell ging nun der Kaiser und König nach U teritalien zurück, eroberte, nach fruchtlosen Verhandlungen mit Gregor, sein E land wieder, und vereitelte alle Ränke des Papstes, der ihn 1230 endlich v Banne lösen mußte. Nur die Lombarden wollten nichts vom Frieden wissen, v legten seinem Sohne den Weg zum Reichstag von Ravenna, und ließen sich du Gregors Ermahnungen zum Frieden wenig täuschen, ja, während Friedrich end den Papst mit seinen Römern aussöhnte, suchte dieser den König Heinrich in heim gegen seinen Vater zur Rebellion zu bewegen, wobei er ihm offenen Empf bei den Lombarden verhieß. Schon war Heinrichs Anhang auch in Deutschl groß genug, aber plötzlich stand Friedrich da, und der betäubte Heinrich bat fußf um Gnade. Als aber der verblendete Jüngling (man sagt durch Gift) ein n Attentat auf seinen Vater machte, wurde er mit Weib und Kind nach San-F in Apulien zu ewiger Haft geschickt. Im grellen Lichte steht es freilich da, Friedrich fast um dieselbe Zeit, mit Prunk und Geräusch, die dritte Hochzeit Isabelle von England feiert, wo er den Sohn der ersten Gemahlin in den K schickt und auf dem großen Reichstage zu Mainz 1235 förmlich absetzen läßt. wurde auch für Landfrieden und Gerechtigkeitspflege, für Handel (dessen Wichti wenige Fürsten, sowie Friedrich, damals einsahen) und Ackerbau heilsam gesorgt. endlich glaubte sich Friedrich den Lombarden gewachsen, und rüstete sich zu Augs 1236. Ezzelinos da Romano (des Gewaltherrn von Verona) Freundschaft, den ghibellinisch gesinnten Städten Oberitaliens, sollten sein kleines Heer ver peln. Doch unterbrach noch ein schnell beendeter Kampf gegen den in die Re acht erklärten letzten Babenberger Friedrich, Herzog von Östreich, den schon b nenen Krieg, und Konrads, seines zweiten Sohnes, Wahl zum römischen K (1237). Ein herrlicher Sieg bei Corte-Nuova am Oglio (26. und 27. 1237) brach, nach Wiederaufnahme des Kriegs gegen die welfisch-gesinnten S Oberitaliens, die Macht der Lombarden, selbst der Caroccio von Mailand ging loren; außer dieser Stadt, Bologna, Placenz und Brescia, unterwarfen sich

Städte; aber Gregors Grimm wuchs, zumal da noch der Kaiser seinen natürlichen Sohn Enzio (Entio) zum König von Sardinien ernannte, und sich zur Unterwerfung des Rests der Lombardei rüstete. Am Palmsonntag 1239 sprach er den Bann von neuem gegen Friedrich aus. Doch führte dieser seinen Krieg fort, litt aber durch geheime Verrätherei Ezzelinos, die er, argwohnfrei, nicht ahnete, manchen Nachtheil. Um den Krieg von Grund aus zu beenden, wendete er sich nun plötzlich gegen den Papst selbst (1240), drang durch Spoleto in den Kirchenstaat, eroberte Ravenna und ließ den Papst in seiner Hauptstadt zittern; Rom würde seine leichte Beute geworden sein, hätte er den letzten Rest von Aberglauben in seiner Brust besiegen können. Hier und in den Edicten gegen die Ketzer sah man die Bande, die den so großen Friedrich noch an seine Zeit gefesselt hielten. Auch kannte er Gregor nicht, wenn er ihn zum Frieden zwingen zu können meinte. Er wollte seine Sache ohne den letzten Schwertstreich lieber auf einer Versammlung von Kirchenvätern vermittelt sehen, fand aber bald, daß nur seine entschiedensten Feinde dazu eingeladen wurden, und mähnte nun alle Prälaten von der Reise nach Rom ab, ja, er ließ endlich, da alle Warnung nichts fruchtete, seinen Sohn Enzio die genuesische Flotte angreifen und vernichten, und über 100 auf derselben nach Rom eingeschiffte Prälaten nach Neapel als Gefangene bringen. Dieser Schlag brachte endlich den unbezwinglichen Gregor (21. Aug. 1241) aufs Todtenbett; aber er mußte selbst noch durch seinen Tod dem Kaiser den fast gewissen Sieg. Über seine Unternehmungen hatte freilich Friedrich die nach Deutschland vordringenden Mongolen nicht selbst bekämpfen können, doch kehrten sie ohnehin nach ihrem Siege an der Wahlstadt (1241) wieder um. Nach der ephemeren Erscheinung Cölestins IV. und langem Interregnum erzwang Friedrich endlich eine Wahl; aber Sinibald Fiesco, als Cardinal sein Freund, wurde als Innocenz IV. der furchtbarste seiner Gegner. Die Kirche war sein eignes Selbst geworden, und die kälteste Entschlossenheit leitete ihn. Er bestätigte Gregors Bann, und entfloh plötzlich aus Italien, wo ihm des Kaisers Nähe zu gefährlich schien, nach Lyon (1244). Er hatte jetzt nur die Wahl, entweder als Verbrecher vor dem Richterstuhl des Priesters zu erscheinen, oder den ungeheuren Kampf mit dem Aberglauben des Jahrhunderts zu beginnen. Der Papst erneuerte den Bann, und berief ein allgemeines Concilium nach Lyon. Vor diesem führte Thaddäus v. Suessa, des Kaisers Kanzler, dessen Sache mit schlagender Beredtsamkeit und Wahrheit, und wider die boshaftesten wie die abgeschmacktesten Beschuldigungen. Umsonst ließ Friedrich, der Ketzerei beschuldigt, von einigen Geistlichen im Glauben prüfen; untadelig und rein ihn auch diese fanden, er war schuldig, weil er es sein sollte. Der heilige Vater sprach den schrecklichsten Fluch, die Priester schwiegen, löschten die Kerzen und warfen sie zu Boden. Doch nicht bloß durch die aufgesetzte Krone war Friedrich, daß er noch Kaiser sei; fürstlich rechtfertigte er sich vor Europas Völkern, und während Innocenz an des Landgrafen Heinrich von Thüringen Wahl zum deutschen König arbeitete, focht er siegreich gegen die Lombarden, vereitelte eine Verschwörung an seinem Hofe, und verlor selbst den Muth nicht, als sein Sohn Konrad von jenem Gegenkönig Heinrich geschlagen wurde. Bald siegte Konrad wieder und Heinrich starb 1247. Die tiefste Wunde schlug Petrus de Vinea dem Menschen Friedrich. Petrus hatte längst in seiner Treue gewankt, jetzt hatte er sich entdeckt, und suchte Friedrich zu vergiften. Friedrich, tiefgebeugt, ließ ihn blenden und ins Gefängniß werfen. Dort tödtete sich der Unglückliche selbst. Friedrich wurde fortan mißtrauisch gegen seine Freunde, verlor Parma durch Empörung, und in einer davor angelegten Lagerstadt, Vittoria, eine entscheidende Schlacht, mit ihr sein Heer, seinen Schatz und seinen Freund Thaddäus von Suessa, bekam in Deutschland an dem eiteln Wilhelm von Holland einen Gegenkönig, sah seinen Sohn Enzio in die Hände der erbitterten Bolognefer fallen,

und Ezzelino sich zu seinen Feinden schlagen. Seine eigne Gesundheit wankte; n wollte im Frieden sterben. Aber Innocenz verwarf die annehmlichsten Bedingun gen der Versöhnung. Noch einmal ermannte sich Friedrich, siegte in der Lombar dei, und würde vielleicht über den in der allgemeinen Achtung immer mehr sinken den, sowie in seiner politischen Stellung immer unsicherern Innocenz bald gesiegt ha ben, wenn ihn nicht selbst, am 13. Dec. 1250, zu Fiorentino der Tod in de Armen seines natürlichen Sohnes Manfred überrascht hätte. Er sollte Europ den hellen Tag der Vernunft noch nicht heraufführen, welchen es schwerlic schon ertragen hätte; aber sein Kampf für das Licht bleibt immer welthistorisch und wenn auch noch ein Jahrhundert politischer und geistiger Barbarei erfolgte, i welchem das edle Geschlecht der Hohenstaufen blutig unterging, so zeigte sich des schon an dem ihm ähnlichen Ludwig dem Baier, daß Friedrichs Beispiel kein verlo renes war, und daß eine große Idee, wenn sie einmal ins Leben getreten ist, leicht dem Leben nicht wieder entzogen werden kann. S. des Gen. von Funk „Ge schichte Kaiser Friedrich II." (Züllichau 1791), und F. v. Raumer's „Gesch. d Hohenstaufen", Bd. 3 u. 4.

Friedrich III., der Schöne, Erzherzog von Östreich und Gegenkön Ludwig des Baiern, geb. 1286, Sohn der Elisabeth, Erbtochter Meinhards II. von Kärnthen und des Herzogs (seit 1298 deutscher König) Albrecht I. Nachdem sein älterer Bruder, Rudolf der Sanftmüthige, 1307 gestorben, und sein Vate am 1. März 1308 von Johann von Schwaben ermordet worden war, übernahm er, als der älteste noch lebende Sohn, die Regierung des Herzogthums für sich un seine jüngern Brüder. Wie er dort die Räuber ausgerottet, wie er mit seinem Vetter, Herzog Ludwig von Baiern, gleichfalls einem Enkel des großen Rudolf von Habsburg, nur mütterlicher Seits, wegen der vom Landesadel ihm übertragene Vormundschaft über die niederbairischen Herzoge gerechtet, aber 1313 bei Gamel dorf geschlagen worden, tritt in den Hintergrund der Geschichte, als er nach sein Vaters und Großvaters Kaiserkrone zu streben begann. Die schon bei seines Va ters Tode, 1308, auf die Krone gemachte Rechnung zerriß die Wahl Heinrichs VI von Luxemburg. Als dieser aber plötzlich zu Buonconvento in Italien verstarb machte er ernstlichere Anstalten. Schnell söhnte er sich zu Ranshofen und Salzbu mit Ludwig aus, entsagte der Vormundschaft über Niederbaiern, und gewann d Herz des werthen Jugendfreundes zurück. Wie einst in den Tagen harmlo Kindheit zu Wien, wachten und schliefen sie zusammen. Hier versprach in trau licher Stunde Ludwig, die deutsche Krone auf keinen Fall anzunehmen, ja seine Freunde allen Vorschub dabei zu leisten. So wies er wirklich eine Botschaft der Frankfurt versammelten Fürsten, die ihm die Krone boten, an seinen Friedrich, u erst nach langer Unterhandlung erklärte er sich zur Annahme bereit. Sonderba Weise waren damals, außer den drei geistlichen, alle weltliche Kurstimme getheilt, indem Ludwigs eigner Bruder, Rudolf, für Friedrich stimmte, von den zw sächsischen Linien die wittenberger für Friedrich, und die lauenburger für Ludw sprach. So maßte sich auch, dem Böhmenkönig Johann gegenüber, der für s Böhmen zitterte, und darum auf Östreichs Kosten Ludwig erhoben wünschte, Hei rich von Kärnthen die böhmische Krone und Stimme an, und sprach für Friedri Nur die brandenburger Stimme, zwischen den Brüdern Waldemar und Heinr getheilt, war für Ludwig einig, der auch Mainz und Trier zu seinen Wähle zählte, während Friedrich nur von Köln begünstigt war. Am 19. Oct. 1314 s fen beide Parteien zahlreich bei Frankfurt, die östreichische in Sachsenhausen, bairische oder luxemburgische auf dem alten Wahlfelde jenseits des Mains e Keine schloß sich an die andre an, jede wählte ihren Candidaten. Aber nur Ludw den Baier ließ Frankfurt ein, und auf dem hohen Altar der Kirche St.-Bartho mäus wurde der Neugewählte seinem Anhange und dem Volke gezeigt. Unsr

belagerte Friedrich die Stadt. Auch mit der Krönung zu Aachen kam Ludwig ihm zuvor, während Friedrich zu Bonn auf einer Tonne im freien Felde die Königskrone Deutschlands aufgesetzt bekam. Deutschland war von neuem zerrissen, wie in den Tagen des vierten Heinrichs, Philipps und des Schwaben Friedrich. Nur das Schwert konnte jetzt entscheiden. Da schien Friedrich, durch seinen kriegerischen Bruder, Leopold, den Glorreichen, die Blume der Ritterschaft genannt, das größere Gewicht zu haben, während Ludwig seinen eignen Bruder Rudolf erst bezwingen mußte. Beide Gegner machten den Papst (der sich in der Folge zu dem obersten Verweser des erledigten Reichs erklärte) mit ihrer Wahl bekannt, beide suchten ihre Partei zu verstärken; allein wenn auch Herzog Leopold bei Speier und Augsburg mit seines Bruders Gegner hart genug zusammentraf, wenn bei Eßlingen oft in den Fluten des Neckars hartnäckig gekämpft wurde, so führte es keine Entscheidung herbei. Friedrichs Kriegsmacht, durch drückende Kriegssteuer in Östreich unterhalten, durch den Zug gegen den Grafen v. Trentschin getheilt, durch seines Bruders unglückliche Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten (15. Nov. 1315) geschwächt, konnte sich fast nur, sowie die Ludwigs, auf den kleinen Krieg einlassen. Friedrichs glänzendes Beilager zu Basel, mit Elisabeth von Aragonien, die alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, gab ihm nur eine Gefährtin für seine Leiden, die ihr zahllose Thränen, und dadurch das Licht der Augen kosteten, und sie wenige Monate später dem Gemahle in die Gruft nachfolgen liessen. Auch ein in diese Zeit fallender Bund der böhmischen Herren, die Lipa an der Spitze, 1317, mit Friedrich, um einen seiner Brüder an König Johanns Stelle zu setzen, und seine Verbindungen, in Italien angeknüpft, vermochten ihm ein entscheidendes Übergewicht noch keineswegs zu sichern, so lange nicht eine Hauptschlacht zwischen beiden Gegnern günstig für ihn ausfiele. Zwar wurde Baiern 1320 von Friedrich und Leopold schrecklich verwüstet, und Ludwig, auf seine festen Orte beschränkt, durch diese Noth und durch den sonderbaren Unfall bei Mühldorf auf den Gedanken, 1319, mit dem Gedanken selbst nach und nach vertraut, dem Reiche gänzlich zu entsagen. Allein sein Anhang richtete seinen alten Muth durch neue zahlreichere Unterstützung wieder auf, und mit dieser ging er seinem von Salzburg heranziehenden Gegner entgegen. So kam es, fast in derselben Gegend, wo 478 J. später die Schlacht bei Hohenlinden vorfiel, zwischen Mühldorf und Ampfing zur Schlacht. Ludwigs Heer war das geringere, und Friedrich erwartete noch seinen mit Truppen aus Schwaben heranseilenden Bruder Leopold, und sandte Eilboten ihm entgegen, die aber von den Ampfelder Mönchen aufgehalten wurden. Ludwig zögerte, gleichfalls noch auf Verstärkung hoffend. Friedrich, ohne Kunde von Leopold, beschloß, gegen den Rath der Sterndeuter und der Kriegskundigen, den Angriff (28. Sept. 1322). In goldeter Rüstung, königl. geschmückt, stand er in des Heeres Mitte, wo Dietrich v. Pilichdorf das Banner Östreichs hielt. Ihm rechts stand sein Bruder Heinrich. Ludwig hatte dem unansehnlichen, aber kriegerfahrensten Ritter seiner Leute, Seifried Schweppermann, aus der Oberpfalz, den Oberbefehl anvertraut, mit ihm focht Joh. von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern. Burggraf Friedrich von Nürnberg blieb jenseits des Isen, den Ludwig überschritt, mit seinen Reitern im Hinterhalt. Zehn Stunden wurde mit Heldenkraft gestritten, schon hatte König Johann unter Pilichdorfer's Rosse, und seine Böhmen waren von den Seinen hart bedrängt, schon schwankte Ludwigs Heer, als Schweppermann den Burggraf mit seinen Scharen vorbrechen ließ. Seine östreichischen Farben täuschten Friedrich, der ihn für Leopold hielt; sein ungestümer Angriff enttäuschte sie schrecklich und entschied für Ludwig. Schon war die Flucht der Östreicher allgemein, schon ihr Banner mit Erzherzog Heinrich selbst in der Feinde Händen, als immer noch Friedrich tapfer kämpfte. Albrecht Rindsmaul, Schwager Schweppermann's, Burggraf von Neustadt, setzte ihm hart zu; des Königs Roß stürzte: da ergab sich

Friedrich dem Burggrafen von Nürnberg; die Schlacht war verloren. Den hoh
Gefangenen nahm sofort das feste Schloß Trausnitz auf, bei Nabburg, im Tha
an der Pfreimt. Herzog Leopold, schon auf dem Wege zu seinem Bruder, w
schnell nach Schwaben zurückgegangen, doch muthig auf seines Bruders Rettu
bedacht. Fast drei Jahre brachte Friedrich auf der Trausnitz in enger, aber anstä
diger Haft zu, und solche Lage drückte schwer seinen sonst so lebensfreudigen Ge
darnieder. Er ließ Bart und Haupthaar wachsen, schnitzte Pfeile, die er nicht
gen seine Feinde brauchen konnte, deren einige noch heute übrig sind. Die e
Königin that umsonst Wallfahrten, fastete und kasteiete sich, und weinte sich
ihre Augen. Leopold aber, dem ein Versuch, die Trausnitz zu ersteigen und Fri
rich zu entführen, mißlungen war, suchte Ludwig in Johann XXII. und im Ha
Luxemburg und Böhmen mächtige Gegner zu erregen, und wirklich suchte
Papst dem Könige Karl von Frankreich Deutschlands Krone zuzuwenden. Da
dachte, selbst geängstigt, Ludwig seines Gefangenen, und hörte williger, wenn il
der fromme Abt der Carthause Maurbach, Friedrichs Beichtvater, von Versö
nung mit seinem Herrn sprach. Ludwig eilte endlich (März 1325) nach Trau
nitz, und kündigte dem Gegenkönig Freiheit an, nachdem dieser allem Anspruch
das Reich entsagt, die Wahlurkunden und die besetzten Länder herauszugeben, u
mit seinem Bruder ihm gegen den Papst beizustehen sich verpflichtet hatte. D
gelobte Friedrich mit einem Eide, sich wieder einzustellen, wenn die Bedingung
nicht zu erfüllen wären. Aber weder Leopold, noch Papst Johann erkannten di
Bedingungen an, Friedrich wurde sogar von seinem Eide entbunden, und —
groß zum angerathenen Wortbruch — stellte er sich zu München wieder bei Ludw
als Gefangenen ein. Solche deutsche Treue rührte tief den Kaiser Ludwig;
nahm ihn nur als Freund bei sich auf, aß und schlief mit ihm, und vertraute ih
da er zu seinem Sohne nach Brandenburg eilen mußte, gegen Leopold die Vertr
digung der bairischen Erblande an. Das konnte freilich der erstaunte Papst
seiner Politik nicht reimen. Endlich soll (die Baiern leugnen es) Ludwig sein
Freunde selbst die Mitregierung des Reiches angeboten haben (Sept. 1325), wo
auch Leopold zufrieden war; aber die Kurfürsten und der Papst verwarfen d
Auskunft. Überdies starb auch Herzog Leopold, den Ludwig am meisten fürcht
und mit ihm Friedrichs Stütze; daher kam ein zweiter Vertrag (wenn die Urku
wirklich echt ist), daß Ludwig Italien und die römische Krone nehmen, Friedrich
römischer König in Deutschland herrschen sollte, nicht in Erfüllung. Noch ein
sah (1327) Ludwig seinen Freund zu Innspruck, wo dieser Hof hielt, aber
merkte bald, daß die alte Freundschaft lau geworden war; darum griff auch Fr
rich nicht, nach Ludwigs Willen, zu dem Schwert, als sein eigner Bruder, L
der Fröhliche von Östreich, gegen ihn sich rüstete; er zog es vor, sich mit ihm sö
auszusöhnen. Es drängte ihn, der Welt zu entsagen. Auf dem einsamen
tenstein an der Piesting lebte er frommen Betrachtungen und starb am 13. Jä
1330. In der Carthause zu Maurbach, seiner Stiftung, wurde er begra
nach deren Aufhebung, 1783, seine Gebeine in dem Münster von St.-Step
beigesetzt wurden. Er hatte von seiner einnehmenden Gestalt den Beinamen
Schönen erhalten. In seinen Sitten, seiner Gesinnung, seiner Art war nic
was mit dieser Benennung im Widerspruch gestanden hätte. Er war ein lieb
würdiger und ritterlicher Mann, aber keineswegs ausgezeichnet durch große Ei
schaften im Felde oder im Rathe. Aber der reichere Geist und die unzerstörba
Kraft war bei seinem glücklichern und doch so wenig glücklichen Gegner. B

Friedrich, als römischer Kaiser III., als deutscher König IV., als
herzog von Östreich V., Sohn Herzog Ernsts des Eisernen und der masovis
Cymburgis, mit der forterbenden großen Lippe, geb. zu Innspruck (21. S
1415), wurde das Haupt der über Steiermark, Kärnthen und Krain herrschen

inie, während in Tirol und Niederöstreich zwei andre, endlich auch an ihn (1458, 463 u. 1496) und seinen Sohn mit ihren Ländern fallende Linien (die albertinische nd leopoldinische) regierten. Kaum mündig geworden, holte er, nach Fürstenitte jener Zeit, im gelobten Lande den heil. Grabes- und den Cyperorden. Er bernahm 1485 mit seinem unruhigen Bruder Albrecht, dem Verschwender, die legierung seiner Lande, die freilich wenig mehr als 16,000 Mark eintrugen, und urde Vormund für seine Vettern Sigmund von Tirol und Ladislav Posthumus n Niederöstreich, Ungarn und Böhmen. Friedfertig und Ruhe liebend, keusch d mäßig, der Astrologie, Alchemie und Botanik besonders hold, nicht ohne Verand und guten Willen, aber ohne Kraft, Beharrlichkeit und Strenge, völlig ohne hern politischen Blick, hatte eben ihn das Schicksal ausersehen, in einer Zeit ftreten, welche an politischen und religiösen Gährungen, an den folgereichsten ungen und Entwickelungen so fruchtbar war; wo sich in einer Menge Anzeigen erkennbar eine neue Ordnung der Dinge ankündigte, welche zu begreifen und ndig in sich aufzunehmen, bei welcher kräftig mitzuwirken, Ehre und Pflicht esen wäre. Fiel doch in die Zeit seiner 58jährigen Regierung über Östreich und er 53 Herrscherjahre als deutscher König die Eroberung Constantinopels durch Türken; das durch griechische Flüchtlinge und vermehrte Universitäten in utschland und Italien höher angeregte Wiederaufleben der Wissenschaften; die findung der Buchdruckerei; das sichtbare Ausbilden der westeuropäischen Staan zu einem Staatensystem, das sich im Kampfe über Italien praktisch beurkunte; das verhängnißvolle Ende des Herzogthums Burgund, der Anlaß 200jähriKriege; die durch die konstanzer und baseler Kirchenschlüsse erschütterte päpstliche acht; die großen Seeentdeckungen von der pyrenäischen Halbinsel aus; in utschland, das unter 1500 Herren sich theilte, selbst der letzte Kampf des Faustchts mit dem tiefgefühlten Bedürfniß einer gesetzmäßig innern Gestaltung! — s n 1440 von den deutschen Fürsten einstimmig auf den deutschen Thron berufen urde, und nach dreimonatlichem Bedenken ihrem Wunsche nachgab, und sich dann 2 krönen ließ (womit bis 1740 die ununterbrochene Reihe deutscher Kaiser aus burgischem Mannsstamme beginnt), lag darin mehr als Eine Auffoderung, in großen Interessen seiner Zeit kräftig einzugreifen; aber die Geschichte hat fast r zu erzählen, was unter ihm, als was durch ihn geschah. Unheimlich war Alles, was ihn aus seiner engen Sphäre riß, und es fehlte ihm vor Allem an tüchtigen Gesinnung für Deutschland. Freilich ist in Deutschlands und seinen Lage manche Entschuldigung für ihn bereit. Anfangs bei kleiner und getheilter Hausmacht, mit seinem eignen Bruder und übermächtigen Nachn, wie Böhmen und Ungarn, in offenem Streite, gab die Kaiserwürde allein ig Stärke, wo fast 1500 Reichsstände die Kaisersmacht, von fast gar keinen ngütern mehr unterstützt, zum Schattenbilde herabgewürdigt, durch Zwietracht Gesetzlosigkeit allen Reichsbeschlüssen getrotzt, und alle Reichstage durch Zaund Verschieben unnütz, oder nur darin fruchtbar gemacht hatten, daß immer den andern nöthig machte. „Wiewol", sagte damals Äneas Sylvius (Pius II., lomini), „Ihr den Kaiser für Euern Herrn und König anerkennt, so ist sein chen nur ein bildhaftes; Ihr gehorcht ihm nur, wenn es Euch gefällt, und es lt Euch selten. Ihr wollt unabhängig sein, und weder Fürsten noch Stände dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er hat keinen Schatz, kein Einkommen. aus entspringt denn, daß Ihr immer in endlose Kriege verwickelt und allen einer getheilten Macht ausgesetzt seid". Gleich im Anfang seiner Regierung Friedrich in einen Krieg mit seinem Bruder Albrecht, der in Vorderöstreich re, und in Gefahr, sein ganzes Erbland zu verlieren. Für 70,000 Kronen erte er die Räumung seiner Länder. Als sein Mündel Ladislav, zu dessen Zugabe an seine Unterthanen in Niederöstreich, Böhmen und Ungarn er von Ul-

rich Eyzinger (1452) mit mit 16,000 Mann durch die Belagerung von Wien
risch-Neustadt gezwungen wurde, nachdem eine frühere Belagerung (1446) dur
Joh. Corvin zu gleichem Zweck nichts ausgerichtet hatte, kinderlos gestorben w
(1457), kam Niederöstreich an Friedrich, Oberöstreich an Albrecht, und ein Th
von Kärnthen an Sigmund von Tirol, Wien aber blieb allen gemeinschaftli
Bei diesem Todesfall erlebte Friedrich die Demüthigung, daß trotz seiner Ansprü
auf Böhmen und Ungarn, in ersterm Lande ihm Georg Podiebrad, in letzte
Matthias Corvinus vorgezogen wurde. Kaum war dies verschmerzt, als sein Br
der Albrecht (1462) die Hauptstadt Wien gegen Friedrich insurgirte, und dieser, i
belagert, nur von seinem Gegner Podiebrad gerettet werden konnte. Bei die
Noth hatte er sich endlich einmal entschlossen gezeigt und erklärt, eher solle die Bu
sein Gottesacker werden, ehe er meuterischen Unterthanen sich ergebe. Erst
Albrechts Tode (1463) bekam er von dieser Seite Ruhe. Was auf seinen Reic
tagen geschah, beschränkte sich auf einige wenig beachtete Gesetze über den La
frieden (ja das Faustrecht wurde gleichsam sanctionirt, weil die Fehde, drei T
zuvor angekündigt, und nicht von Donnerstag bis Sonntag geführt, erla
wurde); auf ein unwichtiges Edict zur Verbesserung der Münzen im Reiche (w
rend er selbst mit seinem Bruder Schinderlinge schlug); auf eine Beschränkung
Femgerichts auf rother Erde, das ihn selbst einmal vorzuladen sich erdreistet;
einen Plan zur Aushebung der Reichshülfe, die in die große und die kleine e
eilende getheilt wurde, aber bei der Kostenvertheilung auf die einzelnen Stände
übergroße Schwierigkeiten fand; auf einen Plan zur Errichtung eines Reichska
mergerichts, welches erst unter seinem Sohn zu Stande kam (1495). Auch war
schwäbische Bund (1488), so heilsam er sich gegen die ungestüme Aristokratie
wies, mehr ein Werk der allgemeinen Noth als seiner Politik. Was man endl
unter dem Namen der Reformation dieses Kaisers (1441) rühmt, war wol we
mehr, als ein entweder von den Städten, oder von einem Mann aus Friedri
Umgebungen ausgegangener Entwurf zu einer Magna Charta Deutschlands,
die weltlichen wie für die geistlichen Stände; und wenn auch treffliche Ideen, z.
zu einem allgemeinen Nationalgesetzbuch Deutschlands, zur Entfernung des rö
schen Rechtes und des geistlichen Standes von Berathung weltlicher Sachen,
Gleichförmigkeit der Münzen, Maße und Gewichte, zur Gestaltung des Han
und Gewerbes, sowie der Streitkräfte der Nation u. s. w., darin niedergelegt
ren, so war das Ganze wahrscheinlich bloß Privatarbeit, und gewiß nie zur
fentlichen Sanction gekommen. Ja, seine Schlaffheit gab sogar dem schla
Äneas Sylvius, der des Papstes nicht weniger als Friedrichs geheimer Secre
war, den leichten Sieg, in den traurigen wiener Concordaten (Febr. 1448) an
colaus V. Alles wieder aufzuopfern, und alle Rechte hinzugeben, die das Co
lium zu Basel, den Päpsten gegenüber, erstritten hatte. Auch die Kaiserkrone,
er mit der lombardischen zugleich 1452 zu Rom sich holte, gab ihm weder hö
moralische Kraft, noch vermehrte politische Selbständigkeit. Selbst die erste
rührung seiner portugiesischen Gemahlin, Eleonore, ließ er von astrologischen
stimmungen abhangen. Nur im Aufstand zu Viterbo zeigte er den persönli
Muth, in die Rebellen mit dem Stocke einzuhauen. Dafür kaufte er allen
den Räubern Frieden ab; erneuerte seinem Hause den erzherzoglichen Titel,
pflegte seine Pflanzen, während die Türkennoth immer größer wurde. Eb
wenig wagte er etwas gegen Mailand, als dort, nach Erlöschen des Mannsst
mes der Visconti, der Usurpator Sforza sich behauptete. Wie unglücklich
schwankend er in seiner Politik nach Außen war, bezeugen seine Verhältnisse
Ungarn und mit Böhmen, und die Art, wie er sich, um die dem Hause Öst
entrissenen Krongüter wieder zu erlangen, in die Angelegenheiten der uneini
Schweizercantone mischte, und wie er, selbst zu schwach, vom Reich verlassen,

des Kriegsvolk aus Frankreich unter dessen Dauphin herbeirief, das bei St.-
ob an der Birs, von der Schweizer Tapferkeit eines andern belehrt, seine Waf-
zum Theil gegen Deutschland und Östreich selbst wendete. Noch größere Ge-
drohete ihm in Deutschland selbst. In der pfälzischen Erbfolgesache (1449)
indete er sich mit Friedrich dem Siegreichen (Bruder des verst. Ludwigs), der
seines Neffen Philipp die Kur für sich verlangte, und als Friedrich widersprach,
nz, Trier und eine Anzahl deutscher Fürsten auf seine Seite brachte, und selbst
Böhmen Georg Podiebrad Aussicht zur Kaiserkrone machte. Mehrmals ver-
nelten sich die mißvergnügten Prinzen und erließen an den Kaiser (1461) Briefe
der bittersten Vorwürfe, und mit seiner Absetzung drohend, schrieben sie seiner
wäche und Regierungsunfähigkeit alles Elend Deutschlands zu. Wenig wür-
friedrichs Unterhandlungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit ihm, ge-
tet haben, wenn nicht dem schlauen Pius II., der Frieden stiftete, mit einem
n Kaiser mehr als mit einem geheimen Calixtiner und einem Podiebrad dazu,
at gewesen wäre. Fast ohne Widerstand ließ Friedrich die Osmanen 1469
krain, und 1475 fast bis Salzburg vordringen; ruhig sah er die Fürsten Sach-
im Bruderkriege sich befehden. Seiner schwankenden Politik, der zufolge er
Könige von Böhmen und Ungarn unter sich verfeindete, hatte er es zuzuschrei-
daß endlich beide gegen ihn die Waffen kehrten, und besonders Matthias ihn
die Enge trieb, daß Friedrich auch nicht einer Stadt in seinen Erblanden mehr
tig war. Auch Karl den Kühnen, dessen reiche Erbtochter er für seinen Sohn
angte, täuschte er bei den Unterhandlungen zu Trier (1473) über die Erhöhung
gunds zu einem Königreiche, die er durch schleuniges Wegeilen abbrach, und
th dafür mit Herzog Karl selbst in einen Krieg, dem er persönlich beiwohnte,
etwas auszurichten, da er einen Bund mit Frankreich, Schweiz und Lothrin-
durch 200,000 Kronen sich von Karln abkaufen ließ. Als endlich sein 1486
römischen König erwählter Sohn, Maximilian, nach Karls Tode (1477) die
der Maria, und mit ihr die reichen Niederlande davon getragen hatte, wurde
mit Frankreich, und über die Vormundschaft für seine Kinder mit den eignen
erländern in Krieg verwickelt, und 1488 selbst gefangen genommen. Dies
te den alten Friedrich aus seiner Unthätigkeit, und er zog diesmal in Person
Sohne zu Hülfe. Maximilian verschaffte dann seinem Vater Östreich wieder;
ie durch Matthias Tod, 1490, erledigte ungarische Krone mußte er Ladislav
Böhmen lassen. Endlich, nach so vielen vereitelten Planen, die ihn indeß we-
beunruhigten, als der Gedanke, wegen eines ihm abgenommenen Beines, nach
Tode der einbeinige Kaiser genannt zu werden, starb Friedrich IV. an zu reich-
Genuß von Melonen d. 19. Aug. 1493, und überließ es seinem größern
e, das von Friedrich auf seine Bücher und Paläste gesetzte Anagramm A. E.
U. (Austriae Est Imperare Orbi Universo?) zu verwirklichen. Br.

Friedrich der Gebissene, oder **mit der gebissenen Wange**, graf zu Meißen und Landgraf in Thüringen. Sein Vater, Albert, Landgraf
üringen, mit dem Beinamen der Unartige, hatte Kaiser Friedrichs II. T.,
arethe, zur Gemahlin, mit welcher er Friedrich und Diezmann zeugte. Allein
liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde v. Eisenberg, verleitete ihn zu dem
, seine Gemahlin heimlich ermorden zu lassen, der nur durch Margarethens
nige Flucht vereitelt wurde. Die trostlose Mutter überhäufte bei ihrem Ab-
vorzüglich Friedrich mit Küssen, und biß ihn, im heftigsten Ausbruche ihres
rlichen Schmerzes, in den Backen, sodaß Friedrich für immer eine kleine
behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen seines schändlichen Vorhabens,
den Haß gegen sie auf seine beiden Söhne über, wollte sie von der Thronfolge
üringen ausschließen, und solche auf Apitz, den mit Kunigunden erzeugten
rd, bringen. Mehre seiner Ritter und Vasallen aber träten auf die Seite

seiner beiden rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwischen diesen und dem Vater 1281 ein Krieg aus. In diesem ward Friedrich von seinem Vater gefangen genommen, und mußte ein ganzes Jahr auf der Wartburg zubringen, bis ihn einige seiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und sein Bruder, nach dem Absterben des Vater-Bruders (der beide Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrich des Weisen, Markgrafen zu Meißen und Lausitz (1282), und seines Sohnes (gest. 1291), dessen Länder erhielten, und ihr Vater dies nicht zufrieden war, kam es von neuem zum Kriege, in welchem Albert gefangen, und nur auf Kaiser Rudolfs Vermittelung losgelassen wurde. Aus Rache suchte nun Albert verschiedene Fürsten gegen seine Söhne zum Kriege zu reizen, und verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, seiner Söhne und der Landstände Widerspruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kaiser Rudolfs Nachfolger, Adolf von Nassau, für 12,000 Mark Silber. Dieser rückte 1294 in Thüringen ein und bemächtigte sich einiger Städte und Schlösser; allein da ihm Friedrich und Diezmann entgegenrückten, zog er sich, nachdem er Thüringen verwüstet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln nach Mühlhausen, setzte aber nachher seine Verwüstungen in Meißen fort, bis er endlich 1298 von dem an seiner Stelle zum Kaiser gewählten Albrecht am 2. Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Kaiser Albrecht, nicht gesonnen, seines Vorgängers Anspruch auf Thüringen aufzugeben, nahm Eisenach und einige andre Städte in Besitz; allein sein Heer wurde am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürstenthum Altenburg von Friedrich und Diezmann völlig geschlagen. Da Albrecht, als Vormund s. Neffen, Joh. v. Schwaben, dieses Herzogthum verwaltet hatte, in der Folge aber ganz an sich zu bringen suchte, so bestanden seine Truppen größtentheils aus Schwaben. Daher das Sprichwort, durch welches man Jemanden den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens anzudeuten pflegte: es wird dir glücken (gehen) wie den Schwaben bei Lücken (Lucka). Albrecht (s. d.) machte neue Zurüstungen zu einem Feldzuge nach Thüringen, als ihn der Aufstand der Schweizer an den Rhein rief, wo er von seinem Neffen ermordet wurde. Nun unterwarf sich die bisher dem Kaiser Albrecht anhänglich gebliebene Stadt Eisenach Friedrich von neuem, und da ihm durch seines Bruders Diezmann Ermordung, in der Thomaskirche zu Leipzig, auch dessen Landesantheil zugefallen war, so wurde er nicht nur alleiniger Markgraf von Meißen, Lausitz, und Landgraf in Thüringen, sondern er vereinigte auch die Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit seinem Lande, und ließ im folg. J. in demselben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, zu dessen Haltung Adel und Bürger sich eidlich verbindlich machten. 1312 hatte er das Unglück, von Kurfürst Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt seine Freiheit nur gegen Bezahlung von 32,000 Mark Silber und Abtretung der Niederlausitz. Nach so vielen Kämpfen stellte Friedrich in seinen Erblanden die Ordnung her, zerstörte 1321 einige Raubschlösser, fiel aber 1322 in eine Gemüthskrankheit, die ein geistliches Drama (der fünf klugen und der fünf thörichten Jungfrauen) auf ihn gemacht hatte, und starb zu Eisenach d. 17. Nov. 1324. Ihm folgte s. Sohn, Friedrich der Ernsthafte.

Friedrich VI., König von Dänemark, Sohn Christians VII. (s. d.) und der Königin Karoline Mathilde, geb. Prinzessin von England, d. 28. Jan. 1768 geb., vermählt den 31. Juli 1790 mit Sophie (Friederike), T. des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel (geb. den 28. Oct. 1767), die ihm zwei Töchter geboren hat. Er wurde am 14. April 1784 für majorenn und zum Mitregenten seines gemüthskranken Vaters erklärt, und succedirte demselben am 13. März 1808. Als Minister standen ihm die hochverdienten Grafen v. Bernstorff zur Seite, erst der Vater, und nach dessen Tode der Sohn. Der Charakter der dänischen Regierung zeichnete sich durch eine weise Verwaltung und gegen andre Staaten durch eine

nadheit und Offenheit aus, welche Achtung einflößte und bis zur letzten Kata-
phe die äußere Ruhe erhielt. Insbesondre wird Friedrichs VI. Regentschaft
d Regierung mit hoher Achtung in der Geschichte genannt, weil durch ihn die
ilassung der leibeignen Bauern erfolgte, weil er früher als andre Nationen (16.
ärz 1792) den Sklavenhandel, vom J. 1803 an gänzlich, abschaffte und jede
eilnahme an demselben verbot, weil er Friedens- oder Vergleichsbehörden zur
rmeidung von Processen errichtete, weil er endlich Schulen des gegenseitigen Un-
richts und ähnliche Mittel der Volksbildung beförderte. Als die franz. Revo-
ion Europa erschütterte, verband sich Dänemark mit Schweden, zur Behaup-
ng der Neutralität, 1794 — 99 durch eine gemeinschaftlich ausgerüstete Kriegs-
te. Dies bewog England zur Nachgiebigkeit, und die Bedrückungen des däni-
n Handels minderten sich, indem ein im mittelländischen Meere durch die däni-
Tapferkeit erkämpfter Vortheil 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewäs-
günstigen Vergleich bewirkte. So gelang es dem Prinzen, bis 1800 den
den zu erhalten. Allein seit dem Beitritt zu Pauls I. nordischer Neutralität,
d Dänemark (s. d.) in die europäischen Händel verwickelte. Es verlor seinen
ndel, seine Marine und Norwegen. (S. Kieler Friede; Hamburg;
hill.) Bei dem Congresse zu Wien war Friedrich VI. persönlich zugegen. Er
sein Contingent von 5000 Mann 1815 zur Occupationsarmee in Frankreich
ßen, und bezog seinen Antheil an den franz. Contributionsgeldern. Nach sei-
r Zurückkunft von Wien ließ er sich und seine Gemahlin den 31. Juli 1815 zu
iedrichsberg krönen. In der Folge trat er dem heiligen Bunde bei. Seitdem
er bemüht, den Credit des Papiergeldes wiederherzustellen, und dem gesunkenen
ndel des Landes emporzuhelfen. S. Tochter, die Kronprinzessin Karoline
b. 28. Oct. 1793) ist nicht vermählt. K.

Friedrich August I., König von Sachsen, der älteste Sohn des Kurf.
iedrich Christian, geb. zu Dresden am 23. Dec. 1750, folgte s. Vater 17. Dec.
63. Sein ältester Oheim, Prinz Xaver, führte als Administrator die Vor-
undschaft, bis F. A. am 15. Sept. 1768 selbst die Regierung antrat. Er verm. sich d.
Jan. 1769 mit der Prinzessin Maria Amalia von Zweibrücken, die ihm (21. Jan.
72) die Prinzessin Maria Auguste gebar. Der nachmal. Minister, Freih. von
schmid, war sein Lehrer in den Staatswissenschaften, die vielleicht nie in einem
m Geiste angewendet worden sind, als von Friedrich August. Dem festen
schlusse, sein Volk nach Möglichkeit zu beglücken, blieb er in allen Verhältnissen
zu allen Zeiten so treu, daß man mit Wahrheit sagen kann, dieser Fürst hat
seiner Pflicht gelebt. In seiner ganzen Regierung ist kein Machtspruch, kein
griff in fremde Rechte geschehen. Abhold jeder übereilten Neuerung unternahm
chts für den Glanz oder aus Nachahmungssucht, sondern nur dann entstand
Neue, wenn er aus Überzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber
sam, aber desto sicherer gedeihen sollte. Der Wohlstand, die Blüthe seines
tes unter seiner Regierung zeugen, wie sicher es in der That gedieh. Er tilgte
und nach die Steuerschulden des Landes, und die strenge Rechtlichkeit der Ver-
ung bewirkte, daß ungeachtet der geringen Zinsen, die sächsischen Staatspa-
, was bis daher ohne Beispiel war, um einige Procente den Nennwerth über-
m. Öfter wendete Friedrich August durch eigne Aufopferungen Schulden vom
e ab, suchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte: man
sein und seiner Kammer Interesse nie dem Interesse der Unterthanen entgegen-
n. Von seiner landesväterlichen Fürsorge zeugen die schrecklichen Jahre der
erung 1772, 1804, 1805, und der furchtbaren Überschwemmungen von
4, 1799, 1804, wobei er nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, sondern
durch die Arbeit, die er nahrungslosen Unterthanen verschaffte, sich hülfreich
ts. Die Magazine wurden so eingerichtet, daß ähnlicher Gefahr künftig vor-

gebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbesserung der Viehzucht (besonders die Veredlung der Schäfereien) machten bedeutende Fortschritte, und wurden durch Belohnungen unterstützt; der Bergbau, die Salzwerke, das Forstwesen wurden durch sorgfältige Aufsicht, weise Gesetze und nachdrückliche Unterstützung gehoben; Manufacturisten und Fabrikanten (vorzüglich Spinnmaschinen ꝛc.) aller Art durch Gehalte, Geschenke und Vorschüsse unterstützt; der Handel, der durch den siebenjährigen Krieg und durch die während der Vormundschaft auf die ausländischen Waaren gelegten Abgaben einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob sich zu einer vorher nie erreichten Blüthe. Wer gedenkt nicht hierbei der Verbesserung alter und Anlegung neuer Kunststraßen, sowie der Schiffbarmachung der Unstrut und Saale, welche Flüsse durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung gebracht werden sollten? Das Heer ward auf einen bessern Fuß gesetzt, die Bildung künftiger Officiere musterhaft begründet, und ein Militair-Strafgesetzbuch gegeben. Bedeutende Unterstützungen erhielten die Universitäten Wittenberg und Leipzig; die Fürstenschulen Pforta, Meißen und Grimma wurden neu eingerichtet, erhielten neue Gebäude und mehre Lehrer; die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg, die niedern Bergschulen im Erzgebirge, die verbesserte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landschullehrer u. a. m. zeugen von dem Eifer dieses wissenschaftlich gebildeten Regenten für die geistige Cultur seines Volkes. In der Gesetzgebung zeigt sich Friedrich Augusts Regierung von der achtungswürdigsten Seite. 1770 ward die Tortur abgeschafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesstrafen beschränkt und menschlicher. 1791 ward eine beständige Gesetzcommission errichtet, welche mit dem Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt, 1820 aber aufgehoben ward; 1810 erhielten einige ausgezeichnete Rechtskundige den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Gesetzbuchs. Wichtige Veränderungen wurden in Ansehung einzelner Landesbehörden vorgenommen, der Justizpacht in den Ämtern aufgehoben und die Rechtspflege von dem Rentwesen getrennt, heilsame Polizeigesetze und eine allgemeine Vormundschaftsordnung gegeben; es wurden Waisenhäuser, Arbeits-Heil-, und Strafanstalten gegründet. Überhaupt waltete der Geist der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Treue so allgemein, daß Sachsen auch von Seiten seiner Sittlichkeit sich auszeichnete. Wenn Friedrich August nicht ein immer erhöhtes Glück seinen Unterthanen verschaffte, so war dies der Zeitumstände Schuld; denn wie sehr er auch den Frieden liebte, so ward er doch mehr als einmal genöthigt, an dem Kriege andrer Mächte Theil zu nehmen. 1778 führte er, wegen der Ansprüche seiner Mutter auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Kurfürsten von Baiern, gemeinschaftlich mit Friedrich dem Großen, den bairischen Erbfolgekrieg gegen Östreich. (S. Teschener Friede.) Das Wohl seines Landes und dessen geographische Lage erfoderten, sich an Preußen anzuschließen; daher trat er auch dem deutschen Fürstenbunde bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß diese Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich August die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Interesse des Hauses, dessen Schild wider grundlose Ansprüche in Tractaten ist, und seines Volks, dessen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Besten geübten Vorrechten ein Kleinod besitzen, dessen Verlust beim Untergange der Gesetze gewiß und unersetzlich wäre". Dieselbe Weisheit bewog ihn auch, eine Königskrone auszuschlagen. Die Polen sandten 1791 den Fürsten Adam Czartorisky nach Dresden, um Friedrich August zur Thronfolge Polens für sich und seine erblichen Nachkommen zu berufen. War es ehrenvoll für ihn, um seiner Tugenden willen von einem fremden Volke als König berufen zu sein, so war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider stand es bald nicht mehr in

einer Macht, die Ruhe dieses Vaterlandes zu sichern. In Pillnitz fand im Aug. 1791 die Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen statt, worin Maßregeln gegen die franz. Revolution ergriffen wurden, welche das berliner Bündniß vom 7. Febr. 1792 zur Folge hatten. Allein die Weisheit des Kurfürsten lehnte seinen Beitritt zu diesem Bündnisse, als Macht, ab; erst, nach erklärtem Reichskriege, 1793, stellte er sein Contingent zu demselben als Reichsstand. Vier Jahre lang nahm er auf solche Weise an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, bis er dem Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrage des obersächsischen Kreises mit den Franzosen (von 13. Aug. 1796) beitrat, und die Demarcationslinie an den südlichen Grenzen seines Landes besetzen ließ. Bei dem rastadter Congreß suchte er die Selbständigkeit des deutschen Reiches zu behaupten, und bei dem Entschädigungsgeschäft zu Regensburg (1802 u. 1803), wozu er nebst sieben andern Reichsständen erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk als strenge Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse. In einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Östreich 1805 nahm er keinen Theil; doch verstattete er, bei seiner Verbindung mit Preußen, den Heerestheilen dieser Macht den Durchzug durch sein Land. Als aber am 6. Aug. 1806 die Auflösung des deutschen Reichs erfolgt war, sah er sich genöthigt, 22,000 Mann zu den Preußen gegen Frankreich stoßen zu lassen. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oct.) war Sachsen zuerst dem eindringenden Feinde preisgegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andre Weise entschieden worden, hätten nicht Friedrich Augusts persönliche und Regententugenden dem Feinde Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehren Requisitionen, dem Lande eine Kriegssteuer von 25 Mill. Fr. auf, und richtete eine provisorische Verwaltung der in Beschlag genommenen landesherrl. Einkünfte ein, gestand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich August unterstützte seine bedrängten Unterthanen durch Geldvorschüsse und durch die Lieferungen seiner Kammergüter; am wirksamsten jedoch durch den Abschluß des Friedens mit Napoleon zu Posen (11. Dec. 1806). Der Kurfürst von Sachsen wurde zum König erhoben, trat als solcher dem Rheinbunde bei, und stellte ein Contingent von 20,000 M. In der Niederlausitz wurde ihm der kottbusser Kreis zugesichert, und er trat dagegen an den König des neu errichteten Reichs Westfalen das Amt Gommern, die Grafschaft Barby, Treffurt und einen Theil der Grafschaft Mansfeld ab. Auch stimmte der 5. Art. d. Fr. die Gleichstellung der Katholiken mit den Lutheranern in allen kirchlichen, bürgerlichen und politischen Rechten. Durch den Frieden von Tilsit 1807 erhielt Fr. Aug. in Polen das Herzogthum Warschau. Als König von Sachsen und Herzog von Warschau hatte er aber doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Indeß sandte er keine Truppen nach Spanien. In dem Kriege, der 1809 gegen Östreich geführt ward, stellte er bloß sein Contingent; doch mußte er selbst, als Streifcorps Sachsen durchzogen, über Naumburg nach Frankfurt a. M. sich begeben. (Vgl. Wiener Friede.) In dem franzöſisch-russischen Kriege von 1812 wurden seine Staaten der unmittelbare Schauplatz des Krieges. Friedrich August hatte sich, als die Verbündeten in Sachsen einrückten, nach Plauen, dann nach Regensburg, endlich nach Prag begeben. Nach der leipziger Schlacht kehrte er auf Napoleons drohendes Begehren nach Dresden zurück. (Vgl. Sachsen.) Er befand sich in Dresden, als die Verbündeten diese Stadt nach Ablauf des Waffenstillstandes angriffen. Später folgte er Napoleon nach Leipzig. Als diese Stadt am 19. Oct. erstürmt worden war, ließ ihm der Kaiser Alexander erklären, daß er ihn als seinen Gefangenen betrachte. Erfolglos blieb des Königs Erklärung an die Kaiser von Rußland und Östreich, der gemeinschaftlichen Sache beizutreten. Er mußte sein Land (23. Oct.) verlassen, und lebte anfangs in Berlin, dann auf dem Lustschlosse Friedrichsfelde, wo er gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen eine Verwahrung seiner Rechte auf Sachsen erließ. Hier-

auf ward ihm gestattet, sich nach Preßburg zu begeben. Daselbst nahm er an den Verhandlungen des wiener Congresses Theil. Endlich kehrte er am 7. Juni in Folge des am 18. Mai unterzeichneten Vertrags mit Preußen (vgl. Sachsen) in seine Hauptstadt zurück. In kurzer Zeit stellte er den zerrütteten Staatscredit wieder her, befolgte in jeder Hinsicht gemäßigte und weise Grundsätze, stiftete den Civilverdienstorden und ordnete mehre Zweige der Staatsverwaltung nach den neuen Verhältnissen des Landes. — Im Sept. 1818 feierte er sein Regierungs- und im Jan. 1819 sein Ehejubiläum. M. s. die histor. Schriften über Sachsen, von Weiße und von Pölitz.

Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst von Brandenburg), geb. 1620, war 20 J. alt, als er nach dem Tode s. Vaters, Georg Wilhelm (1. Dec. 1640), die Regierung antrat. Er änderte sogleich das bisherige System, und benahm sich in dem noch fortdauernden dreißigjährigen Kriege, da er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit solcher Klugheit, daß er sich Achtung und seinen Ländern Erleichterung verschaffte, obgleich ein Theil derselben noch lange von fremden Truppen besetzt blieb. 1641 schloß er, der östreichischen Gegenvorstellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätsvertrag, überließ aber seine Cavalerie dem Kaiser, dem sie den Eid der Treue geleistet hatte. Durch den Waffenstillstand mit Hessen-Kassel (1644) erhielt er die von Hessen besetzten Örter in Kleve und in der Grafschaft Mark zurück. 1647 vermählte er sich mit der oranischen Prinzessin Louise Henriette. Obgleich nach Absterben der Herzoge von Pommern (1637) dieses Land an Brandenburg hätte fallen sollen, so war es doch von den Schweden besetzt worden, und Friedrich Wilhelm war genöthigt, im westfälischen Frieden (1648) Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu überlassen, wogegen er, nebst dem Rest von Pommern und der Grafschaft Hohenstein, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer bekam, und das Erzstift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen August von Sachsen, als Herzogthum versprochen ward. Friedrich Wilhelm fing nun an, seine Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen. In den Krieg, welchen bald nachher (1655) Schweden mit Polen führte, ward auch er, wegen des Herzogthums Preußen, verwickelt. Anfangs war er auf der Seite des Königs von Schweden, Karl Gustav, half diesem die dreitägige Schlacht bei Warschau (18. — 20. Jul. 1656) gewinnen, und erhielt auch von ihm verschiedene Vortheile; als aber Rußland und Östreich sich für Polen erklärten, änderte auch er sein System, und schloß (19. Sept. 1657), unter Östreichs Vermittelung, zu Welau einen Vertrag mit Polen, das ihm die völlige Souverainetät einräumte, auch ihm die, nach dem Absterben der Herzoge von Pommern als polnische Lehen eingezogenen Herrschaften Lauenburg und Bütow, jedoch als Lehen, überließ, wogegen er das ihm von Schweden eingeräumte Ermeland abtreten mußte. Die preuß. Stände waren mit dieser, ohne ständische Genehmigung getroffenen Veränderung unzufrieden, und verweigerten damals dem Kurfürsten den Huldigungseid, weßhalb er zu Königsberg die Festung Friedrichsburg anlegen ließ. Karl Gustavs plötzlicher Tod befreiete ihn von einem Gegner, der wahrscheinlich die Bedingungen des welauer Vertrags nicht ungeahndet gelassen haben würde; so auch wurde im Frieden zu Oliva (1660) jener Vertrag bestätigt, und festgesetzt, daß die gemachten Eroberungen gegenseitig herausgegeben werden sollten. Der Kurfürst wandte nun seine ganze Sorgfalt auf die Begründung des Wohlstandes und des Handels in seinem Staate; dabei sandte er dem Kaiser 2000 Mann gegen die Türken zu Hülfe. 1672 trat er mit der Republik der Niederlande in ein Bündniß, als diese von Ludwig XIV. bedroht wurde; auch trug er dazu bei, daß sich Braunschweig der Kaiser, Dänemark, Hessen-Kassel und andre deutsche Fürsten mit ihm zur Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich verbanden. Ob er

leich die Franzosen größentheils, nach dem Vordringen des Kurfürsten in Westfa-
n, die Republik verließen, so ward doch der Feldzug der Deutschen durch die Lang-
mkeit der östr. Feldherren und durch ihre Eifersucht auf den Kurfürsten vereitelt.
er Kurfürst mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich zurückziehen, und seine west-
lischen Länder den Verheerungen der Feinde überlassen. Als nun auch die Öst-
icher von ihm sich trennten, und die holländischen Hülfsgelder ausblieben, sah er
h zu dem Vertrage von Vossem (Dorf bei Löwen, 6. Juni 1673) genöthigt, nach
elchem Frankreich Westfalen zu räumen und dem Kurfürsten 800,000 Livres zu
hlen versprach, der Kurfürst dagegen dem Bündnisse mit Holland entsagte, und
ankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizustehen versprach, sich
er vorbehielt, im Falle eines Angriffes, dem deutschen Reiche Hülfe zu leisten.
ieser Fall trat schon 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen
ard. Bereits vorher hatte sich der Kurfürst mit Östreich, Holland und Spanien
ihet verbunden. Die beiden letztern versprachen ihm für ein Corps von 16,000
ann Hülfsgelder. Mit diesem Corps ging er im Aug. 1674 in den Elsaß, und
rband sich mit der Reichsarmee. Der kaiserl. Feldherr Bournonville vermied aber
ne Schlacht, so sehr sie der Kurfürst wünschte, worauf der verstärkte Turenne das
utsche Heer bei Mühlhausen im Sundgau besiegte, und es nöthigte, den Elsaß
räumen. Während nun der Kurfürst in Franken in Winterquartieren stand,
erwüstete (Dec. 1674), von Frankreich angeregt, ein schwedisches Heer von
6,000 M., unter Wrangel, Pommern und die Mark. Der Kurfürst ging ihm
mit 5600 Mann entgegen, schlug (18. Juni 1675) bei Fehrbellin (s. d.)
1,000 Schweden, und befreite dadurch den Kurstaat. Obgleich nun der Kaiser,
egen dieses Einbruchs, gegen Schweden die Acht und einen Reichskrieg erklärte,
war er doch eifersüchtig über des Kurfürsten Vordringen in Pommern. Der
urfürst war deßhalb geneigt, sowie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678)
nen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Da aber Frankreich von ihm
rlangte, Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, und dasselbe für die Kriegs-
sten zu entschädigen, so trat er mit Dänemark und Münster zu einem neuen
ündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswald und
tralsund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Ebenso warf er (Jan.
79) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch stand er
t Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV.,
er mit Schweden Frieden schließen und alle Eroberungen herausgeben solle; als
Kurfürst dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzosen, welche in Kleve
fielen, zum Frieden von St.-Germain (29. Juni 1679) genöthigt, in welchem
lle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Örter und
le erhielt, welche Schweden seit dem westfälischen Frieden in Hinterpommern
ß, und von Frankreich 300,000 Kronenthlr. als Entschädigung. Als in der
ge Ludwig XIV. (s. d.) durch seine Reunionskammern mehre Bezirke im Elsaß
) Lothringen an sich riß, bewirkte der Kurfürst (1684) den Waffenstillstand auf
J., welcher zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen ward. Doch
len zwischen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er sein Bündniß
85) mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich (etwa
000) in seine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlstande derselben bedeutend
etragen haben. Jene Mißverständnisse veranlaßten ihn, sich Östreich, obgleich
on demselben bisher wenig unterstützt worden war, wieder zu nähern; noch
r aber bestimmte ihn dazu die Hoffnung, für die drei schlesischen Fürstenthümer,
nitz, Brieg und Wolau, deren Fürst 1675 ohne Erben gestorben war, und
he, in Folge einer alten Erbverbrüderung, an Brandenburg hätten fallen sollen,
von Östreich eingezogen worden waren, entschädigt, und in den Besitz des Für-
thums Jägerndorf gesetzt zu werden, das der Kaiser, nachdem er den Fürsten

Johann Georg, aus dem Hause Brandenburg, 1623 in die Acht erklärt, ebenfall an sich gezogen hatte. Für alle diese Ansprüche erhielt Friedrich Wilhelm (168 den schwiebuser Kreis, machte sich jedoch schriftlich zur künftigen Rückgabe desselbe verbindlich, die auch unter seinem Nachfolger (s. Friedrich III.) eintrat. Zu Unterstützung des Kaisers im Türkenkriege sandte darauf (1686) der Kurfürst 800 Mann unter dem General v. Schöning, welche sich bei der Belagerung und Stü mung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Kurfür besonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Do mainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsschreiber bewirthschaftet wo den waren; die franz. Flüchtlinge unterstützte er kräftig, und gewann in ihne 20,000 arbeitsame Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegt und wüste Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des (1683) auf der afr kanischen Küste von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsbu den Erwartungen der von dem Kurfürsten gestifteten afrikanischen Handelsgesel schaft nicht entsprach, so war doch die Thätigkeit des Kurfürsten, den Handel de Staats zu beleben und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurd durch mehre Anlagen und Gebäude unter ihm verschönert; er gründete die Bibli thek daselbst, und (1655) die Universität zu Duisburg. Er starb am 29. Apr 1688 zu Potsdam im 69. Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne ein bedeuten vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thlr., und ei geübtes Heer von 28,000 M. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (166 vermählte er sich (1668) mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg Witwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Celle, die ihm mehr Söhne gebar, aber mit ihrem Stiefsohne, dem Kurprinzen Friedrich, in schlechtem Vernehmen stand. Die schöne Statue des großen Kurfürsten in Berlin hat Joh Jacobi 1700 gegossen. Q.

Friedrich III. (Kurfürst von Brandenburg und souverainer Herzog von Preußen, seit 1688; erster König in Preußen, seit 1701), geb. 1657 zu Königsberg, erhielt nach s. ältern Bruders Tode die Aussicht zur Erbfolge. Nach dem Tode s. ersten Gemahlin, Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel, vermählte er sich (1684) mit Sophie Charlotte von Hanover, Schwester des nachherigen K von England, Georg I., einer Fürstin, höchst ausgezeichnet durch geistige und kör perliche Bildung. Ihr verdankte der Hof Friedrichs I. den Glanz der Wissenscha ten und Künste, und die Grazien des geselligen Lebens. Sie gebar (1688) Fried rich Wilhelm I., und veranlaßte, nebst Leibnitz, ihrem Lehrer und Freunde, d Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sie starb 1705. Friedrich dritte Gemahlin, eine Prinzessin von Mecklenburg, verfiel in Wahnsinn, sodaß e genöthigt war, sich von ihr zu trennen. Bei den Mißverständnissen mit s. Stie mutter wurde er auch von s. Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, fü aber doch durch seine Minister bewegen ließ, das Testament dahin abzuändern, da der Kurprinz in der Kurwürde und den Kurländern, und seine übrigen Söhne i den andern Besitzungen folgen sollten. Dieses Testament erklärte Friedrich III der schon als Kurprinz mit Östreich in gutem Vernehmen gestanden, und von die sem die Zusage der Unterstützung dabei erhalten hatte, für ungültig; nahm vo den gesammten Ländern s. Vaters Besitz, und gab s. Stiefbrüdern Ämter und Ap nagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterstützte er bei dessen Zuge nac England (1688) mit 6000 M. Zur Reichsarmee gegen Frankreich, welches di Rheinpfalz verwüstete (1689), sandte er 20,000 M. 1691 schloß er sich der großen Bunde des Kaisers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Fran reich an, und sandte 15,000 M. in die Niederlande, über welche der Köni Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Ebenso unterstützte er den Kais gegen die Türken, für ein Hülfsgeld von 150,000 Thlr., mit 6000 M., welch

ch (1691 — 97) in den Schlachten bei Salankemen, bei Belgrad und Zentha
ıszeichneten. Im ryßwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Be-
ngungen des westfälischen und des Friedens von St.-Germain bestätigt. Den
hwiebuser Kreis gab er (1695) an Östreich zurück; doch behielt er sich die Ansprüche
ines Hauses auf die vier schlesischen Fürstenthümer vor. Östreich gab ihm für
e auf Schwiebus verwandten Summen 250,000 Thlr., und zur Schadloshal-
ng die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf die Grafschaft Limburg in Franken;
ide Anwartschaften gingen später in Erfüllung. Von dem Kurf. von Sachsen,
iedrich August I., der den polnischen Thron (1697) bestieg, erkaufte er die Erb-
iemvolgtei über das Stift Quedlinburg, die Reichsvolgtei zu Nordhausen, und
s Amt Petersberg bei Halle. Mit den Häusern Hohenzollern-Hechingen und
igmaringen schloß er einen Erbverbrüderungs-Vertrag (s. d.). Die
tadt Elbing, welche bereits dem großen Kurfürsten für 400,000 Thlr. verpfän-
, demselben aber so wenig wie jene Summe zübergeben worden war, ließ er
703) in Besitz nehmen. Nach der Erhebung des Kurfürsten von Sachsen auf
polnischen, und des Oranlers Wilhelm III. auf den englischen Thron, wünschte
auch für sich die königl. Würde von Preußen, als dem einzigen, ihm damals ge-
enden unabhängigen Staate. Die Einwilligung des Kaisers (16. Nov. 1700)
ielt er nur auf die Bedingungen, den rückständigen östr. Hülfsgeldern zu entsa-
, im bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege 10,000 M. auf seine Kosten zu
terhalten, in allen Reichsangelegenheiten der kaiserl. Stimme beizutreten, bei
er künftigen Kaiserwahl seine Stimme einem östr. Prinzen zu geben, und seine
utschen Reichslande den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen. Am
. Jan. 1701 setzte er sich und s. Gemahlin zu Königsberg die Krone auf, nach-
n er Tags vorher den schwarzen Adlerorden gestiftet hatte. Mit Ausnahme des
pstes, Frankreichs, Polens und des deutschen Ordens ward der Kurfürst als
nig Friedrich I. von den europäischen Mächten anerkannt. An dem nordi-
n Kriege nahm er keinen Antheil; als Östreichs Bundesgenosse sandte er aber
dem spanischen Erbfolgekriege 20,000 M. an den Rhein, und 6000 M. nach
lien. Sie fochten unter dem Fürsten Leopold von Dessau am Ober- und Nie-
heine, bei Höchstädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende
s Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Nach Wilhelms III. Tode
hte er, als Enkel des oranischen Prinzen Friedrich Heinrich, die Grafschaften
urs und Lingen an sein Haus. Als Herzog von Kleve nahm er Geldern, nach
Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes in Spanien, in Besitz, weil
l V. im 16. Jahrh. den Herzog Wilhelm von Kleve, der von den Ständen
derns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieses ihm zu über-
n. Von den Ständen der Fürstenthümer Neufchatel und Valengin ward er,
dem Erlöschen des Hauses Longueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von
Grafen v. Solms-Braunfels erkaufte er (1707) die Grafschaft Tecklenburg in
stfalen für 300,000 Thlr., und verband sie mit der Grafschaft Lingen. Fried-
stiftete (1694) die Universität Halle, (1699) die Bildhauer- und Maleraka-
ie zu Berlin. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsstadt er-
rn, baute zu Ehren s. zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705)
Oberappellationsgericht. Er starb am 25. Febr. 1713, im 56. Lebensjahre.
drich der Gr. tadelt seine übertriebene Prachtliebe, die verschwenderische Frei-
gkeit, mit welcher er seine Günstlinge überhäufte, und daß er die Königswürde
r so unwürdigen Bedingungen erkauft habe; jedoch fügt er hinzu: „Die Kö-
würde befreite das Haus Brandenburg von dem Joche, in welchem Östreich da-
s die deutschen Fürsten hielt; überdem hinterließ er damit seinen Nachfolgern
n Stachel zum Ruhm; er hatte ihnen einen Namen gewonnen, dessen sie sich
dig erzeigen mußten; er legte den Grund zu einem Gebäude, dessen Größe zu

vollenden ihnen überlassen blieb". — „Bei vielen Fehlern und Schwachheiten gebührt indeß dem Könige Friedrich I. das Lob, daß er von Natur gutherzig war, und daß er seinen Staaten in bedenklicher Zeit den Frieden zu erhalten wußte".

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs I., geb. 1688, ward von einer Französin, der geistreichen Frau v. Rocoulle, spätethin so berühmt als Marthe du Val, erzogen, die jedoch keinen Einfluß auf ihn gewinnen konnte (größern Einfluß hatte sie als Erzieherin Friedrichs des Gr.). Der Charakter des Prinzen bildete sich am Hofe s. Großvaters, des Kurfürsten zu Hannover, eines kaltblütig gerechten und streng haushälterischen Fürsten, dessen einfache, zwanglose Hofhaltung dem jungen Prinzen mehr zusagte als die steife Pracht am väterlichen Hofe zu Berlin. — Die ersten Heerführer seines Vaters, der Markgraf Philipp und der Fürst von Anhalt, entwickelten des Prinzen zweite vorherrschende Neigung, die zum Soldatenspiel und zu riesenhaften Grenadieren, ehe ihn auch zum Feldherrn zu bilden. Als Kronprinz vermählte er sich (1706) mit der hanöv. Prinzessin Sophie Dorothea. Sogleich nach s. Regierungsantritte (Febr. 1713) beschränkte er den Luxus, welcher bisher am Hofe s. Vaters geherrscht hatte. Er beschränkte die Zahl der Angestellten, verminderte die Besoldung der andern, und suchte die Finanzen neu zu organisiren. Im Frieden zu Utrecht (1713) erkannten Frankreich und Spanien die preußische Königswürde und die Souveränität über Neufchatel und Valengin an; auch ward ihm für das abgetretene nassauische Fürstenthum Orange der Besitz von Geldern bestätigt. In demf. J. nahm F. W. Besitz von der Grafschaft Limburg, auf welche sein Vater vom Kaiser die Anwartschaft erhalten hatte. Im Laufe des nordischen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Russen und Sachsen, nach der Capitulation des schwedischen Generals Steenbock in Tönningen, Schwedisch-Pommern besetzen. Dies zu verhindern, schlossen der Administrator von Holstein-Gottorp und der schwedische Generalgouverneur in Pommern, Graf Welling (Jan. 1713), mit F. W. I. einen Sequestrationsvertrag über Stettin und Wismar. Der König hatte die Absicht, den Norden durch seine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralsund zurückgekehrte Karl XII. verwarf den Vertrag, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiedererstattung der 400,000 Thlr. verweigerte, welche der König an die Russen und Sachsen zur Vergütung der Kriegskosten bezahlt hatte. Dadurch ward F. W. I. zum Krieg gegen Schweden und zum Bündnisse mit Rußland, Sachsen und Dänemark (1715) bestimmt. In Verbindung mit denselben eroberte Leopold v. Dessau, an der Spitze der Preußen, Rügen und Stralsund. Nach Karls XII. Tode behielt Preußen im Frieden von Stockholm (21. Jan. 1720) Vorpommern bis an die Peene, Stettin und die Inseln Usedom und Wollin, indem es an Schweden 2 Mill. Thlr. bezahlte. Von dem Bündnisse, welches zwischen England, Holland und Preußen zu Hannover abgeschlossen worden war, wußte, nach Georgs II. Thronbesteigung in England, der östr. Gesandte, Graf von Seckendorf, den König abzuziehen, welcher dieser, in dem Vertrage zu Wusterhausen (12. Oct. 1726), dem Kaiser versprach die pragmatische Sanction anzuerkennen, und ihn auf den Fall eines Angriffs mit 19,000 M. zu unterstützen. Obgleich nun bei dem Ausbruche des polnischen Thronfolgekrieges (1733) der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leczinski, den Gegner Augusts II., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ, und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachsen verbundenen Höfe von Wien und Petersburg erregte, so stellte er doch, als Frankreich Östreich den Krieg erklärte, 10,000 M. Hülfstruppen für Östreich, welche sich mit dem Heere dieser Macht am Rhein vereinigten. Der König und der Kronprinz befanden sich selbst einige Zeit bei diesem Corps. Das Alter und die Vorsicht des östr. Feldherrn, des Prinzen Eugen, bewirkten aber, daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegerischen Vorfällen kam

bis der Friede zu Wien (1735) diesen Krieg beendigte. F. W. war ein großer Staatswirth; er begründete eine neue Einrichtung des Finanz- und Justizwesens; das Heer brachte er auf 70,000 M.; Magdeburg, Stettin, Wesel und Memel wurden unter ihm befestigt; er baute viel und mit Aufwand für Land und Leute, weniger und mit größter Sparsamkeit für sich und s. Hof; er stiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin, das berliner Cadetten- und das potsdamer Waisenhaus; die salzburger Ausgewanderten und die aus Polen geflüchteten Dissidenten fanden in s. Staate gute Aufnahme; dagegen entgingen die berliner Akademie und die Universitäten nur mit Mühe ihrer Aufhebung. Seine Gemahlin und s. Kinder waren nicht selten den heftigen Ausbrüchen s. Zorns und s. Despotismus ausgesetzt, besonders der Kronprinz Friedrich, dessen Geist und Richtung dem Vater gänzlich zuwider war. Auch öffentlich suchte Jedermann sich dem Anblicke des jähzornigen Königs zu entziehen. Seine Vorliebe für das Militair, besonders für sehr große Leute, wurde oft zu weit getrieben. Seine Umgebungen, die nicht immer die besten Gesinnungen hatten, und mit denen er sich gewöhnlich in seinen abendlichen Tabagien vergnügte, an welchen auch der bekannte Gundling Theil nahm, vermochten sehr viel über ihn. Nach e. 28jähr. Regierung starb er, 52 J. alt, d. 31. Mai 1740. Er hinterließ s. Nachfolger, Friedrich II., gegen 9 Mill. Thaler in der Schatzkammer, und ein gut abgerichtetes, schlagfertiges Heer. Fr. Ws. I. Söhne waren: August Wilh., der Vater des K. Friedr. Wilh. II. (geb. 1722, gest. 1758); Heinrich (geb. 1726, gest. 1802), und Ferdinand (geb. 1730, gest. 1813). Friedrich Wilhelm I. begriff den tiefen Sinn des alten Sprichworts: „Ordnung hilft Haushalten". König zu sein, Mehrer des Reichs im wahren Sinne des Worts, durch Förderung und Veredlung aller geistigen Anlagen und Kräfte s. Volks, entsprach s. Fähigkeiten nicht. König zu scheinen, wie sein Vater, durch eitle Pracht, unter der Leitung allmächtiger Minister, widersprach seinem Charakter. Er fühlte den Beruf in sich, Landesvater zu sein, wie Hausvater. Der große Kurfürst hatte die Unabhängigkeit s. Hauses, Friedrich I. den äußern Glanz desselben begründet, F. W. stellte die innere Macht und Stärke desselben fest. Von ihm ging der Geist des Fleißes, des nüchternen Haushalts, des strengen Hausregiments auf sein Volk über. Seine Politik war seine Liebe zur Gerechtigkeit. Diplomatisiren war ihm ein Gräuel. In Religionssachen war er strengorthodox, ohne Meinung und Urtheil, gläubig ohne Widerrede; in Rechtssachen unbeugsam, überall von gesunder Vernunft und Einfalt, dem künstlichen Processiren durchaus abhold. Wissenschaften und Künsten war er ungeneigt, wenn sie sich nicht augenscheinlich und auf der Stelle alle nutzend erwiesen. Dem Ritter- und Lehenwesen, insofern es dem Adel nicht mehr Verpflichtungen und Dienste auferlegte, sondern nur Vorrechte und Genuß gewährte, machte er ein Ende. Freiheit und Gerechtigkeit war ihm der höchste Grundsatz, welchem er aber unbedingten Gehorsam anfinipfte. Im Innersten seines Herzens war er echter Republikaner, und er hat mehr als Einmal die Absicht gehabt, sein Leben als freier Privatmann in der Republik Holland zu beschließen. „Wenn es wahr ist", sagt Friedrich d. Gr. von ihm, „daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher sie erwuchs, so wird alle Welt eingestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Anordnungen die Quelle des Glücks suchen muß, dessen das Königshaus sich noch jetzt freut". Q.

Friedrich II., König v. Preußen, der größte Regent des 18. Jahrh., b. 24. Jan. 1712, Sohn des Vorigen; s. Mutter war die hannöversche Prinzessin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, bloß auf militairische Übungen berechneten Erziehung verfloß seine erste Jugend. Der General Graf v. Finkenstein war sein Gouverneur; der Major v. Kalkstein sein Unterhofmeister. Nach

des Vaters Willen zunächst zum Exerciren und kleinen Militairdienste angeführt, entwickelte sich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunst und Musik, besonders durch den Einfluß, welchen seine erste Pflegerin, die geistreiche Frau v. Rocoulle, und sein frühester Lehrer Duhan, auf ihn gewannen, indem sie mit der Königin insgeheim eine Opposition bildeten wider die väterlichen Erziehungsgrundsätze. Der Prinz gab sich aus Neigung ganz der königl. Mutter hin, und so entstand eine immer mehr steigende Spannung zwischen Vater und Sohn, welche den Wunsch des erstern rege machte, die Thronfolge dereinst auf den jüngern Prinzen, August Wilhelm, übergehen zu lassen. Der Minister von Grumbkow und der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nährten diese Spannung, um gewisse Plane zu fördern, späterhin auch der östr. Gesandte v. Seckendorf, dieser jedoch aus andrer Absicht. Unwillig über den väterlichen Druck und Haß, beschloß Friedrich, zu s. mütterlichen Oheime, Georg II., nach England zu flüchten. Nur Friedrichs ihm gleichgesinnte Schwester, Friederike, und s. Freunde, die Lieutenants Katt und Keith, wußten um das Geheimniß seiner Flucht, welche von Wesel aus geschehen sollte, wohin er s. Vater, den König, begleitet hatte. Doch Katt's unvorsichtige Äußerungen hatten die Absicht des Prinzen verrathen. Der Prinz ward eingeholt, zu Küstrin gerichtlich behandelt, und mußte seinem Freunde, Katt, den Kopf abschlagen sehen. Keith entfloh aus Wesel, und lebte in Holland, England und Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbesteigung nach Berlin zurückkehrte (1741), und zum Obristlieutenant, Stallmeister und Curator der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Während der Prinz in Küstrin, in engster Haft, die Verhöre gegen sich bestand, ließ ihm der König den Antrag machen, der Thronfolge zu entsagen, wofür ihm Freiheit der Studien, Reisen u. s. w. gewährt werden solle. „Ich nehme", sagte der Prinz, „den Vorschlag an, wenn mein Vater erklärt, daß ich nicht sein leiblicher Sohn sei!" Auf diese Antwort entsagte der König, welchem eheliche Treue Religionspflicht war, dergleichen Ansinnen auf immer. Daß der König geneigt war, seinem Sohne das Leben absprechen zu lassen, ist gewiß. Nur der Prof. Reinbeck und Seckendorf, welcher früher wider den Prinzen diplomatisirt hatte, retteten ihn, indem besonders letzterer die kaiserl. Verwendung geltend zu machen wußte. Der Prinz, der, nach seiner Entlassung aus dem engern Verhafte in Küstrin, auf des Vaters Befehl bei der Domainenkammer als jüngster Kriegsrath gearbeitet hatte, ward erst bei der Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth an den königl. Hof zurückgeführt, und mußte (1733), nach des Vaters Willen, mit der Prinzessin Elisabeth Christine (s. d.), T. des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, vermählen. Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhausen, dem Prinzen die Grafschaft Ruppin und (1734) die Stadt Rheinsberg, wo dieser bis zu s. Thronbesteigung der Wissenschaften lebte. In s. nächsten Umgebung befanden sich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Suhm, Fouquet, Knobelsdorf, Kaiserling, Jordan), Tonkünstler (Graun, Benda) und Maler (Pesne). Mit auswärtigen Gelehrten, besonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, stand er in Briefwechsel. Mehre Schriften, namentlich sein „Antimacchiavell" erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinsbergs ihr Dasein. Der Tod s. Vaters führte ihn am 31. Mai 1740 auf den Thron. Er fand beim Antritt s. Regierung nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menschen, bei s. Absterben hinterließ er 6,000,000 Unterthanen. Zu dieser Größe hob er während s. 46jähr. Regierung, den preuß. Staat durch seine großen Regenten- und Feldherrntalente, im Felde und im Cabinet durch viele ausgezeichnete Männer unterstützt. Ein Heer von 70,000 M. hatte sein Vater, in der Erwartung eines Kriegs wegen der jülichschen Erbfolge, immer schlagfertig gehalten. Friedrich II., der schon große Erwartungen von sich erregt hatte, behielt größtentheils die Einrichtungen und Staatsgrundsätze seines Vaters bei, gab aber den letztern mehr An-

dehnung und Leben. Der Tod Kaiser Karls VI. war ein günstiger Augenblick, den Friedrich II. benutzte, um die Rechte des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Belehnung seine Vorfahren nicht hatten erlangen können, nur in so weit geltend zu machen, daß er von der Königin Maria Theresia bloß die Herzogthümer Glogau und Sagan verlangte, wogegen er ihr Unterstützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl seine Stimme zur Kaiserwürde und 2 Mill. Thaler versprach. Als er aber s. Anträge verworfen sah, so besetzte er (Dec. 1740) Niederschlesien, und schlug die Östreicher unter Neipperg (10. April 1741) bei Mollwitz. Dieser Sieg, der Schlesiens Schicksal fast gänzlich entschied, erweckte Östreich mehre Feinde; Frankreich und Baiern verbanden sich mit Preußen, und der östr. Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenosse der Königin von Ungarn und Böhmen, Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigster und furchtbarster Gegner war. Nach Friedrichs II. Siege bei Chotusitz (Czaslau) (17. Mai 1742), endigten den ersten schlesischen Krieg die Präliminarien, welche unter englischer Vermittelung (11. Juni) zu Breslau, und der Friede, welcher (28. Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet wurde. Friedrich erhielt mit voller Souverainetät Nieder- und Oberschlesien, nebst der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Troppau, Jägerndorf und Teschen. Dagegen entsagte Friedrich allen Ansprüchen auf die übrigen östr. Länder, übernahm eine auf Schlesien haftende Schuld von 1,700,000 Thlrn., und versprach, die Rechte der Katholiken in Schlesien ungekränkt zu erhalten. Sachsen trat diesem Frieden bei, und England und Rußland verbürgten denselben. Friedrich II. benutzte ihn sogleich, um sein erobertes Land gut einzurichten, und sein Heer furchtbarer zu machen. 1743 nahm er, nach dem Tode des letzten Grafen von Ostfriesland, Besitz von diesem Lande, auf welches sein Haus 1644 eine kaiserl. Anwartschaft erhalten hatte. Als bei der Fortsetzung des östr. Erbfolgekrieges der Kaiser Karl VII. aus s. böhmischen Erblanden hatte flüchten müssen, und die östr. Waffen überall siegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schlesien wieder entrissen werden möchte. Er verband sich daher insgeheim mit Frankreich (April 1744) und mit dem Kaiser, mit Pfalz und Hessen-Kassel (22. Mai 1744) zu Frankfurt, wobei er der Sache des Kaisers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen versprach, sich aber den königgrätzer Kreis von Böhmen ausbedang. Unerwartet rückte er, 10. Aug. 1744, in Böhmen ein, und eroberte Prag, mußte aber, von den Östreichern, unter dem Prinzen Karl von Lothringen, und den mit ihnen verbundenen Sachsen gedrängt, Böhmen noch vor dem Ende des Jahrs verlassen. Der Tod des Kaisers (18. Jan. 1745) und die Niederlage der Baiern bei Pfaffenhofen bewirkten, daß der junge Churfürst Maximilian Joseph von Baiern im Frieden zu Füßen mit Maria Thersa sich aussöhnte, und daß die frankfurter Union sich auflöste, nachdem sich Hessen-Kassel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Östreich, England, die Niederlande und Sachsen zu Warschau (8. Jan. 1745) zu einem genauen Bündnisse zusammengetreten, und Sachsen hatte noch einen besondern Vertrag (18. Mai 1745) mit Östreich gegen Preußen abgeschlossen. Allein Friedrich besiegte die Östreicher und Sachsen (4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg (Striegau) in Schlesien, ging darauf nach Böhmen, und siegte noch einmal in einem sehr hartnäckigen Kampfe bei Sorr (30. Sept. 1745). Der Sieg der Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf (15. Dec. 1745) führte den Frieden von Dresden (25. Dec.) herbei, welcher auf die Grundlage des berliner Friedens abgeschlossen ward, sodaß Friedrich Schlesien behielt, den Gemahl der Maria Theresia, Franz I., als Kaiser anerkannte, und Sachsen eine Mill. Thlr. an Preußen zu zahlen versprach. Durch diesen Frieden wurde der zweite schlesische Krieg geendigt. Während der folgenden elf friedlichen Jahre widmete Friedrich II. sich ganz der thätigen Regierung des Innern und des Heers, dabei aber den Musen (er schrieb in

dieser Zeit die „Mémoires de Brandenbourg", das Gedicht: „Die Kriegskunst" und andre poetische und prosaische Aufsätze), bestrebte sich, Ackerbau, Künste, Fabriken und Manufacturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Gesetzgebung zu verbessern, die Staatseinkünfte zu vermehren, sein Heer, das bis auf 160,000 M. angewachsen war, immer mehr auszubilden, und so den Staat auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Geheime Nachrichten über eine Verbindung zwischen Östreich, Rußland und Sachsen, die er besonders durch den Verrath des sächsischen Kanzlisten Menzel erhielt, erregten in ihm die Besorgniß eines Angriffs, und des Verlustes von Schlesien. Durch einen Einbruch in Sachsen (24. Aug. 1756), mit welchem der Siebenjährige (s. d.) oder 3. schlesische Krieg begann, eilte er, seinen Feinden zuvorzukommen. Der Frieden zu Hubertsburg (15. Febr. 1763), bei welchem der breslauer (1742) und der dresdner (1745) Friede zum Grunde gelegt wurden, endigte diesen Krieg ohne fremde Vermittelung, nach dem Grundsatze, daß Alles auf dem alten Fuße blieb. Friedrich trat mit einem Glanze aus diesem siebenjährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entscheidenden Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten zusicherte. Seine nächste Sorge galt der Unterstützung s. durch den Krieg ausgesogenen und erschöpften Länder. Er öffnete seine Magazine, um seinen Unterthanen Getreide zur Nahrung und Samen zur Bestellung der Felder zu verschaffen. Den Landleuten ließ er Ackergeräthe austheilen; die eingeäscherten Häuser erbaute er von seinem Gelde, errichtete Colonien, Fabriken und Manufacturen, und legte verschiedene Canäle an. Schlesien erhielt auf 6 Monate, die Neumark und Pommern auf 2 Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den Adel in Schlesien, Pommern und den Marken wurde ein Creditsystem errichtet, durch welches der Preis der Güter erhöht, und der Zinsfuß erniedrigt wurde. 1764 begründete Friedrich die berliner Bank, und gab ihr 8 Mill. zum ersten Fonds. Die Maßregel, daß er (1766) die Accise ganz auf franz. Fuß organisirte, fand vielen Tadel. Mehre gute Anstalten erhielten in dieser Zeit des Friedens von ihm ihr Dasein; das neue Gesetzbuch ward aber erst unter s. Nachfolger beendigt und eingeführt. Mit Rußland ward (31. März 1764) ein Bündniß geschlossen, in dessen Folge Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski, und die Sache der gedrückten Dissidenten in Polen unterstützte. Um Preußen mit Pommern und der Mark zu verbinden, und überhaupt seinen Staat zu runden, genehmigte Friedrich die erste Theilung Polens, die zu Petersburg verabredet und am 5. Aug. 1772 beschlossen wurde. Friedrich erhielt in demselben ganz Polnisch-Preußen (das 1466 vom deutschen Orden an Polen überlassen worden war), nebst dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seit dieser Zeit ward das Königreich Preußen in Ost- und Westpreußen eingetheilt. Der König ließ zu Graudenz eine Festung anlegen, und errichtete zu Marienwerder eine Kriegs- und Domainenkammer. Bei seinem wachsamen Blicke auf die Absichten und Plane des thätigen Kaisers Joseph II., der ihn 1769 in Schlesien besucht, und dem er 1770 in Mähren s. Gegenbesuch gemacht hatte, erklärte er sich 1778 gegen die Besetzung eines großen Theils von Baiern durch die Östreicher, nachdem der Kurfürst von Baiern, Max. Joseph, kinderlos gestorben, und dieses Land an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, als nächsten Erben, gefallen war. Denn obgleich der letztere in eine Abtretung gewilligt hatte, so widersprach doch, im Vertrauen auf Friedrichs Schutz, der muthmaßliche Erbe von Pfalzbaiern, der Herzog von Zweibrücken, dieser Abtretung, sowie der Kurfürst von Sachsen, der gerechte Ansprüche auf die bairische Allodialerbschaft hatte. Da Östreich durch keine Unterhandlungen von seinem Plane zurückgebracht werden konnte, so verband sich Sachsen mit Preußen, und Friedrich rückte (Juli 1778) mit zwei Heeren in Böhmen ein. Kaiser Joseph stand in einem fest verschanzten Lager hinter der Elbe bei Ja-

wies, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Thereſia wünſchte den Frieden; doch zerſchlugen ſich die im Kloſter Braunau (im Aug.) deßhalb angeknüpften Unterhandlungen. Die Heere machten hierauf gegenſeitig verſchiedene Bewegungen, jedoch ohne Entſcheidung. Als aber Katharina II. erklärte, ſie werde Preußen mit 60,000 M. unterſtützen, ſo ward dieſer bairiſche Erbfolgekrieg ohne Schlacht durch den Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779, ſ. d.) beendigt. Friedrich hatte gleich anfangs bei den Unterhandlungen großmüthig erklärt, daß er für ſich, wegen der aufgewendeten Kriegskoſten, nichts begehre. Öſtreich willigte loß in die Vereinigung der fränkiſchen Fürſtenthümer mit Preußen, und hob die Lehnshoheit Böhmens über dieſe Länder auf. 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöſchen des Hauſes Mansfeld, derjenige Theil der Grafſchaft Mansfeld anheim, der unter magdeburgiſcher Hoheit ſtand, und bereits ſeit 200 J. adminiſtrirt worden war. Noch am Abend ſeines thatenreichen Lebens ſchloß Friedrich (23. Juli 1785), in Verbindung mit Sachſen und Hanover, den deutſchen Fürſtenbund (ſ. d.). Eine unheilbare Waſſerſucht beförderte den Tod des großen Königs. Er ſtarb zu Sans-Souci am 17. Aug. 1786 im 75. Lebens- und im 47. Regierungsjahre, und hinterließ ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 □M. vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70. Mill., ein Heer von 200,000 M., einen hohen Credit bei allen europäiſchen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Gewerbfleiß, Wohlſtand und wiſſenſchaftliche Bildung kräftig emporgehobenen Staat. Friedrichs thatenvolles Leben hatte ſeine Zeitgenoſſen mit ſo hoher Achtung erfüllt, daß ſie den Beinamen des Großen zu gering für ihn hielten; ſie nannten ihn den Einzigen. Geläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er den Zoten beſtieg, gekräftigt durch das Vorbild des Vaters, unterſtützt von einem ſeltenen Verſtande, der ſich in der einſamen Periode ſeines Lebens zu Rheinsberg entwickelt hatte, ergriff Friedrich das Steuerruder ſeines Reichs, und erſchütterte zugleich das ganze Staatenſyſtem Europas, als er das Schwert zog, um ſeine reichsländiſchen Rechte und die Anſprüche ſeines Hauſes zu retten vor den Anmaßungen und dem Drucke des kaiſerl. Scepters, als er den Fürſtenbund, dies Meiſterwerk ſeiner Politik, nach den Bedürfniſſen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Eines ſeiner großen Verdienſte um ſein Land iſt, daß er auch in den bedenklichſten Umſtänden keine Staatsſchulden machte, wol aber, obſchon er einen bedeutenden Theil ſeiner Einkünfte in verſchiedenen Wegen wieder unter ſeine Unterthanen zurückfließen ließ, einen Schatz ſammelte, größer, als je ein Regent in Europa dergleichen beſeſſen hat. Zu ſeinen Fehlern rechnet man die Geringſchätzung der prieſterlichen Inſtitutionen, welche von ſeinen Zeitgenoſſen als Geringſchätzung der Religion ſelbſt beachtet wurde. Daß aber Friedrichs Herz und Geiſt dem höchſten Gedanken in ihrer Frömmigkeit immer offen war, Das beweiſen ſein Leben und ſeine Schriften. Daß unter ſeiner Regierung der Prieſter-Nimbus faſt ganz erloſch, und Viele als Freigeiſter gefielen, war ein geringeres Leiden der Zeit, als die verſuchte Ketzerei unter ſeinem Nachfolger. Was man Friedrichs Freigeiſterei nennt, war weiter nichts als ein Vorausſchreiten im Geiſt über die Spanne ſeiner Zeit. Bei ſeiner oberflächlichen Unbekanntſchaft mit der deutſchen geiſtigen Bildung achtete er dieſe gering, und trug ſelbſt nichts zu ihrer Vervollkommnung bei. Indeß muß bemerkt werden, daß die deutſchen Muſen, als Friedrich die franz. Bildung annahm, eine unförmliche Geſtalt hatten; Friedrichs Geiſt konnte ſich in dieſer Armuth, in den ſteifen Formen der deutſchen Wiſſenſchaft nicht gefallen, und als ein höherer Geiſt über dieſe kam, war der vielbeſchäftigte König in ſeinem Kreiſe ſchon zu einheimiſch, als daß er für jenen noch hätte empfänglich werden können. Friedrichs ſämmtl. Werke, welche vorzüglich die Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Kriegswiſſenſchaft, Philoſophie und Literatur überhaupt betreffen, ferner ſeine poetiſchen und vermiſchten Schriften findet man in den drei Sammlungen: „Oeuvres posthumes de Fré-

déric II. etc." (Berl. 1788, 15 Bde.); „Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand" (Berlin, 5 Bde.) und „Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur" (Berl. 1789, 4 Bde.); kritischer ist die Ausg.: Amsterdam 1789 und 1790. Sein „Antimacchiavel" (zuerst Haag 1740) zeigt, wie er sich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köstlicher Fürstenspiegel ist sein Versuch über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, welchen er nach einer 40jähr. Regierung schrieb. Dippold entwirft in s. „Skizzen der allgem. Gesch." ein treffendes Bild von Friedrich. Aber Friedrichs Regierung war eine Selbstregierung, und die Folgen derselben zeigten sich am nachtheiligsten in der Civiladministration, die immer mehr zur Maschine ward. Sich selbst genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbstherrschaft unvermeidlich dahin führen kann, daß der Geist eines Herrschers sich selbst überlebt. Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, sah Friedrich bloß in seiner Armee, in seinem Schatze. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwischen dem Civil- und Militairstande so stark werden, als in der preuß. Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Indeß mag wol gefragt werden: ob es nicht eher ein Glück für deutsche Kunst und Gelehrsamkeit war, daß Friedrich sich ihrer nicht besonders annahm, sondern sie vielmehr ihr selbst und dem Volke überließ! Ein Selbstherrscher wird einer Sprache immer schlechten Dienst erweisen, wenn er sich mehr gegen sie erlaubt, als nur den freien Gang ihrer Ausbildung zu schützen. Friedrich kannte den Geist der Sprache seines Volks nicht, und so mag es ihm zu großem Lobe gereichen, daß er sich weder für befugt, noch für berufen hielt, sich ihr als Herrscher aufzudringen, um in dieser großen Angelegenheit Partei und Richter zugleich zu sein. Um so mehr aber ist anzuerkennen, daß Friedrich im edelsten Sinne populair, daß er der Mann des Volkes war. Er lebte ganz eigentlich in Mitten seines Volks; Jeder seines Volks rühmte sich Seiner, und trat ihn an, denn er fand nirgends Schranken zwischen dem Vater und den Söhnen des Vaterlandes. Und was allen Tadel, allen Fehl und Mangel des großen Mannes überstrahlt: er betrachtete sich, den König, nur als den ersten Diener des Staats, und der große Gedanke seines Lebens war: „Als König denken, leben, sterben". M. vgl. W. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten" ꝛc. (Lemgo 1814 fgg., 5 Bde.).

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, geb. 1744, Bruders-sohn und Nachfolger Friedrichs II. Sein Vater, August Wilhelm, 2. Sohn Friedrich Wilhelms I., befehligte 1757 ein preuß. Armeecorps in Böhmen und der Lausitz, aber nicht mit Glück, und starb 1758. Nach s. Tode wurde Friedrich Wilhelm von s. Oheim, Friedrich II., zum Kronprinzen von Preußen erklärt. Der junge Prinz überließ sich bald einer Lebensweise, welche der Oheim mißbilligte, und welche beide eine lange Reihe von Jahren hindurch von einander entfernte. Doch äußerte Friedrich II. seine Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im bairischen Erbfolgekriege (1778) bei Neustädtel in Schlesien einen Beweis persönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Friedrich Wilhelms erste Gemahlin war Elisabeth Christine Ulrike, Prinzessin von Braunschweig, die noch in Stettin lebt. Nach der Trennung dieser Ehe (1769) vermählte er sich mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, Mutter des jetzt regierenden Königs. Sein Regierungsantritt begann unter günstigen Umständen (17. Aug. 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letzten Zeit seines Lebens eine Art von schiedsrichterlichem Einflusse auf die Angelegenheiten Europas verschafft. Doch bald ging durch mehre politische Mißgriffe der Credit in den auswärtigen Cabinetten verloren; durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge wurde der geerbte Schatz verschleudert, sodaß bei des Königs Tode 18 Mill. Schulden vorhanden waren. F. W.'s II. erste Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten bestand

darin, daß er (1787) eine Armee unter dem Herzoge von Braunschweig nach Hol-
land schickte, wo die Patrioten (die antioranische Partei) die Rechte des Erbstatt-
halters nicht mehr anerkennen wollten, und dessen Gemahlin, Schwester des Kö-
nigs, bei ihrer Reise nach dem Haag beleidigt, dafür aber keine Genugthuung ge-
geben hatten. Die Preußen drangen ohne Widerstand bis Amsterdam, und die
alte Ordnung der Dinge wurde bald hergestellt, auch (15. Apr. 1788) eine Schutz-
verbindung im Haag zwischen Preußen, England und Holland geschlossen. In
dem Kriege zwischen Schweden und Rußland (1788) hinderte F. W. in Verbin-
dung mit England, den fernern Angriff Dänemarks auf Schweden. Eifersüchtig
auf die Fortschritte Rußlands und Östreichs im Türkenkriege, verbürgte er der
Pforte in einem Bündnisse, 1790, alle ihre Besitzungen, und reizte dadurch Öst-
reich, sodaß bereits ein preuß. Heer in Schlesien an der böhmischen Grenze, und ein
Corps in Böhmen sich zusammenzog. Doch Leopold II. wünschte keinen Krieg mit
Preußen, und versprach (27. Jul. 1790) in der reichenbacher Convention, welche,
unter Vermittlung Englands und Hollands, zwischen Östreich und Preußen abge-
schlossen wurde, den Türken alle Eroberungen, bis auf den Bezirk von Aluta, zu-
rückzugeben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Szistowe zwischen Öst-
reich und der Pforte abgeschlossen wurde. Die Mißverständnisse über diese Con-
vention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zusammenkunft in
Pillnitz (Aug. 1791) aus, wo sie zu einer nähern Verbindung in Hinsicht der franz.
Angelegenheiten zusammentraten. Ein Theil der Polen, an ihrer Spitze der König
Stanislaus August, beabsichtigte eine neue Verfassung des Reichs und eine erbliche
Thronfolge, welche dem sächsischen Hause bestimmt war. Um einer auswärtigen
Bürgschaft sich zu versichern, ward das Bündniß zwischen Polen und Preußen ge-
schlossen, in welchem Preußen die Untheilbarkeit des polnischen Staats anerkannte,
und demselben einen Beistand von 40,000 M. und 4000 M. Cavalerie zusicherte,
falls sich eine fremde Macht in dessen innere Angelegenheiten mischen würde. Bald
aber wußte Katharina II., nachdem sie mit der Pforte Frieden geschlossen, und,
ohne selbst Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und
Östreichs Anstrengungen in diesem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm dahin
zu bringen, entweder, als Folge des Bündnisses mit Polen, diesen Staat gegen
Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweiten Mal
zu theilen. Preußen ließ (Jan. 1793) Truppen unter Möllendorf's Anführung
Großpolen einrücken, und einen Landstrich besetzen, der 1100 □M. groß, und
mit Einschluß von Danzig und Thorn, 1,200,000 Einw. fassend, unter dem Na-
men Südpreußen mit Westpreußen verbunden, und nach preuß. Verfassung einge-
richtet wurde. Obgleich nun der Reichstag von Grodno diese Abtretung und den
gleichzeitigen Länderverlust an Rußland genehmigen mußte, so brach doch (Apr.
1794) unter Kosciuszko und Madalinski ein Aufstand der Polen zur Wiederherstel-
lung ihrer Selbständigkeit aus, in welchem anfangs die Russen und auch die Preu-
ßen mehrmals besiegt wurden, bis endlich Kosciuszko von dem russischen General
Fersen (10. Oct.) gefangen, und Praga (4. Nov.) von Suwaroff erstürmt wurde.
Hierauf ward in der dritten Theilung Polens (1795), zwischen Rußland, Östreich
und Preußen, der Rest des polnischen Staats aufgelöst. Preußen erhielt dabei
auch einen bedeutenden Länderzuwachs. Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen
Frankreich begründete, als Folge der pillnitzer Convention, das Bündniß mit Östreich
(Berlin 7. Febr. 1792), in welchem sich beide zur Erhaltung der deutschen Reichs-
verfassung, zur Bekämpfung der franz. Revolution und zur Errichtung einer freien
Constitution in Polen vereinigt hatten. Obgleich man nun in Frankreich nicht
erwartete, daß Preußen wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, so ließ doch
Friedrich Wilhelm (Juni 1792) ein Heer von 50,000 M. nach dem Rheine auf-
brechen, und folgte demselben mit den Prinzen. (S. Braunschweig, K. W. F.

Herzog von, und Möllendorf.) Am 5. Apr. 1795 söhnte sich Preußen im Frieden zu Basel (s. d.) mit der Republik aus, und ließ seine jenseit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzosen. Für die Neutralität des nördl. Deutschlands ward eine Demarcationslinie (s. d.) verabredet. Noch waren während F. Ws. II. Regierung von dem letzten Fürsten des brandenburgisch-fränkischen Mannsstammes, dem Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander, die beiden fränk. Fürstenthümer Anspach u. Baireuth (2. Dec. 1791) gegen eine jährl. Leibrente von 500,000 Gulden der Kurlinie völlig überlassen, und von dem König bei dieser Gelegenheit der rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinsicht der innern Verwaltung war zwar die von Friedrich II. eingeführte franz. Regie abgeschafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, sowie ein neues allgemeines Gesetzbuch eingeführt worden; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andre Männer in des Königs Umgebung vermittelst des Religionsedicts (1788) und andre Maßregeln sehr beschränkt. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. Nov. 1797, im 54. Lebens- und 12. Regierungsjahre. (Vgl. Preußen, Haugwitz, Herzberg.)

Friedrich Wilhelm III., jetzt regierender König von Preußen, ältester Sohn Friedrich Wilhelms II. und der 1805 zu Berlin als Witwe verst. Königin Louise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, geb. am 3. Aug. 1770. Unter der obern Leitung s. Großoheims, Friedrichs II., stand vorzüglich s. Mutter s. Erziehung vor. Seine nachmaligen Erzieher waren der Graf Karl Adolf v. Brühl, als erster Gouverneur. Der junge Prinz zeigte viel geistige Anlagen, ein trefflicher Gemüth, und besonders jene Kraft des Charakters, die er in der Folge, besonders im Unglück, behauptet hat. Man kennt noch jene Prophezeiung Friedrichs über ihn, zu welcher ein jugendliches Spiel die Veranlassung gab. Die Erziehung der jungen Prinzen und seiner Brüder war nicht bloß militairisch, sondern zugleich popular; sie lernten frühzeitig sich andern Ständen nähern. Im Aug. 1791 begleitete F. W. III., als Kronprinz, seinen Vater nach Dresden, und legte hier den Grund zu der Bekanntschaft mit dem jetzigen Kaiser von Östreich. Als nicht lange nachher Preußen, in Verbindung mit Östreich, den Krieg gegen Frankreich erklärte und Friedrich Wilhelm II. im Jun. 1792 sich zu s., unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig stehenden, Heere an den Rhein begab, begleitete ihn der Kronprinz, nebst den übrigen Prinzen des königl. Hauses, und zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten die Unerschrockenheit, die den preuß. Prinzen eigenthümlich zu sein scheint. Dieser Feldzug wurde die Veranlassung, daß der Prinz seine nachherige Gemahlin, die Königin Louise, kennen lernte. Diese Prinzessin, T. des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, der sich in Darmstadt aufhielt, hatte, beim Ausbruche des Kriegs, mit ihrer jüngern Schwester Darmstadt verlassen, und sich einige Zeit in Hildburghausen, bei einer ältern Schwester, der regierenden Herzogin, aufgehalten. Nachdem Frankfurt a. M. (Dec. 1792) den Franzosen entrissen worden war, nahm König Friedr. Wilh. II. den Winter hindurch sein Hauptquartier in dieser Stadt. Die beiden Prinzessinnen nahmen (März 1793) ihren Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt, und wurden von dem Könige zur Tafel gezogen. Die Prinzessin Louise erregte gleich beim ersten Anblick die Aufmerksamkeit des Kronprinzen. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältnisse, sondern die Harmonie der Gesinnungen und der Einklang der Herzen schlossen den glücklichsten Bund; der Kronprinz verlobte sich mit der Prinzessin Louise in Darmstadt, am 24. April 1793, und am 24. Dec. fand zu Berlin die Vermählung statt. F. W. III. folgte s. Vater, gest. d. 16. Nov. 1797, in der Regierung, und besuchte, im Frühjahr 1798, in Begleitung s. Gemahlin, die vornehmsten Städte seines Reichs, um die Huldigung zu empfangen. In den letzten Jahren F. Ws. II. hatten Günstlinge beiderlei Geschlechts sich der obersten Gewalt bemächtigt, und in

uchten sie zu niedrigen Zwecken. Verschiedene heilsame Einrichtungen Fried-
s II. waren vernichtet worden. Die Bessern im Volke richteten ihre Augen
nsuchtsvoll auf den Kronprinzen, der im Geiste seines Großoheims zu handeln
fen ließ. Er erfüllte gleich nach dem Antritte seiner Regierung die von ihm ge-
te Hoffnung, so viel er konnte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllner's Aus-
ert, und das Censurreglement wurden, sowie der lästige Tabackspacht, aufgeho-
, Druck- und Preßfreiheit wiederhergestellt; eine vernünftige Censur wurde an-
dnet; der Lauf der Justiz durfte nicht mehr durch willkürliche Cabinetsbefehle
erbrochen werden. Der junge König entfernte mehre Personen, die unter der
gen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen sich erregt hatten, und
te an die Spitze der Geschäfte Männer von anerkannter Einsicht und Redlichkeit.
Rechtlichkeit des Königs zeigte sich auch in seinen Cabinetsbefehlen; sie liefer-
ein bis dahin ungewöhnliches Beispiel, daß der Regent den Regierten die
inde seines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weise Sparsamkeit, welche die
ütteten Finanzen und eine Staatsschuldenlast von 22 Mill. Thlrn. nothwendig
hten, wurde eingeführt. Der König selbst gab das Beispiel an seinem Hofe,
die Einfachheit, verbunden mit Ordnung und Pünktlichkeit, herrschte. Das
gl. Paar war das schönste Muster eines glücklichen, häuslichen Lebens und der
Thronen so seltenen Gattenliebe. (Vgl. Louise.) — Bei dem erneuerten
npfe der europäischen Mächte gegen Frankreich behauptete Preußen die seit dem
ler Vertrage vom 17. Mai 1795 angenommene Neutralität, und F. W. III.
tzte diese Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen seines Reichs zu
r immer höhern Stufe der Bildung zu erheben, und besonders in letztern den
ren Wohlstand dauerhaft zu gründen. Durch den baseler Frieden war festgesetzt
den, daß die franz. Truppen die auf dem linken Rheinufer liegenden preuß. Pro-
en, Geldern, Meurs und einen Theil von Kleve, fortwährend in Besitz behal-
sollten; die definitive Entscheidung wegen dieser Provinzen war bis zum allge-
en Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausgesetzt geblieben.
hdem dieser Friede am 9. Febr. 1801 zu Luneville zu Stande gekommen, und
ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen worden war, erhielt Preußen
Jahre nachher durch den Reichsdeputationsschluß den östlichsten Theil des
s Münster, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt
seinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar,
shausen und Nordhausen, die Stifter Quedlinburg, Essen, Werden, Elten,
btei Herford und die Propstei Kappenberg. Preußen gewann durch diese Ent-
igung gegen 180 □M., mit mehr denn 400,000 Einw., größtentheils treff-
dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Überschusse an Einkünften von
als 2 Mill. Gulden. Durch einen Tausch mit Baiern wurden die fränkischen
enthümer sehr zweckmäßig, und mit einem Gewinn von ungefähr 8 □M. ge-
t. F. W. war jetzt Beherrscher einer Nation, deren Volksmenge gegen 10
betrug. Bei dem, durch die dritte Coalition zwischen England, Rußland
Östreich gegen Frankreich 1805 ausgebrochenen Kriege blieb F. W. III. seinem
tralitätssystem getreu. Bewegungen, welche von Rußland gegen Preußen ge-
t wurden, veranlaßten den König, auch seine Truppen in Schlesien und an
Weichsel zusammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarsch eines franzö-
bairischen Heeres durch das neutrale anspachische Gebiet, und die persönliche
nwart des Kaisers Alexander in Berlin änderten die Lage der Dinge. Der
g trat insgeheim (3. Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewissen
ngungen bei, suchte noch den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu
rteln, und schickte ein Heer nach Franken. Nach der Schlacht von Austerlitz
der Friede zwischen Östreich und Frankreich zu Stande. Wenige Tage vorher
Dec.) war zu Wien, durch den Grafen Haugwitz, eine vorläufige Übereinkunft

zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen worden. Durch diese wurde
Verbindung der beiden Mächte erneuert, und die gegenseitige Garantie der alten u
neuerworbenen Länder festgesetzt; Preußen trat Anspach zu Gunsten Baierns, Kl
und Neufchatel zur freien Verfügung an Frankreich, und dieses dagegen den ganz
kurhannöverschen Staat an Preußen ab. Diese unglückliche Erwerbung von Han
ver, wovon Preußen am 1. April 1806 wirklich Besitz nahm, veranlaßte zuerst
Manifest (20. April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands ge
Preußen (11. Juni). Auch mit Schweden, dessen König in Folge eines mit En
land geschlossenen Subsidienvertrags das Herzogthum Lauenburg decken woll
brachen Feindseligkeiten aus; die Preußen vertrieben die schwedischen Truppen a
dem Lauenburgischen. Doch erfolgte bald (Aug. 1806) eine Art von Aussohnu
zwischen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit En
land und Rußland, durch welche Preußen sich gefährdet glaubte, und die Errich
tung des Rheinbundes, veranlaßten auch zwischen Preußen und Frankreich ne
Unterhandlungen. Preußen hatte die Idee, im Norden von Deutschland, so
Napoleon im Süden und Westen es gethan hatte, einen nordisch-deutschen Bu
zu stiften, welcher alle im Grundvertrage des rheinischen Bundes nicht genann
Staaten enthalten sollte. Um den Forderungen, daß Frankreich dieser beabsichti
ten Verbindung kein Hinderniß entgegenstellen, seine Truppen aus Deutschland z
rückziehen, und verschiedene widerrechtlich besetzte Orte räumen sollte, mehr Na
druck zu geben, rüstete Preußen sich, bloß in Verbindung mit Sachsen, zum Kri
gegen Frankreich, dessen Heere sich ebenfalls nach Deutschland in Bewegung setz
Am 9. Oct. begannen die Feindseligkeiten an der Saale; am folgenden Tage wu
der Vortrab des preuß. Heeres bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Pri
Louis von Preußen den Tod fand, und am 14. Oct. entschied die Doppelschla
bei Jena und Auerstadt über das Schicksal des preuß. Heeres und aller zwischen
Weser und Elbe gelegenen preuß. Länder. Unbegreiflich schnell ergaben sich
wichtigsten Festungen den Feinden, und schon am 27. Oct. hielt der Sieger sei
Einzug in die wehrlose Hauptstadt der preuß. Monarchie. F. W. III. wählte
mel zu seinem einstweiligen Aufenthalte, sammelte sein Heer aufs neue, und abwi
mit gerechter Strenge die Pflichtvergessenheit, die Viele sich hatten zu Schul
kommen lassen (Publicandum v. 1. Dec. 1806). In Gemeinschaft mit s. tre
Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, stellte er sich den in Ostpreußen eind
genden Feinden entgegen. Die Schlachten bei Eilau und Friedland führten end
den Frieden zu Tilsit (s. d.) am 9. Juli 1807 herbei. Schmerzliche Opfer mu
Friedrich Wilhelm in diesem Frieden bringen, und Provinzen abtreten, die
Jahrhunderten seinem Hause treu ergeben gewesen waren. Die Hälfte sei
Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rücksicht des Ackerbaues,
werbfleißes und Handels die vorzüglichsten waren. Was den Schmerz des Ve
stes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm verbleibenden Länder von
franz. Truppen besetzt gehalten wurden. Selbst die Hauptstadt Berlin wurde
im Dec. 1808 von ihnen geräumt, und der von seinen Unterthanen zurückgesel
König konnte erst Ende 1809 in seine Residenz einziehen. Mit unablässigem E
und festem Willen arbeitete nun F. W., die Wunden, welche der Krieg sei
Staaten verursacht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Einrichtung der in
Staatsform zu geben. Die Armee wurde auf 42,000 M. gesetzt und neu gebil
Eine neue Civilverfassung wurde hergestellt, und der Gang der öffentlichen Gesch
genau bestimmt. Früher schon (9. Oct. 1807) war das wohlthätige Edict erfl
nen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und später (28. Juli 1808) abg
dert wurde. Unter dem Namen der Städteordnung wurde am 19. Nov. 1
eine gesetzliche Vorschrift über die Vertretung der Stadtgemeinden in Rücksicht
städtischen Gemeinwesens durch Stadtverordnete ertheilt. Ebenso wichtig

r den Staat heilsam war die am 6. Nov. 1809 beschlossene Veräußerung der nigl. Domainen, die Verwandlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter Güter des Staats (30. Oct. 1810), und die selbst unter sehr drückenden Zeitverältnissen höchst freigebige Pflege und Ausstattung des Erziehungswesens, wozu beonders die Stiftung der neuen Universität zu Berlin (1809) gehört, sowie die Verlegung der Universität zu Frankfurt a. d. O. nach Breslau, wo sie eine neue, nkmäßigere Form erhielt. Im Dec. 1808 reiste F. W. in Begleitung s. Gemahlin, nach Petersburg, um das Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser Alexander ch fester zu knüpfen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen kehrte das nigl. Paar nach Königsberg zurück, und hielt am 23. Dec. 1809 seinen feierlim Einzug in Berlin. Die Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs pfindlichste gestört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Louise 19. Juli 1810. Aus dieser königl., wahrhaft glücklichen Ehe sind noch 4 nzen und 3 Prinzessinnen am Leben. — F. W. III. fuhr unermüdet fort, den ren Zustand seines Landes zu vervollkommnen; dahin gehören verschiedene Verserungen in der Civil- und Justizverwaltung, im Münzwesen und im Anbau des ndes. An die Stelle der durch das Edikt vom 30. Oct. 1810 und durch die Urde vom 23. Jan. 1811 aufgelösten Ballei Brandenburg, des Johanniterordens, Heermeisterthums und der Commenden derselben, deren sämmtliche Güter als taatsgüter eingezogen worden waren, errichtete der König (23. Mai 1812) einen uen Orden, unter der Benennung: königl. preußischer St.-Johanniterorden, d erklärte sich selbst als Protector desselben. Mit Frankreich schloß er (24. Febr. 812) zu Paris ein Schutzbündniß gegen alle europäische Mächte, mit welchen der e oder der andre Theil in Krieg verwickelt wäre oder verwickelt werden könnte. s im Juni 1812 der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach, ließ der nig zu dem Heere des letztern ein Hülfscorps von 30,000 M. stoßen, welches dem 10. franz. Armeecorps unter dem Marschall Macdonald den linken Flügel ete, und zu der Belagerung von Riga bestimmt wurde. Bei dem schnellen und derblichen Rückzuge der Franzosen aus Rußland mußte auch das preuß. Hülfsps sich zurückziehen. Aber der commandirende General (York) rettete es durch am 30. Dec. 1812 mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossene Übereunft, vermöge welcher das preuß. Corps für neutral erklärt wurde, und sich von franz. Heere absonderte. Diese Handlung des Generals York mußte anfangs ißbilligt werden. Als aber der König am 22. Jan. 1813 seine Residenz nach slau verlegt hatte, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 11. März dem l. York volle Gerechtigkeit widerfahren, und übergab seinem Oberbefehl noch ein es Truppencorps. Schon fühlten sich die Herzen aller Preußen durch die Hoffnung ben, das von dem fremden Druck so tief gebeugte Vaterland wiederherstellen zu nn, als der König sein Volk (3., 9. Febr. u. 17. März) zu den Waffen rief. Jetzt sich die Begeisterung einer heldenmüthigen Nation in der lebendigsten Volks. Nicht bloß junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen, auch Männer, deren Beitritt man nicht rechnen konnte, stellten sich unter das Panier des Vaters. Alle Classen wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Staats h die größten Aufopferungen beizutragen. Durch diesen Volkseifer und durch on der Regierung bisher mit weiser Vorsicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen es möglich, daß Preußen 1813 so bewundernswürdig schnell ein geübtes und reiches Heer ins Feld stellen konnte. — Die Franzosen hatten Berlin erst in der ht vom 3. zum 4. März geräumt, worauf die Russen daselbst einzogen. Am März kam der Kaiser Alexander nach Breslau, wo der König sich noch auf-

Ein zu Kalisch am 28. Febr. geschlossenes Trutz- und Schutzbündessen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20. zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen aufs in-

nigste mit einander. Am 27. März übergab General Kruſemark in Paris d preuß. Kriegserklärung. Zwei preuß. Armeen, die eine in Schleſien gebildet Blücher, die andre unter York, welche in Berlin zu dem ruſſiſchen Heere Wittgenſtein ſtieß, rückten nun zugleich mit den Ruſſen nach Sachſen. F. kam am 24. wieder nach Berlin, wo er für die Verwaltung des Staats M und Civilgouverneure ernannte, das Continentalſyſtem aufhob, und eine au dieſen Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes um das Vaterland ſtifte das eiſerne Kreuz, von zwei Claſſen und einem Großkreuz. Außer den regel gen Heeren ward auf das ſchleunigſte eine allgemeine Landwehr und ein Landſt errichtet, deren treffliche Einrichtung ſich ſpäterhin, als der Feind ſchon in S ſien und gegen Brandenburg vordrang, entwickelte. Die perſönliche Gegen des Königs, der alle Gefahren und Beſchwerden mit ſeinen Truppen theilte, feuerte dieſe aufs höchſte; ihrem Heldenmuthe mußte ſelbſt der Feind Gerechtig widerfahren laſſen. Hier können aus dem Feldzuge 1813 und 1814 nur die T ten bei Lützen, Bautzen, Haynau, Kulm, Großbeeren, Dennewitz, an der K bach, bei Wartenburg und, nach der Schlacht bei Möckern (16. Oct. 1813) Erſtürmung Leipzigs, der Übergang über den Rhein (1. Jan. 1814), die S bei Laon (9. März) und Montmartre (30. März) flüchtig erwähnt werden. „ſchleſiſche Armee", ſagt Blücher am Schluſſe ſeines Berichts aus Paris vo April 1814, „hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher ſie 6 Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte hatte, über 48,000 gene gemacht, und 432 Kanonen erobert". F. W. III. gab nicht nur öfters B ſpiele perſönlicher Tapferkeit (bei Kulm, Fère-Champenoiſe, d. 25. M dern trug auch durch ſeine Einſicht und Feſtigkeit in den Tagen der Gefahr, den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (14. Febr.) und bei Montreau Febr.), viel zur Entſcheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen ten eine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein ge führt und Napoleons Herrſchaft aufs neue befeſtigt haben würde, beſchloſſen. Friedrich Wilhelm bewirkte durch ſeine Feſtigkeit und ſein Vertrauen in die Sache, daß der Rückzug nicht weiter fortgeſetzt wurde, und daß die Heere Paris vorrückten, welches ſich auch bald nachher (am 30. März) den Ver ergab. Königlich belohnte jetzt F. W. die Männer, die ſeine Abſichten aus und ſeine Rechte verfochten hatten. Den einſichtsvollen, ſtandhaften Har des in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit geübter, feſter H Ruder des preuß. Staats führte, und den tapfern, unermüdlichen Blücher, er in den Fürſtenſtand. Die Schreiben, worin er Beiden (am 3. Juni 1814 Erhebung ankündigte, ſind ſprechende Beweiſe von den Gefühlen des Kön von ſeiner richtigen Würdigung des Verdienſtes. Durch Ehrenzeichen und derungen wurden die bewieſene Tapferkeit im Kriege, und die erprobte keit an König und Vaterland in allen Ständen belohnt. Späterhin wurde das Andenken der im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallenen Tapfern öffentliche Denkmäler und auf a. A. geehrt. Nachdem der König bis zum des Friedens (30. Mai 1814) in Paris verweilt hatte, reiſte er (im Juni Kaiſer Alexander nach London, hielt bei ſeiner Rückkunft (7. Aug.) einen Einzug in ſeine Hauptſtadt, und begab ſich dann nach Wien, wo er bis zur digung des Congreſſes blieb. Durch die allgemeinen Congreßverhandlungen durch einige beſondere Verträge erſetzte er ſeiner Monarchie größtentheils den luſt, den ſie im Frieden zu Tilſit erlitten hatte. (S. Preußen.) Als N 1815 Napoleon von Elba her Frankreich wieder in Beſitz nahm, verband ſich am 25. März zu Wien mit Öſtreich, Rußland und England, gegen ihn und Anhänger. Schon am 18. Juni erfochten die preuß. Heere mit ihren Ver den Alles entſcheidenden Sieg über Napoleon bei Belle-Alliance. (S. Wate

W. kam aus diesem Feldzuge erst am 19. Oct. wieder in seine Residenz zurück; hier rte er am 22. Oct. das vierhundertjährige Regierungsjubiläum seines Stamm-ses Hohenzollern. 1818 besuchte er den Kaiser Alexander und 1823 machte er eine ise nach Italien. Bei seinem Aufenthalte in Paris hatte F. W. III. die be-mte Gemäldesammlung des Prinzen Giustiniani für 500,000 Fr. erkauft und it seine Hauptstadt bereichert, für deren Verschönerung er fortwährend sorgt. rhaupt ist durch ihn und unter ihm Vieles für bessere Aufnahme des Gewerbflei-und des inländischen Handels geschehen. Die Universität zu Berlin hat Sta-n, und ihre wissenschaftlichen Sammlungen haben Vermehrungen erhalten. der Universität Königsberg sind neue Anstalten errichtet, einige ältere erweitert reich begabt worden. Mehre Schulen und Erziehungsanstalten zu Berlin und n Provinzialstädten erhielten Beweise der Freigebigkeit und Sorgfalt des Kö-. Die wohlthätigen Folgen der weisen Staatswirthschaft zeigen sich dadurch, Preußen im Stande war, auf zwei in vorigen Jahren gemachte Anleihen seit 7 mehre Millionen Thaler zurückzuzahlen, und daß die Staatspapiere stiegen. F. III. hatte seinem Volke eine Constitution zugesichert, die dem Geiste des Zeit-s angemessen sei, und deßhalb am 30. Mai 1817 einen Staatsrath errich-zu welchem, außer den majorennen Prinzen des königl. Hauses, die vornehm-Staatsbeamten im Civil und Militair, und andre Staatsdiener, die der König s Vertrauens würdigt, gezogen worden sind. Der versammelte Staatsrath ist ihn Abtheilungen die höchste berathende Behörde, die jedoch an der Verwal-g keinen Antheil hat. Aus der Mitte desselben hat der König die Glieder der mission ernannt, die sich, in Folge der Verordnung vom 22. Mai 1815 we-der zu bildenden Repräsentation des Volks, in Berlin unter dem Vorsitze des atskanzlers mit der Organisation der Provinzialstände, und der Ausarbeitung Verfassungsurkunde, beschäftigten. Seitdem hat der König in allen Provin-e Provinzialstände theils hergestellt, theils neu ins Leben gerufen und ihnen berathende Stimme, auch die Mitwirkung bei der Vertheilnng der Steuern standen. Bei der Einführung der neuen berliner Hofkirchenagende, die sein list, schonte er die anders Denkenden mit weiser Milde. Auf dem Congreß chen stiftete der König den 18. Oct. 1818 die Universität Bonn, und in Ber-820 ein Museum der Alterthümer; überhaupt ist die Beförderung des Schul-s und wissenschaftlicher Anstalten, sowie die öffentliche Erklärung seiner Über-ng von der Wahrheit des evangelischen Glaubens (s. Köthen) ein unver-licher Kranz in der Regierung dieses Monarchen. Am 11. Nov. 1824 schloß . III. eine morganatische Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach (geb. 30. 1800), die den Titel führt: Gräfin von Hohenzollern, Fürstin von Liegnitz, ich seit 1826 zur evangelischen Kirche bekennt.

Friedrich I. (Wilhelm Karl), der 15. regier. Herzog von Würtemberg, m 23. Dec. 1797, hierauf 1803 Kurfürst, endlich seit dem 1. Jan. 1806 ste König von Würtemberg, gest. den 30. Oct. 1816, geb. zu Treptow in rpommern, 1754, verm. 1780 mit Auguste Karoline Friederike Louise, ssin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die ihm zwei Söhne (s. Nachfolger, lm I., dessen Bruder, Herzog Paul) und die Prinzessin Katharina, verm. ssin von Montfort, gebar. Sie starb 1787. Hierauf vermählte er sich in London mit der Kronprinzessin von England, Charl. Aug. Math., der rwitweten Königin. Da sein Vater, Herzog Friedr. Eugen von Würtem-im siebenjähr. Kriege unter den Helden Friedrichs des Großen mitfocht, lei-e Erziehung des Prinzen mit unendlicher Sorgfalt und Treue s. Mutter, So-Dorothea, T. des Markgr. von Brandenburg-Schwedt, eine am Hofe ihres Oheims zu Berlin durch Kunstsinn und wissenschaftlichen Geist ausgebildete n. Erst nach dem Frieden, 1763, konnte der Vater die Erziehung s. Soh-

nes regelmäßiger ordnen, wobei er ihn vorzüglich zum strengsten Gehorsam anha ten ließ. Der Prinz besaß außerordentliche Fähigkeiten. Seine Bildung a Mensch war großentheils französischer Art, und wurde es noch mehr während sein vierjährigen Aufenthalts in Lausanne. Er schrieb und sprach Französisch mit vo endeter Fertigkeit. Indeß achtete er die vaterländische Literatur, und drückte si im Deutschen nicht weniger zierlich und regelfest aus als im Französischen. Sei angeborene Beredtsamkeit ward durch das reichste Orts- und Sachgedächtniß unt stützt, denn er hatte nicht bloß in der Mathematik, Naturkunde, Geschichte u Erdbeschreibung vorzügliche Kenntnisse sich erworben, sondern auch, besonders a seiner Reise in Italien 1782, seinen Kunstgeschmack ausgebildet. Dies bewie in der Folge, als er Kunstwerke aufstellen ließ, auch durch die Würdigung vaterl discher Künstler, z. B. gegen Dannecker. Allein zu lebhaft für das besonnene P sen, faßte er schnell eine oft falsche Ansicht auf, und bestimmte dadurch, beharrli sein Urtheil. Daher so mancher Mißgriff seines spätern Lebens! Friedrich Große war in Vielem sein Musterbild. Er trat, wie seine sieben Brüder, in pr ßische Kriegsdienste, und stieg im bairischen Erbfolgekriege bis zum Generalma Nach s. Rückkehr aus Italien, wohin er seine Schwester und deren Gemahl, Großfürsten Paul von Rußland, begleitet hatte, stellte ihn Katharina als Gen lieutenant und Generalgouverneur von Russisch-Finnland an. Aber auch di Verhältniß löste er 1787 auf, und lebte zu Monrepos unweit Lausanne, dan Bodenheim bei Mainz. Von hier reiste er nach Holland und Frankreich. In f failles war er Zeuge der ersten Verhandlungen der Nationalversammlung. Febr. 1790 nahm er s. Wohnsitz in Ludwigsburg. Nach dem unbeerbten Ab zweier Brüder gelangte sein Vater 1795 zur Regierung von Würtemberg. nunmehriger Erbprinz stellte er sich 1796 dem Eindringen der Franzosen entg mußte aber der Gewalt weichen, und lebte eine Zeitlang in Anspach, dann in A und in London, von wo er mit seiner zweiten Gemahlin im Juni 1797 nach S gart zurückkehrte. Bald darauf starb sein Vater. Er trat jetzt die Regierun schon damals im franz. Kriege hart mitgenommenen Herzogthums an, da einem Flächenraum von 153 □M. etwas über 600,000 Einw. zählte. In Kriege 1799—1801 litt das Land noch mehr. Herzog Friedrich, der seine P als Reichsstand redlich erfüllte, und für britische Hülfsgelder noch mehr mußte, regierte dasselbe von Erlangen aus. In dieser verhängnißvollen Ze wickelte er große Regententaaben. Insbesondere wußte er durch s. Verbind mit den Höfen zu Wien und Petersburg, außer der Kurwürde, ein angem Entschädigungsloos für den Landerverlust am linken Rheinufer im Reichsd tionsschlusse vom 25. Febr. 1803 zu erlangen. Seine aus ihm allein ber hende Staatskunst war mit Kraft und Klugheit gepaart, und zunächst auf E haltung, dann auf die Vergrößerung seines Staats gerichtet. So errang er lig durch festes Anschließen, seit dem 2. Oct. 1805, an Napoleons überwält System, in und seit dem preßburger Frieden, binnen 13 J. den Besitz eines hängigen Königreichs von 368 □M. mit 1,400,000 Einw. Die Zeit n ihn, seine ganze Kraft auf die auswärtigen Verhältnisse seines Staats anzun und wie er hier durch ungebundene Machtvollkommenheit viel erreichte, so dasselbe Streben auf die innern Verhältnisse über, welche er in Neu-Würt völlig unabhängig nach eigenem Ermessen feststellte, dann aber auch (1806) Würtemberg, durch Aufhebung der Stände und der von ihm beim Regieru tritt beschworenen Verfassung, seinem Willen unterordnete. Im Gefüh ihm eigenthümlichen Kraft, wollte er sich mit den Monarchen Europas m mehr in eine Linie stellen. Dann bekleidete er seinen Thron mit dem vollen der Majestät; darum erhob er sein Heer zu einer die Kräfte des Landes über den Stärke; darum verwickelte er sich, besonders seit dem Tode seines ed

eistvollen Freundes, des Grafen v. Zeppelin, in kühne Entwürfe, die er leidenschaftlich und gewaltsam verfolgte, und durch die er Alles neu gestaltete. Einreißen nd Aufbauen wechselten unter seiner Regierung Schlag auf Schlag. Sein Scharfblick, mit dem er die Folgen der franz. Revolution übersah, bestimmte seine Handlungsweise. Denn, wo nicht allemal an Geist und Kraft, doch immer an ester Willensthätigkeit und stolzer Haltung seiner Umgebungen, die oft nur in Inländern bestanden, überlegen, wollte er, wie der große Friedrich, späterhin wol ch wie Napoleon, Selbstregent sein, und Volk und Staat durchgreifend maschinartig handhaben, wie der Feldherr sein Heer. Die sittliche Natur des Staats r ihm, bei seiner franz. Weltbildung und bei der Art seiner Menschenkunde und ebensfreuden, nie klar geworden. Es kam ihm auch nicht ein leiser Zweifel ein, s Recht möchte vielleicht nicht auf seiner Seite stehen. Vielmehr ging er überall n der unseligen Idee Friedrichs aus, daß keinem Menschen zu trauen sei. Daher müthigte er ohne Schonung den einst reichsfreien Adel; daher versetzte er nach illkür die Beamten von einer Stelle in die andre; daher strafte er hart oft kleine ersehen; daher belastete er sein entwaffnetes, von Abgaben erschöpftes Volk mit r Conscription; daher erlangten Günstlinge, wie Dillen, solchen Einfluß auf n, daß Niemand ihm die Augen zu öffnen wagte. In seiner Glanzsucht verlor h selbst sein Geschmack für die Kunst, welchen man in den Anlagen von Stuttrt, Ludwigsburg und Freudenthal nicht verkennt. Für Wissenschaften that er inzelnes, ohne das Edle der wissenschaftlichen Bildung ganz zu würdigen. Daei übereilte er durch Leidenschaftlichkeit und Ungestüm oft selbst das Nützliche, was r thun wollte. Mit dem Willen, gerecht zu sein, entschied er bisweilen im Zorn, enger als das Gesetz, oder ganz nach dem, was er gerade als recht und billig erannte. Doch ersparte er seinem Volke manches Übel durch die Entschlossenheit, it der er Eingriffe der franz. Regierung in die innere Verwaltung seines Staates ies, wie die angesonnene Einführung des franz. Gesetzbuches. Auch das Religionsedict vom 13. Oct. 1806, welches allen drei christlichen Kirchen gleiche Rechte sicherte, war sein eignes Werk. Dem Rheinbunde mußte er sich anschließen; ch bewirkte er in Erfurt, daß kein Würtemberger Spaniens Boden als Krieger rat. Nach den Gesetzen des Continentalsystems ließ er die englischen Waaren brennen, erstattete aber den Eigenthümern den vollen Werth unter der Bedinng, den Empfang zu verschweigen. Übrigens hielt er so fest an dem System poleons, daß er alle Kräfte seines Landes aufbot, um ihn in größerer Zahl, als derlich, tapfere Scharen, gegen Preußen 1806, gegen Östreich 1809 und ge Rußland 1812 (15,000 Mann), zuzuführen. Erst nach der Schlacht bei ipzig näherte er sich den Verbündeten. Der Minister, den er an sie abordnete, te ihm sogar noch ein Stück Land als Belohnung für seinen Übertritt ausmita, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag von Fulda (6. Nov. 13) bloß die Gewähr seiner sämmtlichen Staaten und die Anerkennung seiner abhängigkeit verschafft hatte. Der neue Umschwung der Dinge, den im Herzen s Europa die begeisterte Kraft des Volks hervorgebracht hatte, wirkte auch auf ürtemberg zurück. König Friedrich, der in Wien vergeblich sich mehren Bemmungen, inwieweit sie seine fürstliche Unabhängigkeit gefährdeten, widersetzte te, begriff endlich, daß auch er den Foderungen des wiedergeborenen Völkerrechts hgeben müsse. Doch zögerte er mit seinem Beitritt zur deutschen Bundesacte zum 1. Sept. 1815. Seinem Volke kam er mit einem von ihm ausgeflossenen rfassungsgesetze, das er ihm als Ordonnanz aufdringen wollte, entgegen; allein größten Überraschung des in andrer Zeit an blinden Gehorsam gewöhnt gewornen Fürsten wurde dasselbe einstimmig verworfen. Die versammelten Abgeordneten verlangten die alte Verfassung für Alt- und für Neuwürtemberg, zugleich einige Hülfe bei dem unglücklichen Zustande des Volks. Der König stellte nun

wirklich manches Drückende ab, löste aber die Versammlung der Stände den 8. Aug. 1816 auf. Im Oct. berief er sie ein zweites Mal. Jetzt legte er ihnen mit unerwarteter Nachgiebigkeit, als Grundlage einer neuen Verfassung für altes und neues Land, vierzehn Sätze vor, die in Würtemberg einen günstigen Eindruck machten. Ein neuer Entwurf kam zu Stande. Aber noch ehe er ihn ganz geprüft hatte, starb König Friedrich. — Die Nachwelt wird seinem Geiste und seiner Charakterstärke, durch die er seinen Staat rettete und vergrößerte, Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein sie wird es auch bemerken, daß er sein Volk nicht glücklich zu machen verstand, weil er sich selbst nicht zu beherrschen wußte. Ihm fehlte auf dem Throne nichts als der rechte Begriff von der sittlichen Natur des Menschen und von der Heiligkeit des Völkerrechts. — Stand daher Friedrich I. hoch als Regent, wenn er, frei von autokratischen Vorurtheilen, mit Gedankenblitzen das Nothwendige und Nützliche traf, so sank er dagegen fast immer durch die Sucht, überall auch im Kleinen und Unwesentlichen, groß, königlich und selbstartig zu sein, bis zur Seltsamkeit herab. Nach seinen königl. Handlungen darf man aber nicht den Menschen in ihm beurtheilen. Als Mensch war er, wie Männer bezeugen, die ihn lange in der Nähe beobachtet haben, nicht böse. Er wollte das Gute und Rechte, und dennoch rissen ihn fast in der Regel Leidenschaft und Verwöhnung zum Schlechten hin. Indeß verlor er nie das sittliche Vermögen, wieder zu sich zu kommen, und das erkannte Unrecht gut zu machen. Durch dieses Gemisch von Größe und Niedrigkeit, von Hoheit und Verirrung, erhält sein Leben ein räthselhaftes psychologisches Interesse. Unstreitig hatten der Gang seiner unsteten Bildung und äußere Verhältnisse mehr den Verstand in ihm entwickelt und geschärft als das Gemüth erhoben. Im Kampfe mit der Außenwelt vergaß er den Kampf mit sich selbst. Das Ideal der Menschheit, die reine Form des Wahren, Guten und Schönen war ihm nie klar geworden, um sein Streben auf das Höchste zu lenken. Darum verlor er mit dem Schwerpunkte der Sittlichkeit auch den Zügel des Maßes, und seine Größe versank in Schwäche. Doch ging sie nicht ganz unter. — Vgl. „Ungenossen", VII u. IX. K.

Friedrich (L. D.), Landschaftsmaler in Dresden, geb. 1775 zu Greifswald, begann seine Studien auf der Akademie in Kopenhagen, und kam 1795 nach Dresden, wo er sich ohne besondere Leitung eines ältern Künstlers, lediglich aus sich selbst und unter Leitung der Natur gebildet hat. Um Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm er von Zeit zu Zeit Reisen. Italien hat er nie besucht; es tragen vielmehr alle seine Arbeiten einen nordischen Charakter an sich. Früher beschränkte er sich fast gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er trefflich behandeln versteht, sodaß er darin von wenigen der neuern Künstler übertroffen wird. In der Folge trat er mit Ölgemälden hervor, welche bei dem ungemeinen Fleiße der innigen Liebe, womit er sein Talent auszubilden strebt, immer mehr an Vollendung gewonnen haben. Eine große Winterlandschaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothischen Capelle, die zwischen Eichen steht, vorstellend, bewirkte s. Aufnahme zum Mitglied der berliner Akademie. Bekannt ist s. Altargemälde für die Kirche in Tetschen: ein auf der Spitze des Felsens stehendes Kreuz, hinter dem die Sonne aufgeht. Mannigfaltigkeit der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur, Einfachheit und Einheit der Darstellung, ein meist düsterer, melancholischer Charakter, entfernt von aller Nachahmung, sprechen sich in seinen Landschaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß sie schon beim ersten Anblick als Gemälde den Beschauer anziehen, wohnt in ihnen noch ein höherer, poetisch-religiöser Geist, wodurch sich dieser Künstler fast zum Schöpfer einer neuen Gattung der Landschaftsmalerei erhob. Denn wenn man auch bei ihm in Hinsicht des Technischen von Friedrich noch nicht erreichten Künstlern, wie Claude Lorrain, Salvator Rosa, Ruysdael u. A., eine leise Ahnung solcher

emerkt, ſo hat doch Keiner ſie ſo klar und beſtimmt ausgedrückt, als er. Oft aber rlieren ſich auch ſ. Darſtellungen in das Gebiet des Myſtiſchen. 1817 wurde riedrich bei der königl. Akademie der Künſte zu Dresden als Mitglied mit Gehalt ufgenommen.

Fries, ſ. Säule. Bisweilen wird auch ein langer ſchmaler Streif ſo nannt, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft, oder an chleuſenthüren, um die Fugen deſſelben gegen Waſſereindrang zu ſchützen.

Fries (Jakob Friedrich), Hofr. und Prof. zu Jena, geb. den 23. Aug. 773 zu Barby. Sein Vater, aus einem heſſiſchen Geſchlecht ſtammend, lebte r Zeit ſ. Geburt in Barby als Mitglied der Direction der evangel. Brüdergeeinde. Da ihn weite Geſchäftsreiſen oft von Hauſe entfernt hielten, mußte er n Sohn ſchon 1778 in die Schule der Brüdergemeinde abgeben. Dort erhielt ſer ſeine Jugendbildung, und vollendete auf dem Seminarium der Brüdergeeinde die Studien der Theologie. Um ſich aber den philoſophiſchen Wiſſenſchafn zu widmen, beſuchte er 1795 die Univerſität Leipzig, 1796 Jena und verband mit in Leipzig eine allgemeine Überſicht der Rechtswiſſenſchaften, in Jena aber der aturwiſſenſchaften. In der Philoſophie folgte er den Lehren Kant's, beſonders rin, daß er für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Philoſophie das zergliedernde erfahren als das geeignete erkannte. Indeſſen glaubte er, daß zur Kant'ſchen hre noch ein Princip der concentrirten ſyſtematiſchen Darſtellung derſelben, als gentliches Princip der Vernunftkritik, hinzugefunden werden müſſe. Dieſes fand in der Naturlehre vom menſchlichen Geiſte, welche er die philoſophiſche Anthroologie nannte. Er verlangte, daß, nachdem durch Zergliederung die Grundforen der philoſophiſchen Urtheile aufgefunden ſeien, aus den Geſetzen der pſychiſchen nthropologie noch nachgewieſen werde, wie und warum wir gerade dieſe Formen philoſophiſchen Erkenntniſſe in den menſchlichen Beurtheilungen vorfänden. mußte er ſeine Lehre von der Deduction aller Principien der rein vernünftigen heile an die Stelle der Kant'ſchen Deduction der Kategorien ſetzen. Dieſem geß fand er ſeit 1795 und 1796 ſeinen Beruf theils in der neuen Bearbeitung der itik der Vernunft", theils in Vertheidigung der Kant'ſchen Lehre gegen neuere eichende Verſuche, beſonders gegen die Fichte'ſche Schule. Zugleich führten die naturwiſſenſchaftlichen Studien zu einigen chemiſchen Abhandl. 1797 fgg. F. Hauslehrer in Zofingen. Als er dort die erſte Bearbeitung ſ. „Kritik der unft" beendigt hatte, kehrte er 1800 nach Jena zurück, ſuchte ſich eine allgee Kenntniß der mediein. Wiſſenſchaften zu verſchaffen, wurde 1801 D. der oſophie und erhielt die Erlaubniß zu leſen. Unter den um dieſe Zeit herausg. iften ſind die „Philoſophiſche Rechtslehre" (1804) und das „Syſtem der Phihie als evidente Wiſſenſchaft (1804) zu nennen. Den größten Theil von 1803 1804 brachte er in Geſellſchaft ſ. Freundes, Freih. v. Hainiz, auf einer Reiſe Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Italien zu; lehrte dann in Jena Philoſophie und gab ſ. Schrift: „Wiſſen, Glauben und Ahnen", als eine afige Darſtellung der metaphyſiſchen Ergebniſſe ſ. Vernunftkritik, heraus. folgte er einem Rufe zu einer ordentl. Profeſſor der Philoſophie und Elemenathematik nach Heidelberg, wo er bis zum Herbſt 1816 blieb, und ſeit 1813 rofeſſur der Experimentalphyſik mit der vorigen vereinigte. Von den in dieſer erausg. Werken führen wir an: „Neue Kritik der Vernunft", 3 Bde. (1807); lem der Logik" (1811, 2. Aufl. 1819); „Populaire Vorleſungen über die kunde" (1813); „Entwurf des Syſtems der theoretiſchen Phyſik" (1813); e's und Schelling's neueſte Lehren von Gott und der Welt" (1807); „Von er Philoſophie Art und Kunſt, ein Votum für F. H. Jacobi" (1812); „Von jem Bund und deutſcher Staatsverfaſſung; allgemeine ſtaatsrechtliche An" (1816); „Über die Gefährdung des Wohlſtandes und Charakters der

Deutschen durch die Juden" (1816). Außerdem gab er in die von Daub und Creuzer herausg. Studien zwei Abhandl.: „Über Atomistik und Dynamik", 1807; „Tradition, Mysticismus und gesunde Logik oder über die Geschichte der Philosophie" 1810. Auch redigirte er einige Jahre den philosoph., mathemat. und naturwissenschaftl. Theil der „Heidelberger Jahrb. der Literatur", in welchen sich viele Anzeigen von seiner Hand finden. 1816 ging er als großherzogl. sächs. Hofrath und ordentl. Prof. der theoret. Philosophie wieder nach Jena, und beschränkte den s. Vorlesungen auf Philosophie, die er in einem jährigen Cursus vollständig abhandelte. Von mehren hier seit 1816 herausg. Schriften nennen wir: „Handb. der prakt. Philosophie", 1. Bd.; „Allgemeine Ethik und philosophische Tugendlehre" (1818); Rechtfertigung gegen die Anklagen, welche wegen s. Theilnahme am Wartburgfeste wider ihn erhoben worden sind (1818); „Handbuch der psychischen Anthropologie", 2 Bde. (1820—21), und „Julius und Evagoras, oder die Schönheit der Seele", ein philosoph. Roman (2 Bde., 2. Aufl., Heidelb.). Fries's eigenthümlichste metaphysische Lehren sind die, von der unmittelbaren Gültigkeit des Glaubens und der Ahnung ewiger Wahrheit durch das Gefühl, welche auch über die wissenschaftliche Gewißheit erhaben ist. Daher ergibt sich die ihm eigne Vereinigung von Ethik, Religionsphilosophie und Ästhetik in der philosophischen Zwecklehre, sowie die Begründung der sittlichen Ideen und der ästhetischen Ideen durch die Ideen von der Schönheit der Seele. Seine Glaubenslehre ist der Jacobi'schen verwandt; dies befreundete ihn mit F. H. Jacobi und veranlaßte, daß Jacobi sich in seinen spätern Schriften seinen Ansichten wesentlich näherte. Eine engere und durchgreifendere Vereinigung sowol mit dem Lehrer als mit dessen Schülern wurde dadurch verhindert, daß Fries einen hohen Werth auf die systematische Durchbildung der Wissenschaft legt, den Jacobi und dessen Schule nicht anzuerkennen scheint. Fries's Glaubenslehre konnte vorzüglich die Theologen ansprechen, daher auch einige, besonders de Wette sie ihren theologisch-dogmatischen Werken zu Grunde legten. Am meisten haben seit dem Fest auf der Wartburg seine angeblichen politischen Meinungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Wenn es sich, seinen Versicherungen nach, dabei auch nur um wohlgemeinte Bemühungen handelte, sich der gesellschaftlichen Verhältnisse der Studirenden unter sich anzunehmen, den unter einer großen Zahl derselben erwachten Geist der Gesetzlichkeit, Einigkeit und Vaterlandsliebe zu begünstigen, Rückschritten zu gesetzwidrigen geheimen Verbindungen zu wehren, und die Rohheit früherer Zeit durch bessere und edlere Sitte zu verdrängen; so scheint er doch in seinem Eifer für seine guten Zwecke nicht die wenigen Mittel gewählt zu haben, welche in unserer eben so bewegten als mißtrauischen Zeit zu diesem Ziele würden geführt haben. Er wurde von der großherzogl. weimarischen Regierung von seinem Lehramte suspendirt, jedoch im Genuß seines vollen Gehalts gelassen. 1824 wurde er des Amtes eines Prof. der Logik und Metaphysik gänzlich entbunden; dagegen erhielt er die Professur der Physik und Mathematik, jedoch vor der Hand nur widerruflich und ohne Theilnahme an den Geschäften des Senats und des Conciliums. Er benutzte die ihm dadurch gewordene Muße zu wichtigen wissenschaftlichen Forschungen.

Friesel, eine Hautkrankheit, welche in kleinen, auf der Haut hervorbrechenden, meistens spitzigen Bläschen von der Größe der Hirsenkörner bis zu dem Umfange der Hanfkörner, und zuweilen noch darüber, bestehen. Diese Bläschen sind meistens mit einer dünnen Feuchtigkeit angefüllt. Man unterscheidet vorzüglich rothes und weißes Friesel. Bei dem rothen stehen die Bläschen auf einem rothen Boden, sind ganz klein, selbst röthlich, oder die Röthe der Haut schimmert durch; bei dem weißen ist die Haut entweder gar nicht roth, oder die Bläschen sind größer und mit eiterähnlicher Flüssigkeit angefüllt. Eine Unterart besteht aus weißern, geronnenen, Schweißtropfen ähnlichen Bläschen, die mit krystallheller

sigkeit angefüllt sind, und wird auch Perlfriesel und Glasfriesel genannt. Das Friesel zeigt sich zuweilen nur an einigen Stellen des Körpers, besonders auf der Brust, dem Rücken, an dem Halse, in der Herzgrube, oder es ist über den ganzen Körper verbreitet. Bei Kindern kommt es öfter vor, besonders geben Störungen in ihrer Verdauung, Erzeugung von Säure im Magen Veranlassung dazu. An sich ist es eine leichte Krankheit; ist es jedoch Folge eines heftigen Fiebers oder innerer Entzündung, so deutet es auf Gefahr. (Vgl. Scharlachfieber.) H.

Friesen, ein altes deutsches, zum Stamme der Istävonen und Ingävonen gehöriges Volk, das seinen Wohnsitz zwischen dem Mittelrheinarme, der Nordsee und Ems und auf den Inseln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eins zusammengeflossene Zuydersee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte sie von den Batavern, die Ems aber von den Chaucern. Südlich grenzten sie an die Bructerer und Marser; nach der Vertreibung der letztern aber an die Ansivarier und Chamaver. Wahrscheinlich wohnten sie früher auf der Bataverinsel, aus der sie aber schon vor Cäsar's Zeiten von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Drusus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutschland trugen, wurden von ihnen unterstützt gegen die Cherusker, deren Feinde sie waren; sie retteten die römische Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber diese Freundschaft hörte in dem Augenblick auf, als die Römer sich es einfallen ließen, sie als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden, bei ihrer Freiheitsliebe, Roms erklärte Feinde, und zerstörten die angelegten Festungen; nur eine derselben belagerten sie vergebens. Unter Nero bemächtigten sie sich einiger herrenloser Länder diesseit der Zuydersee, doch mußten sie dieselben wieder räumen. Von der Zeit an schweigt die Geschichte von ihnen, und sie erscheinen erst wieder im 4. und 5. Jahrh. in dem großen Bunde der Sachsen. Damals wohnten sie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküste, und es ist wahrscheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehren Völkern umfaßte. Man findet sie auch in Britannien unter den sächsischen Völkern. Unter dem Kaiser Julian eroberten sie die Bataverinsel und behaupteten sie seitdem; der fränkische Majordomus Pipin demüthigte sie hier zuerst, indem er ihren König Radbod schlug, und ihm das westliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Radbod's Nachfolger, Poppo, suchte das Verlorene wieder zu gewinnen, wurde aber von Karl Martell zurückgeschlagen. Karl der Gr. eroberte hierauf das östliche Reich der Friesen, und ließ es durch eigne Herzoge regieren, an deren Stelle in der Folge Häuptlinge entstanden. Nach langer Fehde dieser Häuptlinge vereinigte Graf Edzard Ostfriesland, und erhielt das Land als deutsches Reichslehn. Später wurden die Grafen Fürsten; aber ihre Stände blieben immer mächtig, bis der letzte Fürst 1744 ausstarb, und Preußen, kraft der kais. Erbbelehnung von 1690, den Staat in Besitz nahm, jedoch der Stände Rechte ehrte. Der tilsiter Friede raubte das Land dem Hause Preußen, und 1814 trat dieses solches an Hanover ab. Einen kleinen Theil des Landes, welches die Westfriesen bewohnten, macht die jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörende Provinz Westfriesland aus. In Ansehung der Lebensart, in der die alten Friesen den übrigen Deutschen glichen, schildert Tacitus sie als ein äußerst ärmliches Volk, das den Römern seinen Tribut nur in Thierfellen abzahlen konnte. Sie standen unter zwei Fürsten, die eine königl. Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einschränkungen ausübten. Trotz ihrer Armuth aber wußten sie, wie angeführt wird, bei ihrer Gesandtschaft nach Rom sich und der ganzen deutschen Nation Ehre mit vieler Würde zu behaupten. Noch jetzt wohnen Abkömmlinge der alten Friesen, die sich auch so nennen und Tracht und alte Sitten beibehalten, auf den kleinen Inseln an der Westküste des Herzogthums Schleswig. Durch Hügel gegen die Meerflut mühsam geschützt, suchen sie als Befahrer ihr Brot in Holland u. anderwärts, kehren aber stets mit dem Erwerb in

die Heimath zurück. S. Wiarda's „Ostfries. Gesch." 10 Th. bis 1816, Anh. 1792—1816.

Frigga, s. Nordische Mythologie.

Frimont (Johann, Baron von), Fürst von Antrodocco, k. k. Gener der Cavalerie, aus einer adeligen Familie Lothringens, wanderte 1791 aus u diente in dem Heere des Prinzen Condé, nach dessen Auflösung er als Oberster d Bußy'schen Jäger, mit dieser Truppe zugleich in Östreichs Dienste trat. Hier st er bis zum Feldmarschalllieutenant. Als Fürst Schwarzenberg, in dem Krie Napoleons gegen Rußland 1812 von dem östr. Hülfsheere in Polen hinter der L lica Abschied nahm, übertrug er dem Baron Frimont die Führung desselben. I den Feldzügen 1813 und 1814, gegen Napoleon, commandirte General F. ein Theil der Cavalerie mit großer Auszeichnung. 1815 erhielt er den Oberbefehl üb die östr. Truppen in Oberitalien. Hier leitete er den Feldzug gegen Murat, d maligen König von Neapel, im März und April 1815, so zweckmäßig ein, daß d F.-M.-L. Bianchi, welcher Ende Aprils das Commando der Armee von Neapel hielt, den Krieg in 6 Wochen beendigte. General F. selbst blieb am Po stehen, u er ein Heer von 60,000 M. (die Corps der Generale Radevojewicz, Bubna u Meerville und 12,000 Piemonteser unter dem General Osasca) bei Casal Ma giore vereinigte. Diese Macht theilte er in zwei Heermassen. Die stärkere, un Radevojewicz, zog über den Simplon ins walliser Land, die andre, unter Bub über den Cenis durch Savoyen nach der Rhone. So bemächtigte sich Frimont d Pässe von St.-Moritz, ehe noch Suchet, wie ihm Napoleon befohlen, Montm lian besetzen konnte. Die Franzosen mußten Savoyen verlassen; die Östreicher s stürmten das Fort L'Ecluse und gingen über die Rhone, da, wo sich dieser Fluß der Erde verliert. Am 9. Juli ergab sich Grenoble, am 10. wurde der Brück kopf von Macon genommen, und Frimont besetzte am 11. Lyon, welches Such ungeachtet ein verschanztes Lager bei der Stadt errichtet war, nicht zu vertheidig wagte, da ihm die Ereignisse von Paris bekannt waren. Hierauf entsandte F mont einen Theil s. Heeres über Chalons und Salins nach Besançon, zu der A mee des Oberrheins, während der piemontes. General Osasca am 9. Jul. mit d Marschall Brune einen Waffenstillstand zu Nizza abschloß. Nach dem Verl von Paris machte das östr. Heer unter Frimont, dessen Hauptquartier Dijon u einen Theil des Besatzungsheeres von Frankreich aus. 1821 erhielt Frimont d Oberbefehl über das östr. Heer, welches mit den Beschlüssen des laibacher Congres 52,000 M. stark, gegen Neapel marschirte, um die daselbst errichtete neue Ver sung und den Carbonarismus zu vernichten. Frimont führte das Heer am 6. u 7. Febr. über den Po, und zog am 24. in Neapel ein; General Walmoden be Sicilien. Hierauf ließ er das Land durch bewegliche Colonnen in Ordnung hal Weil aber der Polizeiminister, Fürst von Canosa, seine Gewalt mißbrauchte, machte General Frimont deßhalb dem Könige Vorstellungen, und das wiener C net rieth demselben, Männer von gemäßigtern Grundsätzen in sein Ministerium berufen. Überhaupt thaten Frimont und die östr. Generale Alles, was sie konn um das Drückende einer militairischen Besatzung des Königreichs zu erleicht Das östr. Militair beobachtete die beste Mannszucht, und viele von dem Hasse e leidenschaftlichen Partei verfolgte Einw. wurden von ihm in Schutz genommen. gelang es dem commandirenden General, in beiden Königreichen die Ordnung derherzustellen. König Ferdinand belohnte ihn daher (30. Nov. 1821) mit Titel eines Fürsten von Antrodocco, mit einer Summe von 220,000 Ducati (939,000 Fr.) und mit dem Orden des heil. Januarius. Sein Monarch ernan ihn zum Großkreuz des O. der eisernen Krone. 1825 erhielt er, nach Bub Tode, das Generalcommando der Lombardei in Mailand.

Frischlin (Nikodemus), Gelehrter und lat. Dichter des 16. Jahrh., n

würdig wegen s. Schriften und s. unglücklichen Schicksals, geb. 1547 zu Balingen im Würtembergischen. Griechische und römische Literatur waren sein Hauptstudium. Im Stifte zu Tübingen zeichnete er sich so aus, daß er im 21. J. ein öffentliches Lehramt an diesem Institut erhielt. Seine neue geschmackvollere Erklärungsart der classischen Schriftsteller, besonders der Dichter, sein lebhafter Vortrag und seine hinreißende Beredtsamkeit verschafften ihm eine große Anzahl Zuhörer, selbst aus den vornehmsten Ständen; dies erregte die Eifersucht seiner Collegen, besonders s. ehemaligen Lehrers im Stifte, Crusius. Frischlin vertheidigte sich mit den Waffen des Witzes, aber nicht mit der gehörigen Klugheit. Dadurch erbitterte er seine Gegner noch mehr, und vergrößerte ihre Menge. Indeß erhielt er von mehren Orten her einen Ruf zu Lehrstellen. Als er 1575 auf dem Reichstage zu Regensburg s. Komödie „Rebekka" dem Kaiser Maximilian II. vorlas, ertheilte ihm dieser den poetischen Lorberkranz nebst einem adeligen Wappen, und ernannte ihn später zum Pfalzgrafen, zur Belohnung für ein Lobgedicht auf die Kaiser aus dem östr. Hause. Diese Auszeichnungen erhöhten noch den Neid seiner Collegen. Man beschuldigte ihn der Neuerungssucht, des Übermuths und der Völlerei. Der Streit erhitzte sich immer mehr. Eine Rede, das Lob des Landlebens, die er drucken ließ, und in welcher er die Sitten des damaligen Adels sehr ungünstig geschildert hatte, erregte auch den Haß dieser Kaste gegen ihn. Von allen Seiten gedrängt, nahm er (1582) einen Ruf als Rector der Schule zu Laibach in Krain an. Nach zwei Jahren aber gab er diese Stelle, in der er sich neuen Ruhm erworben hatte, wieder auf und kehrte nach Tübingen zurück. Hier brachten es seine Gegner endlich bei dem Fürsten so weit, daß ihm auferlegt wurde, entweder sich zu einem ewigen Stillschweigen zu verbinden, oder für immer das Vaterland zu verlassen. Er wählte das Letztere, verließ (1586) Tübingen, und irrte einige Jahre in den Rheingegenden und in Sachsen umher, ohne Anstellung, immer beschäftigt mit literarischen Arbeiten und mit Beantwortung der Schriften s. Hauptgegners, Crusius in Tübingen. Er wurde zwar (1588) als Rector zu Braunschweig angestellt, verließ aber auch diese Stelle nach 19 Monaten wieder, und ging in die Rheingegenden. Die Weigerung, ihm das rechtmäßige Erbtheil seiner Frau verabfolgen zu lassen, erbitterte ihn gegen die würtemb. Regierung, die ihn, als einen Pasquillanten, durch den Beamten in einem Gasthause zu Mainz aufheben, und, weil er sich wegen s. Befreiung an den Kaiser und andre deutsche Großen wandte, auf die Festung Hohenurach in engen Gewahrsam bringen ließ. Hier verfertigte er aus seiner Wäsche ein Seil, um sich an demselben in der Nacht vom 29. zum 30. Nov. 1590 herabzulassen. Getäuscht durch den Schimmer des Mondes, hatte er die gefährlichste Stelle gewählt, das Seil riß, und er fiel zerschmettert zwischen den Felsenwänden ab. In Conz's „Kleinen prosaischen Schriften" findet man einen Aufsatz über ihn (1. Bd., 1821). — F. war ein vielumfassender Geist. Seine Elegien und s. „Hebraide" (die Geschichte der jüdischen Könige) in 12 Büch., die er noch im Kerker zu Hohenurach dichtete, geben ihm einen Platz unter den bessern neuern lat. Dichtern. Tragödien sind ihm nicht gelungen. Seine sieben Komödien enthalten viele hervorstechende Züge des Witzes. Seine meisten Schriften tragen freilich das Gepräge der Eile; andre Fehler derselben sind auf Rechnung des Zeitalters zu schreiben. Das Meiste hat er für die Grammatik geleistet; s. Anmerkungen über Satyren des Persius und die Bucolica und Georgica Virgil's, sowie s. lat. Übers. des Kallimachus und Aristophanes sind nicht ohne Werth.

Frist (terminus), eine entweder durch das Gesetz oder eine richterliche Bestimmung gesetzte Zeit, binnen welcher eine Handlung vorgenommen werden soll oder darf; **Fristverlängerung, Fristerstreckung** (dilatio), eine vom Richter ertheilte Erweiterung dieses Zeitraums. Die Fristen sind präclusiv, wenn sich mit unbenutzten Ablauf derselben das Recht zu der Handlung selbst verloren

geht, welches bei denen durch das Gesetz bestimmten Fristen (Fatalien, Ordnungs fristen, Nothfristen) durch den bloßen Ablauf derselben geschieht; bei den vom Rich ter bestimmten, aber nach gemeinem deutschen Proceßrecht oder einen Antrag der Ge genpartei (Ungehorsamsbeschuldigung, accusatio contumaciae) und richterliche Decret voraussetzt. Die bekannteste gesetzliche Frist ist die von zehn Tagen (fatal decendii), binnen welchen ein richterliches Urtheil durch Rechtsmittel (Appellation Leuterung, Revision u. s. w.) von der Rechtskraft abgehalten werden kann, un welche von der Stunde der Publication zu laufen anfängt, sodaß sie mit derselb Stunde am elften Tage zu Ende geht. Auf dieser Kraft der Fristen, deren Ve streichen einem Verzichte gleich ist, beruht nicht allein der Betrieb der Processe, so dern auch die Sicherheit der Rechte, und Ruhe der Bürger gegen veraltete und a irgend eine Weise getilgte oder aufgegebene Ansprüche. (S. Verjährung.) Ei sächsische Frist besteht in sechs Wochen und drei Tagen, und hat ihren Ursprung der alten deutschen Gerichtsverfassung, nach welcher jede Ladung vor Gericht Nächte in sich fassen mußte (also immer auf den 15. Tag gerichtet war) und e Verurtheilung erst nach dreimaliger Vorladung (also am 45. Tage) erfolg konnte. 37.

Froben (Johann), ein gelehrter Buchdrucker, geb. zu Hammelburg Franken 1460, ging nach Vollendung seiner Studien nach Basel, wo er Correct in Amerbach's Officin war, bis er 1491 eine eigne Officin errichtete, deren er Druck eine lat. Bibel war. Seine Drucke, welche sich durch große Correctheit e pfehlen, waren meist theologischen, vorzüglich patristischen Inhalts, doch verda man ihm auch mehre vorzügliche Ausg. alter römischer Classiker. Seine griechis Type ist nicht schön, seine lateinische rund und deutlich, ohne gefällig zu sein, u er ist einer der Ersten, welcher lateinische Lettern in seinen Drucken gebraucht Seine Titelblätter sind gewöhnlich etwas überladen, doch sind die Randeinfassung bei vielen derselben nach Zeichnungen von Holbein und nicht ohne Verdienst. A kennt man von ihm einen Pergamentdruck (die 2. Ausg. des Erasmischen N. T von 1519). Er war ein vertrauter Freund des Erasmus von Rotterdam, der Hausgenosse war und alle s. Schriften von ihm drucken ließ. Er starb an den F gen eines unglücklichen Falles 1527. Seine Officin wurde von s. Söhnen Hie nymus und Johann, und später von s. Enkeln Ambrosius und Aurelius mit ringerm Glücke fortgesetzt.

Frobisher (Sir Martin, Frobiser, auch Forbisher), Seefahrer, geb. Doncaster in Yorkshire, faßte den Plan, eine nordwestliche Durchfahrt nach Ch aufzusuchen. Nach 15jähr. Bemühungen gelang es ihm, auf Verwenden Du ley's, Grafen v. Warwick, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche so Geld herschoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinasse ausrüsten, und da am 8. Juni 1576 von Deptford absegeln konnte. Am 11. Jul. erblickte er un 61° N. B. ein Land, das er für das Friesland Zeno's hielt. Das Eis hind ihn zu landen. Er fuhr südwestlich, dann nördlich, und glaubte am 28. die K von Labrador zu sehen; am 31. sah er ein drittes Land, und am 11. Aug. bef er sich in einer Meerenge, die er 50 Stunden hinauffuhr und nach sich benam Die Bewohner glichen den Tataren. Er bemächtigte sich eines derselben und na ihn mit sich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem e deckten Lande Besitz genommen. Einer seiner Matrosen hatte einen schwar Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht schwer war. Man hielt ihn für goldhaltig. Die Gesellschaft unternahm da eine zweite Ausrüstung, mit welcher Frobisher am 26. Mai 1577 abging. kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, besuchte das Land, u nahm auf einer Insel eine Ladung von jenem schwarzen Stein ein. Die Kön Elisabeth war mit dem Erfolge sehr zufrieden. Man beschloß, in dem neuentd

ten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Besatzung nebst Arbeitern dort zurückzulassen. Zu dem Ende ging F. den 31. Mai 1578 mit 3 Schiffen von Harwich ab, denen 12 andre folgten. Den 20. Juni entdeckte er Westfriesland, das er Westengland benannte und für s. Königin in Besitz nahm. In die Meerenge konnte er wegen des Eises nicht einlaufen; einige Schiffe scheiterten, andre wurden beschädigt. Die Jahreszeit war zu Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte sich daher, 500 Tonnen des vermeintlichen Goldsteins einzunehmen, und kehrte zurück. Da sich indeß zeigte, daß jener Stein den erwarteten Werth nicht habe, stand man von weitern Unternehmungen ab. 1583 befehligte Frobisher ein Schiff der Flotte, welche unter Drake nach Westindien ging, und 1588 ein großes Kriegsschiff gegen die spanische Armada, gegen welche er mit großem Ruhme focht. 1594 Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geschickt, ward er bei einem Angriff auf die Küste von Bretagne d. 7. Nov. verwundet, und starb bald darauf zu Plymouth. Man ist nicht ganz einig, welche Länder eigentlich Frobisher entdeckt habe.

Frohnen (corvées), Dienste, welche die Einwohner eines Bezirks, sowol des gutsherrlichen als des Staatsgebietes dem Herrn (oder dem Ganzen) entweder ganz unentgeltlich, oder gegen Vergütung zu leisten schuldig sind. Daß diese letzte meist geringer ist, als der Lohn für freie gedungene Arbeit, ist nur zufällig, und es kommt auch vor, daß die Frohner die Leistung jener Dienste und den Bezug der Vergütung (zumal bei dem Schneiden und Dreschen um die zehnte Garbe oder das zehnte Korn) als ein Recht betrachten, welches ihnen nicht entzogen werden darf. Die Frohnen haben ihren Ursprung theils in der staatsrechtlichen Verpflichtung der Bürger, für allgemeine Nothwendigkeiten Dienste zu leisten, wohin die Unterhaltung der Wege und Brücken, der Landesbefestigung, Unterhaltung der landesherrlichen Schlösser, Kriegsfuhren, Jagdfrohnen u. s. w. gehören (Landesfrohnen, staatsrechtliche Frohnen), theils in der Gemeindeverfassung (Gemeindefrohnen, Bau und Unterhaltung der Gemeindewege und Gebäude, aus welchem Gesichtspunkte auch die Dienste für die Kirchengemeinde, Unterhaltung der Kirchen und Schulen, hier und da Bearbeitung der Pfarräcker u. A. zu betrachten sind), theils in verschiedenen privatrechtlichen Verträgen eines Grundherrn mit seinen Zinsleuten oder auch denen, welche sich ohne Verleihung von Grund und Boden nur unter seinem Schutze in seinem Gerichtsbezirke aufhalten, theils endlich aus der mit diesen vertragsmäßigen Verhältnissen nahe verwandten Leibeigenschaft. Diese Frohnen sind theils in Qualität und Quantität bestimmt (gemessen), theils vom Bedürfniß und der Willkür des Frohnberechtigten abhängig (ungemessen). Landesfrohnen sind das letzte ihrer Natur nach, allein dabei wohl zu beachten, daß Frohnen, welche dem Landesherrn wegen seiner Kammergüter geleistet werden, nur gutsherrliche und keine Landesfrohnen sind, und daß in dem landständischen Steuerbewilligungsrechte auch die Befugniß liegt, Zweck und Größe der auszuschreibenden Landesfrohnen festzusetzen. Gutsherrliche Frohnen sollten stets gemessene sein, und die Staatsregierung ist berechtigt, darauf zu dringen, daß alle ungemessene Frohnen in gemessene verwandelt werden. Sie sind **Realfrohnen**, wenn sie wegen eines frohnpflichtigen Grundstücks geleistet werden; **Personalfrohnen**, wenn ihr Grund bloß in dem Aufenthalte im Gerichtsbezirke liegt. Zu den letzten sind daher auch die bloßen Einmiethlinge verbunden. **Spannfrohnen** werden mit Zugvieh, **Handfrohnen** bloß durch persönliche Arbeit, Botengehen, Spinnen, Stricken, besonders der Jagdnetze und andre Handarbeit geleistet. 37.

Frohnleichnam, von dem altdeutschen Frohn (Herr) und Leichnam (Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchensprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heil. Abendmahl geweihte Hostie (Oblate), die nach dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche durch die Einsegnung in den Leib Jesu verwandelt ist.

Dieser schon im 12. Jahrh. herrschend gewordene Lehrbegriff hatte die Anbetung der gewelhten Hostie zur Folge, welche man als den wirklichen Leib Jesu werehren zu müssen glaubte. Daher fällt das Volk in katholischen Kirchen auf die Knie, wenn der Priester das Hochwürdigste (so wird die geweihte Hostie genannt) emporhebt, und in durchaus katholischen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. s. w., wird das Viatikum (so heißt die Hostie, wenn sie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatkommunion ins Haus gebracht wird) von Jedem, der einen Priester damit gehen sieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, mit demselben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Fahrende steigen ab, um ihm diese Ehrfurcht zu beweisen; jedes Geschäft, jedes Gespräch, jedes Spiel und Vergnügen wird so lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen ist. Die katholische Kirche hat der geweihten Hostie ein eignes Fest (das Frohnleichnamsfest) gewidmet. Der Ursprung dieses Festes schreibt sich von den Erscheinungen her, deren sich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Isabelle, 1230 rühmten. Die erste wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung gesehen, und durch besondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieser Mond bedeute die christliche Kirche, und die Lücke den Mangel eines einzigen Festes, nämlich die Anbetung des Leibes Christi in der Hostie, welches sie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen sollte. Hierdurch kam der Archidiakonus Jakob zu Lüttich, der später unter dem Namen Urban IV. Papst wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamfestes, und ein Wunder bestärkte ihn darin. In seiner Gegenwart fielen, 1264, einem Meßpriester zu Bolsena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Christi glaubte, während der Einsegnung Blutstropfen auf sein Chorhemde, und bildeten, da er sie in den Falten desselben verbergen wollte, blutige Gestalten einer Hostie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita-Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ im dems. J. eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfest für die ganze Christenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingsten anordnete, und den ihm beiwohnenden Bußfertigen 40 bis 100 Tage Ablaß versprach. Seitdem wird dieses Fest als eines der größten in der katholischen Kirche gefeiert. Wesentlich gehören dazu glänzende Umgänge, die jede Nation nach ihrem Charakter mit besonderm Gepränge schmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geistliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmsten Priester voran, der unter einem von vier weltlichen Standespersonen getragenen Baldachin in der kostbarsten Monstranz die Hostie trägt; ein zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beschließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, seine Kinder, als Engel gekleidet, mitziehen zu lassen; die Brüderschaften tragen ihre aus Holz geschnitzten, köstlich gekleideten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigsten her; Alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauschender Musik wie von der Andacht begeistert; es ist ein allgemeines Volksfest, wobei es auch nicht an Stierhetzen, Spielen, Tanzen und Lustbarkeiten jeder Art fehlen darf. In Sicilien erlaubt man sich dabei alle Maskenfreiheiten; Scenen aus der biblischen Geschichte werden im Zuge dargestellt. Alles überläßt sich der ausschweifendsten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfest von den deutschen Katholiken begangen; in den protestantischen Ländern begnügt sie sich, in den Gängen ihrer Kirche umherzuziehen und den Gottesdienst durch besondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. E.

Froissart (Jean), Dichter und Historiker, geb. 1337 zu Valenciennes, wo sein Vater wahrscheinlich Wappen- und Schildermaler war, erhielt, dem geistlichen Stande bestimmt, eine gelehrte Erziehung; bald entwickelte sich aber bei ihm seine Neigung zur Poesie, die zugleich mit einer großen Vorliebe für die Schönen, für Feste und Galanterie verbunden war, sodaß er, sowol in s. Leben und Thun

euern, als in ſ. Schriften, ein treues Bild des heitern und fröhlichen Charakters Landsleute in jenen Zeiten darſtellt. 20 J. alt, begann er, auf die Ermunterung ſeines lieben Meiſters und Herrn, des Meſſire Robert de Namur, eine Geſchichte der Kriege ſ. Zeit zu ſchreiben, welche Beſchäftigung, da er zugleich mehre Reiſen unternahm, um den Schauplatz der zu beſchreibenden Begebenheiten ſelbſt zu unterſuchen, auch mit dazu diente, ihn in etwas von einer Neigung zu heilen, die er zu einer jungen und reizenden, aber weit über ſ. Stand erhabenen Dame, gefaßt hatte, mit welcher er durch gemeinſchaftliches Leſen von Dichtungen und Romanen vertraut worden war. Die ſpäter erfolgte Vermählung dieſer Dame machte ihn unglücklich, daß er nach England ging, wo man ihn ſehr günſtig aufnahm, und beſonders Madame Philippe de Hainaut, K. Eduards III. Gemahlin, ſich zu ſeiner Beſchützerin erklärte. Dieſe verſchaffte ihm auch die Mittel, einige Zeit wieder in Frankreich in der Nähe ſ. vornehmen Angebeteten leben zu können. Bald aber kehrte er doch an den Hof von England wieder zurück, wo man den fröhlichen Dichter und Sänger edler Ritterthaten ſo gern hatte. Von hier aus Schottland bereiſend, folgte er dem ſchwarzen Prinzen nach Aquitanien und Bordeaux, und wollte ihn ſogar auf ſeinen Zuge nach Spanien gegen Heinrich Traſtamare begleiten. Später ging er mit dem Herzog von Clarence nach Italien, als dieſer die Tochter Galeazzo Visconti's heirathete, und ordnete die Feſtlichkeiten an, welche der ſogenannte grüne Graf, Amadeus VI. von Savoyen, ſ. Herrn zu Ehren gab. Nach dem Tode ſ. Gönnerin Philippe gab F. alle Verbindung mit England auf, und trat, nach manchen Abenteuern als Diplomat und Krieger, wozu er ſich übrigens, wie er ſelbſt erzählt, gar nicht ſchickte, als Hauskaplan in die Dienſte des Herzogs Wenzel v. Brabant, der ſelbſt Dichter war, und von deſſen Poeſien, die er mit den ſeinigen vermiſchte, eine Ausg. veranſtaltete, die eine Art von Roman: „Melliador", bildet. Nach Wenzels Tode ging er in die Dienſte des Grafen Gui de Blois, der ihn ermunterte, ſeine Chronik fortzuſetzen, weßhalb er eine Reiſe zu dem Grafen Gaſton Phöbus de Foix unternahm, um aus dem Munde der an deſſen Hofe lebenden bearniſchen und gascogniſchen Ritter die Thaten zu hören, welche ſie verrichtet hatten. Auf dieſem Wege ward er mit dem Ritter Meſſire Espaing du Lion bekannt, der alle Kriegszüge mitgemacht hatte, und ihm die Data davon ſo offen und naiv ertheilte, daß der aus dieſen Berichten entſtandene Theil der Froiſſart'ſchen Chronik, in Betreff des Tons und Styls, zu dem Beſten gehört, was der Dichter lieferte. Nachdem er viele Abenteuer beſtanden, ging er noch einmal nach England, wo Richard II., ein Sohn des ſchwarzen Prinzen, herrſchte. Als dieſer Fürſt den Thron verlor, ging er nach Flandern, wo er 1401 ſtarb. Seine Geſchichtserzählungen, die bis 1400 reichen, tragen in Colorit und Styl ganz das Gepräge ſeines bewegten Lebens. Sie ſind köſtliche Documente des Charakters und der Sitten ſeiner Zeit. Von den Copien ſ. Geſchichtswerke, die man in verſchiedenen Bibliotheken findet, iſt die auf der breslauer Bibliothek die beſte und vollſtändigſte, die deßhalb auch ſo hoch gehalten wird, daß man, als 1806 die Franzoſen dieſe Stadt durch Capitulation einnahmen, in einem Artikel dieſes Vertrags ausbedung, daß dies Manuſcript der Stadt verbliebe. Froiſſart's Poeſien aber werden im Manuſcript in der königl. Bibliothek in Paris aufbewahrt. Von ſ. Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und Bretagne von 1326—1400 (durch einen Unbekannten bis 1498 fortgeſ.) erſchien früh in Paris eine Ausg. in 4., in 4 Bdn., die 1503, 1514, 1518 und 1530 neu gedruckt worden iſt. Andre Ausg. ſind ſpäter zu Paris und London, und neuerdings eine Überſ. von Th. Jones 1803, mit einem Suppl. 1810 in England erſchienen. Auch hat man eine Überſ. ins Flamändiſche von G. P. van Loo. Die von Dacier begonnene neue Ausg. der Froiſſart'ſchen Schriften blieb durch die Revolution unvollendet.

Fronde, eine Partei, welche ſich während der Minderjährigkeit Lud-

wigs XIV. dem Hofe u. dem Cardinal Mazarin widersetzte, den nach Ludwigs XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum ersten Minister erklärt hatte. Richelieu's Despotismus schien unter der Verwaltung dieses Auskinders unter andern Formen fortzudauern. Die Schatzungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da sich das Parlament weigerte, sie einzuzeichnen, so wurden mehre Male einige Glieder desselben verhaftet. Dies reizte nicht nur das Volk, sondern auch die Prinzen vom Geblüte und viele Große wider Mazarin auf, der sich unmäßig bereicherte. An der Spitze der Fronde stand der Coadjutor von Retz (s. d.). Die Leidenschaft und die Selbstsucht der übrigen Häuptlinge, welche sogar spanische Truppen ins Land zogen, verhinderten, daß die Fronde etwas zur Wohlfahrt des Ganzen ausrichtete. Vielmehr diente der Ausgang dieser Händel bloß dazu, die königl. Macht noch mehr zu befestigen. Die Zeit der Fronde dauerte von 1648—54. Noch jetzt wird ein Tadler oder Krittler der Regierung Frondeur genannt. (Vgl. Schaumont.)

Frondsberg (Georg von, Frundsberg, Freundsberg, Froneperg), Herr zu Mindelheim, kais. Feldhauptmann, geb. 1475, starb zu Mindelheim 1528. Sein Vater, Ulrich, war, wo nicht Urheber, doch erster Hauptmann des schwäbischen Bundes; sein Bruder Kaspar zeichnete sich durch tapfere Thaten als Führer im Bundeskriege aus. Georg nahm an dem Zuge des schwäbischen Bundes wider den Herzog Albert von Baiern Theil, bildete aber sein großes Talent für die Kriegskunst in den Kriegen des Kaisers Maximilian I. gegen die Schweizer aus. Schon 1504 galt er für einen der tapfersten Ritter im kais. Heere. Seit 1512 stand er an der Spitze der kais. Truppen in Italien. Er diente mit gleichem Ruhme als Feldherr Maximilians I. und Karls V.; diesem half er (1525) die Schlacht bei Pavia gewinnen. Mehr als einmal führte er ihm Kriegsvolker aus Deutschland zu. 1526 hatte er 12,000 Deutsche auf eigne Kosten mittelst Verpfändung seiner Güter angeworben, durch welche er Karls von Bourbon Heer so verstärkte, daß Beide vor Rom ziehen und es mit Sturm nehmen konnten. In der Folge führte er auch Ulrich von Würtemberg das Fußvolk des schwäbischen Bundes an, und im Kriege wider Frankreich diente er in den Niederlanden unter Philibert von Oranien. Er hat das Kriegswesen verbessert. Eine Truppengattung zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanzknechte genannt und in Regimenter getheilt wurde, stand den Schweizern an kriegerischer Haltung und Tapferkeit nichts nach. „Frondsberg war", wie eine alte Handschrift sagt, „ein großer schwerer Mann, und an Gliedern also stark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platz stoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen, und eilend stehen. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken Armen von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Rosse stieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen". Als er bei Ferrara die wegen rückständiger Löhnung tobenden Truppen nicht in Ruhe bringen konnte, ward er, wie er glaubte, vom Schlage gerührt, und von dort auf ein Schloß gebracht. „Da siehst du mich wie ich bin", sagte er zu seinem Freunde Schwalinger, „das sind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge sollten einen Jeden vom Kriege abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute; das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungerechten hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben". Auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther vor Karl V. sich verantworten sollte, machte der ruhige Blick des angefeindeten Mannes einen solchen Eindruck auf den alten Frondsberg, daß er Luthern freundlich auf die Schultern klopfte: „Munchlein, Munchlein", sagte er zu ihm, „du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich mit mancher Oberster auch in der aller ernstlichsten Schlachtordnung nicht gethan habe".

ist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Na-
en fort, und sei nur getrost: Gott wird dich nicht verlassen". Als F. starb, fand
hs, daß er s. Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, und daß
n die Fürsten, die das von ihm angeworbene Militair brauchten, schlecht belohnt
ten.

Fronte, Vorder- oder Gesichtsseite, z. B. eines Gebäudes. In der
iegssprache: die dem Feinde, oder der Stelle, wo man sich den Feind denkt, ent-
gengekehrte Seite der Stellung. **Fronte** auf etwas machen, heißt, gegen etwas
richtet sein. — **Frontispice**, Vorderseite eines Gebäudes; insbesondere der
ittlere Vorsprung derselben, oder die Giebelseite. Überhaupt die vordere, in die
ugen springende Seite eines Gegenstandes; auch das Titelblatt oder Titelkupfer.

Frontignac, ein süßer Muscatellerwein, der bei Frontignan in Nieder-
nguedoc wächst, und über Cette und Montpellier ausgeführt wird. Es gibt rothe
d weiße Sorten. Feinschmecker genießen ihn zu einigen Fischarten.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von patricischem Geschlechte
s der 2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Ch., war dreimal Consul und unter Vespasian
it Ruhm Feldherr in Britannien. Von Nerva erhielt er die Aufsicht über die
asserleitungen, über welche er auch schrieb. F. starb um 106 n. Chr. Auch
s Rechtsgelehrter stand er bei s. Zeitgenossen im höchsten Ansehen. Bekannt sind
vier Bücher „De strategematibus" (Leiden 1731; Leipzig 1773 und zuletzt
n Wiegemann, Göttingen 1798) und sein Werk „De aquaeductibus urbis Ro-
nae" (Padua 1722—32 und Altona 1793).

Fronto (Marcus Cornelius), Redner und Lehrer der Beredtsamkeit zu
om, aus Krkta gebürtig und in Cirta, einer römischen Colonie in Numidien, ge-
det, lebte unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus, die er beide in
r Redekunst, erstern auch in der philosophischen Moral, unterrichtete. Aus
nkbarkeit ließ ihm Marc Aurel eine Ehrensäule errichten; auch rühmt dieser
ser in seinen Selbstbetrachtungen mit ehrenvoller Anerkennung den von Fronto
pfangenen Unterricht. Von den Schriften dieses Redners, den man mit Cicero
glich, und dessen Schüler und Nachahmer mit dem Namen Frontonianer aus-
hnete, besaßen wir bisher nur Fragmente aus grammatischen Schriften, die sich
Putsch's Sammlung befinden. Alles Übrige schien verloren, bis 1815 Angelo
jo, Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, mehre Werke
ihm auffand und zuerst bekannt machte, nämlich ein Buch lateinischer Briefe
den Kaiser Antoninus Pius, zwei Bücher Briefe an den Kaiser L. Verus, Briefe
Freunde, zwei Bücher Anweisung zur Beredtsamkeit, gerichtet an Marcus An-
inus, einige Bruchstücke von Reden, ein langes Trostschreiben an Marc Aurel
r die Niederlage desselben im parthischen Kriege, ein paar scherzhafte Schrif-
e. Der ersten 1815 zu Mailand erschienenen Ausgabe dieser Schriften, die
dings wenig befriedigt, ist, außer einem Nachdruck (Frankf. 1816), 1816 eine
sche Ausg. von Niebuhr, mit Anmerk. von Buttmann und Heindorf, gefolgt.
r lernen hier Fronto als Briefsteller, weniger als Redner kennen, aber den ge-
ten Erwartungen entspricht er nicht. Zwischen ihm und Cicero ist ein zu mäch-
r Abstand, um ihn romanae eloquentiae non secundum, sed alterum decus
nnen, wie Majo thut. Ebenso wenig aber dürfte er die Herabsetzung ver-
en, welche ihm Niebuhr widerfahren läßt. Die richtigste Ansicht ist wol, daß
nto und Symmachus so gut als Cicero und Plinius die größten Redner ihrer
waren; natürlich aber steht jeder Spätere dem Frühern so weit nach, als der
chmack und die Bildung des Zeitalters, in welchem er lebt. S. Friedr. Roth's
merk. über die Schriften des Fronto und über das Zeitalter der Antonine"
mb. 1817).

Fronton, s. Giebel.

Froschmäusler, s. Rollenhagen.

Frost nennen wir den Zustand unserer Atmosphäre, in welchem das Wasser in Eis verwandelt wird. (Vgl. Gefrieren.) Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geschieht, heißt Eis-, Frost- und Gefrierpunkt. (S. Eispunkt.) Die erkältete Luft entzieht dabei dem Wasser denjenigen Antheil Wärmestoff, von welchem sein flüssiger Zustand abhängig ist. Die Gewalt des Frostes ist unermeßlich; eine gefrierende Flüssigkeit zersprengt die festesten Gefäße, in welchen sie eingeschlossen ist. Die organischen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maße, und viele können auch die stärksten Grade desselben aushalten. Den Gewächsen sind heftige Fröste bei gehöriger Trockenheit nicht so nachtheilig, als wenn sie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Ursache davon ist wahrscheinlich, daß bei nasser Witterung selbst im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Gewächse mit Feuchtigkeiten angefüllt, und dann, bei heftigem Froste, durch die Ausdehnung des Eises gesprengt werden, wodurch der ganze innere Bau derselben eine völlige Zerrüttung leidet. Das Krachen selbst der festesten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch Menschen und Thieren können starke Fröste gefährlich und tödtlich werden. Sie scheinen alle Reizbarkeit des thierischen Körpers zu zerstören, und rauben demselben die innere Wärme. Der Mensch fühlt sich von einer so unwiderstehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er selbst wider seinen Willen einschläft, und in Bewußtlosigkeit erstarrt. Bringt man einen auf diese Art entschlafenen Menschen in ein warmes Zimmer, so tödtet der plötzliche Übergang aus der Kälte in die Wärme ihn gänzlich; scharrt man ihn hingegen in Schnee ein, so erholt er sich oft wieder. Gleiche Bewandtniß hat es mit erfrorenen Gliedmaßen der Menschen und Thiere, welche nur durch ein langsames Aufthauen besonders im Schnee, gerettet werden können. Der Frost wirkt auf gewisse Nahrungsmittel sehr nachtheilig. Alle wässerige Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geschmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbst Fleisch, welches durch den Frost vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löst sich nach dem Aufthauen bald auf. Flüssige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Frost den Wohlgeschmack. Starke Winde vermindern allezeit die Kälte der Luft einigermaßen.

Frucht, in der Botanik, der Theil eines Gewächses, welcher sich aus dem schon in der Blüthe sichtbaren, Fruchtkeim bildet, oder der vergrößerte und ausgewachsene Fruchtkeim. Den wesentlichen Theil jeder Frucht macht der Same aus, wodurch das Gewächs sich fortpflanzt. Dieser liegt entweder bloß, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den mehrsten Gewächsen der Fall ist, er ist in einem Behältniß, welches das Samenbehältniß heißt. Verschiedene dieser Samenbehältnisse liefern bekanntlich eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung.

Fruchtbarkeit ist die Eigenschaft organischer Wesen, neue Individuen derselben Art zu erzeugen. Diese Kraft ist bei einigen in ganz unglaublich hohem Grade vorhanden; in einem Mohnkopfe hat man 32,000 Samenkörner gefunden, die Ulme erzeugt jährlich an 100,000 Körner, ja unsere Obstbäume: Kirschen, Pflaumen u. s. w., wie zahlreich ist der Same, den sie jährlich hervorbringen! Wäre nun in jedem Samenkorn die Fähigkeit ist, ein Individuum derselben Art zu erzeugen, so müßte bald, wenn jedes einzelne dazu emporwüchse, die ganze Erdoberfläche von einer solchen Pflanzenart bedeckt werden. In den niedern Thierklassen ist die Fruchtbarkeit nicht minder groß; die Königin der Bienen legt jährlich über 6000 Eier; die großen Schwärme von Mücken, Heuschrecken, welche bisweilen in den Feldern der Tatarei erscheinen und ganze Strecken Landes verödeten; der Raupen, welche auch in unsern Gegenden in manchen Jahren so zahlreich sind, lassen auf eine sehr große Fruchtbarkeit schließen. Der kleinste Hering hat 10,000 Eier, ein Karpfen, der nur ½ Pfund schwer ist, 100,000, ein größerer 262,280;

Barsch 324,640; der Roggen des Störs wog 119 Pfund, da nun 7 Eier einen Gran schwer sind, so folgt, daß hier 7,653,200 Eier vereinigt waren. In dem Stockfisch hat man die Zahl der Eier auf 9,344,000 berechnet. In den höhern Thierklassen vermindert sich die Fruchtbarkeit, doch ist sie auch im Menschen noch größer als die Sterblichkeit. Bei diesem aber ist sie nach Maßgabe des Klimas, der Jahreszeiten, der Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Sitten, des Temperaments und der individuellen Beschaffenheit der Eheleute in sehr verschiedenem Grade vorhanden.

Fruchtbringende Gesellschaft oder **Palmenorden**, ward 1617 auf dem Schlosse zu Weimar von Kaspar v. Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst des j., zur Erhaltung und Wiederherstellung der Reinheit unserer Muttersprache gestiftet, welche damals durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten alles Eigenthümliche zu verlieren in Gefahr stand. Fünf deutsche Fürsten nahmen an der Stiftung derselben Theil, drei Herzoge von Weimar und zwei Fürsten von Anhalt. Die Gesellschaft zählte sogar Karl Gustav, König von Schweden, unter ihren Mitgliedern. Die Einrichtung derselben war größtentheils nach den italienischen Akademien geformt; man hatte z. B. um allen Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, dessen er sich in der Gesellschaft bedienen mußte. Indeß verfiel man durch diese nachgeäffte Form in viele Lächerlichkeiten; und noch sonderbarer sind die Gemälde, Wahlsprüche und Namen von Gewächsen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterscheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog von Weimar, der Schmackhafte; sein Sinnbild war eine Birne mit einem Wespenstich, und der sogenannte Wahlspruch: Gekannte Güte. Andre hießen: der Saftige, der Nährende, der Bittersüße, der Reife, ja sogar der Gemästete, der Wohlriechende, der Abtreibende ꝛc. Bei Verfassung der deutschen Sprache verbannte sie die ausländischen Wörter zu sehr, und erfand statt derselben deutsche; auch nahm sie in der Orthographie auffallende Änderungen vor. So bleibt denn ihr Zweck das Rühmlichste und Bedeutendste an ihr. Sie dauerte bis 1680 und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupte.

Fruchtstück, ein Gemälde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargestellt sind. Sie erhalten durch Anordnung, Zusammenstellung der verschiedenen Farben, täuschende Wahrheit der Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichsten Reiz, und sind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtheit ihrer Farben weniger schwierig als die Blumenstücke. Die vorzüglichsten Fruchtmaler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, von Ropen, v. Huysum, Rachel Ruysch.

Fruchtwein, s. Cider.

Fructidor, 18., der 4. Sept. 1797. An diesem Tage stürzte die Macht des franz. Directoriums (s. Barras) die Gegenpartei: Carnot u. Barthelemy (s. d.). 65 Deputirte (Pichegru u. A.) wurden als einer royalistischen Verschwörung schuldig, nebst Barthélemy deportirt. Carnot entkam. Darauf erklärten die Räthe den Eid des Hasses der Monarchie.

Frugoni (Carlo Innocenzo), ein berühmter und fruchtbarer Dichter, geb. etwa 1692, mußte zu Gunsten seiner beiden ältern Brüder der väterlichen Kraft entsagen und den geistlichen Stand ergreifen. Er trat daher 1707 in die Congregation der somoskischen Brüder. Bei ungemeiner Lebhaftigkeit des Geistes und Einbildungskraft machte er schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, besonders den schönen. Als er 1716 in Brescia Rhetorik zu lehren anfing, hatte er den Ruhm eines eleganten Schriftstellers in Prosa und Versen, in lateinischer als italienischer Sprache erworben. Er stiftete daselbst eine sogenannte arca-

dische Colonie, in der er den Namen Comante Eginetico erhielt; allein erst in Ro erreichte sein Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenstän und durch das Beispiel guter Dichter, die er hier versammelt fand, seine volle En wickelung. Er schloß sich besonders an Rolli und Metastasio an. Seit 1719 u terrichtete er zu Genua, dann zu Bologna die jungen Geistlichen s. Ordens. Modena bekam er die Blattern, und beendigte während s. Genesung die ital. Übe des Rhadamist von Crebillon. An dem Hofe zu Parma fand er durch des Cardin Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht; allein seine Muse mußte sich Gelegenheitsgedichten für Feste und dergl. Vorfälle bequemen. Zu der Verm lung des Herzogs Antonio Farnese verfertigte F. eine ganze Samml. von Gedi ten. Zu gleicher Zeit schrieb er die Denkwürdigkeiten des Hauses Farnese. erschienen 1729, und der Titel eines königl. Geschichtschreibers war seine Bel nung. Der Herzog Antonio starb. Man hielt seine Gemahlin 8 Monate la für schwanger. F. feierte schon die Erfüllung aller Wünsche durch eine Kette v 25 sehr schönen Sonetten, allein seine Vorhersagung traf nicht ein. Am neu Hofe konnte er keine Gunst gewinnen, darum kehrte er nach Genua zurück. J fing sein Klostergelübde an, ihm lästig zu werden, und nach vielen Bemühung wurde er dessen durch Benedict XIV. entbunden. Seine große Canzone auf Eroberung von Oran durch die spanischen Truppen, unter dem Befehle des Graf Montemar u. a. Gedichte, welche er zu derselben Zeit dem König Philipp V. u der Königin von Spanien überreichen ließ, machten Glück. Er wurde wieder den Hof von Parma gerufen. Der Krieg, welcher in Italien zwischen Spani und Östreich ausbrach, bezeisterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, v setzte ihn aber auch oft in drückende äußere Verhältnisse. Er nahm nun zu dem T lente seine Zuflucht, daß er für die burleske und satyrische Poesie besaß. Er verf tigte eine Menge Gedichte dieser Art, u. a. den originellen Gesang des zehnten G dichts „Bertoldo Bertoldino e la casenno", woran 20 Dichter arbeiteten. N dem aachner Frieden kam F. von neuem an den Hof zu Parma. Nun überlie sich freier seiner Neigung zur Dichtkunst; er bereicherte das ital. Theater mit Üb mehrer franz. Opern, hatte aber auch mit herben Ausfällen der Kritik zu kämpf So lebte er unter mancherlei Glückswechsel bis 1768. Wenig ital. Dichter ha während ihres Lebens so viel Aufsehen gemacht, und sind nach ihrem Tode so feiert worden, als Frugoni. S. Werke sind 1779 zu Parma in 9, und vollstä zu Lucca in 15 Bdn. erschienen; eine Auswahl in 6 Bdn. zu Brescia 1782. F der man auch in Frugoni's Gedichten zuweilen Schwulst und Bombast, so sind d die meisten reich an trefflichen Gedanken und wahrschaft schönen Bildern.

Frühling. Diese Jahreszeit fängt von dem Tage an, an welchem Sonne beim Aufsteigen in den Äquator tritt, und endigt mit dem Tage, an w chem sie zu Mittag ihren höchsten Stand im Jahre erlangt. Bei uns bestim der Eintritt der Sonne in den Widder ihren Anfang, und ihr Eintritt in den Kr das Ende des astronomischen Frühlings. Jener geschieht um den 22. März, di um den 21. Juni. Auf der südlichen Halbkugel fängt der astronomische Früh um den 23. Sept. an, und endet um den 21. Dec., fällt also in die Zeit, wo Herbst haben. Unter dem Äquator und überhaupt in der heißen Zone lassen sich Jahreszeiten nicht so abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterscheidet dase die trockene und nasse Zeit. Auch bei uns bezieht sich im gemeinen Leben die nennung der vier Jahreszeiten mehr auf Temperatur und Witterung als auf Stand der Sonne, und wir haben fast allemal Ursache, den Anfang des astrono schen Frühlings von dem Anfang unsers Frühlings, d. i. der angenehmen milden Witterung, zu unterscheiden, da letztere in der Regel später eintritt.

Frühlingsnachtgleiche (Aequinoctium vernum) heißt Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufsteigen den Äquator erreicht, an a

rten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des stronomischen Frühlings bestimmt. Die Sonne steht um diese Zeit in einem unkte des Äquators selbst, beschreibt ihn als ihren Tagkreis, und ist daher, weil n jeder Horizont zu gleichen Theilen schneidet, überall auf der Erde 12 Stunden chtbar und 12 Stunden unsichtbar. Jener Punkt, welcher zugleich einen der urchschnittspunkte des Äquators mit der Ekliptik abgibt, heißt aus dem angeührten Grunde Frühlingspunkt. Ehemals stand an dieser Stelle das ternbild des Widders; daher man den nächsten 30 Graden der Ekliptik von diesem Punkt an, gegen Morgen hin, den Namen des Widders beilegte. Hieraus klärt sich die Benennung Widderpunkt, erster Punkt des Widders, für den Frühlingspunkt, welcher beibehalten worden, obgleich der Punkt selbst schon längst die terne des Widders verlassen hat, und jetzt unter den Sternen der Fische steht. Vgl. Vorrücken der Nachtgleichen.)

Fry, Madame, Stifterin der Newsgate's Committee für Frauen, eine ch ihren Sinn für Wohlthätigkeit ausgezeichnete Britin, von der Gesellaft der Freunde (Quäcker), ist normännischer Herkunft. Noch nicht verheiratet, stiftete sie, mit Erlaubniß ihres Vaters, in dessen Hause eine Schule für nzig arme Kinder. 1800 heirathete sie Herrn Fry, der ihren Eifer wohlzuthun Allem großmüthig unterstützte. Der elende Zustand des Gefängnisses für auen zu Newgate bewog sie, dasselbe zu besuchen. Unerschrocken trat sie in den aal, wo 160 Weiber und Kinder in der wildesten Unordnung sie umringten. der ihre edle Haltung und ihr frommer Blick nöthigten diesen Unholden unwillrlich Ehrfurcht ab. Sie bot ihnen Beistand an, sprach Worte des Friedens, der offnung, des Trostes; kein Wort von Schuld und Verbrechen. Alle hörten t Erstaunen; solche Theilnahme hatten sie nie gefunden. Mad. Fry wiederlte ihren Besuch und brachte unter den Unglücklichen einen ganzen Tag zu. „Ich mme nicht ohne Auftrag; dieses Buch — sie zeigte ihnen die Bibel — führt mich Euch. Ich will Alles thun für Euch, was ich kann; aber Ihr müßt mir beien". Darauf las sie ihnen das 20. Cap. aus dem Evang. Matth. vor. Viele Unglücklichen hörten jetzt zum ersten Male von Christus sprechen. Nun errich Mad. Fry im Gefängnisse selbst eine Schule für die eingesperrten Kinder; schon rch gelang es ihr, das Gefühl der mütterlichen Liebe bei den rohesten Frauen er zu erwecken. Zugleich bildete sie einen Verein von 24 Frauen aus der Geschaft der Freunde, unter deren Aufsicht eine von den Gefangenen, die man Mae nannte, die Leitung der Gefangenen besorgte. Dann las sie, in Gegenwart Lord Mayor und eines Alderman, eine von ihr entworfene Lebensordnung vor, fragte bei jedem Artikel, ob sie denselben als Vorschrift annehmen wollten. s geschah einmüthig. So gelang es Mad. Fry durch Jahre lang fortgesetzte ühung, das Gefängniß zu Newgate aus einer Jammerhöhle des Lasters in Freistätte der Reue und in eine Schule des Fleißes umzuwandeln. Seitdem Ketten, Kerkergitter u. s. w. verschwunden; alle Thüren im Innern öffnen und das Ganze gleicht mehr einer Manufacturanstalt, als einem Gefängnisse. Mad. Adele Duthon's „Hist. de la Secte des amis".

Fualdes (der Mord des). Dieser im Anfange 1817 zu Rhodez (einer en Fabrikstadt im Depart. Aveyron im südl. Frankreich) sich zugetragene Mord rt zu den verwickeltsten Criminalfällen neuerer Zeit, und erweckte dieserhalb l in Frankreich als im Auslande ein ungemeines Interesse, welches noch gestelwurde, als das erste Verfahren (der Assise zu Rhodez) wegen Fehler gegen die n cassirt und ein zweites vor den Assisen zu Alby angeordnet, dann aber, nachdie vornehmsten Mitschuldigen hier verurtheilt und hingerichtet worden waren, ein drittes Verfahren gegen andre Mitschuldige in Toulouse eingeleitet wurde, n Resultate mit den Urtheilen der Assise zu Alby nicht ganz übereinzustimmen

ſchien. Das Detail der Unterſuchung (die höchſt merkwürdig und nicht immer fr
von allen Einwirkungen fremdartiger Dinge war) erzählten zu jener Zeit meh
Pamphlets, und öffentliche Blätter („Journal des débats“, „Constitutionnel“
etc.), enthielten die durch Stenographen nachgeſchriebenen gerichtlichen Verhandlun
gen, Zeugenverhöre u. ſ. f. — Fualdes, ein Mann von mittlern Jahren, Prote
ſtant, zu der Partei der Liberalen, oder auch Bonapartiſten, gehörig, bekleidet
unter der kaiſ. Regierung den Poſten eines Procurators beim Criminalhofe zu Rho
dez, und ſtand ſowol hierdurch als durch ſein Vermögen mit den angeſehenſte
Männern des Ortes in Verbindung. Seit der Reſtauration hatte er ſich zurück
gezogen, und lebte als Privatmann, unter der Hand Geldgeſchäfte treibend. Die
und Verwandtſchaft in einem ziemlich weitläufigen Grade, brachte ihn ſchon ſei
Jahren beſonders mit ein Paar Honoratioren des Ortes, dem Mäkler Jauſion un
dem Kaufmann Baſtide-Grammont (die Beide Schwäger waren), auf einen f
vertrauten Fuß, daß dieſe als ſeine Hausfreunde angeſehen wurden. Plötzlich en
ſpann ſich unter dieſen drei Menſchen ein Zwieſpalt, deſſen erſte Veranlaſſung d
von Fualdes gefaßte Entſchluß war, Rhodez mit einem andern Wohnorte zu vertau
ſchen. Was ihn hierzu eigentlich bewog, iſt dunkel, doch ſollen die ſeit der Reſtau
ration im ſüdlichen Frankreich begonnenen Proteſtantenverfolgungen, ſowie manch
andre, damit in jenen Gegenden zugleich auftauchende Parteiumtriebe, die nich
unwahrſcheinlichen Urſachen geweſen ſein. Genug, er verkaufte ſeine liegende
Gründe, und begann, Allen, am mehrſten aber Jauſion und Baſtide unerwarte
die ausgeliehenen Capitalien einzuziehen. Jauſion hatte durch die von Fualdes e
haltenen Vorſchüſſe ſein Geſchäft in einen bedeutenden Schwung gebracht, war ab
dem Darlehner noch ſehr verpflichtet; derſelbe Fall fand mit Baſtide ſtatt, der a
Fualdes 10,000 Fr. ſchuldete. Beide konnten für den Augenblick dieſe Fonds oh
den größten Nachtheil nicht entbehren, und da deſſenungeachtet ihr Gläubiger a
Abmachung drang, ſo geriethen ſie, und namentlich Baſtide, der einen heftigen u
finſtern Charakter hatte, mit ihm deßwegen am Morgen des 19. März 1817
einen lebhaften Wortwechſel, deſſen Ende darauf hinauslief, daß man eine ne
Zuſammenkunft auf den Abend deſſelben Tages verabredete. Am andern Morg
um 6 Uhr fand man den Leichnam des mit Meſſerſtichen ermordeten Fualdes ein
packt, wie einen Ballen Kaufmannswaaren, außerhalb des Ortes in dem Aveyro
Während die Behörden die zur Entdeckung der Thäter nöthigen Schritte thate
erſchienen ſchon um 7 Uhr (eine Stunde nach Auffindung des Leichnams) Jauſi
mit ſ. Frau und Schwägerin, der Gattin des Baſtide, in der Wohnung des G
mordeten, und begannen, unter lauten Beileidsbezeugungen, die Papiere des U
glücklichen zu durchſuchen, wobei ſie nicht allein ſein Pult erbrachen und mehre P
piere, Rechnungsbücher u. dgl., ſondern auch einen Beutel mit Geld und a. Effe
ten fortſchleppten. Der Sohn des Ermordeten war auf einer Reiſe begriffen, u
ſonſt Niemand im Hauſe, der ſich ihnen, den Verwandten, füglich hätte hierin w
derſetzen können. Um 10 Uhr fand ſich auch Baſtide ein, noch einmal die Papie
durchwühlend. Mehre Tage, während welcher der junge Fualdes zurückgeke
war, vergingen, ohne daß man eine Spur der Mörder zu entdecken vermocht
endlich gab ein Kind die Veranlaſſung dazu. In der Straße Hebdomadiers, ein
der lebhafteſten der Stadt, befand ſich ein Haus, deſſen Beſitzer, Bancal, Schen
wirthſchaft trieb, und das, theils der Gäſte aus den geringern Ständen wea
theils aber, weil es ein Gelegenheitsort zu verliebten Rendezvous war, nicht in de
beſten Rufe ſtand. Dieſer Wirth hatte eine 10jährige Tochter, Madelaine, welch
ſich im Geſpräch die Andeutung entſchlüpfen ließ, ſie wiſſe wo und von wem Fua
des ermordet worden ſei. Auf weiteres Befragen enthüllte ſich nun, daß der Mo
im Bancal'ſchen Hauſe ſelbſt begangen, und daß dabei nicht allein eine Menge Pe
ſonen gegenwärtig, ſondern auch das Kind ſelbſt, welches man ſchlafend gegla

atte, in einer Nebenkammer Zeuge davon gewesen war. Sogleich wurden Ban-
al und seine Frau (ein ziemlich bejahrtes Weib), ferner ein ehemaliger Trainsoldat,
lamens Collard, dessen Geliebte, Anne Benoit, sowie noch drei Andre, mit Namen
ar, Missonier und Bousquier, und 25 Tage nach dem Morde, auf Ansuchen
s jungen Fualdes, Bastide und Jausion festgenommen, und das Verfahren un-
r einem ungeheuern Andrang von Zuhörern von nah und fern, begonnen. Kaum
atte man damit, wiewol nicht ohne Schwierigkeiten den Anfang gemacht, indem die
mals in voller Gährung des Meinungskampfes einander auch in Rhodez und dem
ngebenden Departement gegenüber stehenden Parteien der Katholiken und Prote-
anten, und wieder der sogenannten Royalisten und Bonapartisten, die Sache aus
en individuellen Gesichtspunkten anzusehen begannen, und besonders die zahl-
d einflußreiche Familie der beiden Hauptbeschuldigten, Jausion und Bastide (die
h längst schon als eifrige Anhänger der Restauration und des alten Glaubens bei
en seit 1814 im südl. Frankreich vorfallenden, oft mit großen, leider aber unbe-
aft gebliebenen, Verbrechen begleiteten Reactionen gegen die Protestanten und
unde der kais. Regierung, gezeigt hatten) Alles anwendete, um, durch diese
ttelmittel ihre Angehörigen zu retten: als neue Entdeckungen zu neuen Verhaf-
ngen führten. Es lebte nämlich in Rhodez, getrennt von ihrem Gatten, einem
maligen Officier, Marie Françoise Clarisse Manson, Tochter des dasigen Pre-
idialgerichtspräsidenten Enjalran, die allgemein, trotz ihrer schwärmerischen Reiz-
arkeit und mancher, durch schlecht gewählte Romanenlecture genährten Überspan-
ung, als eine liebenswürdige Frau anerkannt wurde. Von dieser erfuhr man nun
rch einen Officier, Namens Clemandot, der den Verehrer der Dame machte, von
: indeß nicht begünstigt wurde, daß sie im Eifer des Gesprächs so genaue Um-
nde von der That erwähnt habe, als sei sie dabei gewesen; und da nun Mad.
anson deßhalb zur Rede gestellt wurde: so erklärte sie endlich, sowol vor dem
äfecten als ihrem Vater: daß sie sich (warum? wollte sie nicht enthüllen, da ihr
bliches Zartgefühl dadurch compromittirt werde) am Abend des 19. März, in
nnlicher Kleidung in der Straße Hebdomadiers befunden, und, erschreckt durch den
m, welchen der Überfall eines Menschen auf der Straße verursacht, in das erste of-
Haus geflüchtet habe, welches das Bancal'sche gewesen sei. Hier habe man sie so-
h beim Eintritt im Dunkeln ergriffen, und in ein Cabinet geschoben, wo sie vor
setzen ob der verübten That in Ohnmacht gefallen, dadurch aber den Mördern ver-
en worden sei, von denen nun Einer auf sie zugestürzt wäre, um auch sie zu er-
gen. Durch die Dazwischenkunft eines Andern sei dieser aber in seinem Vorhaben
rt worden, und sie habe nun auf den Körper des ermordeten Fualdes einen furcht-
n Eid ablegen müssen, nichts zu verrathen, und sei darauf von einer dritten,
hfalls beim Mord implicirten Person in Sicherheit gebracht worden. Mehr
nicht aus ihr herauszubringen, indem sie sich bei allen Fragen auf den Eid, den
atte leisten müssen, und auf die von mehren Seiten her ihr gewordene Drohung
f, daß man sie und ihr einziges Kind durch Gift oder Dolch hinopfern werde,
sie einen der Mörder nenne. Aus der vorläufig von dem Gerichtshof in Rho-
eingeleiteten Untersuchung, die indeß gleich im Anfange dadurch noch schwieriger
acht wurde, daß sich der, bei der That mit implicirte Bancal im Gefängnisse
stete*), ergab sich folgende Darstellung des ganzen Hergangs. Als Fualdes,
mit Jausion und Bastide-Grammont getroffenen Verabredung gemäß, in den
bstunden am 19. März seine Wohnung verließ, um sich zu der besprochenen
mmenkunft zu begeben, ward er in der Straße Hebdomadiers, unfern des

*) Bancal trug stark mit Nägeln besetzte Holzschuhe (Sabots). Aus dem el-
og er die Nägel, urinirte in den andern, und warf die Nägel dahinein,
ann so lange Leben lassend, bis sich der Rost des Eisens in dem Urin auflöste,
uf er die Jauche verschluckte, und so, nach heftigen Krämpfen, verschied.

Bancal'schen Hauses, von mehren postenweis vertheilten Männern, die sich dur
Pfiffe Signale gaben, überfallen, ihm der Mund verstopft, und er so in die Unte
stube des genannten Hauses geschleppt, deren Fenster nur durch schlecht anliegen
Laden verwahrt waren und auf die, um diese Zeit nichts weniger als todte Stra
gingen. Hier zwangen die Anwesenden, eine Rotte von zehn bis elf Persone
worunter einige Weiber, den Unglücklichen, eine Menge Wechsel (Indossement
zu unterschreiben, und nachdem dies geschehen, ward er, entkleidet und an all
Gliedern gebunden, auf eine Bank nahe am Fenster lang ausgestreckt, und hie
gleich einem Thiere, geschlachtet, der Leichnam aber darauf eingepackt und von E
nigen aus der Mörderschar, in der Nacht zur Stadt hinaus und in den Aveyr
getragen. — Bedenkt man, daß die That der Festnehmung des Fualdes sowol u
seine Ermordung in einem Hause und zu einer Zeit vorging, wo Menschen fast u
abläßig noch hin- und hergingen, daß ferner die Stube, in welcher dies Verbrech
begangen wurde, im Erdgeschoß war, mithin durch die nur undichten Laden se
leicht ein Vorübergehender, angelockt durch das nothwendig dabei stattfindende G
räusch, einen Blick in das Zimmer werfen konnte; daß überdieß nicht allein d
Kinder des Bancal'schen Ehepaars in einem dicht neben dem Schauplatz befindl
chen Cabinette schliefen, in einem andern Seitencabinette aber, wie sich später e
gab, außer der Mad. Manson, noch ein verschleiertes fremdes Frauenzimmer si
befand: so muß man in der That über die Kühnheit dieser Mordbande erstaune
die nur durch frühere ungestraft gebliebene Verbrechen, oder durch die Hoffnun
Schutz in der, durch Parteigeist furchtbar verunreinigten Zeit zu finden, zu solch
Dreistigkeit im Freveln gelangt sein konnte. Das Verfahren war zu Rhodez v
dem Assisengericht, den 18. Aug. (1817) eröffnet worden. Am 22. dess. Mona
wurde Mad. Manson, zum ersten Male öffentlich und im Beisein einer ung
heuern Volksmenge, als Zeugin verhört. Drohungen, die ihr früher v
allen Seiten gekommen waren, und deren für sie leicht zu errathende Urheber, zu
Theil sich gegenwärtig befanden, hatten die zartorganisirte, ohnedieß reizbare Fr
schon vorher eingeschüchtert; als man sie nun den Mördern, und besonders Bast
gegenüber stellte, sank sie in Ohnmacht, und nahm darauf, wieder zu sich gekor
men, ihr früher vor ihrem Vater und dem Präfecten abgelegtes Geständniß zurü
hartnäckig leugnend, daß sie am bewußten Tage im Bancal'schen Hause gewesen s
Als man ihr hierauf Alles vorhielt, was sie theils gegen benannte beide Persone
theils auch, nach Aussage des Clemendot, gegen Andre, in Gesellschaften, über einzel
Thatsachen bei dem ganzen Hergange erzählt hatte, da rief sie in ihrer Angst aus: i
könne die Wahrheit nicht sagen, und sie habe jene Umstände nur einem andern Frau
zimmer nacherzählt, das gegenwärtig gewesen sei. Auf die weitere Frage, wer die
Person sei, suchte sie aber neuerdings Ausflüchte, und gab nur zu verstehen, es mö
wol Dem. Rose Pierret (ein junges und schönes, aus guter Familie stammendes Mä
chen) gewesen sein. Als man jedoch mit diesen schwankenden Angaben sich nicht begnü
gen wollte, und immer weiter mit Fragen in sie drang, da rief sie endlich, in der letzte
Sitzung der Assise, am 5. Sept., schmerzlich aus: „Ach, noch sind nicht alle Schu
dige in Fesseln, aber über meine Lippen darf die Wahrheit nicht!" Am 12. Sept. spr
chen die Geschworenen ihr fast einstimmiges Urtheil aus. Nach demselben ward d
Wittwe Bancal, dem Bastide, Jansion, Bar und Collard, der Tod; dem Missi
nier und der Anne Benoit zeitlebens die Galeere, dem Bousquier ein Jahr Zuch
haus zuerkannt, Mad. Manson aber, auf Antrag des Generalprocurators, wege
falschen Zeugnisses in Verhaft genommen. Die Familien des Bastide und Jansio
setzten Alles in Bewegung, um, wo möglich, die Genannten zu retten; und da j
gleicher Zeit die Verurtheilten bei dem Cassationshofe mit Appellation einkamen
wirklich auch im Verfahren nicht immer nach allen vorgeschriebenen Regeln gehan
delt worden war, so entschied dieser am 10. Oct.: daß das Urtheil der Assise h

hodez, wegen nicht beachteter Förmlichkeiten des Gesetzes, nichtig, und die ganze ache von einem andern Gerichtshofe neuerdings zu untersuchen sei. Dies geschah r der Assise zu Alby. Ehe hier noch das Verfahren eröffnet werden konnte, rieb Mad. Manson im Gefängnisse zu Rhodez, getrieben von Angst vor den rohungen jener Menschen, die an dem Geschick der Mörder so vielen Antheil hmen, und gemartert zugleich durch das Gefühl, ihre weibliche Ehre durch die ganze ache so compromittirt zu sehen, ihre Memoiren, deren erste, 3000 Ex. starke uflage am 12. Jan. 1818 in Paris erschien und noch denselben Tag vergriffen rd. Sechs andre Auflagen folgten im Laufe des Jahrs. Nicht allein widerf sie in diesem Buche ihre frühere mehrmalige Aussage, daß sie am 19. März der Straße Hebdomadiers verkleidet gewesen, sondern leugnete auch, daß ihr nals von irgend einer Seite Drohungen gekommen seien, um ihre Aussage zu timmen, und sagte endlich: wie dagegen ihre frühern Geständnisse vor dem äscten ihr abgedrungen worden wären. Daß das Ganze indeß weiter nichts l ein ungemein listiges und scharfsinniges Gewebe von Unwahrheiten war, die se Frau in der Angst ihres Herzens, auf jedem Wege von der Bastide'schen Faie und deren Anhange bearbeitet, aufstellte, ergab sich später zur Genüge, sowie nfalls, daß nicht allein Famlienintereſſe, sondern auch das Interesse politischer d religiöser Meinungen bei dieser ganzen Sache, und namentlich bei den Bestrengen, die Mörder ihrer Strafe zu entziehen, im Spiele war. Desto mehr Ehre achte es aber der Regierung, daß sie hierbei eine Unparteilichkeit und einen Rechtsillen zeigte, der alle die geheimen Machinationen der Feinde der Protestanten und Beralen in jenen Gegenden scheitern ließ. Den 25. März 1818 begann die Asse zu Alby ihre Sitzungen. An 300 Zeugen wurden nach und nach verhört; un- Andern auch Rose Pierret, von der die Manson geäußert hatte, sie sei das verleierte Frauenzimmer im Bancal'schen Hause gewesen. Dies bestätigte sich jedoch ht, sondern es ergab sich, daß es eine Andre, Namens Charl. Artabosse, war. urch das Zeugniß eines Fischers aus der Gegend von Rhodez kam nun auch her-, daß unter den mehren Personen, die am 19. März Nachts 11 Uhr den Bal-, in welchem der Leichnam des Fualdes lag, nach dem Aveyron geschleppt hat-, sich Jausion, Bastide, Bancal und Bax befanden, und obschon Bastide am tigsten widersprach, so vermochte er doch kein genügendes Alibi zu stellen. End- fing auch Mad. Manson in ihren neuerdings gegebenen Aussagen an, zu wanken, und dies um so mehr, je mehr die Witwe Bancal sich nach und nach n Geständniß entschloß, und zuletzt feierlich zugestand (was sie bisher geleugnet tte), daß der Mord in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart geschehen sei. Mad. anson gab nun zu, daß sie doch während der That in Männertracht verborgen Bancal'schen Hause gewesen sei; wer sie aber von da wieder aus den Händen sie bedrohenden Mörder fortgeschafft, dies wollte sie noch immer nicht gestehen, berief sich auf Unwissenheit. So standen die Sachen, als plötzlich eine unerrtete Erklärung von Seiten der Mad. Manson den Schleier, welcher noch üt. ihre Punkte der Angelegenheit hing, zerriß, und das Interesse des ganzen rgangs auf den höchsten Grad steigerte. Bei einer Confrontation derselben mit n Angeklagten, während der Gerichtssaal mit Menschen überfüllt war, und tenographen bereit standen, jedes Wort der Aussage schnell zu Papier zu brin-, erhob sich auf einmal Bastide, welcher bisher allen gegen ihn gerichten Fragen und Inzichten einen kalten, höhnischen Spott entgegengesetzt hatte, it kühner Festigkeit, und foderte, fußend auf seine Kenntniß des Charakters der anson und der Angst, welche sie vor den Drohungen seiner Anhänger hatte, sie f, die Wahrheit zu sagen. Der kecke Bösewicht hatte sich indeß diesmal in sei- Rechnung geirrt. Mad. Manson, zermürbt gleichsam durch die Länge des erfahrens, und gebeugt in ihrem Innern durch den Verlust ihres einzigen gelieb-

ten Kindes, welches ihr, in Folge der während ihrer Gefangenschaft von ihrer Manne gemachten Reclamationen, genommen worden war, hatte nicht mehr Kraf der Wahrheit zu widerstehen, und ermahnte durch den Ton, mit welchem sie au Bastide's Anrede antwortete, denselben, von ihr abzustehen. Wie verblendet, ach tete dieser aber nicht darauf, und mit Kühnheit von neuem in sie dringend, rief e aus: „Nichts da, keine Sylbenstecherei mehr. Stehen Sie Rede, Madame! Wie ergriffen von Begeisterung, erhob sich nun auch Madame Manson, drängt sich durch die Gendarmen bis dicht vor den Auffoderer, sah ihn fest an und sprach „Bastide, sehen Sie mich an, kennen Sie mich? „Nein!" erwiderte dieser kal wie immer; und empört über dieses freche Wort, rief sie nun mit lauter Stimm und mit dem Fuße stampfend: „Elender, Du kennst mich nicht, und wolltest mi erwürgen!" Erschöpft sank sie hierauf bewußtlos nieder; nachdem sie aber wied zu sich gekommen, erklärte sie: sie habe in Rhodez gelogen, in Alby wolle sie d Wahrheit sagen. Nun erfolgte das offene Geständniß von ihr, daß sie am Aben des 19. März, eines geheimen Liebeshandels wegen, sich in Mannskleidern auf d Straße Hebdomadiers aufgehalten habe, daß der durch den Überfall des Fualde entstehende Lärm sie in das offene Haus Bancal's getrieben, daß sie dort in einem Seitencabinette Zeugin des Mordes gewesen, daß, als ein Geräusch sie verrathen Bastide auf sie eingedrungen sei, um sie zu erwürgen, daß aber Jausion sie aus sei nen Händen befreit, und, nachdem sie eidlich Verschwiegenheit auf den Leichnam des Fualdes gelobt, sie fortgeschafft habe, und daß endlich ihre im Gefängnisse ver faßten Memoiren nur darum von ihr wären niedergeschrieben worden, um sich um ihr Kind gegen die ihr von Unbekannten angedrohten Nachstellungen zu sichern (welche Furcht sie denn auch bewogen gehabt hätte, der Madame Pons, einer nahe Verwandtin des Bastide, und ihrer Freundin, zu versprechen, ihre in Rhodez ge machten Geständnisse zu widerrufen), endlich aber auch, um ihren Frauenruf zu retten. Gleich nach dieser wichtigen Erklärung gestanden auch die bisher noch im mer leugnenden Collard und Bar die That ein. Ersterer, der das Bancal'sche Schenkhaus fleißig zu besuchen pflegte, war durch den Wirth desselben zu der Th beredet und gedungen worden. Aus Beider Aussagen ging hervor, daß Bastide Jausion, Bancal (Mann und Frau), Collard, Bar, ein gewisser Bessiere-Vern und Vence-d'Istournet, ferner Bastide's Bruder, Louis Bastide, noch ein Mann Namens René, und außer der Bancal auch noch zwei Frauenzimmer, von denen die eine Collard's Geliebte, Anne Benoit, war, beim Morde beschäftigt gewesen Die Indossements, welche Fualdes hatte unterschreiben müssen, hatte Jausion zu sich genommen, Bastide-Grammont aber darauf dem Unglücklichen erklärt, daß sterben müsse. Fualdes hatte sich nun zur Wehre gesetzt; Bastide aber war üb ihn hergefallen und hatte ihn zu Boden geworfen. Jetzt flehte Fualdes nur um e paar Minuten, um beten zu können. Bastide's Antwort war: „Wohl um Di mit dem Teufel zu versöhnen". Das Ringen ging nun von neuem los; Jausi und Bastide machten den Unglücklichen fest, und schnitten ihm darauf, nachdem auf die Bank gelegt worden, die Gurgel ab. Die Bancal fing das herabströmend Blut in einem Gefäß auf, und gab es dann, es hinaus in den Hof tragend, d Säuen zu fressen. Während dem hörte man ein Geräusch in der einen Kamm neben an; als man hineindrang, fand man darin ein verkleidetes Frauenzimm (die Manson). Bastide wollte sie erwürgen; Jausion und Bar hielten ihn jedo zurück, und schafften die Person, nachdem sie geschworen, fort. Alle Beschuldig gestanden nach und nach mit mehr und minderer Ausführlichkeit die That ein; n Bastide-Grammont und Jausion verharrten beim Leugnen. — Den 4. Mä (1818) schloß der Gerichtshof seine Sitzungen. Das einstimmige Urtheil der G schworenen war: Bastide-Grammont und Jausion sind Beide des vorbedachte Mordes, zugleich aber auch des Diebstahls mit Einbruch schuldig (wegen der E

rechung von Fualdes's Pult am Morgen nach der That, und Wegnehmung der Papiere und des Geldes); die Bancal ist mitschuldig am Morde aus Vorbedacht; Collard und Bax schuldig der Theilnahme am Morde; Anna Benoit schuldig ohne Vorbedacht; Missonier, Bousquier u. d. A. schuldig als Theilnehmer an dem Fortschaffen der Leiche. Diesemnach wurden die Bancal, Bastide-Grammont, Jausion, Collard und Bax zum Tode, Anna Benoit zum Brandmal und lebenslänger Karrenarbeit, die Andern aber, nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Strafbarkeit, zu ein- und zweijähriger Gefängnißstrafe, Geldbußen ꝛc. verurtheilt; Bax jedoch, mehrer bei ihm eintretenden mildernden Rücksichten wegen, der Gnade des Königs empfohlen. Die Manson ward, als unschuldig bei der That, sogleich in Freiheit gesetzt, indem das bereits erduldete Gefängniß ihr als Strafe für ihr früheres Verschweigen angerechnet wurde. Diese Sentenz ward, da der Cassationshof in Paris sie bestätigte, in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen, und nur das über Bax gesprochene Todesurtheil vom Monarchen in 20jährige Zwangsarbeit verwandelt. Am 3. Juni 1818 wurden Bastide-Grammont, Jausion und Collard zu Alby hingerichtet; die Hinrichtung der Bancal aber noch durch einen eingegangenen Befehl des Königs erst aufgeschoben, und dann deren Strafe, in Betracht ihres Alters, in lebenslange Gefangenschaft verändert. Von den Delinquenten ward nur Collard reumüthig und seines Verbrechens eingeständig; Bastide und Jausion verharrten bis auf den letzten Athemzug ihres Lebens beim Leugnen. Das größte Mitleid erregte und verdiente gewissermaßen durch ihre treue Liebe die Anne Benoit. Ihre eigne empfindliche Strafe war ihr nichts. Sie fühlte nur den Schmerz um den Tod ihres, durch Bancal's Einflüsterungen verführten Geliebten (Collard), und flehte in den rührendsten Ausdrücken die Richter an, ihr Blut für das des Geliebten zu nehmen, und ihn zu schonen. An 100,000 Fr. hatte dieser merkwürdige Proceß gekostet; 60,000 Fr. waren dem jungen Fualdes aus der Vermögenscasse der Verurtheilten als Schadenersatz zugesprochen worden; doch reichte diese Masse kaum zur Deckung der genannten Kosten hin, und so ward auch ein bürgerlicher Wohlstand durch ein Ereigniß ruinirt, das an schauderhafter Verwickelung kaum seines Gleichen in der neuern Criminalgeschichte hat. Um Mad. Manson zu sehen, strömten Neugierige weit und breit herbei, und da sie durch die letzten Ereignisse sowol als durch die Trauer um ihr Kind erschüttert, auf einmal begann, sich vom Irdischen weg und dem Himmel zuzuwenden: so geschah es, daß das durch Missionaire bearbeitete Land- und Stadtvolk jener Gegenden anfing, in ihr eine Art von Märtyrerin zu sehen, und nicht genug Rühmens von der „heiligen Huberta von Aveyron" (wie man sie bereits zu nennen begann) machen konnte. Der ganze Proceß, die Art, wie sie in denselben verflochten war, ihre Memoiren u. s. f. hatten in der Hauptstadt Frankreichs die Neugier, in Betreff ihrer, aufs höchste gespannt. Alles wünschte sie zu sehen, und Einer aus der Menge jener Speculanten, deren es in Paris so viele gibt, faßte den Entschluß, ihr 120,000 Fr. zu bieten, wenn sie zu ihm in die Hauptstadt kommen und sich in Tivoli für Geld sehen lassen wolle. Mad. Manson schlug dies seltsame Anerbieten jedoch ab, mußte sich aber bald darauf von neuem nach Alby begeben, weil, in Folge einer neuen Anklageacte vom 27. Oct. 1818, eingereicht bei dem obersten Gerichtshof zu Toulouse durch den königl. Generalprocurator Gary, der kaum beendete Proceß noch einmal aufgenommen, und dadurch sowol einige bis dahin völlig unbezüchtigt gebliebene Personen (als der ehemalige Polizeicommissair Constans) und Andre, die bei der vorigen Entscheidung theils freigesprochen, theils nur als wenig gravirt verurtheilt worden waren (wie die Notare Vence-d'Istournet, Bessiere-Veynac und noch einige Andre), der bedeutendsten Theilnahme am Morde, ja selbst einer größern als Bastide-Grammont, Jausion und auch Collard, bezüchtigt wurden, was denn namentlich in Hinsicht auf Jausion die Vermuthung erregte, es sei durch das

erste Verfahren ein Justizmord begangen worden. Ein gewisses Resultat hat jedoch diese erneute Untersuchung hierüber nicht gegeben; auch gelang es nicht, die aufs neue Angeschuldigten zu überführen, und die Meinung, daß bei dieser zweiten Untersuchung es wol einer gewissen Partei besser, wie bei der ersten, möge gelungen sein, ihre in diese Sache verwickelten Anhänger zu schützen, ist, wenn auch nicht bewiesen, doch in Frankreich, und namentlich bei Denen sehr allgemein, die durch die seit 1814 veränderten Zeitumstände schon manchen Druck, besonders in den südlichen Provinzen des Reiches, erfahren mußten. Bemerken wollen wir hier nur noch, daß den Bruder des hingerichteten Bastide-Grammont, Louis Bastide, bald nach der Execution der Verurtheilten ein unheilbarer Wahnsinn befiel. Mad. Manson starb 1825 zu Versailles.

Füchse, in der Studentensprache, die neuen Ankömmlinge auf Universitäten. Im 16. Jahrh. unterschieden sich streng alte und neue Bursche. Die neuen mußten den alten in jeder Rücksicht dienen, besonders sich dazu hergeben, durch polizeiwidrige Streiche die sogenannten Philister (Nichtstudenten) in ihren Rechten zu kränken. Weil sie nun den armen Bürgern und Bauern ebenso großen Schaden zufügten als die Füchse, die im Buche der Richter erwähnt werden, auf den Feldern der Philister anrichteten: so soll man sie, die man wegen ihrer langen Federn (pennae), womit sie die Collegien besuchten, Pennäle hieß, auch Füchse (vulpes) genannt haben. (Vgl. Pennalismus.)

Fuchsinseln, der östliche Theil des aleutischen Inselstrichs, 16 an der Zahl, zwischen Kamtschatka und dem festen Lande von Amerika, sogenannt von den vielen hier befindlichen grauen, rothen und braunen Füchsen. Sie sind größer als die sibirischen, aber ihr Haar ist gröber. Die größte dieser Inseln, Unalaschka, hat zwei Vulkane. Aus dem einen quillt ein starker heißer Sprudel; der andre heißt der brüllende Berg, speit kein Feuer, raucht aber beständig. Der Boden der Insel ist Felsengrund, mit Lehm und Thon in den Thälern. Der Graswuchs hat nur grobe Gräser, und die Insel fast kein Holz. An Vögeln gibt es Adler, Schneehühner, Enten, Seeraben und Seepapageien. Die Einwohner sind mäßiger Statur, von brauner Haut, und haben schwarze Hände. Sie tragen Pelzhemden mit langen Ärmeln von Vogelbäuchen; bei schlechter Witterung hüllen sie sich in Streifen von Gedärmen der Seethiere. Auf dem Kopfe haben sie einen Sonnenhut ohne Boden, mit Entenfedern und Glaskorallen geschmückt. Durch den mittlern Nasenknorpel stechen sie ein Loch, worin ein vierzolliges knöchernes Stäbchen getragen wird; auch in der Unterlefze machen sie auf jeder Seite eine Öffnung, in welche ein Stift oder Zahn eingesetzt werden kann. In den Ohren tragen sie Glaskorallen oder Bernstein. Das Haupthaar schneiden sie sich über den Augen rein ab, verzehren das Ungeziefer an ihrem Körper und verschlucken den Nasenschleim. Ihre Hände waschen sie erst mit Urin, dann mit Wasser, und lecken letzteres ab. Ihre meiste Nahrung sind Fische und Wallfischfett; sie lieben, aber genießen selten Zwiebeln und Wurzeln. Sie wohnen wie die Kamtschadalen, und die meisten haben 3 bis 4 Weiber. Die russisch-amerikan. Handelsgesellschaft hat hier Niederlassungen.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf v.), General u. Staatsmann, geb. zu Valladolid 1560, machte s. ersten Feldzug 1580 in Portugal, als der Herzog v. Alba dieses Reich für Philipp II. eroberte. Der Muth und die Klugheit, welche F. bewies, erwarben ihm die Gunst des Feldherrn, der ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. Ebenso zeichnete er sich in den niederländischen Feldzügen unter dem großen Alexander Farnese, und später unter dem Marchese Spinola, besonders n der Erober q von Ostende (1604) aus. Er wurde nachher zu wichtigen Sendungen an verschiedene Höfe gebraucht. Als ein unversöhnlicher Feind der Franzosen, gegen die er im Kriege (1598) mit Glück comman-

rte, ſuchte er ihnen auf jede Art Abbruch zu thun, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, ß er an der Verſchwörung des Marſch. Biron gegen Heinrich IV. Antheil genom- en. Unter Philipp III. war er Statthalter von Mailand, und machte ſich den alieniſchen Fürſten und Republiken, die er die ſpaniſche Übermacht fühlen ließ, rchtbar. Er legte (1603) auf einem Felſen beim Einfluſſe der Adda in den Co- erſee, an den Grenzen des Veltlins, eine Feſtung an, die nach ſeinem Namen ort de Fuentes genannt, und von den Graubündnern ſehr ungern geſehen wurde. n dem für Spanien unglücklichen Kriege, der 1635 mit Frankreich ausbrach, trat . wieder auf den Schauplatz. Spanien wollte den Tod Ludwigs XIII. und die Kinderjährigkeit ſ. Nachfolgers benutzen, und ſchickte (1643) den 82jähr. F. mit nem Heere in die Champagne. Er belagerte Rocroy; aber der junge muthige erzog v. Enghien (nachmals d. große Condé) griff (19. Mai 1643) mit einem weit ſchwächern Heere die Belagerer an, drang mit ſeiner Reiterei in die ſeit Karls V. eiten ſo berühmte und bis dahin für unüberwindlich gehaltene ſpaniſche Infanterie n, und richtete ſie faſt gänzlich zu Grunde. Fuentes, von Gichtſchmerzen geplagt, ließ ſich in einem Seſſel in das Schlachtgetümmel tragen laſſen, und fand hier inen Tod.

Fuge, ein mehrſtimmiges Tonſtück, in welchem ein melodiſcher Satz herr- chend iſt, welcher abwechſelnd von einer Stimme nach der andern auf mancherlei rt (z. B. durch Umkehrung) und in verſchiedenen Intervallen wiederholt wird, nd in welchem die melodiſchen Sätze ſo in einander harmoniſch verflochten ſind, aß ein eigentlicher Ruhepunkt erſt mit dem Schluſſe eintritt. Die Anzahl der elbſtändigen Stimmen (die aber nicht nach verdoppelter Beſetzung oder nach en begleitenden Inſtrumenten beurtheilt werden darf) iſt willkürlich, und hier- ach heißt eine Fuge zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig. Bei der Fuge kommen auptſächlich in Betracht: 1) der Hauptſatz oder das Thema, Subject, auch der nführer, dux genannt; 2) der Gefährte, comes, auch die Antwort, d. h. die nliche Wiederholung des Themas in einer andern Stimme und auf einer andern Stufe der Tonleiter; 3) die Gegenharmonie, das Contraſubject, eine Melodie, die ch jederzeit, wenn dieſe oder jene Stimme den Hauptſatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt; 4) der Wiederſchlag, repercussio, die Ordnung, in welcher ührer und Gefährte ſich in den verſchiedenen Stimmen abwechſelnd hören ſſen. (Die Regel der Fuge erfodert, daß ſie beide in verſchiedenen Tonarten wie- rholt werden); 5) die Zwiſchenharmonie, d. i. kurze Sätze, welche vorkommen, ährend der Hauptſatz ſchweigt. Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptſatz r, ſo heißt ſie einfache Fuge; gibt es aber in ihr mehre, ſo heißt ſie Doppel- ge, drei-, vierfache Fuge. Streng iſt die Fuge, oder obligat (fuga ricercata), welcher nur ein Hauptſatz nebſt einer Gegenharmonie in allen möglichen Geſtal- n vorkommt. Eine Fuge aber, in welche Zwiſchenſätze verwebt ſind, deren No- nfolge nicht aus dem Thema entlehnt iſt, heißt eine freie Fuge (fuga libera), B. die Ouverture aus Mozart's „Zauberflöte". Der Fuge liegen die Regeln s Kanons und doppelten Contrapunkts zum Grunde. Ein anziehender muſika- ſcher Gedanke, der eine ganze Menge ergreifen kann, als Thema, Anordnung der armonie zu demſelben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, eränderungen, Umkehrungen und kanoniſchen Behandlungen immer ſangbar eibe, Wahl des entſprechenden Gegenſatzes, ſodaß dieſer auf der einen Seite nicht mz trockene Behandlung ſei, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, höriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhältniß derſelben bei ihren Verwech- lungen gegen das Thema, eine Begleitung, bei der immer die Hauptſtimme ge- örig hervorſteche: dieſe und andre nur durch Geſchmack und Übung zu erlangenden igenſchaften müſſen, außer den allgemeinen Erfoderniſſen der Harmonie, eine ge beleben, wenn ſie nicht ein künſtliches muſikaliſches Rechenexempel, ſondern

ein ästhetisches Erzeugniß sein soll. Rousseau's Ausspruch: „Eine schöne Fuge ist das undankbare Meisterstück eines guten Harmonisten", gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunstliebhaber, nicht dem geist- und gemüthvollen Kenner. In der Fuge äußern sich die Gefühle einer Mehrzahl übereinstimmend, doch mit vollkommener Selbständigkeit der Einzelnen. Über das Technische der Fuge belehrt Marpurg's „Abhandlung von der Fuge" (Berlin 1753).

Füger (Friedrich Heinrich), Director der k. k. Gemäldegalerie in Belvedere bei Wien, Hofmaler, Professor und k. k. Rath der Akademie der bildenden Künste geb. zu Heilbronn 1751, eines Predigers Sohn, zeichnete schon in der Schule Alles nach, und malte in seinem elften J. ohne Anleitung kleine Bildniss in Miniatur. Der Anblick von Audran's Schlachten Alexanders, nach Lebrun, das Leben großer Künstler und sein Hang zur historischen Lecture bestimmten ihn zu Geschichtsmalerei. Ein angesehener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung seines vortrefflichen Meisters ungeachtet, bald allen Muth verloren hätte, in der Kunst etwas Großes zu leisten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu studiren, wo aber Klotz ihn aufs neue anfeuerte, seinem ersten Lebensplane getreu zu bleiben. Hierauf setzte er seine Zeichenstunden zu Dresden fort, begab sich 1774 nach Wien und ward, auf die Empfehlung des Hofraths von Birkenstock, von der Kaiserin Maria Theresia als Pensionnair nach Rom geschickt. Nach einem 7jähr. unabläßigen Studium daselbst (1775 — 81) ging er 1782 nach Neapel, wo der kaiserl. Gesandte, Graf v. Lamberg, ihn zwei J. lang in sein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, durch drei große Frescogemälde in dem deutschen Bibliothekssaale der Königin zu Caserta (ohne vorher in diesem Kunstzweige einige Übung erlangt zu haben), und durch ein sehr gelungenes Bildniß dieser Monarchin, sein vorzüglichen Talente zuerst öffentlich an den Tag zu legen. 1783 erhielt er eine Einladung, in russische Dienste zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere des wiener Hofs vor, wohin er als Vicedirector der Maler- und Bildhauerschule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er sich daselbst fast einzig mit Miniaturgemälden beschäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Historienmalers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwischenzeit bildete er sich nicht minder in der Ölmalerei mit dem besten Erfolge aus, wovon z. B. sein treffliches Bildniß Josephs II. und sein Tod des Germanicus, in dem Versammlungssaale der wiener Akademie zeugen. Unter den Kunstwerken, die er geliefert hat, zeichnen sich aus: die Portraits Josephs II., der Erzherzogin Elisabeth, Laudon's und der Frau de Witt; unter den historischen Gemälden: Prometheus, der das himmlische Feuer entwendet, für den Grafen von Zinzendorf, im Schlosse zu Ernstbrunn; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Eurydice erbittet; Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürstlich Kaunitz'sche Cabinet; die ersten Ältern bei Adel's Leiche, für seinen Freund, den Herrn von Raith; das Urtheil des Junius Brutus über seine Söhne, und als Seitenstück der Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunstsammlung des Grafen v. Fries; Semiramis, welche an ihrem Putztische die Empörung der Babylonier wider sie erfährt; und endlich Sokrates vor seinen Richtern. Von seinen Miniaturbildnissen, welche sich durch ihre charakteristische Ähnlichkeit, durch das Graziöse ihre Wendungen und durch wahre und kräftige Färbung sehr auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom Kaiser Joseph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieses Monarchen, von John gestochen) u. ein andres der Gräfin Rzewuska, in ihrem Cabinet von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig sind 20 Handzeichn., welche dieser Künstler während einer lang angehaltenen Unpäßlichkeit, nach Klopstock's Messias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tuch, weiß aufgehöht, verfertigt hat. Einige derselben sind zu d

uen leipz. Prachtausgabe dieses Gedichts, ebenfalls von John, in punktirter Manier gestochen worden. Größer hat sie Leybold ausgeführt in Frauenholz's Verlage. eben diesem haben folgende wiener Künstler nach ihm gearbeitet: Bartsch, Beckenm, Griger, Jacobe, Kininger, Pfeifer, Rhein und Wrenk. Von Füger selbst ützt sind seine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine llegorie auf die Malerei. Eine seiner letzten und schönsten Arbeiten ist der 1804 r die kaiserl. Hofcapelle gemalte Johannes in der Wüste, welches Stück mit 1000 ukaten bezahlt wurde. Füger starb zu Wien den 5. Nov. 1818.

Fugger (das Geschlecht der). Der Ahnherr dieser Familie war Johanes F., Webermeister im Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg, im emal. bischöfl. Gebiete. Sein ältester Sohn, Johannes, ebenfalls Webermeister, erheirathete (1370) mit Klara Widolph das Bürgerrecht zu Augsburg, nd trieb neben der Weberei einen Leinwandhandel in dieser damals so berühmten andelsstadt. Nach s. ersten Gattin Tode ehelichte er Elisabeth Gfattermann, nes Rathsherrn Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entsprossen dieer Ehe. Joh. F. ward in der Weberzunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe ßen, und Freischöffe der westfälischen Fem. Er hatte sich 3000 Gulden, ein grois Capital für jene Zeit, erworben, als er 1409 starb. Sein ältester Sohn, Anreas, wucherte mit s. Antheile so, daß er bald vorzugsweise der reiche Fugger ieß. Mit s. Gemahlin, Barbara, aus dem alten Geschlechte der Stammler vom ffe, stiftete er die adelige Linie der Fugger vom Reh, so genannt von dem Wappen, as Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausstarb. Glückher war in s. Nachkommenschaft Johannes zweiter Sohn, Jakob, der zuerst nter den Fugger in Augsburg ein Haus besaß, zwar ebenfalls noch Weber war, er schon eine ausgebreitete Handlung trieb. Drei Söhne Jakobs, unter elf indern, Ulrich, Georg und Jakob, erweiterten durch Fleiß, Geschicklichkeit d Redlichkeit ihre Handlungsgeschäfte außerordentlich, und legten den Grund zu m großen Flor der Familie; sie verheiratheten sich mit Frauen aus den edelsten schlechtern, und wurden vom Kaiser Maximilian in den Adelstand erhoben. ie Fugger dienten mit Rath und That, und durch die Mittel, die ihr großer eichthum ihnen gab, dem Hause Östreich mehr, als viele andre Geschlechter, und aximilian, der oft Geld bedurfte, fand immer Hülfe bei ihnen. Für 70,000 oldgulden verpfändete er ihnen die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weihorn auf zehn J., und nur acht Wochen waren ihnen nöthig, um die 170,000 ukaten Hülfsgelder zu zahlen, womit Papst Julius II., im Vereine mit den Kögen von Spanien und Frankreich, den Kaiser Max zum Kriege mit Venedig 509) unterstützte. Jakobs Söhne begründeten des Geschlechtes Ruhm, jeder ch seiner Weise; doch handelten sie gemeinsam in Fällen, wie wir eben gedach. Ulrich allein widmete sich dem Handel, den er mit Östreich eröffnete. Bei r Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III. mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burnd, zu Trier (1473), übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiserlichen Hof; ne Schreibstube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Es gab kein Handelsgegenstand, den Ulrich nicht berücksichtigt hätte; selbst Alb. Dürer's unstwerke gingen durch seine Hand nach Italien. Jakob hatte sich dem Bergwe gewidmet; er pachtete die Bergwerke zu Schwaz in Tirol, und gewann daurch außerordentlichen Reichthum, von dem die Erzherzoge von Östreich 150,000 ulden als Darlehn erhielten, und das prächtige Schloß Fuggeran in Tirol entnd. Jakob starb zu Hall in Tirol (1503); Kaiser Max begleitete in Person ne Leiche. Unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieses sonst einer Grabschrift zu lesen, doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verästete, hat auch dies Denkmal zerstört. Die Fugger setzten diesen Bergbau und e Gruben in Ungarn, Krain und Kärnthen fort, und gewannen dadurch immer

größern Reichthum. Nach allen Gegenden gingen ihre Waaren, und fast je Straße, jedes Meer trug Fugger'sche Lastwagen und Schiffe. Den höchsten Gla errang das Geschlecht unter Kaiser Karl V. Ulrich Fugger's Söhne waren oh Erben gestorben. Jakob hatte keine Kinder hinterlassen, und so beruhte der Stam und Glanz des Geschlechts auf Georg, der mit der edeln Regina Imhof zwei Söhn Raimund und Anton, zeugte. Als Kaiser Karl (1530) den denkwürdig Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fugger's präc tigem Hause am Weinmarkte. Anton hatte freien Zutritt zu dem stolzen Spani denn die Fugger kamen dem kaiserlichen Seckel oft zu Hülfe, und auf ihre Unte stützung rechnete der Kaiser viel, wie in der Folge zu seinem Seezuge nach Tun (1535). Der Kaiser erhob seinen Hauswirth, und Raimund, dessen Bruder, den Grafen- und Pannerstand (14. Nov. 1530), und gab das noch verpfände Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm sie auf der schw bischen Grafenbank unter die Reichsstände auf, und begabte sie mit einem Siege briefe, der ihnen fürstliche Gerechtsame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergle chen verliehen, und bin auch nicht gesonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun! sprach Karl; — aber noch waren seit jenen Worten nicht fünf Jahre verflossen, a er ihnen das Vorrecht gab, goldene und silberne Münzen zu schlagen, das von i nen fünf Mal ausgeübt worden (1621, 22, 23, 24 und 1694). Auch saßen A ton und 12 seiner Nachkommen in dem geheimen Rathe, der an die Stelle de zünftigen Regiments der Reichsstadt trat. Dieser Anton hinterließ 6 Mill. Gol kronen baar, Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's un beider Indien, und von ihm soll Kaiser Karl, als er den königl. Schatz zu Par besehen, gesagt haben: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das Alles mit ei nem Golde bezahlen". — Kaiser Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohe Glanz, indem er bei der Bestätigung des von Karl ertheilten Gnadenbriefes de Grafen Hans und Hieronymus F. die große Comitiv mit allen Rechten si die beiden Ältesten der Familie ertheilte, wodurch sie berechtigt wurden, Bergwerk in ihren Herrschaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurich ten, Lehn- und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren eingez gene Güter zu nehmen, zu jagen, zu fischen, Mühlen und Schenkstätte anzulegen und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. So nahmen die Fugger zu a Geld und Ehre; doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen sichtbarlich in ih rer Nachkommenschaft. „In fünf Hauptästen (sagt der „Spiegel der Ehren" zweigte der edle Stamm so um sich, daß er 1619 bei 47 Grafen und Gräfinnen und an jungen und alten Nachkommen beiderlei Geschlechts so viel, als das Jah Tage zählte". Auch als Grafen setzten sie die Handlung fort, und erwarben s viel, daß sie binnen 94 J. an liegenden Gütern 941,000 Fl. zusammengekauf und 1762 noch zwei ganze Grafschaften, sechs Herrschaften und 57 andre Or schaften besaßen, ohne die Häuser und Grundstücke in und um Augsburg. D ersten und vornehmsten Stellen im Reiche waren mit Fugger besetzt, und meh reichsfürstliche Häuser rühmten sich der Verwandtschaft mit dem Fugger'schen Ge schlechte. Bei ihnen fanden sich Sammlungen aller damaligen Kunstschätze un seltener Schriften; Maler und Musiker wurden von ihnen unterhalten, Künst und Wissenschaften mit Freigebigkeit unterstützt. Ihre Wohnungen und Gärte waren Meisterstücke der Baukunst und des damaligen Geschmacks, und so konnte sie wol mit Anstand des Kaisers Majestät bei sich beherbergen; auch verliert, unte diesen Umständen, die Erzählung das Unglaubliche, daß, als Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, dieser im Kamine ein Feuer v Zimmtholz angezündet und, zu Ehren des Besuchs, die große Schuldverschreibun des Kaisers in das Feuer geworfen habe. — Doch wenn wir der Fugger Gewerb fleiß, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, so dürfen wir nicht der Milde vergesse

er Fürsorge für Bedürftige, des Eifers, der sie beseelte, mit Worten und Thaten Gutes zu stiften, und jeglichem beizuspringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. „An den edeln Fuggern", sagt der „Spiegel der Ehren", „ward erfüllet des Heilands Zusage: „„Gebet, so wird Euch gegeben"". Ulrich, Georg und Jakob, es wohlthätigen Jakobs Söhne, kauften in der Jakober Vorstadt zu Augsburg Häuser, ließen sie niederreißen, und bauten 106 kleinere, die sie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; so entstand die Fuggerei, die unter diesem Namen, mit eignen Mauern und Thoren versehen, jetzt noch besteht. Jakob stiftete auch das sogenannte Holzhaus für 32 an den damals sehr wüthenden Blattern leidende Fremde; Hieronymus F. vermachte den Armen 2000 Fl., und ein Legat zu einem Hospital für 500 Fugger'sche Unterthanen zu Waltenhausen; Anton stiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährl. Aussteuer dreier armer Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; seine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänsebühel für venerische Kranke. Als treue Söhne der Kirche opferten sie auf dem Altar des Herrn große Opfer nieder, und als die Reformation die Grundfesten ihrer Kirche erschütterte, da wirkten die Fugger mit allen Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie waren es, die zuerst die Jesuiten nach Augsburg riefen, und mit Gebäuden für Collegium, Kirche und Schule, und mit reichlichem Gelde beschenkten; auch viele andre geistliche Orden und Brüderschaften wurden von ihnen mit Gut und Geld unterstützt. — Nach den beiden Brüdern, Raimund und Anton, hat sich das Geschlecht in die Raimundische und Antoniuslinie, jede hat nachmals sich wieder in mehre Äste getheilt, aber alle schreiben sich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die Raimundische Hauptlinie verbreitete sich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Äste: Joh. Jakob der Ältere stiftete den pfirtischen, und Georg den kirchberg-weißenhornischen Ast. Vom erstern ist nur noch der Franz-Bennoische Zweig zu Göttersdorf vorhanden; zwei andre sind erloschen. Der kirchberg-weißenhornische Ast blüht ebenfalls noch; ihm gehört die Grafschaft Kirchberg und noch vier Herrschaften, mit überhaupt 14,000 Seelen und 80,000 Fl. Einkünfte. Die Antoniuslinie hatte drei Nebenlinien, die Georg-, Hans- und Jakobsche. Die erstere ist seit 1676 im Mannsstamme erloschen; von der Hans-Fugger'schen Linie gibt es noch vier Äste, nämlich F.-Glött, F.-Dietenheim-Brandenburg, F.-Kirchheim und F.-Nordendorf. Die letzte jener drei Linien, die Jakob-Fugger'sche, blüht jetzt nur noch in dem babenhausischen Zweige, nachdem der wöllenburgische erloschen ist, und nach dem Absterben der pfirtischen Nebenlinie sämmtliche Besitzungen an jenen Zweig gekommen sind. — Anselm Maria F. v. Babenhausen wurde vom römisch-deutschen Kaiser Franz II. am 1. Aug. 1803, nebst s. männlichen Nachkommenschaft, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den Reichsfürstenstand erhoben, und die Reichsherrschaft Babenhausen, Boos und Rettershausen, unter der Hauptbenennung Babenhausen, zu einem Reichsfürstenthum erhoben. (Er starb den 22. Nov. 1821.) Das Fürstenthum Babenhausen, dessen Hauptort der Marktfl. Babenhausen an der Günz ist, enthält 7 □M., 11,000 Einw., und trägt 80,000 Fl. Einkünfte. Auch die Errichtung des Rheinbundes (1806) kam sowol dieses Fürstenthum als andern Fugger'schen Besitzungen unter die Souverainetät des Königs von Baiern; doch sind ihren Besitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone, durch besondre Verhandlungen, zugestanden worden. Den Flächeninhalt der gesammten fürstlich- und gräflich-Fugger'schen Besitzungen, die zum Theil zerstreut liegen, schätzt man auf 21 □M., mit 40,000 Seelen.

Fühlhörner oder Fühlspitzen, die an dem Kopfe der Insekten, z.B. Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, welche bald faden-, bald borstenartig sind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder Sinnpflanze (Mimosa pudica), faltet ihre Blätter zusammen, wenn sie berührt wird, allein ohne Berührung faltet sie dieselben den Tag über nicht. Hierher gehört auch die Fliegenklappe (s. Dionäa), bei welcher sich eine ähnliche Erscheinung zeigt.

Fuhrhandel, Frachthandel, besteht darin, daß die Kaufleute eines Landes fremde Waaren aus fremden Ländern holen und sie andern Nationen zuführen und verkaufen. Dergleichen Waaren berühren selten das Land jener Kaufleute, und dieser Handel nutzt daher auch nur den Kaufleuten, welche ihn betreiben, und beschäftigt die Rhedereien, welche die Schiffer zu diesem Handel verfertigen. Er unterhält aber das Gewerbe der Länder, deren Waaren er verführt, und verschafft denen Genüsse, welchen er sie zuführt, und deren Producte er wieder als Gegenwerth abnimmt. Er paßt vorzüglich für Nationen, die so viel überflüssige Capitale haben, daß sie im Inlande nicht genug gewinnvolle Beschäftigung mehr finden können. Er macht es andern ärmern Ländern möglich, daß sie alle ihre Capitale im Lande behalten, und damit innere Gewerbe unterhalten können, die sonst offenbar vermindert werden müßten, wenn sie den Handel, welche fremde Nationen für sie betreiben, mit eignem Capital führen müßten. Es ist daher ein Irrthum, wenn die Regierung diese Art Handel ihrem eignen Volke dadurch zu verschaffen suchen, daß sie ihn den übrigen Nationen erschweren oder ihnen denselben ganz untersagen, denn sie schwächen dadurch die inländischen Gewerbe, weil sie die Capitale von ihnen wegleiten, indem sie solche in den ausländischen Handel oder gar in den bloßen Fuhrhandel treiben.

Fulda, kurhessisches Großherzogthum, macht etwa $\frac{1}{7}$ des ehemal. Bisthums Fulda aus, das nach der Secularisation des Reichsdeputationsschlusses an Oranien-Nassau, dann an den Großherzog von Frankfurt gelangte. Der kurhessische Theil (das Großherzogthum, welches nun Hanau mit Niederhessen verbindet) begreift jetzt in 4 Kreisen (darunter Schmalkalden) und 11 Ämtern 42 □Meilen 116,100 Einw. Dieses Land hat eine hohe Lage, und wird an der Ostseite von dem Rhöngebirge, und an der Westseite vom Vogelsberge begrenzt, von welchen auch ein Theil hierher gehört. Überhaupt ist das ganze Land eine Mischung von vielen einzelnen, kegelförmigen Bergen, welche vulkanischen Ursprungs sind, und dazwischen liegenden Wiesengründen und Thälern. Einige von diesen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (ihrer grotesken Form wegen das Heufuder genannt), der Bibrastein, erheben sich bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß. Viele Gewässer, darunter die Fulda, gewähren dem Lande eine reichliche Bewässerung. Der Boden ist von Natur wenig begünstigt, bergig, steinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einw. wohl angebaut, daher man Getreide, Obst, selbst guten Wein (in dem südlichen, zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächse und besonders vielen Flachs baut. Die Berge sind mit Waldungen, vorzüglich von Buchen, bedeckt; auch hat man Nadelholz angepflanzt. Die Waldungen nehmen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen Wiesengründe geben reichliche Fütterung, daher die beträchtliche Rindvieh- und Schafzucht. An Mineralien sind die Berge nicht reich; Metalle gibt es gar nicht. Zu Salzschlirf ist ein Salzwerk. Die Einw., größtentheils Katholiken, beschäftigen sich sehr mit der Spinnerei des Flachses und der Wolle, und der Weberei. Eine Menge Leinwand, feine Damaste, Tischzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, theils nach Bremen und Frankfurt a. M. versendet, theils durch Hausirer in einem großen Theile von Deutschland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die südlichen Maingegenden, wo die Ernte früher beginnt, und suchen mit Erntearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptstadt Fulda, der Sitz der für dieses Großherzogthum 1817 errichteten Regierung und des Oberlandesgerichts, sowie des katholischen

Bischofs für Kurhessen, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche eine steinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorstädten 990 H. und 8300 Einw. Die Hauptstraßen sind breit und mit ansehnlichen Häusern besetzt; die übrigen aber winklig. Der schönste Platz ist der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert ist. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die herrliche von Quadersteinen erbaute Domkirche, mit einer schönen Kuppel und dem Grabe des heiligen Bonifacius, und das vormal. bischöfl. Schloß mit einem Lustgarten; Lyceum, Forstlehranstalt. Der Stadt gegen Süden steigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe sanft an, auf welche die Fasanerie, ein vormaliges bischöfl. Lustschloß liegt.

Fulda (Friedrich Karl), deutscher Sprach- und Geschichtforscher, geb. 1724 in der ehemal. Reichsstadt Wimpfen in Schwaben, studirte zu Stuttgart, Tübingen und Göttingen, und starb als Pfarrer zu Enzingen im Würtembergischen 1788. Seine Sprachforschungen fing er um 1760 an, und gab den ersten öffentlichen Beweis derselben durch die Abhandlung: „Über die zween Hauptdialekte der deutschen Sprache", welche 1771 von der königl. Societät der Wissensch. zu Göttingen den Preis erhielt (Leipzig 1773); dann durch sein größeres Werk: Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter nach der Reihe menschlicher Begriffe" (Halle 1776, 4.), auf welches er die „Grundregeln der deutschen Sprache" (Stuttgart 1778) folgen ließ. Später erschien s. „Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung" (Berlin 1788). Einzelne Abhandlungen von ihm über die deutsche Sprache sind in dem „Deutschen Sprachforscher" enthalten, den er gemeinschaftlich mit Nast in Stuttgart herausgab. In allen diesen Schriften zeigte F. philosophischen Scharfsinn, ausgebreitete Kenntniß der Sprachen und der Geschichte, und den mühsamsten Fleiß im Forschen. Seine Schreibart ist äußerst gedrungen und kurz, und grenzt oft selbst an das Räthselhafte. Die häufigen Lücken, die sich in der Reihe seiner Gedanken finden, erschweren das Lesen seiner Schriften, und haben selbst verursacht, daß man verschiedene seiner Sätze als willkürlich und unerwiesen ansah. Auch beschäftigte sich Fulda mit Untersuchungen historischer und antiquarischer Gegenstände; einzelne Abhandlungen darüber, z. B. von der Gothen Herkunft, von den Gottheiten der Germanen u. s. w., sind von ihm in verschiedene Sammlungen eingesendet worden. Seine historischen Kenntnisse und seinen Überblick der Geschichte bewährte er durch ein Werk, das die Frucht eines 20jähr. Fleißes war: „Geschichtskarte, in 12 großen illum. Blättern" (Basel 1782) und „Überblick der Weltgeschichte, zur Erläuterung der Geschichtskarte" (Augsburg 1783). Seinen Commentar über den Ulphilas, nebst der lat. Interlinearversion, einem daraus gezogenen Glossar und einer mösogothischen Grammatik, hat Zahn in s. Ausg. des Ulphilas 1805 bekannt gemacht, und zugleich Nachrichten über Fulda und s. hinterlassenen Handschriften mitgetheilt. F. war übrigens ein äußerst thätiger und in seinem ganzen Wesen eigenthümlicher Mann. Die Lehrbücher, deren er sich beim Unterricht seiner Kinder bediente, schrieb er selbst. Dabei beschäftigte er sich viel mit mechanischen Arbeiten.

Fuigurit, s. Blitzröhren.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Überflusses. (S. Achelous und Amalthea.)

Fulton (Robert), Mechaniker in Nordamerika, Erfinder der Dampfböte, ward in der Grafschaft Lancaster in Pensylvanien 1767, gest. 1815, wurde, da sein Vater unbemittelt war, nach Philadelphia bei einem Goldschmied in die Lehre gegeben, und zeigte hier Talent und Geschmack im Zeichnen. Durch einen seiner Landsleute wurden ihm die Mittel, sich nach London zu begeben, um daselbst unter dem berühmten West, einem gebornen Amerikaner, die Malerei zu studiren. Nachdem F. hier einige Jahre fleißig studirt hatte, war er selbst mit seinen Fortschritten in der Kunst wenig zufrieden, gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Maler zu

werden, und beschloß, seine Talente auf andre Gegenstände zu wenden. Er kam in Verbindung mit seinem Landsmann, Ramsey, einem geschickten Mechaniker, der nach London gekommen war, um die Dampfmaschinen und andre nützliche Erfindungen kennen zu lernen, und sie in sein Vaterland, Virginien, zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinsel weg, und widmete sich ganz dem Studium der Mechanik. Während er sich damit beschäftigte, bewog ihn sein Landsmann Barlow, nachmal. Gesandter der nordamerik. Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, und da an einem Panorama zu arbeiten. Die Arbeit verschaffte ihm Ansehen und Verdienst; er konnte sich nun länger in Paris den mechanischen Studien widmen. Barlow, der ihm sein Gedicht, die „Colombiade" zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinstituts und mit franz. Ingenieurs; der Umgang mit diesen Männern und ihre Schriften erweiterten den Kreis seiner Ideen, und aus dieser Zeit rühren die Erfindungen her, die er in der Folge bekannt machte. Es sind folgende: 1) Eine Mühle, um Marmor zu sägen und zu poliren. 2) Ein System, die Canäle schiffbar zu machen: „Über die Verbesserung der Canalschifffahrt" (London 1796, 4., mit 17 Kupf.). 3) Eine Maschine, um Seile und Taue zu machen; der einfache Mechanismus dieser Maschine kann durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, erfodert wenig Raum und nur einen Arbeiter. 4) Ein Kahn, um unter dem Wasser zu schwimmen. 5) Der Torpedo, eine Maschine, um feindliche Schiffe im Wasser in die Luft zu sprengen. 6) Das Dampfboot, eine Erfindung, die seinen Namen unsterblich machen wird (s. d.). Zu Paris machte er auf der Seine den ersten Versuch damit; aber vielleicht lag es in der Beschaffenheit des Flusses, daß selbst ausgezeichnete französ. Mechaniker keinen großen Erfolg von dieser Erfindung erwarteten. Ebenso wenig fand er in England Eingang. Er wendete sich nun mit seinen Erfindungen in sein Vaterland. Das erste Dampfboot wurde unter seiner Leitung zu Neuyork von Brown 1807 erbaut. Seitdem sind die Dampfböte auf allen großen Flüssen in Nordamerika eingeführt worden. Fulton hatte das Schicksal vieler andern Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er sich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schifffahrt einzuführen; aber er fand fast überall Schwierigkeiten. Endlich überzeugte er die Regierung seines Vaterlandes. Der Congreß ertheilte ihm ein Patent, auf den größern Flüssen Amerikas die Dampfschifffahrt allein während der für die Dauer der Patente gesetzlich bestimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Colombo, war durch Geldverlegenheit gezwungen, sein Privilegium für die mehrsten amerikanischen Flüsse um geringe Preise zu verkaufen. Nur für zwei Flüsse hatte er es noch, als er unter Nahrungssorgen und in dem Unmuth starb, seiner Familie eine Schuldenlast von mehr als 100,000 Dollars hinterlassen zu müssen. Fulton hatte 1810 von dem Congreß eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um seine Versuche, die Zerstörungsmaschine, Torpedo, zu vervollkommnen, fortsetzen zu können. Was er hierin geleistet habe, ist nicht öffentlich bekannt geworden. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn hauptsächlich der Gedanke, ein Kriegsschiff mit einer Dampfmaschine zu erbauen. Die Ausführung entsprach seiner Idee vollkommen; der Congreß unterstützte ihn, und befahl, daß nach seiner Angabe zu Neuyork ein solches Kriegsschiff (Dampffregatte, steam-fregate), 145 Fuß lang und 55 Fuß breit, erbaut werden sollte. Fulton starb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieses seines letzten Werks. S. v. Montgery „Notice sur la vie et les travaux de Robert Fulton" (Paris 1825).

Fulvia, die herrschsüchtige Gattin des Marcus Antonius (s. d.).

Fundamentalbaß, s. Grundbaß.

Fundirte Schuld, s. Staatspapiere (englische).

Fundirungsmethode, die Art, wie die Regierungen in den neuer

eiten ihren öffentlichen Anleihen Sicherheit verschaffen und dadurch ihren Credit festigt haben. Sie ist zuerst in England gegründet und in der Folge von allen taaten befolgt worden, welche auf Consolidirung ihres Credits Bedacht genommen ben. Sie besteht darin, daß man bei Aufnahme einer jeden öffentlichen Anleihe gleich einen Fond ausfindig machte und durch ein Gesetz sicherte, aus welchem erst die Zinsen oder Renten des aufgenommenen Capitals, so lange dasselbe vom taate nicht zurückgezahlt wird, prompt bezahlt, und zweitens auch das Capital mälig abgelöst oder zurückgezahlt werden konnte. Die allmälige Ablösung s Capitals nennt man amortisiren und den dazu bestimmten Fonds den mortisations- oder Tilgungsfonds. (S. d., sowie auch Anleihen d Staatsschulden.)

Funk (Gottfried Benedict), geb. zu Hartenstein in der Grafsch. Schönburg 734. Bis zum 13. J. erzogen und unterrichtet im Hause s. Vaters, der Diaco- s daselbst war, verdankte er s. moralische Bildung vorzüglich s. Mutter. Nach- r kam er auf die Schule zu Freiberg, um sich für das theologische Studium vor- bereiten; aber mancherlei Bedenklichkeiten wegen der einst bei Übernahme eines redigeramtes einzugehenden Verpflichtungen machten ihn unschlüssig. J. A. ramer, damals Hofprediger in Quedlinburg, dem er seine Gemüthsunruhe chriftlich eröffnete, rieth ihm zum Studium der Rechte, und F. begann dieses zu ipzig 1755. Aber schon im folg. J. berief ihn Cramer, nunmehr. Hofpr. in openhagen, zu sich, als Lehrer und Erzieher in seiner Familie, wobei er ihm zu- leich eigne Anleitung zum Studium der Theologie zu geben versprach. In dieser lücklichen Lage blieb F. über 13 Jahre, im Umgange mit Klopstock, der ihn zur eistlichen Liederdichtung anfeuerte, und sich seine eignen Lieder, sowie er sie vollen- et hatte, von Funk zum Claviere singen ließ, Münter, Basedow, Reswitz u. A. r verließ endlich 1769 das ihm zum zweiten Vaterland gewordene Dänemark, und at die ihm angetragene Lehrerstelle an der Domschule in Magdeburg an, unter m Rectorate des verdienstvollen Goldhagen, dessen Nachfolger er 1772 ward. Über J. verwaltete er dies Amt. Seine tiefen und vielseitigen Kenntnisse und ge- ssen Erfahrungen, verbunden mit einer musterhaften Berufstreue und echter umanität, mit einem frommen Sinne, wohlwollendem Herzen und reinem Le- n, stellten ihn auf eine Höhe, die nicht leicht ein Schulmann erreicht hat, und er- ben ihm eine ebenso seltene als fruchtbare Einwirkung auf die Geistes- und Her- zbildung seiner zahlreichen Schüler. Diese hohen Verdienste um die Schulen d um das Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt, anfangs durch kleine chriften, nachher mehr noch durch Lehre und Beispiel, wurden auch von der preuß. gierung 1785 durch die Ernennung zum Consistorialrath anerkannt. Doch konnte mit sich zur Annahme dieser Würde erst nicht entschließen. Er fürchtete am meisten, ß dies neue Amt ihn hindern möchte, s. Schule und s. Zöglingen künftig ganz das zu n, was er bisher gewesen war. Endlich erhielt er ohne Weiteres die von Friedrich un- zeichnete Ernennung, worauf dann kein Weigern mehr galt. Auch gingen s. Befürch- ngen, theils nur in geringem Grade, theils gar nicht in Erfüllung; und seine hohen ellectuellen und moralischen Vorzüge zeigten sich auf dieser Stelle in einem desto ohlthätigern Lichte. Daher auch die so allgemeine Achtung gegen seine Verdienste, s sich überall noch bei seinem Leben aussprach, und nach s. Tode (18. Juni 1814) h an den Tag legte. Ein Verein seiner Schüler stiftete ihm mittelst bloßer Pri- atbeiträge von Schülern und Freunden ein Denkmal, welches, wie die bestäti- ende königl. Cabinetsordre treffend sagt, „ihm, und Denen, welche das Anerkennt- ß seines Verdienstes mit der in seinem Sinne fortwirkenden Stiftung zu vereini- n gewußt haben, zu gleicher Ehre gereicht". Bei der Schule nämlich, deren Vor- ehter Funk über 40 J. hindurch gewesen, ward zur Unterstützung bedürftiger ünglinge, sowol in der Schulzeit selbst als auch beim Abgange zur Univer-

ſtät, eine Stiftung gegründet, die ſeinen Namen führt, und deren Vermögen gegenwärtig bereits über 5000 Thlr. beträgt. In der Domkirche ward außerdem auf Koſten des nämlichen Vereins Funk's Büſte, von Rauch aus cararischem Marmor verfertigt, aufgeſtellt, mit der Inſchrift: Scholae, ecclesiae, patriae decus. Funk's geſammelte Schriften ſind in 2 Thln. im Verlage des Vereins erſchienen, welche zugleich ſ. Biographie und Auszüge aus ſ. Correſpondenz enthalten.

Furca oder Gabelberg, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliſerlande, deßhalb ſogenannt, weil das Land, von ihm herabgeſehen, einer Gabel gleicht, da die Berge ſich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Andern hat er dieſen Namen von ſeinen zwei höchſten Spitzen. Er liegt auf der nordöſtlichen Seite des Walliſerlandes und macht den Hauptmittelpunkt der hohen Alpen.

Furcht, lebhafte Beſorgniß der Gefahr, oder jedes, oft nur eingebildeten Übels, dem wir unſere Kraft zum Widerſtande nicht gewachſen fühlen. Was die Furcht erregt oder leicht erregen kann, iſt furchtbar, im höhern Grade fürchterlich. Die Grade der Furcht ſind Bangigkeit, Angſt, Erſchrecken, Grauſen und Entſetzen. Wer ſich leicht fürchtet, der iſt furchtſam; wer ſich leicht faßt, die Gefahr mit Überlegung zu beſtehen, muthig; wer nicht leicht in Furcht geſetzt werden kann, unerſchrocken. Wem der Muth mangelt, der iſt feig; wem Unerſchrockenheit mangelt, ſchüchtern, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorſtellungen oder fremde Begegnungen leicht verſcheucht werden. Dieſe Schüchternheit iſt ein bleibender Zuſtand, das Erſchrecken hingegen iſt vorübergehend; auch der Muthige kann erſchrecken. Es iſt daher ein Unterſchied zwiſchen Furcht und Furchtſamkeit. Jene gehört zu den Affecten, wo ſie der Hoffnung entgegenſteht, und wirkt oft unwillkürlich, aber auch nur vorübergehend; dieſe iſt Geneigtheit zur Furcht. Wer ſich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr; der Furchtſame iſt in weiter Entfernung von ihr, denn ſie könnte ja näher kommen. Furchtſamkeit iſt eine Folge phyſiſcher Eindrücke auf unſer Empfindungsvermögen, durch körperliche Beſchaffenheit und Erziehung verſtärkt und befeſtigt. Eine ängſtliche Behutſamkeit charakteriſirt das ganze Betragen des Furchtſamen, herrſcht in ſeinen Reden, ſeinem Gange, ſeinen Bewegungen und ſeinem Geſichte. Seine Stimme iſt verzagt, leis, ängſtlich, ebenſo ſein Gang. Im Umgange iſt er mehr kriechend als höflich, denn er glaubt, ſich nicht genug vorſehen zu können, damit er Andre nicht reize. Die Griechen nennen Phobos (die Furcht) den Sohn des Ares. dd.

Furien, ſ. Eumeniden.

Furioſo bezeichnet in der Muſik nicht ſowol eine Art von Bewegung als vielmehr eine Art des Ausdrucks, und wird daher auch als Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Raſende, worauf dieſer Ausdruck hindeutet, wird nicht durch übermäßige Geſchwindigkeit, wie Manche glauben, befördert; der wilder und rauher Accent im Vortrag entſcheidet hier mehr als Bewegung, und dieſer wird von Seiten des Tonſetzers, in Abſicht auf Ausführung, beſonders begünſtigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Diſſonanzen, Sforzatos, unerwartete und plötzlich eintretende Fortes, chromatiſche Fortſchreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürſt. Das Wort iſt abgeleitet von der Partikel Für, inſofern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Voranſtehendes bezeichnet wird. In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutſche Sprache Furica, d. i. früher, eher. In der höchſten Steigerung (Superlativ) Furiſt, und zuſammengezogen: Fürſt, das Allerfrüheſte, Erſte in der Reihe, Höchſte. (Bei den Engländern noch First, das Erſte; bei den Holländern de Voorst.) So kommt ein gefirſtetes Dach vor, ein ſehr hohes Dach, das höchſte Dach; die Firſte, der Giebel des Hauſes. Firſt ſelbſt, als Subſtantivum, hat die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer perſönli-

en Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voransteht, den Heerführer, erzog (Heertog); wodurch er zugleich ein so hohes Ansehen gewann, daß er auch n Frieden als der Erste galt. Was er im Kriege gewesen, blieb er im Frieden, efehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germanischen Stämmen der rherrschende wurden, erhielt dieses Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man be- ichnete damit jedes Staatsoberhaupt. Wer sieht nicht, daß in der richtig verstan- nen Abstammung dieses Wortes die Geschichte der Entstehung der Fürstenwürde gt, wenigstens bei uns Germanen! Mit nur geringen Änderungen aber auch bei dern Völkern. Zufall und Umstände stellten in jedem größern und kleinern Men- henverein Einen an die Spitze, der sich durch Körper- und Geisteskraft auszeich- te, oder durch Reichthum ein Übergewicht erhielt. Die Würde des Fürsten ver- laßt nicht bloß eine staatsrechtliche, sondern auch eine historische Untersuchung, d auf diese beschränken wir uns hier. Wir sehen, daß Fürst ein Allgemeinbegriff t, denn es gibt Fürsten von verschiedenem Grad und Rang: Kaiser, König, Kur- rst, Erzherzog, Großherzog, Herzog, souveraine und nicht souveraine Fürsten. Woher kommt dieser Unterschied? In der alten Geschichte kennt man bloß eine Art n Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der epublik ein Fürstenthum errichtet wurde, die Cäsaren, nach dem ersten, der die nze Folge veranlaßt hatte (Jul. Cäsar), benannt: nur ein andrer Titel statt des niglichen, den die Römer haßten. Der Unterschied ist also bloß in der neuern eschichte begründet, und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, deren Stämme in Italien, Frankreich, Spanien und Britannien herrschten. Wenn wir e Römer von Königen und Fürsten der Germanen reden hören, so müssen wir uns ten, solche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich sind. Ein solcher önig ist nur den Kaziken der Amerikaner zu vergleichen. In Kriegszeiten, wo ehre Stämme gemeine Sache machten, folgten sie einem gemeinschaftlichen Heer- hrer, dem Herzog, der auch Fürst hieß, als der Vorderste. Mit dem Kriege te sein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für sich. Hier wählte Volksgemeinde in voller Versammlung sich einen Häuptling (Hovetling noch Urkunden des 15. Jahrh.), rex und princeps genannt. Die Erbstätte des Ge- hlten hieß der Hof (Richthof, Haupthof), an welchem die öffentlichen Versamm- gen gehalten wurden. Man sollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehm- Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht solchen gefehlt, die behaupteten, Männer in Geschäften grau geworden, habe n dazu erwählt, und sie deßhalb Grau, Grave genannt (graviones), woraus heutige Wort Graf erwachsen. Doch scheint es, könne man das nur mit eini- Einschränkung annehmen. Ausdrücklich sagt Tacitus („Germ." 7): „Die nige (Häuptlinge) nehmen sie ihres Adels, die Herzöge ihrer Tapferkeit wegen". ß man nun, was Tacitus unter dem Adel meint (c. 25), so sieht man leicht n Ursprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehen. Wahrscheinlich erweiterte sich das Ansehen da, wo König und Herzog, der adelige Reiche und tapfere Heerführer, sich in einer Person vereinigten. Indem nun Ein Stamm, e Gemeinde, die mit andern in Fehde waren, diese überwältigte, verschmolzen e in Eins, und es entstanden größere Gebiete. Daraus erklärt sich, was Ta- s anderwärts sagt (c. 12): auf den Volksversammlungen habe man auch die sten gewählt, die in Gauen und Flecken Recht gesprochen. Diese scheinen dem- unter den Fürsten gestanden zu haben, und wenigstens die Folgezeit spricht da- daß diese Unterrichter Grafen gewesen. (S. Graf.) Allmälig sieht man meisten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verschwinden, und wenige grö- treten auf, welchen wahrscheinlich die überwältigten, oder was sehr häufig der war, mit ganzen Gemeinden Hinzutretenden einverleibt sind. Am meisten n die schon unter Gordian (237 — 244) in Gallien streifenden Franken hervor,

deren Ruhm die übrigen deutschen Völker verdunkelte. Immer mehr vergrößerten die Fürsten ihr Gefolge, und bildeten dadurch gleichsam ein stehendes Heer gegen Feinde in oder außer der Nation. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehren Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht bloß das Gefolge, sondern auch das Volk selbst, das jedoch immer noch die gesetzgebende Gewalt hatte, dem Fürsten ablegte. Hierdurch änderte sich bald Manches in der Verfassung, und als eine Hauptveränderung muß man es ansehen, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, sondern von den Fürsten, die jetzt schon mit größerm Rechte Könige hießen, eingesetzt wurden. Die fränkischen Könige setzten Herzoge in die aus mehren Gauen bestehenden Provinzen, das Kriegswesen darin zu besorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter gesetzt, und sprachen das Recht, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. 486 vernichtete der fränkische König Chlodwig den Rest der römischen Herrschaft in Gallien, und wurde Stifter der fränkischen Monarchie. Unter s. Nachkommen bemächtigte sich der Major Domus der Staatsgewalt, und einer derselben, Pipin der Kleine, 752 des Throns der Franken. Unter Pipin's Sohne, Karl dem Gr., stieg das Reich der Franken zu dem Gipfel seiner Hoheit und Macht. Karl beherrschte als römischer Kaiser das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien, Deutschland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Da er einsah, daß die Macht der Herzoge ihm, dem Alleinherrscher, gefährlich werden könne, ließ er diese nach und nach eingehen, und sicherte dadurch den Thron. Allein was er vereinigt hatte, vermochten seine Nachfolger nicht zusammenzuhalten. Nach Karls des Dicken Absetzung, 887, ging die fränkische Kaiserwürde auf Deutschland über. Während der Zeit hatten die Einbrüche fremder Völker in dieses Land die Einführung der Herzoge, wenigstens in den Grenzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon 847 war von Ludwig dem Deutschen ein Herzog in Thüringen, zur Beschützung dieser Grenze gegen die Sorben-Wenden, und ein eigner Herzog in Sachsen eingesetzt; um 907 erhielten Baiern und das rheinische Franken Herzoge. Da diese Herzoge und Grafen an Macht jetzt immer wuchsen, so fingen beide an, ihre Ämter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserliche Beamte, sondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald maßten sich die ehemaligen Vasallen und unabhängigen Beamten des Kaisers auch an, die Nation vorzustellen. Es mußte ihnen von den Kaisern zugestanden werden, sie in ihren Rechten und Würden zu schützen, ihren gemeinschaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und sie als wahre Mitgehülfen in Reichsgeschäften anzusehen. Der koblenzer Vertrag von 860 wurde deßhalb als eins der ersten Reichsgrundgesetze, zu Begründung der, durch Reichsstände eingeschränkten, deutschen Reichsverfassung angesehen. Ein Übergewicht mehr erhielt dieser Herrenstand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes, zu Anfang des 10. Jahrh., Deutschland aufhörte, ein Erbreich zu sein, und seit Konrad I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter den sächsischen Kaisern (919 — 1024) zeigten sich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürsten ihre Lande zwar noch als des Kaisers Vasallen, aber doch erblich besitzen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsversammlungen, bisher bloß berathend, fortan entscheidend werden. Unter den fränkischen Kaisern (1024 — 1125) versammeln sie sich zwar noch am Hoflager, um als Vasallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienste zu erweisen, entziehen sich denselben aber immer mehr, bis sie unter Heinrich IV. (1056 — 1106) fast die schuldige Achtung verletzen. Unter diesem Kaiser fingen die Herzoge und Grafen an, Landeshoheit auszuüben, womit es bald so weit gedieh, daß sie unter Lothar II. von Sachsen (1125 — 37) als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen erschienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürsten unter d

ränkischen Kaisern ertrotzt und erstritten hatten, fanden sie Gelegenheit, unter den nachfolgenden schwäbischen Kaisern bestätigt und für rechtmäßig erkannt zu erhalten. Die geistlichen Reichsstände gingen voran, die weltlichen folgten, und 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürst alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit seines Landes ruhig haben sollte, er möge damit belehnt sein, oder es als Eigenthum besitzen. Jeder Fürst, Graf und Herr war in seinem Lehn- oder Allodiallande, jeder Abt und Bischof in dem zu seinem Stifte gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf diese Weise wurde Deutschland ein Inbegriff einiger Hundert besonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfassung verschieden. Diese Menge von Staaten mit unvollkommenen Souverainetätsrechten, durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten einen Staatskörper aus, das deutsche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, so erhielten die Stände dieses Reichs natürlich das Wahlrecht, das jedem dem ganzen Volke zugestanden hatte. Bald kam aber dieses Geschäft unter der Gestalt einer Vorberathschlagung, in die Hände einiger wenigen Fürsten, die hernach nur die Zustimmung der übrigen erwarteten. Dies waren die Fürsten und Bischöfe, welche Erzämter (s. Erz) bekleideten, die sich seit Otto I. (946) im stillen Gange der Zeit gebildet hatten, sodaß die geistlichen Fürsten, als Kanzler, Staatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämter hatten. Hierdurch traten die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, und mehre weltliche Fürsten in eine größere politische Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß sie von sechs bis acht Reichserzbeamten geschehen sei. Bei jeder Kaiserwahl wurde der Antheil der übrigen Fürsten geringer; in der Mitte des 13. Jahrh. wurden sie selbst von der Vorwahl ausgeschlossen, und die sieben Stimmführer versammelten sich allein zur Wahl der Kur, wovon sie Kurfürsten hießen. Durch den Kurverein 1338 und die goldne Bulle Karls IV. von 1356 wurde das Kurcollegium vollends ausgebildet. Der erste, welcher den Glanz seiner Fürstenwürde durch Annahme des Titels Erzherzog zu erhöhen suchte, war (im J. 959) ein Erzbischof von Köln, Bruno. Kaiser Friedrich III. legte 1453 diesen Titel dem Hause Östreich ausschließlich bei. Den Titel Großherzog führten ehemals die Könige von Polen, wegen Litthauen, und die Fürsten von Toscana ausschließlich, welchen letztern er von Maximilian II. bestätigt war. In neuern Zeiten ist dieser Titel zuerst von Napoleon, und nachher auch von dem wiener Congreß verschiedenen deutschen Fürsten beigelegt worden. Großfürsten hießen, bis auf Peter den Großen, der den Kaisertitel annahm, die Beherrscher Rußlands, und jener erste Titel wird nur noch den Kindern und Geschwistern der Kaiser beigelegt. Außerdem ward von der Kaiserin Maria Theresia das Fürstenthum Siebenbürgen 1765 zu einem Großfürstenthum erhoben, ohne dasselbe jedoch dadurch eine Änderung in den übrigen Verhältnissen des Landes, welches auch wie vor dem Hause Östreich unmittelbar unterworfen blieb, hervorgegangen wäre. Auf solche Weise entstanden die verschiedenen Fürstentitel. Nur die Kurfürsten waren Deutschland ausschließlich eigen; die übrigen Titel findet man auch in andern Ländern, weil alle große Staaten erst in der Folge der Zeit aus kleinern zusammenflossen.

Fürstenberg, ein deutsches mediatisirtes Fürstenthum (37¼ □M. mit 85,000 katholischen Einw., in 18 Städten, 4 Mfl., 195 D. und Höfen), liegt zusammenhängend in dem südlichen Theile Schwabens. Seit der Aufhebung unserer Reichsverfassung stehen die fürstenbergischen Lande unter der Landeshoheit von drei Souverainen, nämlich die Herrschaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donauufer gelegene Theil der Herrschaft Möskirch (5600 Seelen) unter Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafschaft Gundelfingen oder Neufra (2200 Seelen) unter Würtemberg; und alles Übrige unter Baden. Der Name kommt

von dem Schlosse und Städtchen Fürstenberg, daß ein Nachkomme der alten Grafen von Freiburg und Urach baute, Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauses Fürstenberg, der davon in der Mitte des 13. Jahrh. seinen Geschlechtsnamen annahm. Das Haus theilt sich in verschiedene Linien, wovon jetzt nur noch zwei vorhanden sind, nämlich die Fürstenberg-Pürglitzer, welche bloß in Böhmen Besitzungen hatte, aber 1804 durch Erlöschung der Reichslinie zum Besitz des ganzen Fürstenthums Fürstenberg gelangt ist, dabei noch in Böhmen die Fideicommiß-Herrschaften Pürglitz, Kruschowitz, Nischburg, Dobrawitz, Lautschin, Lahna und Neuwaldstein besitzt; — und die Fürstenberg-Weitraische landgräfliche Sudsidiallinie, deren Besitzungen (1. St., 1 Mfl., 3 Schl., 50 D.) Weitra, Reinpolz, Wasen ꝛc. in Mähren und Niederöstreich liegen. In der Stadt Donaueschingen befindet sich das fürstenbergische Residenzschloß nebst den Justiz- und Domainenkanzleien.

Fürstenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freih. v.), Domherr zu Münster, aus einem der ältesten Geschlechter des westfälischen Adels, geb. 1728, ein verdienstvoller Staatsmann, dessen für das Hochstift Münster überaus wohlthätige Wirksamkeit Dohm in s. „Denkwürdigkeiten" (I, VII) geschildert hat. Er besaß vortreffliche, durch Studien und Reisen, besonders in Italien, ausgebildete Anlagen, die er als Mitglied der Ritterschaft und des Domcapitels zu Münster in den wichtigsten Geschäften, vorzüglich während des siebenjährigen Krieges, wo das Land von den Preußen feindlich behandelt ward, auf eine rühmliche Art entwickelte. Nach dem Frieden übertrug der, nach Clemens Augusts von Baiern Tode in Köln und Münster gewählte, Kurfürst und Fürst-Bischof, Max. Friedrich, geborner Graf v. Königseck-Rothenfels, dem zu seinem Minister ernannten Freih. v. Fürstenberg die Regierung des gänzlich erschöpften und mit Schulden belasteten münsterschen Landes. In kurzer Zeit stellte Fürstenberg den Credit wieder her; zugleich ermunterte er Ackerbau und Gewerbe, besonders den Leinwandhandel; er ließ die Festungswerke von Münster abtragen, und beförderte die Verschönerung dieser Stadt; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht. Die Justiz wurde unparteiisch und schnell verwaltet; eine gute Polizei sicherte und verschönerte die gesellschaftliche Ordnung, ohne die Ruhe durch entehrendes Mißtrauen zu stören. Die von Hofmann zu Münster unter Fürstenberg's Leitung entworfene Medicinalordnung war die erste und vorzüglichste ihrer Art in Deutschland. Dabei ehrte Fürstenberg die alte Verfassung. Während seiner 17jährigen Thätigkeit als Minister, wobei er ebenso folgerecht als beharrlich verfuhr, wandte er kein gewaltsames Mittel an. Wol aber wußte er alle Stände zu edlem Wetteifer für die Sache des gemeinen Wohles zu beleben; insbesondere munterte er die Geistlichkeit zu höherer Geistesbildung auf. Unter allen katholischen Staaten Deutschlands gab er im Hochstift Münster das erste Beispiel verbesserter Schulen. Der Volksunterricht wurde vom Aberglauben gereinigt, und für das Leben nützlich erweitert. Den höhern Schulen wurden die alte Literatur und mathematische Studien, welche Fürstenberg vorzüglich liebte, anempfohlen. Talentvolle Jünglinge wurden unterstützt, um sich zu Lehrern auszubilden; ja Fürstenberg selbst ward Lehrer der Lehrer seiner Landsleute und künftiger Geschäftsmänner. So blühte in Kurzem das Land wieder auf; Wohlstand und gegenseitiges Zutrauen nahmen so zu, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war als in diesem. Um den Volkssinn zu kräftigen, ließ er das junge Landvolk in den Waffen üben. Mit ausgezeichneten Kriegern, wie mit dem General Lloyd und dem Grafen Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, stand er in vertrauter Verbindung, und bildete durch Ideentausch seine höhere Ansicht von Kriegswesen und Politik. Überhaupt war ihm Beschäftigung mit den Wissenschaften Erholung, und die Freundschaft mit geistvollen Männern seinem Herzen Bedürfniß. Allgemein verehrt, wie Fürstenberg war, wünschten viele

us dem Volke, der Ritterschaft und dem Domcapitel, als 1780 dem Kurfürsten, n der Person eines Erzherzogs, ein Coadjutor gegeben werden sollte, daß nicht ein str. Prinz, sondern Fürstenberg zum künftigen Regenten von Münster erwählt ürde. Aber Östreichs Einfluß siegte. Der Erzherzog Maximilian ward gewählt, nachdem Fürstenberg, der durch Preußens Unterstützung, die er nachgesucht, ine gesetzmäßigere Wahl nicht hatte bewirken können, nebst seinen Freunden der on Östreich gewonnenen Mehrheit des Domcapitels beigetreten war. Er legte ierauf seine Ministerstelle nieder, doch behielt er die Aufsicht über die Schulen bei. ls Mitglied des Domcapitels und der Ritterschaft war sein Einfluß fortwährend oß, allein er brauchte ihn nur, um die Regierung bei jedem guten Unternehmen u unterstützen. Darum bewies ihm der Erzherzog und Kurfürst Maximilian stets ohe Achtung und Vertrauen. Fürstenberg überlebte die Auflösung des Hochstifts Münster, und starb 1811, 82 J. alt, der Nachwelt ein unvergeßlicher Mann. K.

Fürstenbund (deutscher). Die erste Veranlassung des deutschen Fürstenbundes gab das Erlöschen des kurbairischen Mannsstammes, mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph (30. Dec. 1777). Nach dem Tode desselben fielen seine Länder an den nächsten Seitenverwandten, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Dieser kinderlose Fürst hatte aber den Anträgen des Hauses Östreich nachzugeben, welches ihn, zur Verzichtleistung auf die Erbschaft durch die wiener Convention (3. Jan. 1778) vermocht hatte. Dieser Convention widersprach der muthmaßliche Erbe der Pfalz, Herzog v. Zweibrücken, und der Erbe der bairischen Allodialherrschaft, Schwestersohn des verstorb. Kurfürsten von Baiern, der Kurfürst von Sachsen. Beide suchten die Verwendung Friedrichs II. von Preußen, der, nachdem alle Unterhandlungen über diese Angelegenheit mit Östreich fruchtlos blieben, die Waffen ergriff. Im teschner Frieden (13. Mai 1779), der diesen kurzen baierischen Erbfolgekrieg beendigte, wurde die wiener Convention aufgehoben, Östreich erhielt von Baiern bloß das Innviertel mit Braunau, und Karl Theodor gelangte zum Besitze der übrigen Länder. Frankreich und Rußland, die Bundesgenossen von Preußen, übernahmen die Garantie dieses Friedens. Einige Jahre nachher faßte Kaiser Joseph II. den Gedanken von neuem auf, durch den bairischen Staat die östr. Monarchie zu runden und zu verstärken, und von der russischen Kaiserin wurde der Vorschlag einer Austauschung der östr. Niederlande gegen Baiern gemacht. Der Kurfürst Karl Theodor sollte die östr. Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund, halten. Der Kurfürst ward von dem östr. Gesandten, Freih. v. Lehrbach, der Herzog v. Zweibrücken, als muthmaßlicher Erbe, von dem russischen Gesandten, Grafen v. Romanzoff, für diesen Zweck bearbeitet, und beiden, außer jener Abtretung, noch die Summe von drei Mill. Gulden von Östreich versprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß man der Einwilligung des Kurfürsten versichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiderte, er werde nie in die Vertauschung der Länder seiner Vorfahren einwilligen, und wandte sich von neuem an Friedrich II. Dieser unterstützte sogleich das von dem Herzoge an die Kaiserin Katharina von Rußland erlassene Schreiben mit allem Nachdrucke, und erhielt die Erklärung, daß die Kaiserin diesen Tausch als nützlich für beide Theile betrachtet habe, daß aber derselbe von dem freien Willen beider Theile abhängen müsse. Obgleich nun auch Ludwig XVI., der als Mitgarant des teschner Friedens den vorgeschlagenen Tausch nicht billigte, dem König von Preußen versichern ließ, daß Joseph II., sein Verbündeter, diesen Plan, wegen des Widerspruchs des Herzogs v. Zweibrücken, aufgegeben habe, so weigerte sich doch der wiener Hof, darüber eine befriedigende Erklärung zu geben. Friedrich II. lud deßhalb im März 1785 die beiden Kurfürsten von Sachsen und Hanover zu einem Bunde ein, und aller Gegenbemühungen Östreichs und Rußlands ungeachtet, wurde

zu Berlin am 23. Juli 1785 dieser Fürstenbund von Brandenburg, Sachsen und Hanover, zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung, dem westfälischen Frieden und den folgenden gültigen Friedensschlüssen, der kaiserl. Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgesetzen gemäß, unterzeichnet. Die Maßregeln gegen die Vertauschung Baierns waren in einem geheimen Artikel enthalten. Binnen einigen Monaten schlossen sich diesem Bunde an: der Kurfürst von Mainz und sein Coadjutor, Dalberg, der Kurfürst von Trier, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Markgrafen von Anspach und von Baden, und die Herzoge v. Zweibrücken, von Braunschweig, von Mecklenburg, von Weimar und Gotha, sowie der Fürst v. Anhalt-Dessau. Östreichs Absicht war durch diese letzte öffentliche Handlung des Königs von Preußen vereitelt, und Rußland und Östreich gaben nun die Sache ganz auf. S. v. Dohm „Über den deutschen Fürstenbund" (Berlin 1785), Joh. Müller „Darstellung des Fürstenbundes" (Leipzig 1787) und Reuß's „Deutsche Staatskanzlei", Th. 13, S. 195 fg.

Fürstenrecht (jur.), I. Ein Gericht über einen Fürsten. Da ein Jeder, vermöge der alten deutschen Rechtsgrundsätze nur von seinen Genossen gerichtet werden konnte, so konnte auch über einen Fürsten nur von Fürsten unter Vorsitz des Königs (Kaisers) gerichtet werden. So wurden Herzog Thassilo von Baiern unter Karl d. Gr., Graf Adelbert v. Bamberg (906), Erchanger und Berthold von Schwaben (917) u. A. durch ein Fürstenrecht zum Tode verurtheilt. Herzog Heinrich d. Löwe von Sachsen verlor 1180 durch einen Spruch eines Fürstenrechts seine Reichsherzogthümer. Kaiser Friedrich II. nahm das Gericht über einen Fürsten von dem Geschäftskreise seines 1235 eingesetzten Kammerrichters aus. Karl V. ließ Fürsten, vor allen den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich v. Sachsen ohne Fürstengericht von seinen italienischen Räthen zum Tode verurtheilen, was einen sehr nachtheiligen Eindruck im ganzen Reiche machte. Von da an sorgte man durch die Grundgesetze, vornehmlich die kaiserliche Wahlcapitulation, Art. XX, §. 1 — 11, dafür, daß kein Fürst oder andrer Stand des Reichs anders als durch ein Urtheil des Reichstages seiner Regierung entsetzt oder persönlich verurtheilt werden solle. Die Reichsgerichte sollten die Sache in einem solchen Falle instruiren; die Acten dann an den Reichstag geschickt, hier von einer unparteiischen und beeidigten Commission geprüft, und auf ihr Gutachten endlich vom ganzen Reichstage das Urtheil gesprochen werden. Dies war das noch zuletzt geltende Recht. II. Der Inbegriff derjenigen Rechtsnormen, nach welchen die persönlichen Rechtsverhältnisse eines regierenden Fürsten zu beurtheilen sind. Es macht, indem auch die Thronfolge und andre öffentliche Verhältnisse davon abhangen, einen Theil des Staatsrechts aus. Seine Quellen sind das allgemeine Staatsrecht, Landesgrundgesetze, Familienverträge, auch noch einige in das Landesstaatsrecht übergegangene Bestimmungen der deutschen Reichsgesetze. 37.

Fürsten- oder Landesschulen. Diese wichtigen Lehr- und Erziehungsanstalten Sachsens wurden 1543 von dem Kurfürsten Morlz gestiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöster zu Pforte, Meißen und anfänglich zu Merseburg, nachher zu Grimma, für Schulen bestimmte, die er mit den Klostergütern so freigebig ausstattete, daß mehre hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeltlich, zum Theil für ein sehr mäßiges Kostgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Die Fürstenschulen zeichneten sich stets durch ihr festes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; dieser Charakter ist ihnen auch jetzt geblieben, wiewol die Fortschritte der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren ursprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren sie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichsam Eine große Familie bilden, unter einer sorgfältigen Aufsicht gehalten, und den ganzen Tag über nützlich beschäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hörsaale

unbeweglich zubringen zu müssen. Die größte und berühmteste der drei Fürstenschulen ist Schulpforte, ehemals ein Cisterrienserkloster, eine Stunde von Naumburg an der Saale, im jetzigen preuß. Herzogthum Sachsen, ganz abgesondert in einer anmuthigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1. Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt; aber schon Kurfürst August, Moritzens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der kursächsischen Städte eine bestimmte Anzahl Freistellen zu besetzen hatte, die sie auch, in Ermangelung Einheimischer, an Fremde vergeben konnte. Dasselbe Vorrecht erhielten einige adelige Familien. Eine Art von Uniform (der sogenannte Spanier, eine runde Mütze von schwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer schwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürstenschüler kenntlich, und wurde erst in den neuesten Zeiten abgeschafft. Die alte Schulordnung liefert Bertuch's „Chronicon Portense". Erst 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienstvollen Geisler wichtige Verbesserungen ihren Anfang. Sämmtliche Zöglinge wohnen jetzt in zwölf geräumigen Stuben, welche an die Stelle der frühern engen Klosterzellen getreten sind; zwischen zweien derselben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eignes kleines Zimmer, und führt die Aufsicht über dieselben. Die Bewohner zweier Stuben schlafen auf einem eignen Saal, und der Collaborator bei ihnen, in einem abgesonderten Cabinet. Eine fast ebenso veränderte Gestalt erhielt der öffentliche Unterricht; aber erst 1808 wurde die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan bekannt gemacht und in Wirksamkeit gesetzt. Die aus ungefähr 4500 Bdn. bestehende Bibliothek ist den Schülern drei Mal wöchentlich geöffnet; auch können sie aus derselben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit ist auf sechs Jahre bestimmt; um früher abgehen zu können, bedarf es der königl. Erlaubniß. Außer dem Rector sind noch sieben Professoren, ein Lehrer der Tanzkunst, ein Musiklehrer und ein Lehrer der Schreib- und Zeichenkunst angestellt. Die Einkünfte verwaltet der Kastenmeister, der zugleich den Haushalt führt. Von 1543 — 1814 haben in Pforte mehr als 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten; unter diesen Männer wie Grävius, Ernesti, Klopstock, Fichte, Schneider und unter den noch Lebenden, Zachariä in Breslau, Mitscherlich, Sartorius, Schulze in Göttingen, Eichstädt, Böttiger, Krug, Heubner, Döring, Spohn u. A. Die Fürstenschule zu Meißen, ein ehemals der heil. Afra geweihtes Kloster (daher Afranum genannt), wurde den 3. Juli 1543 eröffnet, und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten in zwei sogenannte Schlafhäuser vertheilt, je vier und vier beisammen in Zellen, und schliefen in besondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erst 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzustellen. Auch hier ist eine aus mehren Tausend Bänden bestehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht besorgen sieben Professoren und ein Schreib-, ein Sprach-, und ein Tanzmeister. Von den Zöglingen dieser Schule nennen wir Lessing, Gellert, Rabener, Klotz, und unter den jetzt Lebenden Nitzsch, Zachariä in Heidelberg u. A. Die dritte Fürstenschule endlich, die aber jetzt noch ihre altklösterliche Form behalten hat, ist zu Grimma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hierher, in ein ehemaliges Augustiner-Eremitenkloster, wurde von Merseburg, wo sie nicht gedeihen wollte, die dritte, auch 1543 errichtete Fürstenschule 1550 verlegt und den 14. Sept. eingeweiht. Die Schule besteht aus 85 theils Frei-, theils Koststellen. Sämmtliche Schüler sind in vier Klassen getheilt, und werden von fünf Professoren und einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beisammen. Auch hier sind wichtige Verbesserungen vorgenommen worden, und die alte Form hat sich im Äußern nur darum erhalten, weil die Schule keine ansehnlichen Fonds hat, sodaß sie bisher,

wie das Afranum, von Pforte einen Zuschuß erhalten mußte. Die Bibliothek ist 4000 Bde. stark. Hier studirten Samuel und Esaias v. Pufendorf, v. Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Tittmann (in Dresden) und andre berühmte und verdiente Männer. Noch ist zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürstenschulen sich nicht auf die Zahl der Stellen beschränkt, sondern daß mit königl. Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterrichte Theil nehmen können. Die Klosterschule zu Roßleben, sieben Stunden von Pforte, hat eine den Fürstenschulen ähnliche Einrichtung, und enthält 30 Frei- und 30 Kostistellen. Diese, sowie die von Ernst Georg 1577 gestiftete hennebergische Land- und Fürstenschule zu Schleußingen haben ebenfalls ausgezeichnete Schüler gezogen.

Fürth, ein gewerbfleißiger Marktfl., im Rezatkreise des Königreichs Baiern, an dem Zusammenflusse der Pegnitz mit der Rednitz, auf einer sandigen, aber durch Anbau fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 1224 H., 16,700 Einw., darunter 7000 Juden, die hier eine hohe Schule mit 200 Studenten, 2 Buchdruckereien, 4 Synagogen, 3 Schulen, Hospital, ein geistliches und weltliches Gericht ꝛc. haben. Fürth ist nicht regelmäßig gebaut, enthält aber ansehnliche Häuser, und ist in neuern Zeiten ungemein verschönert worden. Man zählt hier 1000 Gewerkmeister, als: 130 Drechsler, 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäusemacher, 40 Groß- und Kleinuhrmacher, 50 Gürtler, 40 Blei- und Rothstiftmacher, 150 Tischler und Ebenisten, 120 Schuhmacher, 80 Strumpf- und Mützenwirker, 50 Baumwollenweber, eine Menge Bildhauer, Goldschläger (jährl. 19,000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelschleifer, Schnallenmacher, Dosenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Maler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Branntweinbrennereien und Rosogliofabriken. Diese Waaren werden theils durch die Fabricanten, theils durch nürnberger Kaufleute nach allen Gegenden versandt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechsel- und Juwelenhandel. Bedeutend ist der Bau und die Verarbeitung des Tabacks, sowie der Handel damit. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die Kirchweih genannt, auf dem ansehnliche Geschäfte gemacht werden.

Fuß, in der Verskunst, ein Versglied, welches auf der Zusammenstellung mehrer nach Kürze und Länge abgemessener Sylben beruht. (S. Rhythmus.

Fuß (auch Fußton), bei den Orgeln ein Längenmaß der Orgelpfeifen, welches ihrer Höhe oder Tiefe entspricht. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menschlichen Stimme eingerichtet ist, oder der gewöhnlichen Stimmung der Instrumente gleich kommt, heißt achtfüßig, weil dann die Pfeife des großen C acht Fuß lang ist. Verdoppelt man dieses Maß, und gibt mithin den Octaven die Hälfte dieses Maßes, dann heißt sie sechzehnfüßig. Beim gegenwärtigen Orgelbau bindet man sich nicht mehr an dies Längenmaß, sondern kürzt zu bequemerer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab, und ersetzt diesen Abgang durch die Weite.

Fuß oder Schuh, Werkschuh, ist ein Längenmaß (s. Maß), welches seinen Namen wahrscheinlich von dem Fuße eines erwachsenen Menschen erhalten hat, dessen Länge es ungefähr ausmacht. Das Zeichen des Fußes ist in Schriften (′), z. B. die Scheuer ist 44′ breit. Man unterscheidet überhaupt den geometrischen oder mathematischen Fuß, und den gemeinen Werkschuh. Ersteren theilt man gewöhnlich in 10 Zoll u. s. w. oder auch in 12 Zoll (Decimal- und Duodecimalmaß); letztern gewöhnlich in 12 Zoll; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derselbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die große Verschiedenheit der Maße in allen Ländern muß bei vorkommenden Fußmaßen sehr berücksichtigt werden. Die drei vorzüglichsten Fußmaße sind der englische, französische und rheinländische Fuß. Den engl. Fuß, welcher in Großbritannien und den dazu gehörigen R

nlanden und Inseln gesetzlich ist, haben die Mitglieder der königl. Gesellschaft der ssenschaften gegen den pariser oder franz. Fuß verglichen, und ihn zu 135,16 anz. Linien Länge bestimmt. Er wird in ½ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile getheilt. Jeder Zoll hat 10 nien, und jede Linie 10 Theile. Es vergleichen sich hiernach 35 engl.: mit 34 ein. Fuß; und 49 engl. mit 46 franz. Fuß. Legt man jedoch dasjenige engl. ßmaß zum Grunde, welches die engl. Commissionaire sonst beim Holzhandel in utschland anwendeten, so zeigt sich jederzeit, daß dasselbe nur 11 Zoll 3 Linien, r 135 franz. Linien lang ist. Nach diesem Verhältnisse vergleichen sich 844 gl. Fuß mit 845 gemeinen, 34 gemeine Fuß mit 33 rhein., und 16 gemeine mit franz. Fuß. Noch genauer bestimmt ist der aite franz. oder pariser Fuß, sonst ch pied du roi genannt; dieser hat 12 Zoll, 144 Linien und, zu 10 gerechnet, 40, zu 12 aber, 1728 Theile der Linien, sodaß sich 37 franz. mit 39 rhein. Fuß gleichen lassen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den engl., und 91½ auf den rheinl.; oder 15 franz. geben 16 engl., und 27 franz. geben 28 in. Der in Deutschland endlich allgemeinste und bekannteste Fuß ist der rheinische, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von diesem ß gehen 12 auf eine rheinl. Ruthe. Der Flächenfuß ist zweierlei, nämlich Quadratfuß 1 Fuß lang und 1 breit; und der Riemenfuß, von 1 Fuß Länge d 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich ist dreierlei: der Kubikfuß, 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. i. 1 Fuß lang und breit, aber r 1 Zoll hoch, und der Balkenfuß: 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. ne allgemeine Vergleichung der meisten Fußmaße befindet sich im 1. Thl. des landvaters" von Münchhausen.

Fuß, in der Baukunst, der unterste Theil jedes architektonischen Werkes ter dem Grunde; vorzüglich der unterste Theil der Säulen und Pilaster, der h das Schaftgesims oder die Base, und wenn er ganz einfach und platt ist, eine ufe genannt ist. Im Münzwesen, die Einrichtung des innern Gehalts Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erste Farbe, die man einem che gibt, ehe er mit einem andern gefärbt wird, z. B. blau, ehe die schwarze be darauf gesetzt wird. Die Färber sind daher verbunden, am Rande eines Zeu so viel Farben- oder Fußrosen zu lassen, als er Füße hat, damit man beurtheikann, ob sie ihm die gehörigen Farben gegeben haben.

Fußkuß, eine demüthige Verehrung, welche dem Papste von den römisch-olischen Christen erwiesen wird. Schon Gregor VII. verlangte den Fußkuß allen Fürsten. Der Kuß trifft, nach dem Ceremonialgebrauch, das Kreuz auf Pantoffeln des Papstes. Die Pantoffeln der Leiche des Papstes auf dem Paette empfangen ebenfalls den Fußkuß.

Fußwaschen war im Morgenlande eine Pflicht der Gastfreundschaft, he der Wirth den bei ihm ankommenden Reisenden entweder persönlich, oder h seine Diener leistete. So wusch Jesus Christus seinen Jüngern, am Abende seinem Todestage, die Füße, um ihnen durch diese symbolische Handlung Deh zu lehren. Daher rührt noch die in der katholischen Kirche herrschende Sitte, Monarchen, z. B. der Kaiser v. Östreich, der König v. Frankreich u. A., am indonnerstage zwölf Armen die Füße zu waschen pflegen. Auch bei den Menten wird dieser Gebrauch gefunden.

Füßli, ein Name, den verschiedene schweizerische Künstler geführt haben. vorzüglichsten sind: Johann Kaspar Füßli, geb. zu Zürich 1706, gest. 2, lernte die Malerei bei seinem Vater, der ein mittelmäßiger Künstler war, ete sich aber nachher auf seinen Reisen, besonders in Wien. Seine Portraits den vielen Beifall, und sind von Haid, Preißler u. A. radirt worden. Er stand den ersten deutschen Künstlern und Kunstkennern in freundschaftlichen Verbin-

dungen, und war Schriftſteller im Fache der Kunſt. Von ihm iſt: „Geſchicht und Abbildung der beſten Künſtler in der Schweiz" (4 Thle., 1755 — 74); „Ra ſonnirendes Verzeichniß der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke" (Züri 1771); „Sammlung von Winckelmann's Briefen an deſſen Freunde in d Schweiz" (1778). Auch gab er Mengs's „Gedanken über die Schönheit und de Geſchmack in der Malerei", welche dieſer ihm in der Handſchrift zugeſchickt hatt mit einer Vorrede 1762 heraus. Sein edler moraliſcher Charakter, und ſein Eife jungen Künſtlern fortzuhelfen, werden mit rühmlichem Lobe erwähnt. Seine fü Kinder hatten das Kunſttalent ihres Vaters geerbt. Der zweite ſeiner Söhne, Jo hann Heinrich), ein berühmter Maler, Prof., zuletzt Director der k. Malerak demie zu London (wo man ihn Fuſeli ſchrieb), geb. zu Zürich 1738, ſtudirte Berlin unter Sulzer. Klopſtock, Kleiſt und Wieland begeiſterten ſein Gefü 1761 machte er mit Lavater eine Reiſe, und ging nach England, wo Reynol ſeinen Kunſtſinn für die Malerei ermunterte. Hierauf ſtudirte er in Rom v 1772 — 78, wo vorzüglich Michel Angelo ſein großes Vorbild war. Seit 17 lebte er in England, wo er, nach dem berühmten Weſt, für den vorzüglichſten M ler galt. Er ſtarb den 16. April 1825 in London, 83 J. alt, und wurde in d Paulskirche an der Seite ſeines Freundes Joshua Reynolds begraben. Sei 1801 erſchienenen „Vorleſungen über die Malerei" (deutſch von Eſchenbu Braunſchw. 1803) wurden, in Hinſicht des Styls und wegen der abſprechend Urtheile, die ſich der Verf. über anerkannte Kunſtwerke erlaubt hat, ſehr getade Seine Einbildungskraft ſchweifte oft über die Grenze des Kunſtſchönen hinaus, u gefiel ſich in abenteuerlichen Geſtaltungen. Unter ſeinen Gemälden werden geſchä das Geſpenſt des Dion, nach Plutarch; Lady Macbeth; der Kampf des Hercul mit den Pferden des Diomedes, und ſeine Miltons-Galerie, 60 Gemälde zu M ton's Gedicht, die er 1799 in London ausſtellte. An ſeinem Perſeus mit dem Ke der Meduſe (1817) tadelte man die gezwungene, zu kühne Stellung des Perſe Füßli's ſämmtl. Werke, nebſt einem Verſuche ſ. Biogr. erſchienen 1808 fg. Zürich, 2 Thl., Fol. Außerdem ſchrieb er „Bemerkungen über Malerei u Skulptur bei den Griechen" und gab das „Malerlexikon" von Pilkington, 18 4., verb. und verm. heraus. Seine Gemälde nach Shakſpeare, Milton und Da haben engliſche Künſtler in Kupfer geſtochen. — Johann Rudolf, geb. zu Zür 1709, geſt. 1793, ſtudirte zuerſt die Kunſt bei Melchior F., und dann bei Loutb bourg dem ältern in Paris die Miniatur, in der er ſehr vollkommen war; auch l er gute Zeichnungen in ſchwarzer Kreide nach Rafael und andern großen Meiſt geliefert. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit der Literatur der Kunſt, u gab das „Allgemeine Künſtlerlexikon" 1763 zuerſt in 4. heraus, wozu er drei J. hindurch geſammelt hatte. Die dritte Ausg. in Fol. erſchien 1779, und iſt v ſ. Sohne, dem Altrathsherrn, Hans Heinrich, der ſich ſelbſt einen bloß Kunſtdilettanten nennt, von 1806 an bis 1821, in 12 Abſchn. (mehr als 60 S. Fol.) fortgeſ. worden. Derſelbe begann, 80 J. alt, „Neue Zuſätze zu d allgem. Künſtlerlexik. und den Supplem. deſſelben" herauszug., wovon das 1. H Zürich 1824, Fol., das A. enthält.

Fuſtage, die Einfaſſung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waar enthalten ſind, oder verſandt werden. — Fuſti iſt in der Kaufmannsſprache Abgang der Waare, der für Beſchmutzung oder Beſchädigung gerechnet wird. Fuſtirechnung, die Abgangsrechnung oder die Rechnung über das Zerbroche Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Ka leute die Wörter Refacti und Gerbelur gebrauchen.

Fur (Johann Joſeph), ein großer Contrapunktiſt, Kirchen- und Theatercom poniſt unter den Kaiſern Leopold I., Joſeph I. und Karl VI., geb. in Steiermark geg 1660, wurde k. Obercapellmeiſter in Wien, und bekleidete dieſen Poſten gegen 40

arl VI. ehrte ihn so, daß er den alten podagrischen Mann 1723 in einer Sänfte on Wien nach Prag zur Aufführung einer Oper beim Krönungsfeste tragen, und en berühmten „Gradus ad Parnassum s. manuductio ad compositionem musicae regularem etc.“, ein Lehrbuch der Composition in lat. Sprache, das Fux uch außer Deutschland berühmt gemacht hat, auf seine Kosten (Wien 1725, Fol.) hr schön drucken ließ. Auch hatte Fux auf den musikalischen Geschmack seiner eit durch seine Compositionen viel Einfluß. Seine Kirchencompositionen haben ch jetzt Werth, besonders eine missa canonica, welche in Leipzig gestochen erschie- en ist.

Fyt (Johann), holländischer Maler, geboren zu Antwerpen um 1625. ein Sterbejahr ist unbekannt; man findet noch Gemälde von 1652 von seiner and. Seine Gegenstände waren meist Jagden, wilde und zahme vierfüßige hiere, Vögel, Früchte, Blumen, Basrelifs. Er malte Vieles mit Rubens, mit ak. Jordaens, und Th. Willebort gemeinschaftlich, und sein Pinsel war so fruchtr, daß fast jede bedeutende Gemäldesammlung etwas von ihm aufzuweisen hat. Seine Zeichnung ist höchst naturgetreu und doch gewählt; sein Colorit glühend und üftig; die Farben besonders im Lichte stark impastirt. In allen diesen Eigenaften wetteiferte er mit de Voes und Snyders. Auch in der Ätzkunst war er ausezeichnet. Er gab 1642 zwei Suiten Thierstücke heraus. Dav. Koning war in Schüler.

G.

G, der 7. Buchstabe des Abc, ein Gaumenbuchstabe, welcher etwas härter als j, d etwas gelinder als k ausgesprochen wird, bezeichnet in dem modernen Tonsteme die 5. diatonische Klangstufe. Von diesem Tone hat der G- oder Violinschlüssel (𝄞) s. Namen, weil durch Aufsetzung desselben auf die zweite Linie unses Notensystems bestimmt wird, daß auf dieser Stelle die Note, welche das eingeschene g bezeichnet, ihren Platz hat. (S. Ton und Tonart.)

Gäa, die Erde als kosmologische Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, gt Hesiod,

Ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz der gesammten
Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beschneiten Olympos.

as aus ihr, nach ihr und auf ihr sich bildet, ward von ihr erzeugt. Ohne beachtende Liebe gebar sie den sternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und n Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr die Titanen (s. d.), die Theia, heia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Tethys, die Cyklopen und Hekatoncheiren ntimanen). Da Uranos jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, nn Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit n Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde trieselnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten d melischen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte sie nachher Nereus, haumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß ihrer Tochter Rheia, den neugeborenen Zeus aufzuziehen, und trug ihn nach reta. Als er erwachsen war, half sie ihm auf den Thron, indem sie ihm rieth, e eingekerkerten Hekatoncheiren und Cyklopen zu befreien.

Gabalis, „Comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secrètes“, ein Roman aus dem letzten Viertel des 17. Jahrh., dessen Verf. der Abbé de

Villars, ein Verwandter des Archäologen Montfaucon, 1640 geb., 1675 von e nem s. Verwandten auf einer Reise erschossen ward. Bei allen Ansprüchen des Ta lents gelang es ihm doch nicht, als Geistlicher sein Glück zu machen. Er hat nämlich in jenem Roman die Kabbala lächerlich gemacht; die Freunde derselben b schuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und so wurde ihm d Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Berry zu Grunde. Ein berühmter Adept, der Graf v. Gabalis, meint, in dem Verf. n türliche Fähigkeiten für die Geheimnisse der Kabbala gefunden zu haben, und ent wickelt ihm daher diese geheime Wissenschaft in fünf Unterhaltungen. Wahrschein lich würden diese nur Denen noch bekannt sein, welche sich mit der Geschichte d mystischen Philosophie der Kabbalisten, Gnostiker und Neuplatoniker, jenem Zu sammenfluß orientalischer Poesie, griechischer Philosophie und christlicher Religion beschäftigen, wenn nicht neuere Dichter aus der hier vorgetragenen Dämonenlehr manche ihrer Fictionen geschöpft hätten. „Dieser unermeßliche Raum zwischen d Erde und den Himmeln", sagt der Graf, „hat viel edlere Bewohner als Vögel un Inselten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andre Gäste als Wallfisch und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für die Maulwürfe da, und da Element des Feuers, weit edler als die drei andern, ist nicht gemacht, um unnü und leer zu bleiben". Nach diesem Eingang wird das System von den vier Ele mentargeistern vorgetragen, welche sind: die Sylphen (Luftgeister), die Undinen (Wassergeister), die Gnomen (Erdgeister), und die Salamander (Feuergeister) Wie willkommen ein solches System der Geisterlehre den Dichtern sein mußte, d durch die christliche Religion eine sehr wirksame Maschinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Ersatz gefunden hatten, und wie vi die romantische Poesie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erst eines Beweises Nur muß man nicht wie Manche glauben, diese Dämonologie sei hier zuerst vor getragen worden, und die einzige Quelle der spätern Dichter gewesen. dd.

Gabel. Der Gabeln wird zuerst in einem fürstl. Inventario über Silber werk 1379 gedacht. Vorher kannte man bloß das Messer beim Zerlegen manche Speisen. Aus Italien kam der Gebrauch derselben zu uns; man hielt es so sch für Tafelluxus, sich derselben zu bedienen, daß manche Klosterordnungen den Re ligiosen den Gebrauch der Gabel untersagten.

Gabler (Johann Philipp), erster Prof. d. Theologie zu Jena, Geh Consistorial- und Kirchenrath, Ritter des großherz. sächs. weißen Falkenordens geb. d. 4. Juni 1753 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Actuarius war, bezog nachdem er sich mit den alten Sprachen, der classischen Literatur, und selbst mit der Wolf'schen Philosophie und Baumgarten'schen Theologie beschäftigt hatte, 1772 die Universität Jena. Dem feurigen, überall selbst forschenden Jünglinge konnte seit ihm in Jena nicht allein in der Philosophie, sondern auch in der biblischen Her meneutik und Kritik ein neues Licht aufgegangen war, das Studium der Theologie in der damals üblichen Form nicht gefallen. Fast entschlossen es aufzugeben, söhn ten ihn Griesbach's Vorlesungen, der 1775 in Jena auftrat und kurz zuvor sein Neues Test. herausgegeben hatte, wieder mit der Theologie aus, und er unterließ nicht, sich bei Eichhorn und Danovius weiter auszubilden. 1778 ward er Magi ster, und erhielt 1780 eine theologische Repetentenstelle in Göttingen, nebst der Er laubniß, Vorlesungen zu halten, 1783 wurde er Prof. der Philosophie am Gym nasium zu Dortmund, und zwei J. später erhielt er eine Professur in Altdorf, mit der das Diaconat an der Stadtkirche verbunden war. Seine dort gehaltenen Kan zelvorträge gab er (Nürnb. und Altdorf 1789) heraus. Nachdem er 1787 D. der Theologie geworden, und 1793 in die zweite theologische Lehrstelle und in das Ar chidiaconat eingerückt war, wurde er 1804, an Paulus's Stelle als Prof. der Theo logie nach Jena berufen, wo er 1812, nach Griesbach's Tode, in die erste theolo-

sche Lehrstelle aufrückte und den 17. Febr. 1826 starb. — In s. Schriften, die h hauptsächlich mit der Kritik und Exegese des N. T. beschäftigen, zeigt er sich als harfsinniger Denker und gründlicher Gelehrter, frei von vorgefaßter Meinung, berall s. Überzeugung folgend. So schon in s. Entwurf einer Hermeneutik des . T. (Altdorf 1788) und einer „Histor. krit. Einleitung" in dasselbe (ebendas. 789). Seine Herausg. von Eichhorn's „Urgeschichte" hat, wenn ihr auch mehr edrängtheit des Styls zu wünschen wäre, doch durch die Einleitung und die hingekommenen Anmerk. bleibenden Werth. Ein Nachtrag dazu ist s. „Neuer Verch über die Mosaische Schöpfungsgeschichte" (Altdorf 1795). Auch das „Theoische Journal", das er anfänglich mit Hänlein, Ammon und Paulus, später ein herausgab, enthält von 1796 — 1811 eine Reihe schätzbarer Aufsätze der gettesten Schriftsteller im theolog. Fache. Seine Programme und Dissertationen len meistens in frühere Zeit. 1824 fg. gab er „J. J. Griesbachii Opusc. acam." heraus.

Gabriel (Held Gottes), nach der jüdischen Mythologie einer der 7 Erzen, der dem Propheten Daniel seinen Traum auslegte. Er kommt auch in der zählung von Tobias vor. Nach der biblischen Erzählung verkündigte er dem Zaias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Nach Rabbinen ist er der Todesengel für die Israeliten, und alle israelitische Seelen rben von den Unterseeleneinnehmern (dies sind Engel, welche bloß zum Abholen er bestimmten Seele geschaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt gehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud ist Gabriel ein Fürst des Feuers über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brannte auf Jehova's heiß den Tempel mit an, ehe Nebukadnezar's Krieger ihn anzündeten, und der mpel stimmte über sich selbst ein Klaglied an. Einst wird er Jagd auf den Fisch iathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der mohammeischen Mythologie ist er einer der vier von Gott besonders begnadigten Engel, mit ichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäftigt, und Engel der Offenbarung, welcher er dem Mohammed den ganzen Koran eingab. Einst verzückte er den ohammed in den Äther und führte ihn so schnell durch alle 7 Himmel, daß der ophet den bei der Hinfahrt umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom gen Umsturz abhalten konnte. A.

Gabrielli (Katharina), eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrh., zu Rom 1730, die T. eines Kochs, genoß den Unterricht Garcias's (lo Spaletto) und Porpora's. 1747 sang sie auf dem Theater von Lucca mit allgeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie nach Wien. Der Unterricht, sie von Metastasio empfing, vollendete ihre Bildung. Ihr Talent war mit em Eigensinn gepaart, worüber viele Anekdoten in Umlauf sind. 1765 berief Kaiserin Katharina sie nach Petersburg. 1775 ging sie nach London und 1777 Italien zurück. Gegen 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie mit Marwetteiferte. Die Sänger überhaupt scheuten sich, mit ihr aufzutreten. Pacrotti hielt sich für verloren, als er das erste Mal mit ihr auf der Bühne erschien. sang eine ihrer Stimme vollkommen angemessene Bravourarie, und entwickelte ihr ganzes Talent in solchem Umfang, daß der arme Pacchierotti mit lauten fzern hinter die Coulissen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, er hervorzukommen. Noch im 50. Jahre setzte ihr Gesang Alles in Erstau- Sie starb 1796, nachdem sie sich seit 1780 vom Theater zurückgezogen . M.

Gaëta, neapolitanische Festung, am Golf gl. N., hat 10,300 Einw., Bischof, liegt 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel, auf einer schroffen zunge, welche nach Virgil („Aen." 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Äneas ne, hat. Sie wurde vor Rom gegründet, hatte nach dem Untergange des

römischen Reichs eine Zeitlang eine republikanische Verfassung, und wurde daran von Herzogen regiert, die den Papst als Lehnherrn anerkannten. Sie ist eine d stärksten Festungen Europas, indem ihre Lage nur von der schmalen Landzunge h den Angriff erlaubt. Ihre Umgebungen sind höchst reizend, und die vielen zier chen Landhäuser der Vorstadt — schon die Römer hatten deren an dieser fruchtb baren Küste eine große Menge — machen das Ganze äußerst romantisch. G. w im Mittelalter mehrmals, namentlich 1435 von König Alfons von Aragonien b lagert; in der neuern Zeit hat es drei denkwürdige Belagerungen erfahren: 170 nahmen die Östreicher, unter General Daun, G. nach drei Monaten mit Sturm 1734 ergab sich die Besatzung, nachdem sie sich vom Anfang April bis zum 6 Au vertheidigt hatte, den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardinien auf ehrenvolle Bedingungen. Seitdem noch mehr befestigt, wurde G. 1806 v den Franzosen belagert. Der Commandant derselben, der heldenmüthige Pri Ludwig v. Hessen-Philippsthal, verweigerte nämlich, als die neapolit. Regieru dem franz. Heere im Febr. d. J. den Besitz von G. zugesichert hatte, die Übergal und nöthigte den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Der Prinz hielt sich b zum Juli, als eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe ihn nöthigte, s nach Sicilien überschiffen zu lassen, worauf die Festung am 18. Juli capitulirte.

Gaëta, Herzog von, s. Gaudin.

Gährung, die von selbst erfolgende Mischungsveränderung, welcher d organische Körper, nachdem die Vegetations- oder Lebensverrichtungen aufgeh haben, unterworfen sind. Die chemischen Affinitätsgesetze, welche von der Lebe kraft beherrscht wurden, werden nach dem Tode einzig wirksam und es erfolgt freiwillige Entmischung. Zur Gährung sind nothwendig: ein gewisser Grad Wärme, ein bestimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmosph rischen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur, u gehen in andre Substanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der G rung verschieden sind. Man unterscheidet nämlich drei Grade oder Arten der G rung: die Weingährung, die saure Gährung und die faule Gährung, welche tere auch Fäulniß heißt. Wenn schleimichte Flüssigkeiten aus dem Pflanzenrei zu deren Bestandtheilen auch der Zuckerstoff gehört, z. B. der Most von Weintr ben und andern Beeren, desgleichen Obstsäfte u. s. w., einer Temperatur von gefähr 70° Fahrenheit ausgesetzt werden, so nimmt man bald eine Veränderung Mischung ihrer Bestandtheile wahr. Der Most leidet eine innere Bewegu wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, braust und entwickelt ein koh saures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerstoffs mit ein Theile Kohlenstoff entsteht und die Ursache des Brausens ist. Auf der Oberfl der Flüssigkeit sondert sich eine schleimartige Masse ab, welche man Gäsch Gäscht (Hefen) nennt. Im Fortgange der Gährung verbindet sich ein an Theil des Sauerstoffs mit dem Wasserstoffe und einem Theile des Kohlenst welches ein Alkohol (möglichst gereinigten Weingeist) gibt. Das Alkohol und kohlengesäuerte Gas sind also die Erzeugnisse des ersten Grades der Gährung, Weingährung. Die Flüssigkeit, die vorher Most hieß und Zuckerstoff enth hat nun keinen Zucker mehr, weil sich dieser in seine Bestandtheile, Wasserstoff Kohlenstoff, aufgelöst hat und beide ganz andre Verbindungen eingegangen s Der durch diesen ersten Grad der Gährung entstandene Wein verändert sein schungsverhältniß aufs neue, sobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wir und es erfolgt die saure Gährung, wodurch der Wein, indem der Sauerstoff atmosphärischen Luft sich mit ihm, oder genauer, mit dem Wasser- oder Koh stoffe verbindet, in Essig verwandelt wird. Bei dem Übergange des Weins in E bemerkt man folgende Veränderungen. Die Flüssigkeit trübt sich aufs neue, setzt sich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an, und zugleich sondert

ne fadenartige Masse ab. Der geistige Geruch und Geschmack, sowie die berau-
ende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, sind nicht mehr vor-
nden; das Alkohol ist zersetzt und die Flüssigkeit schmeckt nun sauer. Um indeß
n Wein in Gährung zu bringen, ist erfoderlich, daß er noch nicht ganz von seinen
leimichten Bestandtheilen befreit, der freien Luft und einer Wärme von 75—85°
hrenheit ausgesetzt sei. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß (s. d.), er-
gt, wenn man den Essig ferner der Luft und Wärme aussetzt. Es geht dabei der
sserstoff in Gasgestalt, und der Sauerstoff, in Verbindung mit dem Kohlen-
ffe und Wärmestoffe, als kohlensaures Gas fort. Der Geruch ist nunmehr
, ekelhaft und faulicht; der Geschmack nicht mehr sauer, sondern faul. Die
e Gährung bietet nach Beschaffenheit der Umstände sehr verschiedene Erschei-
gen dar. Ihr sind alle Körper der beiden organisirten Naturreiche unterwor-
. Doch ist zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingäh-
g, die Essiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durch-
fen. Thierische Körper gehen ohne diese unmittelbar in Fäulniß über, weil sie
en Zuckerstoff enthalten. Andre Körper gerathen in die Essiggährung und aus
er in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimmt
reine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der ersten die Bil-
g des Zuckerstoffs in verschiedenen Pflanzenkörpern, besonders in Früchten, die
abgenommen, nachher erst reifen und zuckersüß werden; unter der letztern aber
Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von selbst erfolgenden
ung ist, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man sie nicht durch das Ba-
verhinderte. Die Gährung ist überhaupt als diejenige Wirkung der Natur
trachten, durch welche sie die organischen Körper wieder in ihre Grundbestand-
e auflöst, um diese alsdann zur Bildung neuer organischen Wesen anwenden
nnen.

Gagern (Hans Christoph Ernst, Freiherr v.), geboren 1766, politischer
ftsteller, Redner u. Staatsmann, k. niederl. Staatsrath, gewes. außerordent-
Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs der Niederlande, als
erzogs von Luxemburg, bei dem deutschen Bundestage, und bei der freien
Frankfurt. In sehr jungen Jahren wurde ihm die Leitung der nassau-weil-
schen Geschäfte als Präsident aller Tribunale anvertraut. Das Gewicht die-
nie im fürstl. Hause legte die Leitung der politischen Angelegenheiten, so weit
eutschland betraf, in seine Hände; daher ging er nach dem Frieden zu Lune-
nach Paris, wo er unter die von Talleyrand am meisten ausgezeichneten Unter-
er gehörte, und nicht nur eine reiche Entschädigung in den J. 1802 und 3 be-
, sondern auch den ältern Namen des fürstlichen Hauses in der Krisis 1806
e und demselben bei der Mediatisirung den bedeutendsten Zuwachs erwarb.
nlaßt durch diesen Erfolg, wendeten sich hernach so manche deutsche Fürsten
erdens an ihn, um den Zweck der Erhaltung und des Beitritts vermöge des
isischen Präsidialamtes der Fürstenbank zu erreichen, und viele solcher Beitritts-
den befinden sich in den Staatsacten von ihm unterzeichnet. Er scheint nach-
Napoleon Mißtrauen gesetzt zu haben, verließ den Dienst, und ging deßwe-
oder aus andern Gründen, nach Wien. Um diese Zeit schrieb er das durch
liche Kenntnisse, Geist und Darstellung gleich ausgezeichnete Werk, welches ohne
men erschien: „Die Resultate der Sittengeschichte". I. Die Fürsten. II.
Vernehmen. III. Demokratie. IV. Der Staaten Verfassungen. V. und
Freundschaft und Liebe. VII. Der Einsiedler. Zu Wien erschien 1812 in
I. Bd. der „Nationalgeschichte der Deutschen": ein Werk, das Aufsehen
te. Die 2. verb. Aufl. in 8. Frankfurt a. M. 1823; der 2. Bd. (bis zum
lenreich) 1826. Er stand damals mit Hormayr und dem Erzherzog Johann
nauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einem neuen Aufstande

in Tirol 1812 — 13, der an der Aufhebung eines engl. Couriers in Brünn sch
terte, wurde nun aus Östreich entfernt und ging in das russisch-preuß. Hauptqua
tier, dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europas u
die Ehre Deutschlands. 1814 verwaltete er als dirigirender Staatsminister d
oranischen Fürstenthümer. 1815 nahm er als Gesandter des Königs der Nied
lande Theil an den Geschäften des Congresses zu Wien, und unterzeichnete den 2
April die Zutrittsacte des Königs der Niederlande zum wiener Bunde der europ
schen Hauptmächte gegen Napoleon; auch stimmte er in dem Ausschusse für d
Erlassung einer neuen Erklärung des Congresses gegen den Usurpator, welche d. 1
Mai d. J. von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31. Mai unterzeichnete er d
Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Östreich und Ru
land, durch welchen die Verein. Niederlande und die belgischen Provinzen als
Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutscher Bundesst
nebst der Bundesfestung Luxemburg, dem König der Niederlande statt seiner F
stenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich üb
lassen, und die Grenzen des Königreichs und Großherzogthums bestimmt, Dill
burg, Diez, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den
Juni unterzeichnete er, als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande, für se
deutschen Staaten die deutsche Bundesacte. Von da ging er nach Paris zum C
greß, bewirkte die Erweiterung des neuen niederländischen Königreichs, bestand
geblich auf der Rückgabe des Elsasses an Deutschland, trug aber dazu bei, daß
Kunstwerke an ihre rechten Eigenthümer zurückkamen, wie aus Martens's „R
cueil" hervorgeht. Dann erschien er bis 1818 am Bundestage, wo seine B
viel Scharfsinn und Genialität, Einsicht, Freimuth und Patriotismus zeig
In s. Staatsschriften und Reden am Bundestage hat Deutschland den hellen B
und die kräftige Sprache dieses für die politische Würde, die Nationalehre und
innern Rechtszustand des deutschen Bundes eifrig bemühten Staatsmanns
Achtung anerkannt. In s. Briefwechsel mit dem Fürsten v. Metternich, vor
öffnung des Bundestages, drang er stets auf die Ausführung solcher Maßreg
welche die politische Einheit der deutschen Nation feststellen könnten. Er zeigt
A. die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deut
Bundes in der Kaiserkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdruck
Wort sprach für die Erörterung der landständischen Verfassung in den deut
Bundesstaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog
Sachsen-Weimar seinen Dank bezeugte, für das am 2. Dec. 1816 dem Bun
tage zur Gewährleistung vorgelegte sachsen-weimarische Verfassungsgesetz. 1
arbeitete er mit dem Ausschusse, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der B
baresken in Hinsicht auf Deutschland vorschlagen sollte. Noch gab er die „Pi
relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France" (Frank
1816) u. a. kl. Schriften heraus. Über s. dem Bundestage mitgetheilte D
schrift, die Auswanderung betreffend (Frankf. a. M. 1817, 4.), s. Auswan
rung. 1820 wurde er zum Mitglied der hessen-darmstädtischen Landstände
wählt und privatisirt jetzt auf einem s. Landgüter, nachdem er 1821 vom nieder
dischen Hofe pensionirt worden. K

Gahr nennt man alle Körper, die durch Zubereitung vermittelst des Fe
des Wassers, der Salze, Laugen u. s. w. in den Zustand gekommen sind, w
sie versetzt werden sollen. Z. B. lohgahres Leder, Gahrkupfer u. s. w.

Gail (Jean Baptiste), Helleniſt, geb. zu Paris 1755, erhielt 1792
Professur der griech. Sprache am Collège royal. Damals erschien die erste A
gabe s. Idyllen des Theokrit (griech., franz. u. lat., Paris 1792). 1809 w
er in die dritte Classe des Nationalinstituts aufgenommen. Ludwig XVIII.
theilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im Nov. d. J.

ſſeher über die griech. und lat. Handſchriften der k. Bibliothek. Mehre Jahre durch las er öffentlich über griech. Sprache und Literatur. Wegen kühner und haltbarer Behauptungen (vorzüglich in ſ. „Recherches historiques et militai- sur la géographie comparée par époque“, worin er zwei Städte des Alter- ms, Delphi und Olympia, aus den Charten ausſtreichen und ganz neue Anſich- von den Schlachten bei Mantinea, Platäa und Marathon aufſtellen wollte) hr er von ſeinen Collegen lauten Widerſpruch. Es ſind drei Sammlungen von ll's Ausg. griech. Schriftſteller erſchienen, mit lat. und franz. Überſ. Darunter inden ſich Thucydides, Xenophon, die drei Idyllendichter, mehre Werke der atti- n Redner, des Lucian, einige Geſpräche des Plato, Anakreon ꝛc. Von ſeiner ſh. polemiſchen Zeitſchrift: „Le philologue, ou recherches hist., geograph., it. etc.“ erſchien Paris 1824 der 15. u. 16. Bd. K.

Gaillarde, ital. Gagliarda, ein veralteter ital. Tanz von fröhlichem arakter und lebhafter Bewegung, deſſen Melodie in $\frac{3}{4}$ Takt geſetzt wird. Man nte ihn auch Romaneske, weil er urſprünglich aus Rom ſtammen ſollte.

Galaktit, Milchſtein, ein grauer Stein von ſchönem Anſehen, der ge- bert im Waſſer einen Milchſaft gibt.

Galaktometer, Milchmeſſer, erfunden von Cadet de Vaux. Grad zeigt die ganz reine Milch; Grad zwei, Milch mit einem Viertel Waſſer; ad drei, Milch mit einem Drittel Waſſer; Grad vier, Milch mit der Hälfte ſſer. Indeß iſt bekanntlich jede letzte Milch fetter als die erſte bei der Melkung, er die Milch einer ſchwerträchtigen Kuh fetter als diejenige einer friſchmilchen- ; auch übt die Nahrung und die Jahreszeit, ja die Regenzeit, einen Einfluß auf Butterreichthum der Milch. Der Gebrauch ſcheint daher unſicher zu ſein.

Galanterie, ein artiges und feines Betragen gegen das weibliche Ge- cht, jedoch mit dem Nebenbegriffe des leeren Scheins, oder hervorſtechender nlichkeit und lockerer Sitten. So beſtimmt Montesquieu die Galanterie als delicate, leichte, ewige Lüge der Liebe“. Die in Frankreich urſprünglich ein- miſche Galanterie war der Schein der ehemaligen Chevalerie, und zugleich die ikatur derſelben.

Galatea, T. des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem ver- te die reizende Nymphe mit ſeiner Liebe, ohne für ſeine Seufzer mehr als Spott ewinnen. Glücklicher war der ſchöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher ſich ih- Gegenliebe erfreute, und den Tod für ſie litt. Denn als beide einſt von Poly- n in zärtlicher Umarmung überraſcht wurden, ſchleuderte derſelbe in eiferſüchti- Wuth ein Felsſtück auf ſie, welches den Acis zerſchmetterte, während Galatea Meer flüchtete. Acis in einen Bach verwandelt, eilte nun dem ſichern Aufent- t ſ. Geliebten zu. M.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Galatern, einem miſch von Griechen und Galliern (Kelten); daher auch der Name Gallogräci, aus ſpäter Galatä wurde.

Galba (Sergius, oder Servius Sulpicius), Nachfolger des Nero, geb. 4 Chr. aus dem alten, berühmten Sulpiciſchen Geſchlechte, wurde vor dem geſetz- n Alter Prätor, dann Statthalter von Aquitanien, und ein Jahr darauf Conſul. gula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutſchland. Bald trieb er die Deutſchen, he in Gallien eingefallen waren, zurück und ſtellte die alte Kriegszucht wieder Nach Caligula's Tode ließ er ſ. Völker dem Claudius ſchwören, der ihn da- n die Zahl ſ. vertrauteſten Freunde aufnahm, und ihn als Proconſul nach Afri- hickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in 2 Jahren die Ord- g zurück, empfing die Triumphinſignien und w[illegible]e unter die Prieſter des Au- us aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der Regierung des Nero eingezogen, um keinen Verdacht zu erregen. Nero ernannte ihn aus eigner

Bewegung zum Statthalter von Hispania Tarraconensis, ward jedoch bald so geg ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Da empörte sich Galb fand aber große Schwierigkeiten, als die Nachricht von Nero's Tode (68 n. Chr kam, und daß er selbst von den prätorianischen Cohorten in Rom zum Kaiser au gerufen worden sei. Gesandte vom Senat machten ihm seine Erhebung bekann Er begab sich nach Rom, und ließ verschiedene Aufrührer hinrichten. Hierdur aber, sowie durch die Nachsicht s. Freunde, die er unumschränkt walten ließ, u durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hat er sein zweites Consulat angetreten, als sich die Legionen in Oberdeutschland geg ihn empörten. Dies bewog ihn, sich unter dem Namen eines adoptirten Sohn einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, nannte er dazu den Piso Licinianus, der wegen s. strengen Tugend verhaßt wa Otho, durch diese Zurücksetzung beleidigt, faßte den Entschluß, sich der Herrsch mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianischen Cohorten erklärten sich zuerst f ihn, und Galba, umsonst bemüht, die Ordnung herzustellen, wurde, als er f geharnischt nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen (69 Chr.). Er war 72 J. alt und hatte 3 Monate regiert. M.

Galeere, eine Art langer, schmaler Schiffe mit niedrigem Bord, welchem man sowol Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge ist Klaftern. Nebst zwei Kanonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern füh sie auf dem Vordertheil noch einen Vierundzwanzigpfünder, welcher Corsiero, Co sier, heißt. Auf jeder Seite sind 25 — 30 Ruderbänke, und an jeder Bank 5 6 Ruderknechte. Außer dem mittelländischen Meere, wo die Galeeren am meis gebraucht werden, haben dergleichen Frankreich auf dem Ocean, und Rußland u Schweden auf der Ostsee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arb auf den Galeeren, welche besonders im Rudern besteht, hauptsächlich Christen ven; in den europäischen Staaten müssen dazu verurtheilte Verbrecher diese schw Arbeit verrichten.

Galen, berühmter u. d. N. Kelten, ein in der alten Welt weitverbreite Volk von ungewisser Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derselben in Asi und Italien. (Liv., I, 33, 38, 16; Flor., 2, 11.) Von Gallien aus drang Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inseln. Die al Caledonier, Picten und Scoten sind mit ihnen einerlei Stammes, auch die Walli wie schon der Name Wales zeigt. Außerdem war Oberitalien, der untere Th von Deutschland längs der Donau bis Pannonien und Illyricum, sowie Helveti mit Colonien von ihnen besetzt. Zu der Zeit, wo die Geschichte zuerst ausführlich von ihnen spricht, erscheinen sie nicht ganz ohne Bildung. Wir finden bei ihn die merkwürdige Druidenreligion, Gesänge der Barden, und eine Art Staats- u Kriegseinrichtung, die zuletzt, bei der Uneinigkeit ihrer Fürsten, den Römern unte lag. Ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thracien, Kleinasien vor, u wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att., 3) mehr als einmal furchtba In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig sein. Früh auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Röme verdrängt, wurden sie am Ende von teutonischen Nationen überwunden, so Galen und gallische Sprache nur noch an den äußersten Enden ihrer Besitzthüm in Irland, den Hebriden und dem schottischen Hochland gefunden wurden. (S Gallier.) dd.

Galen (Christoph Bernhard v.), der kriegerische Bischof von Münst aus einem alten Geschlechte Westfalens, trug anfangs die Waffen, legte sie ab nieder, um ein Kanonikat von Münster anzutreten. Zum Bischof von Münst 1600 erwählt, mußte er Münster, das sich ihm widersetzte, belagern. Er erober

1661, und ließ eine Citadelle erbauen. 1664 wurde er zu einem der Führer Reichsheers gegen die Türken in Ungarn ernannt. Im folg. J. legte er den misch für England gegen die Holländer an, und trug mehre Vortheile über sie on. Der Friede wurde 1666 auf Ludwigs XIV. Vermittelung geschlossen. 72 brach der Krieg um eine Herrschaft, welche Holland ihm vorenthielt, von em aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den Verein. Staaten mehre dte und feste Plätze. Nachdem der Kaiser ihn genöthigt hatte, Frieden zu ßen, verband er sich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Erobe- gen. 1674 verband er sich mit Spanien und lieferte den Holländern Truppen. ar ein Mann von seltenem Unternehmungsgeist, einer der größten Heerführer eit, ein gewandter Diplomat in der Schule Ferdinands von Baiern, und würde, n er so viel Macht als Muth besessen hätte, ein zweiter Alexander geworden sein. tarb den 19. Sept. 1678 in s. 74. J.

Galenus (Claudius), ein griechischer Arzt, geb. 113 n. Chr. zu Perga- in Kleinasien. Sein Vater, Nikon, ein geschickter Baumeister und Mathe- iker, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn der Arzneikunst. hdem G. den Unterricht mehrer berühmten Ärzte genossen, besuchte er Lycien, stina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunkt der gelehrten t war. Er befleißigte sich besonders der Anatomie, und kehrte, 24 J. alt, in Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anstellung erhielt. Ein uhr bewog ihn in s. 30. J. nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Curen, aders durch seine Geschicklichkeit in der Prognostik großen Ruhm gewann, und Neid der andern Ärzte in solchem Grade auf sich zog, daß er s. öffentlichen mischen Vorlesungen, ihrer Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich nach chenland gehen mußte, gerade als in Rom eine ansteckende Krankheit ausge- en war. Er durchreiste verschiedene Länder, um merkwürdige Naturerzeugnisse Arzneimittel an Ort und Stelle zu untersuchen, und wurde nach einem Jahre den Kaisern Marc Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier be- te er den Theriak. Galen hat als Arzt und Philosoph große Verdienste, beson- dadurch, daß er die empirische Pathologie vervollkommnete und zu einer richti- Theorie der Empfindungen und der eigentlich thierischen Verrichtungen des ers den Grund legte. Seine Schriften zeugen von einer gründlichen, durch- en, nicht bloß historischen Kenntniß der ältern griechischen Systeme der Philo- e und verbreiten sich über alle Theile der Medicin. So zahlreich sie auch sind, sitzen wir doch nur einen Theil derselben, denn viele verbrannten, als sein Haus om von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir von Galen hte Schriften, 18, welche offenbar untergeschoben sind, Bruchstücke aus 19 ren gegangenen, und Commentare über 18 Schriften des Hippokrates. Von loren gegangenen Schriften werden in Fabricius's Bibliothek 50 medicinische 118 meist philosophische angeführt. Die älteste, vollständ. aber bloß griech. ist die Aldine 1525, Fol., worauf die baseler, ebenfalls bloß griechische 1538, und die griech.-lateinische von Ren. Chartier in 13 Fol. Bdn., mit dem Hip- ates zugleich (Paris 1679) folgte. Seit 1819 hat Prof. D. Kühn in Leipzig neue griechisch-lateinische Ausg. unternommen. Deutsche Übers. einzelner iften haben wir von Sprengel und Nöldecke.

Galenisten, s. Taufgesinnte.

Galeone oder **Gallione** hießen sonst bei den Spaniern und Portugie- Kriegsschiffe von eigner Bauart, die 3 — 4 Verdecke über einander hatten, jetzt nicht mehr gebräuchlich sind. Gegenwärtig versteht man unter den Galeonen ffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholten. dabei interessirten Kaufleute bekamen davon den Namen Galonisten.

Galeote (Galiote), eine Art kleiner Galeeren, die zum geschwinden Lauf

geschickt sind, und auf der Seite 16 — 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mi einem Ruderknecht versehen ist. Die Ruderknechte sind zugleich Soldaten, welch die Muskete führen. Bombardiergaliote, ein solches Fahrzeug, das zum Bombardement von Seeplätzen gebraucht wird.

Galerie (Gallerie), in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, des sen Breite wenigstens drei Mal in der Länge enthalten ist, durch welches Verhält niß sie sich vom Saale unterscheidet. Bisweilen nennt man in großen Gebäude wol auch die langen schmalen Gänge, die zur Verbindung der Zimmer dienen, un sonst Corridors heißen, Galerien. Der eigentlichen Galerien bedient man sich z Spiel, Tanz, Musik, und sie sind deßhalb gemeiniglich mit Gemälden, Bildhauer arbeit u. a. Kunstwerken verziert. Daher nennt man auch Sammlungen von Ge mälden u. a. Werken der bildenden Künste Galerien, wenn sie auch nicht in einem sondern in mehren an einander stoßenden Zimmern sich befinden. Das erste Be spiel der Anlegung einer Galerie aus dem Alterthum ist das von Verres, dem b kannten Plünderer Siciliens. In dem neuern Europa hat die florentinische (zu Florenz) von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteste und wichtig gegolten. Jetzt macht die Galerie de Louvre zu Paris jeder andern den Ran streitig, und steht, ungeachtet der Sichtung vom J. 1815, selbst vor der florent nischen und der des Palastes Pitti zu Rom. In Deutschland sind die berühmtes zu Dresden, Wien, München, Berlin. (Vgl. Museen und Kunstsamm lungen.) Enthalten diese Galerien Werke großer Meister aus allen Schul und Perioden, so geben sie dem Künstler Gelegenheit zu Vergleichungen, um d Gute jeder Schule, jedes Meisters kennen zu lernen, und über Werden, Blüh und Sinken der Kunst, über Styl, Manier und Behandlung der verschieden Künstler Betrachtungen anzustellen. — In unsern Theatern nennt man Gale die obersten, der Decke nächsten, Plätze für die Zuschauer, welche, da sie die wol feilsten sind, von dem Theile des Publicums eingenommen werden, der die wohlfe sten Plätze suchen muß. dd.

Galiani (Fernando), Staatsmann, Denker, geistreicher Schriftstel und witziger Gesellschafter, der Sohn eines k. neapolit. Auditeurs, kam jung n Neapel, wo ihn sein Oheim, Celestino Galiani, Erzbischof von Tarent und Ge kaplan des Königs, der 1740 nach Rom ging, von den Cölestinern in der Mat matik und Philosophie unterrichten ließ. Als der Erzbischof zurückgekehrt w nahm er ihn wieder zu sich, um ihn die Rechte studiren zu lassen. In einem A von 20 J. las G. in einer akademischen Gesellschaft eine Abhandlung über den W stand des Geldes zur Zeit des trojanischen Krieges. Der ihm gewordene Bei feuerte ihn an, diesen Gegenstand in einem großen Werke über das Geld abzuha deln, welches er, ohne sich zu nennen, in dem folg. J. herausgab. Er hatte d Vergnügen, seine Grundsätze von der Regierung angenommen zu sehen. Um di Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging, wohl ausgestattet mit Pfrü den, nach Rom, wo er vom Papst (Lambertini) Benedict XIV. freundlich auf nommen wurde. Er besuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptstädte J liens. In der Folge ward er als Gesandtschaftssecretair nach Paris zu dem G fen Castillana, neapolitanischem Gesandten daselbst, geschickt, und verwaltete Geschäfte allein, als der Gesandte Urlaub erhielt. 1766 hatte er mit vorgängi Erlaubniß Paris verlassen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm sein H eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiu ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationssecretairs vor. Von Paris g er nach England und in der Folge nach Holland, um die so verschiedenen Consti tionen beider Länder zu studiren. 1768 kehrte er nach Neapel zurück, um sei Platz im Commerzcollegium einzunehmen. Er stand fortwährend im Briefwe mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthélemy, M

Epinay u. A., deren Briefe an ihn mehr als 26 Bde. ausmachen. Mit seinen sel-
nen Einsichten diente er dem Staate in den wichtigsten Angelegenheiten bis an s.
od, d. 30. Oct. 1786, während er in mehren Fächern der Wissenschaften uner-
üdet fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft seines Geistes machte ihm leicht,
as Andern schwer fällt. Vieles, was er nie studirt hatte, ergründete er so schnell,
ß er vortrefflich darüber sprechen und schreiben konnte, er schrieb aber am liebsten
er neue wenig bearbeitete Gegenstände und solche, die den Nutzen und Ruhm sei-
s Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Briefe vom 13. Dec. 1770 an
au v. Epinay sagte er über sich und s. Schriften: „Wenn Jemand über mein
rarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti
Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch einen poetischen Scherz und eine Lei-
nrede auf unsern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdi-
n Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754
ine Gespräche über das Getreide herausgegeben, 1755 aber meine Abhandlung
er die Naturgeschichte des Vesuvs geschrieben habe. Sie ist nebst einer Samm-
ng vesuvischer Steine dem Papste Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt
rden. Ferner soll man wissen, daß ich 1755 zum Mitglied der Akademie von
rculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem 1. Bde. der Kupfer gearbeitet
be; daß ich sogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten geschrieben;
ß ich 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV. (welche mir von meinen
rken am besten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker ge-
rden und in Frankreich nur Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht
hen" u. s. w. Die Schreibart der obenerwähnten „Dialogues sur le commerce
s bleds" bewundert selbst Voltaire; sie bekämpfen mit treffendem Witze die da-
ls herrschend gewesene Partei der Ökonomisten, und sind, obgleich nur Bruch-
ck, unstreitig das ausgezeichnetste der bis jetzt bekannt gewordenen Werke ihres
fassers, aus dessen ansehnlichem literarischen Nachlasse 1818 zu Paris eine
orrespondance inédite avec M. d'Epinay, le B. de Holbach, le B. de Grimm
utres personnages célèbres du 18. siècle etc." in 2 Bdn. erschienen ist. M.

Galiläa, zu den Zeiten Jesu, die nördlichste Provinz von Palästina,
che, gegen Morgen von dem Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend
dem mittelländischen Meere und Phönicien und gegen Mitternacht von Syrien
dem Gebirge Libanon begrenzt, meist von armen Fischern bewohnt war. Als
Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Hier lag
zareth, in dem Jesus aufwuchs; hier floß der Jordan, an dessen Ufern er sein
mt begann und seine Jünger sammelte; Kana, wo er sein erstes Wunder ver-
tete, Kapernaum, am See Tiberias, das ihn oft in seinen Mauern sah, Nain,
er den Jüngling vom Tode erweckte, waren galiläische Städte; hier lag der
gel, auf dem er seine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Christi genannt), hier der
g Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Die Bewohner die-
Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Ju-
n verachtet, und daher auch die Christen anfangs, weil ihre Religion vorzüglich
Galiläa entstanden war, spottweise Galiläer genannt. Jetzt schmachtet Galiläa
den übrigen Provinzen Palästinas als ein Theil der Statthaiterschaft Damask
Syrien oder Soristan unter dem Drucke der türkischen Oberherrschaft, Beduinen
Räuberhorden schwärmen in verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen
er werden noch von wenigen hart bedrängten Christen bewacht. E.

Galilei (Galileo), um die Naturlehre durch Entdeckungen unsterblich ver-
t, wurde 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater, Vicenzo G., ein florentinischer
lmann, ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unter-
ten, wobei er schon früh eine lebhafte Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte.
31 besuchte G. die Universität Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die Aristote-

lische Philosophie zu hören. Letztere, durch den Wust der Scholastik entstellt, er regte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Wi dersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsgeist, der ih auszeichnete; kaum 19 J. alt, leiteten ihn die Schwingungen einer im Dom z Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, die er zuer bestimmte und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewol die Idee von der Anwen dung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erst später von s. Schü Vicenzo und besonders von Hugens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzusehen hat. Hierauf studirte er unte Ostilio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euklides und Archimedes un wurde durch letztern 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage geführt Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten ihn jetzt ausschließlich, und scho 1589 ward er Prof. der Mathematik zu Pisa. Unablässig war er bemüht, die Rech te der Natur gegen eine verkehrte Philosophie geltend zu machen, wofür er jetzt al Vater der neuern Physik gepriesen wird, damals aber die härtesten Verfolgungen e dulden mußte. Vor vielen Zuschauern zeigte er durch Versuche, die er auf der Thurme der Domkirche anstellte, daß das Gewicht auf die Geschwindigkeit fallend Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er die Aristoteliker gegen sich derg stalt, daß er sein Lehramt nach 2 Jahren niederlegen mußte. Er begab sich zu F lippo Salviati, wo ihn Francesco Sagredo, ein würdiger Venetianer, kennen lernt auf dessen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathema tik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den en fernteſten Gegenden Europas strömten ihm Schüler zu. Er hielt seine Vorträg in ital. Sprache, die er zuerst für die Philosophie bildete. 1597 erfand er den Pro portionalcirkel. Wichtiger sind die mathematischen Wahrheiten, die er seit 160 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleich Zeittheilen bewegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7 .. wachsen, d. h. daß d fallende Körper, nachdem er in der ersten Secunde 15 pariser Fuß durchlaufen ha in der zweiten 45, in der dritten 75 u. s. w. zurücklegt. Ob ihm die Erfindun des Thermometers gehöre, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er denselben m zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er interessante Beo achtungen. Das Fernrohr (s. d.), das in Holland nicht bloß unvollkomm sondern auch unfruchtbar blieb, wandte G. gen Himmel und machte damit in kurz Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erd eine uneben Fläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihrem Schatt messen. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löste er in seine einzeln Sterne auf, und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit schärfern Fernröhr ebenso werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten war die Entdeckung der Jup terstrabanten, am 7. Jan. 1610. Auch das Dasein des Saturnrings bemerkt er, ohne jedoch von demselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnen flecken sah er etwas später, und schloß, aus ihrer gemeinschaftlichen Fortrückung von O. gegen W. auf eine Rotation des Sonnenkörpers und auf die Neigung sein Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch haben Scheiner zu Ingolstadt und Jo Fabricius, Prediger zu Osteel in Ostfriesland, allerdings den Ruhm, diese Ent deckung zuerst durch den Druck bekannt gemacht zu haben*). G.'s Name war inde sen so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. 1610 als großherzog

*) Um den Deutschen die Ehre dieser Entdeckung vor dem Italiener zu sichern, bedarf es nur einer Vergleichung des Jahres ihrer diesfallsigen Schriften. Fabricius's „Narratio de maculis in sole observatis" erschien schon 1611 zu Wit tenberg; Scheiner's „Tres epistolae de maculis solaribus" 1612 zu Augsburg; Galilei's „Istoria e dimostrationi intorno alle machie solari" erst 1613 zu Rom. Die Geschichte des, wegen dieser Priorität geführten Streites erzählt Lalande; s. „Astronomie", III., p. 386 fg. 2. Aufl. K.

Mathematiker und Philosophen, und ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa (wo er edoch zu wohnen nicht verpflichtet war) zu sich berief. Er hielt sich theils zu Flo-enz, theils auf dem Lustschlosse Alle selve s. Freundes Salviati auf. Hier ver-chaffte er 1610 durch die Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten (Phasen) des Mercur, der Venus und des Mars dem Kopernikanischen System den vollständigen Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Er-euchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Darauf schrieb er über das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser ein Werk, in welchem r, wie in allen s. übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren ausstreute. Während er sich so bemühte, die Grenzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein ngewitter über ihn zusammen. G. hatte sich in s. Werke über die Sonnenflecken ür die Kopernikanische Weltordnung erklärt, und wurde deßhalb von s. Feinden, die as Ansehen der Bibel dadurch für gefährdet ansahen, verketzert. Die Mönche reibten wider ihn, und er ging nach Rom, wo es ihm gelang, durch die Erklärung, aß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle, seine einde zu beschwichtigen; er suchte bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im enken und Schreiben zu bewirken, wäre aber den Mißhandlungen des Inquisi-onsgerichts schwerlich entgangen, wenn nicht der Großherzog, die Gefahr ahnend, n zurückberufen hätte. 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Kometen Veranlas-ung, s. Freunden allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein chüler, Mario Gulducci, bildete daraus eine Schrift, worin er den Jesuiten rassi scharf beurtheilte. Dieser, welcher Galilei für den Verfasser hielt, griff den-lben an. Galilei antwortete in s. „Saggiatore", einem Meisterstücke von Be-edsamkeit, welches nach Algarotti die schönste Streitschrift ist, die Italien aufzu-eisen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer gelesen zu rden verdient. Er zog dadurch die Feindschaft der Jesuiten auf sich. Um diese eit arbeitete er sein berühmtes Werk aus, worin er, ohne eine Entscheidung aus-sprechen, drei Personen redend einführt, davon eine das Kopernikanische, die eite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe derge-alt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach problematisch bleibt, so wenig auch s Übergewicht der für Kopernicus aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit iesem unsterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Schärfe des Styls it dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart sind, begab sich G. 630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daselbst 1632 Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si dis-orre de' due massimi sistemi, Tolemaico et Copernicano") heraus. Kaum ar dasselbe erschienen, als es von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Sci-pi Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa, angegriffen wurde. Ur-an VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer gewesen, wurde n grausamster Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, G. habe in e Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, weil er den Druck eines so stößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es seinen Widersachern nicht schwer rden, ihn den schimpflichsten Mißhandlungen Preis zu geben, zumal, da sein önner, Cosmo II., gestorben, und die Regierung zu Florenz in den schwachen änden des jungen Fernando II. war. Eine Congregation von Cardinälen, Mön-en und Mathematikern, alle geschworene Feinde G.'s, untersuchten sein Werk, erdammten es als höchst gefährlich, und foderten ihn vor das Inquisitionsgericht. er Greis mußte sich im Winter 1633 nach Rom begeben, schmachtete einige Mo-ate in den Gefängnissen der Inquisition, und wurde verdammt, die großen Wahr-eiten, die er behauptet hatte, dem Ursprunge aller Wahrheit, auf den Knieen lie-end, die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzubitten.

Cordo sincero et fido non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er aussprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, beschämt, s. Überzeugung zum Trotz geschworen zu haben, mit dem Fuße gestampft und mit verbissener Wuth gesagt haben: „E pur si muove!“ (Und doch bewegt sie sich!) Dies geschah d. 23. Juni 1633. Hierauf ward er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten, verurtheilt, s. „Dialogo“ aber verboten und s. System, als der Bibel zuwider, verdammt. Man war so gnädig, die Kerkerstrafe in eine Verweisung in den bischöfl. Palast zu Siena, und bald nachher in das Kirchspiel Arceti unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er s. letzten Jahre hauptsächlich mit dem Studium der Mechanik und Ballistik. Früchte davon waren zwei wichtige Werke über die Gesetze der Bewegung, welche der Grund der jetzigen Physik und Astronomie sind. Zugleich bemühte er sich, die Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen; und wiewol er damit nicht zu Stande kam, so war er doch der Erste, der systematisch über ein solches Mittel zur Bestimmung der geographischen Länge nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andre fast unbrauchbar, als er noch 1637 die Libration (das Wanken, s. d.) des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Manne s. letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte sie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finsterniß“, schreibt er 1638, „grüble ich bald diesen, bald jenen Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes benimmt mir fast gänzlich den Schlaf“. Er starb 1642 (dem Geburtsjahre Newton's) d. 8. Jan. im 78. J. s. Alters, an einem langsam zehrenden Fieber in den Armen s. jüngsten und dankbarsten Schülers, Vincenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St.-Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm 1737 neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet worden. G. war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; s. Gesichtsbildung fand man einnehmend, s. Umgang munter. Er liebte Musik, Zeichenkunst und Poesie. Den Ariost konnte er auswendig, und zeigte in einer erst 1793 gedruckten Schrift („Considerazioni al Tasso“), die er in Mußestunden hinwarf, seine Vorzüge vor Tasso, den er oft mit Bitterkeit tadelt. Er besaß wenig Bücher. Das beste Buch, sagte er, sei die Natur. Sein Styl ist bündig, natürlich und fließend. Die vollständige Ausg. s. sämmtl. Werke erschien in 13 Bdn. Mailand 1803. Sein Leben hat Jagemann („Gesch. Galilei's“, Weim. 1783) beschrieben. Genauer lernt man ihn kennen aus Nelli's „Vita e commercio litterario di G.“ (2 Bde., Florenz 1821.)

Galicien, Provinz im nordwestl. Spanien mit dem Titel eines Königreichs (748 □M. 1,142,630 E.), hat meistens ein rauhes, feuchtes Klima, ist bergicht und in der Mitte unfruchtbar; gegen die See zu gibt es schöne Weiden und guten Weinbau. Bedeutend sind die Häfen Coruna und Ferrol. Der Oberst Cadalhaso schildert in s. „Marroccanischen Briefen“ die Einw. also: „Sie sind stark und arbeitsam, ziehen in ganz Spanien herum, und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das sie alsdann mit nach Hause nehmen. Als Soldaten halten sie vortreffliche Mannszucht, und sind durch Strapatzen abgehärtet. Geduldig ertragen sie Hunger und Durst und passen ganz vorzüglich zum Dienst der Infanterie. Mehre Spanier und Franzosen nennen die Einw. dieser Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich ist die Ähnlichkeit, sowol in Hinsicht auf Lächerlichkeiten als Talent und Geist, zwischen beiden Völkern auffallend“. Sie treiben hauptsächlich Fischerei und Schifffahrt; in neuern Zeiten entstanden Leinwandfabriken. In dem Dom der Hauptstadt San Jago de Compostella (25,000 E.;

wird, der Sage nach, der Körper des Apostels Jakob (des Jüngeren) des Schutzpa-
rons von Spanien, der hier zuerst den christlichen Glauben gepredigt haben soll,
ufbewahrt, daher ist es ein berühmter Wallfahrtsort. Noch sind die Städte Vigo,
Orense, Lugo zu nennen.

Galizien und **Lodomerien**, ein Königreich der östreich. Monarchie,
renzt gegen W. an das östr. Schlesien, gegen N. und O. an Polen, und gegen
S. an Ungarn. Beide Länder waren Herzogthümer, die anfangs in einer gewissen
bhängigkeit von Ungarn standen, dann an Polen kamen, bis sie bei der Theilung
on Polen 1772 an Östreich fielen, und mit Einschluß andrer Stücke, die sonst zu
Kleinpolen gehörten, zu einem Königreiche erhoben wurden. 1786 kam die Buko-
wina hinzu, welche schon seit 1777 östreichisch war. In Folge des wiener Friedens
en 1809 trat Östreich ab und überließ an den König von Sachsen, um mit dem
Herzogthum Warschau vereinigt zu werden, ganz West- oder Neugalizien, einen
Bezirk um die Stadt Krakau, auf dem rechten Ufer der Weichsel, und den zamos-
er Kreis in Ostgallzien (957 □M. mit 1,470,024 Einw.); und an Rußland
en Altgalizien 164 □M. mit 400,000 Einw. Der pariser Friede führte den frü-
ern Zustand größtentheils wieder zurück. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1525
□M., mit 4,075,000 E. Die Hauptst. ist Lemberg. Das Land hat einen größ-
ntheils sehr fruchtbaren Boden, und liefert zur Ausfuhr Wintergetreide, unge-
htet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird. Der Obstbau fängt erst
t sich zu heben. Wilde und gepflegte Bienen geben Honig und Wachs als Gegen-
ände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andre Gegenden
rhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Ab-
ärtung aus; vorzüglich schöne Pferde gibt die Bukowina. Von wilden Thieren
ndet man Auerochsen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele
afen; der Biber lebt hier in geringer Anzahl nomadisch in Höhlen, deren Aus-
nge sich in einem Wasser endigen, in der Gegend von Grudeck und am Bugflusse.
ne Art Schildläuse liefert die polnische, zum Scharlachfärben benutzte Cochenille.
nter den Mineralien ist das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet sich durch
e bergichte Theile des Landes und wird als Steinsalz gegraben, oder auch aus
uellen ohne Gradirhäuser versotten. Eisen findet sich in den meisten Gebirgen,
s Erz ist aber nicht sehr ergiebig. Gold wäscht man aus der Bistriza; Flinten-
ine brechen vorzüglich im bochnianer und stanislawower Kreise häufig und von
rzüglicher Güte. Die vielen Alaunschiefer werden wenig benutzt. Einige mi-
ralische und Sauerquellen werden zu Badeanstalten benutzt. Das Königreich
rd in 19 Kreise getheilt; die Regierung wird von der galizischen Hofkanzlei ge-
let; zu Lemberg aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches alle Landesan-
egenheiten besorgt. Die Justiz verwaltet das ebenfalls zu Lemberg errichtete
ppellationsgericht. Seit 1775 hat Galizien Landstände, aus dem Herren- und
itterstand und den wichtigsten Städten; die Geistlichkeit macht keinen eignen
tand, Bischöfe und Äbte sind unter dem Herrenstand begriffen. Sie haben das
echt, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Fo-
rungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgu-
rnium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, sie sind
er nicht erblich. Die Kunsterzeugnisse des Landes sind nicht erheblich; doch gibt
Taback-, Leinwand- und Harrastuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur
eförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden ist, sind
te Straßen angelegt. Die herrschende Religion des Landes ist die katholische;
r Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte
riechen und Armenier, welche unter eignen Bischöfen stehen, sowie zahlreiche Ju-
n, die ihre Synagogen und einen Oberrabbi haben. Die Angelegenheiten der Lu-
eraner, hier noch aus dem polnischen Zeitalter Dissidenten genannt, besorgt der
uperintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung wirken die Universität z-

Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und 6 Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes.

Gall (Johann Joseph), geb. 1758 in Tiefenbrunn im Königreich Wirtemberg, wo sein Vater ein Krämer war. Er studirte die Arzneiwissenschaft, und lebte zu Wien als Arzt, wo er sich durch s. „Philosophisch-medicinischen Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen" (2 Thle., Wien 1791) vortheilhaft bekannt machte. Dann erregte er durch s. „Anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Gehirn und die Nerven", wegen mehrer neuen Entdeckungen und psychologischen Bemerkungen auch unter den Aerzten Aufmerksamkeit. Diese Entdeckungen wurden bald u. d. N. der Organen- oder Gehirnschädellehre allgemeiner verbreitet. G. hatte nämlich schon auf der Schule bemerkt, daß einige Knaben, die ihn trotz s. Aufmerksamkeit im Auswendiglernen übertrafen, sich durch große Augen auszeichneten. Dieselbe Eigenschaft wurde er in der Folge auch bei großen Schauspielern gewahr. Hieraus folgerte er, daß die Anlage (das Organ) des Gedächtnisses sich wol an dieser Stelle des Kopfs befinden müsse. Zwar ging er nachher von dieser Idee ab, kam aber doch wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfs ankomme. Seitdem fing er an, Schädel zu sammeln, verglich sorgfältig, welche Erhabenheiten sie mit einander gemein und nicht gemein hatten, sammelte auch die Schädel der Thiere, studirte das Leben der Thiere und Menschen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte so nach und nach die Anlage für etwa zwanzig Organe, oder eben so viel verschiedene Sitze der hervorragendsten Gehirnverrichtungen. (S. Schädellehre.) G. setzte bisher seine Lehre nicht in Schriften auseinander, sondern in mündlichen Vorträgen, auf Reisen in den größten Städten und Universitäten Deutschlands, arbeitete sodann einige Jahre in Gesellschaft s. Freundes, des D. Spurzheim, zu Paris, wo er mit abwechselndem Beifall s. Vorlesungen gehalten hat, und noch gegenwärtig als praktischer Arzt sich aufhält. An einem großen Werk in franz. Sprache, m. Kpf., Fol., das den Gall'schen Entdeckungen ihren bestimmten Werth sichert, der vorzüglich in anatomischen Entdeckungen, die Bildung des Gehirns betreffend, besteht. U. A. hat er bewiesen, was man vorher nur vermuthete, daß das Gehirn in der markigen Masse des Rückgrats anfange, sich von hier aus netzartig entfalte, und in das große und das kleine Gehirn sich theile. Mit Spurzheim gab Gall zu Paris 1810 in 4. und Kpf. in Fol. heraus: „Anatomie et physiologie du système nerveux en général, et sur celle du cerveau en particulier". Gegen mehre ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von pariser Gelehrten, vertheidigt er sich in s. Schrift: „Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du matérialisme etc." (Paris 1812.) Spurzheim hat sich späterhin von Gall getrennt, und in England und Schottland Vorlesungen über des Letztern System gehalten. Auch hat Spurzheim in London ein Werk über s. und Gall's Entdeckungen herausgegeben, das aber strengen Kritiken hat begegnen müssen. Auch erschien hier 1817 ein Spottgedicht in zwei Ges., die Craniade, auf Spurzheim bei Licht. Seitdem erschien von G.'s „Organologie, ou exposition des instincts, des penchans etc. et du siège de leurs organes" zu Paris 1822 — 25, eine neue Ausg. in 6 Bdn.

Gallapfel, ein Auswuchs auf den Blättern mehrer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattwespe herrührt. Diese ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Brust schwarz und orangengelb gestreift. Der kugliche Hinterleib hat eine kastanienbraune Farbe. Die Gallwespen nun nehmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten sich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Diese Säfte ziehen sich nach der verwundeten Stelle, häufen sich daselbst an, treten hervor und erharten an der Luft, und

ch und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röth-
h gefärbt ist. Das darin befindliche Ei wächst mit dem Gallapfel. Hat es seine
ife erlangt, so schlüpft eine Made aus, welche sich von dem wäßrichtschwammi-
n Gewebe des Gallauswuchses nährt, bald in den Nymphenstand übergeht, und
s diesem als ein vollkommenes Insekt erscheint, welches die Galle durchfrißt. Die
antischen Galläpfel sind viel vorzüglicher als die europäischen. Sie sind kleiner,
r fester und schwerer. Ihre äußere Fläche ist nicht glatt, sondern höckerig; die
isten haben eine schwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue spielende Farbe. Die
r Cypern zu uns kommen, sehen erbsengrau und weißgrau aus. Die levantischen
läpfel sind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli,
ida, und insonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie besitzen den allen
ilen der Eiche eignen zusammenziehenden Gewächsstoff in einem weit höhern
ade als unsere einheimischen Galläpfel, und sind deßhalb in der Färberei von äu-
er Wichtigkeit, wie sie denn auch bekanntlich einen der Hauptbestandtheile un-
r gewöhnlichen schwarzen Dinte ausmachen. In der Medicin werden sie häufig
aucht.

Galle, eine zähe gelblichgrüne Flüssigkeit von bitterm Geschmack. Der
nsch und viele Thiere haben an einer eignen Ausschweifung der untern Leberfläche
besondere Blase, worin die durch die Leber aus dem Blute abgesonderte Galle
ewahrt wird (Gallenblase). Diese Flüssigkeit ist theils ein Auswurfstoff aus
Blute, theils ist seine Bestimmung die Beförderung der **Verdauung** (s. d.).
Bestandtheile der Galle sind 1) Wasser, welches den ansehnlichsten Theil
t und die übrigen Bestandtheile aufgelöst enthält; 2) ein gelblichtes, sehr bitte-
schmelzbares Harz, welches größtentheils die Ursache des Geschmacks der Galle
3) ein geringer Antheil Natrum; 4) etwas mineral-alkalische Salze; 5) et-
Eisenoxyd; 6) eine geringe Menge einer gelben Substanz, welche nur zum
l in dem Natrum aufgelöst ist; 7) eine nicht unbedeutende Menge Eiweißstoff.
Die **Gallensteine**, gewisse Verhärtungen, welche sich nicht selten in der
ndblase des Menschen und mehrer Thiere finden, sind von bräunlicher, schwärz-
Farbe, und bestehen aus einer dem Wallrathe oder Wachse ähnlichen Masse,
er geronnener Eiweißstoff beigemischt ist.

Gallert (französ. gelée), eine weißgelbe, durchsichtige, etwas elastische
e, welche durch starkes Kochen mit Wasser, besonders in verschlossenen Gefä-
aus verschiedenen thierischen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, Ha
, und besonders aus den Hirschgeweihen erhalten wird. Sie ist ein wahrer
und von dem Tischlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung
inen größern Antheil von Wasser verschieden. Man gebraucht sie mit Wein
Wasser vermischt als ein nährendes Mittel für Genesende. Sonst nennt man
wegen der ähnlichen Durchsichtigkeit und des zitternden Bestandes, mit Zu-
ngedickte Früchte **Gallerte**. Die thierische Gallerte kommt mit dem Pflan-
leime, einem Hauptbestandtheile der Gewächse, im Äußern überein. Sie
ch im Wasser gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geschmack.
dem Pflanzenschleime unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie bei der
nnung mit Wasser zwar zuerst in die saure, bald darauf aber schnell in die
Gährung übergeht.

Galletti (Johann Georg August), geb. zu Altenburg d. 19. Aug. 1750,
e von 1765 — 72 in Göttingen Rechtswissenschaft und Geschichte; vorzüg-
nutzte er Pütter's und Schlözer's Unterricht. Dann wurde er Hofmeister des
al. herz. gothaischen Geh. Raths und Kammerpräsidenten von Schlotheim,
n er kleine Lehrbücher schrieb, welche unter die Presse einer Handdruckerei ka-
was Zeitvertreib und lehrreiche Beschäftigung gewährte. 1772 erhielt G.
Laboratorstelle am Gymnasium zu Gotha und 1783 eine Professur. Wäh-

rend der Verwaltung derselben verfaßte er mehre historische und geographische Leh
bücher, die auch auf andern Schulen eingeführt wurden und zum Theil viele Au
erlebten. Zu den Zöglingen des gothaischen Gymnasiums aus dieser Zeit gehör
verschiedene, um Geschichte und Erdkunde verdiente Lehrer und Schriftsteller, z. B.
Wachler, Ferd. Schulze, v. Hoff, Böttiger der Jüngere u. A. Außerdem mach
sich der fleißige Galletti bekannt durch s. „Geschichte des Herzogthums Gotha
durch die „Geschichte Thüringens", die „Geschichte Deutschlands" und durch
„Weltgeschichte". 1806 ward er vom Herzog von Gotha zum Hofrath, Histori
graphen und Geographen ernannt, und 1819 verstattete man ihm, seine Professo
stelle, mit Beibehaltung s. Gehalts, niederzulegen.

Gallicanische Kirche ist der lat. Name, mit welchem die katholis
Kirche des franz. Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche besta
von jeher darin, daß sie eine größere Unabhängigkeit von dem päpstl. Stuhle behau
tete. Der erste Grund ihrer mehren Freiheit ward durch die 1438 geschlosse
pragmatische Sanction gelegt. Die in diesem zwischen dem Papste und dem K
nige geschlossenen Vergleiche festgesetzten Bestimmungen wurden durch die Quatu
propositiones Cleri Gallicani von 1682 bestätigt und erweitert. Es entstand n
lich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von d
Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die nich
geistlichen Stellen in demselben zu besetzen, la Regale genannt. Dieser St
hatte die Folge, daß der König 1681 die franz. Geistlichkeit zu Paris versamm
welche die erwähnten vier Grundsätze abfaßte, in denen gesagt wird, daß zwar d
Statthalter Christi in geistlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und G
walt von Gott verliehen sei, daß aber auch diese Gewalt durch die Kirchengesetze u
durch allgemeine Kirchenversammlungen beschränkt und gemäßigt werde, und d
das Urtheil des Papstes nicht für unverbesserlich (irreformabile) erklärt werd
könne, wenn nicht die Übereinstimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als e
mal hat sich Napoleon in seinen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle auf d
Grundsätze berufen. In der Lehre und in den Gebräuchen unterscheidet sich di
gens die gallicanische Kirche nicht von denen, welche im ganzen Umfange der kat
lischen Kirche eingeführt sind. Bis auf die Zeiten der Revolution war sie durch g
Gelehrte, auch berühmte Kanzelredner, als Bossuet, Bourdaloue, Massillon, F
nélon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfass
Frankreichs um, raubte den Geistlichen ihre Güter und Einkünfte, und zerstörte d
Schulen und Seminarien. Bonaparte stellte, als erster Consul der franz. Re
blik, durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat (s. d.)
kirchliche Verfassung wieder her. Auch sind seitdem Bildungsanstalten für d
Geistlichkeit errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredts
keit aber hat dieselbe noch nicht wieder erlangen können, obgleich Männer, wie G
goire und der Cardinal Maury, welcher für einen der vorzüglichsten Kanzelred
galt und 1810 eine lesenswerthe Schrift über die Kanzelberedtsamkeit heraus
die theologische Literatur bereichert haben. Seit der Rückkehr der Bourbonen h
1821 in Gemäßheit der päpstl. Bulle vom 10. Oct. d. J. die Zahl der Diöce
und die Besoldung der niedern Pfarrstellen vermehrt worden. Indeß hat die R
gierung bis jetzt den Umtrieben einer mächtigen Partei, welche durch Jesuiten u
Missionnairs die Freiheit der gallicanischen Kirche vernichten will, glücklich wid
standen. Es müssen nämlich seit 1824 die Obern und Professoren der bischöfl. S
minarien der Erklärung des gallic. Klerus von 1682 förmlich beitreten, und ein
gegen vom Erzbischof v. Toulouse, Grafen Clermont-Tonnère, im ultramonta
Geiste verfaßtes Sendschreiben ward von der Regierung gemißbilligt. Auch erklär
mehre Bischöfe 1826 feierlich, daß sie an den Beschlüssen von 1682 fest hielten.

Gallicismus, eine Eigenheit der franz. Sprache in dem Ausdruck oder er Wortstellung in einer andern Sprache angewandt.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erstreckte sich zu der Römer Zei- en von den Pyrenäen bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans driatische Meer. Man theilte es ein in Gallien diesseits der Alpen (nämlich von Ita- en her, Gallia cisalpina) und G. jenseits der Alpen (G. transalpina). I. Gal- ien diesseits der Alpen erstreckte sich von den Alpen bis ans adriatische Meer, umfaßte also alle Länder Oberitaliens bis an den Rubicon und die Macra. Mit Italien am meisten in Berührung, nahm es römische Sitten und Gebräuche n, erhielt von Cäsar das römische Bürgerrecht, und heißt von Annahme der römi- hen Toga auch G. togata. Es wurde eingetheilt 1) in Ligurien, das Gebiet von enua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2) Gallia transpadana und 3) Gal- a cispadana, d. h. Gallien jenseits und diesseits des Po (Padus). Ligurien war on den Liguriern, G. transpadana vorzüglich von den Taurinern, Insubrern und enomanen, G. cispadana von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern gal- ischer Abkunft, bewohnt. Die Städte, größtentheils römische Colonien, haben ie alten Namen meist noch behalten; in G. transpadana: Tergeſta (Trieſt), Aqui- ja, Padavium (Padua), Vincentia (Vicenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Breſcia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Auguſta Taurino- um (Turin); in G. cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Mo- ena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenseits der Alpen, n Gegensatz der G. togata auch comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar coma) wachsen ließen, auch G. braccata, weil die Einw., besonders des südlichen heils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war im W. on den Pyrenäen, im O. von dem Rheine, und durch eine Linie von deſſen Quel- n bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebst diesem Fluß, im N. vom atlantischen nd im S. vom mittelländischen Meere begrenzt, umfaßte also das eigentliche Frank- ich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Fabius hatte n Theil Galliens jenseit der Alpen erobert, welcher zunächst an Oberitalien, südl- ch am mittelländischen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerst römische rovinz wurde, so erhielt er vorzugsweise den Namen Provincia (woraus später rovence geworden ist). Die Landgrenzen machten die Alpen, Cevennen und der uß Rhone. Als hierauf Cäsar das transalpinische G. einnahm, fand er es, mit usnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1) Aquitanien, von den Pyrenäen s an die Garonne, meist von iberischen Völkern beſetzt, 2) Gallia celtica, von da s an die Seine und Marne, 3) G. belgica, im Norden des Landes bis an den hein. Auguſtus ließ durch Agrippa die Verhältnisse des Landes neu ordnen. Nun urd das Land folgendermaßen eingetheilt: 1) Aquitanien ward bis zu der Loire ver- ößert, um diesem Theile ein beſſeres Verhältniß zu den übrigen zu geben; Haupt- Burdegale (Bordeaux). 2) Belgica, zwischen den Flüſſen Seine, Saone one, dem Rheine und dem nördlichen Ocean. Hauptörter: Veſontio (Beſan- n), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieſer Strich also auch die Rheinländer und etien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germania prima oder erior, und Germania ſecunda oder inferior, davon trennte; hier längs des eins Colonia Agrippina (Köln), Moguntiarum (Mainz), Argentoratum (Straß- g). 3) G. Lugdunenſis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Cel- landes, Alles was zwischen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis südlich an Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Aleſſa (Aliſe), bracte, später Auguſtodunum (Autun), Lutetia Pariſiorum (Paris) auf die ineinſel zu Cäſars Zeiten noch beſchränkt und unbedeutend, wurde bald durch te Lage wichtig. 4) G. Narbonenſis, die vormalige Provincia Romana; hier Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer, Toloſa

(Toulouse), Nemausus (Nimes), Vienna (Vienne), Massilia (Marseille); letzte war eine uralte griech. Colonie. S. Serpette de Marincourt's „Hist. de la Gaule (Paris 1822, 3 Bde.). ec.

Gallier, der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie nannt sich Gaël, oder Gall, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celt scheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und, wie viele klei Völkerschaften sie auch enthielten, kaum in wenige merklich verschiedene Stämme g theilt gewesen zu sein. Wahrscheinlich nahmen sie, vom Kaukasus herabkommen ihren Weg südlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thrazier hinter sich u die Germanier zur Seite; aber wann dies geschehen, darüber läßt sich in so uralt Zeit nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verschiedenen Namen beset dieses Volk bei seinem ersten Eindringen viele Länder, so als Umbrer und Auson zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Hi vetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrscheinlich ein neuer Schwar etwa 2000 vor Chr., unter dem Namen Rasena durch das Tridentinische n Italien, wo sie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker, hielten, und 300 Städte der vorher dort herrschenden Umbrer erobernd, sich üb einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieser Etrusker frühe Bildung, a Mythologie, kunstvolle Calendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Mex manches Ähnliche hat), sowie einige andre Spuren, möchten uns (was man au von dem Einfluß der Griechen sagen mag) nöthigen, an eine uralte, vielleicht unt gegangene oder doch vermischte Bildung dieses Volksstammes zu glauben. Man Stämme der Celten blieben am adriatischen Meere, längs der Donau und im S den von Deutschland sitzen, aber der Hauptstamm ließ sich zwischen den Pyren und den Alpen, dem Oceane und Rheine, in dem Lande, das von ihnen seinen N men erhielt, nieder, von wo aus sie auch Albion und Jerne (Großbritannien u Irland) besetzten. Überfüllung des Landes (eine gewöhnliche Erscheinung bei h rohen und zum Theil nomadischen Völkern), heftiges Andrängen germanischer u thracischer Völker erregten um 397 vor Chr. eine große Bewegung unter den Ga liern. Colonien vieler Völkerschaften zogen theils westlich über die Alpen nach It lien, theils östlich längs der Donau herauf. Dieser Zug der celtischen Gallier üb die Alpen (gewöhnlich um 200 J. früher angesetzt) führte dies Volk gleichsam erst die Geschichte ein. Wir finden es in viele Völkerschaften getheilt, doch so, daß ei derselben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrschaft grenzte, au übte. Mißbrauch dieses Vorrangs erregte Spaltungen, viele schlossen sich eine andern Staat an; so wechselten die vorherrschenden Staaten, das System blie Diese Clientelarverfassung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich u der Adel (vorzugsweise die Krieger genannt) und die Priester, Druiden; die Gem nen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und schützten sich gegen Mißhandlung nicht durch die Gesetze, sondern indem sie sich Mächtigern anschlossen. Unter de Adel waren wieder die zahlreichen fürstl. Geschlechter die ersten; bei großen Züg scheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Vgl. **Brennus**.) D Druiden und Druidinnen besaßen eigenthümliche Kenntnisse, die sie im Dunkel dic ter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Astronomie, Na turkunde und Poesie waren ihnen nicht fremd, aber ihre Religion war voll Priester greuel und schrecklichen Aberglaubens (häufig Menschenopfer). Zweikämpfe u wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte selten, zahlreich ihre Dörfer, arm selig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzü lich von den Erzeugnissen ihrer Heerden. Eine Art Bier und Meth waren ihr G tränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüs und einige Bergwerke. Der angesehene Gallier erschien in der Schlacht mit eine bunten gewürfelten und schimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergschotten

übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Statt, ihr wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder, blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüstungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erschlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machten sie zu dem furchtbarsten Volke der alten Westwelt. Aber es fehlte ihnen an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und schlecht, und ihre ungehärteten kupfernen Schlachtschwerter bogen sich nach jedem Hiebe auf Eisen zusammen, und mußten nach jedem Streiche erst wieder gerade gezogen werden. Daher war eigentlich nur ihr erster Anprall fürchterlich. Dieses Volk — sei es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung seines Weibes von einem Fürsten des Landes zum Zorn gereizt hatte, sie nach dem fruchtbaren Italien lockte — betrat die gegen sie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demselben Tage dess. J. (396), als Camillus Veji einnahm, sollen die Gallier Melpum, eine ansehnliche etruskische Stadt Oberitaliens, stürmend genommen haben. Aber der Sturm dieser Völkerwanderung wandte sich bald gegen Rom selbst, das, in dem Verderben der vorliegenden etruskischen Städte sein eignes Schicksal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten versuchte. Bei diesen Unterhandlungen beleidigten die römischen Gesandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung versagt, zogen gegen Rom, und vertilgten am Flüßchen Allia, 389 vor Chr., das Kern der römischen Jugend, plünderten und verbrannten die Stadt, und belagerten das Capitol, das im Begriff ist, sich mit Gold zu lösen, als Camillus (s. d.) rettend erschien. Von dem Zuge der östlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur spärliche Nachrichten, doch auch aus diesen ersehen wir, daß er Auswanderungen ganzer Völker verursachte; schon damals, scheint es, vermischte sich in ihren Theil ein germanischer Stamm, die Cimrer oder Cimbern, mit den Celten. 280 J. nach der Verbrennung Roms brachen diese östlichen Gallier in drei Mal gehaltenen Zügen, 280 — 278 v. Chr., in das durch viele Kriege an Männern erschöpfte Macedonien und Griechenland verwüstend ein. Der macedonische König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Sosthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als sie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apollo's zu Delphi (durch seine natürliche Lage fest) plündern wollten, kamen die Schrecknisse der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über sie; geschlagen, vollendete Mangel, Ruhr und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen der Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die spätesten Kaiserzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieser Wanderungen auf das eigentliche Gallien scheinen bedeutend gewesen zu sein. Die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutschland verschwinden seitdem; germanische Stämme besetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenseitigen Ufer dieses Flusses; jener von Galliern und Deutschen gemischte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, besetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, und wo sie dann als Caledonier (Berggalen), später als Picten und Scoten in der Geschichte erscheinen. Diese Belgen in Gallien, oder Cimbern, sind die eigentlichen alten Gallier. Die Celten in Gallien schritten indessen, obwol in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten beibehaltend, zu höherer Bildung fort; der Umgang mit den Griechen in Massilia (Marseille), mit deren Buchstaben sie ihre Sprache schrieben, sowie mit den Karthagern, in deren

Marseille
hagern, in
32

Heeren sie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Do
vermochten sie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenseits des Rheins zu wide
stehen; wilder und tapferer als sie waren ihre Halbbrüder, die Belgen und Cimbe
sowie die Briten, welche sich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabstritte
und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und b
barisch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner
lands, die sich nicht nur bemalten, sondern auch künstlich tattowirten, und
Menschenfleisch, selbst in spätern Zeiten, ein köstlicher Bissen war, die aber
ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpischen Brüder inde
(die diesseitigen Gallier, wie die Römer sie nannten) hatten sich, nachdem sie
Etrusker zum Theil südlich in das heutige Toscana, zum Theil nördlich in die
tischen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergel
Von hier machten sie sich den Römern, oft in eignen Kriegen, oft als Soldt
andrer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem diese den ersten puni
Krieg glücklich durchgekämpft hatten, schlug 172 Jahre nach der Einäsch
Roms für sie die Stunde der Rache. Vergebens riefen sie kriegerische Völker
ihren Brüdern über die Alpen; nach einem 6jährigen Vernichtungskriege m
sich die Reste dieses Volks den Römern unterwerfen (220 v. Chr.). Zwar ver
ten sie, als Hannibal das Schrecken seiner Waffen bis vor die Thore Roms
das Joch wieder abzuschütteln, aber die Römer, endlich auch in diesem K
Sieger, nöthigten sie, sich von Neuem zu unterwerfen. 31 J. später (189 v. C
traf dasselbe Schicksal ihre Halbbrüder in Asien, die Galater, auch diese wur
siegt und ihre Fürsten (Tetrarchen) zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero
treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch besitzen, war einer dieser Fürs
spätern Zeiten. Bald überstieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; sie
sich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen
Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin schaffen zu können. Du
Besiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrs
Volk in Gallien waren, unterwarfen sich die Römer in den J. 128 — 12
südlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See.
der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beschreibung g
sie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird
daß sie Hunde sowol zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Westind
halten hätten. Bald darauf bewegte der Zug der Teutonen und Cimbern,
nischer Völker, Europa vom schwarzen Meere bis Spanien. Viele, bes
gallische Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemischt, s
sich an, 4 consularische Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Da
beherrschende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da
Cajus Marius (s. d.) die römische Republik; in 2 mörderischen Schla
Aix 102, und Vercelli 101 v. Chr., vernichtete er diese Nationen; ihre
nachdem sie vergebens gebeten hatten, sie den vestalischen Jungfrauen und
Keuschheit zu weihen, gaben sich und ihren Kindern den Tod. Nur diejenig
ser Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren,
rannen dem allgemeinen Verderben. 43 J. nach dieser Begebenheit erhielt
Julius Cäsar die Statthalterwürde (das Proconsulat) über die Gallien b
ten Landschaften. Er beschloß, sich ganz Gallien zu unterwerfen, und füh
innerhalb 9 Jahren, 58 — 50 v. Chr., durch 8 sehr blutige Feldzüge aus.
sar fand Gallien in viele Parteien zerrissen; durch die Anfälle der Germane
denen sich ein Haufen unter ihrem Könige Arioviſt (Ehrfest) jenseits des
niedergelassen hatte, geschwächt; viele Völker, besonders die Äduer, alte B
genossen Roms, ihm geneigt. Anfangs trat er als Retter und Befreier der
auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren

ß den Ariovist nach Deutschland zurückwarf. Später bezwang er die wilden gen und trieb einige einwandernde deutsche Völker zurück. Noch aber war der Kriegssinn der Gallier keineswegs erloschen, und hatten sie auch nicht mehr den en Muth ihrer Vorfahren, so waren sie desto geschickter, in Kriegssachen Vieles guahmen. Ihr Freiheitssinn wurde empört, als sie fortdauernd römische Trup- in ihrem Lande sahen. Mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Ver- aber der letztern ausgebildete Kriegskunst und Cäsar's Genie und Glück trugen ch (nach Aufopferung einer Mill. Gallier) den Sieg davon. Der letzte allge- e Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix, mußte sich 52 v. Chr., em er in der Stadt Alesia (jetzt Alise, Fl. nicht weit von Dijon) eine der merk- igsten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer erge- Einige spätere Aufstände waren fruchtlos. Cäsar vollendete die Unterjo- Galliens, mit dessen Geld und Truppen er sich nachher das ganze römische unterwarf. Durch Colonien, und indem nach und nach mehre gallische en das römische Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrschaft der Römer in die- nde befestigt. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Drui- e sich mehr und mehr nach Britannien zog, wo diese Priester besonders auf einen Inseln an der englischen Küste ihr geheimnißvolles Wesen trieben, von n sich wunderbare und schreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. Doch uch bald die Britannier das Schicksal, von den Römern besiegt zu werden. dem Aussterben der Familie der Cäsarn versuchten die Gallier noch einmal, ülfe der Deutschen, ihre Freiheit wieder zu erlangen, aber vergebens. Sie t hierauf nach und nach alle römische Bürger und völlig romanisirt, sodaß hre alte Sprache, die celtische, durch eine verdorbene lateinische Mundart ver- wurde, doch so, daß viele celtische Wörter, besonders als Wurzeln, übrig woraus nachher, vermischt mit fränkisch-deutschen Worten, die jetzige fran- Sprache entstanden ist; denn um 486 bemächtigten sich die Franken des Theils von Gallien und machten der römischen Herrschaft in diesem Lande n Ende. Die alte celtische Sprache lebt noch am reinsten, wiewol mannig- ndert, in dem Gallic der Bergschotten, oder der ersischen Sprache in Irland, sch-germanische Sprache (der Belger oder Cimbern) im heutigen Wales, in llis und in Niederbretagne. ee.

allimathias, Wortgewirr, Unsinn, Kauderwelsch. Der Ausdruck einem franz. Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, lus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advocat, der vor Gericht nach da- Sitte lateinisch sprach, ließ dabei oft die Worte: **Gallus Mathiae**, der s Mathias, hören, versprach sich aber einigemal, und sagte **Galli Mathias**, hias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, so nannte hher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias.

allizin (Amalie, Fürstin). Diese durch ihre Geistesbildung, ihre Ver- n mit Gelehrten und Dichtern ihrer Zeit, vor Allem aber durch ihren gro- g zum Pietismus bekannte Frau, T. des ehemal. preuß. Generals, Gra- chmettau, verlebte einen Theil ihrer Jugend an dem Hofe der Prinzessin d, Gemahlin des Prinzen Ferdinand v. Preußen, Bruders Friedrichs II. Auf se nach Aachen, wohin die Gräfin Schmettau ihrer Gebieterin folgte, lernte ussischen Gesandten im Haag, den Fürsten Gallizin, kennen, der, angezo- den körperlichen und geistigen Reizen der jungen Dame, ihr bald darauf id reichte. Da ihr Gemahl häufig auf Reisen war, so erkor sich die Für- rster zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, wo sich denn bald ein Kreis meter Menschen um sie sammelte, zugleich aber neben dem geistigen in wechselseitiger Austauschung von Ideen über Wissenschaft und Kunst, izbaren Frau sich auch jene frömmelnden Tendenzen und jene zuletzt auf

Proselytenjagd hinauslaufende religiöse Gefühlsempfindelei, einfand, die Voß in s. bekannten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ so scharf, wiewol nicht unverdient, beurtheilt hat. Denn, daß sie und der Einfluß ihrer nähern Umgebung vorzüglich zu dem Abfalle Stolberg's und dessen Familie beigetragen, ist unleugbar und ebenso, daß ihr Beispiel, als das einer durch Geist, Rang und Anmuth gleich ausgezeichneten Person, auch weiterhin in dieser Hinsicht noch vielfach schädlich wirkte und jene Schwelgerei in religiösen Gefühlen und Andachtsübungen mit hervorrufen half, die seitdem hier und da überhand genommen hat. Abgerechnet dieses, gehörte die Fürstin Gallizin zu den verehrungswerthesten Personen ihres Standes und ihres Geschlechtes. Für den echten Gehalt ihres Geistes und ihrer sonstigen Bildung zeugt allein schon, daß Männer wie Hamann, Hemsterhuis, Jacobi, Göthe, Fürstenberg u. A. ihre Freunde und, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit, ihre Gesellschafter waren. Besonders gehörten Hamann und Hemsterhuis zu ihren treusten Freunden und da der Erstere in ihrem Hause starb, fand er auch s. letzte Ruhestätte in ihrem Garten zu Münster. Wie tief übrigens in der letzten Periode ihres Lebens der Hang bei ihr wurzelte, ihre Bekannten auf dem Wege zum Heil zu führen, den sie ging, beweist die Äußerung Göthe's in der 2. Abth. des 5. Bds. s. Biographie („Aus meinem Leben“), nach welcher zu urtheilen, sie es nicht ungern gesehen haben würde, wenn er ein zweiter Stolberg im Religionsabfall geworden wäre. Neben dieser Schwärmerei in Religionssachen hing die Fürstin Gallizin im Punkte der Erziehung sehr dem Rousseau'schen Natürlichkeitssysteme an, und erzog zufolge desselben ihre beiden Kinder auf eine ebenso einfache als körperlich abhärtende Art. (Man s. Niemeyer, im 3. Bde. s. „Beobacht. auf Reisen“, S. 271 fg.) Die Fürstin ist die Diotima, an welche Hemsterhuis u. N.: Dioklas, s. in Briefen verfaßte Schrift: „Über den Atheismus“ richtete. Sie starb 1806 zu Angelmodde, bei Münster, woselbst sie in der letzten Zeit ihres Lebens die Sommermonate zuzubringen pflegte. Ihr einziger Sohn lebt als Missionnair in Amerika.

Gallo (Marzio Mastrizzi, Marquis v.), ehemals Botschafter des K. Ferdinand IV. von beiden Sicilien in Wien u. a. a. O., dann Staatsminister zu Neapel unter Jos. Bonaparte und Murat. Ferdinand IV. gebrauchte ihn bei den schwierigsten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. 1795 wurde er zum Premierminister an Acton's Stelle ernannt, lehnte aber diesen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 seine Vermittelung zwischen Östreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete d. 17. Oct. zu Campo Formio den zwischen Ungarn und Böhmen und der franz. Republik geschlossenen Frieden. Sein Monarch benutzte abermals s. Dienste 1798, 1799 und 1800 in wichtigen Verhandlungen mit Frankreich. In der Zwischenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu bestehen, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Als Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daselbst nur in Übereinstimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende 1802 ging er als Botschafter des K. beider Sicilien zur italienischen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und d. 21. Sept. d. J. unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitanischen von den franz. Truppen, welcher aber in dem Augenblicke der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er s. Abschied, mußte aber im Jan. 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaisers, Paris verlassen. Als Jos. Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, ward er von demselben zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großrichter des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Minister der auswärtigen Angeleg. Als solcher unterzeichnete er d. 11. Jan. 1814 das Bündniß mit Öst-

reich, worauf die Feindseligkeiten zwischen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er d. 3. Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch s. doppelten Abfall, erst von Napoleon, dann von Östreich sich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18. April 1815 begab er sich nach Ancona, wohin bald nachher Murat s. Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Nach der Revolution 1820 in Neapel bestimmte ihn die neapolitanische Regierung zum Minister der auswärt. Angeleg. und später nach Wien, um dem dortigen Hofe über die Revolution Neapels und deren Folgen Aufklärung zu geben. Allein in Klagenfurt fand er eine Einladung des Fürsten Metternich vom 2. Sept. 1820, nicht weiter zu reisen, da der Kaiser ihm keine Audienz ertheilen könne, weil die neapolitanische Revolution den socialen Zustand der jetzigen Civilisation umgestürzt habe, weil solche alle Thronen, die alten Organisationen der Verfassungen und die Ruhe der übrigen Völker bedrohe. Der Marquis mußte deßhalb nach Bologna zurückkehren. Mit Schwierigkeit erhielt er später Erlaubniß, dem Könige nach Laibach zu folgen, konnte aber keine Abänderung der über Neapel gefaßten Beschlüsse des Congresses bewirken. Der Umsturz der Revolution in Neapel führte den Marquis ins Privatleben zurück.

Galmei, zwei verschiedene Mineralspecies, beides Zinkerze; der Zinkspath ist kohlensaure Zink, und der eigentliche Galmei oder kieselhaltige Zink. Ersterer krystallisirt in Rhomboedern, erscheint auch röhren- und nierförmig, tropfsteinartig und derb. Er ist weiß, gelb, grau, braun, grün von Farbe; glas- und perlmutterglänzend; durchscheinend bis undurchsichtig; auseinanderlaufend faserig im Gefüge, uneben grobkörnig im Bruch. Wird durch Reibung negativ elektrisch; besteht aus Zinkoxyd, Kohlensäure und Wasser. Ist in ältern und neuern Gebirgen auf Erzlagerstätten zu Hause, besonders in der Gegend von Aachen, in Schlesien, England und Sibirien. — Die 2. Species, der eigentliche Galmei erscheint in rhombischen Prismen und hat übrigens gleiche äußere Kennzeichen mit dem vorigen. Er ist meist immer im elektrischen Zustande und besteht aus Zinkoxyd, Kieselerde und Wasser. Er wird in der Nähe von Heidelberg, zu Brilon und Iserlohn in Westphalen, in Tirol, Kärnthen, Polen, Sibirien u. s. w. auf Gängen im Thonschiefer gefunden. — Beide Species dienen nicht allein zur Darstellung des meisten galvanischen Zinks, welcher in den Handel kommt, sondern auch unmittelbar nebst Kupfer zur Fabrication des Messings (s. d.).

Galuppi (Baldessaro), Tonkünstler, auch Buranello genannt, von Burano, einer Insel bei Venedig, wo er 1703 geb. wurde. Er lernte die Elemente der Kunst bei s. Vater, nachher in dem Conservatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war sein erster Lehrer im Contrapunkt. Sehr jung ward er ein fertiger Clavierspieler und gab Proben s. Genies für die Composition. Noch nicht 20 Jahre alt, ließ er zu Venedig s. erste Oper: „Gli amici rivali", aufführen. Die günstige Aufnahme bewog ihn, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte so reißende Fortschritte, daß er sich in Kurzem fast aller Theater Italiens bemächtigte. Er wurde Capellmeister von St.-Marcus, Organist mehrer Kirchen und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 J. ward er als erster Capellmeister mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach Petersburg berufen. Die erste Oper, die er dort von s. Composition gab, war „Didone abbandonata". Die letzte Iphigenia in Tauris. 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß s. Familie zurück, zugleich um s. dortigen Ämter wieder zu verwalten. Mit ungeschwächter Phantasie setzte er s. Arbeiten bis an s. Tod fort, im Jan. 1785. Man bemerkt, daß der Geist, Geschmack und Ideenschwung, welche er in s. letztern Opern und Kirchenmusiken entfaltet, Alles, was er früher herausgegeben, übertreffe. Einzelne Mängel in Ansehung der Reinheit der Composition werden durch die

Eigenthümlichkeit der Ideen und die Schönheit s. Melodien aufgewogen. S
Opern, deren Zahl sich beinahe auf 50 beläuft, gehören fast alle zur komischen
tung, die er besonders liebte, und in der er unerschöpflich an Wendungen und
fällen war. Aber auch s. heroischen Opern und s. Kirchencompositionen enth
Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. N

Galvani (Aloisio), geb. zu Bologna d. 9. Sept. 1737, studirte die
dein, und trat mit Auszeichnung in diese Laufbahn, indem er 1762 eine A
über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Mit Vorliebe widm
sich der Anatomie und Physiologie. Bald bekam er den Auftrag, die Anaton
dem berühmten Institut s. Vaterlandes zu lehren, und gab eine anziehende Ab
lung über die Uringefäße der Vögel heraus. Der Beifall, den diese Schrift e
führte ihn zu dem Entschluß, die vollständige Physiologie der Vögel zu bearbeiten
lein er beschränkte sich auf eine Untersuchung der Gehörwerkzeuge. Der Zufall
ihn hierauf zu der Entdeckung mehrer Erscheinungen, die einen neuen Zwe
medicinischen Physik bilden und nach ihrem Erfinder Galvanismus (s. d
nannt worden sind. Auf einer Reise, die er nach Sinigaglia und Rimini m
war er auch so glücklich, der Ursache der bei dem Krampffische sich zeigenden e
schen Erscheinungen auf die Spur zu kommen, und schrieb eine gelehrte Abhan
darüber. Einfach in s. Sitten und Wünschen und mit einem natürlichen
zur Melancholie, mied er zahlreiche Gesellschaften. Der Verlust s. geliebten
tin 1790 machte ihn trostlos. Die Revolution nahm ihm, weil er aus Gew
zweifel den Beamteneid nicht leisten wollte, s. Amt. Er zog sich aufs Land z
und starb d. 4. Dec. 1798. In Rom wurde ein Medaille mit s. Bildni
schlagen.

Galvanismus. In dem Hörsale Galvani's zu Bologna stan
Elektrisirmaschine, aus welcher einer s. Zuhörer zufälliger Weise Funken lockte
rend ein andrer einen Frosch präparirte und die Schenkelnerven desselben e
hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froschschenkel in Zuckungen. G
glaubte in dieser damals ganz neuen Erscheinung einen Fingerzeig zu sehen,
Elektricität das Mittel sei, welches die Muskelbewegung hervorbringe. G
folgte diese Versuche mit präparirten Fröschen eifrig, versuchte auch, atmosph
Elektricität auf sie einwirken zu lassen, wiederholte die Versuche, welche gl
mit präparirten Muskeln andrer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus
Allen den Schluß: jeder Muskel des thierischen Körpers sei eine elektrische B
im Kleinen, und jede Muskelfaser stelle eine Kleist'sche Flasche vor, deren In
die Nervenfäden Elektricität zuführen. Diese Elektricität werde während des
den Zustandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ströme von dort di
Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade sie, welche Ladung sie auc
Tödtung des Thieres eine Zeitlang behalten sollen. Werden die äußern Th
Muskels und der Nerve durch einen oder mehre die Elektricität leitende Kö
Verbindung gesetzt, so entlade sich diese thierische Elektricität; und sowie ei
ferne Verstärkungsflasche beim Entladen erschüttert werde und töne, so komm
der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wir
mittel in diesen s. Versuchen thierische Elektricität, und machte sie 1791 in s.
über die Muskelbewegung bekannt. Der berühmte Physiker Volta aus
Prof. der Physik zu Pavia im Mailändischen, zeigte indeß bald durch entsch
Versuche, daß Galvani, durch unvollständige Versuche verführt, eine unh
Lehre aufgestellt habe, und daß es keine thierische Elektricität gebe, wie er sie
dacht habe. Sind Nerv und Muskel des präparirten Frosches ganz rein un
leer, und setzt man sie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig
einander in Berührung, so erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in diesem
thierische Elektricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man

wei Stellen des entblößten Nerven mit verschiedenartigen Metallen berührt, z. B. rit Silber und mit Eisen, so erfolgt im Augenblicke, in welchem man diese in Berührung setzt, heftige Muskelbewegung, indeß sie nach Galvani's Theorie in diesem alle nicht erfolgen sollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung gesetzt hat. Ebenso erfolgen ckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerm mit dem andern der beiden verschiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Dem zufolge schien diese Wirkung aus den verschiedenartigen Metallen zu entspringen, und Einige nannten sie deßhalb Metallreiz. Es gelang indeß m. Volta darzuthun: 1) daß, wenn man durch den Nerven eines frisch präparten Froschschenkels eine so geringe Masse von Elektricität durchströmen läßt, welche s empfindlichste Elektrometer noch nicht in Bewegung zu setzen vermag, doch der henkel durch sie in heftige Zuckungen versetzt wird; und 2) daß, so oft zwei verschiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch diese Berührung ihr elektrisches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine positiv, das andre gativ elektrisch wird. Daraus schloß er mit Recht, die durch zwei verschiedenartig sich berührende Metalle erregte Elektricität sei es, welche bei ihrem Durchströmen durch den entblößten Schenkelnerven des Frosches (welcher dabei als bloßer Leiter jener Materie erscheine) diesen in Zuckungen bringe, so lange die Reizbarkeit Froschpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloschen ist. Galvani's vorgebliche thierische Elektricität, oder was Andre Galvanismus genannt hatten, sei nichts Andres als Elektricität auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, welche in der Berührung zweier verschiedenartigen Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvanische Elektricität scheint daher, wenn man nicht der am Schluß erwähnten Benennung den Vorzug geben will, auch der schicklichste Name für sie. Verhältnißmäßig die stärkste Elektricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man diese Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer zu Erregern bei den galvanischen Versuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, welche zwei solche Erreger hervorbringen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verstärkten Galvanismus ist Volta. Nimmt man mehre solcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar mit dem nächstfolgenden durch einen porösen, in Salzwasser oder in sehr verdünnter Säure getränkten Körper (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) verbindet, so zeigt eine solche Säule an den Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehre sind, stärkere elektrische Spannungen, als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal stärkere positive, und an dem Silberende eine 100 Mal stärkere negative Elektricität, als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine solche Säule die elektrische, oder zur Ehre ihres Erfinders die Voltasche Säule. Dem Apparate lassen sich noch andre Gestalten geben; dahin gehört der Becherapparat, der galvanische Trogapparat, der Zellenapparat u. dgl. m. Man hat sie in außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von sehr großen Flächen. Volta nennt alle diese Apparate Elektromotore; Andre haben sie galvanische Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraschender Erscheinungen elektrischer, chemischer und physiologischer Natur, durch welche unsere Kenntnisse außerordentlich erweitert worden sind. (S. Gilbert's „Grundriß der Naturlehre", Leipzig 1813.) Hier können nur einige der nächstlichsten dieser Erscheinungen angedeutet werden. Berührt Jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trockenen Händen, so empfindet er nichts, indem das nicht leitende Oberhäutchen der Haut, wenn es trocken ist, die Einwirkung verhindert. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen

das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, so erhält er einen Schlag der bis über die Handwurzel hinausgeht. Hat er beide Hände mit Salzwasser gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallstäbe und berührt mit diesen die beiden Enden der Säule, so gehen die Schläge bis in die Schultern und er ist unvermögend die Arme still zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theil des Kopfes in Berührung, während man mit nasser Hand das andre Ende der Säule berührt, so sieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geschmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Wasser, so wird das Wasser sogleich in die beiden gasförmigen Körper zersetzt, aus denen es besteht. Haben die Platten große Oberflächen, und ist ihre Anzahl nicht unbedeutend, so entsteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine so große Hitze, daß kleine Metallmassen, z. B. Gold- und Silberplättchen, Eisen- oder Platindraht dadurch nicht bloß geschmolzen, sondern selbst mit dem hellsten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenstreifen lassen sich auf diese Art unter Wasser weiß glühend machen. Durch die Kraft mächtiger galvanischer Apparate sind von Davy in London zuerst die Alkalien und Erden zersetzt, und die Metalle, aus denen diese Körper bestehen, dargestellt worden u. dgl. m. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die neuern franz. Naturforscher dem Galvanismus den Namen „Electricité développé par le contact" (Berührungselektricität) beilegen, welche Benennung, da sie zugleich den ersten Grund der Erscheinung (die durch nichts als die bloße Berührung heterogener Körper bedingt wird) angibt, wol unter allen den Vorzug verdienen möchte. (Vgl. Örsted und Magnetismus.) S. Ampère's und Biot's: „Darstell. d. neuesten Entdeck. über d. Elektricität", a. d. Franz. (Lpz. 1822). Das Allgemeinste der galvanischen Theorie erläutert vortrefflich Biot in s. „Lehrb. d. Experim.-Physik", 3. Aufl., deutsch durch Fechner (Lpzg. 1814), im 15. Cap. 4. Buches: „Von der Elektricitätserregung durch Berührung"; auch Rösling's Werk: „Der Galvanismus" (2 Thle., Ulm 1824). U.

Gama (Vasco de), geb. zu Sines, einer kleinen Seest. in Portugal, aus einem edlen Geschlechte, machte die für den Gang des Handels und selbst für die Bildung und die Staatenverhältnisse Europas hochwichtige Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, wodurch er den Grund zu Portugals Handelsmacht in dem indischen Meere legte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, Emanuel der Glückliche den Thron bestiegen hatte, übernahm er die von s. Vorfahren, Johann II, eifrig vorbereitete Ausführung des Entwurfs, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Barth. Diaz 1486 entdeckt hatte, nach Indien zu segeln. Er rüstete mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte Schiffe aus, zu deren Befehlshaber den Gama ernannte. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christordens, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen, darauf gestickt. Am 9. Juli 1497 bestieg G. das Admiralschiff, das den Namen des heil. Gabriel führte. Sein Bruder Paul hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nikolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nuñez. Am 20. Nov. umschiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, Anfang 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo die Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Christen wären. Sein Geschütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt; desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf. Dieser gab dem Admiral einen, der Schifffahrt kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten. Gerade auf die Küste von Malabar steuernd, kam Gama im Mai, zu Anfang des Winters in dieser Weltgegend, in Calcutta, einer von Hindus bewohnten Stadt, an, wo der Beherrscher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiser, nannte, seinen Sitz hatte. Gama wurde von

ſelben anfangs ſehr freundlich aufgenommen. Allein die mohammedaniſchen
ſleute, welche Calcutta häufig beſuchten, wußten aus kaufmänniſcher Scheel-
das gute Vernehmen zu ſtören. Gama ſtellte es jedoch durch ſein entſchloſſe-
und kluges Benehmen wieder her. Der Zamorin ſandte hierauf dem Admiral
Brief an den K. Emanuel. Gama nahm einige Indianer mit, um dieſen
ndlingen ſeine Heimath zu zeigen. Auf der Rückkehr beſuchte er wieder den Kö-
von Melinde. Nikolaus Coelho ſegelte den übrigen Schiffen voran, und er-
zuerſt im Hafen von Liſſabon, wo bald nachher auch G. einlief, als er ſ. Bru-
Paul, der an einer Krankheit geſtorben war, auf der Inſel Tercera begraben
. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf ſ. Reiſe zugebracht; von 160
hrten kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach ſ. Ankunft in der Hauptſtadt
te er eine Woche mit Andachtsübungen in dem Kloſter zu, welches der Infant
rich erbaut hatte. Der König ließ ihn durch einige der erſten Männer von ſ.
begrüßen, und als Vasco darauf ſ. feſtlichen Einzug in die Stadt hielt, wur-
hm zu Ehren öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt. Emanuel ertheilte allen Gefähr-
es kühnen Seefahrers Belohnungen; Vasco ſelbſt erhielt für ſich und ſ. Nachkom-
den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der öſtlichen Meere und 3000
ren Eink.; ein Theil des Reichswappens ward in ſein Geſchlechtswappen ge-
und ihm erlaubt, bei jeder Reiſe nach Indien 200,000 Cruſados auf eignen
hnt einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Gra-
von Vidigueira. Der Erfolg dieſes Unternehmens verſprach ſo glänzende Vor-
, daß alle Gegner der Entdeckungsreiſen umgeſtimmt wurden. Bald nach G.'s
Rückkehr ſandte der König Emanuel ein Geſchwader von 13 Segeln unter Pedro
varez Cabral nach Indien. Es wurden Bündniſſe und Handelsverträge mit in-
diſchen Fürſten abgeſchloſſen, und Cabral's Geſchwader kam, ſowie ein kleineres
unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Nun er-
hte unter allen Ständen der regſte Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewin-
und der Hafen von Liſſabon füllte ſich mit fremden Schiffen, welche die Waa-
des Morgenlandes abholten. 1502 ging auch G. als Befehlshaber eines neuen,
dem König ausgerüſteten Geſchwaders von 20 großen Schiffen zum zweiten
e nach Indien. Als er auf dieſer Fahrt den feindlich geſinnten König von Qui-
nsbar gemacht hatte, ſteuerte er gegen die indiſche Küſte, wo er die durch Ca-
geſchloſſene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche
den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befeſtigte. Letzterer hatte ſeit G.'s
Reiſe die Europäer feindſelig behandelt, und es waren während Cabral's Anwe-
it in Indien 40 Portugieſen in Calcutta getödtet worden, indem das Volk, durch
Ränke der Mohammedaner aufgereizt, das Factoreihaus der Fremdlinge ſtürmte.
rſchloß nun, den Zamorin zu züchtigen. Er erſchien an der Küſte von Calcutta,
die friedlichen Vorſchläge des beſtürzten Königs nicht achtend, griff er die
ffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beſchießen. Die Kugeln
s Geſchützes verbreiteten Schrecken und Verwüſtung in der Stadt. Zugleich
ß 30 gefangene Araber an die Segelſtangen aufhängen, und ſchickte darauf die
chnittenen Köpfe, Hände und Füße derſelben dem Könige. Darauf beſuchte
it ſ. Geſchwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von
n der Nachbarſchaft wohnenden Anhängern des chriſtlichen Glaubens, den ſo-
nten Thomaschriſten, erhielt, welche ihn um Schutz gegen die Heiden baten.
erſchien hier vor ihm ein angeſehener Bramine, von zwei Verwandten begleis
und verrieth den Wunſch, mit ihm nach Portugal zu reiſen, um ſich im chriſt-
n Glauben unterrichten zu laſſen. Einige Tage nachher wußte derſelbe ihn zu
reden, daß durch ſ. Vermittelung die Streitigkeiten der Portugieſen mit dem
morin ausgeglichen werden könnten. G. ließ ſich deſto leichter täuſchen, da der
mine ſ. Sohn und ſ. Neffen ihm als Unterpfänder ſ. Aufrichtigkeit übergab.

Er übertrug den Oberbefehl des Geschwaders einem erprobten Anführer, und segelte mit dem größten s. Schiffe und einer Karavelle nach Calcutta, in der Hoffnung, sich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der indischen Christen in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Es zeigte sich aber bald, daß ihn der Bramine hintergangen hatte. Doch auch diesmal rettete ihn seine Entschlossenheit vom Untergange. Er rächte die Bosheit, kehrte nach Kochim zurück, richtete hier eine Factorei ein, und segelte mit 10 Schiffen nach Kananor. Da griff ihn das Geschwader des Königs von Calcutta, aus 29 Schiffen bestehend, an. G. trieb aber bald die feindlichen Schiffe in die Flucht. Unter der reichen Beute, welche die Portugiesen auf den eroberten Fahrzeugen machten, war auch ein kostbares Götzenbild von Gold, mehr als 30 Pfund schwer, von abenteuerlicher Gestalt. G. trat darauf die Rückreise nach Lissabon an, wo er mit reichbeladenen Schiffen ankam. Bei s. feierlichen Einzuge ward in einem silbernen Becken der Tribut des Beherrschers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus K. Emanuel eine kostbare Monstranz machen ließ, welche er dem Kloster zu Belem (Bethlehem) schenkte, das er statt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Capelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich befestigt, als G. von Emanuels Nachfolger, Johann III., noch einmal auf den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gesandt ward. Er sollte als Vicekönig die Verwaltung der Ansiedelungen übernehmen, welche schon vom persischen Meerbusen bis zu den molukkischen Inseln reichten. Mit 14 Fahrzeugen segelte er 1524 ab. Gleich nach s. Ankunft besuchte er einige kleine Ansiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derselben und zur Erhaltung des Ansehens der portug. Waffen unter den Eingeborenen; aber mitten unter den Siegen, welche s. Geschwader erfochten, als er kaum drei Monate sein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und starb am 24. Dec. 1524 zu Goa.

Gambe (ital. Viola di Gamba, franz. Basse de Viole) Kniegeige, Beingeige, ein veraltetes Saiteninstrument, dessen Bauart, Ton und Behandlung viel Ähnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß es 5 — 6, wol auch 7 Saiten hat; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu ist D, G, c, e, a, d. Es ist zuerst in England aufgekommen, nachher aber in Italien, Frankreich und Deutschland eingeführt worden, und hat besonders bei den Franzosen viel Liebhaber und Vertheidiger gefunden. Bei Concerten diente dieses Instrument ehedem sehr zur Verstärkung des Basses; allein seitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheit gegeben hat, ist jenes ziemlich außer Gebrauch gesetzt worden. Einer der berühmtesten deutschen Gambisten war Ernst Christian Hesse. Man hat übrigens auch ein Orgelregister, welches diesen Namen führt, auch gibt es eine besondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigenclaviercymbel, gegen 1600 von Hans Hayden, einem Tonkünstler zu Nürnberg (gest. 1613), erfunden.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben, Herren) hießen in dem mittlern Zeitalter, besonders in den Zeiten des Faustrechts, diejenigen Familien, welche sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlichen Schlosse (Ganerbenschloß oder Haus) vereinigten, wobei sie zugleich unter einander über den Mitbesitz jener Güter übereinkamen und ihre Grenzen bestimmten, welche Verträge der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufhörte, erloschen auch allmälig die Ganerbschaften, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbesitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat. Die ansehnlichste Ganerbschaft war noch in der letzten Zeit die Burg Friedberg.

Gang, s. Geognosie.

Ganganelli, s. Clemens XIII.

Ganges, der heil. Fluß der Hindus, s. Asien und Hindostan.

ſchiedenen Tagen iſt es ſtrenge Pflicht, ſich im Ganges oder wenigſtens in ſeinem
aſſer zu reinigen, und Almoſen auszutheilen. Die Indier glauben, er entſpringe
mittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge ſeines heiligen Urſprungs
ſe Wunderkräfte. Wer an ſeinem Geſtade ſtirbt und vor dem Tode noch von
em heiligen Waſſer trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen,
ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Ärzten auf-
eben iſt, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm
n ſeinem heil. Waſſer einzuflößen oder ihn in daſſelbe zu tauchen. Die, welche
weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beſtändig etwas von dieſem koſtbaren
aſſer, welches daher in Indien einen bedeutenden Handelsartikel abgibt, als ein
ßes Heiligthum, in kupfernen Flaſchen, damit es ihnen in der Todesſtunde ge-
ht werden könne. Auch hebt man von den Todten, wenn ſie verbrannt ſind,
übrig gebliebenen Knochen und die Aſche ſorgfältig auf, bis ſich eine Gelegenheit
bt, ſie in den Ganges werfen zu laſſen. M.

Ganglienſyſtem begreift ſämmtliche Nerven im thieriſchen Körper,
che ihre Vereinigungspunkte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Gang-
i) des Unterleibes haben, und von da ſich mit den Blutgefäßen in alle Organe
Verdauung, der Abſonderung und Ernährung begeben, ſich folglich durch den
zen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction)
ewandt ſind. Man kann es deßhalb auch das reproductive Nervenſyſtem nen-
. Die phyſiſche bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Ganglien-
em; die Nervenkraft deſſelben iſt daher als Beherrſcherin aller zur Bildung und
altung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüg-
ſten Organe dieſer Functionen haben deßhalb auch ein zu ihnen gehöriges eignes
ſ von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zuſam-
nhängen. Das bedeutendſte, gleichſam alle übrige beherrſchende darunter iſt
s in der Gegend der Herzgrube zunächſt unter dem Zwerchmuskel hinter dem
agen befindliche, welches man deßhalb auch das Gehirn des Unterleibes, das
dmondfärbige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer dieſem haben
ch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide
Beckens, die Lungen und das Herz beſondere Nervengeflechte, die jedoch mit
nder in Verbindung ſtehen. Dieſe Verbindung unter einander ſowol, als mit
n Rückenmark und dem Gehirn (dem Vertebral- und Cerebralſyſtem) wird durch
großen ſympathiſchen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbel-
le von dem obern Theile des Halſes durch die Bruſt und den Unterleib bis in das
cken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rücken-
rke, und mit den genannten Geflechten zuſammenhängt. Die Nerven des
nglienſyſtems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralſyſtems in Anſe-
ng der organiſchen Maſſe und Bildung bedeutend ab, ſie ſind weich, gallertartig,
ngelb und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, ſondern regellos
d zerſtreut, die Fortſetzung deſſelben bilden Netze und Geflechte um die Arterien,
vielfältigen ſich mit deren Vertheilung und begleiten ſie bis in ihre feinſten Ver-
eigungen in die Haargefäßbildung. Durch die Nerven des Ganglienſyſtems er-
lt die Seele eine dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper. (S. Gemeinge-
hl, Nerven und Senſibilität.) H.

Gangräna, der heiße Brand, wo in den abſterbenden Gliedern noch Em-
ndung, Bewegung und Wärme iſt. (S. Brand.)

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer), im ſüdlichen
eutſchland, der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines
rſchuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurs des Schuldners ſelbſt. —
anthaus, ein Verſteigerungshaus. — Gantmann, der Concursſchuld-
r. — Gantmeiſter, der Verſteigerer, Auctionator. — Gantproceß, der

Concursproceß. — Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröf wird. — Gantregister, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich steigert werden sollen; der Auctionskatalog.

(Ganymedes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des Stifters von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Skamandros. Er wa

— der Schönste der sterblichen Erdbewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt den Unsterblichen zugesellet.

Jupiter entführte ihn unter der Gestalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug zum Wohnsitze der Götter empor. Hier lebte er in der Gesellschaft der Unsterblichen, und sein Geschäft war, an der Tafel der Götter den Nektar einzuschenken, da Hebe sich dieses Amtes verlustig gemacht hatte. Dichtern und Bildnern dieser Mythus reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemälden, Statuen, Cameen und Intaglios noch Meisterstücke übrig, welche diesen schönen aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth darstellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der phrygischen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm steht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Garat. I. Dominique Joseph, Graf, geb. 1760; hatte sich privatisirender Gelehrter durch eine Eloge von l'Hospital vortheilhaft bekannt gemacht, als er Mitglied der constituirenden Versammlung wurde, nach deren Anfang der Strudel der Revolution auch ihn mit sich fortzog. Er trat in den wichtigsten Verhältnissen in derselben auf. 1792 erhielt er als Justizminister Auftrag, Ludwig XVI. seine Verurtheilung anzukündigen. Unter Napoleon wurde er Senator. Ludwig XVIII. hat ihn nicht angestellt und ihn aus dem Institution linstitut, dessen Mitglied er war, bei der neuen Einrichtung desselben entfernt. Von ihm erschienen 1820 „Mém. sur la vie de M. Suard et sur le XVIII siècle". II. Pierre Jean, des vorigen Neffe, einer der berühmtesten Sänger und ausgezeichnetsten Lehrer beim musikalischen Conservatorium in Paris, geb. Gascogner. Die Stimme Garat's ist an Klang und Umfang die dem Barytons würdigste, welche je die Natur gebildet hat, und seine Fertigkeit außerordentlich. In den Bravourarien entwickelte er alle Hülfsmittel s. Talents und Orgel alle Wundergaben der Natur und Kunst, aber auch für das Cantabile, für die Romanze, für die gefühlvolle Arie wußte er die Reinheit und die Einfachheit des Ausdrucks anzuwenden, welche diese verlangen. Vorzüglich wurde er im Vortrag Gluck's geschätzt. Er trat zuerst in Paris 1795 auf, reiste später durch Frankreich und Spanien und trat 1802 auch in russische Dienste. Er starb d. 2. März 18

(Garcilaso de la Vega (eigentlich Garcias Laso de la Vega), nennt der Fürst der spanischen Dichter, war 1503 zu Toledo geb. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Katholischen und Gesandter desselben bei Leo X., s. Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien sind sehr alt; nach einer Nachricht in der „Historia de las guerras civiles" erhielten die Garcilaso ihre Zunamen von den Kämpfen, welche sie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit mauritischen Helden bestanden. Mit allen Eigenschaften ausgestattet, welche zu einem Dichter gehören, fand G. bald seine Bestimmung. Das Lesen der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte seinen Geist. Boscan hatte angefangen, Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die spanische Poesie zu verpflanzen. G. war sein Nachfolger, vernichtete seine frühern Versuche, und fing an, nur Italiener zu copiren. Dies gelang ihm so gut, daß er noch jetzt zu den besten spanischen Dichtern gezählt wird. Seine Schicksale kann man zum Theil aus seinen eignen Werken kennen lernen. Er hielt sich längere Zeit in Italien auf,

chreifte dann in den Dienſten Karls V. einen Theil von Deutſchland. 1521 hnte er dem Feldzuge gegen Solimaan und 1535 dem gegen Tunis bei. In letztern wurde er am Arme verwundet, und lebte hierauf eine Zeitlang in Nea- 1536 befehligte er 30 Compagnien Fußvolk und zog mit dem Kaiſer gegen nſeille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren beſetzter Thurm das Heer ; man ſagt, es ſei der Thurm Muy bei Frejus geweſen. Der Kaiſer gab den fehl, ihn zu nehmen. G. unter einem Hagel von Steinen, drang mit der Pike in Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter geſetzt, als er gefährlich am pf verwundet zu Boden ſank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier ſtarb er 33. J. ſ. Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in Grabmal ſ. Familie beigeſetzt. Bedenkt man Garcilaſo's kurze Lebensdauer einem unſtäten und mühevollen Leben, ſo muß man doppelt über die Vollkom- nheit ſeiner Gedichte erſtaunen. Die ſpaniſche Poeſie hat ihm unendlich viel zu ten, denn ohne ihn würde Boscan, als Ausländer, mit ſ. Neuerungen um ſo niger durchgedrungen ſein, da er an Chriſtoval de Caſtilleſo einen furchtbaren gner fand. Boscan war dafür ſo dankbar, die Werke ſ. Freundes mit der größ- Sorgfalt zu ſammeln. Sie beſtehen aus Eklogen, Epiſteln, Oden, Liedern, ietten (in welchen er Petrarca nachahmte) und einigen kleinern Gedichten. Eine ſg. ſ. Werke iſt zu Madrid 1765 mit Anmerkungen erſchienen, ſowie Herrera's mmentar (Sevilla 1580) mit Anmerk. von Azara (Madrid 1765, 4.). — n darf mit ihm nicht verwechſeln den Ynca Garcilaſſo de la Vega aus co in Amerika (geb. 1540, geſt. 1620), Verf. der „Hist. de las antiguedades nquista del Perù“ (Liſſabon 1609, Fol. u. Madrid 1722, 2 Bde., Fol.) und a Florida“ (Liſſabon 1605, 4. und Madrid 1723, Fol.; deutſch im Auszug Böttger. Nordh. 1785, 2 Bde.). M.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Baptiſte Olivier, (Phy- r), war vor der Revolution im Pachtbureau angeſtellt, dann in den Bureaux Nationalconvents und trat als Zeuge im Proceß der Königin gegen dieſelbe auf. Hierhin ward er „Illuminateur“ im Hauſe der Exkönigin Hortenſia und Joſ. naparte's. Im Sept. 1815 leitete er nebſt dem Phyſiker Robertſon die Verſuche dem Fallſchirm. Seine Tochter Eliſa, damals 24 J. alt, ließ ſich den 21. pt., in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Klftrn. dem Fallſchirm herab; ein zweites Mal den 24. März 1816 und ſeitdem öfter. e Luftſchifferin nennt ſich Aëroniste. Sein jüngerer Bruder, André Jac- s, iſt nächſt Blanchard der geſchickteſte Luftſchiffer. Er erfand das Herabſteigen Fallſchirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den erſten Verſuch; dann 00 vor dem Hofe zu Petersburg. Er nannte ſich jetzt le premier Aëronaute Nord. Auch Lenormand u. a. Phyſiker haben mit dem Fallſchirm Verſuche ge- ht. Den Anſpruch ſ. Bruders auf den Ruhm dieſer Erfindung beſtritt er im h. 1815 in einer eignen Druckſchrift.

Garofalo (Benvenuto; eigentlich Benvenuto Tiſi da Garofalo), Hiſtorien- er, geb. zu Ferrara 1481. Hier und in Cremona erhielt er ſeine erſte Maler- ung. Am meiſten wirkten Roms Meiſterwerke auf ihn ein. 1505 ſoll er nach m zurückgekehrt ſein und ſich ganz an Rafael angeſchloſſen haben, der ihn oft bei en Unternehmungen gebrauchte. Darauf beſchäftigte ihn Alfons I. in ſ. Ba- ſtadt; hier ſtarb G. 1559, nachdem er einige Jahre blind geweſen. Seine erke verrathen die Einwirkung aller Schulen, beſonders der lombardiſchen, und h mehr der Schule des Rafael, den er im Colorit übertraf. Von dieſem nahm wie Fr. Schlegel bemerkt, eine gewiſſe liebliche Klarheit an, ein Gefühl von muth und einen Typus von Schönheit, die ihn nebſt dem, was ihm ſelbſt eigen recht liebenswürdig machten. Einige ſ. Madonnen und Engelsgeſtalten ſind

thumsforscher gedacht haben, weßhalb man um so mehr bedauern muß, daß Böt
ger s. Racemationen zur Gartenkunst der Alten nicht fortgesetzt hat (s. „N. deutsc
Merk." 1800, St. 2, 3). Die gepriesenen Gärten des Alkinoos („Odyssee" VI
112 — 132) waren doch nichts Andres als gut angelegte, angenehme Obst- u
Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantischer ist allerdings die Gro
der Kalypso („Odyssee", V, 63 — 73), doch aber wol nur Natur-, nicht Kun
anlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien u
Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nü
liche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Blumen, schatti
Bäume und Bewässerungen war vor Allem und allein gesorgt. Hohe schatti
Plantagen, kühlendes Quellwasser, einige Statuen waren die einzigen Schönheit
in den Gärten der Philosophen zu Athen. Selbst die Beschreibungen der Gär
in den spätern griechischen Romanschreibern verrathen noch nichts von schöner G
tenkunst, und es wäre da wol noch zu untersuchen, ob nicht eben die Ursachen, wel
bei den Alten die Landschaftsmalerei verhinderten, auch auf Entstehung einer sch
nen Gartenkunst hindernd eingewirkt haben. Sie standen zur Natur in einem a
dern Verhältniß als wir. Selbst die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren U
sprung nur dem Bedürfniß der Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlassu
zu künstlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpaläst
anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius sagt, nachkünstelte. Eine ang
legte Grotte ist aber noch kein schöner Garten, und daß es den Römern daran ma
gelte, beweisen mehre Stellen ihrer Schriftsteller, und die Nachrichten, die u
von ihren Gärten selbst übrig sind. Wahr ist es, man findet in des Plinius B
schreibung von s. tuscischen Villa alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm geg
jede üble Witterung, angenehme Mischung von Kühle und Wärme; alles Loben
werthe bezieht sich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der m
seinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung möglichst g
schmacklos war. Von dem Garten Lucull's sagt Varro: daß er nicht durch Bl
men und Früchte, sondern durch Gemälde der Villa sich ausgezeichnet habe. Ni
ungegründet dürfte Hirschfeld's Vermuthung sein: man habe geglaubt, sich n
der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Aussichten, den besonders l
Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu können, u
der Verschönerung der Gärten weniger Sorge schuldig zu sein. Als nachher l
Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigstens in vie
Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das we
römische Reich durch Barbarenschwärme umgestürzt war, und ganz Europa ei
neue Gestalt erhielt, wobei Künste und Wissenschaften in Verfall geriethen, w
keine Zeit, der Gartenkunst einen Platz in der Reihe der schönen Künste zu versch
fen. Erst Karl der Große richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Gartenb
seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (S
Anton's „Gesch. der deutsch. Landwirthschaft".) Die Troubadours im Mittel
ter sprechen von symmetrischen Gärten. In Italien fing man, zur Zeit der Wi
derherstellung der Künste und Wissenschaften, auch wieder an, Lustgärten anzul
gen, deren einige so berühmt wurden, daß man sie in Abbildungen dargestellt ha
Sie mögen angenehm genug gewesen sein, doch fehlt viel, daß sie schöne Gärt
gewesen wären. Später bildete sich in Frankreich ein neuer Geschmack in Garte
anlagen. Die Symmetrie aufs äußerste getrieben, wurde nebst den graden b
schnittenen Heckengängen und Baumpflanzungen nach der Schnur Mode, selbst b
der Anlegung der Blumenbeete herrschte das Bestreben, der Natur Gewalt anz
thun. Lenotre wurde der Schöpfer der franz. Gartenkunst, welche freilich sei
Nachfolger noch mehr verunzierten. Grandios ist in dieser Gartenkunst jedoch ih
Anlage in Springbrunnen, die aus künstlichen Felsen u. s. w. entstehen. D

olländer ahmten die Franzosen nach. An dieser Ausartung nahmen zuerst die Eng-
nder ein Ärgerniß. Addisson schrieb in dem „Zuschauer" s. berühmten Versuch
er die Gartenkunst, Pope machte in s. vierten kritischen Brief die Schnörkelwerke
d Puppenspiele dieser schnurgerechten Gartenkunst lächerlich, und legte den Gar-
n in s. kleinen Villa zu Twikenham in besserm Geiste an; eine Menge folgte nach,
d die Praxis eilte der Theorie voraus (s. „Geschichte der neuen Gartenkunst", v.
er. Walpole, in dessen Werken, übers. von A. W. Schlegel, S. 384). Diese
ue Art von Gartenkunst verwarf allen Anschein von Regelmäßigkeit; überall
lte nur die Natur zu sehen sein, und man entwarf ein System der verschönerten
atur durch Nachahmung natürlicher Landschaften, welches aber freilich ebenfalls,
wol von der entgegengesetzten Seite, in Fehler verfiel; besonders seitdem man
t der orientalischen, eigentlich chinesischen, Gartenkunst bekannt worden war
hambers „Über die orientalische Gartenkunst", übers. von Ewald, Gotha 1775),
eb Übertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzu
ngelten französischen. Wer kennt nicht den Wust von Gebäuden, die man in
genannte englische Anlagen stopfen zu müssen glaubt! Nicht bloß Urnen und
abmäler, auch chinesische, türkische und neuseeländische Tempel, Häuser und
ätten, Burgen, Klöster, Einsiedeleien, Ruinen mußten da sein, und um die
ntur recht getreu zu haben, abgestorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hunde-
tte wurde zum Palaste, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man
n Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, stinkende Moräste, wel-
Seen vorstellen sollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen
um so zusammengepreßt, daß es schien, als habe man eine Musterkarte des Son-
barn aller Nationen zur Schau stellen wollen. Und ein solches Machwerk
ämte man sich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Un-
ht thun, wenn man alle englischen Anlagen für so geschmacklos halten wollte;
in wir haben doch gesehen, wozu sie führen konnten. Und an diesem Punkte
en wir jetzt. Dürfen wir nun wol sagen, schöne Gartenkunst sei der Entste-
ng nach die zweite schöne Kunst? Scheint es doch fast, als wäre sie jetzt noch
ht vorhanden. Wenigstens darf man es manchen Ästhetikern so gar übel nicht
men, wenn sie die Gartenkunst lieber in die Reihe der angenehmen, als der
nen Künste setzen, sind doch selbst mehre solcher Ästhetiker, welche die Garten-
st in der Reihe der schönen Künste aufführen, in Verlegenheit, zu entscheiden,
che Art von Gartenkunst denn nun eigentlich die schöne genannt zu werden ver-
te. Gewöhnlich entscheiden sie sich für die, welche im Großen darstellt, welche
dschaften schafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein schöner
rten werden? Ist denn nur das Heldengedicht ein schönes Gedicht, nicht auch
kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrschen, auf welche Seite wir uns auch
venden mögen, Vorurtheile der verschiedensten Art. Hätte man nicht bisweil
gedacht, man müßte eben eine Landschaft anlegen, so würde man nicht darauf
allen sein, sie in den Raum von einigen Morgen Land einzuschließen, wodurch
Kunst, statt der beabsichtigten Natur, nur um so greller in die Augen sprang.
ichts", sagt Aikin, „entfernt sich mehr von der Natur, als wenn man ihre gro-
Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuschung hört im ersten Augenblick auf,
der prächtige Garten erscheint als ein Kinderspiel". Lassen wir aber vor der
d dies dahingestellt, und fragen: Was ist es, das der landschaftlichen Natur
prüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas Andres als ein gewisser
etischer Charakter derselben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furcht-
n, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantischen, Idylli-
n, Schwärmerischen u. s. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine entspre-
de Gemüthsstimmung versetzt werden. — Fragen wir nach den Ursachen davon,
nden wir diese in der Verbindung einzelner Naturgegenstände zu einer harmoni-

schen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Diese Einheit ist er weder Einheit der Ansicht des auf einmal Anschaulichen für den auffasse den Sinn selbst, aus einem bestimmten Gesichtspunkte, oder Einheit der Übersi des nach und nach Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnd Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landschaften dem Gartenkünstler d Urbild darstellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache We seinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf einmal anschauliche Ei heit für den auffassenden Sinn, oder eine allmälig wahrnehmbare für die Einb dungskraft darstellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landschaft selbst zu sei in welcher die Gartenkunst sich als schöne Kunst bewährt, sondern schon in ein landschaftlichen Partie kann sie es, womit denn auch kleinere Gärten von den sch nen Gärten nicht ausgeschlossen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunst diejenige schöne Kunst, welche mehre Naturerzeugnisse im Raume zusammenste damit der Beobachter sie entweder auf einmal, oder durch seine Bewegung n und nach, in der Zeit, als ein Ganzes von einem bestimmten ästhetischen Charak in der Einbildungskraft auffasse. Die von der Natur entlehnten Materialien m sen also dem Betrachter ebenowol, wenn er in Ruhe einen bestimmten Gesich punkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den Gesichtspunkt fortwährend v ändert, als schönes Ganze gefallen, und er muß dadurch entweder in ein bestimmt ästhetisches Gefühl versetzt werden, oder wenn mehre solche in ihm abwechseln, m sen sich diese doch am Ende in eine Harmonie auflösen. Mag nun aber der B trachter einen Gesichtspunkt wählen, oder wandelnd diesen verändern, so muß d Gartenkünstler für ihn stets Landschaftsmaler sein, und wie dieser nur solche G genstände vereinigen, deren Dasein neben einander, durch Form, Gruppirung, Ha monie der Farben, Perspektive u. s. w. ein bestimmtes ästhetisches Gefühl zu er gen fähig ist. Erhalten dann unsere Ideen auch keine so bestimmte Richtung i in der Poesie und der Plastik, so erhalten sie doch eine ästhetische Stimmung, ähn lich der, welche die Musik erregt. (Vgl. Malerei.) Hirschfeld's „Theo der Gartenkunst" (Leipzig 1779, 5 Bde., 4., m. Kpf.) ist im Ganzen ein imm noch unübertroffenes Werk. Vieles Belehrende findet man auch in Ch. Semmle „Gartenlogik" und Dietrich's „Handbuch der schönen Gartenkunst" (Gießen 181 Das reichhaltigste beschreibende Werk ist La Borde's „Descript. des nouveau jardins de la France etc." (Paris 1808 — 14). Wer über die Gärten ästheti unterhalten sein will, der wird in den didaktischen Gedichten, welche über die Gegenstand Watelet, Mason, Marnezia und Delille geliefert haben, mannigfal gen Genuß finden. Über das Nützliche in der Gartenkunst, z. B. über die Erz hung der Gewächse in Küchen-, Obst- und Blumengärten in Verbindung mit d Zimmer- und Fenstergarten, s. m. Wredow's „Lehrreichen Gartenfreund", Aufl. Berlin 1825. (Vgl. Zierpflanzen.) Die Gartenbaugesellschaft Frauendorf in Baiern gibt seit 1823 in Passau eine „Allgemeine Gartenzeitung heraus. S. überh. Loudon's „Encyclop. der Gartenkunst" (London 1822; übe Weimar 1824, mit Abbild.).

Gärtner (Karl Christian), braunschweigischer Hofrath, geb. 1712 Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Auf d meißner Fürstenschule schloß er den Bund der Freundschaft mit Gellert und Rab ner. Auch in Leipzig waren alle drei von einer gemeinschaftlichen Liebe zu den sch nen Wissenschaften beseelt. Gottsched stand damals an der Spitze der Reform toren des deutschen Geschmacks, und sein Freund Schwabe gab die „Belustigung des Verstandes und Witzes" heraus, die, ungeachtet ihrer Mittelmäßigkeit, do bei dem damaligen Zustande der deutschen Literatur manches Gute wirkten. Hi legte auch G. die Erstlinge seiner Muse nieder, und s. Gedichte gehörten zu de besten dieser Sammlung. Unter Gottsched's Aufsicht arbeitete er an der Übers

s Bayle'schen Wörterbuchs und verdeutschte einige Bände von Rollin's Geschichte. der in der Folge sammelte er einen Kreis junger selbständig aufstrebender Geister n sich her, denen die Armseligkeit der Gottsched'schen Schule bald in ihrem rechten chte erschien. In dem Gefühl, etwas Besseres leisten zu können, vereinigte sich ärtner mit Cramer, Schiegel und Rabener zur Herausgabe der „Neuen Beiträge m Vergnügen des Verstandes und Witzes", welche bald allgemeines Aufsehen erten. Zu ihnen gesellten sich nach und nach Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, A. Schmid, Klopstock u. A. Wenn Gärtner von den meisten in der Folge an riststellerischem Ruhm übertroffen ward, so hatte er in jener Bildungsperiode das ße Verdienst, durch Urtheil und Rath sie geleitet und ermuntert zu haben. 1745 ließ G. Leipzig und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig. n günstiges Schicksal führte mehre s. gelehrten Freunde an die Lehranstalt des llegii Carolini mit Gärtner zusammen, der hier Prof. der Beredtsamkeit und ittenlehre wurde, und auch Vorlesungen über Virgil und Horaz hielt. In diesem nte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unabläßig t seinen Amtsarbeiten beschäftigt, zumal bei seiner Strenge gegen sich selbst, kein chtbarer Schriftsteller werden. Zufrieden mit s. Schicksal, erreichte er ein hohes er, und starb den 14. Febr. 1791. Er hinterließ „Reden" (Braunschw. 1761), einige unbedeutende Theaterstücke.

Garve (Christian), einer der würdigsten Denker und Schriftsteller des verssenen Jahrh., geb. zu Breslau 1742, verlor s. Vater, einen Färber, frühzeitig; r s. treffliche Mutter erfüllte ihre Pflichten als Erzieherin gewissenhaft. Garve t zum Theologen bestimmt; allein s. körperlichen Umstände nöthigten ihn, diesen n aufzugeben. Im 21. J. ging er nach Frankfurt a. d. O., um Baumgarten's losophie zu studiren; da dieser aber bald starb, ging er nach einem Jahre nach le, befleißigte sich hier der Mathematik, und studirte dann noch eine geraume in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. seine Freunde wurden. 1767 verließ er Iniversität, und kehrte geistig und sittlich gebildet zu s. Mutter zurück, wo er so altend fleißig arbeitete, daß er sich hypochondrische Zufälle zuzog. Nach Gei- s Tode (1769) ward Garve außerordentl. Prof. der Philosophie zu Leipzig, und inige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. s. w.; allein s. schwächGesundheit bewog ihn, nach einigen Jahren dieses Amt niederzulegen. So b er sich 1772 wieder in s. Vaterstadt Breslau. Von 1770 — 80 ward er durch seine mit Anmerk. bereicherten Übers. des Burke „Über das Erhabene Schöne", der „Moralphilosophie" von Ferguson u. s. w., theils durch s. eig- 1779 gesammelten „Abhandlungen", in der philosophischen Welt immer beter, bis er durch Friedrich II. (der ihn zu sich kommen ließ, und sich mit ihm hielt) zu einer Übersetz. des Cicero „Von den Pflichten" aufgefodert wurde, die 79 in Charlottenburg begann, aber durch Kränklichkeit abgehalten, erst 1783 ten lassen konnte. Dieses Werk wurde von 1783 — 92 vier Mal aufgelegt. en letzten J. s. Lebens drängten sich die alten Übel, Hypochondrie, Nervenche u. s. w., um so stärker herzu, da er nun auch s. würdige Mutter (1792) hre s. geliebtesten Freunde durch den Tod verloren hatte. Sein Tod, 1. Dec. , ward durch eine ebenso schmerzhafte als widrige Krankheit (den Gesichtsbeschleunigt. Garve war ein Mann von sehr liebenswürdigem Charakter, mt für den Genuß der Freundschaft und Geselligkeit. An s. Bildung hatte s. chtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe ante. Als Philosoph hat er sich nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und Entdeckungen oder Umgestaltungen, wol aber durch s. Bemerkungen und wohlge Darstellungen ausgezeichnet. Seine Philosophie war mehr Lebens- oder larphilosophie, aber im ediern Sinne des Worts, indem er nicht bloß bei der läche stehen blieb, sondern nach einer gründlichen und zusammenhängenden

Erkenntniß der Dinge strebte. Unter seinen Schriften sind s. Abhandlungen üb den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, üb verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftliche Leben, über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre, desgleichen über Gellert' und über Zollikofer's Charakter, die merkwürdigsten; verdienstvoll sind s. Über aus dem Griech.: Aristoteles's Ethik und Politik; aus dem Lat.: Cicero's Büch von den Pflichten, mit treffl. Anmerk. und Abhandl., und besonders aus d. Engl. außer den obengenannten, Gerard's „Versuch über das Genie", Payley's „Grund sätze der Moral und Politik" u. s. w. Seine Schreibart ist richtig, klar, einfac und edel, sodaß er mit Recht zu den classischen Schriftstellern unsers Volks gezäh wird. Seinen schriftstellerischen Charakter hat Manso in einem Programm, da Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den „Schlesischen Provinzia blättern" von 1799 abgedruckt ist, gut gewürdigt.

Gas nennt man alle bleibend-elastische Flüssigkeiten, d. h. jede Flüssigkei welche, unter einen größern Druck versetzt, sich in einen kleinern Raum zusammen zieht, ohne dadurch tropfbar flüssig zu werden, und beim Vermindern dieses Druck sich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und welche durch keinen bekannte Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann: also luftförmige Kö per, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch s sich von den gleichfalls elastisch-flüssigen Dämpfen (Vgl. Dampf und Dünste unterscheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, sei von einerlei Art und Natu Erst seit der Mitte des vorigen Jahrh. fing man an, sich zu überzeugen, daß es un ter den luftförmigen Flüssigkeiten ebenso wesentlich verschiedene gibt, als unter de tropfbaren Flüssigkeiten, von denen z. B. Niemand Wasser, Öle, Quecksilber u dgl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Wese zu verstehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf dessen Boden wir leben, wi viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künstlichen Luf arten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte sie Gas, ein Nam der von dem deutschen Worte Giesch herstammt (Giesch des Biers u. s. f.), und de schon Joh. Bapt. v. Helmont gebraucht hatte, um seinen sogenannten spiritu sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas besteht aus einem wägbaren Körper, welch durch Wärme ausgedehnt ist, und die elastische Flüssigkeit erhalten hat. Die eigen thümlichen Eigenschaften desselben hängen von dem erstern Körper, die jedem Ga gemeinschaftlichen Eigenschaften von dem Wärmestoffe ab. Jedes Gas hat ei ihm eignes Gewicht, und sie sind darin bedeutend verschieden, wenngleich sie al mehre hundert Mal leichter sind als Wasser. Alle Arten von Gas sind durchsichtig die mehrsten auch farblos, und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasen gestalt durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gases i dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens gleichen Umständen, angemessen und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung, unter übrigens gleichen Umständen um gleiche Theile s. anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpunkte bis zum Siedpunkte des Wassers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Frostpunkts einnahm. Jedem Gas kann sein wägbarer Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft andrer Körper zu dem selben entzogen, und es dadurch fixirt werden, indem es mit einigen dieser Körper Verbindungen von fester Gestalt, so gut als mit andern von flüssiger Gestalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmestoff des Gases mehr oder weniger, und schneller oder langsamer in Freiheit gesetzt. Sehr viele Arten von Gas werden end lich vom Wasser verschluckt, und durch Wasser in die tropfbar flüssige Gestal gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen sich mehre durch wundervolle chemische Eigenschaften aus, und es geben sich uns in der Gasgestal

n reinſten einige der merkwürdigſten chemiſch-einfachen Körper; die verſchiedenen asarten ſpielen daher in dem chemiſchen Theile der Phyſik eine Hauptrolle. Am chreſten verdienen folgende gekannt zu werden. 1) Die atmoſphäriſche Luft ein Gemeng aus mehren Gasarten und aus Waſſerdampf, und nicht, wie man emals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke rbrannt, welche in einer Schale mit Queckſilber ſteht, ſo kann man es ſelbſt durch iederholtes Anſtecken des Phosphors doch nur höchſtens ſo weit bringen, daß von ndert Maß Luft 21 Maß verſchwinden, 79 bleiben zurück, und in dieſem Rückande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu en. Jene 21 Maß beſtehen aus einer Gasart, die man erſt 1771 und 1774 men gelernt hat, und die man anfangs, weil ſie eine unerläßliche Bedingung zur nterhaltung des Feuers und des thieriſchen Lebens iſt, Feuerluft oder Lebensluft nnte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerſtoffgas (gas oxygène) bezeicht. Der Rückſtand beſteht größtentheils aus einer weſentlich verſchiedenen Gast, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Körper können nur, wenn ſie mit auerſtoffgas in Berührung ſind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf miſcher Verwandtſchaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des auerſtoffgaſes; indem dieſer ſich mit dem brennenden Körper vereinigt, wird der dem Gas gebunden enthaltene Wärmeſtoff frei, und erſcheint als Licht und freie ärme. In der atmoſphäriſchen Luft ſind die brennbaren Körper mit mehr Stick als Sauerſtoffgas in Berührung; im reinen Sauerſtoffgas verbrennen ſie daher t einer weit größern Lebhaftigkeit, und ſcheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht d Wärme ab, als in der atmoſphäriſchen Luft. Ein glimmender Holzſpan oder glimmendes Wachslicht in Sauerſtoffgas getaucht, entflammen ſich ſogleich; e an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen d hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in m dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, es an Sauerſtoffgas fehlt, befinden ſich aber keineswegs im reinen Sauerſtoffbeſſer als in der atmoſphäriſchen Luft, ſondern erkranken endlich darin, weil der enspроceß übermäßig beſchleunigt wird. Die verbrennlichen Körper verwandeln beim Verbrennen häufig in Säuren, ſo der Schwefel, der Phosphor, die Kohle l. Deßhalb hat man den brennbaren Grundtheil dieſes Gaſes Sauerſtoff ygène) genannt, und daher rührt der Name dieſer Gasart, welche in der Naeine ſo große Rolle ſpielt, daß man die ganze Chemie für eine Geſchichte der Eiſchaft des Sauerſtoffes und des Sauerſtoffgaſes ausgeben könnte. Um dieſe Gart rein zu erhalten, erhitzt man in einer Weißglühhitze ertragenden Retorte geerten ſchwarzen Braunſtein (Manganoxyd), oder rothes Queckſilber-Präcipitat hes Queckſilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallſalz (oxygenirtſaures Kali). Das Ende des Halſes der Retorte oder einer darüber paſſenden re muß unter dem Trichter der mit Waſſer gefüllten, zu Entbindungen von Garten beſtimmten Wanne, der ſogenannten pneumatiſchen Wanne, liegen, und dem runden Loche des Bretes, an welchem der Trichter mit ſeiner engen, aufts gerichteten Röhre befeſtigt iſt, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Waſſer ſte, worin die ſich entbindenden Gasblaſen aufſteigen und zurückgehalten werden. einem Pfunde Braunſtein laſſen ſich viele berliner Quart Sauerſtoffgas erhal-

2) Das reine Stickgas hat keine Eigenſchaften, welche auf eine ſo ausgezeichArt in die Augen fallen. Es kann ſich mit dem Sauerſtoffe verbinden, und je idem dieſes in verſchiedenen Verhältniſſen geſchieht, entſtehen dadurch Salpeter:e, Salpetergas oder ſogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salgas hat die auffallenden Eigenſchaften, Sauerſtoffgas, mit welchem es in Beung kommt, augenblicklich zu verſchlingen und ſich damit in ſalpetrigſauern mpf zu verwandeln. Beim fortgeſetzten Athmen der Wonneluft ſoll eine wun-

derbare, nie empfundene Wonne entstehen, eine Wonne, welche man indeß nic
mit Unrecht mit der zusammengestellt hat, welche bei den Erhängten dem Erstick
vorhergehen soll. 3) Läßt man Wasserdämpfe über Eisendraht oder Eisendrah
späne in einer weißglühenden Röhre fortsteigen, und fängt die aus der Röhre hervo
kommende Luft auf, so erhält man ein brennbares Gas, das die Erscheinungen d
Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt und im gemeinen Leben brennbare Lu
heißt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerstoffgas angesteckt od
erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerstoffgas od
der atmosphärischen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern desselben ve
mag kein brennender Körper fortzubrennen, sondern erlischt sogleich. Das Produ
des Verbrennens ist Wasser, weßhalb man dieses brennbare Gas Wasserstoffg
(gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen zwei Maß Wa
serstoffgas ein Maß Sauerstoffgas, und bilden damit Wasser. Sind beide Gas
ten nach diesem Verhältnisse gemischt, und man entzündet sie, so entsteht ein furch
barer Knall, wobei selbst sehr feste Gefäße zersprengt werden können, daher m
dieses Gas chemisch Knallgas genannt hat. In den sogenannten elektrischen Feue
zeugen (s. d.) wird ein Strahl Wasserstoffgas in dem Augenblicke, in welche
man ihn aus einem Gefäße in die atmosphärische Luft durch Drehen eines Hah
entweichen läßt, von einem elektrischen Funken oder einem Stahlfunken entzünd
und brennt so lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein ist es
Mal leichter als die atmosphärische Luft. Man füllt daher damit die Luftbälle, welch
wenn sie groß genug sind, mehre Menschen zu bedeutender Höhe mit hinaufheb
können. Der Wasserstoff nimmt die Gasgestalt an, nicht bloß wenn er rein u
für sich vorhanden, sondern auch wenn er mit Kohlenstoff, mit Schwefel, m
Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden ist. In diesem Fall entstehen schwe
brennbare Gasarten, die ebenso schwer, oder etwa nur halb so schwer als die atm
sphärische Luft sind; Kohlenwasserstoffgas, reines oder Sauerstoff haltendes, Schw
felwasserstoffgas, Phosphorwasserstoffgas u. dgl. m. Mehre dieser letztern Ga
arten haben sehr merkwürdige Eigenschaften. 4) Wenn Kohle im reinen Sau
stoffgas verbrannt wird, so ändert dieses zwar seinen Raum nicht, zeigt aber m
dem Verbrennen ganz andre Eigenschaften als zuvor. Brennende Körper verlösch
Thiere ersticken darin sogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlbecken in verschlo
nen Kammern zu haben), Wasser schlürft das Gas ein, und erhält dadurch ein
sauern pikanten Geschmack, und reines, völlig durchsichtiges Kalkwasser trübt s
sogleich, und wird milchicht, wenn es mit diesem Gas, welches alle Eigenschaft
einer Säure hat, in Berührung kommt. Es entsteht nicht bloß beim Verbrenn
von Körpern, die Kohlenstoff in ihrer Mischung haben, sondern auch beim Athm
und ist in sehr geringer Menge (von einem oder einigen Tausendtheilen) in der A
mosphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftsäure, später aber kohlenstoffsa
res Gas, oder kohlensaures Gas nannte. Kreide, Marmor, Kalkspath, gem
ner Kalkstein, Austerschalen u. dgl. m. sind allesammt kohlensaurer Kalk. Du
Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, ka
man die Kohlensäure vom Kalk austreiben, und dann entweicht sie gasförmig,
letztern Falle unter heftigem Aufbrausen. Dieses ist die gewöhnliche Art, wie m
sie sich verschafft. Sie ist die erste Gasart, welche man kennen gelernt hat, und
mals (1755) nannte man sie fixe Luft. Sie ist um die Hälfte schwerer als die
mosphärische Luft, verbreitet sich daher in dieser nur langsam, und kann in tie
eingeschlossenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläsern) geraume Z
bleiben, ehe sie sich in der Atmosphäre verbreitet. Auch läßt sie sich aus einem
hen Gefäß in ein andres, fast wie tropfbare Flüssigkeiten, ausgießen. Sie ist
tödtliche Wesen in den Hundshöhlen bei Neapel, zu Pyrmont und in den Mofet
am Vesuv. Sie findet sich in allen Säuerlingen oder säuerlich und pikant schm

nden Mineralwaſſern, z. B. dem ſelterſer, ſachinger, ſlinsberger u. a., welche hts Andres als kohlenſaure Waſſer ſind, und ſich künſtlich ohne Schwierigkeit chmachen laſſen. Dieſe Waſſer können Metalle auflöſen, und die Eiſen- oder tahlwaſſer ſind eiſenhaltige kohlenſaure Waſſer, z. B. die pyrmonter u. a. 5) och mehre andre Säuren haben für ſich die Gasgeſtalt. Die Salzſäure iſt von nen die merkwürdigſte, beſonders die Abänderung derſelben, welche entſteht, wenn n das Kochſalz, aus dem man das ſalzſaure Gas durch Daraufgießen von Schwe- ſäure austreibt, mit gepülvertem Braunſtein zuſammengetrieben hat. Dieſes genirtſalzſaure Gas hat köſtliche Eigenſchaften, worauf die chemiſchen Bleichen d Räucherungen in den anſteckenden Fiebern u. dgl. m. beruhen. S. Ber- ollet, Guyton und Gilbert's „Annalen der Phyſik", Jahrg. 1813, St. 1. as flußſaure Gas kann zum Ätzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine oße Menge andrer Gasarten, ihre Zahl ſteigt auf wenigſtens 24 weſentlich ver- ſiedene. Die Kenntniß derſelben iſt aber für Den, der ſich nicht mit chemiſcher hyſik beſchäftigt, ohne Nutzen. S. Thénard's „Lehrb. d. Chemie", deutſch ch Fechner (Lpzg. 1825), Bd. 1., S. 231 fg. Klaproth's und Wolff's „Chem. örterb.", Berlin bis 1816, II. Suppl., S. 174.

Gasbeleuchtung nennt man die Art, Straßen und Gebäude mittelſt Waſſerſtoffgaſes zu beleuchten. Schon ſeit einigen Jahrzehnten machten die emiker darauf aufmerkſam, daß es vortheilhaft ſein müſſe, das bei der Verkoh- ng der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Waſſerſtoffgas noch weiter zu utzen. Lampadius entwickelte hierüber die erſten Ideen in dem 1. Bde. ſ. „Hüt- ſkunde" (Göttingen 1801). Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der ermolampe. S. Binger's „Beſchreibung der Thermolampe" (Dresden 06). Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, r eine gewiſſe Zeit Licht zu haben, eine große Maſſe Holz nöthig iſt, ſo kam das on'ſche Verfahren zu keiner Anwendung. 1810 und 1811 fingen die Engländ- an, ſich der Steinkohlen zu dieſer Gasentwickelung zu bedienen und brachten die anufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelſt deſſelben ſchon zu Stande, wäh- d Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fiſchergaſſe in Freiberg ver- hsweiſe erleuchtete. Der große Fortſchritt der Engländer in Vergleichung mit Verfahrungsart des Lampadius und Lebon beſtand darin, daß ſie das entwickelte s, ehe es verbrannt wurde, zuerſt in eignen großen Behältern, Gaſometer ge- nt, ſammelten, und es von dieſen aus allmälig ableiteten, ſtatt daß die Letztern es Gas, ſowie es allmälig entwickelt wurde, ſogleich zu verbrauchen empfahlen. n erſt wurde dieſes Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkoh- zu leidlichen Preiſen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil der Stra- und vorzüglichſten Gebäude Londons, ſowie andrer engl. Städte mit dem einkohlengaſe erleuchtet. 1816 führte Lampadius dieſe neue Beleuchtungsart dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg ein, ebenſo folgte 1817 das polytech- che Inſtitut in Wien, und 1818 hat man unter der Leitung des Directors dieſer ſtalt, J. J. Prechtl, um die Anwendbarkeit der Straßenbeleuchtung mit Gas Wien näher zu beurtheilen, einen Verſuch, der ſich fürerſt nur auf zwei Stra- erſtreckt, ausgeführt. Dieſe neue Beleuchtungsmethode beſteht nun in Folgen- n: Man legt gußeiſerne, cylindriſche, mit einem aufzuſchraubenden Deckel ver- ene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und füllt drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieſelben mit jedem beliebi- n Brennmaterial zu unterhaltendes Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt mälig zum ſchwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt ſich eine Menge des kohlten Waſſerſtoffgaſes nebſt Steinkohlentheer, Waſſer und Ammoniak aus nen. Dieſe flüchtigen Subſtanzen werden durch ein gleich an die Retorten ge- ſſenes eiſernes Abzugsrohr in einen Kühlapparat geleitet. In dieſem verdichten ch das Theer- und das ammoniakaliſche Waſſer. Das ſich durch die Kälte nicht

zersetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den G meter geleitet. Der Gasometer besteht aus zwei Haupttheilen; der Cisterne dem Gasometerdeckel. Erstere ist ein hölzerner oder gußeiserner, oben offener serbehälter, in welchem sich, an Gegengewichten hängend und der Auf- und derbewegung fähig, ein unten offener Cilynder von Eisen- oder Kupferblech (G meterdeckel) befindet. Sowie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch Wasser der Cisterne tritt, sammelt es sich unter dem Gasometerdeckel und hebt fen allmälig bis zu seiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahn sehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Behälter abgeleitet. Sobald man Hahn des Abzugsrohrs öffnet, so wird das Gas durch den Druck des Gasom deckels ausgepreßt, und nach Belieben durch verschiedene weißblecherne oder bl Röhren an den Ort seiner Bestimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, mit den gestaltete, mit Hähnen versehene Röhrchen von Kupfer oder Messing (Gas pen) aus, und verbreitet nach seiner Entzündung das schönste helleste Licht, de gandischen Lampen gleich, ohne allen Geruch. Diese Gasbeleuchtung ist ganz züglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, bedeutende Zahl Lichter nöthig hat, und dann auch zur Straßenbeleuchtung. S cum „Über das Gaslicht", aus dem Engl. übers. und mit Anmerk. von Lamp (Weimar 1816); des Letztern „Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie Hüttenkunde" (Weimar 1816) und Prechtl's „Anleit. zur zweckmäßigen Ein tung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas" (Wien 1817). S nigen Jahren haben die Hrn. Taylor und Martineau in London einen Appa funden, um aus Öl Gas zu bereiten, ebenfalls mit dem größten Erfolg zur Be tung angewandt; das ganze Verfahren ist einfach und bereits in mehren Gas eingeführt, z. B. in der Apothekenhalle und in Whitbread's Brauerei. Ein Sc länder, Paterson, will ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten S aufzubewahren und in beliebige Vorräthe abzutheilen. Wenn nun, nach s Vorschlage z. B. bei der Straßenbeleuchtung und jeder Laterne ein Gasbehält gebracht würde, welchen man mittelst einer Art Blasebalgs täglich aus den S anfüllen könnte, so wäre damit eins der Haupthindernisse gehoben, die der all nern Einführung dieser trefflichen Beleuchtungsart im Wege stehen, nämli Kostbarkeit nicht allein der ersten Anlage, sondern auch der Unterhaltung der tallröhren, welche nach der bisherigen Einrichtung das Gas zu den Laternen l Die neueste Erfahrung und Erfindung in der Gasbeleuchtung hat der Hof Reg.-Rath Tabor in s. „Handb. der Gasbeleuchtungskunst" (Frkf. a. M. 1 2 Bde., m. Steindr. Taf.) mitgetheilt. S—

Gasometer, Luftmesser, nennt man das von Lavoisier und Ande fundene Instrument, um durch Verbrennen aus den Elementen des Wassers ser zu bilden, theils die verhältnißmäßigen Massen derselben genau zu messen, das solchergestalt gebildete Wasser genau zu sammeln und zu wägen. Van M in Harlem, v. Haug, v. Seguin, Vogt und Pearson haben diese Maschine vereinfacht.

Gasopyrion, elektrisches Feuerzeug (s. d.).

Gassenerleuchtung könnte im Alterthume schon Rom, Antioch s. w., wenigstens in den Hauptstraßen und auf den Hauptplätzen, durch Later In Paris wurde 1524, 1526 und 1553 den Einw. bereits befohlen, von S Abends an wegen Raub und Mordbrand auf den Gassen Lichter vor den Fen brennen zu lassen. Im Nov. 1558 erhielt die Stadt Laternen, 1667 erhielt die jetzige Erleuchtung, welche London 1668 nachahmte und 1736 die jetzi führte. Ihre Straßenerleuchtung erhielten Amsterdam 1669, Berlin Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1

le Art der Gasseneleuchtung ist sehr verschieden. In neuerer Zeit gebraucht man
ju in der Mitte der Straßen hängende Reverberen (Lichtwerfer).

Gassendi (Pierre), Präpositus der Domkirche zu Digne und Prof. der
athematik zu Paris, geb. 1592 zu Chantersier bei Digne in der Provence. Ein
hafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende
ißbegierde erregten früh die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde
len können. S. Ältern wandten daher, wiewol sie arm waren, Alles auf seine
ziehung. Man erzählt, daß er schon in s. 4. J. kleine Predigten hielt. Seine
be für die Astronomie zeigte sich fast ebenso früh. Er entzog sich den Schlaf, um
gestirnten Himmel zu sehen. Kaum hatte er in Digne seine Studien vollendet,
er schon Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwol er erst 16 J. alt war. 1614
rde er zum theologischen Lehrer in Digne ernannt, und zwei Jahre nachher erhielt
den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie auf der Universität zu Aix. Nach
Jahren führte ihn die Liebe zur Einsamkeit nach Digne zurück, wo er ein Werk
en die Aristotelische Philosophie schrieb, aber nicht vollendete. Darauf studirte
eifriger Naturwissenschaften und selbst die Anatomie, und verfaßte eine Schrift,
zu beweisen, daß der Mensch nur zu vegetabilischen Speisen bestimmt, und daß
Genuß des Fleisches ein gefährlicher Mißbrauch sei. Der kränkliche Mann selbst
e nach diesen Grundsätzen. Auch als Astronom war G. ausgezeichnet, wiewol
iese Wissensch. nur in Rücksicht der Astrologie erlernt, und die Chimären der letz-
erst spät aufgegeben hatte. Wir besitzen von ihm unter andern: Beobachtungen
s Merkurdurchganges durch die Sonne („Epist. ad Schickardum de Mercurio
sole Viso"; in s. Werken); und geschätzte Biographien mehrer der berühmte-
derzeit. Astron., des Kopernicus, Tycho-Brahe, Peurbach und Regiomontanus
h. Müller), welche der Ausg. s. Werke einverleibt sind. Ein Proceß zog ihn
Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrstuhl der Ma-
matik an dem Collège royal verschaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn
er Philosophie. Gassendi griff ihn mit solchem Erfolg an, daß sich die Philo-
en der damaligen Zeit in Cartesianer und Gassendisten theilten. Schon auf
Schule hatte ihm die scholastische Philosophie widerstanden. Das Studium der
ur hatte ihn zu Demokrit und Epikur geführt, deren wichtige Lehrsätze er als ein
den Alten innig vertrauter Gelehrter zur Grundlage seiner Physik machte. Er
nte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum in mehren s. Schriften;
eben dadurch zog er sich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit seiner
en, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er sich aber zu verthei-
wußte. Er starb d. 25. Oct. 1655. G.'s Werke wurden 1658 zu Lyon,
s. Leben, von Sorbière, und 1728 zu Florenz von Averrani, jedesmal in 6
Fol., herausgegeben. Alle verrathen einen Mann von tiefer Gelehrsamkeit,
eben diese Gelehrsamkeit schadet zuweilen seinen Folgerungen und dem Zusam-
hange. Obgleich ihn Gibbon den größten Philosophen unter den damaligen Ge-
en und den größten Gelehrten unter den Philosophen nennt, so steht doch Des-
s in Ansehung des selbstdenkenden Geistes und Styls über ihm. M.

Gaßner (Johann Joseph), geb. 1727 zu Bratz bei Pludenz in Schwaben,
mt als Teufelsbanner, war katholischer Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur.
Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes For-
in den geheimnißvollen Schriften berühmter Magiker hatten ihm den Glauben
n Kopf gesetzt, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrühren, deren
ht bloß durch Segensprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing
einige seiner Pfarrkinder zu heilen, und erreichte wenigstens so viel, daß er Auf-
machte. Der Bischof von Konstanz berief ihn in seine Residenz, wurde aber
von der Marktschreierei des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den Rath,
r geistlichen Seelensorge seiner Pfarrkinder zurückzukehren. Allein G. begab

sich zu andern Reichsprälaten von stärkerm Glauben, und bannte die Teufel in ihrem Gebiete. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Bischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahllose Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger seiner warteten. Hier heilte G. Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen. Wenige Fragen waren hinreichend, um zu erfahren, ob die Krankheit von natürlichen Ursachen, oder vom Teufel herrühre. Nur im letztern Falle übernahm G. die Cur. Wenn er seinen Machtspruch cesset! (fahret aus!) aussprach, so waren die Teufel gehorsam genug, den Kranken augenblicklich zu verlassen. Ein öffentlicher Beamter führte über die gemachten Curen ein fortlaufendes Protokoll, in welchem allerdings die außerordentlichsten Dinge in beglaubigter Form bezeugt werden. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß G. gesunde Personen sehr oft die Rolle von Kranken spielen ließ, und daß seine Cur bei wirklich Kranken nur so lange anschlug, als ihre Einbildungskraft von den Überredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und sein Ansehen fiel nach einiger Zeit um ein Merkliches. Er starb 1779, nachdem ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz einer einträglichen Pfarre gesetzt hatte.

Gastein, Mfl. im Salzachkreise (Salzburg) von Oberöstreich, 2755 F. über der Meeresfläche, mit Gold-, Silber- und Bleibergwerken; und einem berühmten warmen Bade. S. Koch v. Sternfeld „Über das Gasteinerthal und s. Heilquellen" (München 2. Aufl. 1820) und Emil's „Reisehandb. für Kranke und Naturfreunde, welche das Thal und Wildbad Gastein besuchen" (Wien 1825).

Gastfreiheit. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft verliert sich in das höchste Alterthum, denn wir finden sie bei dem kaum aus dem Stande der Wildheit getretenen Menschengeschlechte am aufrichtigsten geübt. Den Fremden, welcher, ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu schützen, gebot die Stimme des Herzens, um so mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein Verkehr die Menschen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß die Auffoderung sein konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und sich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gastfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gastlichkeit. Wir finden sie in den Mosaischen Urkunden, in den Gesängen Homer's, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und fast allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gastfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Schützung der Fremden bestand, so waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienste, zu welchen man sich gegen den Wanderer verpflichtet glaubte, verschieden. Wol keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hausherr — denn noch jetzt lebt diese Sitte unverändert in Arabiens Wüsten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf, und bewirthet ihn mit dem Besten, was sein Haus vermag. Er findet sich geehrt durch den Zuspruch des Gastes und freut sich seiner Gegenwart. Ist aber der Vorrath in s. Hause aufgezehrt, und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, so führt er ihn zu s. Nachbar, der ihn beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Diese einfache Sitte wurde bei den Griechen durch die Religion geheiligt. Zeus, der deßhalb den Beinamen des Gastlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über sie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Wie wir aus Homer sehen, hatte auch der griechische Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Im griechischen Alterthume entstand aus der Gastfreiheit der Vertrag der Gastfreundschaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reisen genöthigt waren, gelobten sich gegenseitige Aufnahme und Bewirthung, so oft ein Geschäft sie zu einander führen würde, und diese sagten sie einander zu, nicht nur für sich, sondern auch

re Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemei-
n Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft. Jedem Einkehrenden tönte die freund-
he Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gast, sei herzlich willkommen uns!"

wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut sich seiner Erzählung. Erst
ch neun und zehn Tagen, wenn sich der Fremde nicht früher kund gegeben, ergeht
ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?"

ndigt er sich als einen Gastfreund von Alters her an, so ist man doppelt erfreut,
ch die Erfüllung der gastlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben.
vielfach-willkommen war der Gastfreund, der sich durch die Hälfte des von den Vä-
n zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum
weise, daß seine Gegenwart erfreulich gewesen, entließ man ihn nicht nur wol
rpflegt, sondern auch mit Gastgeschenken geehrt, welche in der Familie des Em-
fängers als Gegenstände von besonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gastmähler der Alten. Schon Homer („Odyss.", I, 225 fg.) unterscheidet deren zwei Arten: Gastmahl und Gelag. Das Gastmahl (Eilapine) gab einer Person auf eigne Kosten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinschaftliche Kosten der Theilnehmenden veranstaltet. Beim Gastmahl fanden sich ein 1) wirkliche Gäste, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2) Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gästen mitgebracht wurden, und 3) Parasiten, eine Art schmarotzenden Lustigmachern, die sich auch wol einstellten, ohne gebeten oder mitgebracht zu sein. Bei den Griechen erschienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäste war unbestimmt. Ehe sie zu Tische gingen, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. Bei Tische saß man in der ältesten Zeit, späterhin lag man, auf folgende Weise: Um einen Tisch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, Ruhebetten mit köstlichen Decken belegte Ruhebetten (Ottomanen) gestellt. Der Liegende stützte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellenbogen gestützt, den Unterleib gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit vielen kleine Polster. Der erste am obern Theil des Ruhebetts streckte seine Füße über dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nahe dem Schoß des Ersten, und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man ist über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tische nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speisen (die, weil man Messer und Gabel nicht kannte, von den Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tisch gelegt wurden, so wurde dieser nach jedem Gange mit Schwämmen abgewischt, sowie auch für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände dargereicht wurde. Seine Serviette brachte jeder Gast mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei: das Vormahl, wobei man lauter die Eßlust reizende Speisen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehren und besser zubereiteten Speisen bestand, und der Nachtisch mit Näschereien. Während des Mahles trugen die Gäste feine Kleider, schmückten sich mit Kränzen, und salbten sich oft Haupt, Bart und Brust mit duftenden Ölen. Das Speisezimmer selbst wurde mit Kränzen geschmückt, unter die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Rose) zu vertrauen, veranlaßt. Der Symposiarch (Tafelfürst), entweder der Wirth selbst, oder eine von ihm ernannte Person, sorgte für Alles zum Gastmahl Nöthige; der Trinkhaus-König oder das Auge führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunst und Pracht wetteiferten,

und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Wasser g mischt. Das eigens hierzu bestimmte Mischgefäß hieß Krater (Mischkrug), au welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeschen wurde. Der üppige Römer trank aus Krystall, Bernstein, und köstlicher Murrh einer Art Porzellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künstlich g triebenem Golde, mit Edelsteinen besetzt. Gewöhnlich brachte man einen Bech dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen den Mercur, oder wie Andre wollen, den ersten dem olympischen Zeus, den zweiten de Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten sic mit dieser Zahl der Grazien, Andre gingen über die Zahl der Musen hinaus, den man trank nicht bloß in die Runde (Encyklopoſie), sondern auch auf das Wohl ab wesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher, als der Name Buch staben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgesetzten Preisen an Natürlich machte es einen Unterschied, wer sich bei dem Gastmahl befand, denn d Sympoſion von jungen Leuten und eins von Philoſophen oder Staatsmänner hatte freilich verschiedene Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Gespräch die oft, wie wir aus Plato's und Plutarch's Sympoſien sehen, sehr ernst und ph loſophisch war, öfters aber im Scherz und Witz sich umhertrieb, wobei die Räthſ und Gryphen (s. Gryphi) eine große Rolle spielen, hatte man noch die durch Ge sang, und das Skolion (s. Skolien) stimmte bald zu heiterer Freude, bald zu e habenem Ernst. Nach beendigtem Mahl erschienen zur Belustigung der Gäste Fl tenspieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Possenreißer aller Art, oder die Gäs trieben selbst allerhand Spiele, unter denen der Kottabos berühmt ist. Bei feierl lichen und prächtigen Gastmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geschenke an sein Gäste aus, welche Apophoreta hießen. Öfters wurden diese zu größerer Belust gung durch eine Lotterie verloost. dd.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jeans de Foix, Gra fen d'Estampes, geb. 1488 von Marie von Orleans, der Schwester Ludwigs XII war der Liebling s. königl. Oheims, der mit Wohlgefallen zu sagen pflegte: „Ga ston ist mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, d man schon in ihm bewundert". In einem Alter von 23 J. machte er s. Namen unsterb lich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er schlug ein Schweizerheer zu rück, ging in reißender Schnelle über vier Flüsse, verjagte den Papst aus Bologn gewann am 11. April, am Ostertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenn und endigte hier sein kurzes, aber glorreiches Leben, als er einen Haufen Spanie der sich zurückzog, einschließen wollte. M.

Gastrisch (a. d. Griech.), das auf die Verdauung Bezug habende. Ga strisches System begreift alle Theile des Körpers, die die Verdauung möglic machen, gastrische Krankheiten sind solche, in denen vorzüglich die Verdau ung gestört ist. Da die Vorschriften der Gesundheitslehre in Rücksicht des Esse und Trinkens so häufig übertreten werden, die Beschaffenheit der Nahrungsmitt selbst oft fehlerhaft, das gastrische System aus vielen Theilen zusammengesetzt, un der Einfluß der äußern Temperatur auf dasselbe sehr bedeutend ist, so müssen ga strische Krankheiten nothwendigerweise häufig vorkommen. Ihre Zeichen sind Mangel an Eßlust, bitterer, widriger Geschmack, dick belegte oder schleimichte Zung häufiges und unangenehmes Aufstoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schmer im Unterleibe, Durchfall oder Verstopfung u. s. w. Wegen der genauen Verbin dung, in der die übrigen Theile des menschlichen Körpers mit den Verdauungs werkzeugen stehen, verbinden sich die gastrischen Krankheiten häufig mit andern z. B. mit Fieber, daher gastrisches Fieber. Gastrisches Heilverfah ren ist kunstmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel

: begreifen darunter die Anwendung Erbrechen oder Durchfall erregender Arzneien,) eine ſtrenge Diät. ff.

Gaſtromanie, Schwelgerei im Eſſen und Trinken, und Gaſtrono- e, die Kenntniß von Allem, was darauf Bezug hat. Die Römer hatten dieſe hwelgerei auf die gröbſte und üppigſte, die Franzoſen haben ſie auf die feinſte, t Geſundheit und geſelligem Frohſinn übereinſtimmendſte Weiſe, ausgebildet. den Pariſer „Almanac des gourmands“ (der neue ſeit 1825, enthält frohe ſänge von Béranger u. A.).

Gaſtromantie, (von γαστὴρ, Bauch), eine beſondere Art der Wahrſa- i bei den Griechen. Man ſtellte gewiſſe weitbauchige Gläſer, mit klarem Waſ- gefüllt, auf einen Platz, und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man leiſer Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflöſung n begehrte. Nun mußte ein keuſcher und unbefleckter Knabe oder eine ſchwan- e Frau mit Sorgfalt alle in den Gläſern ſich ereignenden Veränderungen bemer- und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünſchen, erbitten und auch fodern. eſer gab ſie endlich durch gewiſſe in den Gläſern ſich zeigende Bilder, welche die kunſt verkündigen ſollten.

Gatterer (Johann Chriſtoph), Hofrath, geb. zu Lichtenau im Nürnber- hen 1727, ſtudirte zu Nürnberg und Altdorf hauptſächlich hiſtoriſche Wiſſen- aften, erhielt eine Stelle an dem Gymnaſium in Nürnberg, kam 1758 als or- l. Prof. der Geſchichte nach Göttingen, und ſtarb daſelbſt 1799. Er beherrſchte) ganze Gebiet der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, der Geographie, nealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das nze, theils einzelne Theile derſelben durch wichtige Werke und Abhandlungen , und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeſchichte und in die akademi- n Vorträge derſelben die beſſere Methode ein, welche die Erzählung nach der lfolge mit Synchronismus verbindet. Vor Allem hatte ſich die alte Geſchichte wichtigſten Aufklärungen durch ſ. Fleiß, ſ. gründliche Gelehrſamkeit und ſ. hi- iſchen Forſchungsgeiſt zu erfreuen. Zu beklagen iſt es, daß viele ſ. Werke un- endet geblieben ſind. Über Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeſchrei- ng und Heraldik hat er höchſt ſchätzbare Handbücher herausgegeben. Die k. ietät der Wiſſenſchaften in Göttingen hatte an ihm eines ihres thätigſten Mit- er; er ſelbſt ſtiftete 1764 das hiſtoriſche Inſtitut, deſſen Director er 1767 de. Gatterer's Tochter, Magdal. Philipp., verwitw. Engelhard, geb. 1756, ſich als lyriſche Dichterin bekannt gemacht. Heyne hat in einem Elogium auf terer die Verdienſte deſſelben gebührend gewürdigt; in den „Zeitgenoſſen“, II., befindet ſich ebenfalls eine gut geſchriebene Biographie und Charakteriſtik terer's von Malchus.

Gau (pagus). In den älteſten Zeiten war Deutſchland in Gaue, d. h. in irke von etlichen Quadratmeilen, nach gewiſſen Grenzen von Gebirgen, Ge- ſern u. ſ. w. eingetheilt. Mehre Gemeinden lebten darin in einer gewiſſen Ver- ung. Über die Gaue waren Grafen oder Richter geſetzt; daher Gaugrafſchaf- (S. Graf.) Mit der Veränderung der Grafen veränderte ſich auch dieſes. en das 12. Jahrh. kamen die Gaue als politiſche Eintheilung in Deutſchland) ab und nur in den Namen mehrer Gegenden (Breisgau, Sundgau u. ſ. w.) ine Erinnerung an ſie geblieben; doch gibt es noch hier und da, wenigſtens in derſachſen, kleine Verwaltungsbezirke, welche Gohgrafſchaften genannt en, und deren Vorſteher eine den Ämtern untergeordnete Behörde bilden, wie ſelbſt auf den größern Pachtämtern jener Gegend den Aufſehern der Acker- ßte ꝛc. zuweilen der Titel Gohgrafen beigelegt wird.

Gau (Karl Franz), aus Köln, Architekt der franzöſ. Regierung (ſeit 1816), nkt ſ. Bildung der Kunſtakademie zu Paris. Während ſ. Aufenthalts in

Rom (1817 und 1818), faßte er den kühnen Entschluß durch eine Reise nach Nubien, die ihm seinen gestörten Frieden wiedergeben sollte, eine Fortsetzung des großen Prachtwerks über Ägypten zu liefern und die Arbeiten des ägyptischen Instituts allein zu vervollständigen. Als er, von Niebuhr berathen, und vorbereitet durch ein genaues Studium der Hülfsmittel, seinen Plan auszuführen im Begriff war, schien das Zusammentreffen mit einem reichen Reisenden, der Gau sich zu verbinden wünschte, sein Wagniß zu begünstigen. Aber schon bei der Ankunft in Ägypten mußte er sich von diesem Reisegefährten, auf den sein Unternehmen zum Theil berechnet war, trennen. Obgleich auf seine wenigen eignen Mittel von nun an beschränkt, blieb Gau doch unerschütterlich in seinem Vorhaben. Allein, ohne Diener und Führer, selbst ohne Gepäck, folgte er von Alexandria aus zu Fuße einer kleinen Karavane mitten durch die Wüste. Ohne die Landessprache zu kennen und mit Mundvorrath versorgt zu sein, würde ihm die Fortsetzung der Reise doch unmöglich gewesen sein, hätten nicht die gastfreien Araber ihn jeden Abend eingeladen, das Nachtessen im Lager mit ihnen zu theilen. Nach den schrecklichsten Entbehrungen und Anstrengungen erblickte Gau die Pyramiden. Kleinliche Eifersucht widersetzte sich in Kairo der Fortsetzung seiner Reise. Der englische Consul Salt suchte die Ausfertigung des Firmans zu hintertreiben, der ihm weiter zu gehen erlaubte; durch den Zeitverlust ging des Reisenden kleine Baarschaft aus; auch sein Muth wich dem Andrange so vieler Widerwärtigkeiten. Da nahm sich Drovetti, der ehemalige franz. Generalconsul, des Reisenden wohlwollend an, sorgte für den Firman, und eilte ihm nach Theben voraus, wo Gau nach einer Nilschifffahrt von 32 Tagen eintraf. Dort wählte Drovetti Araber, denen er durch Versprechung, das Leben und die Sicherheit des jungen Reisenden empfahl, sorgte für die Barke, die mit Zwieback, Reiß und trockenem Gemüse beladen und von einer Matte bedeckt, die Karavane aufnahm, zu der vier Matrosen, ein Lootse und ein franz. Mameluck, der als Dolmetscher dienen sollte, hinzukamen. Nach 14 Tagen kam Gau nach Essuan, zu den Trümmern des alten Syene, an Ermenti, Edfu, Com Ombos absichtlich vorbeieilend. Man hatte ihm gestattet, die Nilfälle zu überschreiten und selbst gegen sonstige Sitte, die von Theben mitgebrachten Matrosen zu behalten; nur einen nubischen Lootsen nahm er in Essuan mit sich und einen Dolmetscher für die in Nubien einheimische Barabara-Sprache. Auf dieselbe Weise, wie zu Herodot's Zeiten verfahren wurde, kam Gau über die ersten Nilfälle hinweg. Den Wind benutzend, der seiner Stromauffahrt bis zu den zweiten Nilfällen günstig war, bezeichnete er sich nur flüchtig die Stellen, die er bei der Rückkehr genauer untersuchen wollte, und erreichte glücklich den Zielpunkt seines Strebens. Herr seiner Fahrt, hing es ganz von ihm ab, anzuhalten, wo er wollte und in Muße zu zeichnen und zu messen. Er fand 21 Denkmäler, zwischen der zweiten Katarakte und Philä, die bisher völlig ungekannt oder noch nicht in Zeichnungen gesehen waren; und sowol seine Wahl als seine Darstellung hat überall die gerechteste Anerkennung erhalten. Die Treue und Wahrheit seiner Zeichnungen, die auch im Stiche nicht verloren gegangen ist, und die Genauigkeit seiner Maße und andern Angaben hat Gau's „Neuentdeckten Denkmälern Nubiens" (Stuttg., Cotta, gedruckt in Paris, 12 Hfte., jedes zu 4 — 6 Kpfrn., gr. Fol.), das einstimmige Zeugniß der franz. Beurtheiler verschafft, daß es sich durchaus als nothwendige Fortsetzung an „Das Werk des Siegs und des Genies", an die prächtige Beschreibung von Ägypten anschließe, die bekanntlich das Nilland nur bis Philä umfaßt. Der Text wird großentheils von Niebuhr besorgt werden, in dessen Händen Gau die zahlreichen Inschriften zurückließ, die er in Nubien gesammelt hatte. Als eine Probe hat Niebuhr einige gegeben, die das Verlangen nach den andern vermehren („Inscriptiones nubienses", Rom 1820, 4.). Nach der Rückkehr von s. Reise hielt sich Gau einige Zeit in Rom auf. Dann wurde er in Frankreich naturalisirt, und erhielt 1825 das Kreuz der Ehrenlegion.

Gaudin (Martin Michel Charles), Herzog von Gaëta, geb. 1756 zu Pa-
, Sohn eines Advocaten, war selbst Advocat und wurde 22 J. alt, Bureauchef
s Generaldirectors des Depart. des impositions. Als die Finanzverwaltung
789 in eine Nationalschatzkammer umgewandelt wurde, ernannte man Gaudin
m Mitgl. der mit ihrer Leitung beauftragten Commission. In der Schreckens-
it gelang es ihm, durch Cambon's Vermittelung die 48 alten Finanzeinnehmer zu
tten, welche der Convent aus Unwissenheit in das Decret mit inbegriffen hatte,
m zu Folge die 60 Generalpächter als Opfer des Revolutionsgerichts fielen. Dann
ttete er dem berühmten D'Espremesnil, ehemal. Parlamentsrath das Leben.
päter zog er sich von allen Geschäften zurück; der Director Sieyes trug ihm wieder
ne Stelle an, und nach dem 18 Brumaire ernannte ihn Bonaparte zum Finanz-
inister, in der Folge zum Herz. von Gaëta. Er behielt das Finanzministerium
s zur Restauration, saß dann 1815 — 18 in der Deputirtenkammer, wurde 1820
ouverneur der franz. Bank, verlor diese Stelle wieder, blieb indessen fortwährend
ch noch im J. 1826 bei derselben thätig. G. hielt sich stets von allen Parteien
ntfernt, und ward von allen gesucht. Er zuerst hat Ordnung und Festigkeit in das
anz. Finanzwesen gebracht. Die „Mémoires, souvenirs, opinions et écrits de
. Gaudin, Duc de Gaëte“ (Paris 1826, 2 Bde.) sind für die Geschichte des
anz. Finanzwesens von 1800 — 20 sehr wichtig.

Gauß (Karl Friedrich), Hofrath und Ritter, Mitgl. der k. franz. Akademie
Wissensch., einer der größten Mathematiker, geb. d. 23. April 1777 in Braun-
weig, seit 1807 Prof. der Mathematik und Astronomie in Göttingen, gab
n auf der Schule so deutliche Beweise großer Talente, daß er die Aufmerksam-
t des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand auf sich zog, der s. fernere wissenschaftliche
Bildung auf alle Weise unterstützte. Bereits in s. Doctordisputation (1799)
te G. Proben s. Scharfsinns ab, dadurch, daß er die frühern Bemühungen, den
uptsatz der Algebra zu beweisen, kritisirte und selbst einen neuen, strengen Be-
s lieferte. Aber schon 1801 entwickelte er s. Kräfte glänzender, indem er s.
„Disquisitiones arithmeticae“ (Lpzg. 1801) bekannt machte, ein Werk voll der
sten mathematischen Speculation, durch welches die höhere Arithmetik mit den
ssen Entdeckungen bereichert worden ist. Als G., von dem ganz eigenthüm-
n Reize, welchen diese Speculationen gewähren, getrieben, s. ganze Kraft dar-
zu verwenden anfing, war das, was Andre bereits geleistet hatten, ihm größ-
eils unbekannt; diesem Umstande verdanken wir die neuen Beweise der meisten
e, deren Strenge und Eleganz an die alten Geometer erinnert. Als, am An-
e dieses Jahrh. die neuen Planeten entdeckt wurden, suchte und fand Gauß neue
oden zur Berechnung ihrer Bahnen; er wandte diese Methoden selbst an, ver-
ste uns dadurch eine schnelle und genaue Kenntniß jener neuen Planeten und
te endlich die Methoden selbst in der „Theoria motus Corporum coel.“ (Hamb.
), 4.) mit, einem Werke, welches viel beigetragen hat, dem, um diese Zeit er-
enden Sinne für genauere und folgerichtigere Benutzung der astronomischen
achtungen, die rechte Richtung zu geben. Später hat G. dem Probleme von
Störungen der Himmelskörper eine neue Ansicht abgewonnen, deren Ausfüh-
und Anwendung auf die Pallas wir noch erwarten. Auch s. „Theoria com-
ionis observationum erroribus minimis obnoxiae“ (Götting. 1823, 4.)
ie Wissenschaft bereichert. Seit der Vollendung der neuen göttinger Stern-
, hat er auch den astronomischen Beobachtungen seine Zeit gewidmet; jetzt ist
t der Fortsetzung der dänischen Gradmessung im Königreiche Hanover, beschäf-
bei welcher Gelegenheit er die schöne Erfindung gemacht hat, die entferntesten
onen durch reflectirtes Sonnenlicht sichtbar zu machen. Der göttinger So-
hat er von Zeit zu Zeit Abhandlungen vorgelesen, welche eine Zierde der Com-
rien sind. Alle wissenschaftliche Leistungen dieses originalen Geistes aufzu-

zählen, würde hier am unrechten Orte sein; aber erwähnen müssen wir, daß a Arbeiten von Gauß eine Vollendung besitzen, welche nichts zu wünschen üb läßt; er ist nie zufrieden mit der Entdeckung einer neuen Wahrheit oder Methol vollendet erscheint sie vor dem Publicum und selbst in der Sprache zeigt sich die so fältigste Feile. Über das von G. erfundene Instrument Heliotrop, s. m. Bod „Astronom. Jahrb." für 1825. 80.

Gavotte, ein, vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonstück von munter Charakter. Es besteht aus zwei Reprisen, fängt im Auftakt an und steht im Al brevetakt. Jede Reprise besteht aus 8 Takten. Der Grundrythmus dieses To stücks ist also: ¢ 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 Da die Bewegung wegen dieses letz Falles an und für sich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zu munter, aber dabei auch zärtlich ist, so sind Achtel die geschwindesten Noten, darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an diejenige äußere Form band, die als Tanzstücke hatten. Neuerdings ist dieser Tanz wieder hervorgesucht und beli geworden.

Gay (John), englischer Lieder- und Fabeldichter, geb. 1688 zu Barnsta in Devonshire, erhielt von Luck, Schullehrer an diesem Orte und Dichter, eine ziehung, die zur Entwickelung seines Talents für Poesie nicht wenig beitrug. ging in die Plane seines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Krämer bestim hatte, nicht ein, sondern verließ die Lehre und trat 1712 als Secretair in die Dienste Herzogin v. Monmouth. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunst zu üben. machte s. „Rural sports", ein ländliches Gedicht in 2 Ges., bekannt, und w mete sie dem berühmten Pope, welches die erste Veranlassung zu der vertrau Freundschaft zwischen beiden Dichtern gab. 1713 ließ er s. Komödie: „The w of Bath" drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dies Zeit „The shepherd's week" heraus, eine aus 6 Eklogen bestehende, aus der meinen Wirklichkeit geschöpfte Schilderung des engl. Landmanns, welche dem schmacke s. Landsleute sehr zusagte. Da er aber dieses Werk dem Lord Bolingb zugeeignet hatte, so mußten ihm die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförd rung bei der neuen Regierung fehlschlagen, obgleich er, als Secretair des Gra Clarendon, engl. Gesandten am hanöv. Hofe, im letzten Regierungsjahre der nigin Anna, zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Nach s. Rückkehr tra mit der Tragikomödie „What-d'ye-call-it", und 1717 mit der unter Pope's Arbuthnot's Beihülfe geschriebenen Komödie „Three hours after mariage" konnte aber nur für die erstere einigen Beifall gewinnen. Er begab sich hierauf n Aachen und lebte einige Zeit auf dem Landsitze des Lord Harcourt. Hier veranst tete er die Herausgabe s. Gedichte auf Subscription, die ihm 1000 Pfund brachte. 1724 erschienen „The captives", ein gut aufgenommenes Trauers und 1726 der 1. Bd. s., zum Unterricht des Herzogs v. Cumberland geschriebe Fabeln, durch welche er sich bei den Engländern den Namen eines classischen D ters erwarb. Einen beispiellosen Beifall erhielt seit 1727 s. „Beggars opera (Bettleroper), welche ein Nationalstück der Engländer geworden ist. Dieser O liegt eine wahre Anekdote aus dem Leben des berüchtigten Jonathan Wild Grunde. Ein zweiter Theil, unter dem Titel „Polly", wurde nicht auf die Bü gebracht. Die „Beggars opera" gewann ihm das Wohlwollen vieler Gro besonders des Herzogs und der Herzogin v. Queensberry, in deren Gesellschaft den letzten Theil s. Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung Georg II. und s. Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbesteigung persönlich schätzt hatten. Er starb am Ende 1732 und wurde in der Westminsterabtei beg ben. Der zweite Theil s. Fabeln, meist politischen Inhalts, erschien, durch Herzog v. Queensberry besorgt, erst nach s. Tode. Gay war, nach Pope's

il, ein gerader anspruchsloser Mann, der so redete, wie er dachte, und immer zu
ifallen fürchtete. Johnson spricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die
Eigenthum großer Dichter ist, läßt ihn aber als einem Sänger einer niedern
höre, besonders in der Darstellung des wirklichen Lebens, volles Recht wieder-
ren. Er preist ihn als den Erfinder der Liederoper, welche die italienische lange
t verdrängte und über ein halbes Jahrh. sich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gay-Lussac, Mitglied der Akad. der Wissensch. und seit 1816 Prof. an
polytechnischen Schule zu Paris, Chemiker und Physiker, machte sich zuerst
h eine Luftfahrt in Paris bekannt, indem er sich, vereint mit Biot, in s. Bal-
zu der bis dahin noch unerreichten Höhe von 3600 Toisen erhob. Diese Luft-
gab ihm Gelegenheit zu einer Menge merkwürdiger Entdeckungen im Reiche der
sik, die sich, wie z. B. s. Wahrnehmungen über das Steigen und Sinken des
eckfilbers und mehrer andern flüssigen und elastischen Körper in den höhern Luft-
hten sowie unter den verschiedenen Wärmegraden, durch wiederholte Versuche
als richtig bewährt haben, und unter Andern die erste Veranlassung zu des
länders Dalton scharfsinnigen Untersuchungen und Beweisen über die ungemeine,
ur Verdoppelung steigende Ausdehnung des Volumens der Flüssigkeiten (na-
lich des Wassers) bei dem Durchgang durch alle Grade der Temparatur vom
ier- bis zum Siedepunkt gaben. Später verband sich Gay-Lussac mit Alex.
umboldt zu einem Versuch der genauen Bestimmung der Abweichung des mag-
hen Äquators von dem Erdäquator, wobei beide Gelehrte sich auf die von La-
nse in dieser Beziehung gemachten Wahrnehmungen stützten. Man hat von
-Lussac interessante Aufsätze in den „Annales de chimie“ und dem „Bulletin
Société philomathique“; mit s. jetzigen Collegen Thenard gab er „Recher-
physico-chimiques, faites sur la pile galvanique, et les préparations du
sium“ (Paris 1811, 2 Bde.) heraus.

Gaza (Theodorus), ein Nachfolger des Emanuel Chrysoloras als Lehrer
iech. Sprache und Literatur im Abendlande. Er kam als Flüchtling nach der
rung von Konstantinopel durch die Türken nach Italien und erwarb sich dort
eine genaue und fertige Kenntniß der Landessprache. 1440 wurde er öffent-
Lehrer zu Ferrara und 1451 zog ihn Papst Nicolaus V. mit a. Gelehrten nach
wo der Cardinal Bessarion ihn in sein Gefolge aufnahm. Nach Nicolaus
berief ihn König Alfons nach Neapel, und als der Tod ihm auch diesen Gön-
raubt hatte, kehrte er wieder nach Rom zurück, wo er aber durch eine geringe
nung des Papstes Sixtus IV. für eine Dedication so gekränkt wurde, daß er
ch Ferrara und von da nach Calabrien zurückzog, wo er 1478 starb. G. hat
loß als Lehrer durch das Wort, sondern auch durch s. Schriften, und nament-
rch lat. Übersetz. griech. Classiker zur Verbreitung des Studiums der griech.
ur gewirkt. Seine Hauptarbeit ist eine Übers. der naturgeschichtlichen Schrif-
Aristoteles.

Gebälk werden bald die sämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald bloß der
Theil oder das Hauptgesims einer Säulenstellung genannt, welches auf den
ruht, und aus drei Theilen besteht, dem Unterbalken oder Archi-
em Fries und dem Kranze. (S. Säule.) Die schicklichste Höhe des Ge-
i jeder Art von Säulen ist der vierte Theil der Säulenhöhe selbst, ist es höher,
nt es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärm-
lnsehen. Bei jeder Säulenordnung findet man hierin übrigens Verschieden-
(S. Säulenordnung.)

Gebärde, von dem veralteten Gebahrn, gebahren, als Haupt- und Zeit-
uch: sich gebahren, sich betragen. Unter Gebärde in der bestimmten Be-
versteht man eine Art des physiognomischen Ausdrucks des Innern im Kör-
ist aber nicht ganz leicht, diese Art genau zu bestimmen. Von der Miene

scheint sie sich in folgenden Punkten zu unterscheiden: 1) die Miene ist bloß etwas Vorübergehendes; die Gebärde obschon sie sich auch in Bewegungen äußert; etwas Beharrliches; 2) die Miene erstreckt sich bloß auf die Bewegungen des Gesichts, die Gebärde auch auf den übrigen Körper: 3) die Miene ist bloß Seelenausdruck im Gesicht vernünftig sinnlicher Wesen, Gebärden zeigen sich auch bei bloß sinnlich-begehrenden Wesen; 4) die Miene ist daher Ausdruck der Gesinnung, des freien Charakters, Gebärde drückt die eben jetzt herrschende Leidenschaft, den vorübergehenden Affect aus. So bemerkbar diese Unterscheidungen hin und wieder sind, so schwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch. Übrigens ist auch bei diesen Unterscheidungen nicht zu verkennen, daß Gebärde bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne genommen ist. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden physiognomischen Ausdruck des Innern im Körper, und dann sind die Mienen mit darunter begriffen. Jene stumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Gebärdensprache nennt, würde deßhalb auch die Mienensprache unter sich befassen, sodaß die Gebärdensprache eben sowol das Gesicht als die übrigen Glieder des Körpers zu Darstellungsmitteln hat. Kurz, die Gebärde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Besondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredtsamkeit wird es dienlich sein, diesen also festgesetzten Unterschied anzunehmen, und zur Mienensprache auch Das mitzurechnen, was das Gesicht nach der obigen Bestimmung von Gebärden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredtsamkeit ist aber die Kunst, einem Andern seine Gedanken mittelst des Körpers und gewisser Modificationen desselben so mitzutheilen, daß sie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Diese Modificationen des Körpers sind entweder Bewegungen und Stellungen desselben, oder Töne. Man sieht, daß die ganze Schauspielkunst sich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, und von den Tönen die Declamation abhängt. Die Action ist nun eigentlich nichts Andres, als die Gebärdenkunst selbst in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers sind nämlich Veränderungen desselben oder seiner Theile, in Ansehung ihrer Lage und Figur, mit gewissen Veränderungen der Seele übereinstimmend. Die Summe der Bewegungen ist Gesticulation; aus der Stellung gehen die Attituden (s. d.) hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewissen Situation. Hier ist immer etwas Unbewegliches, Fester. Attitunden macht der ganze Körper; Gesticulation können nur die beweglichen Theile desselben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zusammen, oder jede für sich, weßhalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- und Füßesprache gibt, wovon freilich die meisten Schauspieler nichts verstehen. Von diesen stummen Sprachen allen unterscheidet man nun noch besonders die Gesichtssprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Gesicht ist kein so beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung u. die bleibende Form seiner festen theils durch das veränderliche Spiel seiner beweglichen Theile, theils durch Züge welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen fest und bleibend geworden sind tritt hier das Innere in dem Äußern in den bedeutendsten, unzweideutigsten und unverkennbarsten Kennzeichen hervor. Hier ist also eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer so großen Wichtigkeit, daß man wol Ursache hätte, ihr eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da es auch hier wieder fast so viele eigne Sprachen gibt, als Theile des Gesichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Nasen-, Lippen- und Wangensprache lächerlich finden wollte, bewiese damit nur, daß er die Natur hier niemals genugsam beobachtet hat. Diese Gesichtssprache nennt man auch Mimik (s. d.), ein Begriff, der freilich an sich mehr umfaßt. Wenn Engel die Mimik in die ethische od. physiognomische eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomische, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affecten und Leidenschaften in bestimmten Situationen

rstellt, so liegt dieser Eintheilung der Unterschied zwischen Miene und Gebärde im gern Sinne zum Grunde. Es ist auch hier am rathsamsten, das Mienenspiel f die Gesichtssprache einzuschränken, das Gebärdenspiel aber auf die ganze körper- e Beredtsamkeit auszudehnen. Gebärdenspiel würde demnach sein die vor- rgehende Modification des ganzen Körpers, seiner unbeweglichen Theile, in Stel- g und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Äußern während einer gewis- Situation. Die Bezeichnung durch Spiel scheint uns bloß von dem Vorüber- enden in dieser Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, wo- sie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkürlichkeit denken bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Werkzeuge der Thätigkeit der ele in einer naturgemäßen Äußerung folgen. Wer durch Kunst die körperliche redtsamkeit üben will, und die naturgemäßen Äußerungen nicht trifft, der ver- lt in Grimasse. Die Natur, wie sie für jeden Ausdruck der Leidenschaft, für e Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme t, hat auch ihre eignen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe n Schauspieler und bildenden Künstler, dem dafür der feine Sinn mangelt. (Vgl. imik und Pantomime.) dd.

Gebern, in Indien Parsis, in Persien aber Gebern, Güebern, uern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter, genannt. Sie selbst nennen sich hendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten hnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den persischen Meerbusen, vorzüg- aber in den Provinzen Yerd Keram. Dies wenig bekannte, in der Unwissen- t glückliche Volk ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine u, und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen ch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten neun Jahren un- htbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie vereh- ein einiges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen. ne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen Licht als Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten ich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des greiflichen Gottes hegen, weßwegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer chten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches Prophet Zoroaster (s. d.) schon vor 4000 J. entzündet haben soll. Ihr hei- Buch heißt Zend-Avesta (s. d.). Eine eigenthümliche Gewohnheit der rn ist es, die Todten, statt sie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe Vögeln preiszugeben, wobei sie genau achtgeben, welchen Theil diese Thiere zu- erzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Gebet, im weiten Sinne, jede mit frommen Gefühlen verbundene Rich- des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer hle und Gesinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte sein, Fürbitte, k und Lob Gottes. In den abergläubischen Religionen des Alterthums wur- ie Gebete als Formeln von magischer Kraft betrachtet, deren Wirksamkeit da- bhänge, daß sie mit der größten Genauigkeit hergesagt und durch keinen Un- bedeutenden Umstand unterbrochen würden. Würdigere Begriffe über das n und den Zweck des Gebets hat das Christenthum verbreitet. Nach den bsätzen der katholischen Kirche kann der Mensch nicht bloß an Gott, sondern an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die protestantische Kirche da- erklärt Gott für den einzig würdigen Gegenstand der Anbetung. Die religiö- Menschen aller Zeiten haben in dem Gebete ein wirksames Mittel der Geisteser- ng, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen gefunden. Je-

leichter der Mensch unter den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens seine höhere Bestimmung vergißt, desto mehr ist ihm die Geistessammlung, welche das Geb gewährt, Bedürfniß, und es ist eine heilsame Gewohnheit, mit dem frommen An denken an Gott den Tag zu beginnen und zu beschließen. Um das Gemüth in d Stimmung zu versetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, sich zu Gott zu erh ben, muß man sich der heil. Schrift, heiliger Gesänge (unter den neuern Lied dieser Art sind besonders die von Witschel: „Morgen- und Abendopfer", Sulzbac zuerst 1804; die Gesänge von Juliane Veillodter und die Schrift von Ziegenbein „Die Religion in Liedern, gesammelt aus den besten Dichtern", zu empfehlen), ei ter Predigten und dgl. Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche d jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendsten zu sein pflegen, so ist es nöthig, d man auch das Kind beten lehre, und die Erzieher, welche meinten, daß die Bildu zur Religiosität einem reifern Alter vorzubehalten sei, verriethen Mangel an Ken niß des menschlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Wes von welchem alles Gute komme, fassen, und ist frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge, s. Berge.

Gebirgsarten, s. Geognosie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine Basis bei der Bestimmung der H eines Gebirgs zu haben, bezieht man dieselben jederzeit auf die Meeresfläche, se die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß seine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher ist, als er sc da seine ganze Höhe, d. h. also Erhebung über der Meeresfläche, dem Auge sichtbar ist. (S. Höhenmessung.) Folgende Formel zeigt die verschie Stufen der Gebirgshöhe:

	Pyrenäen.	Alpen.	Anden.	Himalih.
Gipfel —	1,°	1,4	1,8	2,4
Mittel —	1	1½	2	2½

Gebirgskrieg, heißt der Krieg in Ländern, in welchen Hochgebirge tief eingeschnittenen engen Thälern die Hauptphysiognomie bilden, als z. B. Schweiz, Tirol, Salzburg, ein großer Theil der pyrenäischen Halbinsel u. s. weil er nur in diesen einen eigenthümlichen Charakter hat. Solche Länder wo wenn der Krieg nicht ausschließlich gegen sie gerichtet ist, weniger der Schauplatz scheidender Operationen sein, weil sie ihrer Natur nach die kriegerische Wirksa hemmen u. die Verpflegung schwierig machen. Sie dienen daher in den jetzigen gen mehr als Stützpunkte größerer Operationen. Ihre Wichtigkeit ist dessen achtet sehr groß, wenn auch nur untergeordnet. Sie eignen sich ganz besonder Vertheidigungskriege, da sie so viele Stellungen bieten, in welchen kleine H ganze Heere aufhalten können; umgekehrt, wird der Angreifende gehindert seine K gehörig zu entwickeln und muß jeden Augenblick, wenn er in schmalen, gedr Colonnen in einem Thale vorrückt, befürchten, daß der Feind neben ihm Thälern in seine Flanken operirt, ihn überrascht, seine Zufuhren und Unter gen abschneidet u. dgl. Indeß hat der Gebirgskrieg jetzt bei der größern Be keit der Truppen, und weil man einsehen lernte, daß es wol kaum noch eine lung gibt, die nicht, bei gehöriger Ortskenntniß und Entschlossenheit um werden könnte, endlich bei der größern Cultur in ehemals unwegsamen und un baren Gegenden nicht mehr die Schwierigkeiten wie sonst. Der Gebirgskrieg dert eine genaue Localkenntniß, ist weniger regelmäßig, als der Krieg in einem nen Lande; er fodert von den Anführern mehr Kühnheit, eine größere Bereitw auf unerwartete Ereignisse und von den Truppen einen höhern Grad von Muth Ausdauer. Der General Matthieu Dumas nennt ihn die poëtische Seite Kriegskunst. Als ein Meister im Gebirgskriege verdient unter andern der General Lecourbe genannt zu werden; in Dumas's „Précis des événemens

aires" findet man die Operationen Lecourbe's in Graubündten und in der hweiz (1799 und 1800) und mehre von ihm verfaßte Memoiren über dieſen genſtand. 23.

Gebläſe, diejenigen Verrichtungen, in denen atmoſphäriſche Luft aufgegen, geſammelt, zuſammengedrückt und durch längere oder kürzere Röhrenlegen in die Form der Schmelzöfen, Herde ꝛc. geführt wird. Die Röhre, in welſich die Windleitung endigt und durch welche der Wind in die Form und durch e in den Schmelzraum geleitet wird, heißt die **Dille**. Häufig werden mehre bläſe miteinander verbunden, indem der Wind zuvörderſt in einen Windkaſten aus dieſem erſt in den Schmelzraum geführt wird. Bei allen Gebläſen liegt Mechanismus zum Grunde, die in einem Behältniſſe aufgefangene Luft auszuſen und es gleich wieder mit atmoſphäriſcher Luft zu füllen. Jedes Gebläſe ß daher zwei Öffnungen (Ventile) haben; eine um die atmoſphäriſche Luft einzuen und eine zweite, um die zuſammengepreßte Luft abzuleiten; beide Ventile müſſich daher wechſelsweiſe öffnen und ſchließen. Man unterſcheidet: 1) Gebläſe biegſamen Wänden; die überall bekannten ledernen Bälgen oder Bälge. 2) hölzernen Balgen oder Bälge, bei denen ſich der pyramidale Oberkaſten um den weglichen Unterkaſten auf- und niederbewegt, und dadurch einen Raum von nderlicher Größe abgränzt, welcher bei der höchſten Erhebung des Oberkaſtens atmoſphäriſcher Luft angefüllt wird, die beim Niederdrücken deſſelben ausgepreßt Als eine Abänderung der Bälge kann das, nach ſ. Erfinder, einem Schweden, nnte Wilhelmsgebläſe angeſehen werden; bei demſelben liegt der keilförmige en feſt und ein Boden iſt in demſelben beweglich. 3) Die Kaſten- und Cylinbläſe, beſtehen erſtere in parallelepipediſchen, letztere in cylinderförmigen, entr an einer oder an beiden Seiten verſchloſſenen Räumen, in welchen ſich ein en auf- und niederbewegt. Die Kaſtengebläſe ſind entweder von Holz, ſelten Eiſen oder Stein, die Cylindergebläſe gewöhnlich von Gußeiſen, ſelten von (Tannengebläſe). Die nur an einer Seite verſchloſſenen oder einfachblaſenden m- und Cylindergebläſe haben nur ein Einlaß- und ein Auslaßventil, die auf n Seiten verſchloſſenen oder doppeltblaſenden dagegen jedes zwei Einlaß- und Auslaßventile; die Cylindergebläſe ſind die wirkſamſten und vollkommenſten maſchinen. 4) Die Baaderſchen (von Baader in München erfundenen), oder Waſſer gelieberten Gebläſe beſtehen in zum Theil mit Waſſer angefüllten Gein welchen ſich ein zweites dergeſtalt auf- und niederbewegt, daß zwiſchen dem n dieſer letztern und der Oberfläche des Waſſers ein begränzter Raum bleibt, r mit Luft angefüllt iſt, die beim Niedergehen des Gefäßes entweicht. 5) rſt neuerlich von dem kurheſſiſchen Oberbergin ſpector Henſchel erfundenen ngebläſe beſtehen in gußeiſernen, unten nach der Kettenlinie gebogenen Röhren, ten in einem Waſſerkaſten hängen und oben offen ſind. Durch dieſe Röhren en ſich, oben über Räder hängend, mittelſt des Drucks des darauf fallenden rs Scheiben, welche die atmoſphäriſche Luft mit fort- und in den unten behen Sammelkaſten führen. Es ſind dieſe Gebläſe von ſehr guter Wirkung. e Waſſertrommelgebläſe beſtehen in verſchloſſenen, über eine Waſſerfläche ge, unten offenen Kaſten oder Tonnen, welche mit längern oder kürzern Röh- Verbindung ſtehen, durch welche Waſſer herabfällt, welches die in den Röhfindliche Luft in die Kaſten treibt, aus denen ſie in die Öfen oder Herde gewird.

Gebrochen. 1) In der Muſik heißt ein gebrochener Accord ein ſolcher, Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, ſondern in einer gewiſſen Ordauf einander folgend, anſchlägt. Man nennt ſolche Accorde inſofern auch ggiaturen. (S. Harpegglo.) Gebrochener Baß iſt der, der ſtatt die dnote auszuhalten, ſie entweder öfter wiederholt oder mit andern ſchicklichen

Tönen abwechselt. 2) In der Declamation und im Gesange ist die gebrochene Stimme das Zeichen der tiefsten Rührung. In der Malerei sind gebrochene Farben eine Art Mittelfarben: (S. Mezzotinto.) 4) In der Baukunst sind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach, solche, die mehre Absätze haben.

Geburt ist der Act bei den weiblichen Menschen und Säugethieren, durch den sie ein Kind oder ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter zugebracht hat, und also im Stande ist, ein selbständiges Leben zu führen, so reißt sie sich los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben unabhängig von der Mutter zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu seinem Maximum ausgedehnt ist, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Zusammenziehungsvermögen in ihm, er verengt dadurch seinen innern Raum und treibt die reife Frucht von sich. Die Zeit der Geburt ist bei den verschiedenen Geschlechtern der Säugthiere sehr verschieden, bei jedem aber genau und bleibend bestimmt. In dem Fruchthälter der Gebärmutter des Weibes fängt der Mensch als Embryo sein Leben an, wird dann weiter ausgebildet, zunächst als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit seinem Wachsthum und zunehmenden Umfange wachsen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert sich der innere Raum des Fruchthälters durch dessen Ausdehnung. Am Ende der 39. oder Anfange der 40. Woche ist das Kind völlig ausgebildet, und fähig, sein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung von ihr, d. h. die Geburt. Es entstehen allmälig die Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche, da sie mit schmerzhaften Empfindungen verbunden sind, Wehen genannt werden. Man theilt diese ein in vorhersagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde sind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann sie oft nicht von der Stelle, bis die Wehe vorüber ist, da sie denn wieder einige Stunden lang frei ist. Dann folgen die wahren Wehen; diese dauern immer länger, kommen immer schneller zurück und werden immer heftiger. Die Zusammenziehungen des Fruchthälters geschehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derselben vor sich ging, indem der obere Theil oder der Grund derselben sich zuerst zusammenzieht, während der untere Theil und die Öffnung oder der sogenannte Muttermund sich ausdehnt und erweitert. Daher senkt sich die Frucht bei dem allmälig sich verengernden Raume des Fruchthälters gegen die Öffnung desselben hin, die in den Hüllen der Frucht eingeschlossene Flüssigkeit, als der am meisten Widerstand leistende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blase, welche zur allmäligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es ist daher nachtheilig, wenn voreilige und unwissende Hebammen durch Kneipen an der Blase das zu frühe Zerplatzen derselben befördern. Bei wiederholten und kräftigen Wehen zerreißt endlich diese Blase, ergießt sich, und sogleich tritt der Kopf des Kindes selbst ein. Da die Schädelknochen an demselben noch nicht ganz vollendet, sondern auf dem Scheitel nur durch eine feste Membrane verbunden sind, und, einander genähert, sogar ein wenig über einander geschoben werden können, so kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an seinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Öffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieser eingeschlossen ist, sowie auch durch die äußern Geburtstheile durchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt ist demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher und krankhafter Zustand, wie ihn wol manche zaghafte Frauen sich vorstellen. Es ist ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeschäft, welches ebenso wenig Krankheit ist als das Wachsen und die Entwickelung der Mannbarkeit, obgleich alle eine nicht unbedeutende Veränderung im Körper verursachen und zu Krankheiten Anlaß geben können. Zum

t das Geburtsgeschäft eine heftige Anstrengung der Natur, aber diese hat auch
e, und höchst zweckmäßige, Vor- u. Zubereitungen getroffen, um es zu erleichtern.
ht die Geburt auf die beschriebene Weise regelmäßig von Statten, so heißt sie eine
ürliche. Dazu wird erfodert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut sei,
seine Öffnung der reifern Frucht einen freien Durchgang gestattet; daß die Aus-
ung und Größe der Frucht dem Becken gemäß sei, vorzüglich der Kopf desselben
von der Natur bestimmten, dem Durchmesser des Beckens angemessenen Um-
z habe, ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achse des Beckens,
tige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vor-
n Seite der Mutter, und nach der Öffnung des Fruchthälters, sodaß der Hinter-
f zuerst zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine wider-
ürliche Beschaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne über-
ßige Anstrengungen und Schmerzen, und in gehöriger Zeit erfolgt. Schwer ist
Geburt, wenn sie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anstrengungen und
hmerzen verbunden ist und viel Zeit, über 6 — 8 Stunden, erfodert. Die Ur-
e davon ist zuweilen Straffheit der Fasern der Mutter, vorgerückte Jahre der-
en, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. A. m. Auch diese Geburten
endet die Natur, und Kreisende sollten daher nicht so bald muthlos und ungedul-
werden. Eine widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt ist die,
ei eine oder mehre von den obenerwähnten Bedingungen zur natürlichen Geburt
en. Eine künstliche Geburt ist diejenige, welche durch die Hülfe der Kunst mit
strumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkstelligt worden ist. Früh-
burt heißt eine solche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche
t verlaufen ist, nämlich nach dem siebenten und vor dem Ende des neunten Mo-
s. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen zu ihrer Reife
immt ist, so ist sie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von
bildung gelangt, daß sie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Le-
erhalten werden kann. Daß sie jedoch nicht völlig reif ist, bemerkt man aus
chiedenen Zeichen. Ein solches Kind nämlich schreit nicht wie andre reife Kin-
sondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von sich, schläft beständig, muß be-
dig gewärmt werden, wenn nicht sogleich Hände und Füße erkalten sollen. Au-
em aber ist auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem
r oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth,
sogar blau, mit einem weichen, langen, wolligen Haar, besonders an den Sei-
heilen des Gesichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle der Hirnschale
roß, die Schädelknochen sind leicht beweglich; das Gesicht ist alt, runzlich;
lugen sind meistens verschlossen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz,
und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines solchen Kindes ist unter
, oft sogar unter fünf Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn sich die Frucht
dem siebenten Monate trennt. Dies ist alsdann ein in dem Grade unreifes
d, daß es nicht fortleben kann: doch wird nach den bürgerlichen Gesetzen gestat-
selbst ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehe-
en für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt ist die über die ge-
nliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da diese Rechnung von dem An-
e der Schwangerschaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die An-
der Mutter sich gründet, so findet hier oft Selbsttäuschung oder Betrug statt
in der gerichtlichen Medicin ist es von der größten Wichtigkeit, indem oft viel
uf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40. Woche gebo-
s Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden soll oder
t. Die Wichtigkeit dieser Untersuchung und die Unbestimmtheit in den Be-
sen hat eine große Verschiedenheit der Meinungen der medicinischen Schriftsteller
eigeführt. Die Meisten bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter

über eine solche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde sich an den bestimmten Zeitraum der Schwangerschaft; Gram, Krankheit u. A. m. können das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. s. w. Andre behaupten dagegen, die Natur binde sich an keine Regeln; mancherlei Ursachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Fehlgeburt, Mißfall, Abortus, wenn eine Frucht sich so früh ablöst, daß sie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerschaft bis zum siebenten, am öftersten aber im dritten Monat. Veranlassungen dazu geben, zumal bei reizbaren oder vollblütigen Schwangern, hinzukommende heftige Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenschaften u. A. m. H.

Geburtsadel, s. Erbadel.

Geburtshülfe ist die Kunst, durch bestimmte mechanische und dynamische, auf physiologische und pathologische Kenntnisse gegründete Verrichtungen die Geburt zu erleichtern, und sowol kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu sorgen; daher ist die Entbindungskunst nur ein Theil der Geburtshülfe. Hebammenkunst ist nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der selbst natürlichen und leichten Geburt leistet. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wol von jeher, selbst bei den rohesten Völkern statt gefunden, obgleich sie sehr mangelhaft gewesen ist, und vielleicht nur in den unentbehrlichsten Handgriffen und Hülfsleistungen bestanden hat. Selbst bei den gebildetern Völkern der Vorzeit stand diese Kunst noch auf einer niedern Stufe. Die Israelitinnen hatten schon Hebammen. Die ersten Nachrichten von künstlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen, aus dem Zeitalter des Hippokrates (st. 357 v. Chr.). Aus den Schriften jener Zeit ersehen wir, daß die Entbindungskunst bei den Griechen auf einer höhern Stufe sich befand, als im vorigen Jahrh. noch an den meisten Orten in Europa. Dessenungeachtet wurde auch bei ihnen vieles Schädliche und Unzweckmäßige vorgenommen und nur wenig von Dem, was nothwendig gewesen wäre, gethan. Oft begnügte sie sich damit, die Eileithyia, die Göttin der Geburt, anzurufen. Bei den Römern beschränkte sich die Geburtshülfe auf wenige Hülfsleistungen und auf Opfer für Juno Lucina und andre der Geburt vorstehende Gottheiten. Erst später hatten die Römerinnen gewöhnlich Hebammen, bei schweren Geburten aber wurden die Ärzte zum Beistand gerufen. Diese waren entweder Griechen, welche unter der Herrschaft der römischen Kaiser in Rom lebten, oder ihre Kenntnisse waren größtentheils aus den griechischen Schriftstellern geschöpft. In diesen Zeitraum gehören vorzüglich Soranus (100 J. n. Chr.) und Moschion, welcher das uns bekannte erste Lehrbuch der Hebammenkunst verfaßt hat. Im Mittelalter wurde die künstliche Geburtshülfe sehr vernachlässigt; sie schien sich auf das Ausschneiden der Frucht aus dem Leibe verst. Mütter zu beschränken. Dadurch, daß die Päpste den Mönchen die Ausübung der Heilkunst und die Lehrerstellen an den neugestifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie den Ärzten und Laien aufs strengste verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunst mehr auf innere und abergläubige Mittel beschränkt, und zwar nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und dergl. Personen überlassen. Waren diese mit ihrer Kunst zu Ende, so wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreissenden angehängt u. s. w. So blieb der Zustand der Geburtshülfe bis in das 16. Jahrh. Jetzt wurde durch die größere Verbreitung der Buchdrucker- und Holzschneidekunst auch für die Entbindungskunst allmälig eine bessere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geistesverkehr unter den Menschen allgemeiner, der Forschungsgeist erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand als bisher

n dieſe Zeit war das Geſchäft der Geburtshülfe ſo ausſchließlich in den Händen der
eiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, ſich damit zu befaſſen,
d es gleichſam als ein verabſcheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend
weiblichen Geſchlechts, Derjenige aber, welcher es unternahm, als ein Abenteu-
und Zauberer angeſehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man 1521 einen
iſſen D. Veites deßwegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen
ern Unterricht der Hebammen durch mehre Hebammenbücher geſorgt; das erſte
r von Eucharius Rößlin (Roslein) zu Worms: „Der ſchwangern Frauen und
bammen Roſengarten" (1513). Auch die nun wieder erlaubte und mehr be-
ßigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbeſſerung der Entbindungskunſt
r viel bei, in der vorzüglich Veſalius in Padua (1543) ſich auszeichnete. Die
te und Wundärzte beſchäftigten ſich noch immer bloß mit dem Theoretiſchen der
tbindungskunſt; doch gingen die letztern allmälig dadurch zur Ausübung derſelben
ßt über, daß ſie das nicht nur erlaubte, ſondern ſchon früher geſetzlich befohlene
sſchneiden der Frucht aus verſtorbenen Schwangern, ſowie auch allmälig andre
Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgiſche Operationen verrichteten.
ny Rouſſet, ein Wundarzt in Paris, ſtellte in einer Schrift (1581) zuerſt mehre
weiſe von der Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterſchnitts an
nden auf, dem er den Namen Enfantement Césarien, cäſariſche Kindergeburt,
, woraus in der Folge der Name Kaiſerſchnitt entſtand. Nach Verbreitung
ſer Schrift wurde dieſe Operation auch an Lebenden in und außer Frankreich oft,
ſt zuweilen ohne daß ſie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wund-
t in Paris, gab (1589) zuerſt nähere Veranlaſſung zum Schoßknorpelſchnitt,
em er auf das Ausdehnen der Schoßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen
kens, ſchweren Geburten aufmerkſam machte. In Deutſchland blieb die Ge-
tshülfe noch lange in unvollkommenem Zuſtande, die Hebammen waren größten-
ls unwiſſend, und die Männer kamen äußerſt ſelten zur Geburtshülfe, während
n Italien und Frankreich ſchon gebräuchlich war, Ärzte und Wundärzte zu Hülfe
ufen. Ein in der Geburtshülfe zu ſeiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris,
ment, welcher der la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbin-
g beiſtand, erhielt zuerſt als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs, der den
ndärzten ſo wohl gefiel, daß ſie nach und nach ſich alle ſo nennen ließen. Hein-
d. Deventer war der erſte, welcher (1701) die Entbindungskunſt wiſſenſchaftlich
zugründen verſuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunſt höher
egen war als in andern Ländern, ward in dem Hôtel-Dieu auch eine Unter-
ſanſtalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geſchichte des Urſprungs
oder Erfindung der Zange, dieſes ſo äußerſt wichtigen Inſtruments für die Ge-
tshülfe, iſt in einiges Dunkel gehüllt. Zwiſchen 1660—70 wollte Chamber-
, Wundarzt in London, ein Inſtrument erfunden haben, mit dem er im
nde ſei, die ſchwerſte Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glück-
zu beenden, aber er behielt dieſe Entdeckung als Geheimniß für ſich, und ging
8 nach Amſterdam, wo er daſſelbe an einige Geburtshelfer verkaufte, welche
er in der Folge einen Handel damit trieben, der ſich unter den Beſitzern dieſes
eimniſſes lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu
t in Flandern, kam endlich demſelben Inſtrumente auf die Spur, und ließ ein
rument fertigen, das aus zwei ſtählernen Löffeln beſtand, welche einander gegen-
an dem im Becken ſtehenden Kopf gelegt, und womit dieſer gleichſam mittelſt
er eiſerner Hände hervorgezogen werden ſollte. Er kann alſo als der rechtmäßige
nder der erſten Zange (1723) angeſehen werden. Die Zange wurde nun immer
r, beſonders von Levret in Paris (1747), Plevier in Amſterdam (1750) und
ellie in London (1752) verbeſſert. Die Geburtshülfe ſelbſt wurde durch dieſer
nner Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutſchland bildeten

sich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geschicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, sondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunst durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derselben durch Unterricht viel beitrugen. Unter diesen zeichneten sich aus: Kaltschmidt in Jena (1750); Janke in Leipzig; Mohr in Giengen in Schwaben; Meckel in Berlin, Director der ersten Hebammenschule Deutschlands (1751); Röderer, Lehrer an der zweiten Anstalt dieser Art, in Göttingen (ebenfalls 1751 gestiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Verbreitung der Levret'schen Zange; Stein in Kassel und Marburg (1763); Wrisberg in Göttingen (1764) und mehre Andre. Die Errichtung mehrer Entbindungs- und Hebammenschulen erleichterte auch die Erlernung dieser Kunst und brachte sie auf den Grad von Ausbildung, auf welchem sie sich jetzt befindet. Hierzu trugen in der neuern Zeit besonders die beiden Stark in Jena, Osiander in Göttingen, Siebold in Würzburg, Wigand, Nägele, Boer, Jörg u. s. w. bei. Man ist jetzt auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieser Kunst gehörigen Kenntnisse die Fälle mit hinlänglicher Übersicht bestimmen zu können, wo die Kunst sich leidend verhalten und das Geburtsgeschäft der Natur überlassen kann und muß, und wo diese es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und daher die Kunst sicher, entschlossen und bestimmt handeln muß.

Gedächtniß heißt das Vermögen und die Fertigkeit des Geistes, seine Gedanken zu behalten und willkürlich in sich wieder zu erneuern. Es setzt voraus das Auffassen des zu Behaltenden. Etwas bald fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind Vollkommenheiten des Geistes, welche sich selten zusammen finden. In Hinsicht des Fassens ist das Gedächtniß schnell oder langsam, in Hinsicht des Besinnens ist es treu oder untreu, leicht oder schwer, in Hinsicht des Behaltens aber stark oder schwach, groß oder klein, indem es mehr oder weniger Vorstellungen längere oder kürzere Zeit behält. Die Beschaffenheit des Gedächtnisses hängt sehr von der Art des Denkens, und von der Aufmerksamkeit ab, welche man für die Gegenstände hat, welche ins Gedächtniß zu fassen sind. Man unterscheidet das Wortgedächtniß, welches von mechanisch Auswendiglernen zeugt, das keines sonderlichen Aufwands von Geist bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und also selbstthätiger Geist gehört. Ungemeine Gedächtnisse machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geist, den Philosophen. Das Gegentheil vom Gedächtniß ist die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, so oft er gefüllt wird, doch immer wieder leer wird. Dieses Übel ist bisweilen unvermeidlich, wie bei alten Leuten, oft aber auch die Wirkung zerstörender Ausschweifungen, manchmal in der Jugend an einer gewohnten Zerstreuung oder Mangel an Übung (s. folg. Art.) — Gedächtnißkunst s. Mnemonik.

Gedächtnißübung bezeichnet die absichtliche Thätigkeit der Seele, eine Reihe von Sätzen aufzufassen und zu künftigem Gebrauch zu behalten. Man nennt dies auch Memoriren, und die Sprache des täglichen Lebens braucht dafür den Ausdruck: Auswendiglernen, vermuthlich darum, weil bei dem Hersagen des auswendigzulernenden Stücks der Hersagende nicht das Buch, worin das Memorirstück steht, geöffnet vor sich haben und also nicht in das Innere desselben hineinsehen darf, sondern es so hält oder gelegt hat, daß er nur das Äußere, das Aussehen desselben vor sich sieht. Da der Werth eines guten Gedächtnisses, welches durch Übung gestärkt und also zu einer Kraft erhöht werden soll, welche leicht und schnell faßt, lange und viel behält, und treu und zur rechten Zeit sich des Aufgefaßten wieder erinnert, sehr groß ist; da das Gedächtniß mit Recht die Vorrathskammer des Verstandes genannt wird; da durch ein gutes Gedächtniß die nützliche und schnelle Wirksamkeit für das Leben erhöht wird, so sind die sogenannten Gedächtnißübungen ein betrachtungswerther Gegenstand der Erziehung und beim Unterrichte selbst

ngern Jahren durchaus nicht zu vernachläſſigen, da die Gedächtnißkraft zum Theil körperlichen Organen mit abzuhängen ſcheint. Es muß bei der Leitung dieſer ungen ein natürlicher Stufengang vom Leichtern zum Schwerern, vom Kürzern n Längern, vom Einfachern zum Zuſammengeſetztern beobachtet werden, wenn Fortſchreiten zum beabſichtigten Ziele erleichtert werden ſoll. Man hat einfache künſtliche Hülfsmittel zur Erleichterung der Gedächtnißübungen. Die erſten uhen auf folgenden Grundſätzen. a) Weil das Verſtandene leichter gefaßt wird das Unverſtandene, ſo ſuche man Das, was memorirt werden ſoll, zuerſt zu ſtehen, oder es Dem, der es merken ſoll, verſtändlich zu machen. b) Weil Das, langſam und öfter durch die Seele geht, leichter als das ſchnell Vorübergehende ßt wird, ſo leſe man das zu memorirende Stück oft mit Bedacht durch. Was durch zwei Sinne (Gehör und Geſicht) der Seele zugeführt wird, prägt benfalls beſſer ein, als was nur durch einen Sinn zugeführt wird; daher iſt Auf- und Abſchreiben des zu memorirenden Stücks und das laute Durchleſen ſingern zu empfehlen. d) Da die Erfahrung ſelbſt bei Singvögeln gelehrt hat, ſie am leichteſten die Stückchen nachpfeifen lernten, die man ihnen Abends und vorpfiff oder vorſpielte; da ſich auch bei Menſchen die Erfahrung beſtätigt, daß vor Schlafengehen, weil hier kein neues Bild das vorgehabte ſo leicht verdrängt, bald nach dem Aufſtehen, wo auch die Seelenkräfte ſich neu geſtärkt fühlen und nicht durch die Eindrücke des Tages ermüdet ſind, das Memoriren leichter , als zu einer andern Tageszeit, ſo benutze man die Morgen- und Abendzeit Memoriren, oder wenigſtens zum Durchleſen des zu memorirenden Stücks. Auch das Mitmerken des Platzes im Buche, auf welchem das zu Erlernende nach n Theilen ſteht, iſt ein Erleichterungsmittel des Memorirens. Wer den Platz merkt, von dem ſagt man, er hat Localmemorie. Von den künſtlichen Hülfsmitteln ſ. Mnemonik.

Gedackt nennt man eine Orgelſtimme, bei welcher die Pfeife oben durch n Deckel verſtopft iſt. Der Ton wird dadurch um eine Octave tiefer, ſanfter, auch ſchwächer.

Gedanke iſt ein Erzeugniß des Verſtandes, wiefern unter dieſem das Vermögen zu denken verſtanden wird. Durch das Denken werden Anſchauungen und pfindungen zu Begriffen als allgemeinen Vorſtellungen erhoben, und dieſe Begriffe wieder zu Urtheilen und Schlüſſen verknüpft. Daher iſt jeder Begriff, jedes Urtheil, jeder Schluß ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Ideen, die die Vernunft bildet, und in der weiteſten Bedeutung ſogar alle Vorſtellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke iſt das innerſte Eigenthum eines Menſchen, worüber man nur Gott und ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig iſt. Daher das Sprichwort: Gedanken ſind zollfrei. Durch den Gedanken kann ſich der Menſch im Augenblick in eine andre Lage und ſelbſt auf den entfernteſten Weltkörper verſetzen. Daher ſagt man, Gedanken ſind ſchneller als der Blitz oder als das Licht. In dieſem Falle aber verſteht man unter Gedanken die Vorſtellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft iſt es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort trägt und in jedes beliebige Verhältniß ſetzt. D.

Gedärm, ſ. Darm.

Gedicht, ſ. Poeſie.

Gediegen ſtatt gediehen, d. h. gewachſen, rein hervorgebracht, ohne Zuſatz oder Vermiſchung mit fremdartigen Theilen. Beſonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Geſtalt erzeugt wird, zum Unterſchiede vom Erze, in welchem es noch mit fremdartigen Theilen vermiſcht iſt. Ferner ſagt man auch gediegen von Dingen, die durch und durch aus denſelben Theilen beſtehen, und dabei rein, feſt, gedrungen, tüchtig ſind, z. B. eine gediegene Rede u. ſ. w.

Gedike (Friedrich), geb. 1754 zu Boberow, einem Dorfe bei Len[illegible] der Mark Brandenburg, war, als s. Vater, Prediger daselbst, starb, 9 J. und befand sich in der hülfsbedürftigsten Lage. Man brachte ihn nach Sec[illegible] wo er die öffentliche Schule besuchte, und von da in das Waisenhaus nach [illegible]chau. Hier wurde er durch Steinbart's Sorgfalt 7 J. frei verpflegt und [illegible] ohne daß er sich weder äußerlich, noch durch besondere Fähigkeiten und For[illegible] empfohlen hätte. 1766 errichtete Steinbart ein eignes Pädagogium, dessen [illegible]ling auch Gedike wurde, und hier begann, besonders durch Steinbart's tre[illegible] Unterricht geweckt, sein Geist zuerst sich zu regen. Ihn beseelte plötzlich eine [illegible]tigkeit, die schnell seine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fort[illegible] machen ließ. 1771 bezog er die Universität Frankfurt, um Theologie zu stu[illegible] Hier trat er mit Zöllner und andern Studirenden in eine literarische Verbi[illegible] Besonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Be[illegible] seines Fortkommens. Töllner starb, und Steinbart, der dessen Stelle [illegible] wurde aufs neue G.'s Lehrer und Wohlthäter. 1775 berief ihn Spaldin[illegible] Hauslehrer s. beiden Söhne und 1776 wurde er als Subrector des Fried[illegible]der'schen Gymnasiums in Berlin angestellt. 1778 wurde er Prorector und [illegible] Director desselben. Hier fing er an, sich als einen der größten Schul[illegible] Deutschlands zu zeigen. Unerschöpflich an neuen Lehrmethoden, und rast[illegible]tig in Einführung zweckmäßiger Verbesserungen, hob er die gesunkene An[illegible] einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer [illegible]nenden und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. 1793 ward [illegible] director, 1795, nach Büsching's Tode, Director des berlinischen Gymn[illegible] und der beiden davon abhängenden Schulen, 1790 Mitglied der berliner A[illegible] der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste, und 17[illegible] theilte ihm die Universität Halle die theologische Doctorwürde. 1797 ma[illegible] eine Reise nach Italien. So lebte G. glücklich im Kreise einer zahlreichen F[illegible] geliebt und hochgeachtet von s. Freunden und allen Redlichen, rastlos thät[illegible] vielfachen Wirkungskreisen, und durfte bei einem festen und kräftigen Kör[illegible] beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine schmerzhafte Kran[illegible] fiel, die s. nützlichen Leben 1803 ein Ende machte. Seine nicht gemeine K[illegible] der griech. Sprache hat er durch s. Ausg. des Philoktet von Sophokles, ein[illegible] spräche des Plato und s. Übers. der Pindar'schen Siegshymnen beurkundet. [illegible] s. Freunde Biester gab er die ältere berlinische Monatsschrift von 1783 bis [illegible] Bde, heraus. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge [illegible] Ideen und Vorschläge, und seine Lesebücher und Chrestomathien sind die er[illegible] besserer Art.

Gedritter Schein, s. Aspecte.

Gefäll. 1) Die Höhe, um wie viel ein flüssiger Körper bei s. [illegible]fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher ist, als [illegible]dern, von dem er herfließt. Man sagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 F[illegible]fäll, die Wasserfläche desselben ist unterhalb dieser Strecke 1 Fuß weniger [illegible] Meeresfläche erhaben, als oberhalb derselben. Das Gefäll finden und ge[illegible]stimmen, ist bei Wasserbauen, als Schleußen, Canälen ꝛc., von höchster [illegible]keit. Bei den Mühlen versteht man darunter die Höhe des Wasserfalls [illegible] Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterschlächtige, bei hinreic[illegible]hem oberschlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bedeutet Ge[illegible] obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geom[illegible] Unterschied, um wie viel ein gegebener Ort tiefer liegt, als ein andrer, und [illegible] mit der Wasserwage gesucht wird, das Gefäll genannt. 2) Die Gefälle [illegible]jenige, was von einem Grundstücke fällt, was dasselbe einträgt, und in eng[illegible]deutung Dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrich[illegible]

Gefängnisse, Zwangswohnungen, theils zur Strafe, theils zur strengen Aufsicht. (Vgl. **Zuchthäuser**.) Allgemein ist die Nothwendigkeit, diese [illegible] zweckmäßiger, z. B. nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten, einzurichten, anerkannt. Dies wird seit 1820 im Seinedepart. durch eine Gesellschaft unter dem Schutze des Dauphins aufs Thätigste betrieben. S. Appert's „Bagnes et des prisons" (frei bearb. v. D. Hartleben in dessen „Allg. krit. Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten", Basel 1826). Die franz. Regierung errichtet ein Mustergefängniß für 400 Weiber nach der gekr. Preisschrift von Hippolyt Lebas. M. s. Vasselot „Des maisons centrales de detention" 1823" etc.; Ginouvier's „Tableau de l'intérieur des prisons" (Paris 1824); „Über Gefangene und deren Aufbewahrung" hat G. B. Klappenbach (Hamburgh. 1825) eine für Beamte und Aufseher lehrreiche Schrift herausgegeben.

Gefäße, röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derselben dienenden Flüssigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder [illegible] abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derselben Adern. Im Körper des Menschen und der meisten Thiere kennen wir viererlei Arten Gefäße: **Arterien**, **Haargefäße**, **Venen** und **Lymphgefäße**, wozu in den Pflanzen Spiralgefäße kommen.

Gefecht, s. **Schlacht**.

Gefiedert. 1) Eigentlich was mit Federn versehen, 2) uneigentlich in der Botanik Moosstengel, die an zwei gegen einander überstehenden Seiten einfache, in eine Fläche liegende Äste haben (in der botanischen Kunstsprache pinnatus); doppelt gefiedert (bi-pinnatus), wenn die Äste desselben ebenso regelmäßig als der Stengel getheilt sind; dreifach gefiedert (triplicato pinnatus), wenn die Äste dritter Äste wieder gefiedert sind. Es gibt der Bestimmungen über das Gefiedertsein der Blätter und Äste in der Pflanzenlehre noch viele, worüber die Lehrbücher nachsehen sind.

Gefolg, eine merkwürdige Anstalt, die Cäsar bei den Galliern („De bell.", III, 22, VI, 15.), Tacitus bei den Deutschen fand („Germ." 13). Ging hervor aus dem Thätigkeitstriebe eines durch Jagd abgehärteten, durch [illegible] nicht beschäftigten, mit kriegerischem Ehrgeiz erfüllten Volkes. Zu kriegerischen Unternehmungen schlossen sich an den erprobten und angesehenen Krieger [illegible] von kriegslustigen Jünglingen und Männern an und traten mit ihm in durch Sitte und Volksglaube geheiligte Verbindung. Mit ihm suchten sie Ehre und Beute; ohne den Führer zurückzukommen, war unauslöschliche Schande. Dafür mußte der Führer aber auch für den Unterhalt des Gefolgs sorgen, was ihm hierzu sein Landbesitz und sein Vorrath edler Metalle nicht gab, [illegible] Kriegsbeute und Bewilligungen der eignen oder fremden Gemeinden sich verschaffen. Der Reiche hatte davon, wie Tacitus sagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Ähnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das ist Ansehen, das [illegible] von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu sein; das ist [illegible] Ruhm, wenn sie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorstrahlen." So bildete sich im alten Deutschland neben dem Heerbannsdienst noch ein [illegible] der **Gefolgsdienst**. Jener gehörte für den National-, dieser für den Heerkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Verehrung. Aus diesem Gefolgswesen bildete sich eine Verfassung, die über ein Jahrtausend von wirksamen Folgen gewesen, und zum Theil noch ist. Mit den Großherrn nämlich, die sammt ihrem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachten, theilte sich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos (Allodium) zu, und er vertheilte davon wieder Theile unter seine Gefolgsleute, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looses richtete

ſich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge; der König ſelbſt erhielt um des größern Gefolgs willen, ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingeborenen als Eigenthum zu, und wurden meiſt Leibeigene. Jedes Allodium war dann eine abgeſonderte Herrſchaft, für ſich und ihre Beſitzer, nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, der in jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge ſ. Freien dem König folgen, und ſich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialſyſtem und Gefolgsweſen der Grund der neuen europäiſchen Staaten, in denen allen man, ſo weit germaniſche Stämme zogen, König und Edle Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbeſitzer und Leibeigene unterſchied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwiſchen den Königen und den Beſitzern von Allodialgütern eine Änderung nöthig. Denn da den Königen faſt nur der Titel als Vorzug blieb, ſo mußten ſie, ihr Anſehen zu behaupten, auf Mittel bedacht ſein, die unabhängigen Güterbeſitzer in abhängige Vaſallen zu verwandeln. Dies wurde Veranlaſſung zur eigentlichen Lehnsverfaſſung. (S. Lehnweſen.)

Gefrieren, die Umwandlung der in mittlerer Temperatur flüſſigen Körper in feſte Maſſen durch den Verluſt ihres Wärmeſtoffs. Von Körpern, welche bei der mittlern Temperatur feſt ſind, und durch künſtliche Wärme in den flüſſigen Zuſtand verſetzt werden, ſagt man, daß ſie **geſtehen** oder **erſtarren**, wenn ſie durch Entweichung des Wärmeſtoffs ihren urſprünglichen Zuſtand wieder erhalten. Der **Gefrierpunkt** eines Körpers iſt derjenige Wärmegrad, bei welchem er in den feſten, und der **Schmelzpunkt**, bei welchem er in den flüſſigen Zuſtand überzugehen anfängt. Das Wort **gerinnen** endlich wird nur in Beziehung auf die Bildung breiartiger Maſſen gebraucht. (Vgl. Eis.)

Gefühl iſt, körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das inſonderheit der Finger- und Zehenſpitzen eigenthümliche Sinnesvermögen (das Getaſt oder der Betaſtungsſinn), deſſen Sitz die durch den ganzen Körper bis an ſ. äußerſten Begrenzungen verbreiteten Nerven ſind. Die körperliche Empfindung ſetzt aber auch ein inneres oder geiſtiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geſchehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechſelt; beide ſind aber keinesweges einerlei. Empfindung iſt Bewußtſein eines empfangenen Eindrucks (Einfindung, es findet ſich ein Äußeres in unſer Bewußtſein ein), und bezieht ſich eigentlich jederzeit auf einen Gegenſtand außerhalb unſers eigentlichen Ichs. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf uns ſelbſt, ſo werden wir uns des Zuſtandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung verſetzt worden ſind: wir fühlen. Man kann daher ſagen: Ich empfinde einen Gegenſtand außer mir; man muß aber ſagen: Ich fühle mich. Gefühl iſt demnach Bewußtſein des Zuſtandes, in welchen ich durch eine Empfindung verſetzt worden bin. Aber das Gefühl erſtreckt ſich weiter als jenes. Denn es umfaßt alle Empfindungen, 1) des äußern Sinnes, ſie mögen herkommen, von welchem Organe ſie wollen, alſo auch die des Geſichts, des Gehörs u. ſ. w.; 2) des innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch ſolche Veränderungen des Seelenzuſtandes entſtehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verſtand und Vernunft erzeugt werden u. ſ. w. Die Zuſtände, worein das Gemüth verſetzt werden kann, laſſen ſich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemiſchte. Iſt nämlich der Zuſtand unſers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entſteht, in ihm zu verharren, ſo iſt der Zuſtand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Iſt hingegen unſer Gemüthszuſtand von der Art, daß in uns das Verlangen entſteht

zu entfernen, zu fliehen, so ist der Zustand uns unangenehm, gewährt uns
ßvergnügen, Unlust, Schmerz. Es trifft sich aber auch, daß das Gemüth
schen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen hin und her schwankt, weil die
pfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber un-
enehm sind. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zustande verharren
hten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengesetzten Richtungen gezogen,
wechselsweise bald in diesen, bald in jenen Zustand über. Man nennt Ge-
e dieser Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei diesen wechseln-
Übergängen von Lust zu Schmerz und von Schmerz zu Lust Rührungen. Alle
ühle sind nun diesem zu Folge Gefühle der Lust, oder der Unlust, oder aus bei-
gemischte, rührende Gefühle. Die höhern menschlichen Gefühle sind a) das sitt-
oder moralische Gefühl, welches nichts Andres ist als das eigenthümliche
higefallen oder Mißfallen, welches wir bei der Vorstellung des Guten oder Bö-
empfinden, und dies Gefühl heißt sittlich, weil es sich auf das durch das Sit-
esetz bestimmte (gebotene) Gute oder (verbotene) Böse bezieht. Von andrer Art
) das ästhetische Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen am
uen und Erhabenen, oder Mißfallen am Häßlichen und Niedrigen besteht.
so empfinden wir ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren, und Miß-
n am Falschen, woraus c) das Wahrheitsgefühl entspringt, das man auch ein
ches Gefühl nennen könnte. Alle diese Gefühle sind in dem Menschen von
ur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen
gen sehr verstärkt und verfeinert werden, sowie im Gegentheil sie auch durch
heit Lasterhaftigkeit u. dgl. dergestalt geschwächt und unterdrückt werden, daß
manchen Menschen ganz erstorben zu sein scheinen. D.

Gefühlsmenschen, diejenigen, welche in ihren Überzeugungen und
dlungen mehr durch Gefühle als durch Begriffe bestimmt werden, wogegen die-
n, bei welchen das letzte der Fall ist, Verstandesmenschen genannt werden, weil
Denken der Begriffe und Grundsätze eine Thätigkeit des Verstandes ist. Es
dessen dieser Gegensatz sehr unbestimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den
schen in seinen Überzeugungen und Handlungen bestimmen, verbergen sich oft
Grundsätze, wenn sie nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit gedacht werden.
darum ist es gefährlich, sich bloß nach Gefühlen zu richten, weil sich dann
falsche (theoretische oder praktische) Grundsätze einschleichen, und die Maske
er oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber sehr schwer ist, Grund-
deutlich und bestimmt zu denken, und noch schwerer, nach so gedachten Grund-
zu urtheilen und zu handeln, so überlassen sich die meisten Menschen lieber
Gefühlen, und schwelgen in denselben mit schwärmender Einbildungskraft,
sie wol gar mit einer gewissen Verachtung auf Diejenigen herabsehen, welche
Gefühlen nur insofern huldigen wollen, als dieselben auch vor dem Richter-
des Verstandes und der Vernunft sich rechtfertigen lassen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritische Philosophie eine tiefere Erfor-
ung der geistigen Natur des Menschen und eine schärfere Zergliederung der That-
n des Bewußtseins vermittelte, wurden auch in Hinsicht der verschiedenen
rungen des geistigen Subjects drei Vermögen nach ihrer ursprünglichen Be-
ung und Gesetzmäßigkeit von einander unterschieden: das Vorstellungsver-
n, das Gefühlsvermögen, und das Begehrungsvermögen. Diese drei Vermögen
nach ihrer Ankündigung im Bewußtsein, einander gleich geordnet, nicht aber
geordnet, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander ab-
et werden können; sie stehen aber auch gegen einander in Wechselwirkung, weil
ellungen ebenso in Gefühle, wie Gefühle in Vorstellungen und Vorstellungen und
hle in Bestrebungen, sowie Bestrebungen in Gefühle und Vorstellungen über-
können; es findet sich endlich zwischen diesen drei Vermögen ein harmonischer

Zusammenhang, weil keins derselben das andre in seiner gesetzmäßigen Äußerung hindert, und sie gemeinschaftlich den Gesammtzweck der geistigen Thätigkeit zu realisiren bestimmt sind. Das Gefühl ist aber ebenso wesentlich von der Empfindung wie das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden. Dem Ursprunge nach ist die Empfindung sinnlich, das Gefühl (s. d.) geistig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieses entsteht durch das Wirken unsers geistigen Princips auf sich selbst. Die Empfindung ist mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden: das Gefühl ist das Eigenthum eines Wesens, das Freiheit besitzt. Die Empfindung hat die ganze organisirte und belebte Welt, nach unzähligen Verschiedenheiten und Graden, mit den Menschen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geschöpf sehr verschieden sein; das Gefühl ist bloß das Eigenthum vernünftiger Wesen. Wir finden nämlich in unserm geistigen Wesen die unmittelbare Ankündigung unsers Daseins überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes insbesondere und unserer Persönlichkeit, als Wesen, in welchen ein doppeltes System von Kräften zu einem harmonischen Ganzen verbunden ist, und die, nach dieser Verbindung, ebensowol der Naturwelt als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen diese unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von unsern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseins in uns sich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unser Dasein, und bevor sich noch die Begriffe von Individualität und Persönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns schon als Individuen, nach der innigsten Vereinigung von sinnlichen und geistigen Anlagen zu dem Ganzen einer Person. Bevor wir noch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Tugend und Laster im Begriffe unterscheiden können, fühlen wir uns als freie Wesen, und die Stimme des Gewissens entscheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen. Das Gefühl ist also, nach seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtsein weder Vorstellung noch Bestrebung, und an sich betrachtet, weder die Ursache, noch die Folge einer Vorstellung, sondern ein ebenso unabhängiger Actus des geistigen Subjects im Bewußtsein, wie die Vorstellung, und seiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, sondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, inwiefern es aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects hervorgeht, ist, seiner Ankündigung und Richtung nach, unerschöpflich und in einem gewissen Sinne unermeßlich; nie wird es in seinem ganzen Umfang befriedigt, nie kann der letzte Punkt desselben erreicht werden. Nur dadurch scheint es sich erklären zu lassen, wie der Mensch vermittelst des Gefühls gleich stark, theils von der Realität alles Dessen, was das Gefühl ursprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Dasein, Individualität und Persönlichkeit), theils von den Grenzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen sich das menschliche Dasein und die menschliche Freiheit ankündigt. In diesem Sinne ist denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des subjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darstellung des Gefühls ein Grundcharakter der poetischen Sprache ist. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung scheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen zu sein, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächst von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgestellten und zu realisirenden Gegenstande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realisiren bestrebt ist, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinsten und höchsten sind; so muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinsicht dieser Ideale die höchste und vollendetste sein. Selbst die Glückseligkeit des Menschen kann, wegen des Zusammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealischen Beziehung erhoben, und dadurch als die Totalität der

ich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Gu-
n Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung nennt man in der Muſik einen ſolchen Gang mehrer
men, bei welchem die eine ſteigt, indeſſen die andre fällt, oder deren Taktfol-
n einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder ſo auch umgekehrt,
er Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet ſind. Durch ſie kann man
hen fehlerhaften Fortſchreitungen und unharmoniſchen Gängen entgehen. (S.
egung.)

Gegenbeweis, die Handlung einer Proceßpartei, wodurch dieſelbe d n
eis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräftigen ſucht. Die Friſt des
nbeweiſes geht von der Inſinuation des Beweiſes an und in gleicher Form wie
eweisfriſt. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt, nächſt der
räftung des über die Klagen geführten Beweiſes, die Bewahrheitung der Ein-
ſein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der
räftung des Beweiſes die Bewahrheitung der Repliken ſein Zweck. Der Ge-
weis wird nie vom Richter auferlegt, ſondern vorbehalten. In den Acten
nt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, die andre Proceßpartei
nennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil,
an erſt die Kraft und Richtung der Beweisführung abſehen, und darnach den
nbeweis einrichten kann. (Vgl. Proceß.) A.

Gegenfüßler (Antipoden) nennen wir in Beziehung auf einander
igen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmeſſer nach entgegenſte-
weil ſie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunkt der einen iſt
itpunkt der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegenge-
geogr. Breiten der Erde, und die geogr. Längen ihrer Standpunkte ſind um
Gr. verſchieden; ihre Tageszeit weicht daher nur um 12 Stunden von einan-
und ihre Jahreszeiten ſind einander entgegengeſetzt. Die Kugelgeſtalt der
führt von ſelbſt auf die Vorſtellung der Antipoden, deren man ſchon vor Cicero
te. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerſpruch mit der Bibel,
n 8. Jahrh. wurde der Erzbiſchof zu Salzburg, Virgilius, ihretwegen in den
gethan. Erſt als Erdumſegler die Sache außer Zweifel ſetzten, hörte der
ſpruch gegen die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde und von den Antipoden
Nicht zu verwechſeln ſind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche
s einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengeſetzte Breite haben. Die
wohner haben mit uns, ihren Gegenwohnern, einerlei Mittagszeit, alſo
Tagesſtunden, aber entgegengeſetzte Jahreszeiten.

Gegenſatz, ſ. Antitheſe und Contraſt.

Gegenſchein, ſ. Aſpecte.

Gegenwirkung (Reaction) entſteht, wenn ein in Bewegung be-
r Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt,
durch eine Veränderung in ſeiner Bewegung erleidet. Ein in Bewegung
ner Körper A kann einen andern B, der ſich ihm entgegenſtellt, wieder be-
oder deſſen Bewegung abändern, d. h. er kann ihm eine Bewegung mit-
A erleidet dadurch, daß ihm ein Theil ſeiner Kraft entzogen wird, ſelbſt
ränderung. Die Urſache davon liegt in der Gegenwirkung von B; A wird
viel Kraft verlieren, als ihm B Widerſtand entgegenſetzt. Die Atomi-
ten ſich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwir-
ſchieht, dem einwirkenden Körper einen Theil ſeiner Bewegung oder ſeine
ewegung gleichſam entziehe, bis beide eine gleiche Geſchwindigkeit nach ei-
chtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts Andres iſt als bloßes Un-
n, ſich von ſelbſt zu bewegen, ſo kann ſie einem bewegten Körper nichts von

seiner Bewegung entziehen, kann nicht Ursache des Widerstandes sein. Nach der Lehre der Dynamisten gibt es keine Materie ohne zurückstoßende und anziehende Kräfte; ja ohne dieselben ist gar keine Materie möglich. Da nur ursprüngliche Kräfte das Wesen der Materie ausmachen, so wird daraus Dasjenige erklärt, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheime Gesellschaften. Von jeher hat sich unter den Menschen Das, was öffentlich geächtet wurde, im Innern der Gemüther aber unvertilgbar blieb, in das Dunkel geheimer Verbindungen geflüchtet, und so weit die Geschichte reicht, treffen wir auf Spuren verborgener Gesellschaften. Lehren, für welche das Volk noch nicht reif ist, weil sie dem herrschenden Aberglauben zuwider sind, hüllen sich in Mysterien und Symbole, welche nur dem Eingeweihten verständlich sind; Künste und Kenntnisse, womit die Menge beherrscht wird, sind das Eigenthum eines geheimen Priesterordens; selbst die politischen Einrichtungen der Staaten werden schon im grauen Alterthum Gegenstand für das Wirken weit verbreiteter geheimer Verbrüderungen. Wir brauchen wol kaum an die geheime Schrift und Wissenschaft der indischen und ägyptischen Priester, an die Mysterien der Griechen, an den großen Bund der Pythagoräer zu erinnern, welcher, wahrscheinlich durch Pythagoras, ebensowol der willkürlichen Alleinherrschaft als der Herrschaft des Volkes, eine Aristokratie der Unterrichteten und sittlich Gebildeten in seinen Schulern entgegen zu setzen suchte, und wirklich lange Zeit seinen großen Zweck zu erreichen schien. Es liegt aber in der Natur der Dinge, eines Theils, daß solche Unternehmungen auf die Dauer nicht gelingen können, weil die rohe Gewalt der Massen ihnen zu stark ist, und sie selbst sich in ihrer Reinheit nicht behaupten können; andern Theils aber, daß sie dennoch von Zeit zu Zeit sich in wenig veränderter Gestalt erneuern. Denn die Aufgabe liegt dem menschlichen Gemüthe zu nahe, daß dem Geistigen und der sittlichen Kraft die ihnen gebührende Herrschaft wirklich Theil werde, als daß nicht gerade in dem Verhältnisse, wie die Menschheit von diesem Ziele entfernt wird, die Nothwendigkeit desselben allgemeiner gefühlt, und Denen, welche sie erkennen, auch der Drang geweckt werden sollte, das, was vereinzelten Streben nicht gelingen kann, durch vereintes und planmäßiges Wirken zu fördern. Was die Jesuiten (s. d.) vom Anfange des 17. bis zur Mitte 18. Jahrh. wirklich erreicht hatten, was die Illuminaten (s. d.) zu erreichen ziemlich nahe waren, ist, so verschieden auch der Geist beider Institute war, immer Dasselbe gewesen: Herrschaft eines Ordens durch höhere Einsicht und listige Kräfte. Aber gerade je näher der Orden, welcher, wenn auch sein Zweck öffentlich anerkannt, seine Statuten nicht verborgen sind, dennoch in dieser Beziehung immer ein geheimer sein muß, jenem Ziele kommt, desto näher und verderblicher ist auch seine Ausartung. Das individuelle Interesse des Ordens tritt über seine allgemeinen Zwecke; der Orden, welcher nur Mittel für etwas Höheres sein sollte, stellt sich selbst, seinen Glanz, seine Macht, über Alles; die Mitglieder sehen in ihm nur ein Mittel, ihre eignen Leidenschaften aller Art zu befriedigen. Von jeher ist daher der Zeitpunkt, in welchem eine solche Verbrüderung zu blühen schien, auch der Wendepunkt ihres Glückes gewesen. Wenn man alle Spielarten der geheimen Gesellschaften aufzählen wollte, welche sich in der Geschichte der Menschheit bemerkbar gemacht haben, so müßte man eine Musterkarte aller menschlichen Gemüthskräfte und ihrer Verirrungen entwerfen. Alles menschliche Wissen ist ja einmal geheimes in Formeln und Symbole gehülltes Eigenthum eines Ordens gewesen; heidnische und christliche Priester haben die Völker durch geheime Orden, Künste in den Banden des Aberglaubens zu halten gesucht. Das Geheimnißvolle hat schon an sich einen fast unwiderstehlichen Reiz; je unwissender aber die Menschen im Ganzen sind, desto leichter ist noch die Verführung durch die Vorspiegelung

gener Kenntnisse, Geisterſehen, Goldmachen und andrer wunderbarer Kräfte. s 17. Jahrh. iſt reich an dergleichen Thorheiten (ſ. Roſenkreuzer und An- á), aber dennoch ſchienen ſie erſt im 18. eine faſt allgemeine Herrſchaft zu er- hen. Unglauben und der finſterſte Aberglauben haben in jener Zeit ihre nahe wandtſchaft recht augenſcheinlich bewieſen; denn während es unerläßliche Be- zung vornehmer Bildung ſchien, über Alles, was dem Menſchen heilig ſein ß, über Tugend und Religion zu ſpotten, ließen ſich von einem ſo gemeinen rlatan, wie Caglioſtro, auch die Aufgeklärteſten betrügen. Nachdem von Eng- aus ſeit dem Anfange des vorigen Jahrh. die Freimaurerei ſich nach dem übri- Europa verbreitet hatte, diente ſie jener Geheimnißkrämerei, dem Hange nach bergenen Künſten, der Eitelkeit, welche mit Rang und Ordenszeichen ſpielte, dem Betruge, welcher jene Schwächen benutzte, theils zum Werkzeuge, theils n Vorbilde. Unleugbar kleideten ſich Adepten auch in dieſes Gewand, und führ- ihre leichtgläubigen Anhänger durch eine Menge von Graden und Vorbereitun- , welche nicht ohne Bezahlung ertheilt wurden, und den Vortheil gewährten, das vorgeſpiegelte eigentliche Geheimniß immer im Hintergrunde gehalten wer- konnte. Es braucht ebenſo wenig geleugnet zu werden, daß auch eine nicht ge- ge Zahl andrer Beſtrebungen von der entgegengeſetzteſten Art, Proſelytenmache- und Illuminatismus ſich der maureriſchen Verbindungen und Formen bedien- , um ſie zu ganz fremdartigen Zwecken zu benutzen. Aber der echten Freimau- ei wird man nie den Vorwurf machen können, daß ſie auf Störung der beſtehen- bürgerlichen Ordnung ſinne, oder etwas Andres ſein wolle als ein Bund, wel- r mit brüderlicher Liebe die ganze Menſchheit umfaßt, in deſſen Innern der lenſch nur gelten will, was er als Menſch werth iſt, und alle Spaltungen der einung, alle äußere zufällige Unterſchiede, ohne ſie je als politiſche Einrichtungen zutaſten, verſchwinden. Statt alſo die Freimaurerei anzuklagen und zu verfol- , ſollte man froh ſein, in ihr einen Tempel der Verſöhnung und des rein ſittli- n Strebens zu beſitzen, deſſen wohlthätiges Wirken nie nothwendiger iſt, als ch den großen politiſchen Entzweiungen unſerer Tage, und man ſollte nur die ntſtaltungen von ihr trennen, welche ſich ihrer zu fremden Zwecken bemächtigt en. Dies wäre aber um ſo leichter, als die echte Maurerei ihre Pforten nur gegen großen Haufen ſchließt, gegen die Regierungen aber nirgends geheim ſein will. ht nur in, ſondern auch neben der Freimaurerei bildeten ſich im vorigen Jahrh. in allen Ländern Europas eine Menge ähnlicher geheimer Geſellſchaften und den, zum Theil von ſehr unreiner auf die roheſte Sinnlichkeit abzweckender Art. wäre zu wünſchen, daß die vorhandenen Materialien einer Geſchichte dieſer bindungen, von welchen die Orden unter den Studirenden einen beſondern eig ausmachen, geſammelt und öffentlich bekannt gemacht würden, um manche ge Anſicht über Geiſt und Zweck derſelben zu widerlegen. In der neuern Zeit llerdings die politiſche Richtung vorherrſchend geworden, obwol an die Mär- eines Robiſon, Barruel, Fabricius u. A. kein beſonnener Menſch mehr glaubt, ſelbſt die Erzählungen von einer revolutionairen Propaganda in Frankreich, che von da aus allenthalben das Beſtehende umzuſtürzen ſuchte, und von welcher Unruhen in andern Ländern angeſtiftet würden, nach und nach ihr Anſehen ieren. Denn überall, wo dergleichen Unruhen ausgebrochen ſind, laſſen ſich nthümliche locale Veranlaſſungen derſelben nachweiſen; wo dieſe (wie in Eng- die Noth der Fabrikarbeiter, welche die Bewegungen der Radicalen hervor- hte) gehoben werden konnten, iſt auch ſofort die Ruhe von ſelbſt zurückgekehrt, ie dieſelbe, wo dergleichen locale Urſachen der Unruhen nicht vorhanden waren, nicht geſtört worden iſt. Bei einer Geſchichte dieſer neuern geheimen Verbin- gen zu politiſchen Zwecken würde man übrigens auch die Überzeugung gewin-

nen, daß die meisten nicht von den untern Classen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern gerade von den höhern Ständen, in dem Interesse der Regierungen gestiftet worden sind, obgleich sie nachher oft einen Charakter angenommen haben, welcher nicht in der Absicht ihrer Stifter lag. So die Carbonari und der Tugendverein, so die Hetairia (s. d.) und manche andre ähnliche Verbindung. Auch diejenigen, welche gegenwärtig vielleicht von obenher begünstigt werden, weil man sie für Anhänger der absoluten Staatsherrschaft, und eines blinden Gehorsams in Glaubenssachen hält, die Società del annello, della santa fede, dei consistoriali werden sich bald genug, wenn sie ihres Sieges gewiß zu sein glauben, als ein spröder und schwer zu behandelnder Stoff beweisen. Denn einer reinen Aufopferung für das Allgemeine der Menschheit sind nur Wenige fähig, und alle diese Verbrüderungen wollen die Früchte ihrer Arbeit selbst genießen. Ein allgemeines politisches oder rechtliches Urtheil über geheime Gesellschaft läßt sich daher gar nicht fällen. In Zeiten allgemeinen Elends — denn welches Elend kann für ein Volk größer sein, als wenn Wahrheit und Gerechtigkeit von der Erde verbannt zu werden scheinen — sind sie allein oft stille Bewahrer des heiligen Feuers, die Erhalterinnen einer reinen Religion, und der ewigen Wahrheiten des Rechts gewesen. Selbst die christliche Religion hat sich geraume Zeit nur in der Hülle einer geheimen Brüderschaft den Verfolgungen eines Nero und andrer Ungeheuer einigermaßen entziehen können. Allein ebenso oft ist auch das Geheimniß nur für wahre Werke der Finsterniß in Anspruch genommen worden, und sehr unheilige Absichten, Verketzerungssucht, Fanatismus, Rache, Herrschbegierde, haben noch überdem, wie die heilige Feme in Deutschland und die fast gleichzeitige Santa Hermandad (heilige Brüderschaft) in Spanien den Namen des Heiligen dabei gemißbraucht. Gewalt ist selten gegen diese Verbrüderungen sehr wirksam gewesen; je strenger die Verfolgung ist, desto mehr Künste erfindet man, um ihr auszuweichen. Das einzige, aber auch entscheidende Mittel gegen sie ist, sie unnöthig zu machen. Je größer der Spielraum ist, welcher dem Menschen zu einem selbstgewählten Wirken öffentlich verstattet wird, desto weniger Anlaß bleibt ihm zum geheimen. Es ist, als ob die Menschen im Ganzen ein gewisses Maß von Kräften verbrauchen müßten, welches sich am meisten nach klimatischen Verhältnissen zu richten scheint. Die gemäßigten Zonen bedürfen davon das Meiste, läßt man sie dies nicht im freien öffentlichen Wirken, im Gemeindewesen, und in öffentlicher Verbindung zu jedem erlaubten Zweck ungestört verbrauchen, so wendet sich dieser Trieb der Thätigkeit sogleich dem Geheimen zu. Der Staat verliert aber dabei nicht nur den großen Vortheil, welchen er von dem Gemeinsinn der Bürger ziehen kann, wenn er ihnen das Wirken für das Allgemeine möglichst frei gibt; sondern er stört auch selbst das Vertrauen und gewöhnt die Bürger zum Ungehorsam. Auch der Forschungstrieb der Menschen läßt sich Wahrheiten, welche er einmal gefunden hat, nicht wieder nehmen, und zieht sich, wenn die Lehrfreiheit öffentlich genommen wird, nur in die Verborgenheit damit zurück, wo sie ebenso gewaltig fortwirken, und sich vielleicht nur noch weiter verbreiten, noch tiefer mit dem Gemüthe der Menschen zusammenwachsen. Denn dann verstärken sich gegenseitig die beiden Reize des Verbotenen und des Geheimen, und Mancher hält nur darum an ihnen fest, weil er durch sie sich und seinem Thun eine Wichtigkeit zu geben glaubt, nach welcher er ohne sie vergebens strebte. Wie nur Licht und Luft der Pflanzenwelt ein gesundes kräftiges Leben verleihen, Giftpflanzen aber im Schatten aufwachsen, so ist auch Öffentlichkeit und Freiheit dem Volksleben am heilsamsten, und es ist schon ein schlimmes Zeichen, wenn ein geheimes Treiben überhand nimmt. Aber auch dagegen sind Gerechtigkeit und Wahrheit und eine für Alle gleiche Gerechtigkeit die besten, ja die einzigen Gegenmittel.

Geheimerathsverordnungen oder **Ordres of Council**, Verfü-
ngen, die über Staatsverwaltungsgegenstände aus dem Geheimenrath des (un-
antwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen desselben, nach vor-
ngiger Berathschlagung und Abstimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe,
d zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlassen werden. Die Übersetzung Cabi-
sordre ist nicht passend, weil wir unter letzterer gewöhnlich einen von der reinen
illkür eines unumschränkt regierenden Fürsten ausgehenden Befehl verstehen.
gl. Continentalsystem.)

Geheimschrift (Kryptographie). Die Kunst, Briefe und Schriften
t geheimen Nachrichten so einzurichten, daß sie nur von Denen gelesen werden
nen, für welche sie bestimmt sind, kannte schon das Alterthum. Man schor
B. einem Sclaven das Haupthaar, schrieb auf die Haut mit unverlöschlichen
chen und sandte ihn, nachdem das Haar wieder gewachsen war, an seine Be-
nmung. Dieses ist jedoch keine eigentliche Geheimschrift, sondern nur ein Ver-
gen der Schrift. Die Geheimschrift besteht in dem Schreiben mit Zeichen,
che nur Demjenigen lesbar sind, für welchen die Schrift bestimmt ist, oder wel-
m die Erklärung der Zeichen, der Schlüssel, mitgetheilt ist. Die einfachste Art
selben ist, für einen jeden Buchstaben des Alphabets irgend ein andres Zeichen
r nur einen andern Buchstaben zu wählen. Allein diese Art von Geheimschrift
iffre) ist auch, ohne daß man den Schlüssel besitzt, leicht zu entziffern. Daher
ndet man manche Täuschungen an; man scheidet die Worte nicht von einander,
n schiebt nichtsbedeutende Zeichen zwischen die Geltenden ein; man wechselt
ch gewissen verabredeten Regeln mit verschiedenen Schlüss.n. Hierdurch wird
r die Entzifferung der Schrift für den uneingeweihten Dritten sehr schwierig,
r auch für die Correspondirenden selbst außerordentlich mühsam, und ein kleines
rsehen macht auch ihnen die Entzifferung zuweilen unmöglich. Andre Arten,
B. sich über ein gedrucktes Buch zu vereinigen, und die Worte aus demselben zu
ichnen, hat auch das Mühsame des Chiffrirens und Dechiffrirens gegen sich.
e Art, die eigentlich geheimen Worte in einem größern Briefe oder Aufsatze ganz
em Inhalte zu verbergen, so daß solche hervortreten, wenn ein Blatt mit aus-
hnittenen Stellen darüber gelegt wird, hat zwar den Vortheil, daß das Dasein
geheimen Schrift selbst verborgen wird, ist aber nicht zu größern Mittheilungen
gnet, und der Schlüssel (das durchbrochene Blatt) leicht zu entwenden. Das
reiben mit sogenannter sympathetischer Dinte ist gar zu leicht zu entdecken,
l die Reagentien, wodurch die verborgene Schrift hervortritt, bekannt sind.
her ist die sogenannte Chiffre quarré oder Chiffre indéchiffrable sehr beliebt
orden, welche wenigstens die Leichtigkeit des Gebrauchs, die Schwierigkeit, den
lüssel zu finden, und die Möglichkeit, denselben im bloßen Gedächtnisse zu be-
ren, auch schnell zu wechseln, mit einander verbindet. Sie besteht in einem
elchen, worin die 25 Buchstaben des Alphabets unter einander gesetzt sind

•	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a
b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b
c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c
d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d
e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e
f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f
g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g
h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h
i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i
k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l
m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n
o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q
r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s
t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u
v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v
w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w
x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x
y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y
z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z

Man nimmt hierauf ein beliebiges Wort zum Schlüssel, z. B. Paris, und setzt die Schrift aus den Zeichen zusammen, welche sich ergeben, wenn man die Buchstaben der zu schreibenden Worte nach den Buchstaben des Schlüssels aufsucht, d. h. diejenige Zeichen nimmt, welches sich für den zu bezeichnenden Buchstaben in der mit dem Buchstaben des Schlüssels anfangenden Reihe findet. Die Worte: „Der König ist todt" werden nach dem Schlüssel Paris bezeichnet werden müssen: tkitguoxqbluixwi. Wenn die Übung hierin die erfoderliche Accuratesse herbeigeführt hat, so ist diese Chiffreschrift ebenso bequem als sicher, und daher auch die am meisten übliche. Man kann mit einem jeden Correspondenten einen andern Schlüssel verabreden, und diesen so oft es nöthig ist, abwechseln. Das gewaltsame Dechiffriren ist unmöglich. 37.

Gehirn ist eine weiche, theils röthlich graue, theils weißliche, in der Hirnschale befindliche Substanz, mit vielen Adern durchwebt und von verschiedenen Häuten umgeben. Schon Demokrit und Anaxagoras zergliederten dieses Organ an fast 3000 J. Haller, Vieq d'Azir, u. a. Anatomen haben es in der neuern Zeit zergliedert, und jeder ließ seinen Nachfolgern Entdeckungen zu machen übrig! Es besteht aus zwei, durch seine Adern und Fasern verbundenen, Haupttheilen. Das große Gehirn (cerebrum) nimmt bei dem Menschen den obern Theil des Kopfes ein,

ıd ist sieben- bis achtmal größer als das darunter und dahinter liegende kleine Ge-
rn (cerebellum). Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels
ıd dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der
nzen Außenseite des großen Gehirns befinden sich Furchen und jedesmal zwischen
eien derselben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entstehen, indem sich
e Gefäßhaut ins Gehirn einsenkt, um dasselbe tiefer mit Blut zu versorgen. Die
ßere röthliche Substanz des Gehirns ist weicher und gefäßreicher als die innere
ße, welche das Mark des Gehirns heißt. Das Mark besteht aus Fasern, die
ch den einzelnen Gegenden sehr verschieden sind. Das kleine Gehirn liegt unter
m großen in einer eignen Kammer der Hirnschale. Auf der Grundfläche sieht man
in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwischen liegende Rückenmark getheilt,
ch oben und hinten aber zusammenhängen. Es ist ebenso wie das große Gehirn
t einer Gefäßhaut umzogen, von Außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils
rkig. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortsetzungen der
efäßhaut durchzogen, als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler
chtung ein, so sieht man graue Ringe mit markigen einigermaßen concentrisch ab-
chseln. Zwischen der röthlichgrauen und markigen Substanz findet sich allent-
lben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelsubstanz. Alles Mark des klei-
n Gehirns kommt in der Mitte gleichsam in einen kurzen Stamm zusammen.
ie Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel seltener Abweichungen ge-
aden werden, als bei den andern Theilen des menschlichen Körpers. Auch ver-
nt die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher Alles
in doppelt ist. Selbst die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach
einen, wie z. B. das Rückenmark, bestehen eigentlich aus zwei symmetrischen
lften. Das Gewicht des gesammten Gehirns beträgt beim Menschen 2 — 3
und; es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist, mit dem Alter
d es specifisch leichter. In Krankheiten, die mit Geisteszerrüttung verbunden
d, wird es zuweilen fester, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn ist
s eigentliche Werkzeug der Empfindung und hierdurch das materielle Substrat
r Seele, sowie das höchste Organ des Körpers. S. Serres's „Anatomie com-
rée du cerveau dans les 4 classes des animaux vertébrés etc.", Paris 1824,
Kpfrn. (erhielt von dem k. franz. Institut den Preis).

Gehler (Johann Samuel Traugott), geb. zu Görlitz den 1. Nov. 1751,
sein Vater Bürgermeister war, bildete sich auf dem dasigen Gymnasium, und
irte in Leipzig anfangs Naturwissenschaften und Mathematik, später die Rechte.
73 war er Führer dreier in Leipzig studirenden Russen, 1774 hielt er mathema-
sche Privatvorlesungen, 1777 erhielt er die juristische Doctorwürde, von 1783
war er Rathsherr zu Leipzig und 1786 Beisitzer des Oberhofgerichts. Er starb
16. Oct. 1795. Unter mehren gelehrten Abhandlungen von ihm, nennt man
züglich seine „Dissert. historiae logarithm. naturalium primordia" (Leipzig
76). Gehler's Namen erhält das in seiner Art musterhafte „Physikalische Wör-
uch" in alphabet. Ordnung (1787 — 95, 5 Bde.). Außerdem hat G. engl.
franz. Werke über Physik insbesondere über Elektrismus übersetzt, von Deluc,
ujas-St.-Fond, Gregory, Adams, Fourcroy ꝛc. Von Gehler's „Physik. Wör-
buch" geben jetzt Brandes, Gmelin, Pfaff, Horner und Muncke (unter des Letz-
n Leitung) eine dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft gemäß neu be-
eitete Ausg. heraus, von welcher der 1., die Buchstaben A und B. enthaltende
. in 2 Abth. Leipzig 1825, mit Kpfrn., erschienen ist.

Gehör ist der Sinn, durch welchen die lebendigen Wesen Wahrnehmung
n denjenigen Schwingungen und Bewegungen der Luft bekommen, welche wir
chall oder Klang nennen, und daher zugleich der Sinn, welcher der unmittelbaren
ftigen Mittheilung dient und beim Menschen zu Ton und Sprachsinn erhoben

wird. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter, künstlicher Theil des thierischen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erstern Theile sind vornehmlich dazu bestimmt, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem innern bewerkstelligt zu werden scheint. Zum äußern Gehör gehört die Muschel und der knorplige Gehörgang. Dieser schließt sich an der Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begrenzt wird. Das Trommelfell ist ein nach innen converes, sehr elastisches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle od. sogen. Pauke. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt nach Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist theils aus zweckmäßig gebildet, um die wellenförmigen Erschütterungen der Luft aufzufangen, und sie in die Muschel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieses letztern, z. B. beim menschlichen Ohr, 50 Mal kleiner ist, als die Fläche des äußern Ohrs, so muß hier der Schall um 50 Mal stärker sein, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden sich die Töne, und pflanzen sich weiter fort durch die überspannte Haut des Trommelfells und mittelst der Gehörknöchelchen. Die innerste Höhle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöhle etwas nach hinten in der festesten Masse des Schläfeknochens, und besteht aus dem Vorhof, den halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einem spiralförmigen Canal, der sich um eine Spindel windet. In diesen künstlichen Theilen, die man das innerste Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, werden die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne zur Aufnahme noch besonders vorbereitet, und erreichen endlich die eigentlichen Gehörnerven, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhoben werden. Die Entstehung dieser Empfindung hat man auf mancherlei Weise zu erklären versucht, allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geist des Menschen zu durchdringen vergeblich bemüht ist. Eine Reihe der anziehendsten physiologischen Beobachtungen über das Gehör und dessen Werkzeuge bei den verschiedenen Classen der Thiere findet man in Chladni's „Akustik". Über die Ausbildung und Veredlung des musikalischen Gehörs siehe Weber's Abhandlung in der „Leipziger musik. Zeit.", 1801.

Gehorsam, s. Klostergelübde.

Gehörwerkzeuge (künstliche), Hörmaschinen, Hörröhren, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlafft sind, oder auf irgend eine andre Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr der Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine trichterförmige Gestalt die Schallstrahlen gleichsam vereinigt, zusammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Die Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Hörwerkzeuge dieser Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, sie sind wenigstens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Windung in den Gehörgang gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente waren aber, durch ihre Größe, sowie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie

ſollten, nicht genugſam, vertrugen ſich alſo nicht mit der Eitelkeit der Menſchen, wurden bald verworfen. Einige neuere Hörmaſchinen leiden nicht an dieſen ngeln. Die eine ſtellt einen kleinen ſilbernen Trichter dar, auf deſſen innerer he ſich eine ſchneckenförmig vielfach gewundene Leiſte befindet, wodurch ein eben er Gang gebildet wird, deſſen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs . An dem breiten umgebogenen Rande befinden ſich einige Löcher, wo-) Bänder gezogen werden, um die Maſchine an das äußere Ohr zu be- jen. Eine zweite beſteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von la- m Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äu- weitere aber am äußern Ohre befeſtigt wird. Auch können zwei ſolche rumente durch einen elaſtiſchen Bügel vereinigt und auf dieſe Weiſe in jedem eins angebracht werden. Ein drittes Inſtrument beſteht aus einem hohlen ernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Öff- befindlich iſt, und deſſen Schenkel in zwei ſich einwärts biegende Röhren aus- n. Dieſer Bügel wird ſo auf dem Kopfe unter den Haaren befeſtigt, daß die dung in ſeiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, öhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang geſteckt. es letztere Inſtrument hat den Vortheil, daß es ſehr gut die geraden, von vorn nenden Schallſtrahlen auffängt.

Gehrung, bei den Holzarbeitern die ſchräge, nach der Winkellinie eines winkligen Vierecks gehende Richtung und eine in ſolcher Richtung laufende e. Daher **Gehrhobel**, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; rmaß, ein Richtſcheit mit einem Anſchlage oder Querbretchen am Ende, das einem Winkel von 45 Graden abgeſchrägt iſt. Man bedient ſich deſſelben, die ung vorzuzeichnen.

Geiler (Johann, von Kaiſersberg), ein berühmter Prediger, geboren zu ſchauſen 1445 und zu Kaiſersberg im Elſaß erzogen, ſtudirte zu Freiburg Phi- ie und Theologie und lehrte daſelbſt eine Zeitlang, worauf er in Baſel die theo- e Doctorwürde empfing. Dann wurde er in Freiburg Profeſſor der Theolo- d folgte 1478 einem Rufe nach Strasburg. Hier predigte er im Münſter er prächtigen, ihm zu Ehren erbauten Kanzel mit großem Beifall, und ſtarb, m er auf eine kurze Zeit nach Augsburg gegangen war, geehrt und geliebt von Mitbürgern in Strasburg 1510. G. gehört zu den gelehrteſten und origi- n Köpfen ſeiner Zeit. Seine Predigten, gewöhnlich lateiniſch niedergeſchrieben die Drucke derſelben Überſetzungen aus dem Latein. ſind), aber deutſch gehalten, ein eifriges und redliches Streben nach Eindringlichkeit und verſchmähen Witz, und Schimpf nicht, um ihre Wirkung zu erreichen. Lebendige Bilder aus ben, warme Färbung, kecke Umriſſe charakteriſiren ſeine Darſtellung; und ifer treibt ihn oft zu einer Derbheit der Satyre, welche unſern Anſichten von ürde der Kanzel widerſpricht. Seine Sprache iſt dem Geiſte dieſer Beredt- angemeſſen, kräftig bis zum Groben, frei und lebendig, keck und bunt. In er Hinſicht kann er für einen Vorläufer des Abraham a Sancta Clara gelten. mmen von ſeinen Predigtſammlungen: „142 Predigten üb. Sebaſt. Brand's rſchiff" (Strasburg 1520, Fol.); „Schiff des Heils, der Reue und der Böni- (Strasburg 1512, Fol.); „Predigten über die Evangelien" (Strasburg Fol. u. öfter.).

Geige, ſ. **Violine**.

Geißelungen haben zur Züchtigung von Verbrechern zu allen Zeiten unden. Der Umſtand aber, daß auch Chriſtus und die Apoſtel gegeißelt , gab der Andächteiei finſterer Zeiten Anlaß zu willkürlichen Selbſtpeinigun- Schon ſeit den erſten Jahrh. n. Chr. hatten einzelne Schwärmer durch frei- Martern des Leibes die für die begangene Sünden verwirkte göttliche Strafe

abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichsam zum Mitleid und zur Vergebung zu reizen gesucht. Um an den Leiden Christi Theil zu nehmen und sich der Entsündigung durch ihn desto gewisser zu machen, erwählten viele, wie der Abt Regino von Prüm im 10. Jahrh., dazu die Geißelung; doch wurde diese Art von Büßung erst vom 11. Jahrh. an allgemeiner, da Petrus Damiani von Ravenna, Abt des Benedictinerklosters Santa-Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien, später Cardinalbischof von Ostia, der Christenheit und insbesondere den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden auf das dringendste empfahl. Sein Beispiel und die Kraft seiner Heiligkeit verschaffte seiner Ermahnung Eingang: Geistliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen; man setzte Zeiten fest, um diese Schlägezucht (disciplina) an sich zu verrichten. Fürsten ließen sich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Ludwig IX. von Frankreich trug zu diesem Behufe eine elfenbeinerne Büchse mit fünf kleinen eisernen Ketten beständig bei sich und ermunterte seinen Beichtvater, derb zuzuschlagen, auch theilte er dergl. Kettenbüchsen an die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses und andre gute Freunde als besondere Gnadengeschenke zu gleichem Gebrauche aus. Der Wahn, sich durch diese Geißelungen von Sünden zu reinigen, wurde in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. zu einer Raserei, die ganze Länder ergriff. „Um diese Zeit", schreibt der paduanische Mönch in seiner Chronik beim J. 1260, „da ganz Italien von Lastern befleckt war, gaben sich plötzlich einem unerhörten Unternehmen erst die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens hin. Die Furcht Christi kam so stark über sie, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen; jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er sich unter Seufzen und Weinen, unter Absingung von Bußpsalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peitschte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen sie so im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken. Da schwiegen alle musikalische Instrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Gesang der Büßenden. Die Augen der Härtesten konnten sich der Thränen nicht enthalten. Lange söhnten sich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Missethäter bekannten ihre Verbrechen u. s. w." Aber diese Buße artete bald in ein tumultuarisches Schwärmen, ja in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten sich zu Brüderschaften, Flagellatori in Italien, Flagellanten (s. d.) in Frankreich, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bruderschaften in Deutschland genannt. Nach der konstanzer Kirchenversammlung (1414—18) wurden Geistliche und Laien des Geißelns nach und nach überdrüssig; die Franziskanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längsten getrieben. Daß ein so widersinniger Gebrauch sich so lange erhalten konnte, wird bei den unverkennbaren Wirkungen, die man sich davon versprach, nicht befremden. Das Geißeln vertrat nach den Begriffen des Mittelalters jede Art der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Absingung gewisser Psalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahr Buße u. s. w. Eine reiche Wittwe im 11. Jahrh. rühmte sich, durch Selbstgeißelung für 100 J. Buße genug gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300,000 Streiche gehörten. Überall herrschte die Meinung, daß man durch die Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen und sich den Ruf besonderer Heiligkeit erwerben könne. Dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz gab, dessen körperlichen Schmerzen so lange überwog, bis die Einbildungen der Andächtigen vor dem Lichte einer bessern Erkenntniß verschwanden.

Geist. Im Gegensatz des Körpers wird der Geist als ein Wesen gedacht, das mit Bewußtsein thätig ist, dessen Thätigkeit daher im Vorstellen und Er-

, auf einer höhern Stufe gedacht, im Denken und Wollen besteht. Wird ein es Wesen in Verbindung mit einem Körper, durch welchen es mit einer äußern t in Wechselwirkung steht, gedacht, so heißt es Seele und jener Körper sein . Ob es reine, d. h. körperlose Geister gebe, ist nie ausgemacht worden. In- n hatte man auf diese Voraussetzung die Geisterlehre oder Pneumatologie er- . Diese angebliche Wissenschaft hat von jeher viele Verehrer gefunden, beson- unter den Schwärmern, die bei ihrer überspannten Einbildungskraft die Gei- rol gar in körperlicher Gestalt zu schauen und mit ihnen in übernatürlicher Ver- ung zu stehen wähnten. Solche Geisterseher unterschieden dann auch, vermöge Bekanntschaft mit dem Geisterreiche, verschiedene Ordnungen von Geistern, ute und böse Geister, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menschen; geister, Erdgeister u. s. w., nach ihren Wohnungen. (S. Dämonologie, el, Teufel, Gabalis.) Auch gaben dergleichen Personen oft vor, daß e geheime Kunst besäßen, die Geister sich unterwürfig zu machen, sie erscheinen issen u. s. w., wozu man sich gewisser Formeln oder Zauberwörter bediente. er entstanden Geisterbeschwörer oder Geistercitirer, die oft nur verschmitzte Be- r waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menschen durch angebliche Entdeckung rgener Schätze u. dgl. zu ihrem Vortheile benutzten. Obgleich nun das Grund- er Geisterlehre und das Trügliche der Geisterkunst (Magie) theils durch Schrif- gl. Kant's Träume eines Geistersehers, erläut. durch Träume der Metaphy- theils durch Nachahmung der sogen. Geistererscheinungen mittelst der optischen chungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden ist, t doch der Aberglaube sich noch immer nicht davon losreißen können, wie der ll beweist, den Jung's Schriften über die Geisterwelt in unsern Zeiten, selbst den höhern Ständen, gefunden haben. — Man nimmt aber das Wort Geist ch in andern Bedeutungen, sodaß man darunter nicht ein besonderes, mit ßtsein thätiges Wesen versteht, sondern die innern, durch Sinne nicht wahr- baren Bestimmungen gewisser Dinge. Ferner bezeichnet Geist eine höhere mkeit der Geistesthätigkeit, besonders aber der Erkenntnißthätigkeiten und im satz des Gemüths oder des Herzens. So sagt man von einem Menschen, er Geist, wenn seine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirksam ist; iefern sich dies auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menschen abspiegelt, an auch wol diesen Theilen des Menschen Geist bei. Daher sagt man ein- icher oder geistvoller Mensch, Schriftsteller, Künstler, desgl. eine geistreiche gnomie, ein geistvolles Auge u. s. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke uf menschliche Erzeugnisse über, wiefern sich in ihnen die innere Kraft des Men- der sie hervorbrachte, ankündigt, und sagt daher: ein geistreiches Buch, ein lles Kunstwerk, Gedicht, Gemälde u. s. w. Bei geistreichen Kunstwerken t es aber weniger auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr der Einbildungs- n, wiewol diese allein noch kein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, n in Verbindung mit dem Verstande bei ihren Hervorbringungen wirksam ußt. Endlich trägt man das Wort Geist selbst auf Getränke über, wiefern sie ft haben, zu berauschen und dadurch die Einbildungskraft zu erregen. Deß- ennt man sie geistige Getränke. Dasjenige Element derselben, welches man Grund jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geist z. B. Wein- s. Alkohol), und bezeichnet die übrigen Bestandtheile mit dem Worte ma. In einer andern Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche em Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, en bloßen Wortsinn der Rede, entgegen. Im Franz. heißt Geist (esprit) ts anders als Witz oder Laune, desgleichen die Gabe, ein unterhaltendes ch zu führen. D.

Geist (der heilige), ist nach dem Sinne des N. Test. die Gottheit selbst, in-

sofern sie als die höchste Vernunft auf geistige und moralische Zwecke überhaupt insbesondere auf die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums hin Wenn Jesus seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, den Paraklet oder T verheißt und von ihm sagt, er solle auf alle ausgegossen werden, die das Ch thum annehmen würden, so versteht er darunter diese göttliche Einwirkung möge deren die Kraft der Wahrheit seiner Religion das menschliche Gemüth r tet, überzeugt, zu großen Thaten begeistert und durch ihre himmlischen Trö über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüstete die Apostel Jesu zu ihrem Beru wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferstandenen und beim Antritt weltumfassenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißh allseitigen Anwendbarkeit der Religion Jesu reifer und lebendiger wird, kla göttliche Kraft des Geistes sie über alle die Winke und Lehren ihres Meiste die ihnen in ihrer sonstigen Befangenheit dunkel geblieben waren, und leitet und den Evangelisten beim Niederschreiben der Bücher der N. Test. den wu ren Beistand, der schon die Verf. des A. Test. geleitet hatte und allen Büch heil. Schrift die Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; sie theil Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuver keit mit, durch die sie nun fähig sind, zu Menschen von allen Nationen in d gemein verständlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu sprech ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, dessen sie selbst leben; sie macht s reich gegen ihre Widersacher und standhaft unter den Streichen ihrer Verfol stärkt und erquickt ihr Herz unter den schrecklichsten Qualen, und zeigt ihnen Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr sie erwartet. sind die Gaben des heiligen Geistes, durch welche die Apostel, sowie die Über Frommen u. Kräftigen unter den Christen aller Zeiten Werke ausrichteten u erkämpften, die für Menschen, denen es selbst an Aufschwung des Gemü Stärke und Innigkeit der Überzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben begreiflich als unmöglich sind. Daß aber dieser einfache, dem wahren Verh Gottes zu den Menschen und der Entwickelungsweise des menschlichen G ganz angemessene Begriff von dem Wesen und Wirken Dessen, was in der B liger Geist genannt wird, in der Folgezeit mannigfaltig verkünstelt und unk gemacht wurde, kann Den nicht befremden, der es weiß, wie die Menschen i giösen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origen vielgeltende Kirchenlehrer des 3. Jahrh., nannten den heil. Geist ein von Ge Christum hervorgebrachtes, obwol das allervortrefflichste Geschöpf; Macedo der M tte des 4. Jahrh. Bischof von Konstantinopel, sprach ihm die G des W sens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu drien, 362, erklärte ihn und seine Anhänger — Pneumatomachi oder feinde — für Irrlehrer, und die allgemeine Kirchenversammlung zu Konst 381, setzte für die ganze christliche Kirche ausdrücklich fest, der heil. Geist m die vom Vater ausgehende dritte Person in der Gottheit mit dem Vater u Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Augustinus behaupt heil. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, und die Synode von Tol dammte 589 alle Andersgläubige. Diese kleine Abweichung von dem ält begriffe veranlaßte einen vom 8. bis ins 11. Jahrh. währenden Streit zwi abendländischen oder lateinischen, und der morgenländischen oder griech. Kir cher endlich eine ganze Trennung zur Folge hatte. Die dem Papste and Abendländer und mit ihnen die Protestanten behaupten, daß der heil. Ge Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausge Vater an. Die Verehrung des heil. Geistes, als der dritten Person in der G ist übrigens beiden Kirchen und auch den Protestanten als ein wesentliches St Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirksamkeit d

iſtes in der chriſtlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik des Prieſterregi-
ts, auf der andern der Myſticismus einiger Secten ſchwärmeriſche Vorſtellun-
in Umlauf gebracht (ſ. Gnade, Hierarchie, Inſpiration), und um
e Gegenwart zu verſinnlichen, hat man ihn, zufolge eines mißverſtandenen Ge-
s des Täufers Johannes bei der Taufe Jeſu, ſogar in Geſtalt einer Taube ab-
den gewagt. Übrigens kehrt gegenwärtig die Theologie zu den urſprünglichen
iſchen Beſtimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beiſtande des heil.
ſtes zurück, und unſere Vorſtellung von dieſer göttlichen Kraft kommt der Idee
r geſunden Religionsphiloſophie von dem Zuſammenhange des Geiſtigen im
nſchen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geiſt aus der von ihm einge-
nen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begei-
r Menſchen, wie in unſerm Gewiſſen ſpreche, und eine gefliſſentliche Wider-
chkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Überzeugung — die Sünde ge-
den heil. Geiſt — unverzeihlich ſei; daß man die durch Lehren, Beiſpiele und
n Gewiſſensdrang erweckten Vorſätze und geleiteten Fortſchritte unſerer ſittli-
Beſſerung als ein Werk dieſes Geiſtes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft,
iſterung für das Gute und religiöſe Beredtſamkeit als Gaben von ihm, das
rliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müſſe, der nicht ohne
irkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zuſprache ſeines Geiſtes würdig er-
und nutzbar werden könne: alles Dieſes ſteht mit der menſchlichen Vernunft
swegs im Widerſpruche. Vielmehr unterſcheidet dieſe genau von Dem, was
n Menſchen Geiſt genannt wird, den Geiſt Gottes, und die Erfahrung zeigt,
ein geiſtvoller Menſch ſehr unheilig denken und handeln, der heilige Geiſt
mit ſeinen Gaben und Kräften nur in reinen, unſchuldigen Seelen woh-
kann. E.

Geiſt der Zeit iſt die in einem Zeitalter herrſchende Denkart und Hand-
weiſe. Es iſt alſo nicht die Zeit, der man einen Geiſt beilegt, ſondern die in
eit, (d. i. in einem Zeitalter) lebenden Menſchen. Wenn man alſo ſagt: der
der Zeit iſt egoiſtiſch oder revolutionsſüchtig, ſo heißt dies nichts Andres, als
iſtige Stimmung der in einer gewiſſen Zeit lebenden Menſchen iſt ſo beſchaffen,
ie Meiſten unter ihnen nur für ihr perſönliches Wohlbefinden ſorgen, oder einen
n Hang zu politiſchen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Men-
einen gewiſſen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge deſſen das Beiſpiel An-
in äußerer Reiz für ihn wird, daſſelbe zu thun, ſo iſt hieraus begreiflich, daß
Einzelne, je nachdem ſein Nachahmungstrieb ſtärker oder ſchwächer iſt, und er
er oder mehr Selbſtändigkeit hat, auch dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes auf ſei-
harakter und ſein Verhalten mehr oder weniger unterworfen iſt. Daher wird
Zeitgeiſte eine gewiſſe Herrſchaft beigelegt, die aber doch nicht ſo allmächtig iſt,
an ſich nicht durch eigne Geiſteskraft darüber erheben könnte. Die Urſachen,
in einem gewiſſen Zeitalter einen eigenthümlichen Geiſt hervorbringen, kön-
hr verſchieden ſein, werden aber doch faſt immer entweder aus ſo kräftigen Gei-
welche in religiöſen, politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Anſichten
deutende Änderung bewirkten, oder aus ſo ausgezeichneten Regenten, deren
ß ſich weit erſtreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegeriſchen, glücklichen
nglücklichen Lage der Nationen hervorgehn.

Geiſtererſcheinung. Man verſteht darunter in den meiſten Fällen
ſichtbarwerden eines abgeſchiedenen Geiſtes in der Geſtalt ſeines vorigen Kör-
eines Schemen; die Nachahmung dieſes Phänomens durch die natürliche
e, wird in dieſer Beziehung Phantasmagorie (ſ. d.) genannt. Wie
eden auch die Philoſophie wider die Möglichkeit derſelben ſich erklärt, und alle
ung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht
en) Betrugs und einer Selbſttäuſchung überreizter Einbildungskraft abgewie-

sen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem (ben an diese Möglichkeit, und darum ist auf der Bühne die Erscheinung eine stes oder Schemen einer der stärksten tragischen Hebel, eines der wirksamsten tel zu kunstzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechischen Tragik ben sich dessen sowol bedient als Shakspeare, Calderon u. a. neuere Dichter noch ist der Geschmack der Franzosen im Ganzen dagegen, wegen seines Au auf Naturmäßigkeit aller theatralischen Ereignisse; und sie haben selbst „H ohne Geist auf ihre Bühne gebracht. Das ist eine von den Folgen des Ju daß Alles, was auf der tragischen Bühne als ein Wahres auf die Handel wirken scheint, auch die Zuschauer täuschen, und ihnen als Wahrheit vorg müsse. Geschähe das bei der Erscheinung des erschlagenen Banquo in „M z. B., so würde eben dadurch die Kunstwirkung vernichtet werden, und Stelle eine rein peinliche natürliche treten: der Zuschauer würde nicht Th an einem fremden Schrecken, sondern ein eignes Entsetzen empfinden. Je nahme, auf welche hier Alles ankommt, hängt keineswegs vom wirklichen ben des Zuschauers, sondern von dem scheinbaren des Spielers ab, und wir Banquo's Geist nur darum auf dem Theater sehen, weil wir sonst über d von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwischen beruht tige Gebrauch dieses tragischen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingu che häufig verletzt werden, und der neueste Versuch, der in dem Trauersp Ahnfrau", gemacht worden ist, die Erscheinung und Mithandlung einer benen als Hauptsache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Z mit einer Art von künstlerischem Gespensterschauder zu unterhalten, scheint Verwechselung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu sein.

Geisteskrankheiten sind diejenigen Arten von Störungen d Bewußtseins, in welchen der Mensch fortdauernd entweder keiner lebhaften stimmten Vorstellungen fähig ist, oder verkehrte, d. h. dem gesunden Bewu dersprechende Vorstellungen bei sich unterhält, ohne sich von ihrer Verkehrth zeugen zu können. Im 1. Falle ist **Blödsinn** vorhanden, welcher, wen als allgemeine Abstumpfung der geistigen Empfänglichkeit und Selbstthätig **Dummheit**, wenn er aber als kindisches Unvermögen, Vorstellungen Begriffen zu verbinden, erscheint, **Albernheit** genannt wird. Im führen die mancherlei krankhaften Erscheinungen der geistigen Thätigkeit d meinen Namen der **Verrücktheit**, weil hier gleichsam der Geist aus sei gen gerückt ist. Sehr häufig sind diese verschiedenen Krankheiten des V und der Phantasie, oder mit einem Worte, des Geistes, mit einander ve oder haben wenigstens, auch wo sie einzeln erscheinen, das Gemeinsame sämmtlich den Krankheiten des **Gemüths** (s. d.) und Willens entgegenst ter denen sich besonders die **Melancholie** und die **Tollheit** auszeichne beste allgemeine Name für sie alle ist: Seelenkrankheiten, von denen die krankheiten dann nur einen besondern Zweig ausmachen, indem sie die Er gen des krankhaften Vorstellungsvermögens ausdrücken, aus dessen Mi z. B. durch überspanntes Nachdenken, sie zum Theil entspringen. So we chanische Künstler über die Bemühungen, das Perpetuum mobile, Math die Quadratur des Cirkels zu finden, Theologen, über die Erklärung der A verrückt. Der Melancholie, dem Wahnsinn, der Tollheit gehen heftig schaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, Erzeugnisse jene Krankheiten zu betrachten sind, zu welchen sich die Ver u. s. w. nur nebenbei gesellen.

Geïstik, (griech. von Gea, die Erde), derjenige Theil der phys graphie, welcher die Kunde von den festen Landmassen vorträgt. Man u det folgende Abtheilungen derselben: 1) nesologische oder Inselgeographie,

nseln und Halbinseln, deren Ausdehnung, Lage und Entstehung durch Feuer- er Wasserwirkungen, Trennungen vom festen Lande, Korallenklippen; 2) oro- jische oder Berggeographie, von den Gebirgen auf dem festen Lande und dem egrund, Verschiedenheit derselben (Eis- und Schneeberge, Gletscher, Ferner, ulkane, Alpen, Höhlengebirge), Ausdehnung, Zusammenhang derselben: 3) ktologische, welche die Gebirgsarten nach Bildung, Alter und Bestandtheilen be- chtet; 4) planologische, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; thetische Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bän- l, Gängen, Lagerungen u. s. w. dd.

Geistlich, wurde oft mit geistig verwechselt und zur Bezeichnung vieler, ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffenden Dinge gebraucht, die der prachgebrauch unserer Zeit geistig nennt. Mit dem erst später aufgekommenen orte religiös wird geistlich zum Unterschiede von weltlich, um eine besondere ziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend ge- aucht, z. B. geistliches Buch, Gespräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nt aber nur solche Personen und Sachen geistlich, die mit der öffentlichen Reli- nsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkann- Beziehung stehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter t allen andern Dingen ausgezeichnet sind. Dies ist jedoch bloß eine äußere, Ge- ält, Bestimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geistliche rsonen betrifft, eine innere, nähere Gemeinschaft mit dem, dessen Verehrung bei Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, zwar zu fodern, aber eswegs nothwendig vorauszusetzen ist. Der geistlichen Tracht, d. i. der Amts- dung der Priester und Prediger, den geistlichen Gütern, d. i. Besitzungen der chen, kann dies Beiwort schon an und für sich nur ihres Gebrauchs wegen zu- mmen. Geistliche Beamte aber, wie die den geistlichen Stand bildenden Priester Prediger selbst, geistliche Räthe, Beisitzer der geistlichen Gerichte oder Consi- ien, welche diesem Stande allemal angehören und sein Interesse vertreten; geist- e Stifter, welche wie die Klöster aus einer Körperschaft von Personen dieses ndes bestehen, sollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Reli- iöt und geistigen Gemeinschaft mit Gott haben; die überhaupt das Merkmal rer Christen ist, und das geistliche Recht (s. Kanonisches Recht) hätte sich genauere Bestimmungen und Vorschriften ersparen können, wenn Alles, was lich heißt, auch mit dieser Weihe geheiligt wäre. Denn alle Christen sind im nde geistliche Brüder und Schwestern, sie nennen ihre Lehrer und Seelsorger Recht geistliche Väter, und werden von diesen geistliche Söhne und Töchter ge- nt. Die katholische Kirche wendet diese Beziehung auch zur Beschränkung der athslustigen auf den besondern Fall an, wo sie von einer geistlichen Ver- dtschaft spricht, die zwischen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern an- üpft sei. E.

Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt.

Geistliches Gericht, eine entweder bloß aus Geistlichen, oder aus lichen und Rechtsgelehrten bestehende Behörde, welche über die Geistlichen (in en Ländern auch über die Schuldiener) und über geistliche Sachen (causae ec- iasticae) Kirchenämter, Ehesachen, in England auch über Testamente u. dgl. Gerichtsbarkeit ausübt. In protestantischen Ländern werden die geistlichen Ge- e meist Consistorien (s. d.) genannt.

Geistliches Lied, s. Kirchenmusik, Lied und Hymne.

Geistlichkeit ist derjenige Stand, welchem das Geschäft, den öffentli- Gottesdienst zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemein- m Christenthum zu unterrichten, übertragen ist, wozu die Mitglieder desselben) eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige schwärme-

rische Secten, z. B. die Quäker, behaupten, daß die christliche Kirche eines beso
dern geistlichen Standes gar nicht bedürfe, und gestatten allen ihren Mitgliedern d
Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber die Mängel ein
solchen Einrichtung gezeigt, und es ist begreiflich, daß Personen ohne wissenschaf
liche Bildung nicht im Stande sind, Predigten, welche auch den Gebildeten gen
gen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheile
Selbst die Quäker haben sich in neuern Zeiten genöthigt gesehen, Diener (so nenne
sie Diejenigen, welche gewöhnlich in den Versammlungen sprechen) anzustelle
nachdem dieses längst schon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entst
hung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines besondern Lehrstandes behaupteten, gesch
hen ist. Je vielseitiger der Kanzelredner gebildet sein muß, und je mehr Fleiß d
Ausübung fodert, je mehr gelehrte Kenntnisse die wissenschaftliche Kenntniß d
Christenthums, welche den öffentlichen Religionsunterricht leiten muß, voraussetz
und je nützlicher sich der Prediger als Lehrer und als tröstender und rathender Freu
der Gemeinde machen kann, desto weniger läßt sich die Unentbehrlichkeit eines beso
dern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeschäfte und der zu demselben nöthig
Vorbereitung seine ganze Zeit und Kraft widme. Zwar hatten die von den Apostel
bestellten Aeltesten und Bischöfe nicht das ausschließende Recht, zu lehren und d
heiligen Gebräuche zu verwalten, vielmehr stand es damals auch andern Christ
frei, in den Versammlungen zu sprechen ꝛc. Als aber die Gemeinden zahlreich
wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte s
bald ein besonderer Stand zu diesen Geschäften bilden. Seit dem 2. Jahrh. wu
den die Ideen des jüdischen Priesterthums auf die christliche Lehre übergetragen, d
geistliche Stand ward scharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt; und
entstand der Unterschied zwischen dem Klerus (ein griech. Wort, welches Erbthe
Eigenthum, Erbtheil und Eigenthum Gottes im besondern Sinne bedeutet) und d
Laien. Als das Christenthum seit Konstantin die herrschende Religion im römisch
Reiche ward, erlangte die Geistlichkeit wichtige Vorrechte und große Reichthüm
Im Mittelalter wuchs ihr Ansehen und ihr Reichthum noch mehr, der Umfa
ihrer Rechte erweiterte sich, und unter dem Schutze des Papstthums ward sie imm
unabhängiger von der Staatsgewalt. Bei allen abendländischen Völkern ward d
Geistlichkeit Landesstand, und viele Bischöfe und Erzbischöfe, besonders in Deutsch
land, wurden weltliche Herren. Es war dies die Folge theils des hierarchisch
Systems, theils der Überlegenheit, welche der geistliche Stand, der im ausschließe
den Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse war, über andre Stände behaupte
theils der Politik der Fürsten, welche die Geistlichkeit hoben, um den Adel zu b
schränken. So gewiß es ist, daß die Nachtheile, welche hieraus entsprangen, v
den Feinden des geistlichen Standes in übertreibenden Schilderungen dargestellt wo
den sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die weltliche Herrschaft und d
Theilnahme an den politischen Angelegenheiten viele Geistliche von ihrer eigentlich
Bestimmung entfernte, und daß der Reichthum ein großes Sittenverderbniß unt
dem Klerus verursachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation de
geistlichen Stand zu seiner wahren Bestimmung zurückführte. Verschieden von d
Ansicht des Katholicismus (s. d.) von dem geistlichen Stande, ist die des Pro
testantismus. Nach ihm ist der Geistliche nicht Priester, nicht Vermittler zwisch
Gott und dem Menschen, sondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht dur
höhere auf übernatürliche Weise mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenn
niß des Christenthums und der Wissenschaften, und durch die Fähigkeit, durch d
Kraft der Rede die Menschen zu belehren und zu erbauen, unterscheidet er sich vo
andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm strengere Sitten gefodert werden, s
liegt der Grund davon nicht in einer besondern Heiligkeit seiner Person und seine
Verhältnisses, sondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, so auch durch

Wandel die Gemeinde erbauen soll, und daß manche Beschäftigungen und Ver-
gungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu streiten scheinen. Im vori-
Jahrh. traten erst in Frankreich, dann auch in Deutschland viele Feinde des
stlichen Standes auf, welche die großen Verdienste, die er sich durch Beförderung
Volksbildung erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechtesten Tadel über-
ften und ihm alle seine Rechte entzogen wissen wollten. Auch ist der geistliche
und in den neuern Zeiten von mehren Regierungen sehr ungerecht behandelt wor-
. Indeß hat sich die öffentliche Meinung schon wieder zu seinem Vortheile ge-
ert, man erkennt seine Nutzbarkeit an, läßt ausgezeichneten Geistlichen Gerech-
eit widerfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte der
stlichen nicht noch mehr, als bereits geschehen ist, beschränken werden, damit
Verdienst auch in diesem Stande Anerkennung finde, und der Geistliche den äu-
Anstand behaupten könne, den sein Verhältniß fodert. N.

Geiz beruht auf einer Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge
n man das Mittel zur Befriedigung dieses Triebes mit dem Zwecke verwechselt,
daher am bloßen Besitze äußerer Mittel ein so großes Vergnügen findet, daß
nicht nur Andern, sondern auch sich selbst den davon zu machenden Gebrauch
Genuß versagt. Geiz in weiterer Bedeutung umfaßt auch die Habsucht. Im
n Sinne geht er aber auf die Erhaltung des Besessenen, dagegen Habsucht auf
wenn auch nur augenblicklichen Besitz, oder das sich Aneignen selbst gerichtet
Der Geizige strebt vorzüglich nach Geld, da es das vornehmste Mittel zur Be-
igung unserer Bedürfnisse ist. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Ar-
des übermäßigen Strebens bezogen, besonders auf das nach Ehre; daher **Ehr-**
. Wird aber das Wort Geiz schlechtweg gebraucht, so versteht man darunter
ähnlich die übermäßige Begierde nach äußern Mitteln oder Vermögen. In die-
Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Übels genannt; denn er macht
Menschen ungerecht und lieblos, sowol gegen Andre als gegen sich selbst. We-
er theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedi-
seiner Leidenschaft braucht, wird er in den Augen Andrer verächtlich und lä-
ich. Die trefflichste Schilderung dieser häßlichen Leidenschaft hat Molière in s.
p. „L'avare" gegeben. — **Geiz** ist auch eine Benennung verschiedener
genauswüchse, sprossender Keime und Seitensprossen, z. B. an den Tabacks-
zen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächsen, z. B. am Weine
Taback abbrechen. D.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und
sgesimse sich berühren. Bei den Griechen kommen sie nicht vor. Erst unter
Antoninus Pius wurde die gekuppelte Säulenstellung eingeführt, um dadurch
Gebäude das Ansehen eines größern Reichthums zu geben. Es kann Fälle
, wo diese nahe Säulenstellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird;
nämlich die Last für eine Säule zu groß sein würde und die Verhältnisse es
erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geschickter Bau-
r weiß indeß diese Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, s. **Fieber** (gelbes).

Gelbsucht, eine Krankheit, deren hervorstechendes Zeichen ist, daß die
des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit
den Verdauungswerkzeugen, und zwar in der Leber selbst, oder der Gallen-
dem Ausführungscanal der Galle ꝛc. Die ersten Äußerungen der Krank-
nd ein unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu;
Mangel an Eßlust, Drücken nach dem Essen u. A. m. Allmälig färbt sich
aut gelb, und zwar zuerst an ihrem durchsichtigsten Theile, im Auge, daher
Weiße in demselben gelb erscheint. Von da pflanzt sich diese Färbung über den
n Körper fort, sodaß dieser, wenn die Krankheit im hohen Grade stattfindet,

schmutzig gelb erscheint. Zugleich stellt sich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Ha über den ganzen Körper ein. Dauert die Krankheit lange, so fällt die Farbe der Ha immer mehr ins Dunkle u. die Krankheit wird alsdann die Schwarzgelbsucht genann Die nächste Ursache der Gelbsucht ist eine gehinderte Thätigkeit des Lebersystems, i dem die abgesonderte Galle, anstatt aus der Leber und Gallenblase durch den gemei schaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm sich zu ergießen, um ihrer Bestim mung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einsaugenden Gefäße in die Sp sefaftröhre und von da ins Blut übergeht. Hieraus lassen sich die Zufälle v Mangel an Galle und den davon abhängenden Beschwerden der Verdauung, sow das Dasein des fremdartigen Gallstoffes im Blute, und die davon entstehenden E scheinungen in der Haut leicht erklären. Die entfernten Ursachen dieser Krankh sind sehr mannigfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einsaugenden Gefäße der L ber und Gallenblase, zu häufige Absonderung der Galle, Verstopfung der Leb gänge oder des gemeinschaftlichen Gallenganges durch Gallensteine u. s. w. Un die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen gehört heftiger Ärger und Zorn, welche besonders auf die Leber wirken. Bei den neugeborenen Kindern ist die Gelbsucht ei ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch meistens bald verschwindet, ohne besonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld. Ein Tauschmittel, was allgemein gilt, weil es Bedürfniß u Überfluß bestimmt ausgleicht. Sein Werth ist nämlich bekannt, indem es häufigsten mit dem Werthe andrer Dinge verglichen wird. Das Geld muß da aus einer Masse bestehen, welche 1) selbst einen Werth hat; 2) welche Jederma gern für seinen Überfluß annimmt; 3) deren Werthbestimmung bequem und A bekannt ist, welche regelmäßig Tauschgeschäfte treiben. Gibt man dieser M eine solche Form u. ein solches Werthzeichen, daß sie bloß nur allein zum Austau der verschiedenen Bedürfnißmittel gebraucht wird, so erhält sie den Namen Ge und dieser Begriff wird sodann dem Begriff der Waaren oder solcher Dinge gegengesetzt, welche eingetauscht werden. Der Stoff, aus welchem das Geld macht ist, gehört selbst zu den Waaren, sowie auch die verschiedenen Geldarten Waaren werden, wenn man sie für Geld kauft. Verschiedene Völker haben den frühern Perioden ihrer Cultur verschiedene Dinge, welche mehr oder wen die eben erwähnten Eigenschaften hatten, zum Gelde erwählt; alle gebildete Na nen aber haben den Metallen, insbesondere den edeln, den Vorzug zuerka Denn 1) haben sie einen Bedürfnißwerth, da die Begierde nach Schmuck und a rer Bedarf Gold und Silber allenthalben verlangen; 2) ist nicht zu fürchten, sie je consumirt werden, und daher ihren Werth plötzlich ändern möchten, wie d Fall bei nothwendigen Lebensbedürfnissen leicht eintreten kann. Sie dienen zum Wohlleben, und dieses kann bei eintretender Verminderung der Mittel d leicht eingeschränkt werden; 3) sind sie theilbar fast ins Unendliche; 4) dem derben weniger ausgesetzt; 5) leicht transportable, da ihr Werth durch die Ko des Transports sich wenig verändert; 6) läßt sich ihre Quantität durch Arbeit gelmäßig vermehren. Der Vortheil, die edeln Metalle als allgemeines Tau mittel anzuwenden, wurde noch größer, als es nicht mehr jedem Privatma überlassen blieb, die Metallstücke zu theilen, zu wägen und deren Feine zu bes men, sondern als man dies gesetzlich und mit öffentlicher Autori und Treue vornahm, den einzelnen Stücken, die als Geld circuliren sollten, St pel aufdrückte, wodurch Gewicht und Feine jedes Stückes ehrlich angeb und dieses endlich mit Bild und Überschrift der Autorität versehen wurde, w dieses Geld ausgab. Dergleichen gestückeltes Geld nennt man Mün (s. d.). Statt des Geldes nimmt der Verkäufer oft auch eine sichere Anweisu auf Geld. Dergleichen Stellvertreter des Geldes nennt man zum Theil, je uneigentlich, auch Geld. Es ist klar, daß dergleichen Anweisungen nur so la

t dem eigentlichen Gelde gleiche Kräfte haben können, als die Gewißheit vorhan- t iſt, das wahre Geld, auf welches ſie lauten, ſobald man will, zu erlangen, und ſ ſie ihren Werth in demſelben Grade verlieren müſſen, als die Überzeugung von er Gewißheit abnimmt. Von ſolcher Art iſt alles Papiergeld (ſ. d.), ſowie s Metallgeld, das zu einem höhern Werthe einlaufen ſoll, als es wirklich in Me- enthält, alle Wechſelbriefe oder Schuldpapiere, die man als Stellvertreter des klichen Geldes gebrauchen will. Es iſt eine fehlerhafte Vorſtellung, wenn man Geld als ein Zeichen des Werths vorſtellt; denn Geld iſt wahrer Werth, der r bloß zum Umtauſch der Waaren beſtimmt iſt. Ebenſo gibt es einen ſchiefen danken, wenn man das Geld als ein Pfand vorſtellt. Das Weſen eines ndes beſteht darin, daß mit ihm eine Verbindlichkeit verbunden iſt, daſſelbe auf- ewahren, und ſelbiges Dem, der es eingeſetzt hat, wieder auszuliefern, ſobald er , was er dafür empfangen hat, erſetzt. Das Geld aber legt, vermittelſt ſeines gäſſes, Niemandem eine Verbindlichkeit auf, es aufzubewahren, der Beſitzer iſt ier Eigenthümer deſſelben und kann damit machen was er will.

Soll eine Geldart gelten, d. h. für den innern Werth, den ſie hat, oder den orſtellt, angenommen und der Tauſch regelmäßig damit betrieben werden kön- : ſo muß deren Werth da, wo ſie gelten ſoll, allgemein anerkannt werden. Inſo- unterſcheidet man 1) Ortsgeld, welches nur an einem beſtimmten Orte, Han- platze oder in einem kleinen Kreiſe angenommen wird, wie das Geld, was etwa Fabrikort oder eine Ortsobrigkeit in Zeiten der Noth ausgibt, die Nothmün- , die Nothzeichen (tokens) u. ſ. w. 2) Landesgeld, welches die ierung eines Reichs in Münzen oder in Anweiſungen auf dergleichen Münzen, gibt. 3) Weltgeld, deſſen innern Werth die ganze Welt anerkennt und daher allenthalben angenommen wird, z. B. die Gold- und Silberbarren, beſtimmtem Gewicht und beſtimmter Feine, die holländiſchen Dukaten und paniſchen Piaſter. (Vgl. Idealgeld, Realgeld.)

Geldern, Herzogthum, die vierte k. niederländiſche Provinz, mit 4 Di- ten: Arnhem, Nimwegen (eine wichtige Feſtung), Zütphen und Thiel. Die inz zählt auf 93 □M. 249,000 Einw. und ſendet 6 Deputirte zu den Gene- aten. Sie hat einen ebenen Sand- und Torfmoorboden, der gut angebaut ferner Fabrik- und Tranſitohandel. Die jetzt unbefeſtigte Kreisſtadt Gel- n liegt im preuß. Regierungsbezirke Kleve, an der Fossa Eugeniana, hat 0 Einw., ein bedeutendes Fabrikgewerbe und Kornhandel.

Geldmangel kann nur entſtehen 1) wenn es an Stoffen fehlt, aus wel- das Geld gemacht wird, oder 2) wenn Diejenigen, die Mangel an Gelde lei- keine Waaren haben, welche die Geldbeſitzer begehren. Im letztern Falle fin- ein wahrer Geldmangel ſtatt; denn es gibt ja, nach der Vorausſetzung, Viele, e Geld beſitzen, es fehlt nur an begehrter Waare, und nur Diejenigen, welche ch kein Geld in ihre Hand bringen können, leiden Geldmangel. Der Geld- gel iſt daher nicht abſolut, ſondern faſt immer nur relativ, d. h. es haben ſſe Länder, Orte oder Perſonen nicht hinlängliches Geld, um diejenige Waare u verſchaffen, welche ſie bedürfen. Jeder Handwerker, Künſtler und Fabri- bedarf des Geldes, um ſich die rohen Stoffe, die er verarbeiten will, anzu- fen und die Arbeiter, welche er beſchäftigt, zu bezahlen. Die Kaufleute bedür- es Geldes, um den Producenten und Fabricanten ihre Waare abzunehmen, ſie dahin zu transportiren, wo ſie geſucht werden; die Conſumenten bedürfen Geldes, um den Detailliſten das abzukaufen, was ſie verzehren wollen. Fehlt an der einen oder der andern dieſer Claſſen an dem ihnen zu dieſen Zwecken nö- n Gelde, ſo iſt für dieſe Claſſen Geldmangel vorhanden. Hingegen kann mangel niemals daher rühren, daß es an Gold und Silber oder an dem Aus- en dieſer Materien zu Gelde fehlte. Denn es gibt in der Welt Vorräthe genug

von dieſen Metallen, und ſie können noch täglich vermehrt werden. Geldmang
entſteht alſo, wie ſchon geſagt, nur dann, wenn entweder eine Claſſe der Bürg
gar keine Induſtrie, alſo auch keine Mittel beſitzt, das vorhandene Geld an ſich z
ziehen, oder wenn ihre Induſtrie keine ſolchen Producte hervorbringt, welche di
Geldbeſitzer gern bezahlen. Wenn es z. B. in getreidereichen Ländern an Käufer
von rohen Producten fehlt: ſo rührt dies daher, daß nicht genug Conſumenten in
Lande vorhanden ſind, welche das überflüſſige Getreide begehren und hinlänglich
Producte zur Bezahlung deſſelben hervorbringen. So lange dieſes nicht geſchieht
kann nur vom Auslande der Verkauf deſſelben erwartet werden. Wird nun das
Ausland anderswoher damit verſehen, ſo bleibt das Getreide unverkauft liegen
nicht eben, weil kein Geld im Lande iſt, ſondern weil die Geldbeſitzer kein Moti
haben, Getreide dafür zu kaufen. In Orten, wo ein ſtarker Handel geführt wird
erfodert derſelbe eine gewiſſe Quantität Geld, um Waarenvorräthe anzuſchaffen
Die dazu nöthige Summe fixirt ſich häufig nach einem beſtimmten Durchſchni
und es wird im Orte kein Mangel an Gelde verſpürt, wenn dieſe Summe vorhan
den iſt. Wenn ſich aber der Handel durch verſchiedene Ereigniſſe vermehrt, un
der Ort viel mehr Waare anſchafft als gewöhnlich, ſo entſteht leicht Geldmange
für die Handel treibenden Perſonen. Wenn nun dieſe geſuchte Waaren oder Cre
dit beſitzen, ſo bieten ſie beide auf und ſuchen dafür das ihnen benöthigte Geld aus
andern Gegenden herbeizuziehen, welches dadurch geſchieht, daß ſie die Transport
koſten deſſelben bezahlen oder den Geldbeſitzern mehr für die Benutzung ihres Gelde
bezahlen, als ſie anderswo dafür erhalten können. Es wird daher das Geld an dem
Orte, wo es geſucht wird, theurer als da, wo es nicht ſo ämſig geſucht wird. Eben
darum verläßt aber auch das Geld die Örter, wo es wohlfeiler zu haben iſt, und ſam
melt ſich da, wo mehr dafür geboten wird; dadurch hört der Geldmangel von ſelbſt
auf. Das Geld wird einem Lande insbeſondere durch ſeine Circulation (ſ. d.)
nützlich. Der Umlauf macht nämlich das Geld zu einer ſich immer wiederholen
den Urſache neuer Güter; daher kann eine kleine Summe Geldes, die mehrmal
und vielfach umläuft, ebenſo viel und noch mehr Nutzen in einem Lande hervorbrin
gen, als eine viel größere, die ſich nicht auf dieſe Art aus einer Hand in die ande
bewegt. Auch hilft der Überfluß an Gelde einem Lande nichts, wenn derſelbe nicht
ſo viel nützliche Dinge im Lande findet, daß die einſtrömende Geldſumme zur Be
zahlung derſelben nöthig iſt. Denn wenn mehr Geld ins Land kommt, als zu Be
zahlung der im Lande vorhandenen Waaren nöthig iſt, ſo wird dadurch das Geld
nur wohlfeiler und die Waare im Lande theurer werden. Dieſes Umſtandes wegen
wird die Waare lieber aus fremden Ländern, wo ſie wohlfeiler iſt, zu holen ſein,
und das Geld wird daher, ſowie es ins Land kommt, wieder hinausgehen und wohl
feile Waaren hereinholen. Dadurch aber wird die innere Induſtrie des Landes un
terdrückt werden, und das einſtrömende Geld nur Denen nützen, welche von den
Ausländern dafür Producte kaufen. Die übrigen Bewohner werden daher faſt im
mer Geldmangel empfinden, weil ſie das ins Land kommende durch Induſtrie nicht
an ſich zu ziehen vermögen. So ging alles Gold und Silber, welches die Spanier
und Portugieſen aus Amerika zogen, durch die Hände der Bergwerksbeſitzer wieder
ins Ausland, um fremde Producte und Manufacturwaaren ins Land zu holen.
Das Mittel alſo, den Geldmangel in einem Lande auf eine dauerhafte Art wegzu
ſchaffen, iſt die Vermehrung der innern Induſtrie. Ganz irrig iſt aber die Mei
nung Derer, welche glauben, es ließe ſich die Induſtrie durch bloße Vermehrung des
Geldes im Lande erwecken, denn das Geld erzeugt nicht die Waaren, ſondern es
ſucht ſie. Wo es alſo keine Waare im Lande findet, da bleibt es auch nicht, ſon
dern es ſtrömt dahin, wo es die Waaren findet, welche es ſucht. Das ſchlimmſte
Mittel, dem Geldmangel abzuhelfen, iſt die Vermehrung des metaphoriſchen Gel
des, der Geldzeichen oder der Stellvertreter des Geldes. Denn dergleichen Geld-

ien sind nur so viel werth als man wahres Geld dafür beliebig haben kann. Fehlt
un an Metall im Lande, um die, welche ihre Geldzeichen dagegen auswechseln
en, zu befriedigen; so sinkt der Werth dieser Geldzeichen herab, und eine Mil-
solcher Zeichenthaler ist oft nicht mehr werth als der zehnte Theil wirklicher Sil-
haler. Es hilft auch nichts, wenn man dergleichen Geld auf eine andre Waare
n wollte als auf Gold und Silber. Denn wenn dieses eine Masse ist, die man
t so leicht absetzen kann als Gold und Silber, wie z. E. Getreide; so sind der-
hen Anweisungen auf Getreide nicht mehr werth als das Getreide, worauf sie
n. Wenn daher der Werth des Getreides schwankt und sinkt, so nehmen die
eidezettel nothwendig alle Schwankungen des Getreidewerthes selbst an; ist nun
Getreide nicht als Zahlmittel anzubringen, so sind es auch die Anweisungen
uf nicht; diese können schon um ihres unsichern Werthes willen nie die Stelle
ahren Geldes allgemein vertreten. Sie müssen vielmehr noch viel tiefer sin-
als das Getreide selbst, da, wenn man sie als Mittel gebraucht, um das Ge-
noch ferner zu vermehren, dieses noch mehr im Tauschwerthe fallen, folglich
eisung darauf immer weniger werth werden muß.

Geldpreis: 1) derjenige Preis, für welchen das Geld als Waare betrach-
für Arbeit oder Waaren zu kaufen ist; 2) derjenige Preis, für welchen die
iedenen Geldsorten gegen Landesgeld zu kaufen sind; 3) der Preis von Zinsen,
r die Benutzung von Geldcapitalien zu haben ist; 4) der Preis, den man,
Gelde gerechnet, für Arbeit oder Waaren bezahlen muß, um sie beliebig zu er-
n. Was der Geldpreis im ersten Verstande sei, wird durch eine genaue Ana-
er Ursachen erforscht, wodurch das Geld erzeugt wird, sowie des Werths die-
rsachen selbst. Der Geldpreis im zweiten Sinne wird durch die Masse der ver-
enen Geldsorten in Vergleichung mit der Landesmünze und die Concurrenz be-
t. Der Geldpreis im dritten Sinne hängt ganz von dem Grade des Nutzens,
e Capitalien gewähren, und von der Concurrenz Derer, die sie anbieten und
, ab. Der Geldpreis im vierten und gewöhnlichsten Sinne wird durch die
der Geldstücke und ihres innern Gehaltes, welche für eine Waare oder für eine
t gezahlt werden muß, bestimmt. Ob derselbe hoch oder niedrig sei, kann
ur durch eine genaue Untersuchung des Geldpreises im erstern Sinne erforscht
n. Wenn daher der Geldpreis des gemeinen Arbeitslohnes in der einen Stadt
schen, in der andern 1 Thaler wäre; der Taglöhner aber könnte da, wo er
ist, mit diesem Gelde dieselben Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des
sich verschaffen, als der andre für einen Thaler an dem Orte, wo der Tag-
Thaler ist; so würde der Lohn an beiden Orten der Sache nach für Beide
nmen gleich sein, während der Geldpreis im ersten Sinne verschieden wäre.
hier bekäme der Taglöhner für dieselbe Quantität und Qualität in Lebens-
n 1 Thlr., wofür er dort nur 8 Gr. erhielt.

Geldumlauf, s. Circulation. Vgl. Busch's „Abhandl. über den
mlauf", 2. Aufl. 1800.

Gelecke, in der Malerei, ein Fehler, der durch übertriebenen Fleiß in der
beitung entspringt, und durch den die dargestellten Gegenstände aller Frisch-
d alles freien Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée s. Gallert.

Gelée, (Claude), bekannter u. d. Namen Claude Lorrain (der Lothrin-
andschaftsmaler, geb. 1600 in dem lothringischen Schloß Champagne, von
er Herkunft, verlor früh s. Ältern und wurde in s. Erziehung vernachlässigt.
2. J. kam er nach Freiburg zu s. Bruder, einem Holzschneider, von welchem
Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Darauf nahm ihn ein Verwandter
ach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz, s. Schicksal überlassen, von dem
haftsmaler Agostino Tassi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen

wurde. Nebenher erhielt er einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfried Wals entzückten ihn so, daß er, trotz s. Armuth, zu diesem Künstler nach Neapel reiste, um von ihm zu lernen. Nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er bald selbst in der Reihe der ersten Landschaftsmaler stand, besonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die Landschaften von Giorgione und Tizian studirt, und sich die Art von Beleuchtung und des Colorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einer Reise in sein Vaterland ließ er sich 1627 in Rom nieder, wo da s. Werke sehr gesucht wurden, in Wohlstand lebte, bis er 1682 am Podagra starb. Die großen Galerien in Italien, Frankreich, England, Spanien und Deutschland besitzen von ihm schätzbare Werke. Vier seiner besten befinden sich in der Galerie zu Kassel, und zwei in der zu Dresden. Das vorzüglichste, und worauf er selbst den meisten Werth legte, ist s. Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte sich anheischig, es ganz mit Goldstücken zu bedecken, der Künstler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur copirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, wodurch er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, hat er ein ernstes tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinspielen und in das Gemurmel eines unter dem Schatten sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, täuschend auszudrücken wußte, steht ihm nur Kaspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beschatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich ist. Unvollkommen waren dagegen s. Figuren, und er wußte dies selbst so gut, daß er zu sagen pflegte, er verkaufe die Landschaften, und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil s. Bilder sind sie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am öftersten wählte er angenehme, grenzenlose Aussichten, in welchen täuschende Ferne das Auge sich verliert. Er stattet sie gern mit großartiger Architektur aus und macht s. Landschaften zur Scene eines mythischen oder historischen Gegenstandes. Die Sammlungen der von ihm zu s. Gemälden verfertigten Zeichnungen nannte er Libri di verità. Eine solche Sammlung von 200 Zeichnungen besitzt der Herz. v. Devonshire; eine andre von 130 Zeichn. Lord Holland. dd.

Gelehrsamkeit, oder **Gelahrtheit**, wie man sonst sagte, bezieht sich ursprünglich auf Alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur Denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil menschlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menschlichen Wissens durch ein methodisches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang sind daher die charakteristischen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterscheiden. Die Gelehrsamkeit selbst wird entweder subjectiv, als die Eigenschaft eines Gelehrten, oder objectiv, als Inbegriff aller der Kenntnisse gedacht, die man von Demjenigen fodert, der in einer Hauptsache des menschlichen Wissens als Lehrer auftreten will. Hierzu gehört insonderheit die Kenntniß der griechischen und der lateinischen Sprache; denn da wir neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntnisse den Griechen und Römern verdanken, so wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen selbst zu schöpfen im Stande sei, und also die Schriften der alten Gelehrten in den Originalen selbst benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern stets einen bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft behauptet, welcher Einfluß um so stärker war, wenn, wie bei den Ägyptern und andern orientalischen Völkern, die Priester zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Diese Verbindung des Priesterthums mit dem Gelehrtenstande war aber den Wissenschaften nicht förderlich, da die Priester bald ihre gelehrten Kenntnisse verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur so viel davon mittheilten als sie

: fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien. itdem aber durch die Griechen, bei denen sich der Gelehrtenstand gänzlich vom ieſterthum trennte, die Gelehrsamkeit ein Gemeingut der Menschheit geworden, auch das Studium der Wissenschaften einen humanern und liberalern Charakter nommen. Durch die Buchdruckerkunst sind die Quellen der Gelehrsamkeit der- alt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich ist, auch ohne mündlichen rricht durch bloße Lecture gelehrte Kenntnisse zu erwerben, obgleich kein Mensch s mündlichen Unterrichts ermangelt. Zuletzt unterscheidet man auch Gelehr- nkeit im engern Sinne von eigentlicher Wissenschaft, indem man erstre auf ntliche Kenntnisse oder das historisch Gegebene bezieht, was sich mehr gedächt- näßig auffassen läßt, letztere aber in das Denken und Erkennen der Gründe setzt, in die philosophische Einsicht besteht. (S. Autodidakten.) D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutschlands ließ sich der fende, besonders der Kaufmann, um nicht von den Raubrittern niedergeworfen rplündert zu werden, von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem bestimmten Orte gegen jeden Angriff ver- digen mußten. Ein solches Geleit ist zwar in unsern Tagen nicht mehr nöthig, noch lassen sich manche Landesherren das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen l sie auf andre Weise für die Sicherheit der Straßen sorgen. In einigen Thei- des Orients, namentlich in Arabien, ist diese Vorsicht der dort streifenden Räu- wegen noch gebräuchlich. Zuweilen (z. B. in Sicilien) übernehmen die Räuber st das Geleit oder den Schutz gegen ihre eignen Raubgenossen oder andre Banden. Geleitsbrief ist die schriftliche Vergünstigung, an seiner Person ungekränkt ch ein Gebiet zu reisen, an einem Orte zu erscheinen, oder auf der See unter dem utze der Escorte zu stehen. — Sicheres Geleit, s. Salvus Con- tus.

Gellert (Christian Fürchtegott), geb. 1715 zu Haynichen, einem Städt- bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war, mußte, bei den unzu- enden Einkünften s. Vaters, der 13 Kinder zu ernähren hatte, schon in s. 11. re durch Abschreiben sich einigen Erwerb verschaffen. Sein erster Versuch in Dichtkunst, den er in s. 13. J. machte, war ein Geburtstagsgedicht für s. Va- Da es gelobt wurde, folgten bald mehre. 1729 kam G. auf die Fürsten- le zu Meißen, wo er zwar mit dem Buchstaben der griech. und röm. Schrift- r, aber nicht mit ihrem Geiste bekannt gemacht wurde. Glücklicher Weise ß er mit Gärtner und Rabener eine Freundschaft, die sie zum Wetteifer in den fenschaften und der Ausbildung ihres Geschmacks ermunterte. Seit 1734 stu- G. zu Leipzig Theologie. Nach 4 Jahren wagte er sich zu Haynichen auf die zel. Gewiß würde er unter den geistlichen Rednern Deutschlands sich durch tigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Ängstlichkeit, eine re Gesundheit, eine stärkere Brust und ein getreueres Gedächtniß gehabt. 1739 nahm er die Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nach- begleitete er den Sohn s. Schwester auf die Universität vor, und begleitete ihn 1 nach Leipzig. Auch hier beschäftigte er sich mit dem Unterricht junger Leute mit der Erweiterung s. eignen Kenntnisse. Gottsched, dessen Vorlesungen er rt, und an dessen Übersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs er mitgearbeitet e, sank bald in seiner Meinung. Als J. J. Schwabe 1742 die „Belustigun- des Verstandes und Witzes" herauszugeben anfing, lieferte er Fabeln, Erzählun- Lehrgedichte und ein Schäferspiel, wie auch verschiedene prosaische Abhandlun- dazu. Nachher zog er sich davon zurück, und gab mit s. Freunden die „Bremi- n Beiträge" heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, s. Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger gelesen. G. widmete sich r dieser Dichtungsart vor allen andern, und weil er zu anhaltenden Berufsar-

deiten keine zuverlässige Gesundheit zu haben glaubte, faßte er den Entschluß, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, ward 1744 Magister, und vertheidigte 1745 seine Abhandlung „De poesi apologorum eorumque scriptoribus". Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit s. Unterrichts erwarben ihm ausgebreiteten Beifall. Batteux's „Einleitung in die schönen Wissenschaften", Ernesti's „Rhetorik", Stockhausen's „Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften", in der Folge s. eigne „Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen" waren die Grundlagen s. Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen s. Zuhörer beurtheilte. Außerdem dichtete er Fabeln und Erzählungen und verfaßte zur Verbesserung des Theaters s. Lust- und Schäferspiele. Um dem Roman mehr Ernst, Würde und Nützlichkeit zu geben, schrieb er s. „Schwedische Gräfin". Als Beispiele einer ungezwungenen Schreibart in Briefen gab er eine Sammlung Briefe nebst der schon erwähnten Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen heraus. Darauf ließ er s. Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder, und eine Sammlung verm. Schriften in Versen und Prosa folgen. Er litt inzwischen sehr an der Hypochondrie. Zwölf Jahre hatte er mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne sich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerksam auf s. Verdienste, verlangte, daß er um eine außerordentliche Professur der Philosophie anhalten möchte. G. folgte darin dem Rathe s. Freunde, und erhielt dieses Amt 1751. Er las nun öffentlich über Dichtkunst und Beredtsamkeit. Seine Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Unbegrenzt war die Achtung, in der er stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studirenden von Ausschweifungen zurück. Angesehene Personen beeiferten sich, durch ihre Freigebigkeit sein Leben sorgenfrei zu machen. Aber während er die Augen der ganzen deutschen Lesewelt auf sich zog, stieg seine Hypochondrie immer höher. Er entsagte der Dichtkunst, und entschloß sich dagegen, besondere Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Declamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarben diesen Vorlesungen den ungetheiltesten Beifall. Während des siebenjähr. Kriegs ward G. von unzähligen Fremden besucht, welche sich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling s. Nation war. Die preuß. Prinzen Karl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General Kalckreuth das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf G. seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu sich rufen, und war mit der Unterredung G.'s so wohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Eine ordentliche Professur, die ihm mehre Male angeboten wurde, schlug der bescheidene und genügsame G. jedes Mal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorsehung, die sein Vertrauen auch belohnte. Einer s. geliebtesten Schüler, der treffliche Graf Moritz v. Brühl, gab ihm seit 1762 eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß G. seinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geschenke wurden ihm von Schülern und Fremden zugeschickt, als Beweise der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geschichtschreibers Mascou Tode erhielt G. ein Gnadengehalt von 450 Thlrn. Der Kurfürst Friedrich Christian ehrte ihn nicht allein durch die höchste Achtung, sondern auch durch ansehnliche Geschenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn ebenso wohlwollende Gesinnungen. So hätte G. bei einem weniger leidenden Körper sehr glücklich sein können; allein das geheime Übel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzneien. Seine Gesundheit wurde immer schwächer, und er war auf die Bitte s. Freunde beschäftigt, s. Moral durch eine sorgfältige Durchsicht zum Druck vorzubereiten, als ihm im Dec. 1769 eine hartnäckige Verstopfung überfiel, die auch die geschicktesten Ärzte nicht zu besiegen vermochten. Er starb mit freudigem

auen, d. 13. Dec. 1769, in s. 55. Lebensjahre. G. war (wie Göthe ihn Bde. s. Lebens beschreibt) nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager. e, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Ha- naſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: Alles machte seine wart angenehm. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. nungen wahrer Gottseligkeit beseelten ihn; er hatte ein liebreiches, menschen- liches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Die größte irdische Glück- lt s. Lebens war die Freundschaft. Er liebte das Lob des Kenners und des chaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, ahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben erdienste Andrer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor bst zuzugestehen. Als Schriftsteller zog G. die Neigung s. Nation in einem auf sich, den nur sehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, weiche in der en aller literarischen Zeiten Deutschlands erschienen, gewannen durch freund- hutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und iren Witz die Liebe des Volks, und während es dieselben liebte, ward es auch sie gebildet: eine gewisse Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwässerung derſel- ag daher um so eher entschuldigt werden. Seine geistlichen Gedichte bemäch- sich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahnungen von Reli- t selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen s. geistlichen te aus. Dennoch scheint es, als habe er das meiste Talent für die Gattung inen fröhlichen Erzählungen gehabt, wobei es ihm zu statten kommt, daß eine gewisse Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die lichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, witzig ist. Sein spaßhafter Weiberhaß komische Scheu vor der Ehe nahmen sich stets so zierlich und gutmüthig aus, wol nie eine Frau im Ernst erzürnt hat. Für den Roman hatte G. kein Ta- avon hat er in s. „Schwedischen Gräfin" den klarsten Beweis gegeben. Er- her, wiewol auch mißlungen, sind s. Schauspiele. Sie mögen in ihrer zier- Weitschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag lturgeschichte der Deutschen bestehen. Auch s. Briefe sind für die Zeit, in geschrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn sie auch von den n jener Zeit nicht ganz frei sind. — Die neueste Ausg. sämmtlicher Werke er- Leipzig 1784 in 10 Bdn. „Gellert's Briefwechsel mit Demoiſ. Lucius in n", von 1760 — 69, nebst andern noch ungedruckten Aufsätzen von G., sfr. Ebert, Leipzig 1823 heraus. M.

Gellius (Aulus), ein römischer Schriftsteller, welcher unter Hadrian und toninen lebte, die Redekunst zu Rom, und dann zu Athen Philosophie stu- nd in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Er hinterließ „At- Nächte" („Noctes Atticae"), welche sehr anziehende, besonders für den forscher und Kritiker wichtige, zerstreuete Bemerkungen, die er während s. halts zu Athen, aus den besten griech. und lat. Schriftstellern, in den Win- ten, gesammelt, enthalten. Von den Ausg. nennen wir folgende: Paris, von Henricus Stephanus; Paris 1681, 4., in usum Delphini; Amster- 651, 12., bei Elzevir; Leiden 1666, cum notis var.; Leiden 1706, 4., nov; Leipzig 1762, 2 Bde., von Conradi ꝛc.

Gelnhausen (zur Grafschaft Hanau des Kurfürstenthums Hessen gehö- 770 E.), auf der Straße von Fulda nach Frankfurt, einst eine nicht unbe- e Reichsstadt, wie die große wohl erhaltene Dreifaltigkeitskirche, ein Werk umeisters Heinr. Fingerhut, im 13. Jahrh., und die schönen Überbleibsel -Peters Münster noch jetzt beweisen, verdankte s. ehemalige Wichtigkeit s. n Lage am Fuße der Gebirgskette, welche das Rhöngebirge in Franken mit

dem Vogelsgebirge in der Wetterau verbindet, an der einſt ſchiffbarn Kinzig, mi
ten im ehemaligen deutſchen Reiche. Dieſe begünſtigte Lage, die Wildpret, Fi
und Geflügel darbot, Überfluß für Jagd und Genuß, beſtimmte Friedrich I. Ba
baroſſa (1152 — 90) am Fuße der Stadt ſich eine Burg auf einer Inſel der K
zu erbauen, deren Trümmer noch jetzt ein Zeugniß für die Pracht jener Zeit gib
Einen ganzen Felſen des nächſten Sandſteingebirges muß man zu dieſem B
verarbeitet haben, ſo groß ſind noch ſeine Überbleibſel. Doch reichen dieſe M
aus großen behauenen Werkſtücken nach Außen aufgeführt, nach Innen mit B
ſteinen gefüllt, keineswegs hin, ſich ganz zuverläſſig in dem nachgebliebenen K
zu orientiren. In welchen Jahren die Burg erbaut wurde, iſt ebenſo w
uns gekommen, als durch wen. Jetzt iſt von dem Lieblingsſitze Friedrich I.
geräumige Halle noch übrig, zu der ein Thor (das Meßthor) führt, an
einem der beiden Thürme die früher hier ſtanden, begleitet; dann das R
bäude, das ſich in den großen Thronſaal, des Kaiſers Zimmer und den Raum
wo die Treppen nach dem Erdgeſchoſſe niedergingen, ſowie empor nach dem
Stockwerke und der Capelle, die bis 1811 in Ehren gehalten ward. Da
der Ringmauer, die ein unregelmäßiges Siebeneck umſchloſſen hat, betrug
Rhein. Auf der Ringmauer ruhte die nördliche Seitenwand des Reichs
des, und noch ſtehen auf ihr die Thürverzierungen des Verſammlungsſa
die Fenſter des kaiſerl. Gemaches. Noch kurz vor ſeinem Kreuzzuge verweil
rich I. in dem geliebten Gelnhauſen, und nach ihm hielten länger oder k
meiſten Kaiſer, bis auf Karl IV. in dieſer Burg ihren Hof, durch Urkunden
Bürger der benachbarten Stadt begnadigend. Burg und Güter ver
Karl IV. 1349; von da an gerieth Gelnhauſen in Verfall, den wiederholte
Befehle (namentlich Sigismunds v. 1417) nicht aufhielten. Ein Einfall der
ſiten 1430 bewirkte wahrſcheinlich die letzten Veränderungen. Bis in die neu
Tage dauerte ſeitdem die Zerſtörung dieſer ehrwürdigen Trümmern, deren G
als Baumaterial angeſehen wurden, das Jeder ſich zueignen könne. — Ei
„Von altdeutſcher Baukunſt" behauptet, der neugriechiſche Styl ſei in der A
des Ganzen nicht zu verkennen, doch ſei das Arabiſche in den Verzierungen
Büſching („Wiener Jahrb." Nr. X.) glaubt dieſe Bauart die altſächſiſche n
zu müſſen. S. Bernhard Hundeshagen: „Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa
in der Burg zu Gelnhauſen". Eine Urkunde vom Adel der von Hohenſtaufe
der Kunſtbildung ihrer Zeit, hiſtor. und artiſt. dargeſtellt" (2. Aufl. mit 13
1819, Fol.), womit die Beurtheilung von Büſching im angef. Bde. der „
Jahrb." zu vergleichen iſt.

Gelon, Sohn des Dinomenes, Tyrann (Selbſtherrſcher) von Sy
bemächtigte ſich der Oberherrſchaft um 491 oder 500 vor Chr. Er vergrö
Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von X
Krieg bedroht wurde, ſchickten Athen und Lacedämon Geſandte an ihn, u
Bündniß mit ihm gegen den Perſerkönig zu ſchließen. Gelon erbot ſich 2
leeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und ebe
Schleuderer zu ſtellen und mit Mundvorrath während des Krieges zu verſeh
man ihm den Oberbefehl zu Waſſer und zu Lande überlaſſen wolle. Dieſ
gungen verwarfen die ſpartaniſchen Geſandten, und ſelbſt die Hälfte des
fehls wollten ihm die Athener nicht zugeſtehen. G. verſagte daher die gebe
und ſchickte dagegen einen gewiſſen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl,
Ausgang abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem
ſ. Namen zu huldigen und koſtbare Geſchenke zu überreichen. Damals w
noch nicht, daß Xerxes die Carthager veranlaßt hatte, während er die Gri
ihrem Vaterlande angriffe, dieſelben auch in Sicilien an
Hamilkar landete zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 30

ſen, worauf ſich 300,000 M. Landtruppen befanden, bei Panormus und be-
rte Himera. Dieſer Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000
ern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage
milkar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlaſſen
e. Es gelang G., ſtatt derſelben einen Theil ſ. Reiterei ins feindliche Lager
n zu laſſen, welche den Hamilkar während des Opfers überfiel, ihn ſelbſt tödtete
die Schiffe in Brand ſteckte. Zu gleicher Zeit griff G. die Karthager an, welche,
den Tod ihres Feldherrn und den Verluſt ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine
liche Niederlage erlitten. Dieſe merkwürdige Schlacht geſchah an demſelben
, wo die Griechen bei Marathon ſiegten und iſt von Pindar verherrlicht wor-
G. machte unermeßliche Beute und geſtand den Karthagern nur unter der
ingung den Frieden zu, daß ſie 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel zur
ewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menſchenopfer abſchaffen
n. Nun wünſchte G. den königl. Titel zu erhalten. Er berief zu dem Ende
Volksſammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Ober-
ſchaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erſtaunen und Bewunderung; ein
meiner Zuruf nannte ihn den Erretter von Syrakus. Einſtimmig trug man
den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue,
n in Bürgerkleidung darſtellte, verewigte dieſes Ereigniß. G. verwaltete die
rung mit Sanftmuth und Güte. Stets bemüht, ſein Volk zu beglücken,
er im 7. Jahre ſeiner Regierung. Ihm folgte ſein Bruder Hiero. M.

Geltung heißt in der Muſik die Dauer der durch Noten bezeichneten Töne
dem Verhältniſſe der für die Tonſtücke angenommenen Bewegung. Jede
hat außer ihrem Platze in dem Notenſyſtem, welcher den Ton ſelbſt bezeichnet,
eine gewiſſe beſtimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer ange-
wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in
ima, longa, brevis u. ſ. w. ſind für das heutige Syſtem eingeführt: ganze,
Schläge (oder Taktnoten), Viertel, Achtel u. ſ. w. Die Pauſen haben mit
Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung.

Gelübde, eine Zuſage, durch welche man ſich zu einem willkürlichen, von
nicht gefoderten, Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß daſſelbe
angenehm ſei. Manche Gelübde beziehen ſich auf einen einzelnen Fall, wie
z. B. ein Fürſt im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu un-
men gelobte, andre auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Hand-
wie wenn Manche z. B. ſich verbindlich machten, an einem beſtimmten Tage
Woche zu faſten, oder an einem beſtimmten Tage im Jahre Geld unter die Ar-
auszutheilen. Die meiſten Gelübde ſind unter der Bedingung, daß man aus
Gefahr gerettet werde, oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleiſtet wor-
zuweilen aber waren ſie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe.
wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott
n menſchenähnliches Weſen ſich vorſtellt, welches er durch angenehme Dienſte
en und zu der Erfüllung ſeiner Wünſche bewegen könne, auf der andern Seite
von frommer Geſinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durch-
gen iſt, wird Gelübde leiſten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird
ht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu Allem,
wirklich gut iſt, auch ohne ein beſonderes Gelübde verbunden ſei, und daß Gott
durch willkürliche Dienſte, ſondern durch einen tugendhaften Lebenswandel ver-
herde, und weil er einſieht, daß es thöricht ſei, bei der Wichtigkeit und Menge
gewöhnlichen Obliegenheiten, ſich neue und unendliche Laſten aufzubürden.
Chriſtus und die Apoſtel haben die Gelübde weder durch Lehre, noch durch ihr
iel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorſtellungen, welche die heidniſchen
r von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß man den Göttern ſo-

gar Menschenopfer verhieß, wenn sie den Sieg verleihen, oder die drohende Gefa abwenden würden. In der christlichen Welt sind die Klostergelübde (s. d die merkwürdigsten. N.

Gelübde (kathol.), ein Act der außerordentlichen Gottesverehrung d Einzelnen. Es ist nach der von Thomas von Aquin aufgestellten Definition, die all Moralisten angenommen haben, ein freiwillig und wohlüberlegt Gott geleistete Versprechen eines Werkes, das besser als das Gegentheil, aber doch nicht gebote ist. Es fragt sich nun, ob und wie sich ein solches Werk denken lasse. Sobald es ohne alle Beziehung auf Gesetz und Pflicht gedacht würde, widerspräche es de moralischen Grundbegriffen und der heil. Schrift; denn das Prädicat des Gute geht ursprünglich vom sittlichen Gesetze aus, und was damit gar keinen Zusammen hang hat, ist nicht besser als etwas Andres, ja überhaupt nicht einmal gut zu nennen Und wenn Jesus die an die Menschheit gerichtete gesetzliche Foderung in den große Ausdruck faßt: „Seid vollkommen wie euer himmlischer Vater", so setzt er ja un gezweifelt alles Gute und Vollkommene in jedem möglichen Grade mit der Pflich in augenscheinliche Verbindung. Es muß also bei jedem Werke der Übergebühr ein Beziehung auf das sittliche Gesetz vorhanden sein, sonst ist es nichts Gutes, ge schweige etwas Besseres. Aber es soll doch auch zugleich keinen Zusammenhang mit der gesetzlichen Foderung haben, sonst ist es Pflicht, und das Entgegengesetzte böse also kein Werk der Übergebühr, dessen Gegentheil doch auch gut — aber durch ein Besseres übertreffbar — sein soll. Dieses läßt sich nur so vereinigen, wenn man sich eine Handlung denkt, die in einer Hinsicht mit der Pflicht zusammenhängt, in einer andern nicht, das ist eine solche, welche dem freien Willen in der Absicht vor gestellt wird, daß er mit Hinsicht auf seine individuelle Lage erst eine Beziehung der selben auf das Gesetz für sich mache, und also dieselbe frei zur Pflicht erhebe. Eine solche Vorstellung heißt ein moralischer Rath. Also nur eine Handlung, die der Gegenstand eines guten Rathes ist, ist auch der Gegenstand eines Gelübdes, denn nur eine solche hat die zum Begriffe eines Werkes der Übergebühr gehörigen Merk male. Eine anräthige Handlung ist einerseits nicht pflichtmäßig und geboten, hängt aber doch andrer Seits mit der Pflicht untrennbar zusammen. Sie unterscheidet sich von der Pflicht, denn bei der Pflicht wird die Handlung schon in der wirklichen Beziehung auf das Gesetz dem Willen zur Befolgung vorgelegt, bei dem Rathe aber es demselben überlassen, erst eine wirkliche Beziehung für sich zu machen; bei der Pflicht kommt es ferner eben nicht immer auf individuelle Umstände an, bei einem Rathe aber ist die Hinsicht auf die Individualität wesentlich und nothwendig. Die anräthige Handlung hängt aber doch in zwei Rücksichten mit der Pflicht zusammen, erstens in Rücksicht der Prüfung. Wer einen guten Rath erhält, ist verpflichtet, denselben auf sich zu beziehen und zu erforschen, ob, und inwiefern er für ihn heil sam sei; sicher würde Derjenige nicht moralisch gut handeln, der es sich zur Maxime machte, jeden ihm gegebenen Rath ungeprüft abzuweisen. Der Rath hängt aber auch zweitens mit der Pflicht zusammen in Ansehung des Verhaltens nach gemach ter Prüfung; denn wer einen ihm gegebenen Rath nach gewissenhafter Untersuchung für sein Heil ersprießlich gefunden hat, ist im Gewissen und vor Gott verbunden denselben zu ergreifen, sowie er verpflichtet ist, keinen Gebrauch davon zu machen wenn er das Gegentheil findet. Der Gegenstand des Gelübdes beschränkt sich also nicht bloß auf die bekannten drei evangelischen Räthe, obgleich diese, da sie der In halt der Klostergelübde geworden, ein vorzüglicher Gegenstand von Gelübden sind — Wer ein Gelübde macht, erklärt den Vorsatz, eine Handlung ausüben zu wollen Da fodert es denn nun schon die Einstimmung mit sich selbst, daß die Handlung der ausführende Wille, dem Vorsatze entspreche. Es wird aber bei dem Gelübde noch überdies die Ausführung der angelobten Handlung als eine Darstellung der förmlichen Hochachtung gegen Gott gebraucht. Es ist somit heilige Pflicht, Ge

bde zu halten. Schon im alten Teſtamente iſt dies ausgeſprochen. Die Ge-
bde werden in feierliche — die öffentlich vor der Kirche abgelegt werden — und ein-
he abgetheilt. — Es gibt indeſſen auch Fälle, wo die Verbindlichkeit der Gelübde
ht eintritt oder erliſcht: 1) durch irritatio, „kraft welcher Der, welcher das Recht
t, die Handlungen des Gelobenden zu beſtimmen — wie der geiſtliche Obere, der
usvater, der Ehemann — das auf Gegenſtände ſeines Herrſchaftsrechts einwir-
de Gelübde des Untergebenen vernichtet; 2) wegen Mangels der Materie, wenn
gen veränderter Umſtände die gelobte Handlung phyſiſch oder moraliſch unmöglich
d; 3) wenn die Endurſache des Gelübdes aufhört, wenn der Gelobende ſich
rzeugt, daß das Gegentheil der angelobten Handlung pflichtmäßig werde, folg-
das Gelübde mit gutem Gewiſſen nicht mehr gehalten werden könne. Damit
r der Menſch, der ſich einmal durch ein Gelübde eine beſondere Verbindlichkeit
gelegt hat, ſich in ſ. Überzeugung von dem Aufhören der Endurſache des Gelüb-
nicht täuſche, iſt die kirchliche Beſtätigung einer ſolchen Überzeugung erfoderlich,
ches man Dispenſation nennt. Es bedarf derſelben nicht, wo der Gelobende
angelobte Werk in ein offenbar beſſeres verwandelt, wol aber, wenn er es in ein
h gut ſcheinendes oder geringeres umwandeln will. Die Dispenſation geſchieht
den Kirchenobern, fünf Gelübde ſind aber dem Papſte zur Dispenſation vorent-
m: 1) das Gelübde der ewigen Keuſchheit; 2) das Gelübde, in einen geiſtli-
Orden zu treten; 3) der Wallfahrt nach Rom; 4) der Wallfahrt nach Com-
ll; 5) des Kreuzzuges (was man votum ultramarinum nennt). — Es ſind ge-
Jahre des Alters zur Gültigkeit der Kloſtergelübde von der Kirche ſowol, als
rhin vom Staate feſtgeſtellt worden. Auch hat in mehren Ländern der Staat
blegung der Kloſtergelübde gänzlich verboten. V. e. Kath.

Gemälde, ein Werk der Malerei, d. h. der Kunſt, welche ſichtbare Gegen-
de mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darſtellt.
n, Rundung, Beleuchtung, Schatten und Licht, Haltung, Helldunkel müſſen
ten Darſtellungen angewendet werden, ſind aber der Malerei nicht ausſchließ-
igen, weil auch die bloße Zeichenkunſt ſich derſelben bedient. Die Zeichnung
her die Grundlage der Malerei; werden aber alle jene Gegenſtände durch Far-
ausgedrückt, ſo wird die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung (das
it) iſt demnach ganz eigentlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht,
ch daſſelbe durch ſie allein nicht zum Werke ſchöner Kunſt wird. Die Malerei
rt als ſchöne bildende Kunſt Ausdruck äſthetiſcher Ideen durch Bilder, und
i hat man bei der Schätzung eines Gemäldes auf Compoſition, Zeichnung und
uck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobach-
ller dieſer Punkte wird das Gemälde zum Bilde, welches ſtets zweierlei Eigen-
n haben muß, artiſtiſche und äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen werden die
chkeitsfoderungen für den äußern Sinn, durch die äſthetiſchen wird der Schön-
an befriedigt. Jene ſind erfüllt, wenn die Darſtellung anſchaulich, rein ob-
alſo wahr, in ihrem Weſentlichen treu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt:
hetiſche Künſtler ſoll aber über dieſes Alles uns eine Geſammtanſchauung ver-
n und uns daher durch ſeine Darſtellung ein geſchloſſenes Ganzes liefern, wel-
m Sinne faßlich und angenehm iſt, und das Gemüth durch Bedeutſamkeit
ht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perſpective,
Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contraſt, in Figuren,
m und Colorit, aber freilich nur ein ſolcher Contraſt, der Einförmigkeit und
iheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. Über das
e ſ. **Malerei** und **Farbengebung**. dd.

Gemarke, ſ. Barmen.

Gemein, wird in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt dem Ausgezeichneten und
ſanten, dem Edlen, oder dem, was feinere Sitten zeigt, entgegengeſetzt.

Das Gemeine hat kein andres Intereſſe, als Befriedigung der Sinnlichkeit, d Naturbedürfniſſe; in dem Edlen ſind dieſe dem Sittlichen aufgeopfert, und zu auf eine Weiſe, die dem Gemüth des Beobachters wol thut, weil dieſe Aufopferu gen anſpruchlos und beſcheiden geſchehen, ohne auf Wiedervergeltung, Dank u Ruhm zu rechnen. In der ſchönen Kunſt kann man das Edle und das Gemei auf zweierlei Weiſe zeigen, entweder ſchon durch den Stoff oder durch die Behan lung. Künſtler, die gemeine Dinge zu Gegenſtänden ihrer Darſtellung wähl kann man den Malern vergleichen, die ſchon von den Alten Rhyparographen, Kot maler, genannt wurden, weil ſie Gegenſtände darſtellten, die einer äſthetiſch Würde unfähig ſind. Wem fällt nicht hierbei all das Freſſen, Saufen, Balg Dirnenſchänden, Fluchen und Schimpfen der vormaligen Ritterromane ein, d man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben dieſe Erzeugniſſe des äſthetiſch Troſſes zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gem ward. „Ein gemeiner Kopf", ſagt Schiller mit Recht, „wird den edelſten St durch eine gemeine Behandlung entehren, ein großer Kopf und ein edler Geiſt h gegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen". Ein großer Kopf und ein e Geiſt! Nicht ohne Grund hat Schiller Beides mit einander verbunden, denn großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geiſt iſt, kann ebenfalls das E zum Gemeinen herabziehen. Wir dürfen ja nur an die „Pucelle" von Voltaire innern. Durch ſie wird ein Unterſchied, den man unter dem Gemeinen mac muß, beſonders auffallend. Man pflegt nämlich bisweilen in einer poetiſchen, t neriſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen Darſtellung Das gemein zu nennen, w nicht zu dem Geiſte ſpricht, weil es geiſtleer iſt, und nichts Andres ſagt, als u auch der Ungebildetſte ſagen könnte, und dies ſo, wie es dieſer auch ſagen wür kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieſes Gemeine kann ſich über edelſten und erhabenſten Gegenſtände verbreiten, und es entehrt weder den Geg ſtand, noch den Darſteller. Dagegen kann der Darſteller ſeinen Gegenſtand e ehren, wenn er ſelbſt ſich von Seiten des Geiſtes auch noch ſo ſehr auszeichnet, f fern wir dabei einen Mangel des feinern ſittlichen Gefühls wahrnehmen, und ſehen, daß aller Aufwand des Geiſtes nur gemacht ſei, um die Sinnlichkeit zu zen. Dieſes iſt das wahre Gemeine. In Hinſicht auf den Geiſt ſteht dieſes al dings höher als jenes; auch laſſen ſich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich ſcheint, z. B. in gewiſſen Arten des Komiſchen. Wahrhaft verächtlich aber iſt Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Rohheit des fühls, ſchlechte Sitten, verächtliche Geſinnung. Das Gemeine iſt bloß dem Ed das Niedrige dem Edlen und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeden ſinnli Trieb befriedigen, iſt gemein, ihn ohne Wohlſtand, Sittlichkeit und Scham friedigen, niedrig. dd

Gemeindeordnungen. In keinem Punkte treffen die beiden Ha parteien, in welche ſich die politiſchen Theoretiker der neuern Zeit trennen, näher ſammen als in dem Urtheil über die der Gemeindeverfaſſung. Denn ſowol dieje gen, welche dem Staate zur Pflicht machen, allen Angehörigen eine gleiche Frei zu gewähren, als auch die, welche die Zwecke des Ganzen in einer ungleichen V theilung bürgerlicher Rechte beſſer zu erreichen glauben, kommen darin überein, die Gemeinde nächſt der Familie den zweiten Ring der großen Kette bildet, we Staat und Kirche um die Menſchen ſchlingen. Freilich weichen ſie in ihren Anſ ten über die Einrichtung der Gemeinde ſelbſt und über ihr Verhältniß, ſowol z Ganzen, als zu ihren einzelnen Mitgliedern, wieder ebenſo ſehr von einander ab, überhaupt in ihren Grundſätzen vom Staat und den Anſprüchen der Bürger an Hiſtoriſch iſt die Entwickelung der Gemeindeverfaſſung einer der größten Fortſchr des menſchlichen Geſchlechts geweſen, und hat ſich in verſchiedenen Zeitaltern Keim und Wiege echter Freiheit bewieſen. Durch ſie iſt in den älteſten Zeiten

mmverfaſſung geſprengt worden, welche ſich aus der natürlichen Verbindung der ilie entwickelt, aber zu unnatürlicher Beſchränktheit u. Einſeitigkeit geführt hatte. er Familie bleibt das individuelle Intereſſe vorherrſchend; ſelbſt wenn ſie ſich Stamm erweitert hat, wird immer noch Alles auf ihre beſondern Zwecke und theile bezogen. Das Haupt des Stammes, der Patriarch, erhebt ſich zu einer ſchränkten Herrſchaft; im fernern Verlaufe werden alle Beſchäftigungen erblich r die Zweige des Stammes vertheilt; es entſtehen ſtarre Kaſteneinrichtungen, Grab aller echten menſchlichen Ausbildung, weil dadurch jedes individuelle Auf- m vernichtet, und Jeder mit allen ſeinen Neigungen und Anlagen in einen en- rſtgeſchloſſenen Kreis gebannt wird. Daß der urſprünglich älteſte und regie- Zweig des Stammes, die Prieſterkaſte, von dieſem Platze meiſtentheils durch veite Ordnung, die Kaſte der Krieger, verdrängt wird, iſt eine ſo natürliche , daß ſie faſt ohne Ausnahme überall eingetreten iſt, wo die Stammesverfaſ- die Grundlage des Volkslebens geblieben iſt, und ſie läßt ſich daher nicht nur im Ägypten und unter den Hindus, ſondern auch auf allen Inſeln des indiſchen ers, in Japan, und ſelbſt in Griechenland und den älteſten Zeiten Roms, wie den Völkern gäliſcher Abkunft mit großer Deutlichkeit wahrnehmen. Auch in Stellung der germaniſchen Prieſter zu den Kriegern und Häuptlingen glauben e, z. B. Eichhorn, eine Spur jenes erblichen, urſprünglich mit dem erſten ge und der Herrſchaft bekleideten Prieſterſtandes zu entdecken, und wahrſchein- it vollem Rechte. Dieſe Stammesverfaſſung mit der damit verwandten pa- haliſchen Regierung und erblichen Prieſterherrſchaft, und feſter Kaſteneinrich- iſt das Erbtheil der älteſten Völker, gleichſam des erſten Geſchiebes von Staa- welches ſich über die Erde ergoſſen hat. Mit ihr iſt gewöhnlich ein gemein- liches Eigenthum des Stammes an Grund und Boden verknüpft, welches meiſtens auf das Haupt des Stammes, urſprünglich als Repräſentanten des en und zur billigen Vertheilung unter die Angehörigen, ſpäter aber als alleini- ahren Grundeigenthümer übertragen worden iſt. So auf den indiſchen In- nd unter den Bewohnern der ſchottiſchen Hochlande, unter welchen ſich über- in Europa die alte gäliſche Stammverfaſſung (in ihren Clans) bis auf die neu- Zeiten erhalten hat. Es iſt leicht zu erklären, daß eine ſolche Stammverfaſ- ür unternehmende Geiſter etwas ſehr Drückendes haben mußte, und daher häu- wanderungen veranlaſſen konnte. Indem ſich ein Haufen kühner Abenteu- s allen Kaſten an den Führer anſchloß, konnte hier die alte Abſonderung derſel- enſo wenig beibehalten werden, als ſie bei denjenigen Völkern ferner beſtehen , über welche die einwandernden Fremdlinge durch Waffengewalt oder höhere einen bedeutenden Einfluß gewannen. Die innere Geſchichte der griechiſchen en und Roms zeigt einen lange fortgeſetzten Kampf zwiſchen der alten Fami- faſſung und dem Herrſchaftsanſpruche derſelben auf der einen, und der Ge- everfaſſung mit gleichem Rechte aller ſelbſtändigen Hausväter auf der andere , welcher ſich erſt nach manchem ſchwererrungenen Siege (zuerſt dem faſt gleich- n in Athen und Rom, welcher die Eintheilung der Bürger nach Stämmen eine Eintheilung nach Vermögensclaſſen erſetzte) mit einer gänzlichen Vernich- er erſten endigte. Völlige Freiheit des Grundeigenthums von aller Beſchrän- u Gunſten der Familien, und gleiches Erbrecht der Frauen war in Rom eine chtigern Folgen dieſer Veränderung; allein der Sieg der Gemeinde über die me führte auch beinahe unmittelbar den eignen Untergang der erſten in Anſe- des öffentlichen Rechts herbei. Sie entriß Jenen nur die Herrſchaft, um ſolche ctatoren, Triumvirn und endlich an die Imperatoren für immer zu verlieren. en hat ſich unter den germaniſchen Völkern die Gemeindeverfaſſung, wie ſie nfang an die Grundlage ihrer neuen Staatenbildung geweſen iſt, auch dem nach bis in die neueſten Zeiten erhalten. Das Gefolge, welches ſich freiwil-

lig an die Führer anschloß, erkannte in ihnen nur den Befehlshaber im Kriege, nic den Regenten in den Angelegenheiten des Friedens, nur den Beschützer (Ordnung halter) des Gerichts, nicht den Richter. Alle gemeinschaftliche Dinge, selbst d Beschluß über eine neue Kriegesfahrt, ordnete und faßte die Kriegergemeinde selb und behielt auch in den neuen von ihr gegründeten Reichen diesen Gebrauch bei, na welchem alle freie Mitglieder gleiches Recht in der Gemeinde hatten. Ein erblich Unterschied der Stände ist in den ersten Perioden dieser neuen Gemeindeverfassun weder historisch erweislich noch sonst wahrscheinlich; höchstens mögen einige Völke schaften, welche früher einen solchen Unterschied anerkannt hatten, denselben in ih neuen Wohnsitze, wohin nicht bloß Kriegsgenossenschaften, sondern der Stam vorrückte, mit hinüber genommen haben. Die Kriegsgenossenschaften theilten si wieder in kleinere Abtheilungen, welche vielleicht zuerst bloß die gewöhnlichen Ei theilungen eines Kriegerhaufens vorstellten, da nur hier die Zahlen von zehn u hundert streng gehalten werden konnten, aber auch nachher, als neuer Landbe erworben worden war, die Grundlage der geographisch-politischen Eintheilung Zehntschaften, Hundertschaften und Grafschaften wurden oder blieben. Die frei Männer dieser Landgemeinden standen unter einander in einer so engen Verbindu daß Einer für den Andern haften mußte; sie hielten unter einander Gericht, u wählten ihre Vorsteher selbst. Nirgends hat sich diese Gemeindeverfassung so e halten wie in England, obgleich sie auch in den andern germanischen Staaten n gends ganz untergegangen ist. Die freiern Männer der Grafschaft bildeten dort Grafschaftsgemeinde, deren Vorsteher der Älteste (Caldorman, Comes) vom Kön ernannt, der zweite Beamte aber, der Einnehmer der königl. Gefälle und Rich (Shire-gereſa, Gräve, Graf, jetzt Sheriff, buchstäblich der oberdeutsche Schultheiß exactor) früher von der Gemeinde erwählt wurde. Die in den Grafschaften z streuten königl. Burgen waren mit einer Burgmannschaft besetzt, welche eine v den Zehntschaften verschiedene Burggemeinde ausmachte, die ebenfalls aus fre Männern (Adelige) bestand, und sowie die Grafschaftsgemeinde die königl. Hofg beschickte. Anfänglich scheint auch hier dasjenige Grundeigenthum, welches n dem Könige zufiel, oder den Angesehenen seines Gefolges zugetheilt wurde, Gem deeigenthum gewesen zu sein, dessen Loose nur den waffenfähigen Mitgliedern Theil werden konnten: das Gemeingut, Allode, Folkland, Reedeland der Ang sachsen, Salland der Franken; wogegen das Herrengut, Thaneland, Bookla der Angelsachsen, nur an die Leute des Königs oder der Landesherren gegen die B bindlichkeit besondern persönlichen Gehorsams verliehen wurde. Diese letzte B bindung des Königs und der Großen mit ihren Vasallen drohte allerdings die ga freie Gemeindeverfassung wieder zu zerstören, da sich bald außer ihr keine Sicherh gegen Gewalt und Unterdrückung mehr fand; allein dennoch sind vom 10. Jah an die Gemeinden auf mehr als einem Wege wieder empor gekommen, zum Th durch den aufblühenden Wohlstand des Handels und der städtischen Gewerbe, z Theil aber durch die ritterlichen Burggemeinden, welche ihre Freiheit behauptet h ten, und um welche sich sehr oft gewerbtreibende Bürger sammelten, die dann fo terhin ihre frühern Beschützer häufig verdrängt haben, hier und da aber auch m ihnen verschmolzen worden sind. Besonders in England sind noch häufige Spur dieser frühern Verhältnisse anzutreffen, indem auf ihnen die verschiedene Verfassu der Städte und Flecken und die Repräsentation der Burggemeinden in der gem Reichsgemeinde des Parlaments beruht. Nur die Städte, welche schon bei de Entstehen dieser germanischen Einrichtungen vorhanden, oder von der römisch-dei schen Zeit übrig geblieben waren, und welche ebendeshalb auch bischöfliche Kirch erhielten (Cities), haben ihr parlamentarisches Repräsentationsrecht ihrer bürgerli städtischen Wichtigkeit zu danken. Die übrigen Orte haben solches in der Re nicht als Bürgergemeinden, sondern als königl. Burgmannschaften (royal b

hs) erworben, welche die urſprünglichen alleinigen Beſitzer der ſtädtiſchen Cor-
tionsrechte waren. Das Stimmrecht haftet daher in den Cities meiſtens an den
Freihäuſern und Bürgerlehen, und in ihnen iſt eine beträchtliche Zahl von un-
ngigen Stimmberechtigten vorhanden; in den Boroughs hingegen iſt es bald
lgemeines Recht aller Einw. der alten Burgfreiheit geworden, bald an gewiſſen
lehen haften geblieben. Da dieſe Burgen zur Vertheidigung des Landes und
nigl. Anſehens angelegt wurden, ſo erklärt ſich auch daraus, warum in den
provinzen, beſonders in Cornwall, ungleich mehr derſelben vorhanden ſind als
dern Theilen des Landes. Auch in andern europäiſchen Ländern hat die ſtaats-
iche Ausbildung der ſtädtiſchen Gemeinden im Ganzen einen ähnlichen Gang
mmen, wenn auch die von Eichhorn gegebene geſchichtliche Darſtellung dieſes
es nicht von allgemeiner Gültigkeit iſt. Die Burgwardeien, welche man im
ahrh. in Meißen und Brandenburg antrifft, ſind den engliſchen Boroughs zu-
ſig nahe verwandt, ſowie die von der Römerzeit noch übrigen großen Städte
emſtehenden in Abſicht auf Verfaſſung und ſtädtiſche Freiheiten (libertas
na) ein großes Vorbild waren. Überall haben dieſe ſtädtiſchen Gemeinden
bedeutenden Antheil an der landſtändiſchen Repräſentation genommen, wozu
die von alter Zeit her noch übrigen Begriffe von dem Weſen und den Beſtand-
einer Landgemeinde ebenſo großen oder größern Antheil gehabt haben als die
uerlich erfundene, ſo gänzlich unrichtige Anſicht von einer Repräſentation des
eigenthums. Nur in England aber ſind die Burgmannſchaften mit den
Gutsbeſitzern des Landes (der Ritterſchaft) in einer Kammer vereinigt geblie-
weil ſie von Anfang an zu ihr gehörten, während ſich in andern Ländern die
ſchaft mit den größern Vaſallen verſchmolzen und von den Städten getrennt
Aber faſt überall hat die ſtädtiſche Repräſentation des Landes ihre urſprüng-
bedeutung verloren, wozu ſehr verſchiedenartige Urſachen zuſammen gewirkt

Die wichtigſte darunter iſt der eigne innere Verfall der ſtädtiſchen Gemein-
ſſung. Hierzu rechnen wir nicht den Sieg, welchen das bürgerliche Ge-
die Zünfte und Innungen nach und nach über die ritterlichen Geſchlechter
erall erfochten haben; denn in ihm hat ſich erſt der wahre bürgerlich-ſtädtiſche
ter ausgebildet und der auf Arbeitſamkeit und ſtrenge Ordnung gegründete
land der Städte befeſtigt. Wol aber hat die Verfaſſung meiſtentheils eine
rkehrte Richtung darin genommen, daß ein Magiſtrat eingeſetzt wurde, wel-
e Stellen auf Lebenszeit behielt, und ſeine abgehenden Mitglieder durch eigne
n erſetzte, die denn natürlich gewöhnlich auf Verwandte und Befreundete

Wenn in großen Städten der großartige Charakter des bürgerlichen Ver-
nd das Republikaniſche, welches ſich dabei häufig erhielt (wie in den deutſchen
ädten und den größern Städten der übrigen Länder) jenen Mißbrauch hin-
der ſeine Folgen minderte, ſo arteten ſie dagegen in den kleinern Orten in
eſchränktheit und Engherzigkeit aus, welche ſich den Namen des Kleinſtädti-
worben hat. Darunter ging aller wahre Gemeinſinn verloren; die Miß-
nd die Unredlichkeit der ſtädtiſchen Verwaltung vernichteten den Wohlſtand
ten Bürgerſinn, und man wird nur ſehr wenige Städte in Deutſchland fin-
o nicht über Verſchleuderungen eines ehemaligen bedeutenden Stadtvermö-
klagt werden könnte. Dieſe Gebrechen der Verwaltung und die häufigen
der Bürgergemeinde und ihrem Magiſtrat entſtehenden Streitigkeiten zogen
merkſamkeit der Regierungen um ſo mehr auf ſich, als auch ein andrer Zweig
meindeweſens, die Rechtspflege, ſich von ſeinem frühern Charakter gänzlich
hatte. Sie war den Händen der Bürger durch die zunehmende Künſtlich-
Rechts entnommen worden, und an Beamte übergegangen, welche ihr ſel-
tung und Vertrauen zu gewinnen verſtanden. Die ſtädtiſchen Beamten
der Regel nach ſchon nicht mehr als echte Vorſteher einer Gemeinde betrach-

tet werden, ehe man in verschiedenen Staaten anfing, sie wirklich und der Form nac zu Regierungsbeamten, Polizeidirectoren u. dgl. zu machen. Zuerst geschah die in Frankreich, wo noch der besondere Zweck hinzukam, aus dem Verkaufe dies Stellen dem königl. Schatze bedeutende Zuschüsse zu verschaffen. Andre Staate folgten nach, in Deutschland besonders seit Friedrich II. von Preußen, wo man ab auch zuerst wieder einsah, daß man bei jenen Reformen des städtischen Wesens doc auch etwas Wesentliches und Gutes weggeworfen habe.

Die neue preuß. Städteordnung vom 19. Nov. 1808 („Ergänzunge zum allgem. Landr.") ist eine der wichtigsten und erfreulichsten Erscheinungen in d neuern Gesetzgebung. Sie geht von dem Gesichtspunkte aus, dem nach Classe und Zünften sich theilenden Interesse der Bürger in der Bürgergemeinde einen fes Vereinigungspunkt zu geben, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltun des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erreg und zu erhalten. Auf diesen Zweck ist sie in allen ihren Theilen auf das richtig berechnet. Wie überhaupt der Staat, ohne sich einer immer verderblichen Vol herrschaft zu überlassen, doch auch dem Geringsten das Gefühl geben muß, daß als Mensch und Bürger geachtet, und sein Recht ebenso heilig und unverletzlich als das Recht des Vornehmsten: so ist das Grundgesetz der neuen Städteordnun daß ein Jeder, welcher einen bleibenden Wohnsitz in einer Gemeinde hat, ihr a entweder als Schutzverwandter oder als wirklicher Bürger wesentlich angehö müsse. Grundeigenthum in dem Stadtbezirke und der Betrieb städtischer Gewer können ohne Erwerbung des Bürgerrechts nicht erlangt werden, und unter den Bü gern wird in ihrem Verhältnisse zur Gemeinde weder durch Stand noch durch V mögen irgend ein rechtlicher Unterschied begründet. Auch die Vornehmsten müs den Bürgereid leisten, müssen in den Bezirksversammlungen der Bürger erscheine müssen städtische Ämter und Aufträge übernehmen, zu den städtischen Ausga beitragen und die persönlichen Dienste selbst oder durch Stellvertreter leisten. dem Stimmrecht bei den Wahlen, in der Fähigkeit zu städtischen Ämtern macht Vermögen gar keinen Unterschied, nur die unangesessenen Bürger müssen, um dem Amte eines Stadtverordneten fähig zu sein, eine gewisse reine Einnahme, Capitalvermögen besitzen. So sind im Bürgerthum alle Classen und Stände Staats mit einander vereint und einander gleich, der Geringe fühlt sich geehrt erhoben, ohne daß der Höhere herabgesetzt würde. In der Verwaltung sind setzgebung und Vollziehung auf eine höchst zweckmäßige Weise geordnet. Die steht dem Collegium der Stadtverordneten zu, welches von und aus der gesamm Bürgerschaft erwählt wird, und dessen Personenzahl nach Verhältniß der Einw nerzahl von 9 bis zu 100 verschieden ist. Die Stadtverordneten bleiben 3 J im Amte, sodaß jährlich der dritte Theil erneuert wird. Sie bestellen den M strat, und stellen überhaupt in jeder Beziehung die Gemeinde vor, welche daher d ihre Handlungen (Beschlüsse, Anleihen, u. s. w.) verpflichtet wird. Der Magis welcher immer einen besoldeten Bürgermeister an der Spitze hat, und neben ihm nigstens aus einem besoldeten Kämmerer (in größern Städten auch noch rechts ständigen besoldeten Stadträthen und vier bis funfzehn unbesoldeten Mitglied besteht, hat die ganze Vollziehung der städtischen Angelegenheiten zu besorgen. sie werden nur auf bestimmte Jahre (die rechtsverständigen Stadträthe, Syn Baumeister auf 12, die andern auf 6 J.) gewählt, die Besoldeten können aber auf Lebenszeit gewählt werden. (Die Rechtspflege ist ganz von der Gemeinde waltung ausgeschlossen.) Die einzelnen Geschäfte besorgt der Magistrat, nach ren verschiedenen Natur theils durch Unterbediente, deren Anstellung ihm ob (sobald die Stelle selbst von den Stadtverordneten creirt und die Besoldung bestim ist), theils durch Commissionen, womit sowol seine Mitglieder als auch Stad ordnete und andre Bürger beauftragt werden. In den kirchlichen Angelegenh

uß die Geistlichkeit zugezogen werden. Unter dem Magistrat stehen die Bezirks-
rsteher, unbesoldete Beamte, welche von den Stadtverordneten auf 6 Jahre er-
ählt werden, um in den Stadtbezirken die kleinern Angelegenheiten und die Con-
le der Polizeianordnungen zu besorgen. Die Staatsregierung hat sich nur Be-
ätigung der angesehenen Beamten, und die oberste Aufsicht über die städtische Ver-
altung, besonders die Prüfung und Abstellung der Beschwerden über das Gemein-
esen vorbehalten, und auf diese Weise allerdings das größte Hinderniß eines
rkthätigen Gemeinsinns entfernt. Denn dieser kann sich nur da erheben, wo ihm
freies Wirken für gemeinnützige Zwecke gestattet ist. Die Menschen können zu
nem Werke wahre Liebe fassen, was sie nicht als ihr eignes betrachten können;
durch freiwillige Leistungen für das Allgemeine muß schon darum mehr ausge-
tet werden, weil sie nicht nach einem Maßstabe ausgeschrieben werden, welcher
das Minimum des Bedürfens, sowie der Beitragsfähigkeit berechnet werden muß.

Was von den städtischen Gemeinden gilt, ist auch auf Dörfer und Landge-
inden anwendbar, und auch hier ist es sehr wünschenswerth, daß sie ein Ver-
igungspunkt für alle Classen der Staatsunterthanen werden mögen, in welchem
die sonst unvermeidlichen Spaltungen auflösen. Die Verhältnisse des Land-
ns sind einer Veredlung ebenso fähig als bedürftig, sie kann aber wie alles wahre
dauerhafte Gute nur aus dem Innern der Menschen durch Anregung eines frei-
Strebens entwickelt, nicht von Außen durch Gebot und Zwang hineingetragen
den. Auch hier wird nun eine wohlgeordnete Gemeindeverfassung, welcher die
atsregierung manchen Gegenstand ihres bisherigen Waltens, wie in der preuß.
dteordnung geschehen, zurückgibt, das rechte Mittel werden, jenen Gemeinsinn
ecken und zu erhalten. Aber gleichzeitig gehört dazu als innere Bedingung eines
nden kräftigen Volkslebens die Sorge für die Erziehung und den Unterricht des
es durch verbesserte Dorfschulen, und als äußere Bedingung eine strenge, durch
Ansehen der Person gehemmte Rechtspflege. Für die Verfassung der Land-
inden, vornehmlich aber für die Verbindung derselben in größere Kreisgemein-
den englischen Grafschaftsgemeinden in gewisser Art ähnlich, ist durch das k.
. Edict vom 30. Juli 1812 der erste Schritt geschehen. Die innere Einrich-
der Dorfgemeinden, sowie der Städte ist darin zwar die bisherige geblieben,
eine neue, bis jetzt noch nicht erschienene Communalordnung verheißen worden.
Kreise sind bei weitem kleiner als die englischen Grafschaften, die ganze Monar-
ählt deren 338, im Durchschnitt kommen also auf einen jeden nicht volle
0 Einw. Die größern Städte bilden Kreise, wie in England Grafschaften
h. An der Spitze der Kreisverwaltung steht der von der Staatsregierung er-
te Kreisdirector oder Landrath, und an dessen Seite, oder unter ihm, 6 Depu-
es Kreises, welche durch Wahlherren ernannt werden, die von den Städten,
herrschaften und Dorfgemeinden in gleicher Anzahl erwählt sind. Jeder dieser
de hat 2 Deputirte. Die Geschäfte und Befugnisse der Kreisdeputationen
n noch nicht definitiv geordnet zu sein. Für die Gemeindeverfassung der
inzen ist ein Anfang in dem neuen k. preuß. Edict über die landständische
ssung der Monarchie vom 5. Juni 1823 gemacht worden, da den Provinzial-
n auch die Communalangelegenheiten der Provinz überlassen werden sollen.
dies zur vollen Ausführung kommt, so wird das ganze Verwaltungssystem
nd verändert werden, da die Regierungen einen großen Theil ihrer bisherigen
lfte an diese Provinzialstände werden abzugeben haben.

Die preuß. Städteordnung ist in mehren andern deutschen Staaten zum Mu-
nommen worden. Vorzüglich in dem bairischen Edict über die Verfassung
rwaltung der Gemeinden vom 17. Mai 1818 (Döllinger's „Repertorium der
sverwaltung des Königreichs Baiern", 2. Suppl., 1819), welches sich auf
ndgemeinden erstreckt. Auch in diesem Edicte ist die städtische Verwaltung

unter jene drei Organe, einen Gemeindeausschuß, welcher wie die preuß. Stadtverordneten der eigentliche Repräsentant der Gemeinde ist, einen Magistrat, bestehend aus einem Bürgermeister oder Gemeindevorsteher, und Distriktsvorsteher getheilt, ohne jedoch die Grenze zwischen der eigentlich beschließenden (gesetzgebenden) und der ausführenden Behörde so rein und genau durchzuführen, als in der preuß. Städteordnung geschehen ist. Ähnliche Gemeindeordnungen haben auch Würtemberg, das Großherzogthum Hessen und andre deutsche Staaten erhalten. Häufig hat dabei, wie in Baiern (Gemeindeordnung, Art. 76) jenes große Vorurtheil unserer Tage eingewirkt, daß Grundbesitz oder überhaupt Reichthum das sicherste Unterpfand rechtlicher Gesinnungen und also die nothwendigste Bedingung der Fähigkeit zu landständischen und städtischen Wahlen sei. Daß einiges Vermögen zu dem Amte eines Landesdeputirten erfodert werde, mag in der Ordnung sein, aber daß nun gerade Niemand fähig sei, ein städtisches Amt zu bekleiden, wenn er nicht zu dem am meisten begüterten Theile (dem höchst besteuerten $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{5}$ oder $\frac{2}{3}$, der sämmtlichen Gemeindeglieder) gehört, ist eine Bestimmung, welche, so häufig sie auch in den neuern Zeiten gefunden wird, doch weder aus allgemeinen Grundsätzen noch durch die Erfahrung gerechtfertigt werden kann. Was Cicero sagte: „Es gibt keine abscheulichere Staatsverfassung als die, in welcher die Reichsten für die Besten gelten" ist noch heute ebenso wahr als vor 2000 J., und ein Erfahrungssatz, welcher die höchste Autorität, den Ausspruch Christi selbst, für sich hat. Mit treffender Wahrheit hat Pestalozzi in s. „Lienhard und Gertrud" eine Dorfgemeinde geschildert, welche von den Reichen beherrscht und gemißbraucht wurde, bis ein edler und eifriger Gutsherr auch die Armen und Redlichen in ihr natürliches Recht einsetzte. Seine Schilderung gilt nur mit veränderten Formen auch von einer jeden größern und höhern Gesellschaft, in welcher Verstand und Rechtschaffenheit geringere Verdienste sind als gut oder schlecht erworbenes Vermögen. Es ist auch nicht einmal wahr, daß Reichthum eine Bürgschaft für wahre Anhänglichkeit an die bestehende Staatsverfassung sei. Allerdings finden eingewurzelte Mißbräuche meistens die wärmsten Vertheidiger bei Denen, welche die meisten Vortheile von ihnen ziehen, und ebenso drängen sich die Reichen gern um die Inhaber der öffentlichen Macht, ganz Arme hingegen sind leicht zu irgend einer Störung der öffentlichen Ordnung zu verlocken. Aber die wahre Bildung, Kraft und Blüthe eines Volks liegt in der Mitte. Hier, im Mittelstande eines Volkes, hat von jeher alles Edlere, alle echte Aufklärung, Wissenschaft, Kunst, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, kurz Alles, was dem Leben der Menschen einen höhern Werth und Reiz gibt, seinen Sitz gehabt. Wenn man aber für diese Wahrheit auch den Sinn verschließt, und nur fragt, wer am meisten für den Staat thut, so sind es abermals nicht die Reichen und nicht die ganz Armen; sondern der Stand der kleinen Grundbesitzer und die gewerbtreibenden Bürger. Denn sie stellen die Heere, sie geben die Steuern so gut wie allein, und auf ihrer Treue, ihrer Tapferkeit allein stehen die Staaten fest. 37.

Gemeingefühl ist die Empfindung des innern Zustandes unsers Körpers, der innere Sinn, der, was im Körper selbst vorgeht, der Seele vorhält. Was das Gemeingefühl auffaßt, ist das Gefühl von Gesundheit und Krankheit, von Ermattung und Kraft, von Leichtigkeit und Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen, von Schärfe, Trockenheit u. s. w., alle die verschiedenen Arten von Schmerzen, Hunger und Durst, die Gefühle der physischen Liebe u. s. w., und erstreckt sich also bald auf den Zustand des ganzen innern Körpers oder bald nur auf einzelne Theile. Hieraus sieht man, daß das Gemeingefühl ebensowol die Quelle angenehmer Empfindungen, als auch großen körperlichen Ungemachs sein kann. Es hat nicht, wie die übrigen Sinne, einen eignen bestimmten Sitz, ein besonderes Werkzeug (w. z. B. der Sinn des Sehens das Auge), sondern es ist einer besondern Art von Nerven eigen, welche im

anzen Körper ausgebreitet sind, ihren Ursprung aber nicht, wie die Sinnesnerven, n Gehirn, sondern in den Nervengeflechten des Unterleibs, oder dem sogenannten anglienſyſtem haben. Die Beſchaffenheit dieſer Nerven bringt es mit ſich, daß e Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbeſtimmt ſind. Eben von dieſer unkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es ſo n dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterſcheiden. (Vgl. Gefühl und anglienſyſtem.) ff.

Gemeingeiſt. Die thätige Theilnahme der Bürger an dem Ganzen der taatsgeſellſchaft heißt der Gemeingeiſt. Er iſt nur da vollkommen vorhanden, o die Gemeinde ſelbſt die Angelegenheiten der Gemeinde beſorgt, und praktiſch and ans Regieren und Verwalten legt. Nur dadurch, daß der Bürger Hand i die Verwaltung legt, lernt er ſie kennen, und indem er das Gemeinweſen nnen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Geſetzgebung öf- ntlich und das Miniſterium genöthigt iſt, ſtets nach Geſetzen zu regieren, iſt der emeingeiſt die belebende und erhaltende Kraft des Staats. (S. Staatsver- ffung.)

Gemeinheit, Gemeinde (Commun), bezeichnet bald eine geſell- aftliche Vereinigung mehrer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen, fortdauern- n und vom Staate gebilligten Endzwecke, bald das einer ſolchen Gemeinheit ei- nthümlich zuſtehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verſchiedene ten von Gemeinheiten, z. B. Geiſtliche, Innungen u. ſ. w., und alſo auch ſchiedene Arten ihres Vermögens. Hier iſt nur von Land- oder Dorfgemein- n und deren Vermögen die Rede. Als Geſellſchaft haben ſie alle Rechte und Be- miſſe, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der und ihrer Rechte ſind theils die Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, theils beſondern Erwerbungstitel. Als moraliſche Perſon hat die Gemeinde dieſelben ven und paſſiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menſchen im Staate ommen, inſofern ſie nur möglicher Weiſe von ihr ausgeübt werden können, und Geſetze keinen Unterſchied zwiſchen einer moraliſchen Perſon und einzelnen Men- n gemacht haben. Die Gemeindeglieder als moraliſche Perſon, genießen die hte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen), ſie können zu Erben ein- tzt werden, Verträge ſchließen, daraus klagen und verklagt werden; ferner ha- ſie das Recht, ein gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen, zu erwerben, und Beſtreitung ihrer Erhaltungskoſten eine Gemeindecaſſe zu führen, Dorfſtatu- und Gemeindeordnungen (Bauernſprachen, Bauernköhren) zu machen und Übertreter zu beſtrafen u. ſ. w. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeinde- des, mit Rückſicht auf den Genuß und die Beſchwerden, die Gemeinheitsvor- le und Laſten, iſt nicht in allen Orten gleich. In der Regel ſind in den Dör- nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues der Viehzucht einen Bauernhof, er ſei groß oder klein, beſitzen und bearbeiten. Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beſchwerden richtet ſich alsdann eder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. n kann daher die adelig freien Gutsbeſitzer, die Prediger, Schullehrer, Forſt- enten, die bloßen Brinkbeſitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbe- ner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rückſicht anſehen, n ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines ern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Geſetz, rechtliches Herkommen, Verjährung . w., nicht beſonders eingeräumt, oder von ihnen erworben worden iſt. Aus beſondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adeligen Gutsbeſitzer, nders wenn ihre Güter urſprünglich aus pflichtigen Höfen zuſammengeſetzt ſind, Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Ge- ndegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen, die übrigen genannten w. aber nur meiſtens an der Gemeindeweide einen eingeſchränkten Mitgenuß zu

haben. Hierbei aber beruht fast Alles auf der Verfassung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde ist sehr verschieden, und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moralischen Person oder juristischen Einheit. Die Güter derselben sind in Rücksicht ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art: a) Grundstücke, Holztheile, Obstpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinsen und a. dgl. Einkünfte, welche das Besitzthum der Gemeinde derselben ausmachen, woraus alle Bedürfnisse der Gemeinde, als einer moralischen Person bestritten werden, z. B. Kriegssteuern u. s. w. b) Gemeine Hut- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Mastungen, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fischerei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Branntweinschank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u. s. w., welche insgesammt gemeines Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geschieht nach den darüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Da sämmtliche Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, so ist auch die Staatsregierung Obervormund über dieselben, und es muß daher dem Staate daran liegen, daß diese Güter zum Besten der Gemeinheit auf die vollkommenste Weise benutzt und erhalten werden. Die Gemeinheit kann deßwegen ohne obrigkeitliche Bestimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern, und selbst die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder ist hier nicht rechtsgültig.

Gemeinheitstheilung oder **Aufhebung der Gemeinheit.** Da der gemeinschaftliche Gebrauch von Gemeindegütern immer nur eine im Ertrage mäßige Benutzung erlaubt, so ist man in mehren Staaten zu ihrer Aufhebung oder Theilung geschritten. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten selbst ist aber von zweifacher Art. Die eine beschäftigt sich allein mit der Theilung und Auseinandersetzung der von mehren Gemeinden bisher gemeinschaftlich besessenen und benutzten Räume oder Bezirke unter die dabei betheiligten Ortschaften, und man nennt sie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr schon ausschließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingesessenen Gemeindeglieder nach ihren verschiedenen Theilungsbefugnissen einzeln vertheilt. Diese heißt die Specialtheilung oder besondere Gemeinheitsaufhebung; und insofern mit derselben die Theilung der Feld- und Wiesengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holstein u. s. w. gelegt wird, so entsteht daraus diejenige Wirthschaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundsätze, nach welchen jede geschehen muß, verschieden sind. Es ist zwar dabei ein unabänderlicher Rechtssatz, daß ein Jeder in quali et quanto (Güte und Menge) Dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber selten ist es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundstücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte besessen hat, wieder empfängt. Im letztern Fall kann der Landesherr, vermöge seines landesherrlichen Oberaufsichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Besitzer zwingen, andre Grundstücke anzunehmen, wenn sie dadurch völlig entschädigt werden, und mithin weder in quali noch quanto in Hinsicht ihres vorigen Besitzes zukurzkommen. Entstehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über streitige

er verletztes Recht, so gehört die Beurtheilung und Entscheidung nach der Regel
ht der Ökonomie- oder Theilungsbehörde, sondern es muß jede solche Angelegen-
t im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom befugten Richter als wahre
ißsache entschieden werden. Ist hierüber Alles berichtigt, dann erst schreitet die
onomie- und Theilungsbehörde zur Theilung selbst, zu der dieselbe das zu thei-
de Grundstück geometrisch vermessen, eine Charte machen, die Vermessungs-
d Bonitirungsregister ausarbeiten, den Theilungsplan vorlegen und ein Thei-
gsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach voll-
ter Theilung wird deren Bestätigung vom Landesherrn nachgesucht. Wie ein
eilungsgeschäft ausgeführt werden soll, ersieht man aus Jacobi's „Beschäftigun-
mit Gemeinheitstheilungsmaterien" (Hanover 1803); s. auch „Die Gemein-
stheilungsverordnung für das Fürstenthum Lüneburg, mit einer Vorrede von
fr. Jacobi" (Hanover 1803); „Über die Gemeinheitstheilung und zwar von den
undsätzen, wonach zu theilen" u. s. w., von dem Commissair Joh. Fr. Meyer,
Thle., Celle 1801, 4.) und Klebe's „Grundsätze der Gemeinheitstheilung"
erlin 1824). X.

Gemenge nennt man auf Blaufarbenwerken die Beschickung zur Dar-
ung der blauen Farbe; auch nennt man wol auf den Hüttenwerken die Beschi-
g im Allgemeinen so.

Gemmen überhaupt kostbare Edelsteine, dann insbesondere solche Steine,
elche künstliche Figuren eingeschnitten sind. Die Griechen und Römer waren
ieser Kunst Meister und ihre Gemmen werden am meisten geschätzt. Die Steine,
ie sie am häufigsten dazu wählten, waren Bergkrystall, Jaspis, Calcedon, Car-
, Onyx, Blutstein; dagegen verstanden sie noch nicht, den Diamant, Sma-
d und Topas zu bearbeiten. Man s. das Geschichtliche im Art. **Steinschnei-
unst**; die vorzüglichsten Gemmensammlungen s. m. unter **Daktyliothek**.

Gemmingen (Otto Heinrich, Freiherr v.), kurpfälz. Kämmerer, Hofkam-
rath u. Mitgl. der kurpfälz. deutschen Gesellschaft zu Mauheim, privatisirte seit
4 zu Wien und seit 1797 zu Würzburg. Er hat sich besonders durch s. Diderot's
re de famille" nachgebild. „Deutschen Hausvater" (1. Ausg., München 1780)
nicht unrühmliche Stelle unter den deutschen dramatischen Dichtern erworben.
ßmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die ersten be-
enden Versuche scenischer Darstellungen aus dem Kreise des häuslichen Lebens,
beide fanden eine um so dankbarere Aufnahme, jemehr schon damals der Ge-
ack an dem Wilden und Ausschweifenden sich verloren hatte, und die Gattung,
eigentlich ihr Glück entschied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter
lt, der gleichsam für sie geboren zu sein schien. Weniger bedeutend sind G.'s
je Schriften.

Gemse, die einzige in Deutschland einheimische Antilopengattung. Sie
hnt die hohen Alpen und beschneiten Felsenklippen in Tirol, Steiermark, Kärn-
, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die
näen u. s. w. Sie liebt die dünne, reine Bergluft und gewöhnlich halten sich
eiche Gesellschaften zusammen. Die Alpenkräuter sind ihre Weide. Von den
n Fasern mancher derselben bilden sich in dem Magen der Gemse schwarzbraune,
riechende Kugeln von bittrem Geschmack, die man Gemskugeln oder europäi-
Bezoar (s. d.) nennt. Die Jagd der Gemse ist äußerst beschwerlich, indem
els auf und ab und über Felsenspalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit
und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig
ckt. Bemerkt eine der gesellschaftlich weidenden Gemsen etwas Gefährliches,
bt sie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, stampft
dem Fuße, und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf der Flucht. Die Gemsen-
: treten mit einer Flinte und einem Waidsack auf dem Rücken, einen eisenbe-

schlagenen Stock in der Hand, mit Fußeisen und einem Fernglas versehen, ihre Reise aufs Gebirge an. Um auch da übernachten zu können, tragen sie eine Pelzjacke und führen die nöthigsten Lebensmittel bei sich. Sorgfältig bemerken sie, ob ihnen der Wind in das Gesicht oder in den Rücken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemsen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeisen bewaffnet, setzt er den fliehenden Gemsen über alle Felsen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts ist oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergstrich hineinzutreiben, wo ihnen nur auf seine Person zu der Ausweg noch offen steht, so schießt er unter sie. Wiederholt er dies öfter, so setzt das geängstete Thier über das Haupt des Jägers weg, oder stürzt ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund; nicht selten findet der Jäger bloß über dem Nachklettern zwischen schroffen Felsenklippen sein Grab. In Graubündten und Wallis findet man viele solche Waghälse, die mit den tirolischen und savoyischen Gemsenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemsenfell wird mit 6 — 9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10 — 12 Pfund Talg von einem starken Thiere. Dies und der beliebte Braten ist der ganze Gewinn für eine so große Gefahr.

Gemüth ist die Stimmung und Richtung des Willens der Seele durch ihr Gefühl, oder die Seele als Princip der Gefühle und Neigungen. Oft wird jedoch Gemüth auch für Seele überhaupt genommen; wie wenn man von Vermögen des Gemüths, oder Gemüthskräften redet. — Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanschauung) dem Menschen die Wahrnehmung von seinem Körper als seinem eignen gibt, so bekommt die Seele durch das innere Gefühl die Überzeugung ihrer Individualität, die Selbstanschauung ihres innersten Seins und Lebens. Dieses Sein und Leben der Seele ist aber höchst individuell und bei jedem Menschen ganz eigenthümlich, ist durch äußere Einwirkungen sowol als durch innere Thätigkeit des Geistes selbst bestimmbar, und wird durch beide fortwährend bestimmt. Da sind aber im Allgemeinen zwei Verschiedenheiten in dem Zustande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm ist; das erste, wenn er in Einklang mit ihren Zwecken, das andre, wenn er in Zwiespalt mit denselben steht. Die Zwecke der Seele sind aber entweder die höhern, d. h. die ihrem Wesen nach eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des physischen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demselben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig angenommen werden. Der höchste Zweck der Seele ist Vereinigung mit dem höchsten Gut, oder ewiges Sein in Gott, d. h. Seligkeit. Alles was zu deren Erlangung hinführt, sind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, dessen Vereinigung das psychische Wohlsein gründet. Die physischen Zwecke, die der Sinnlichkeit, sind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Foderungen desselben, Beförderung der sinnlichen Functionen, zeitliches Sein und Vereinigung mit dem irdischen Gute. Alles was zur Erlangung desselben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das physische oder sinnliche Wohlsein. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinsten Begriffe), also auch die vom wahren Gute aus ihrem Wesen selbst entwickelt. Jemehr demnach die Vernunft in der Seele thätig ist, desto mehr ordnet sie die niedern Zwecke den höhern unter, desto herrschender wird das Verlangen nach dem Zustande jenes höhern Wohlseins. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zustand zu erhalten, den unangenehmen Zustand zu verändern. Hieraus entsteht eine Stimmung des Willens überhaupt (des Begehrungsvermögens), eine Richtung desselben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenstande, oder zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenstand sie in angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzt. — Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von

de der Klarheit des Gefühls der psychischen Individualität ab. Das Gemüth hwach, wenn das Gefühl des innern Seins und Lebens der Seele nur dunkel verworren ist, stark, wenn dieses Gefühl zu einem höhern Lichte emporsteigt. nittelbar mit der Stärke des Gemüths hängt dessen Kraft zusammen, welche sich er Bestimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth bestimmt n Zustand selbst, und spricht sich in bestimmten Handlungen aus; ein unkräf- Gemüth läßt sich durch äußere Einwirkungen bestimmen, vermag seine Zwecke h fortdauernde Richtung des Willens zum Handeln nicht zu verfolgen. Die des Gemüthes wird durch die Entwickelungsstufen der Vernunft, also dadurch mmt, ob die Seele die Erlangung des psychischen oder des physischen Wohlseins Grund ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält sich die höhern Zwecke zum Ziele seines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der n Sinnlichkeit zu den seinigen gemacht. Ein unschuldiges Gemüth kennt nur Wohlsein von der Erlangung des wahren Guten; ein schuldvolles wird von dem ußtsein beunruhigt, die höhern Zwecke den niedern aufgeopfert zu haben. Ein s Gemüth findet Befriedigung seines Verlangens nach Wohlsein schon in der hmehmung und Beförderung des psychischen Wohlseins andrer Menschen; ein verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlsein andrer Menschen da- gestört wird. — **Gemüthlich** nennt man einen Menschen, der, ohne die cht dazu zu haben oder zu verrathen, bloß durch seine eigne Gemüthsäußerung Gemüth eines andern Menschen in einen angenehmen und behaglichen Zustand t. Aber auch Gegenstände, besonders Kunstwerke, welche das Gemüth in behagliche Stimmung versetzen, werden gemüthlich genannt.

Gemüthsbewegungen, s. **Affecten**. Die Foderung der Moral, man seine Gemüthsbewegungen beherrschen soll, insofern die Vernunft dadurch Herrschaft beraubt wird, gilt hauptsächlich von denen, die leicht ins Unmorali- usarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In **ästhetischer** Hinsicht führen die, welche Kraft und Stärke zeugen, wenigstens einen Schein von Erhabenheit bei sich, es kann dann wol auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von äche zeugenden hingegen gehören mehr in die Sphäre des Anmuthigen z. B. sogenannte schmelzende Affecten, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der sich den Trost versagt u. A. m. dd.

Gemüthskrankheiten sind Seelenkrankheiten solcher Art, bei wel- das **Gemüth** (s. d.) ursprünglich leidet und Ursache von bestimmten Krank- erscheinungen ist. Es fragt sich, ob nicht schon heftige Leidenschaften aller Art, e die Ruhe und den Frieden des Herzens stören, und dadurch die Seele in Ver- ng bringen, wahre Gemüthskrankheiten seien, z. B. heftige Liebe, Eifersucht . m. Gewiß aber ist es, daß aus den Leidenschaften nicht selten Zustände ent- gen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht absprechen darf. nennen hier nur die zwei vorzüglichsten, die, wiewol in ein Gebiet gehörig, den- von ganz entgegengesetzter Art sind, Wahnsinn und Melancholie (Trübsinn). Liebe macht wahnsinnig und melancholisch, nach dem Charakter und der sonsti- Beschaffenheit der Person und der Umstände. Auch Stolz und Ehrgeiz können nsinn, anhaltender Kummer, Gram über schweren Verlust und gescheiterte nungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnsinn als Gemüthskrankheit Überspannung, rückt das Gemüth gleichsam aus sich selbst heraus, in eine fremde, e Traumwelt, wo nur die Gegenstände seines Begehrens dem wahnsinnigen üth vorschweben, und Sinn, Verstand und Phantasie, in den Diensten des en Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnsinnige aus Liebe sieht sich ll in Gesellschaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen stehen in Bezug auf

Ganz anders die Melancholie. Der Melancholische ist wie abgeschnitten von Welt und lebt nur in seinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer

eingeengt, nichts mehr wünscht und sucht als den Tod. Tiefe Nacht umschat seinen Geist, er fühlt sich unglücklich, und seine Willenskraft ist erstorben. U dieser ganzen innern Zerrüttung Quelle ist das kranke Gemüth. Melancholie u Wahnsinn sind also in der geschilderten Beziehung Gemüthskrankheiten, bei den der Geist oder das Vorstellungsvermögen nur mittelbarer Weise angegriffen i (Vgl. Geisteskrankheiten.) ff.

Gendarmen (gens d'armes). So nannte man anfänglich in Frankr die Masse des bewaffneten Volks (gens armata), hernach aber, nach Einführ der stehenden Soldtruppen, ein Corps schwerer Reiterei, das die Hauptstärke d Heeres ausmachte und mit Helmen, Küraſſen, Pistolen, gepanzerten Pferden versehen war. Seit Ludwigs XIV. Zeit behielten sie bloß Pistolen, Helm und K gen bei. Theils versahen sie den Dienst beim Könige, theils machten sie das e Corps der franz. Reiterei aus. Dieses bestand aus lauter Edelleuten und gehö zu den königl. Haustruppen. Die Revolution hob dies Corps auf. Seith nannte man Gendarmerie ein Corps, das an die Stelle der vormaligen Maréch sée, zur Sicherheit der Straßen dienend, eintreten sollte. Sie dient zu Fuße u zu Pferde, gehört zwar zum Militair, steht aber in Dienstgeschäften zur Verfügu der Verwaltungsbehörden. In Preußen hieß vor der neuen Organisation des He ein Garderegiment Gendarmes. Jetzt werden auch in vielen deutschen Staaten sonders die berittenen Polizeidiener Gendarmen genannt.

Genealogie, die wissenschaftliche Darstellung von dem Ursprunge, Fortpflanzung und der Verwandtschaft der Geschlechter, ist eine historische Hülfsw fenschaft. Die genealogischen Kenntnisse sind in persönlicher oder rechtlicher Be hung wichtig, sobald gewisse aus der Verwandtschaft abzuleitende Ansprüche gelt gemacht werden sollen; sie erhalten aber auch zugleich historisches Interesse, w nach den Verwandtschaftsverhältnissen historisch merkwürdiger Personen gef wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieser Hinsicht immer beziehungsweise nehmen ist, theils weil manche an sich unbedeutende Familie nur bisweilen we einer einzigen Person aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil s merkwürdige Personen oft nur für einzelne Bezirke, Provinzen und Länder ein hi risches Interesse haben. Die wissenschaftliche Darstellung der Genealogie zer in den theoretischen Theil, welcher die Lehre von den genealogischen Grundsätzen ü haupt enthält, und in den praktischen, welcher die historisch merkwürdigen Gesch ter darstellt. Gewöhnlich wird der letztere nur auf die fürstl. Familien eingeschrä Der theoretische Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geschlechts, e Familie aus. Personen, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen, den ein Geschlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe Entfernung der Verwandtschaft, worin eine Person zu einer andern steht. E Reihe mehrer, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammender Personen h eine Linie. Die Linie ist entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (li obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufsteige und absteigende. Bis zum siebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, a proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus) und die Nachkommen (fil nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos), mit besond Namen belegt; die übrigen Ascendenten heißen im Allgemeinen majores (Vor ren, Ahnen), und die spätern Descendenten im Allgemeinen posteri (Nachkomm Die Seitenlinie umschließt die Seitenverwandten (Collateralen), welche nicht einander, sondern nur von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen. ist entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), sobald auf der einen S mehr Glieder als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geschwister entweder leibliche oder Stiefgeschwister, je nachdem sie entweder theils von be

m, theils von einem Individuum der Ältern abstammen, oder nur durch neuge-
te Ehen mit einander verwandt worden sind. Zur Versinnlichung der Abstam-
g und Verwandtschaft werden genealogische Tafeln entworfen, deren Einrich-
von dem vorgesetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geschlechts- oder
mmtafeln hebt man gewöhnlich vom ältesten Stammvater an, und stellt alle
nte Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aus einer Familie in ab-
nder Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabsichtigt
die Versinnlichung der Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender
, sowol von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf diese Weise werden 4, 8,
t. Ahnen (s. d.) nachgewiesen. Die Regierungssuccessionstafeln enthalten
die Abstammung der Personen, welche nach einander zur Regierung gelangt
oder Ansprüche auf dieselbe haben. Mit ihnen stehen die Erbfolgestreitstafeln
erbindung, welche mehre Linien einer Familie, oder mehre Familien neben ein-
r stellen, um aus den Graden der Verwandtschaft das Erbfolgerecht abzuleiten.
synchronistischen Tafeln werden aus neben einander gestellten Stammtafeln
er Familien gebildet, um Verwandtschaften, Heirathen, Erbverbrüderungen rc.
ich zu vergegenwärtigen. Die historischen Stammtafeln unterscheiden sich von
igentlichen Stammtafeln dadurch, daß sie nebst der Abstammung auch noch
raphien der Stammglieder beifügen, sowie bei den Ländervereinigungs- oder
nungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme
änderbestandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche
t der genealogischen Tabellen ist, daß der Stammvater obenan gesetzt und bei je-
der Nachkommen die Abstammung durch Striche angegeben wird; doch hat
auch solche Tabellen in der Gestalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des ka-
chen Rechts (arbor consanguinitatis), wo der Stammvater, gleichsam als
zel, unten gesetzt wird: eine Form, in welcher sich besonders die ältern Genea-
gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter
iger, als der Adel sich von den übrigen Ständen absonderte, sich gewisse Ämter,
en in Stiftern u. s. w. ausschließend vorbehielt, und Jeder, der dazu gelangen
, eine festgesetzte Anzahl von Ahnen nachweisen mußte. Damals entstand
die Sucht, die Stifter der europäischen Regentenhäuser im fernsten Alterthume,
och wenigstens in den römischen Familien nachzuweisen. In der deutschen
ichte kommen vor der Mitte des 11. Jahrh. keine Familiennamen vor.
lteste Spur derselben, nach Gatterer, ist von 1062, wo in Schannat's „Bu-
a veteri" ein Henricus de Sinna vorkommt. Erst im 12. und 13. Jahrh.
en die Familiennamen nach und nach gewöhnlicher. Die wissenschaftliche Be-
ung der Genealogie gewann, nach der zweckmäßigern Behandlung der Ge-
te überhaupt, vorzüglich durch Deutsche. Im 17. Jahrh. war Andreas Du-
e (st. 1640) ein Hauptverbesserer der genealogischen Methode, und Rittershu-
Prof. der Rechte zu Altdorf, st. 1670), bemühte sich, Unsinn in der Genealogie
meiden; ihn ergänzte Imhof (1683). Mehr geschah im 18. Jahrh. Geb-
gab die ältern Lohmeier'schen Stammtafeln (1730) verbessert heraus. Durch
ter's mühevolle „Genealogische Tabellen" (4 Bde., Fol. 1725 — 33, neue
1737 — 66; vortrefflich sind die „Supplementtafeln zu Hübner's genealog.
", Kopenhagen 1822 — 24, 6 Liefer., verfaßt von der regierenden Königin
Dänemark, Sophia), und Sam. Lenz's Erläuterungen dazu (1756, 4.) machte
Wissenschaft bedeutende Fortschritte; doch führten sie erst Gatterer („Abriß der
alogie", Göttingen 1788), Pütter („Tabb. geneal.", Gött. 1768, 4.),
in Strasburg, und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Über
eutschen Adel insbes. ist das „Adelslexikon" von Joh. Christian v. Hellbach,
lor., geneal., diplomat. und heraldischer Hinsicht (Ilmenau 1825, 2 Bde.) zu
hlen.

Q.

General bezeichnet im Allgemeinen die höchste militairische Würde, möge nun dieser Titel für sich allein bestehen, oder noch mit andern verbunden sein daher **Generalfeldmarschall**, **Generalfeldzeugmeister**, **Generallieutenant**, **Generalmajor** u. s. w. Bisweilen bezeichnet der Titel auch insbesondere den Wirkungskreis, wie **Generalissimus**, **General en chef**, **Divisions-** und **Brigadegeneral**, **Generalquartiermeister**, **Generaladjutant** u. s. w. In allen Heeren bestehen hierüber verschiedene Bestimmungen. Jetzt steht der Maréchal de camp in Frankreich den Brigadegeneralen oder Generalmajors in andern Diensten, der Feldmarschalllieutenant in Österreich den Generallieutenants oder Divisionsgeneralen a. a. O. gleich, und der **Feldzeugmeister** (s. d.) in Östreich ist General der Artillerie. (Vgl. auch **Feldmarschall**.) — **Generalstab**, Etatmajor, im weitern Sinne, besteht aus den verschiedenen bei einem Heere befindlichen Generalen jedes Ranges, und deren Adjutanten, aus dem Generalquartiermeister, dem Generalauditeur (Oberkriegsrichter), dem Generalzeugmeister, dem Oberwagenmeister, dem Generalbevollmächtigen und dem Obercommissair mit ihren Unterbedienten; überhaupt versteht man unter Generalstab sämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Officiere. In engern Sinne versteht man unter Generalstab das Personal, welches dem Feldherrn zur Seite, die Heeresführung insbesondere wissenschaftlich oder nach den Regeln der Kunst leitet, daher auch in verschiedene Abtheilungen zerfällt. Die gewöhnliche Organisation dieses Generalstabs, ehedem bei den deutschen Heeren **Generalquartiermeisterstab** genannt, ist folgende: An der Spitze steht ein Chef, ein Posten von der höchsten Wichtigkeit und vielumfassender Wirksamkeit. Er arbeitet die Kriegspläne aus und sein Blick muß sich bei deren Ausführung bis auf die Einzelheiten erstrecken, er muß Alles erfahren, Alles wissen. Unter ihm arbeiten die Officiere des Generalstabs, die Marsch- und Bewegungsentwürfe, die Anordnungen der eigentlichen Heerführung aus und leiten sie; ferner die geographischen und Festungsingenieurs; die Officiere, welche die große Correspondenz besorgen, welchen das Vernehmen der Gefangenen, die Leitung des Spionenwesens u. dgl. übertragen ist. Das Recognosciren ist ebenfalls ein Hauptgeschäft der Generalstabsofficiere. Es liegt auch in der Natur ihrer Bestimmung, daß einige besondern Branchesabtheilungen beigegeben werden, um die großen Geschäfte stets im Zusammenhange und im Sinne des Hauptplans leiten zu helfen. Allerdings können aber die Grenzlinien für die Wirksamkeit des Generalstabs nicht jederzeit scharf gezogen bleiben und sie verschmilzt häufig mit dem Geschäftskreise der Adjutantur, sowie diese mit jenem. — **Generalat**, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, dessen Verfassung militairisch ist. — **General** heißt auch der Oberste eines religiösen Ordens, Dominicaner-, Jesuiten- ꝛc. General. Ferner kommt das Wort General in vielen Zusammensetzungen vor, um einen höhern Rang oder Allgemeinheit auszudrücken, z. B. Generalbevollmächtigter, Generalaccise.

Generalbaß, der Vortrag der Grundstimme eines Tonstücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, deren Grundlage sie bildet. Gewöhnlich spielt man ihn auf einem Claviaturinstrument, theils zur Verstärkung der Harmonie, theils zur Ersetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigstimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmonischen Lücken, die oft zwischen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß spielen will, muß die Fertigkeit besitzen, mit der Grundstimme eines Tonstücks zugleich die Accorde aller Accorde, woraus die Harmonie desselben besteht, vorzutragen. Da die Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen genannt, angedeutet sind, so muß er mit der Kenntniß der Harmonie auch eine genaue Kenntniß dieser Bezifferung verbinden, die

Signaturen nennt.

auch eine genaue Kenntniß

Marburg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieſer ſifferung war Viadana, zu Anfang des 17. Jahrh. Capellmeiſter an der Dom- e zu Mantua. Deßhalb nennt man auch dieſe Bezifferung öfters die italieni- Tabulatur. dd.

Generalpachter in Frankreich, eine Geſellſchaft von Unterneh- n, welche gewiſſe Gefälle, beſonders das Salz- und Tabacksmonopol, die Bin- ölle (Traites), die Eingangszölle von Paris, den Gold- und Silberſtempel u. . für eigene Rechnung erhoben und dem Staate ein jährliches Quantum zahl-

Unter Franz I. wurde zuerſt 1546 die Salzſteuer mittelſt Verpachtung des ſchließlichen Salzhandels in jeder Stadt erhoben. In der Folge nöthigte Sully 9 die Generalpachter, ihre Contracte mit den Unterpachtern vorzulegen, wodurch zuerſt erfuhr, welchen Gewinn ſie bisher eigentlich gehabt hatten. Er ver- tete ſodann das Salzmonopol an die Meiſtbietenden, wodurch der Ertrag bei- auf das Doppelte ſtieg, und zog nun alle Gefälle wieder dazu, welche die Gro- des Reichs und die Günſtlinge der vorigen Regenten, theils pacht- oder pfand- r, theils durch Kauf- oder Schenkung an ſich gebracht hatten, wodurch er die gl. Einkünfte um 600,000 Thlr. jährlich erhöhte. 1728 vereinigte die Regie- mehre einzelne Pachtungen in die ferme générale, welche alle 6 Jahre durch tliche Verſteigerung mit einer Geſellſchaft von 60 Mitgliedern erneuert wurde. 8 waren 44 Generalpachter, deren Pacht 186 Mill. betrug. Sie bildeten eine von Finanzcollegium, welches die verſchiedenen Gegenſtände ihres Pachts, die llung der Beamten, das Rechnungsweſen, die Herbeiſchaffung des Salzes und acks, die Beitreibung der Gefälle, die gerichtlichen Angelegenheiten, in 11 ver- denen Deputationen verwaltete, und ein Heer von Unterbeamten hatte. Dieſe der Verwaltung war nicht die vortheilhafteſte, und koſtete dem Unterthan weit r, als ſie dem Könige einbrachte. Man hatte daher den Gewinn der Generalpach- ter ſchon von Heinrich IV. an zu beſchränken geſucht, und Necker gibt ſolchen, augenſcheinlich zu niedrig, auf 2 Mill. jährlich an. Dies wäre ſehr mäßig ge- die Mißbräuche der ältern Verwaltung geweſen, von welcher Sully ſagt, daß, er die Finanzen übernommen, das Volk 150 Mill. bezahlt habe, wenn der nt 30 Mill. habe erhalten ſollen. Es wäre auch, indem auf jeden einzelnen neralpachter jährlich nur ein Überſchuß von 45,000 Livr. gekommen wäre, nicht richend geweſen, den Haß zu erklären, mit welchem die Generalpachter beladen n. Doch muß ein ſehr großer Theil dieſes Nationalgefühls, welches zu den brüchen der Revolution ſo Vieles beitrug, der Beſchaffenheit der Abgaben zuge- eben werden, welche auf dieſe Weiſe erhoben wurden, wie ſchon im Art. Frank- h auseinander geſetzt worden iſt. Wenn alles Zollweſen wegen der damit ver- ſten Unbequemlichkeiten für das Verkehr, wegen der Strafen und der den Zoll- ten einzuräumenden Gewalt den Völkern verhaßt iſt, ſo war es in Frankreich Salzſteuer und das Tabacksmonopol doppelt, wegen ihrer Ungleichheit und ihrer e. Schon Necker bemerkte, in dem Capitel über das Reichwerden der Finanz- ner („De l'administration des finances", III, ch. 12), daß hier ein richtiges liſches Gefühl zum Grunde liege, obgleich er ſich mit großer Schonung und ſicht darüber ausſpricht. Das Volk ſah nämlich ſehr wohl, daß die Reichthü- der Financiers (wozu außer den Generaleinnehmern, die Directoren der von der erung ſelbſt verwalteten Einkünfte, die Treſoriers und Hofbanquiers, vornehm- die Generalpachter gehörten) ohne alles Verdienſt, ja ohne beſondere Thätigkeit rben wurden, ſodaß die meiſten nicht einmal verſtanden, dieſelben mit erträgli- Würde zu genießen, ſondern ſie in geſchmackloſer und beleidigender Üppigkeit hwendeten. Menſchen ohne alles Talent, unwiſſend und dumm, erlangten urch die Gunſt irgend eines Großen oder einer einflußreichen Frau einen Platz inanzweſen, um in einen Überfluß verſetzt zu werden, welchen man nur dann

ohne Neid gewahr wird, wenn er sich auf Verdienst oder alten Familienbesitz grün
det. — Dem bloßen Geldreichthum, welcher ohne vorzüglichen Verstand, durch b
unbedeutende Kunst des Geldmäklers im Großen und dadurch erworben wird, da
die Staaten es bequem finden, ihre Geldangelegenheiten gewissermaßen zu verpach
ten, kann die Welt nie wahre Achtung zollen, sowie der Einfluß, welchen er auf d
Politik gewinnt, immer höchst einseitig, engherzig und schädlich bleiben wird
Hierzu kam dann bei den französischen Generalpachtern noch die Härte und Rohheit
mit welcher sie die Gefälle von den untern Classen des Volks ohne die geringste Scho
nung und gewöhnlich zur unbequemsten Zeit für den Landmann durch Auspfändun
gen und Subhastationen beitreiben ließen. Es war dies nichts Zufälliges, sonder
System. Denn durch die Furcht vor den unausbleiblichen Zwangsmitteln, un
durch das Schrecken, welches die Natur derselben erregte, wollte man das schnelle
Entrichten der Gefälle bewirken. Diese schonungslosen Auspfändungen, diese zah
reichen militairischen Besetzungen, diese widerwärtigen Executionen zeigten dem
Volke täglich das Bild eines von feindlichen Kriegern geplünderten Landes. Die
waren wol reellere Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit und der Revolution al
die vorgeblichen Aufwiegelungen der philosophischen Schriftsteller. H. 37.

Generalstaaten, s. Niederlande.

Generation, Geschlechtsalter, Menschenalter. In der alten Chrono
logie bestimmt man nach dem Alter der Menschen im Durchschnitt die Zeiten. Hero
dot rechnet auf drei Menschengeschlechter 100 J., andre Schriftsteller rechnen auf
ein Menschengeschlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 J. Gewöhnlich
rechnet man 30 J. dd.

Genesis (griech.: Zeugung, Geburt, Entstehung) ward von den alexan
drinischen Dolmetschern darum das erste Buch Mosis genannt, weil in demselben
von der Entstehung der Dinge die Rede ist. N.

Genesung, der Übergang von Krankheit zur Gesundheit. Die krankhafte
Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Systems im Körper hat ihr Ziel gefunden
die unterdrückt gewesenen heben sich wieder. Die Disharmonie der verschiedenen
Verrichtungen des Körpers löst sich allmälig wieder in die vorige Harmonie auf, die
überspannten Thätigkeiten lassen, durch Erschöpfung ihrer Kraft oder durch Arznei
mittel beschränkt, allmälig nach, die schadhaften, dem organischen Körper fremd
artig gewordenen Stoffe werden ausgeschieden und fortgeschafft; Ruhe und Har
monie der Verrichtungen des Organismus mit dem Zwecke desselben kehren wieder
zurück. Dieser Zustand fängt folglich sogleich nach der heilsamen Krisis (s. d.)
der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Gesundheit wieder eingetreten ist. Die
Krankheit verschwindet nur allmälig aus dem Körper. So wie im Innern des
Organismus gewisse Veränderungen vorgingen, mittelst welcher die Krankheit von
Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe stieg, ebenso ist ihr Gang auch stufenweise wie
der rückwärts oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitszufälle
nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Ein
tretens, sodaß die zuletzt erschienenen zuerst verschwinden. Dieser Rückgang von
dem kranken Zustande zum gesunden geschieht bald in langsamern, bald in schnellern
Schritten, je nachdem die Krankheit schwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langsam
oder schnell, die Lebenskraft des Kranken stark oder schwach war, die Hülfe der
Kunst weniger oder mehr unpassend oder zweckmäßig angewendet wurde u. s. w.
Der Genesungszustand selbst ist auch verschieden nach dem Charakter und der Form
der Krankheit. So ist er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach
einem Faul- oder Nervenfieber, anders nach einem Katarrh, anders nach einer Lun
genentzündung u. s. w. Es erhellt aus allem Diesen, daß Genesung noch nicht
Gesundheit selbst ist; es ist ein eigner zur Gesundheit hinführender Zustand, der
jedoch ebenso leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder über-

n kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (Recidiv), wenn die ttel zu bald ausgesetzt werden, welche die Krankheit beschränkten, oder wenn tfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszustand begünstigten. eine andre Krankheit kann er übergehen, wenn die Mittel, welche den der Krank- entgegengesetzten Zustand hervorrufen sollen, zu lange fortgesetzt werden. Hier- h kann der Kranke gerade in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, der von n entzündlichen Fieber Genesene kann z. B. durch Übermaß von Blutentziehung schwächenden Arzneimitteln in ein sogenanntes Faulfieber oder in ein hektisches er verfallen u. s. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetischen alten, Übermaß in Speisen und Getränken, Erkältung, Störung der kritischen lerungen u. A. m., der Übergang in eine andre Krankheit befördert werden. **H.**

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. — **Genethliacus**, Einer, ich damit beschäftigt, bei der Gedurt eines Kindes das künftige Schicksal desse- aus dem Stande der Gestirne vorher zu sagen, ein Nativitätsteller. (S. tologie.)

Genetisch heißt die Erzeugung betreffend, z. B. genetische Kraft, die Zeu- skraft. Genetische Erklärung ist eine solche, die nicht bloß die Merkmale einer e angibt, sondern zugleich ihre Entstehung darthut; genetische Methode, welche Gegenstand entstehen läßt oder in die Entstehung desselben Einsicht ge- t.

Genf (Génève), reformirter Canton der Eidgenossenschaft (4½ □M., 00 E.). Die Stadt Genf, am See gl. N., das helvetische Athen, ist gut ge- wohlhabend durch Fabriken u. Handel, befestigt u. hat 24,600 E. in 900 H. Rhone, welche den See durchströmt, tritt bei Genf aus demselben, und son- ie Stadt in drei ungleiche, durch Brücken zusammenhängende Theile. In ühendsten Periode des Handels zählte Genf 700 Uhrmachermeister und gegen Arbeiter. Jetzt verfertigen nur noch 2800 Arbeiter jährlich 70,000 Uhren arunter die Hälfte goldene für 2,150,000 schweizer Franken. Die übrigen Arbeiter liefern die zur Uhrmacherkunst erfoderlichen und andre mathematische irurgische Instrumente. Bedeutend sind die Kunstwerke der Gold-, Silber- Jouteriearbeiter. Außerdem werden Zitze, Wollentücher, Musseline, Gold- , seidene Zeuche, auch Porzellan verfertigt. Die vortheilhafte Lage am Gen- begünstigt den Transito-, die Nähe der franz. Grenze aber den Schleichhandel. erwarb auf diese Weise so ansehnliche Reichthümer, daß es 120 Mill. Livres n den franz. Fonds stehen hatte, die bei der franz. Revolution zum Theil ver- ingen. Im Mittelalter war Genf einem Bischofe und einem Grafen unter- , welche sich gegenseitig ihre Rechte streitig machten. Das Recht der Gra- n endlich an die Herzoge von Savoyen, welche bald die Bischöfe auf ihre Seite en wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaisern viele Freiheiten. ch entstanden Streitigkeiten, welche die von den Franzosen gedrängten Her- cht mit Nachdruck gegen die auch von den Schweizern begünstigten Genfer konnten. 1524 entledigte sich die Stadt des herzogl. Vicedoms, und 9 J. auch des Bischofs, indem sie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehre ich gesinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte sie lange gegen die An- der Herzoge zu kämpfen, welche 1602 den letzten Versuch machten, die durch eine Überrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unterneh- ißlang, und jährlich wurde seitdem zum Andenken daran am 12. Dec. das des fest gefeiert. 1603 endlich kam unter Vermittelung von Bern, Zürich einrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Savoyen nsprüchen entsagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfassung verbürg- Diese Verfassung war ein Gemisch von Demokratie und Aristokratie. Die : bildeten das Conseil général oder souverain, welches die gesetzgebende

Macht haben und über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Aus diesen Bürgern war ein Großer Rath, von 200, später von 250 Personen, und aus diesem wieder ein Kleiner Rath von 25 Personen unter dem Vorsitz des Syndicus gezogen. Diese hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Casse, und die Besorgung der täglichen Geschäfte. Schon 1536 war festgesetzt worden, daß eine Sache, um an den Großen Rath zu kommen, erst im Kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerschaft zu kommen, zuvor im Kleinen und Großen Rath gebilligt sein müsse. So bestand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis sie allmälig in Oligarchie ausartete; einzelne Familien bemächtigten sich der wichtigsten Ämter ausschließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte sich im Laufe des 18. Jahrh., häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunsche nach einer gerechten Verfassung. Man nannte die Klagenden Représentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negatifs. Das Übel mehrte sich noch durch die alte Verfassung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Classen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder solche Bürger, die von ihren Vorältern her Bürger waren, und zu allen Ämtern gelangen konnten, in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen Bürgern, deren Nachkommen man erst die vollen Bürgerrechte ertheilte, abstammten, und zwar in der allgemeinen Versammlung erscheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten, endlich in Habitans oder schutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborene. Alle diese Classen hatten Ursache zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem Kleinen Rath, sich lange in seinen Vorrechten zu erhalten. Endlich kam es 1781 zu einem heftigen Ausbruche. Zwar wurde der Streit von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem franz. Minister Vergennes mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entschieden, aber die Folge davon war, daß viele Familien nach Konstanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunstfleiß dahin brachten. Eine spätere Revolution, 1789, stellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Bestimmtheit als bisher in Fall gewesen wieder her, und mehre Ausgewanderte und Verwiesene kehrten zurück, aber schon zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der franz. Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Resident Soulavie, von s. Regierung unterstützt, die abscheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Proceß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf diesen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, besetzten 1798 franz. Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptstadt des Departements Leman. Am 30. Dec. 1813 ging Genf mit Capitulation an die Verbündeten über. Seitdem bildet es in der helvetischen Eidgenossenschaft den 22. Canton; s. Verfassung ist aristokratisch-demokratisch; ein Staatsrath von 4 diesjährigen und 4 alten Syndics und 21 Staatsräthen (nobles seigneurs) hat die vollziehende, der Repräsentationsrath von 276 Mitgl. die gesetzgebende Gewalt. Die Einwohner zeichnen sich ebenso sehr durch wissenschaftlichen als durch Gemeingeist aus, und es erregt Bewunderung, zu sehen, wie viel sie, bei beschränkten öffentlichen Mitteln, für Wissenschaft und gesellschaftliche Bildung gethan haben, und noch thun. Dieser vaterländische Sinn erstreckt sich selbst auf die gemeinere Classe der Arbeiter, die sich z. B. 1815, wo ein botanischer Garten von Decandolle angelegt ward, ein Vergnügen daraus machten, die Treibhäuser u. s. w. umsonst zu erbauen, das erfoderliche Glas ꝛc. ohne Bezahlung zu liefern ꝛc. Die 1368 gestiftete Universität wurde 1538 durch Calvin und Beza erneuert. Zu ihr gehören die öffentliche Bibliothek, eine Sternwarte seit 1770, ein akademisches Museum der Naturgeschichte seit 1818, welches Saussure's Mineraliensammlung, von Haller's Herbarium, Pictet's physikalischen

inet ꝛc. enthält. Die Künstlerin Rath hat 80,000 Fr. zur Errichtung eines chtgebäudes beigetragen, worin die Kunst- und Naturaliensammlungen aufge- werden sollen. Auch wurde 1825 ein neues Strafarbeits- und Besserungs- nach dem Muster des zu Neuyork gebaut. Seit 1820 besteht im Canton eine der Hofwyler ähnliche Landbauarmenschule zu Carra. Unter den Se- würdigkeiten in und um Genf zeichnen wir aus: das Haus, in welchem Rous- geboren worden; Calvin's Grabmal, ohne Inschrift und Monument; Ey- s Palast; die Eisendrahtbrücke; das bei Frankreich gebliebene Ferney, andert- Stunden von Genf, welches allmälig verfällt, dessen untere Zimmer aber noch ändert so sind, wie sie Voltaire bewohnte; die Gletscher von Chamouny, eine reise von Genf u. s. w. Der wegen seiner malerischen Umgebungen berühmte von mehren Dichtern, wie von Matthisson und Lord Byron (im „Childe Ha- ") besungen, dessen Länge 9 Meilen und dessen größte Breite 7500 Klafter, der gel aber 15½ Meile beträgt, hieß bei den Römern **Lacus Lemanus**. Er ist ief und fischreich, und friert nie zu, obgleich er 1126 Fuß über dem Meere liegt. „Manuel topograph. et statist. de la ville et du Canton de Génève" von get (Genf 1823.)

Genie ist etwas so Geheimnißvolles in der menschlichen Natur, daß sich nur Schwierigkeit eine bestimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen vom lat. Worte Genius, indem man glaubte, daß gewissen, mit vorzüglicher kraft wirkenden Menschen ein höheres Wesen oder ein Genius beiwohne, der sistere. Das Genie verbindet die entgegengesetzten geistigen Eigenschaften, dringendsten Tiefsinn mit der lebhaftesten Einbildungskraft, die größte Leb- keit mit dem rastlosesten Fleiß und der ausdauerndsten Beharrlichkeit, die höch- hnheit mit der klarsten Besonnenheit, und äußert sich dadurch, daß es in ir- iner Art menschlicher Thätigkeit etwas Ungemeines leistet, das Alte neu gestal- der Neues erfindet, und überhaupt in seinen Hervorbringungen Original ist. ist Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es ist ein Pleo- s, wenn man sich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität raus, daß der Mensch, in welchem sie angetroffen wird, mit einer höhern kraft als andre Wesen seiner Gattung ausgestattet worden ist, kraft welcher Bahnen betritt. Sie gehört demnach nicht zu den allgemeinen Bestimmungen nschl. Natur, sondern zu den besondern Modificationen der Kräfte, wodurch e Menschen in ihrer Wirksamkeit andre übertreffen. Mit einem Worte, die ität gehört zu der Individualität, und da diese unbegreiflich ist, so ist auch die ität etwas Unbegreifliches, und muß als etwas Angeborenes betrachtet wer- Man stellt sie noch über das **Talent** (s. d.) in der gewöhnlichen Be- g, eine Anlage, die in Hinsicht der Fähigkeit zu originellen Hervorbrin- und des Umfangs und der Energie unter dem Genie steht. Ein zeigt sich aber nicht in allen Arten menschlicher Wirksamkeit als Ge- Der geniale Dichter z. B. ist darum nicht auch ein genialer Philosoph, und iale Staatsmann darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unter- daher verschiedene Arten der Genialität, als: Künstlergenie, wissenschaft- politisches, militairisches Genie u. s. w.; und selbst diese Arten lassen sich in Unterarten zerfällen, sodaß z. B. Mozart ein musikalisches, Göthe ein dich- , Rafael ein malerisches, Newton ein mathematisches, Kant ein philosophi- enie u. s. w. heißt. Ein Universalgenie im strengsten Sinne hat es nie ge- und wird es auch nie geben, wenn man darunter ein solches versteht, das sich Zweigen menschlicher Wissenschaft und Kunst hervorthue, denn das ist bei dingungen, denen die Äußerung jeder Thätigkeit des Menschen unterliegt, lich. Beschränkt man hingegen die Bedeutung dieses Ausdrucks auf die Fä- in allen Künsten und Wissenschaften mit Erfolg zu wirken, so müssen wir

dieſe jedem Genie, vermöge der harmoniſchen Ausbildung aller ſeiner Kräfte, zu ſprechen, und annehmen, daß es in jedem Felde mit gleichem Erfolg ſich gezeigt haben würde, wenn es ſeine Thätigkeit dahin hätte richten wollen. Zwar haben große Künſtler ſelten etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften geleiſtet, doch hat es auch Männer gegeben, welche in mehren Zweigen der Kunſt oder der Wiſſenſchaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein ebenſo genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein ebenſo großer Mathematiker als Philoſoph. Am gewöhnlichſten wird das Wort Genie von Künſtlern gebraucht und mit Recht, denn die Künſte ſind der eigentliche Wirkungskreis des Genies, deſſen von einer regen Einbildungskraft bewegte Kräfte gleichſam das Bedürfniß haben, ſich in neuen Schöpfungen zu äußern. — Genial nennt man, was dem Genius angehört, was das Genie ankündigt; oft aber nennt man auch einen genialen Menſchen und Künſtler den, der ſich dem Genie nur annähert, aber deſſen Energie und Ausbildung noch nicht beſitzt, die ſich in epochemachenden Werken äußert.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (ſ. d.), waren bei den Römern die Genien. Nach einem Glauben der Römer, ſagt Wieland, der ihnen faſt mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Menſch ſeinen eignen Genius, d. i. einen Naturgeiſt, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe deſſelben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demſelben hinausgeleitete. Die Genien der Weiber heißen Junonen; die Knechte ſchwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze römiſche Reich bei dem Genius Auguſts und ſeiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen feſten Lehrbegriff gebunden, ſondern in ihrem Glauben Alles unbeſtimmt, ſchwankend und willkürlich war, ſo war auch über dieſen Artikel nichts feſtgeſetzt; und wer Luſt hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen böſen, ſchwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuſchrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Brief II, 2) ſagt, weiß und ſchwarz zugleich, und, je nachdem ſich der Menſch aufführe, ihm hold oder unhold ſei. Daher die Redensarten: einen erzürnten Genius beſänftigen, ſeinem Genius gütlich thun u. dgl. Je nachdem das Genius eines Menſchen ſtärker, mächtiger, verſtändiger, wachſamer, kurz, je vollkommener er ſ. eignen Natur nach, und je gewogener er dem Menſchen war, der unter ſeinem Schutze und Einfluſſe lebte, je beſſer ſtand es um dieſen Menſchen und je größer waren ſ. Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein ägyptiſcher Geſterſeher den Antonius vor ſ. Collegen und Schwager Octavianus. Dein Genius, ſagte er, fürchtet den ſeinigen. Zwar iſt er von Natur groß und hohen Muthes, aber ſo wie er ſich dem Genius dieſes jungen Menſchen nähert, ſchrumpft er zuſammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Menſch, ſondern jedes andre natürliche Weſen hatte den ſeinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen, ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſt. Das, was jedem Dinge Beſtandheit, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben dieſes Menſchen geheftet; und ſowie dieſer ſtirbt, verliert ſich ſein Genius wieder in den allgemeinen Ocean der Geiſter, aus welchem er, bei deſſen Geburt, ausgeſchöpft war, um der Portion von Materie, woraus dieſer Menſch werden ſollte, ſeine individuelle Form zu geben, um dieſes neue Gebilde zu beleben und zu beſeelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unſichtbare Dinge und alle abgezogene Begriffe mit ſchönen menſchenähnlichen Geſtalten zu bekleiden gewohnt waren, ſo erhielt auch der Genius der menſchlichen Na-

die ſeinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwiſchen Knaben und
gling mit einem geſtirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder ei-
Zweige von Maßholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet,
der Genius in der Villa Borgheſe, von deſſen Schönheit Winckelmann ſo ent-
war.

Genlis (Stephanie Felicité Ducreſt de St.-Aubin, Marquiſe von
ry, Gräfin v.). Dieſe beliebte und fruchtbare Schriftſtellerin, geb. in
Gegend von Autun 1746, war als Madem. de St.-Aubin, ihrer Schön-
und ihres muſikaliſchen Talents wegen, in großen Häuſern gern geſehen,
ich ihr Beobachtungsgeiſt und ihre Weltkenntniß ausbildete. Graf Genlis,
e nie geſehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl
den ſo entzückt, daß er dem armen Fräulein ſ. Hand anbot. Die nunmehrige
in erhielt als Nichte der Frau v. Monteſſon Zutritt in dem Hauſe Orleans,
wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als ſolche ſchrieb ſie das
âtre d'éducation" (1779), „Adèle et Théodore" (1782), die „Veillées
château" (1784) und die „Annales de la vertu" (1783); Erziehungsſchrif-
für die ſchon der Ruf und die Stelle der Verfaſſerin die allgemeine Aufmerk-
ſt gewannen. Sie ſelbſt leitete das ganze Erziehungsgeſchäft und nahm auch
dern Verhältniſſen des Hauſes Orleans Theil. Man ſieht aus ihren Schrif-
daß ſie die Revolution liebte, daß ſie Petion und Barrère bei ſich geſehen und
Jakobinerſitzungen beigewohnt habe. Doch verließ ſie Frankreich ſchon 1791.
rzählt ſelbſt in ihrem „Précis de ma conduite", daß Petion ſie nach London
t habe, damit ſie auf der Reiſe kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Sep-
rmorde (1792) rief ſie der Herzog v. Orleans nach Paris zurück. Allein als
in der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters
verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzeſſin nach Tournay, wo ſie
ihre Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier ſah ſie
neral Dumouriez, auch folgte ſie ihm nach St.-Amand. Da ſie den Plan
Generals, bei dem ſich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen
zu marſchiren, um die Republik zu ſtürzen, nicht billigte, begab ſie ſich im
1793 mit der Prinzeſſin in die Schweiz, und lebte in einem Kloſter zu Brem-
, einige Meilen von Zürich. Als ſich aber nachher die Tochter des Herzogs
leans zu ihrer Tante, der Prinzeſſin v. Condé, nach Freiburg begab, ging
ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, 1794 nach Al-
wo ſie in klöſterlicher Einſamkeit der Literatur lebte. Auf einem Landgute
olſteiniſchen ſchrieb ſie die „Chevaliers du Cygne" (Hamb. 1795), einen
n, der viel republikaniſche Äußerungen und ſehr freie Schilderungen enthält.
chien 1805 zu Paris in ſehr veränderter Geſtalt. 1795 gab ſie den „Précis
conduite de Mad. de Genlis" heraus. Am Schluſſe befindet ſich ein Brief
en älteſten Zögling, worin ſie ihn ermahnt, die Krone, wenn ſie ihm ange-
würde, nicht anzunehmen, weil die franz. Republik auf moraliſchen und ge-
Grundlagen zu ruhen ſchiene. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung
ehrte ſie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung und
eine Penſion von 6000 Fr. Er ſelbſt bekümmerte ſich nicht um ſie und als
ihre Penſion doch etwas thun wollte, ſagte er: „Nun gut, ſie mag alle Mo-
n mich ſchreiben". Hierauf ſchrieb ſie ihm über literariſche Gegenſtände.
ielen Werke (an 90 Bde.), unter welchen das Théâtre d'éducation", „Mlle.
ermont" und „Mad. de la Vallière" wol die vorzüglichſten ſein möchten,
n ſich durch eine gefällige Schreibart und edle Grundſätze aus. Die meiſten
ſind auch ins Deutſche überſetzt. Paliſſot hat in ſ. „Mémoires littéraires"
u v. Genlis mit andern berühmten Schriftſtellerinnen verglichen. Unſtreitig
ſie der Frau v. Staël nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches

Wissen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darstellen der Leidenschaften wird sie von Madam Cottin übertroffen. Sie sticht selbst aber auch der Frau v. Flahault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darstellung im Einzelnen betrifft. Insbesondere hat Frau v. Genlis die Gattung des historischen Romans bearbeitet. Eine vortheilhafte Charakteristik von ihr gab Lady Morgan in ihrem Buche über Frankreich. Sie selbst hat sich über Vieles ausgesprochen in den „Mémoires inédits de M. la comt. de Genlis, sur le 18me siècle et la révolution françoise depuis 1756 jusqu'à nos jours" (Paris 1825, 8 Bde., auch ins Deutsche übers.)

Genoveva I. (Ste.-Geneviève), geb. zu Nanterre, zwei Stunden von Paris, 423, um die Zeit Pharamund's, des ersten Königs von Frankreich. St. Germain, der Bischof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen besondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit zu thun, welches sie auch dem Bischof von Paris ablegte. Nach ihrer Ältern Tode begab sie sich nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit seinen Hunnen in Frankreich einbrach; G. trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man sie nur durch eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geschlagen; dies gründete der G. Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr sie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald 12 große Schiffe voll Korn zurück, das sie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte; dies befestigte ihr Ansehen, und sie wurde von Meroväus und Chilperich sehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß sie von ihrem 15. bis zum 50. J. nichts als Gerstenbrot, und nur alle zwei bis drei Wochen einmal Bohnen, nach ihrem 50. J. aber erst etwas Fisch und Milch genoß. 460 erbaute sie über die Gräber des heil. Dionysius Rusticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chastevil eine Kirche, und Dagobert stiftete nachher hier die Abtei St. Denys. 499 oder 501 starb sie, und wurde in der unterirdischen Capelle beigesetzt, welche St.-Denys den Aposteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Clodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, sowie die dabei gestiftete Abtei, nach ihr benannt wurde. Eine andre Kirche dieser Heiligen wurde an die Kirche Notre-Dame angebaut. Ihre Reliquien werden in der ersten verwahrt. Die Kirche feiert ihr zu Ehren d. 3. Jan. als ihren Sterbetag. — Mit dieser Heiligen darf man nicht verwechseln II. die heil. Pfalzgräfin Genoveva, geb. Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeschuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber durch den Schutz des Himmels gerettet ward, worauf sie 6 J. lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl sie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unser Volksbuch: „Eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heil. Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweseñheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen" (Köln und Nürnberg). „Unter allen Bücher dieser Gattung", sagt Görres, „ist die Genoveva durchaus das geschlossenste und am meisten ausgerundete, stellenweise ganz vollendet und in s. anspruchslosen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unschuldigen Tone gehalten, kindlich, ungeschmückt und in sich selbst beschaulet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und so war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeistern: Tieck, der uns in s. Gedichte, — die ganze romantische Liebe in einem zarten Luft- und Gluth-Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunstreich zur Gestalt gebildet zeigt, und den Maler Müller, in s. Fragmente der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Riesengebirge malt". Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Pater Ceriziers: „L'innocence reconnue!" der in einem pretiösen, geschraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und sich dabei an des Puteanus „S. Genovevae Iconismus", Rader „Bavaria pia" und Anderer

Miræ's „Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636", als s. Gehrsmänner beruft. Der deutsche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde e, hat eine verständige Auswahl und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer hrift dieser Art zukommt. dd.

Genserich, König der Vandalen (s. d.).

Gent (Gand), Hauptst. der niederländischen Grafsch. Ostflandern vormals ganzen Grafschaft Flandern, sowie nachher des östr. Antheils an dieser Grafst, eine wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde 10,000 H. und 60,800 E., welche viele Manufacturen und Fabriken in woln und baumwollenen Zeuchen, Leinwand, Tuch, Hüten, Leder u. a. unterhal-

Flüsse und Canäle theilen sie in 26 Inseln mit 85 Brücken. Der fang ist weitläufig; sie konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und s VI. 50,000 Mann ins Feld stellen. Sie verlor ihren Glanz unter Kai-Karl V., dessen Geburtsort sie war. Übermäßige Abgaben brachten 1539 Einw. zu dem Entschlusse, sich in König Franz I. von Frankreich Arme verfen. Allein Franz gab Karl hiervon Nachricht, worauf dieser 30 der vorsten Bürger hinrichten ließ, viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude g, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausschrieb, eine Citadelle anlegte. Merkwürdig sind die Domkirche, 55 andre Kirchen, Stadthaus, die Citadelle, das Grafencastell, der Prinzenhof, die Börse u. a. England schloß hier mit den Verein. Staaten den Frieden vom 21. Dec. t. Gent hat wichtige Lehr- und Bildungsanstalten, wissenschaftl. Kunst- u. reine, auch eine jährliche Kunstausstellung.

Gentleman heißt in England jeder Mann von guter Erziehung, anständ- Sitten, und einem Betragen, das achtbare Gesinnungen ankündigt, ohne gerade die glänzenden Eigenschaften des anziehenden Gesellschafters nothwenarin eingeschlossen wären; es bezeichnet daher nicht sowol einen auf Herkunft Rang gegründeten Vorzug, als vielmehr die auf Würdigkeit beruhende Gelbes Menschen in der Gesellschaft, und steht der, in Sitte und Betragen sich nden Gemeinheit und Rohheit des Gemüths entgegen. Nach den Begriffen ngländers erscheint der Gentleman überall würdig, und seine Bildung stellt Mann von dunkler Herkunft dem Ahnenreichsten gleich, da auch die Ansicht, as gelungene Bemühen, sich die äußern Vorzüge des gebildeten Mannes ei- machen, alle bürgerliche Ungleichheiten aufhebe, durchaus Volksdenkart ist. llen wird das Wort andern Benennungen vorgesetzt, um Anspruch auf Ausng anzudeuten, wie z. B. Gentleman-Commoner auf den engl. Universitän Student heißt, der von eignem Vermögen sich erhält. In der Mehrzahl emen (meine Herren) gebraucht man das Wort in der Anrede an Mehre, als für die dem Worte Sir (Herr) mangelnde Mehrzahl.

Gentry bezeichnet den niedern Adel in England (s. d.).

Gentz (Friedrich v.), Publicist und politischer Schriftsteller, geb. zu Breslau ; ist k. k. Hofrath (bei der geh. Staatskanzlei) zu Wien und Ritter vieler Or- Sein Vater war zuletzt Generaldirector der Münze in Berlin; s. Mutter d'Ancillon. In Breslau und in Berlin erzogen, studirte G. in Königsberg. wurde er in Berlin bei dem Generaldirectorium als Secretair angestellt, erann den Titel Kriegsrath, und heirathete die T. des Oberbauraths Gilly. 1786 machte er sich durch philosoph. und historische Aufsätze in Journalen be- s. Übers. von Burke's „Betracht. üb. die franz. Revolution" (2 Thle., 1793, merk. und Abhandl., 3 Aufl.) gründete s. Ruf. Noch übers. er Schriften allet du Pan 1794, von Ivernois 1796 fg., und von Mounier („Entwickel. sachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen", 4 Thle., Über die erschlichenen Güterschenkungen in dem neuerworbenen Südpreu-

ßen und über andre Mißbräuche in der dortigen Verwaltung, erklärte er ſich fre
müthig in einigen Denkſchriften. In gleichem Sinne verfaßte er das noch jetzt nic
vergeſſene „Schreiben an den K. Friedr. Wilh. III., bei deſſen Thronbeſteigun
16. Nov. 1797". 1799 und 1800 gab er das „Hiſtoriſche Journal" heraus, d
faſt ganz von ihm verfaßt iſt. Die wichtigſten Aufſätze deſſelben wurden durch
franz. Überſ. u. d. T.: „Essai actuel de l'administration des finances de la Gr
Bretagne" (1801) in England bekannt, und erhielten den Beifall von Pitt u.
brit. Staatsmännern. Auch ſ. Schrift von dem polit. Zuſtande Europas vor un
nach der franz. Revolut. (1801) ward ins Engl. überſ. In ſ. „Betrachtungen ü
d. Urſprung und Charakter des Kriegs gegen die franz. Revolut." (1801) erklärte
ſich gegen den Frieden mit Frankr. Das Entſchädigungsgeſchäft in Deutſchla
ſtimmte eben ſo wenig mit ſ. politiſchen Anſichten überein. Er ging daher 18
nach Wien, wo der Miniſter der ausw. Angel., Graf v. Stadion, ſ. Brauchbark
ſchätzte. Vorher begleitete er den brit. Miniſter am dresdner Hof, Hrn. Elliot, na
England. Als die Franzoſen 1805 von Ulm gegen Wien vordrangen, ging
nach Dresden, wo er im Mai 1806 ſ. „Fragm. a. d. Geſch. des polit. Gleichg
wichts von Europa" (St.-Petersb. 1806) herausgab. Auch erſchien 1806 ſ. „A
thent. Darſtell. des Verhältniſſes zwiſchen Spanien und England". Jene Fragm
waren ſ. letztes Buch. Seitdem verfaßte er Staatsſchriften und Aufſätze für d
k. k. Cabinet, gegen Frankreich und ſpäter gegen die Meinung ſ. Zeitgenoſſen. S
dem „Öſtreich. Beobachter" ſind viele Aufſätze von ihm, an der ihm eigenthümlich
politiſchen Dialektik und Darſtellungsgabe erkennbar. Bei dem wiener Congr
und bei den Miniſterconferenzen zu Paris 1815 führte er als erſter Secretair d
Protokoll, ſo auch bei allen ſpätern Congreſſen, zuletzt in Verona. Im 1. S
der nach ſ. Rathe begründeten „Wiener Jahrb. der Literatur", 1818, trat Hr.
G. mit e. (ſeitdem nicht fortgeführten) Kritik über die Preßfreiheit in England u
üb. den Verf. von Junius's Briefen, auf. In einigen Beurtheilungen der Schr
ten von de Pradt, Guizot u. A. glaubt man ebenfalls die Feder dieſes Schriftſt
lers zu erkennen, deſſen Talent für die politiſche Rhetorik H. v. Woltmann gerü
digt hat. Die Nachwelt wird über den Charakter ſ. Einfluſſes auf die Politik
Zeit ihr Endurtheil fällen.

Genua (ital. Genova, franz. Gènes), ſardiniſches Herzogthum und Sta
am mittelländ. Meere, das hier den Meerbuſen von Genua bildet; die Stadt h
76,000 E., 15,000 H., und eine Stunde im Durchmeſſer. Auf der Landſe
iſt ſie mit doppelten Befeſtigungen umgeben, von welchen die äußern über die A
höhen, welche der Stadt ſchaden könnten, geführt worden ſind. Der geräumi
befeſtigte und durch zwei Dämme eingeſchloſſene Hafen, den die Stadt im Ha
kreis umgibt, iſt ſeit 1751 ein Freihafen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Da
ſena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt d
Beinamen die Prächtige, Stolze (la superba), theils wegen ihrer ſchönen amph
theatraliſchen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen d
prächtigen Gebäude, welche der reiche Adel aufführte. Von der Seeſeite bietet d
Stadt eine herrliche Anſicht, aber trotz ihrer vielen Paläſte kann man ſie doch nic
eigentlich ſchön nennen. Wegen des engen Raums, den ſie einnimmt, und w
gen der abhängigen Lage ſind die meiſten Straßen enge, ſchmutzig und ſo ſteil, d
man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man die Beſuche in Sä
ten, welche man bei gutem Wetter ſich nachtragen läßt. Doch gibt es auch ein
breite gerade Straßen, beſonders die Straße Balbi und die prächtige neue Stra
mit vielen, von Außen mit Marmor bekleideten Paläſten. Unter den Gebäud
zeichnen ſich aus, die Domkirche, der Palaſt des ehemaligen Doge, die Paläſ
Doria und Balbi, das 1817 wiederhergeſtellte Jeſuitencollegium. Die Sta
hat eine Waſſerleitung, welche durch Springbrunnen ſie mit Waſſer verſie

ſchöne Spaziergänge. Ein beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl
edlen Baumfrüchten getrieben; auch gibt es anſehnliche Fabriken von Seiden-
ren, beſonders in ſchwarzen Zeuchen, Sammet, Damaſt und Strümpfen, die
1500 Stühle unterhalten, in Tuch, in baumwollenen Strümpfen, Hüten,
ein (Macaroni), candirten Früchten, Chocolade, Bleiweiß u. A. Die Seide
theils im Lande ſelbſt gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, beſonders
Calabrien, aus Sicilien, ſowie aus Syrien und der Inſel Cypern gezogen.
ua iſt jetzt der Sitz eines Erzbiſchofs, eines Senats, Ober- und Handelsge-
, einer Univerſität, dreier gelehrten Vereine, einer 1816 beſtätigten Handels-
ſchaft, der St.-Georgenbank und einer Marineſchule. Der ehemalige Frei-
, jetzt Herzogthum Genua (110 □M., 590,500 Einw.) grenzt gegen Abend
Mitternacht an Savoyen, Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an
t und Toscana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den öſtlichen
weſtlichen Theil (Riviera di Levante und Riviera di Ponente) abgetheilt. In
t liegen Genua, Seſtri di Levante; in dieſem Vintimiglia, San Remo, Sa-
, Finale. Längs der Nordſeite ziehen ſich die Apenninen, und erſtrecken ſich in
nen Nebenäſten bis zur Küſte. Dieſer Landſtrich iſt, ungeachtet ſeines gebir-
Bodens, ſehr fruchtbar. Der Adel zeichnet ſich durch Kenntniſſe und feine
n, das Volk durch Arbeitſamkeit und Muth aus. Die älteſten Bewohner des
es waren die Ligurier, welche zwiſchen dem erſten und zweiten puniſchen Kriege
den Römern beſiegt wurden. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Rei-
gehörten ſie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit dieſem unter fränkiſche
ſchaft. Nach dem Verfalle des Reichs Karls d. Gr. ſetzte Genua ſich in Frei-
und theilte bis ins 11. Jahrh. das Schickſal der lombardiſchen Städte. Die
der Stadt begünſtigte das Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig
ſie Levantehandel. Erwerbungen auf dem feſten Lande gaben ſchon im An-
des 12. Jahrh. Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und han-
ſtigen Bewohnern von Piſa, welche ihre Grenznachbaren wurden, nachdem
a des Golfo de la Spezzia ſich bemächtigt hatte. 1174 beſaß die mächtige
t ſchon Montferrat, Monaco, Nizza, Marſeille, faſt die ganze Küſte der Pro-
und die Inſel Corſica. Der Kampf mit den Piſanern dauerte über 200
t, und nicht eher wurde Friede geſchloſſen, bis die Genueſer die Inſel Elba er-
und den Hafen von Piſa zerſtört hatten. Nicht minder heftig waren die Feh-
gegen Venedig, die erſt 1282 durch den Frieden zu Turin geendigt wurden.
ie die Herrſchaft über den weſtl. Theil des mittelländiſchen Meeres der Gegen-
des Kampfes mit Piſa war, ſo ward in dem Kriege gegen Venedig nur um
Beſitz des öſtl. Theils, nach welchem beide Freiſtaaten ſtrebten, gekämpft. Die
ueſer ſchloſſen daher Handelsbündniſſe mit den Morgenländern. Am höchſten
ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des griechiſch-byzantiniſchen Reichs
der Mitte d. 13. Jahrh. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Be-
ter von Konſtantinopel den Genueſern großen Antheil an dem Handel der
h. Staaten verſchafft. Dadurch aber, daß ſich die Genueſer der Stadt Kaffa
.) (jetzt Feodoſia) auf der krimiſchen Halbinſel bemächtigten, erhielten ſie auch
Herrſchaft über das ſchwarze Meer, und bezogen auf dem Handelswege über das
iſche Meer die köſtlichen Waaren Indiens. Hätte Genua ein weiſes Colonial-
m eingeführt, und ſeine Niederlaſſungen zu einem Ganzen zu verbinden und
an den Mutterſtaat zu knüpfen gewußt, ſo würde es am Ende des Mittel-
ts die erſte Rolle als Handelsmacht geſpielt haben. Nach dem Falle Konſtan-
pels durch Mohammed II., 1453, büßten die Genueſer bald für den unklugen
ſtand, welchen ſie den Türken geleiſtet hatten. Mohammed nahm ihnen (1475)
Niederlaſſung am ſchwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Ver-
e der Herrſchaft über dieſes Meer, noch geraume Zeit einen gewinnreichen Han-

del mit den Anwohnern desselben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu diesem Handelswege ganz verschlossen. Selbst die Handelsverbindung, welche die krimischen Tataren noch eine Zeit lang durch ihre eignen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgehoben. Während Genuas Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regsamen Gewerbfleiß sich so hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiwuth gestört. Demokraten und Aristokraten, und unter den Aristokraten selbst verschiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, die Parteien zu versöhnen. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite gesetzt, und doch ward bei allen Versuchen, eine feste Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf sich sogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der stete Parteikampf herbeiführte, sich zu retten, einige Male fremder Herrschaft. Mitten unter diesen Unruhen ward (1407) die Georgsbank (Compera di S. Georgio) gestiftet, welche ihre Entstehung den Anleihen, die der Staat zu s. Bedürfnissen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechselnd herrschenden Parteien gewissenhaft aufrecht erhalten wurde. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende d. 18. Jahrh. fortdauerte. Die Regierungsform war streng aristokratisch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte 50 J. alt sein, und wohnte im Palaste der Republik (Palazzo della Signoria), wo auch der Senat sich versammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der sich in demselben Palaste versammelte. Ohne s. Einwilligung konnte kein Rathsschluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in s. Namen gegeben. Er blieb nicht länger als 2 J. im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach 5 J. konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite standen 12 Governatori und 8 Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen gewesen waren. Jede dieser Würden hatte eine Dauer von 2 Jahren. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatssachen besorgte. Die Procuratori waren die Aufseher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die souveraine Gewalt besaß erstens der aus 300 Gliedern bestehende große Rath, zu welchem alle genuesische Edelleute, die 22 J. alt waren, gehörten; zweitens der kleine Rath von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Gesetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathschlagen, und in diesen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entschieden. Über Krieg, Frieden und Bündnisse ward nur im kleinen Rathe verhandelt, und wenigstens vier Fünftheile der Glieder mußten einstimmig sein, wenn ein Schluß abgefaßt werden sollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten außer den Geschlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andre, die an Alter, Reichthum und Ansehen jenen am nächsten standen; zu dem neuen Adel aber 437 Geschlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Nach und nach hatte Genua alle seine auswärtigen Besitzungen verloren; Corsica, die letzte von allen, empörte sich 1730, und ward endlich, 1768, an Frankreich abgetreten. Als die Franzosen 1797 die benachbarten Länder sich unterworfen hatten, konnte die Parteilosigkeit, welche die Republik strenge beobachtet hatte, das schwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange schützen. Bonaparte gab ihr eine neue Verfassung, welche auf die Grundsätze des franz. Repräsentativsystems gebaut war. Zwei Jahre später fiel ein Theil des genuesischen Gebiets wieder in die Gewalt der Östreicher, aber der Sieg von Marengo entschied auch Genuas Schicksal. Es erhielt eine provisorische Regierung, und 1802 eine neue Verfassung als ligurische Republik. Dem Doge standen zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräsentation eine Consulta von 72 Mitgl., welche sich jährlich versammelte, Staatsrechnungen untersuchte und die Ge-

genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder
onsulta wurden von 3 Collegien, nämlich von 300 Gutsbesitzern, 200 Kauf-
n und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik erhielt zugleich einigen Länder-
chs, und hatte (1804) eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bew. Ihre
Mittelalter so furchtbare Seemacht bestand nur nur noch aus 4 — 6 Galeeren
einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 deutschen Garderegimen-
für das Oberhaupt der Regierung, 3000 M. Nationaltruppen und 2000 M.
nilig. Die Handelsschifffahrt war im Juni 1805, wo die Republik dem
Reich einverleibt wurde, nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen,
die Genueser mit ihren 40 größern und vielen kleinern Fahrzeugen nicht wei-
gen, als nach Italien, nach Frankreichs südlichen Küsten, nach Spanien und
gal. Sie versahen vor dem letzten Kriege einen großen Theil Italiens mit ostindi-
Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, sowie mit Zu-
d Caffee, die theils von Lissabon, theils von Marseille kamen, und mit Fisch-
n und Salzen. Schiffe aus Hamburg brachten sächsische Leinwand und Tü-
Der Speditionshandel war bedeutend, am wichtigsten aber der Handel mit
n Gelde und das Wechselgeschäft. Mehrere Staaten Europas, besonders
ien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbür-
Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depositen- und
sbank. Sie besaß ansehnliche liegende Gründe und über 10 Mill. franz.
Eink. Die Verwaltung derselben wurde von 8 Protectoren besorgt, und die
hatte eigne Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger
r Staat bei dringenden Bedürfnissen s. Zuflucht zu der Bank nahm, desto
erlor sie allmälig an Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinsen für die
r Bank genommenen Capitalien zu bezahlen, verschiedene Auflagen angewie-
e immer erhöht wurden, wenn sie zur Bezahlung der Zinsen nicht hinreichend
Bei der Vereinigung der Republik mit dem franz. Reiche ward die Bank
ufgehoben, und die Renten von 3,400,000 genues. Lire, welche sie ihren
gern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übertragen.
n Umsturze der franz. Weltherrschaft besetzten Briten die Stadt, und die Ge-
hofften nun um so mehr die Wiederherstellung ihres alten Freistaats, als der
Befehlshaber, Bentink, ihnen diese Versicherung bei der Besitznahme der
gegeben hatte. Allein der wiener Congreß theilte 1815 Genua mit s. Ge-
m Hause Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß dasselbe eine Art
räsentativer Verfassung behalten sollte. So hat denn Genua s. Senat und
nzialräthe, die bei der Besteurung gefragt werden müssen; das Obergericht
a hat mit denen zu Turin, Nizza u. s. w. gleiche Befugniß; die Universität
ibehalten, die St. Georgenbank hergestellt u. s. w. Die Regierung wird
e eigne Commission verwaltet, die in 3 Abtheilungen abgetheilt ist: für das
die Finanzen, das Militair und die Marine.

eocentrisch, was sich auf den Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von
ttelpunkte der Erde aus betrachtet wird. (S. Heliocentrisch.)

eocyklische Maschine, eine Maschine, um sinnlich anschaulich
en, wie die Abwechselung der Jahreszeiten, Zu- und Abnahme der Tage
auf der Erde in Folge davon stattfinde, daß die Erdaxe unter einem Winkel
Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist und während ihres Umlaufs
Sonne, sich selbst in allen Punkten ihrer Bahn parallel bleibend, diese Stel-
verändert behauptet.

eodäsie, die praktische Geometrie, s. Feldmessen.

eoffrin (Marie Therese Rodet, Madame), geb. 1699, eine mit allen gesell-
nden begabte, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre
die feinsten und gebildetsten Gesellschaftskreise von Paris zierte, war schon in

der Wiege verwaist. Ihre Großmutter erzog sie, und gewöhnte früh ihren Geist, ri
tig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward sie die Gattin eines Mannes, v
dem Nichts zu sagen ist, als daß sein Tod sie in den Besitz eines bedeutenden Ve
mögens setzte, welches sie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterstütze
theils einen auserlesenen Kreis ausgezeichneter Personen um sich zu versammel
Die Wohlthätigkeit, die ihrem Herzen Bedürfniß war, ist nie auf eine schönere u
zartere Weise geübt worden. Ein besonnenes, durch Vernunft und Gerechtigke
erleuchtetes Studium der Menschen hatte Mad. G. gelehrt, daß dieselben m
schwach und eitel als böse sind, daß man ihrer Schwäche nachsehen und ihre Ei
keit ertragen müsse, damit sie wieder die unsern ertragen. Ihr Wahlspruch w
daher: Geben und Vergeben. Das Bedürfniß zu geben, war mit ihr gebore
Schon als Kind, wenn sie einen Bettler aus ihrem Fenster sah, warf sie hinab, w
sie eben zur Hand hatte, ihr Brot, ihre Wäsche, selbst ihre Kleider, und we
Schelтworte noch Strafen änderten sie. Sie wünschte ihre Wohlthätigkeit du
die Hände ihrer Freunde fortzusetzen. Man wird sie segnen, sagte sie, und sie w
den mein Andenken segnen. So setzte sie einem Freunde, der unbegütert war, e
lebenslängliche Rente von 1200 Livres aus. „Wenn Sie reicher werden", sa
sie, „so spenden Sie das Geld mir zur Liebe, wenn ich es nicht mehr kann". De
Danke wich diese seltene Frau auf das sorgfältigste aus, ja sie pflegte den Undank
ren wol eine scherzbare Lobrede zu halten. Ihr Haus war der Sitz der besten
riser Gesellschaft; alle Künste, alle Talente, alle Stände, gebildete Geister a
Arten fanden bei ihr Zutritt. Niemand konnte hier vorherrschen; selbst die Da
vom Hause strebte nach keiner Art von Übergewicht, sie war nur liebenswürdig u
den Cirkel belebend. Der Abbé de St.-Pierre sagte ihr als sie ihn eines Abe
nach einem langen Gespräche mit den Worten entließ: „Vous avez été charm
aujourd'hui", die bekannte und verdiente Galanterie: „Je ne suis qu'un inst
ment, Madame, dont vous avez bien joué". „Man fragt oft", fährt La Ha
fort, „ob diese Frau, die mit so geistreichen Personen umgeht, selbst so außerord
lich geistreich ist; das eben nicht, aber sie hat einen gesunden Verstand, und
weise Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit,
man nur im Umgange erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Takt für
Schickliche". Unter den vielen Fremden, die sich in Paris an sie anschlossen,
der ausgezeichnetste, Graf Poniatowski, nachmaliger König von Polen. Er ma
ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt: „Maman, votre fils est ro
und lud sie zu sich nach Warschau ein. Als sie 1768 auf ihrer Reise dahin
Wien kam, fand sie bei dem Kaiser und der Kaiserin den schmeichelhaftesten E
pfang. Die Kaiserin, die ihr einst zu Wagen mit ihren Kindern begegnete,
sogleich halten und stellte ihr dieselben vor. Bei ihrer Ankunft in Warschau f
sie daselbst ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches sie in Paris zu bewoh
pflegte. Mit den ausgezeichnetsten Ehren überhäuft, kam sie nach Paris zu
und starb daselbst 1777. Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Al
bert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die vor kurzem, nebst der
nen Abhandlung der Mad. Geoffrin „Sur la conversation", wieder gedruckt w
den sind. (Vgl. Ludwigs XV. Zeitalter.)

Geoffroy (Julien Louis), einer der berühmtesten kritischen Schriftst
Frankreichs, geb. 1743 zu Rennes. Er machte in den Schulen der Jesuiten
Studien und befand sich, als dieser Orden aufgehoben ward, in einer beschränk
Lage. Er wurde darauf Erzieher in dem Hause eines reichen Privatmannes,
da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauspiel zu besuchen, so entwickelte
seine Neigung für dasselbe. Diese veranlaßte ihn, die Schauspielkunst, ihre
geln, den Werth der Schauspiele, den Geist der Dichter und die Talente der Sc
spieler zu erforschen und zu studiren. Um zu einer tiefern Einsicht des Wesens

atischen Kunst zu gelangen, schrieb er selbst eine Tragödie, „Cato's Tod", im
de aber nur zur Übung. Er überreichte das Stück der Theaterdirection, es
e angenommen, und G. erhielt freien Eintritt; dies war es, was er wünschte;
ufführung des Stückes selbst hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem
chtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der spätern Zeit sogar ein
, „Cato's Tod", unter s. Namen drucken, als dessen Verf. Cubières Palme-
genannt wird. Bisher hatte G. vom Unterrichte gelebt, jetzt suchte er bei der
rsität angestellt zu werden. Er bewarb sich, von 1773, drei J. hinter ein-
um den alljährlich ausgesetzten Preis der lat. Beredtsamkeit, und erhielt ihn
Mal, sodaß man sich genöthigt fand, das Gesetz zu machen, daß ein und der-
nur drei Mal diesen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den
, den die franz. Akademie für die beste Lobrede auf Karl V. ausgesetzt und den
rpe gewonnen hatte, wurde s. Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat G. die
, auf der er großen Ruhm sich erwarb. Die Erben der „Année littéraire"
n einen Mann, der Fréron's Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieses
nten kritischen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten
G., der seit kurzem Professor der Beredtsamkeit an dem Collegium Mazarin
den war, und für den geschicktesten Professor der Rhetorik galt. Er übernahm
Zeitschrift 1776, und erhielt sie bis zwei J. nach dem Ausbruche der Revolu-
In diesen 15 Jahren bereicherte er sie mit geistreichen, gehaltvollen und an-
den Artikeln über Philosophie, Moral und Literatur. Sein Styl ist rein,
nd gedrungen, und was er schrieb, zeigt von Geschmack, Kenntniß der classi-
Literatur, und dem Bestreben, die Leser mehr zu belehren als zu zerstreuen.
Revolution, deren anarchische Grundsätze G. bekämpfte, machte diesen fried-
Beschäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andre
rift: „L'ami du Roi", allein bald wurden das Journal und die Herausge-
ächtet. G. flüchtete sich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauern-
verborgen bis 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. 1800 über-
er die Beurtheilung der Schauspiele im „Journal de l'Empire", welches
r „Journal des débats" hieß, und betrat so unter den günstigsten Verhält-
eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Er bezog dafür
jährl. Gehalt von 24,000 Fr. Seit mehr als zehn J. hatten falsche Ansich-
der Philosophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine un-
Verwirrung hervorgebracht; alle Grundsätze waren vergessen, sie erschienen
ue Entdeckung da, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer Vor-
für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was schon hundert Mal unter-
worden, von alter und neuer Literatur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da
n wäre. G. untersuchte mit Scharfsinn, und schonte die Grundsätze der
n nicht; diese beleidigten, verketzerten ihn; aber jeden Morgen erschien er mit
Ausstellungen und neuem Spott. Nicht immer blieb er in den Schranken
Mäßigung; sein Witz war oft zu bitter, sein Scherz zu unzart. Einmal ta-
er eine Schauspielerin, welche nicht aufgetreten war, wegen ihres Spiels in
angekündigten Theaterstücke. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß
froy gerecht zu sein wußte, wenn er es wollte, und er wollte es fast immer. Er
der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen Dichter und
Schauspieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die s. Scharfsinn, s. Kennt-
t und Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließen und s. Fruchtbarkeit bewunder-
die in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte.
n man auch zuweilen nicht mit s. Grundsätzen einverstanden war, so langweilte
sich doch nie, und das „Journal de l'Empire" war, so lange G. den Feuille-
desselben schrieb, das gelesenste aller franz. Tageblätter. Ungeachtet dieser Be-
tigung, fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bdn.

bekannt zu machen. Wenn darin die Poesie des großen Dichters auch nicht th genug ergründet ist, so hat das Werk doch Verdienste, insbesondere durch die treffl chen Übersetzungen von mehren Bruchstücken, ja von zwei vollständigen Tragödie der Alten. G. besaß ein ausgezeichnetes Talent zum Übersetzen, und es ist zu b dauern, daß er nicht mehr als den 1801 erschienenen Theokrit übersetzt hat. G starb zu Paris, 71 J. alt, d. 26. Febr. 1814. S. „Cours de littérature drama tique, ou Recueil, par ordre des matières, des feuilletons de Geoffroy, pré cédé d'une notice historique sur sa vie et ses ouvrages", sec. éd., T. I–V (Paris 1825).

Geogenie, die Lehre von der Entstehung unserer Erde.

Geognosie und Geologie. Die Geognosie belehrt uns über d verschiedenartigen Mineralmassen, Felsarten oder Gebirgsgesteine, aus welche die Erdrinde zusammengesetzt ist, über den Bau der Erde und gibt uns Aufschlüs über die Verhältnisse, die Lagerstätten und das Alter der Mineralien. Die Geo logie darf mit der Geognosie nicht verwechselt werden, wiewol sie mit derselb genau verbunden ist; sie gilt als die versuchte wissenschaftliche Darlegung von d Entstehung unsers Erdkörpers und von den Umwandlungen, welche er in frühe Zeit erfahren hat, oder deren er noch gegenwärtig ausgesetzt ist. Die Geologie ent lehnt ihre Lehren aus den vereinigten Forschungen der Geognosten, Physiker un Chemiker. Man kann Deutschland als ihr Vaterland ansehen, und als Begr der der Geognosie gilt mit Recht Werner (s. d.), wiewol es auch in andern Lä dern Männer gab und gibt, die sich wesentliche Verdienste um diese Wissensch ten erwarben; die Namen Saussure, Pallas, Dolomieu, A. v. Humboldt, L. Buch, Cuvier, Al. Brongniart, Beudant, Boué, Buckland, v. Hoff. u. A. bekannt. — Über die allgemeinen Verhältnisse des Erdkörpers und über s. A ßenfläche verweisen wir auf die A. Erde, Berge, Meer, Luft, Flüss Seen, Gletscher, Atmosphäre, Vulkane, Erdbeben ꝛc. H betrachten wir zuvörderst die Bestandtheile der Erdrinde. Diese be aus Gebirgs- oder Felsarten, welche mehr oder weniger ansehnliche Räume erf len. Man theilt die Felsarten in gleichartige, scheinbar gleichartige, und in gleichartige, in Trümmergesteine, lose Gebirgsarten und Kohlen. Die gleichartig Gesteine (z. B. Quarzfels, Kalk, Gyps) gehören oryktognostisch einfachen Mine lien oder eigentlichen Mineralspecies an; in den scheinbar gleichartigen Gestei sind mehre Species in so kleinen Theilen und so innig mit einander verbunden, man sie mittelst des Auges nicht mehr unterscheiden kann (z. B. Basalt). In d ungleichartigen Gesteinen hingegen lassen sich die Gemengtheile nach ihrem Ge ge, ihrer Gestalt ꝛc. mehr oder weniger deutlich erkennen (z. B. Felsspath, Qua und Glimmer im Granit). Die Trümmergesteine, Conglomerate, Breccien, be hen aus weniger oder mehr stumpfartigen Bruchstücken und aus Geschieben ve schiedener Gebirgsarten, aus Körnern und Blättchen, welche durch einen einfach oder gemengten Kitt zusammengehalten werden. Die Bruchstücke und der Kitt si gewöhnlich verschieden. Aus der mechanischen Zertrümmerung der, bis jetzt an führten Gesteine, theils auch durch ihre mehr mechanische Zersetzung vermittelst d Einwirkens der Atmosphäre, durch dauerndes Abnutzen und Fortschwemmen v Gußregen und Strömen, entstehen die losen Gesteine (Gerölle, Gruß, Sa Lehm ꝛc.). Eine besondere Stelle in der Reihe der Felsarten gebührt den, aus de Pflanzenreiche abstammenden, Kohlen. — Der Structur oder dem Gefüge na gibt es krystallinisch-körnige, schiefrige und dichte Gesteine, Porphyre und Ma delsteine. Die kryst.-körn. G. bestehen aus krystallinischen Theilen, oder aus sch kantigen Körnern, durch bloße krystallinische Zusammenhäufung in und mit ein der verwachsen. Bei Gesteinen von schiefriger Structur erscheint die Masse a dünnen Lagen oder Schichten, aus übereinander gefügten Blättchen zusamm

Dicht ſind die Felsarten, wenn den Theilen der Maſſe keine beſondere Geſtalt
ɔt, und wenn alle genau zu einem Ganzen verbunden ſind. Porphyrſtruc-
i da, wo die, ein nicht Unterbrochenes bildende dichte, oder eine dem Körnigen
oder weniger ſich nähernde, Hauptmaſſe Kryſtalle, kleine kryſtalliniſche Theile,
er und Blättchen umſchließt. Gewiſſe Geſteine haben eine Hauptmaſſe, wel-
ndliche Räume umſchließt, plattgedrückte Höhlungen, die leer, auch theilweiſe
ganz erfüllt ſind mit von der Hauptmaſſe verſchiedenen Mineralien; dies iſt
Mandelſteinſtructur. Viele Felsarten nehmen außer ihren Haupt- auch noch
ige Gemengtheile und Verſteinerungen auf; es gehen verſchiedene inein-
über; es findet ein Wechſel in der Natur ihrer bildenden Theile ſtatt; end-
erden auch die Felsarten durch Einwirkung von Luft, Waſſer, durch Tempe-
rechſel u. ſ. w. verwittert und zerſetzt. — Schichtung und Abſonde-
der Felsarten. Im Gegenſatz des nicht Unterbrochenen der Felsmaſſen,
Getheiltſein derſelben zu beachten, ihre Trennung durch Spalten, welche Er-
ungen mit Schichtung, Abſonderung oder Zerklüftung bezeichnet wird. Bei
chichtung erſcheinen Gebirgsmaſſen auf große Weiten durch parallele Spal-
n (Schichtungsklüfte) getheilt in Lagen (Schichten). Die Schichten ſind mehr
eniger deutlich erkennbar, gerade oder gebogen, gewunden oder wellenförmig.
Stellung iſt ſelten wagerecht, meiſt mehr oder weniger geneigt. Manche Fels-
ſind ſehr, manche weniger deutlich und manche gar nicht geſchichtet. Eine
ht β ruht auf einer andern α und wird von einer Schicht γ überdeckt; α heißt
in Beziehung zu β, das Liegende und γ das Hangende. Die Mächtigkeit der
ten, d. h. die ſenkrechte Entfernung zwiſchen Hangendem und Liegendem, iſt
ngleich. Die Ausdehnung der Schichten in die Länge nach einer beſtimmten
egend heißt ihr Streichen, welches durch den Compaß ermittelt wird. Die
ng einer Schicht gegen eine waſſergleiche Ebene nennt man Fallen, und be-
t ſolches durch den Gradbogen und nach den Weltgegenden. Ausgehendes
chichten iſt das ſichtbare Ende derſelben. Zu den ſehr beachtungswerthen Er-
ungen der Schichten gehören, zumal im ältern Steinkohlen- und im Kupfer-
gebirge, die ſogenannten Rücken, oder Wechſel, das ſind Sprünge, Verwer-
, oder Verrückungen, wodurch die Schichten, auf mehr oder weniger bedeu-
Strecken, oft um viele Fuß, niedergedrückt oder emporgehoben werden. Die
nderung iſt Trennung der Gebirgsgeſteine und der, aus ihnen gebildeten
aſſen in mehr und weniger regelrecht geſtaltete Stücke, die auf mannigfache
geordnet ſind. Man unterſcheidet ſäulen- und plattenförmige, kugelige und
e A. Die Zerklüftung trennt die Felsmaſſen durch Riſſe und Spalten,
den vielartigſten Richtungen folgen. — Unter Lagerung einer Felsart ver-
ſtan die Stelle, welche ſie in der Reihe der Gebirgsgeſteine beim Zuſammen-
ſetzen derſelben in der Erdrinde einnimmt. Man unterſcheidet gleichför-
ungleichförmige und übergreifende Lagerung. Gleichförmige Lagerung hat
wenn die Schichten eines über einer andern Felsart gelagerten Geſteins, nach
hen und Fallen, die nämlichen Verhältniſſe zeigen, wie jene der Unterlage.
r ungleichförmigen oder abweichenden Lagerung ſind die Schichten des obern,
agern Geſteins denen des ältern, tiefer liegenden, nicht parallel, d. h. ſie zei-
ch verſchieden nach Fallen und Streichen. Die Lagerung iſt übergreifend,
die aufgelagerte Felsart die Ausgehenden der Schichten des ältern Geſteins
. Wechſellagerung iſt die Erſcheinung, wenn Felsarten zu mehren Malen,
f der andern ruhend, folglich eine gleichzeitige Entſtehung andeutend, eine
ſelbe Formation ausmachen. Parallelformationen ſind Felsarten, die ein-
wechſelsweiſe vertreten; es ſind geognoſtiſche Äquivalente. — Die be-
ern Lagerſtätten der Mineralien, die Gänge und Lager ſind der
ſtand bergmänniſcher Gewinnung und daher von großer Wichtigkeit. Gän-

ben wurde, die nachher die neue Oberfläche des Planeten bildeten, ließ unzählige Überreſte zurück, die als Zeugen der Größe und Form der organiſchen Körper da-ſtehen, und in denen wir, wenn man ſie mit denjenigen vergleicht, welche ſich jetzt auf der Erde finden, mit wenigen Ausnahmen entſprechende und gleiche Bildungen ver-miſſen. Dieſe Überreſte erzählen uns von einer vergangenen Zeit, da ſie wie wir lebten und die Oberfläche der Erde bewohnten; ſie ſagen uns aber nichts von dem Ereigniß, welches ſie ſo tief unter dieſelbe begrub. Sie gleichen in dieſer Hinſicht den großen Überreſten der Baukunſt aus dem Alterthum, welche man in Aſien und Amerika gefunden hat, und die von einem Zeitalter herſtammen, deſſen Andenken verſchwunden war, ehe unſere Geſchichte begann, und wo gerade die Unmöglichkeit, etwas von ihrer Entſtehung zu erfahren, die Forſchungsbegierde bei Jedem, der ſich mit ihrer Unterſuchung beſchäftigt, erhöht. Daſſelbe iſt bei der Geologie der Fall. Die zuletzt zerſtörten Organiſationen liegen in der oberſten Schicht der Erde begra-ben, die ältern im Verhältniß ihres Alters untereinander, und jede in ihrer Erd-ſchicht hat eigenthümliche Charaktere. Die erſten und älteſten, d. h. die niederſten waren ganz verſchieden von denen, welche jetzt leben, und zeigen, daß die Verhält-niſſe, welche damals ſtattfanden, ganz von den jetzigen verſchieden ſind. Man iſt auch ferner darüber einig, daß vor dem erſten, in Vergleich mit dem jetzigen unvoll-kommenen und unausgebildeten Organiſationstypus unſer Planet öde und leer war, und daß die jetzigen Urberge eine flüſſige Maſſe conſtituirten, welche allmälig erſtarrte. Die ſphäroidiſche, gegen die Pole abgeplattete Geſtalt der Erde iſt ein entſcheidender Beweis dafür, und wir dürfen nur das bloßgelegte Innere vieler Berge mit einiger Aufmerkſamkeit betrachten, um zu ſehen, daß die Maſſe, aus welcher ſie beſtehen, in Bewegung war, während ſie anfing zu erſtarren, und daß ſie erhärtete, bevor ihre Theile ſich wieder in eine neue Ordnung legen konnten. Bei der Frage über den flüſſigen Zuſtand der Erde theilen ſich die Meinungen. Einige Geologen glauben, daß die Urberge vom Waſſer durchdrungen, und in demſelben aufgelöſt geweſen ſeien; an der Spitze dieſer ſtand Werner (ſ. d.), welcher dieſe Meinung zuerſt aufſtellte. Andre glaubten, daß die Erde durch eine höhere Tem-peratur geſchmolzen, d. h. in einem glühenden Fluß geweſen ſei. Man pflegt dieſe beiden Hypotheſen die neptuniſtiſche und die vulkaniſche zu nennen. Die letztere hatte zu allen Zeiten die meiſten Anhänger. Buffon's Behauptung, daß die Erde durch einen Kometen aus der glühenden Maſſe der Sonne ausgeſtoßen worden ſei, und welches eine mathematiſche Unmöglichkeit in ſich ſchließt, bekam auch keine Anhänger. De la Place äußerte die Idee, daß die Sonne ehemals eine weit höhere Temperatur als jetzt hatte, daß die gasförmigen Beſtandtheile derſelben ſich über die Bahn aller Planeten des Sonnenſyſtems hinaus erſtreckten, und daß dann als dieſe ſich bei abnehmender Temperatur verdichteten, die feſtgewordenen Theile dieſer Atmoſphäre in kugelförmige Körper auf verſchiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkte der Sonne ſich ſammelten, und die Planeten ſich bildeten, welche nachher erſtarrten und ſich abkühlten. Nach dieſer Hypotheſe waren die Beſtand-theile der Erde einmal ſo ſehr erhitzt, daß ſie Gasform hatten. Hutton, welcher beſonders es verſuchte, die vulkaniſche Hypotheſe auszuarbeiten, ſtellte ſich vor, daß das Innere der Erde durch Feuer flüſſig ſei, und daß dieſes unterirdiſche Feuer in Verbindung mit dem Waſſer der Atmoſphäre an den vorgegangenen Revolutionen Theil genommen habe, und unaufhörlich neue vorbereite, welche mithin in langen Zwiſchenräumen immer aufeinander folgen müſſen, ſodaß das, was jetzt Land iſt, einſt Meeresgrund werden muß, wo dann der Meeresgrund aufgehoben werden und Berge und Erhöhungen bilden müßte. Aber in allen den Theilen der Wiſſenſchaft, wo die Einbildungskraft einen freien Lauf hat, ohne von der Erfahrung gezügelt werden zu können, wird jedes Individuum ein eignes Syſtem ſich bilden. Wer-ner führte gegen die vulkaniſche Hypotheſe an, daß unſere Urberge oft Verbin-

nthalten, welche beim Glühen verändert werden, und welche mithin bei dieſer peratur nicht Beſtand haben können, ohne zerſtört zu werden, und von welchen Waſſer einen weſentlichen Beſtandtheil ausmacht. Dieſe Verbindungen kön- nicht aus einer geſchmolzenen Maſſe gebildet werden, welche allmälig erſtarrte. n hat von ſeiner Seite dieſen Einwurf durch Verſuche zu widerlegen geſucht, e zeigen, daß flüchtige Körper, welche bei dem gewöhnlichen Druck durch Glü- us ihrer Verbindung ausgetrieben werden, ſich bei einem ſtärkern Druck und rſchloſſenen Raum beim Schmelzen in derſelben erhalten können, welches be- s bei der Kohlenſäure in dem kohlenſauren Kalke ſtattfindet. Es iſt hier er Ort, die Schwierigkeiten darzulegen, welche jede dieſer beiden Hypotheſen rfolge hat; beide führen Umſtände an, die wir weder erklären, noch mit un- wöhnlichen wiſſenſchaftlichen Begriffen vereinigen können. Die Anhänger r's lächeln oft über die von Hutton; denn dieſe Überreſte von organiſchen , mit welchen die jüngern Schichten der Erde überfüllt ſind, ſprechen ſo deut- r eine Revolution ohne Feuer und beweiſen, daß ein Theil der jüngern Berge Einfluß des Waſſers gebildet wurde; aber die Wernerianer laſſen dabei außer daß dieſes nichts für den urſprünglich flüſſigen Zuſtand der Maſſe des Erd- weiſt, bevor lebende Geſchöpf ſich auf demſelben befanden, und bevor lmſtürzungen der Erdoberfläche ſich ereigneten. Es iſt uns ganz und gar nnt, wie die Beſtandtheile des Granits in dem Waſſer hätten aufgelöſt ſein , es ſteht ſogar mit aller Erfahrung im Widerſpruch, die wir bisher von dem Vermögen des Waſſers hatten. Dem Waſſer dabei ein andres Vermögen hrtauſenden als es jetzt hat zuſchreiben wollen, iſt eine Ungereimtheit, denn eſen der Körper beſteht in ihren Eigenſchaften; dieſes wäre ſo viel, als wenn gte, das Waſſer ſei damals nicht Waſſer geweſen, oder die Beſtandtheile der ien nicht das geweſen, was ſie jetzt ſind; mit einem Worte es hieße eine ng erdichten, ſtatt ſie zu ſuchen. Auf der andern Seite, wenn wir uns die te des Erdballs als gegeben und zuſammengeführt, aber noch nicht als ver- denken, ſo ſollte ihre Verbindung ſtattfinden, und der gewöhnliche Begle- lben, das Feuer, ſollte in ſeiner intenſeſten Form ſich zeigen. Das Reſul- Verbindung ſollte eine ſphäriſche, flüſſige Maſſe werden, ein Tropfen von rem Durchmeſſer, und von einer unendlich hohen Temperatur, welcher ſich durch Radiation, aber äußerſt langſam abkühlt, und den geſchmolzenen ungen Gelegenheit gibt, ſich zu trennen und mehr oder weniger vollkommen yſtalliſationstendenz zu gehorchen. Wer darf Meinungen über den Uran- Materie aufſtellen? Der menſchliche Verſtand muß ſeine Grenzen kennen, innerhalb dieſer ſein Vermögen üben; wir können aber, ohne dieſe Gren- berſchreiten, uns die Elemente auf unſerem Planeten als einſt in andern niſſen verbunden denken. Die Veränderung dieſer und der Übergang zu hatte unvermeidlich eine außerordentlich erhöhete Temperatur im Gefolge. lkane ſind hiervon ein ſprechender Beweis im Kleinen; und wenn wir mit- hmen dürfen, daß die Grundmaſſe der Erde nicht in einem Augenblick das s ſie jetzt iſt, ſondern daß ihre Elemente erſt nachher von Zeit zu Zeit ſich zu anden, was ſie jetzt ſind, ſo folgt daraus unwiderſprechlich, daß der Erdball f einen unendlich hohen Grad erhitzt werden mußte, in glühenden Fluß ge- obei ſeine jetzigen Seen und Meere ſeine Atmoſphäre bildeten. Vergleicht n auf der einen Seite die wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit, welche in dieſer u liegen ſcheint, mit dem den Lehren der Wiſſenſchaft geradezu Widerſpre- was in der Werner'ſchen liegt, ſo erhält die vulkaniſche Hypotheſe eine grö- hrſcheinlichkeit als die neptuniſtiſche, ohne daß man ſie jedoch ſchon als be- ſehen und deßwegen manche der Räthſel löſen könnte, welche ſich zeigen, r das Detail der älteſten Grundmaſſe der Erde ſtudiren. (Vgl. Breis-

lak'ſches Syſtem.) — Eins der wichtigſten Werke über Geognoſie iſt A. v. Humboldt's „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux Hémisphères" (deutſch von C. v. Leonhard, Strasburg 1823). Auch gehören hierher die Transactions der geologiſchen Geſellſchaft, die in London 180[illegible] errichtet wurde und 1821 d. 5. Bd. ihrer Abhandlungen in 4. m. Kpf. herausgab, und v. Leonhard's „Charakteriſtik der Felsarten" (Heidelberg 1823).

Geographie (griech.), Erdkunde, Erdbeſchreibung, die Darſtellung des Zuſtandes und der Beſchaffenheit unſers Weltkörpers; im engern Sinne auch die Darſtellung von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit eines Theils unſerer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachſen u. ſ. w. Da nun die Erde betrachtet werden kann, entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Beſtandtheilen, Beſchaffenheiten und Erſcheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Weſen verſchiedener Art iſt, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftweſen, die ſich in ſeine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Kraftwirkung er mannigfaltige Veränderungen erleidet, ſo geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor: die mathematiſche, phyſikaliſche und politiſche. Die beiden erſten zuſammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathematiſche Geographie (ſ. d.) iſt ein Theil der angewandten Mathematik. Die phyſikaliſche Geographie befaßt unter ſich 1) die Geiſtik (ſ. d.); 2) die hydroiſtiſche Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegung, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänke, Barren), und b) von dem Landgewäſſer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüſſen (Urſprung, Richtung, Waſſerfälle, Mündungen u. ſ. w.), Landſeen; 3) meteorologiſche Geographie, a) vom Luft- und Äthermeere, b) von den Regionen der Atmoſphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schneegrenzlinie, verſchiedenen Klimaten), d) von den Luftbewegungen, Winden, Paſſat-, Sturmwinden, e) von den Lufterſcheinungen; 4) Producten-Geographie, a) [illegible]logiſche, b) botaniſche, c) mineralogiſche; 5) anthropologiſche Geographie. In der politiſchen Geographie betrachtet man die Erde als einen Inbegriff der Wohnplätzen vernünftiger Weſen, nach den verſchiedenen Verhältniſſen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderſeins auf demſelben, in einzelnen größern oder kleinern geſellſchaftlichen Verbindungen. So gründlich nun auch beſonders ſeit Büſching dieſe politiſche Geographie behandelt worden war, ſo hatte ſie doch zu Vieles in ihre Mitte gezogen, was ausſchließend der Statiſtik angehört, die freilich erſt in der zweiten Hälfte d. 18. Jahrh. in einer ſelbſtändigen wiſſenſchaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statiſtik als Wiſſenſchaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterſchieden werden muß, ſo war es allerdings nöthig, die Grenzlinie zwiſchen der politiſchen Geographie und der Statiſtik genau zu ziehen, und aus der Geographie Alles zu entfernen, was bloß der Statiſtik angehört. Denn wenn die Statiſtik den einzelnen Staat als ein in ſich zuſammenhängendes Ganzes mit ſteter Hinſicht auf Staatsrecht, Staatswiſſenſchaft und Politik ſchildert, weil nur nach dem Maßſtabe dieſer Wiſſenſchaften die Verfaſſung, die Verwaltung und das politiſche Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, ſo hängt die Geographie ausſchließend am Örtlichen. Sie ſtellt das Einzelne dar, wo ſie es findet; ſie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreiſe und Provinzen der Staaten und Reiche, charakteriſirt die natürlichen Verhältniſſe des Bodens, die Berge, die Flüſſe, Städte, die wichtigſten (oder ſämmtliche) Dorfſchaften, die verſchiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehe

ch der Örtlichkeit. Bisher entlehnte man aus den eigentlichen statistischen No-
n für die Geographie wahrscheinlich nur deßhalb so viel, um diese für den Ju-
dunterricht anziehender, oder die Handbücher derselben für die Bedürfnisse der
er aus verschiedenen Ständen und Volksclassen reichhaltiger zu machen. Das
Mißverhältniß in den geographischen Hand- und Lehrbüchern, und die fort-
ernden Veränderungen in dem politischen Zustande der europäischen Staaten
Reiche, welchen selbst die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der
graphie, und die wiederholten Auflagen derselben nicht immer schnell genug fol-
und den jedesmaligen neuesten Zustand der politischen Geographie bestimmt
ellen konnten, veranlaßte mehre denkende Männer, nach Gatterer's früherer
eutung, eine sogenannte reine Geographie vorzuschlagen und auszuführen, in
her man die natürliche Beschaffenheit des Erdbodens, nach seinen Meeren,
gketten und Flüssen, als Grundlage der Geographie behandelte, sie als Behuf
Eintheilung der Oberfläche festhielt, und die Wissenschaft selbst nach diesem
ßstabe vollständig durchführte. Obgleich nun diese Behandlung der Geogra-
durch die Einfachheit ihres Grundsatzes, und durch ihre genaue Sonderung
der Statistik sich empfiehlt, so dürfte sie doch, besonders wenn sie beim Jugend-
richte die einzig gültige werden sollte, die Lücken nicht ersetzen, welche nothwen-
us der gänzlichen Verdrängung der wohlverstandenen politischen Geographie
ehen müßten. Auch sind die in dieser Hinsicht gemachten Versuche im Gan-
zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erschöpfend
geführt. Die politische Geographie kann sich natürlicher Weise nicht in
Zeitaltern gleich sein; man theilt sie daher historisch in die alte, mittlere,
und neueste ein. Im weitern Sinne umschließt die alte Geographie nicht al-
ie Darstellung des Zustandes der historisch bekannten Erde und ihrer Bewoh-
it der ersten beglaubigten historischen Kunde bis zum Umsturze des römischen
reichs, sondern auch die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten
i mythischen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alter-
s. Ein Theil derselben, die biblische Geographie, eine Hülfswissen-
der gelehrten Bibelauslegung, ist vorzüglich von Bochart, Michaelis, Ro-
ller, J. Schultheß u. A. angebaut worden. Rich. Palmer's „Bible Atlas,
red geography delineated", in 26 Kärtchen, Lond. 1823, verdient e. kri-
Bearbeitung. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umsturze des rö-
n Westreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils,
ka (von 476 — 1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von
ntdeckung Amerikas bis auf d. J. 1789, und die neueste die Zeit von 1789
it. Q.

In der Geschichte der Geographie, als Wissenschaft, kann man
de Perioden annehmen: 1) Mythische von der ältesten Zeit der Sage bis
rodot. Quellen sind hier Moses, Homer und Hesiod. Das meiste ist dun-
unsicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographisch als geogra-
2) Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Era-
es, 270 J. vor Chr. Hanno, Skylax, Pytheas, Aristoteles, Dikäarchus lie-
on einzelnen Ländern anziehende Beschreibungen. 3) Systematische
ode von Eratosthenes bis Claudius Ptolemäus, 161 J. nach Chr. Poly-
ipparchus, Artemidorus, Posidonius, Strabo, Dionysius Periegeta, Pom-
Mela, Plinius gehören hierher. 4) Geometrische Periode von
äus bis Nik. Kopernicus, 1520 J. nach Chr. Länge und Breite der Ör-
den bestimmt. Man kann hier unterscheiden a) die Zeit vor den Arabern
mias, Marcianus, Agathemerus, Peutingerische Tafel, Kosmas); b) Zeit
Arabern, von 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Ischak, Scherif Edrisi, Nassir-
Abulfeda, Ulugh-Begh; der einzige christliche Geograph ist Guido von Ra-

venna). 5) Ech: wissenschaftliche Periode, von Kopernicus bis auf uns. Man findet hier genauere astronomische Bestimmungen, zweckmäßige Berichte von Reisen zu Wasser und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, bestimmtere Ländermessungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographische Systeme und Lehrbücher. Auch ist erst in diesen Zeiten der Versuch einer systematischen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittlern Geographie geschehen. Christoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erschien zuerst zu Leipzig 1686, 12.: „Geographia antiqua ad veterum historicorum faciliorem explicationem apparata". Umgearbeitet: „Notitia orbis antiqui" (2 Thle., 4., Leipzig 1701) Die neueste Ausg. ist von 1773. Darauf schrieb Joh. Dav. Köhler eine „Anleitung zu der alten und mittlern Geographie", mit 37 Charten in 3 Bdn., Nürnb. 1730. Das „Handbuch der alten Geographie", von d'Anville, in 5 Th., erhielt seine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausg., welche von mehren deutschen Gelehrten, trefflich bearbeitet und reichlich ausgestattet wurde (Nürnb. 1800 fg. Der 1. und 2. Th. enthält Europa von Heeren, der 3. Th. Asien von Bruns der 4. Afrika von Bruns und Paulus, und der 5. die mittlere Geographie. Zu diesem schätzbaren Werke gehört ein sehr brauchbarer Atlas von 12 Charten, Fol.— Mit sorgfältigem Fleiß und Quellenstudium hat Konrad Mannert die „Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt", bis jetzt 8 Th. (die 6. in 3 starken Bdn. und die ersten 2 Th. haben eine ganz umgearbeitete Aufl. erhalten) 1788—1820. Brauchbare Untersuchungen über Gegenstände der alten Geographie enthalten Heeren's „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt", (4. Aufl. in dessen sämmtl. Werke 10.—14. Th., Gött. 1824). Anwendbar beim Jugendunterricht ist Funke's Atlas der alten Welt, 12 Charten mit erklärenden Tabellen (Weimar 1800, 4. sowie der Schultatlas für die alte Erdbeschreibung, 15 Bl., von Heusinger u. Dufour (Braunschweig, Querfol.); vorzüglicher ist Reichard's „Orbis terrarum antiquus" (Nürnb. 1819. fg.) und für Schulen: Kärcher's „Orbis terrarum antiqui et Europa medii aevi", 23. Bl. Querfol., Karlsruhe 1824 (im Ausz. u. d. T. „Atlas minor", in 9 Bl.) Die Geschichte der Geographie, bis herab zum J. 1800, umfaßt in einer faßlichen Übersicht Malte-brun's „Geschichte der Erdkunde" aus dem Franz., herausg. mit Zusätzen von E. A. W. v. Zimmermann, 2 Abthe. (Leipzig 1812). Doch ist durch dieses Werk Sprengel's „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan (2. Aufl. Halle 1792) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umschließender Gelehrsamkeit geschriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Christoph Junker's „Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten" (Jena 1712, 4.) macht jenes Bedürfniß erst recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Gesselin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, so unvollkommen auch ihre Bearbeitung und so unsicher ihre damalige Grundlage war, gewann doch bereits in der ersten Hälfte d. 18. Jahrh. durch Hübner's vollständige Geographie, die viele Aufl. erlebte; durch des Rect. Hager geographische Schriften, und durch die in 16 Th. fleißig zusammengetragene „Neue europäische Staats- und Reisegeographie" (Leipzig 1750 fg.). Der Neubegründer der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Ant. Friedr. Büsching, dessen „Neue Erdbeschreibung" zum ersten Mal 1754 zu Hamburg erschien. Die neueste, 8. Aufl. dieses classischen Werks ist von 1787, und enthält im Ganzen 11 Bde. Freilich ist dasselbe, nach den großen Veränderungen der neuesten Zeit, nicht ganz mehr in seiner damaligen Gestalt brauchbar, auch hat es für ein geographisches System zu viele Beimischungen aus der Statistik, und ist

insicht des Plans und der Folge nicht geordnet genug. Von der angekündigten
uen Bearbeitung dieses Werks ist nur die Geographie von Portugal von Ebe-
g, und die von Schweden von Rühs, sowie Amerika (aber noch unvollendet) in
Th. von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortsetzung von Asien von
prengel und Wahl erschienen. In Verbindung mit der Geschichte der darge-
lten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu viel sta-
istischen Einmischungen, Normann in s. „Geographischen und historischen Hand-
che der Länder-, Völker- und Staatenkunde", von welchem aber seit 1785 bloß
utschland in 5 Abtheil. und die Schweiz in 4 Abtheil. erschienen sind. Ein voll-
ndiges „Handbuch der neuesten Erdbeschreibung" begann Gaspari 1797, wel-
s in der 1. Abtheil. des 1. Bds. die mathematische, physische und politische Geo-
phie überhaupt, in der 2. Abtheil. den östreichischen, bairischen, schwäbischen
d fränkischen Kreis, in den beiden Abtheil. des 2. Bds. größtentheils das übrige
utschland, und in der 1. Abtheil. des 4. Bds. Portugal, Spanien und Frankreich
n Ehrmann bearbeitet) enthält, aber unvollendet geblieben ist. Von dem „Ver-
einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile", von Bruns,
nur die 6 ersten Th. (Nürnb. 1791—99) erschienen, welche Afrika enthalten.
ch einem nicht so ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht
ndigt, war Friedr. Gottlieb Canzler's „Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen
fange zum Gebrauche bei Vorlesungen", in 3 Th. (Göttingen 1791 fg.). In
pendiarischer Form lieferte Gatterer die ersten geographischen Werke mit kriti-
m Geiste in s. „Abrisse der Geographie" (Göttingen 1772) und in einem „Kur-
Begriffe der Geographie" (Göttingen 1789, neue Aufl., 1793). Für den
trag der Geographie auf Akademien und Gymnasien sorgte Fabri in s. „Handb.
neuesten Geographie", in 2 Th., und für niedere Schulen in s. „Abrisse der
graphie". Seine große mit vielem Fleiß eröffnete: „Geographie für alle Stän-
hat bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutschlands, nach
hemaligen Kreiseintheilung in 5 starken Bdn. (Leipzig 1786—1808) darge-
. In der Folge sorgte Gaspari durch zwei Lehrb. der Geographie, für den
. 2. Cursus dieser Wissenschaft beim Jugendunterricht (Weimar seit 1792)
le bessere Methode in der Behandlung derselben, besonders da mit jedem Cur-
in besonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausge-
n ward. (1. Cursus 15. A. 1826; 2. Cursus 11. A. 1826). Mit Rück-
aber auf die neuesten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Prof.
n in Berlin s. „Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansichten", wel-
für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Th. 1808 (Leipzig), und
ner 5. Aufl. Leipz. 1825, 3 Th. (doch mit dem seit d. 2. Aufl. veränderten
: „Handbuch der Geographie und Statistik" erschien. Von dem Auszuge
iesem Werke für den Jugendunterricht ist 1825 die 14. Aufl. erschienen. Ein
bares Lehrbuch lieferte Cannabich, wovon die 11. Aufl. 1827 (zu Ilmen-
rschien. Das durch Gaspari, Hassel, Cannabich, Gutsmuths und Uckert
eitete und seit 1819 zu Weimar erschienene „Vollständige Handbuch der neue-
Erdbeschreibung" besteht aus 23 Bdn., wovon der 20. noch nicht erschienen
Es vereinigt Geographie und Statistik, ist sorgfältig bearbeitet und hat die
immung, an Büsching's Stelle zu treten. Kein andres Volk besitzt bis jetzt
hnliches Werk von solcher Vollständigkeit. In den meisten Handbüchern
Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematische und
kalische Erdbeschreibung in einer Übersicht vorausgeschickt. (Die besondern
iften über mathemat. Geogr. s. in d. A.) S. J. T. Mayer's „Lehrb.
physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie" (Götting. 1805)
orzüglich Hochstetter's „Allgem. math. und physik. Erdbeschreib." (Stuttgart
), 2 Thle.). Die physikalische Erdbeschreibung haben einzeln behandelt F. W.

Otto in dem „Syſteme einer phyſiſchen Erdbeſchreib. nach den neueſten Entdeckungen" (Berl. 1800), von J. E. Fabri in ſ. „Abriſſe der natürlichen Erdkunde" (Nürnb. 1800), und Kant in ſ. „Phyſiſchen Geographie", herausgeg. von Rink, 2 Th. (Königsberg 1802). Zu der reinen Geographie hatte Gatterer in dem „Kurzen Begriffe der Geographie" die erſten Grundlinien gezogen. In der neueſten Zeit verfolgten dieſe Anſicht: Zeune, in der „Gea" (Berlin 1808), welche 1811 in einer 2. Aufl. mit der veränderten Schreibart: „Góa, Verſuch einer wiſſenſchaftl. Erdbeſchreibung" erſchien; Kaiſer, in dem „Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut" (München 1810); Stein in ſ. „Geographie für Real- und Bürgerſchulen nach Naturgrenzen" (2. Aufl. Leipzig 1808); Hommeyer, in der „Reinen Geographie von Europa" (Königsberg 1812), und Kunz, in dem „Lehrb. der reinen Geographie" (Tübingen 1812). Eine neue wiſſenſchaftl. Bearbeitung der Geographie begann K. Ritter in ſ. trefflichen Werke: „Die Erdkunde, im Verhältniſſe zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen, oder allgemeine vergleichende Geographie" (Berlin 1817 fg.) Als Sammlung für das Studium der Erdkunde ſind die „Neuen Allg. geogr. Ephemeriden", bis 1827, 21 Bde., die „Länder- und Völkerkunde" Weimar, in 24 Bdn. geſchloſſen), die „Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen", bis 1826 43 Bde. und das von Verneur in Paris herausgegeb. „Journal des voyages, découvertes et navigations modernes" (wovon 1824 das 66. Heft erſchien) und ähnliche Sammlungen (z. B. der „Globus" von Streit und Cannabich 7 Hefte) insbeſondere die „Hertha" (von Berghaus und Hoffmann) bei Cotta, ſeit 1825, zu erwähnen. — Von den neueſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Wörterbüchern ſind die ſchätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgeſ. von Schorch) nicht beendigt worden. Der alte Hübner erſchien 1804 in einer neuen Aufl.: „Neues Staats-, Zeitungs- und Converſationslexikon", und umgearbeitet von Rüder, 1824. Auch das Jägerſche „Geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Zeitungslexikon" wurde von Mannert (3 Th. und Nachträge zum 1. und 2. Bde.) neu bearbeitet; es iſt reichhaltig, betrifft aber nur die Zeit bis 1813. Für die gegenwärtigen Verhältniſſe dient als ausreichend: Haſſel's „Allgemeines geographiſch-ſtatiſtiſches Lexikon", in 2 Th. (Weimar 1817), und Stelns „Zeitungs-, Poſt- und Comptoirlexikon", in 4 Bdn., und Nachträge dazu (Leipzig 1818 fg.). Unter den ausländiſchen lexikographiſchen Werken iſt ausgezeichnet: „The edinburgh Gazeteer, or geographical dictionary", das 1817 fg. in 6 Bdn. nebſt Atlas von Arrowſmith erſchien. Ferner das „Dictionn. géograph. universel", von Beudant, Billard, Dousin, Dubréna, Eyries, A. v. Humboldt ꝛc. (Paris 1824 fg.) und das „Dictionn. classique et universel de géographie moderne, m. einem Atlas der alten, und einem der neuen Länderkunde, von Hyaz. Langlois (Paris ſeit 1825). Auch iſt van der Meelen's „Allgem. Atlas für die phyſ. und mineralog. Geogr. aller Erdtheile" (Brüſſel 1826 fg., bis jetzt 7. Lieferungen) zu empfehlen. Unter den Handb. für Reiſende ſind das franz. und deutſche Werk von Reichard („Guide des voyageurs en Europe" und der „Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg"), welche viele Ausg. erlebt haben, die vorzüglichſten; doch iſt auch für Deutſchland insbeſondere und die angrenzenden Länder Engelmann's „Taſchenbuch" (Frankf. 1821) brauchbar, und für Italien Weigebaur's Handbuch für Reiſende in Italien" (Leipz. 1826).

Geographiſche Kupferſtecherkunſt, ſ. Kupferſtecher.

Geologie, ſ. Geognoſie.

Geomantie, die vorgebliche Kunſt, aus gewiſſen, in Sand gemachten Punkten zu wahrſagen: eine Art der ſogenannten Punktirkunſt.

Geometrie, Erd- oder Feldmeßkunſt, der zweite Haupttheil der reinen Mathematik (ſ. d.), beſchäftigt ſich mit der Ausdehnung der Größen im Raume

t der Lage und den Verhältnissen ihrer Theile, also mit ihrer Form, während erste Haupttheil der Mathematik, die Arithmetik, es ausschließlich mit der enge der Dinge zu thun hat. Wo die Arithmetik (s. d.) nur ab- oder zu-lt, d. h. rechnet, und sich dabei willkürlich angenommener Zeichen bedient (Zif- oder Buchstaben), construirt die Geometrie, Bilder, Figuren, der Größen ſt, und mißt die Größen nach ihren Verhältnissen zu einander. Die Form r Größe der Körperwelt erscheint in ihrer Ausdehnung dreifach: nach Länge, Breite Höhe oder Tiefe. Diese Körperform wird uns erkennbar, wo sie aufhört, d. h. ihrer Außenfläche (Oberfläche). Diese ist aber selbst nichts Körperliches mehr, dern eine Größe oder Figur von zweifacher Ausdehnung: nach Länge und Breite, nach Länge und Höhe, oder nach Länge und Tiefe. Was nun die Flächen- n bildet oder bestimmt oder begrenzt, ist an sich selbst nur eine Länge, die Linien- n. Nach dieser dreifachen Form der Ausdehnung pflegt man die Geometrie ge- mlich abzuhandeln; daher die drei Hauptabschnitte derselben, Längen-, Flächen-, permeßkunst oder Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie. Zwei Linien nen durch ihre Lage gegen einander einen Winkel bilden. Hieraus haben Geo- r eine Reihe von Sätzen entwickelt, welche das Verhältniß und die Vergleichung er Linien zu einander und ihre Beziehung zu den von ihnen gebildeten Winkeln alten. Dies ist die besondere Lehre der Goniometrie (Winkelmessung). nso umfaßt die Cyklometrie oder Bogenmessung Alles, was zu den Bezie- gen der zwischen den Linien der Winkel beschriebenen Kreisbogenstücken zu diesen n und Winkeln selbst gehört. Auch die Dreieckmessung (s. Trigonome-) und die Vielecksmessung (Polygonometrie) machen besondere Zweige der Geo- ie aus. Man unterscheidet eine niedere und eine höhere Geometrie und ol die Grenzen beider sich nicht mit Schärfe ziehen lassen, rechnet man doch zur n die Lehre von den krummen Linien, Flächen und Körpern, nämlich die Lehre Kegelschnitten (s. d.) und den hieraus abzuleitenden Curven, wie ferner die e von der Rad- (Cykloide), Muschel- (Conchoide), Schnecken- (Spirale), Ket- nie, Isochrone oder Tautochrone, Epicykloide und Hypocykloide, lorodromischen u. dgl., wo dann insbesondere die Analysis endlicher Größen und die Infinitest- chnung in Anwendung kommen. — Unter analytischer Geometrie ver- man überhaupt die Anwendung der Analysis auf die Geometrie, wo alsdann die mgrößen auch wie Zahlen behandelt und durch Rechnung entwickelt werden. die Geschichte und Literatur der Geometrie s. Mathematik. — Prakti- Geometrie, s. Feldmessen. 5.

Geometrische Reihe, s. Progression.

Georg (der heilige Ritter St.-), der christliche Perseus, nach der Legende appadocischer Prinz. Seine berühmteste Heldenthat war die Besiegung eines wurms und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter. Das Herz- d des kaiserl. russischen Wappens stellt den heil. Georg dar, wie er den Lindwurm cht. Dieser Ritter wird gewöhnlich zu Pferde in Rüstung abgebildet. Unter ist ein Lindwurm oder Drache (Krokodil), den er ersticht. Diese Darstellung ndet sich auf folgende Sage: ein Drache begegnete einst einer Königstochter, Aja nnt, und wollte sie verschlingen. In dieser Noth traf sie der Ritter. Wahr- nlich stammt die Legende aus dem Orient und gelangte aus solchem in der Pe- der Kreuzzüge zu uns. Die alten christlichen Kaiser führten diesen Ritter be- in ihren Standarten, und man legte diesem Panier eine Wundermacht bei, ß der Kreuzfahrer unter diesem Panier gewiß zu siegen glaubte. Der Dra- war auf solchem das Bild des Heiden oder Muselmanns, der bekämpft wer- sollte.

Georg I. (Ludwig), König von Großbritannien, geb. zu Hanover 1660, e von s. Vater, Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Braunschweig-Lüne-

burg, 1698 dieſes Land, und von ſ. Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten Herzogs von Celle (Wilhelm), die lüneburgiſchen und celliſchen Lande. (Dieſe Fürſtin, Mutter Georgs II., ſtarb geſchieden, als Gefangene zu Ahlen, 1726. S. „Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geh. Geſchichte des hanöv. Hofes", Berlin 1825.) Wenige Jahre nach dem Tode ſ. Vaters (1701) empfing ſ. Mutter, die faſt 73jähr. Kurfürſtin Sophia (eine Enkelin König Jakobs von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hauſe die Nachfolge auf dem engliſchen Thron verlieh. Doch erlebte ſie ihre Thronbeſteigung nicht, denn ſie ſtarb 9 Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hauſe Stuart. So ward nun Kurfürſt Georg Ludwig (8. Juni 1714) u. d. N. Georg I., König von Großbritannien und Irland. Kraftvoll wußte er ſein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jakob III.) und deſſen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weiſe Politik und hohes Intereſſe für die Nation, die ſich ihm anvertraut hatte, jeden ſeiner Schritte bezeichnen, wiewol die Engländer ihn nie liebten, weil ſein Weſen nicht volksthümlich war. Seine Verbindung gegen Karl XII. von Schweden erwarb ihm zu ſ. hanöver. Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptſächlich von ihm die Entlaſſung des ſpaniſchen Miniſters Alberoni zur Bedingung gemacht, nachdem er das ſchlauverſtrickte Gewebe dieſes herrſchſüchtigen Mannes zerriſſen hatte. Durch ſ. Marine, beſonders ſeit der Vernichtung der ſpaniſchen Flotte im mittelländiſchen Meere hob er zuerſt den Einfluß des engl. Cabinets auf die Entſchließungen des übrigen Europa. 1727 unternahm er eine Reiſe in ſ. Erbländer; da ereilte ihn am 22. Juni der Tod in Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (Auguſt), geb. als Kurprinz von Hanover, 1683, begleitete ſ. Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wales und Grafen von Cheſter ernannt wurde. Er erwarb ſich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen u. eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt, daß er der edelſte Mann im ganzen Königreiche geweſen ſei. Seine Gemahlin, Caroline, des Markgrafen Joh. Friedrich zu Anſpach Tochter, ſtarb 1737. Georg entwickelte früh einen kriegeriſchen Geiſt, von dem, ſowie von ſ. Tapferkeit, er zuerſt in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die erſten ruhigen Jahre ſ. Regierung widmete er den Beſchäftigungen des Friedens; die Univerſität Göttingen, nach ihm Georgia Auguſta genannt, ward in jener Zeit von ihm geſtiftet. Aber ſ. Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen öſtreich. Erbfolgekriege zu Thaten auf der Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen, am 27. Juni 1743, ſchmückt ſ. Haupt mit einem Lorberkranze, und ohne ſ. Beiſtand hätte vielleicht Maria Thereſia ihren zahlreichen Feinden unterliegen müſſen. Der aachner Friede gab ihm wieder Muße zu der Fürſorge für die innere Wohlfahrt ſ. Reiches. Der über die amerikaniſchen Angelegenheiten entzündete Krieg zwiſchen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeitlang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der ſiebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demſelben, im Bunde mit Friedrich II. am wichtigſten ſind, immer ſichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu deſto größerm Glanze. Da entriß der Tod Georg II ſ. Unterthanen, am 25. Oct. 1760. Ihm folgte ſ. Enkel

Georg III. (Wilhelm Friedrich), König von Großbritannien und Irland und bis 1815 Kurfürſt, ſeitdem König von Hanover, geb. 1738, Sohn von dem 9 J. vor Georg II. verſtorb., Friedrich Ludwig, Prinzen von Wales, und Auguſte T. Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha, folgte ſ. Großvater, Georg II., de 25. Oct. 1760, u. vermählte ſich, 8. Sept. 1761, mit Sophie Charlotte, T. de Herzogs Karl zu Mecklenburg Strelitz, geb. 1744. Er ſetzte den ſiebenjähr. Krie

Nachdruck fort, und der Friede von 1763 sicherte England den Besitz von Ca-
a u. s. w. In s. lange Regierung fallen der Verlust der nordamerikanischen
mien, die Eroberung vom größten Theile Ostindiens und mehrer Inseln, die
re Vereinigung Irlands mit Großbritannien, und der franz. Revolutionskrieg.
r ihm erhob sich der Ruhm der britischen Seemacht höher als je, durch Howe,
is, Nelson u. A., auch das Landheer erlangte wieder den alten Ruf der Tapfer-
nd Kriegszucht, in Indien und unter Wellington in Spanien und den Nieder-
n. Zahlreiche Erwerbungen haben das Seereich der Briten ebenso sehr erwei-
ls ihren Handel. Schon 1788 hatte der König den ersten Anfall von Geistes-
ttung, ward aber von dem Doctor Willis bald hergestellt. Allein 1792 war
o schnelle Heilung nicht möglich, und es wurde die Frage wegen einer Regent-
in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppositionspartei wollte den
jen von Wales zum Regenten erklärt wissen, allein die Ministerialen unter
s Anführung, welche durch den Prinzen gestürzt zu werden fürchteten, behaup-
, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht sei, sondern
tlich von dem Parlament ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in
n Sinne vorschlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da
önig genas. Man behauptet, daß die wesentlichen Dienste, welche Pitt bei
Gelegenheit dem Könige erwiesen, hauptsächlich ihm die unwandelbare Gunst
en gesichert hätten. Der König ward von s. Volke sehr geliebt; gleichwol
nan mehr als einmal Angriffe auf sein Leben gewagt; namentlich bei dem von
n angestifteten Aufruhr 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine
auf ihn abgedrückt ward, und 1800 im Theater, wo ein gewisser Hatfield,
chher für wahnsinnig erklärt wurde, eine Pistole gegen die königl. Loge abschoß,
doch Jemand zu verwunden. Die königl. Gewalt hat sich unter der Regie-
Georgs III. besonders durch die Fremdenbill und die Suspension der Ha-
-Corpusacte (s. d.) ansehnlich erweitert. Ihr Einfluß im Parlament
rößer als je, theils durch die Spaltungen der Oppositionspartei, theils durch
rmehrung der Mitglieder im Oberhause, deren Anzahl 1760 nur 181, im J.
aber gegen 500 betrug. Als Georg in s. 22. J. den Thron bestieg, besaß
bute, sein ehemaliger Erzieher, sein unumschränktes Vertrauen, das nachher
rmaßen auf den von diesem empfohlenen Lord Liverpool überging. Der Kö-
ehmigte leicht die Plane, die s. Grundsätzen entsprachen, und verfolgte sie
ßter Beharrlichkeit; aber ebenso unbeugsam war er auch in s. Abneigung;
ouverain verabscheute so sehr als er die Grundsätze der franz. Revolution, selbst
herrschende Partei der constituirenden Versammlung die britische Verfassung
ob. Ebenso beharrlich hat er sich geweigert, den irländischen Katholiken die
ung der Test zuzugestehen, welche ihnen Pitt versprochen hatte. Künste
issenschaften hat er mehr beschützt als s. Vorgänger aus dem Hause Braun-
; doch nicht in dem Grade, wie von einem so großen Monarchen hätte erwar-
en können. Fast alle s. Schenkungen und Pensionen hatten mehr einen po-
Zweck. Übrigens war s. Charakter stets sanft und leutselig; sein Gesicht
s Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Va-
erhaft, lebte er stets wie ein einfacher Privatmann in dem Schoße s. zahl-
Familie, vornehmlich zu Windsor. Als er 1804 einen abermaligen Anfall
kheit hatte, beschäftigte man sich aufs neue mit den Maßregeln zu Einsetzung
egentschaft; auch diesmal genas er wieder. Seitdem litt er besonders an
ahme des Gesichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament persönlich
ien. 1810 kehrte seine Geisteskrankheit heftiger als je zurück, und es ver-
alle Hoffnung zur Wiederherstellung. Die Regentschaft wurde daher in
de des Prinzen v. Wales, Georg Friedrich August gelegt. In diesem Zu-
arb der blinde König den 29. Jan. 1820, in einem Alter v. 81 J. 7 Mon.

Seine Enkelin (s. Charlotte im Art. Caroline Amal. Elis.), war den Nov. 1817, s. Gemahlin den 17. Nov. 1818, und s. vierter Sohn, der Her von Kent, den 23. Jan. 1820 gestorben. S. Aikin's „Annals of the reign King George the third, from 1760, to the general peace in the year 181 2 Bde. (Vgl. Großbritannien.)

Georg IV. (Friedrich August), König von England und Hanover, den 12. Aug. 1762, ward den 3. Febr. 1811 mit eingeschränkter Gewalt zum genten von Großbritannien und Irland, auch zum Regenten des 1815 zum Kö reich erhobenen Kurfürstenthums Hanover erklärt. (S. Georg III.) In s Jugend sehr streng durch D. Markham, jetzt Erzbischof von York, und D. Jam hierauf seit 1776 durch D. Hurd, Bischof von Worcester, und Mr. Arnold, tor des St.-Johncollegiums zu Cambridge, erzogen, aber trefflich unterrichtet, einigte der Prinz von Wales mit glänzenden Geistesgaben das vortheilhafteste ßere. Groß und wohlgewachsen, in s. Haltung leicht und gewandt, für den gang hochgebildet mit gewinnender Huld, einfach bei dem feinsten Geschmack, freigebig bis zur Verschwendung, war er einer der schönsten Männer des Königs der Frauen Abgott, die Hoffnung und die Liebe des Volks. Auch fortgerissen wilden Jugendfeuer zu freier, regelloser Lust, der er mit s. Vertrauten, dem Ob St.-Leger, dem Obersten (jetzt General) Tarleton u. A. sich hingab, bloß der britischen Sitte und stand deßhalb hoch in der öffentlichen Gunst. Erbost voll sah die große Zahl der Unzufriedenen auf ihn, als er, verfassungswidrig regeln der Minister laut mißbilligend, an Lord Moira, Fox, Burke, Sheridan andre ausgezeichnete Mitglieder der Opposition sich anschloß. Aber s. Verm mit der schönen Witwe Fitz-Herbert, die zu einer angesehenen katholischen schen Familie gehörte, mißfiel der königl. Familie, wie dem Volke. Dazu kam eine Schuldenlast von mehr als 200,000 Pf. St., die er bei nur 50,000 Pf. Einnahme, während sonst dem Prinzen von Wales wol das Doppelte bewilligt den war, und für den Bau von Carltonhouse, seinem Residenzschlosse, hatte müssen. Die Härte des Vaters nöthigte ihn 9 Monate lang, sich auf das wendigste zu beschränken. Er verkaufte seine Wettrenner, entließ viele s. Hofstaats, stellte das Bauen ein u. s. w. Endlich brachte der Alderman ham s. Angelegenheit vor das Parlament (1787), worauf Pitt als Vermi trat. Später, als er sich mit der Prinzessin von Braunschweig vermählte, jährl. Einnahme bis auf 125,000 Pf. St. Bald nachher als bei der K des Königs 1788 die Frage von einer Regentschaft war, schlug Pitt die Ein kung der damit verbundenen Gewalt vor; Fox widersetzte sich vergeblich zu G des Prinzen. (S. Pitt und Fox.) Doch stimmte das irländische Parla dem Sinne von Fox für die volle Gewalt des Regenten. Bis jetzt hatte d jede Vermählung abgelehnt. Endlich entschloß er sich dazu und vermählte s s. Neigung, aus Staatsgründen, weil sein Vater es wünschte und s. Sch bezahlen versprach, den 8. April 1795 mit der Prinzessin Caroline von B schweig (s. d.). In der Folge, als Bonaparte 1805 England mit einer I bedrohte, verlangte der Prinz, welcher nur Oberster eines Dragonerregim während s. Brüder Generale waren, und der Herzog von York sogar Obe haber, einen höhern Grad in der Armee, allein die Minister und der König, er sich deßhalb mit sehr dringenden Vorstellungen unmittelbar wandte, schl sein Gesuch ab. Als Regent leistete er den Eid den 6. Febr. 1811, und i im ersten J. durch eine Parlamentsbill in der Ausübung der königl. Vorr beschränkt. Er konnte z.B. keine Pairs, außer für geleistete wichtige Dien ten, keine Stelle auf Lebenszeit ertheilen u. s. w. Da er das Ministeri im Sinne s. bisherigen Freunde besetzte, so kam es zu Erklärungen, welche d lichen Blätter mittheilten. Noch unangenehmer mußten ihm viele Äuße

meinung sein als die Untersuchung des Betragens seiner Gemahlin im Parla- e zur Sprache kam (s. d.). Gegen die Erwartung s. bisherigen Freunde, be- er, durch die Lords Liverpool und Castlereagh über die Vortheile des Kron- belehrt, das Regierungssystem Pitt's, mit dem glorreichsten Erfolge und Lud- XVIII. erklärte nach s. Wiederherstellung, daß er nächst Gott, dem Prinzen ten s. Krone verdanke. Darauf empfing der Regent den Kaiser Alexander önig von Preußen, nebst ihren ruhmgekrönten Feldherrn, und mehre fremde n, als s. Gäste in London, mit einer bisher noch nie gesehenen Pracht. In Schreiben vom 14. Juli 1815 bat Napoleon den Regenten um eine Freistatt; Themistokles vertraute er sich an den standhaftesten und großmüthigsten seiner ", allein die britische Staatskunst mußte andre Rücksichten nehmen, als die lutarch's Erzählung. Als Regent stiftete er den 12. Aug. 1815 den hanöver- Civil- und Militair-, Guelphen- und 1818 den englischen St.-Patrik-Orden. eiligen Allianz gab er den 6. Oct. 1815 s. Zustimmung nur persönlich, da die he Staatsverfassung den förmlichen Beitritt nicht gestattete. In derselben bernahm der Prinzregent die Vormundschaft über die braunschweigischen Prin- d das Herzogthum, wo er 1819 die alte feudalständische Verfassung wieder- te. Dasselbe hatte er, jedoch mit mehren Abänderungen, auch in Hanover . Zuletzt hat er für Hanover und Braunschweig die Beschlüsse des Bundes- om 20. Sept. 1819 als gesetzlich erklärt, und die strengen Formen der Cen- n J. 1705 wiederhergestellt. Im März 1816 machte er das Parlament mit folgenden 2. Mai vollzogenen Vermählung seiner Tochter Charlotte mit dem n Leopold von Sachsen-Koburg bekannt. Da der Wohlstand der Na- ch dem Frieden durch die plötzliche Unterbrechung einer ungeheuern Consum- f der einen und einer großen Fabrikthätigkeit auf der andern Seite sehr er- t wurde, und die Lasten fortdauernd das Volk drückten, welches sich im Par- ungleich und zum Theil gar nicht repräsentirt, sondern von der Aristokratie chthums und weniger herrschenden Familien unterdrückt glaubte, so entstand Svergnügen. Ein meuterischer Anfall auf das Leben des Regenten, als er Jan. 1817, um das Parlament zu eröffnen, nach Westminster fuhr, hatte eine Folgen; auch wurde der Aufstand in Spafield durch die kräftigen Maß- er Minister unterdrückt. Im Oct. 1818 unterzeichnete sein Gesandter auf ngreß zu Aachen die Declaration vom 19. Nov. Hierauf war er, nebst ich, den vom Congreß erhaltenen Auftrag, die Barbaresken (welche er durch mouth 1816 bereits zum Nachgeben gewungen hatte) zu einem völkerrecht- friedensverhältnisse mit Europa aufzufodern, zu vollziehen bemüht. Mit n in freundschaftlichen Verhältnissen, verbot er s. Unterthanen, in die Dienste rikanischen Insurgenten zu treten. Übrigens wurde die von s. Ministerium chte allgemeine Aufhebung des Sklavenhandels immer mehr in Vollziehung . Allein im Innern nahmen bei der Stockung des Handels die Gährungen jüglich seit der Magistrat zu Manchester den 16. August 1819 gegen eine an bte Versammlung des Volks, das über die Parlamentsreform berathschla- te, unzeitig Gewalt gebraucht hatte, wodurch viele Menschen ums Leben en waren. Der Prinzregent ließ das Betragen des Magistrats gutheißen, ein großer Theil der Nation aus allen Ständen eine gerichtliche Untersu- rlangte. Die Regierung beschloß daher, die bewaffnete Macht mit 11,600 u verstärken, was noch mehr zum Unwillen reizte; hierzu kam, daß der Lord- nt der Grafschaft York, Fitzwilliam, abgesetzt wurde, weil er Berathschla- des Volks in Ansehung der Vorfälle zu Manchester gestattet hatte. Alles das Elend der arbeitlosen Classe machte die sogenannten Radicalreformers ühner; allein die reichern Bürger und Corporationen traten fast überall auf

die Seite der Regierung und vereinigten sich, um jenen unruhigen Versamm entgegen zu wirken. Gleichwol wurde von Westminster eine starke Adre Prinzregenten übergeben, worin die Petitionaire wünschten, daß ihr Monarch duech das Vertrauen s. Volks als durch Soldaten regiere. Indeß kann einem 23jährigen Kriege, welcher der Nation (ohne die gewöhnlichen jährl. von 464 Mill. Pf.) an außerordentlichen Ausgaben über 1000 Mill. Pf. S kostet hatte, das Elend der Aemen nur nach und nach Erleichterung finden, u Partei der Unzufriedenen mußte, zumal in Irland, wo der blutigste Aufruh mals ausbrach, durch Strenge in Ordnung gehalten werden. Doch das Parlament 1819 zum Besten armer Auswanderer und Unternehmer neu verlassungen in den Colonien eine bewaffnete Militaircolonie an den Gra Kaffern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an. Übrigens wuchs das nach Außen (vgl. Großbritannien und Englisches Reich in I dien) an Umfang und Handelsgröße. Der Macht des Reichs entsprach de des Hofes des Regenten, vorzüglich in s. Lieblingsaufenthalte, dem herrlich schmückten Brighton, und die Pracht s. Krönung. Georg IV., der s. V König den 29. Jan. 1820 gefolgt war, ließ sich in der Westminster-Abte Juli 1821 mit genauer Beobachtung der alterthümlichen Gebräuche bei welcher Feierlichkeit die europäischen Mächte außerordentliche Botschafter a don geschickt hatten *). Allein die Ruhe s. Regierung drohte der Proceß g zu werden, den Georg IV. gegen s. Gemahlin, die Königin Caroline, vor da hause duech s. Minister führen ließ, um ihr den Titel und die Rechte einer von England ihres Betragens wegen zu entziehen (Degradationsbill). (S. line, Königin v. England.) Bald nachher, als der König s. längst beab Reise nach Irland wirklich angetreten hatte, starb die Königin am 7. Aug. Georg IV. erhielt außerhalb England viel Beweise von der Liebe seiner Unte Bei s. Ankunft in Dublin am 12. Aug. trank er auf die Gesundheit der I ein Glas irländischen Whisky. Dies und seine die Herzen gewinnende Ers als er bei dem feierlichen Einzuge am 18. auf dem ganzen Wege von der S ins Schloß unbedeckt im Wagen stand, entzückte das Volk. Aber die V mit den Katholiken auszusöhnen gelang dem leutseligen Könige nicht. N Reihe von Festen verließ Georg Dublin den 3. Sept. und kehrte in das London zurück, wo ihm das Volk seine alte Liebe nach und nach wieder z Denn Handel und Wohlstand waren im Zunehmen; Napoleons Tod er britischen Regierung einen jährl. Aufwand von beinahe 2 Mill. Thlr. und ster suchten durch verschiedene Einschränkungen die öffentlichen Lasten zu ver In dems. Jahre (am 24. Sept.) unternahm der König eine Reise in seine Staaten, nachdem er für die Zeit s. Abwesenheit eine Regierungscommiss dem Vorsitze s. Bruders, des Herzogs v. York, ernannt hatte. In Ha er am 10. Oct. s. feierlichen Einzug hielt, empfingen den Monarchen sein der Generalgouverneur des Königreichs, Herzog v. Cambridge, und der H Cumberland, sowie die Liebe u. die Huldigung von Seiten s. deutschen Un Am 8. Nov. traf er in Carlton-House wieder ein. Dieselbe Staatsadmi nister, welche dem Könige die Reisen nach Irland und Hanover angera veranlaßte ihn 1822 auch Schottland zu besuchen. Nachdem er den Un secretair Sir Rob. Peel an Lord Sidmouth's (Addington's) Stelle zum des Innern ernannt und den zum Congresse nach Verona bestimmten Marquis von Londonderry, noch gesprochen hatte, schiffte er sich zu Gre

*) Der Wappenkönig Georg Naylor hat die Geschichte dieser Krön ständig (400 S., mit 70 Kupf., Fol.) herausgegeben (Preis 25 Guin erste amtliche Beschreibung seit dem Berichte, welchen Sandford 165 kobs II. Krönung hatte drucken lassen.

ieg am 15. Aug. zu Leith ans Land. Der am 12. August erfolgte Tod des uis v. Londonderry (s. d.) rief ihn nach London zurück, wo er am 1. Sept. f. Er sandte jetzt den Herzog v. Wellington zum Congreß nach Verona, und ug auf Lord Liverpool's dringende Empfehlung des schon von der öffentlichen ne als Londonderry's Nachfolger bezeichneten George Canning diesem smanne, ob ihm derselbe gleich, wegen s. Mißbilligung des Processes gegen nigin, persönlich unangenehm war, die Leitung der auswärtigen Angelegen-

Dies hatte eine Änderung des bisher befolgten politischen Systems und die alität Englands im französisch-spanischen Kriege 1823 zur Folge. (S. britannien.) Bald darauf trat auch Robinson als Kanzler der Schatz-r, an Vansittart's Stelle, ins Ministerium, und späterhin (Nov. 1823) huskisson in dasselbe aufgenommen. — In Hinsicht der Regierung Georgs ig von Hanover ist zu bemerken, daß er, außer der 1820 neu bestimmten ndischen Verfassung mit zwei Kammern, diesem Staate auch am 15. Mai ine neue Verwaltungsform gab, nach welcher eine Domainenkammer für ge in 6 Landdrosteien getheilte und von 6 Landdrosten regierte Königreich be-

Die von ihm im Herzogthume Braunschweig-Wolfenbüttel geführte vor-haftliche Regierung legte er im Oct. 1823 nieder, als der jetzt regierende Her-l am 30. Oct. volljährig geworden war. — Noch ist zu erwähnen, daß Ge-. 1820 die Royal society of literature gestiftet, und die Bibliothek s. Va-Nation geschenkt hat. Diese enthält ohne die kleinen Schriften, Charten ine, 65,250 Bde. und wird im Nationalmuseum aufgestellt. Das Bild-rgs IV., gemalt von Th. Lawrence, Präsident der königl. Malerakademie das beste Werk dieses Künstlers gehalten. Da des Königs Bruder, der v. York (s. d.) ohne Kinder zu hinterlassen, 1827 gestorben ist, und der Bruder des Königs, der Herzog v. Clarence, ebenfalls keine Kinder hat, so 820 verst. Herzogs v. Kent, dritten Bruders des Königs, einziges Kind, rine, geb. 1819, die muthmaßliche Thronerbin Englands. Diese Prinzes-jetzt nach dem Willen des Vaters, unter den Augen ihrer Mutter Victorie, zogs Franz von Sachsen-Koburg Tochter und des Fürsten Emich v. Leinin-we, erzogen.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, der Sohn eines Dorfmüllers luray in Morbihan, nahm bei dem Aufstande in Bretagne als Reiter Dien-inigte sich nebst einigen Bretagnern mit den Vendeern, als sie über die Loire waren, und wurde bei der Belagerung von Grenville zum Officier ernannt. ete sich durch Körperkraft und Muth aus. Nach den Verlusten bei Mans ang flüchtete er sich in sein Geburtsland, wo er Bauern und müßige Ma-rd, an deren Spitze er sich stellte. Eine republikanische Colonne über-n, und brachte ihn nebst s. Vater in Verhaft nach Brest. Nach einer lan-ngenschaft entkam er in Matrosenkleidung, und übernahm wieder den Ober-Cantons. Die Adeligen suchte er fortwährend vom Commando zu entfer-wurde seit 1795 selbst als Haupt einer Plebejerpartei betrachtet. 1796 er die Division von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue er-r er einer der Chefs, welche die größte Macht um sich versammelten, und Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen s. Truppen; es die Rede davon, ihn zum Generalissimus zu ernennen. Um diese Zeit wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nichtadelige Obergeneral. ivision war diejenige, welche den Republikanern die meisten Treffen lieferte, n Ufern der Vilaine einen ansehnlichen Transport von Flinten und Kano-mpfang nahm, welchen die Engländer daselbst ausschifften. Lange schlug ieden aus, welchen die Consuln damals anboten; doch in Folge mehrer namentlich bei Grandchamp und Elven (25. und 26. Jan. 1800), und da

er sah, daß alle Chefs, Frotte allein ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuschließen. Den 9. Febr., wo er wußte, daß der General Brune recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Their entgegen, nur von zwei Chouans begleitet, ließ durch einen derselben dem General melden, daß er ihn zu sprechen wünsche, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren sie einig. Georges machte sich anheischig, s. Truppen zu entlassen und s. Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Consuln genehmigt worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienste in der republikanischen Armee angeboten wurden. Nach einigen Zaudern reiste er plötzlich nach London ab, und fand bei den Prinzen und engl. Ministern eine günstige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaschine soll er angegeben haben. Im Aug. 1803 landete er mit Pichegru u. A. auf der franz. Küste, um den Streich gegen das Leben des ersten Consuls, den er im Sinne hatte, auszuführen. Bis zum März 1804 hielt er sich in der Hauptstadt verborgen. Um diese Zeit hatte die Polizei von dieser Verschwörung Winke erhalten, und ließ ihm nachspüren. Bei s. Gefangennehmung in der Nähe des Palastes Luxemburg vertheidigte er sich mit zwei Pistolenschüssen, die zwei Diener der Polizei zu Boden streckten, sprang aus Cadriolet und suchte zu entkommen; allein das Volk umringte ihn und hielt ihn fest; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Temple. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl s. Mitverschworenen den Proceß und erkannte ihm, als eines Mordanschlags gegen das Leben des ersten Consuls überwiesen, d. 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35 J. alt, zeigte während s. Processes die äußerste Kaltblütigkeit, hütete sich standhaft, s. Parteigänger in s. Antworten zu belasten, und bekannte laut s. Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, persisch Gurgistan, russisch Grusien, Grusinien, bei den Einheimischen Iberien, eine Landschaft in Asien, welche von Circassien, Daghestan, Shirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen und durch Gebirge in den westlichen und östlichen Theil getrennt wird. Russisch-Georgien mit die Provinz Tiflis hat 832 □M., 390,000 E. Türkisch-Georgien, mit Semo Karthli, gehört zum Paschalik Tschaldir (238 □M., 200,000 E.), unter der Hptst. Akalzike. Getrennt von Russisch-Georgien ist die russ. Provinz Imerete (645 □M., 270,000 E.), welche die einzelnen Abtheilungen: Imirete, Vaterland der Fasanen, mit der Hptst. Kotatis; Mingrelien, Guriel, mit Poti an der Mündung des Fasch (Phasis), und die Awchasa, den südwestl. Abhang des Kaukasus, begreift. Mingrelien und Guriel stehen noch jetzt unter griech. Erbfürsten, die Rußland zinsbar sind. Der ehemal. Czar von Georgien (Kachetien und Karthlinien) Heraklius Teimurasowitsch erkannte 1783 für sich und s. Nachkommen die Oberherrschaft Rußlands an. 1784 folgte der Czar von Imirete diesem Beispiele. 1801 erklärte Kaiser Paul sich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitsch, für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom $\frac{12}{24}$ Sept. 1801 Georgien förmlich mit s. Reiche. Die noch vorhandenen Prinzen sind pensionirt, und Tiflis (s. d.) wurde der Sitz der Regierung. In der Awchasa halten die Russen mehre Festungen (z. A. Anapa) am schwarzen Meere besetzt. Die Awchasen selbst (Mohammedaner) sind unabhängig und zahlen keinen Tribut. Das Christenthum kam um 370 aus Armenien in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Kaukasus, wo es sich vollständig erhalten hat. Die georgische Czarin Tamar suchte die christliche Religion unter die Gebirgsvölker zu verbreiten, in der zweiten Hälfte d. 12. Jahrh. Die herrschende Religion, die griechische, wird streng, neben einer Menge altnationaler abergläubigen Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen sind die Georgier sehr duldsam. Unter den Eparchen von Grusien stehen 12 Erzbischöfe und Bischöfe und 13 Archimandriten

lankapfel der Perſer und Türken ward das Land Jahrhunderte lang von beiden
plündert, und ſ. Bewohner wurden als Sklaven fortgeführt. Man hält die
zier nach den Circaſſiern für den ſchönſten Menſchenſtamm, und die georgiſchen
er ſind eine Hauptzierde der türkiſchen und perſiſchen Harems. Obgleich der
kter des Volks durch die anhaltenden ſchweren Bedrückungen gelitten hat, ſo
ſich doch Tapferkeit und Edelmuth noch immer bei ihm erhalten. Das Land
irgig, da es im Norden vom Kaukaſus begrenzt wird, aber reich an Holz, Ge-
Vieh, Seide, Obſt und Gartenfrüchten; der Wein iſt ſchlecht unter dem
t Himmel mancher Thäler und bei ungeſchickter Behandlung der Landleute.
ldenſtädt's „Reiſe nach Georgien und Imirethi", m. Anmerk. v. Klaproth
n 1815). Gen.-Maj. Chatow hat eine neue Generalkarte von Georgien
n angrenzenden Theilen Perſiens, 10 Bl. Fol., im petersburg. topogr. Bu-
es kaiſ. Generalſtabes herausgeg. Gamba's Reiſe (Paris 1826) verbreitete
ht über dieſe Länder.

Georgien, ſ. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Gerade, in den deutſchen Rechten, der Inbegriff gewiſſer durch Geſetz
rkommen beſtimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und
ewahrſam eines Frauenzimmers ſich befinden, und nach ihrem Tode nur auf
zimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck,
r Hausrath u. ſ. w., jedoch pflegt man ſich meiſtentheils in Beſtimmung
eſſen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Gebrauch zu richten. Sie
Witwen- und Niftelgerade eingetheilt: jene wenn nach des Mannes Tode
we die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlaſſenſchaft abſon-
als ihr Eigenthum hinwegnimmt; dieſe, wenn nach dem Tode einer Weibs-
deren nächſte weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andre
ung in adelige und bürgerliche Gerade beruht auf einem Irrthum und kommt
ht in Betracht.) Obgleich nun nur Frauenzimmer die Gerade erben kön-
gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach beſondern Statuten auch der Ehe-
entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig iſt, theils auch nach gemeinen
n Rechten gewiſſe Perſonen, z. B. die Geiſtlichen, die Gerade erben kön-
Da nämlich Söhne, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, keine
führen durften, folglich auch keine Erbſchaft im Heergeräthe bei ihnen ſtatt-
onnte, ſo gab man ihnen das Recht, wie den Weibern die Gerade zu erben.

Gerando (Joſeph Marie de, Baron v. Ramzhauſer), Staatsrath, Mitgl.
. d. Inſchriften und philoſophiſcher Schriftſteller, geb. zu Lyon um 1770,
nes Baumeiſters, Jugendfreund des Camille Jordan, mit dem er 1797
ris ging. Als ſein Freund, der im Rathe der 500 ſaß, nach dem 18.
geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutſchland, wo er ſich mit der deut-
eratur vertraut machte. Hier ſchrieb er ein „Mémoire sur l'art de peu-
is vom Inſtitut den Preis erhielt. Bonaparte lernte ihn kennen, und de
wurde Generalſecretair unter dem Miniſter des Innern, hierauf Mitglied
rungscommiſſion in Rom, Staatsrath im Febr. 1811; 1812 war er In-
ju Barcelona. Im April 1814 erklärte er ſich für die Bourbons, und
Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Bonaparte ließ
in dieſer Stelle, und ſandte ihn als außerordentl. Generalcommiſſair in
en Depart. Hier betrug er ſich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der
Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe
. Er bemühte ſich, mit Laborde und Laſteyrie die Lancaſter'ſche Lehrme-
Frankreich einzuführen. Das Syſtem dieſes Philoſophen iſt die Erfah-
oſophie. Er ſchrieb: „Des signes et de l'art de penser considérés
s rapports mutuels" (1800, 4 Bde.); „Vie du général Caffarelli-
; „Eloge de Dumarsais" u. A. m. Sein Hauptwerk iſt: „Hist.

comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des co noissances humaines" (1803, 3 Bde., 2. verb. Aufl., 4 Bde. Paris 1823; d 4. Bd. endigt die Gesch. der Scholastik). Es ist dies das beste Werk der Franzose in der Geschichte der Philosophie und von Tennemann übersetzt. Sein Aufsatz über d Kant'sche Philosophie ist von dem Nationalinstitute gekrönt worden. De Gerand hat mit dem trefflichen Villers viel beigetragen, seine Landsleute mit der wissenschaf lichen Forschung in Deutschland bekanntzumachen, da er besonders auch in s. vergle chenden Geschichte der philosophischen Lehrgebäude eine Übersicht der Lehren Kant's Fichte's, Schelling's u. a. deutschen Denker gibt. Seinem neuesten Werk: „D perfectionnement moral ou de l'éducation de soi-même" (Paris 1826, 2 Bde liegt die Selbsterkenntniß zum Grunde, die er mit psycholog. Feinheit bis in die Ti fen des Bewußtseins verfolgt, und daraus die Selbstbeherrschung (l'empire de so entwickelt.

Gerard (Francesco), Maler der neuern französischen Schule, geb. 177 in Rom (sein Vater war Franzose, s. Mutter Italienerin), würde der trefflich Schüler David's heißen, wenn er nicht selbst als Meister neben diesem stünd Seine Gemälde zeichnen sich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So ric tig s. Zeichnung ist, so überaus lieblich, blühend und dennoch wahr ist sein Colori Sein erster Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalte Gerard aber verschaffte sich verstohlener Weise Farben, und malte im 14. J. s Bild, welches eine Pest vorstellt. Dieses Gemälde athmet einen edlen, feurig Geist, und Sinn für antike Schönheit; es befindet sich in der kleinen Sammlu des Herrn Chenard, Sängers der komischen Oper. Unter David's Leitung mac G. rasche Fortschritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionair und Richter dem Tribunal, das über Leben und Tod entschied; doch stellte er sich krank, u nicht Antheil an dem Proceß gegen die Königin zu nehmen. Bei den Portraits G. sehr ungleich; manche behandelt er mit Begeisterung, und stattet sie mit d seelenvollsten Reiz aus, während er andre nur als Gelegenheitsstücke betracht Sein Wunsch reich zu werden, auch oft und lange müßig zu sein, ist Ursache, d man von ihm nur wenige historische Gemälde hat, und daß er sich fast ausschließ der Portraitmalerei widmet. In diesem Fach ist er aber unübertrefflich und n Rob. Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Brustbild einer Privatperson nimmt gewöhnlich 1500 — 2400 Fr., für jedes lebensgroße Portrait eines Gliedes Familie Bonaparte erhielt er 30,000 Fr. Von G.'s historischen Gemälden ma der Belisar Epoche in der neuern Kunst. Es wurde 1795 ausgestellt. Die Co position ist höchst einfach. Nicht minder trefflich sind sein Ossian, sein Amor u Psyche, die vier Lebensalter, und das neueste von 1825: Daphnis und Chl Die Schlacht von Austerlitz malte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons G heiß. In neuerer Zeit hat G. den König Ludwig XVIII., den Kaiser Alexand den König von Preußen, den König von Sachsen, den Herzog von Orleans u viele der in Paris versammelten fremden Fürsten gemalt. Seine neuern histori Gemälde sind: ein Homer und der Einzug Heinrichs IV. in Paris. D Bild vom J. 1817, ist 30 Fuß breit und 19 F. hoch, und das erste Kunstwe welches Ludwig XVIII. seit s. Rückkehr bestellte; es ist im großen Saale des Ra hauses aufgestellt und von Toschi 1826 gestochen worden. Man bewundert Anordnung und das Colorit desselben ebenso sehr als die Ähnlichkeit und den A druck der Gestalten. Dies Werk erwarb G. den Titel des ersten Malers des K nigs; auch ist er Ritter des St.-Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitg der pariser, wiener und florentiner Akademien. W.

Gerberei ist das Gewerbe, die thierischen Häute, Felle und Bälge z Gebrauche dergestalt zuzurichten, daß sie nicht in Fäulniß übergehen. Zuvörd wird das Fell, die Haut ꝛc. von Blut, Fleischtheilen und Schmutz gereinigt, d

egen in fließendes Wasser gehangen, nachher aber auf der Wasch- und Schabe- bearbeitet. Hierauf sucht man die Haare oder die Wolle wegzuschaffen, wobei behandlung nach den verschiedenen Zwecken verschieden ist. Drittens wird das ꝛc. aufgerieben, wodurch dessen Zwischenräume erweitert werden, damit das und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens man dem Leder durch zusammenziehende Mittel Dichtigkeit und Dauer zu ver- en. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewisse Zurichtung, die als von der Bestimmung des Leders abhängt. Werden zusammenziehende zensäfte zur Ledergerberei angewendet, so heißt sie Roth- oder Lohgerberei; n Alaun ohne Pflanzensäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe Alaun, sondern bloß Fett und walkt die Felle, Sämischgerberei; bearbeitet endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Gerberei bezeichnet ins- ere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden. Die Lohgerberei er- wegen der Loh- und Treibegruben, des Trockuens ꝛc. den meisten Raum; r die Weißgerberei ꝛc., weil das meiste in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller stehen können. Allein muß die Gerberei nicht weit von einem Flusse liegen, damit die Felle ꝛc. erfo- ausgewässert werden können. X.

Gerbert, s. Sylvester II.

Gerechtigkeit, diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden achtet, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie ist die Grund- er öffentlichen Wohlfahrt, und daher die erste Pflicht des Staats gegen s. Un- en und des Staatsbeamten gegen seine Mitbürger. Vorzugsweise wird n Richter gefodert, weil dieser über das Recht nach den Gesetzen des Staats n soll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite stehen, welche vom Recht in Fällen nachläßt, wo die strenge Handhabung desselben das Gefühl der hlichkeit gegen sich aufregen würde. Daher pflegt man zu sagen: das höchste ist oft das höchste Unrecht. Die sogenannte poetische Gerechtigkeit, in Erzählungen und Dramen vorkommt, ist meist eine unpoetische, insofern t aus der Natur der Sache hervorgeht, und dem gemeinen Leser nur eine äußere igung verschafft durch die Belohnung des Tugendhaften und Bestrafung des t.

Gerechtigkeitsritter, s. Ahnen.

Gerhard (Paul.). Dieser geistliche Liederdichter geb. zu Gräfenhainichen chsen, 1506 oder 7, wurde 1651 Propst zu Mittenwalde in der Mark, und als Diaconus an die Nikolaikirche in Berlin berufen. Bei den, unter dem Kurfürsten, zwischen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgi- ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er sich so unwandelbar in Gesinnung und ng, daß er deßhalb 1666 jene Stelle verlor. Voll Gottvertrauens wanderte , und dichtete in dieser bedenklichen Lage das Lied voll Trostes: „Befiehl du Wege". Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Herzog Christian von Mers- ab ihm eine Zeitlang Pension und berief ihn, als Besitzer der Niederlausitz, zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpastor wurde und 1676 starb. 120 geistl. Liedern gibt es viele Abdrücke von 1666 — 1821, wo in Wit- die neueste Aufl. veranstaltet worden ist, und fast in allen protestantischen gbüchern sind die meisten, leider oft in sehr entstellter Überarbeitung aufge- en. Sie gehören zu den vortrefflichsten geistlichen Liedern der Deutschen und n wunderbar erbauender Kraft und Wärme. dd.

Gerichte, Gerichtsbarkeit, Gerichtsverfassung, Ge- sgewalt. I. Die Stellung der Gerichte in einem Staate, ihre Unab- keit, ihre Einrichtung sind eins der wesentlichsten Stücke einer guten Ver- und ein untrüglicher Maßstab der politischen Cultur. Denn die bloße Rechts-

ſicherheit iſt zwar nicht das Höchſte im Staate, viel weniger deſſen einziger Zw
aber ſie iſt Dasjenige, was allem Andern vorangehen muß. Ohne Rechtsſicher
gibt es keine Möglichkeit jener allſeitigen Entwickelung der menſchlichen Anla
jener Erziehung zur Sittlichkeit, in welcher die wahre Freiheit beſteht, jener Beh
ſchung der Natur, welche, wie ſchon Baco von Verulam richtig bemerkte,
höchſte Ziel und der Lohn aller wiſſenſchaftlichen Bemühungen iſt, und welche
ſammen den Zweck des Staats ausmachen. Aber zur Rechtsſicherheit gehört n
bloß der Schutz gegen Beeinträchtigungen der Rechte Einzelner durch Andre, n
bloß die Handhabung der ſtrafenden Gerechtigkeit; ſondern ſie begreift auch die
ſchützung der Staatsbürger in dem ungeſtörten Genuſſe derjenigen Willkür, w
ihnen auch im Staate als dem Kreis ihres beliebigen Wirkens verbleiben kann,
ſoll. Nur durch das Gefühl, daß einem Jeden ein ſolcher Kreis freier Bewegu
geſtattet ſei, wird das Bewußtſein perſönlicher Würde in einem Jeden, auch d
Geringſten erweckt, welches die Quelle aller bürgerlichen Tugenden, und eins
wirkſamſten Mittel für die Blüthe und Stärke der Staaten iſt. Dieſer Kreis fr
Bewegung in Allem, was den Staat nicht berührt, muß aber nicht nur gegen E
griffe Einzelner geſichert ſein, ſondern auch gegen den Hang der Regierungen, e
vielmehr ihrer Beamten, mit ihrem unmittelbaren Wirken ſoweit als möglich in d
Leben des Volkes einzugreifen, geſchützt werden, und dieſes iſt allerdings nicht ob
Schwierigkeit. Es muß zwiſchen der öffentlichen Macht und der individuellen Fr
heit eine Vermittelung geſtiftet werden, welche jene in ihrem pflichtmäßigen Wir
nicht hemmt, aber doch dieſer zu Hülfe kommt. Eine ſolche Vermittelung iſt n
gend anders zu finden als in der Richtergewalt, welche ſchon aus dieſem Grunde
der Regierung unabhängig ſein muß; ſie iſt aber noch weſentlicher durch die Na
ihrer Thätigkeit von den beiden andern Functionen der Staatsgewalt, von der G
ſetzgebung (ſ. d.) und Regierung unterſchieden. Denn indem die Geſetzgebu
darin beſteht, aus dem Innern des menſchlichen Geiſtes und den im Volke lebend
Begriffen die Geſetze des Rechts, ſowol die unbedingt und unveränderlich gültig
als die für das Volk in einem gegebenen Zuſtande brauchbaren, zum allgemein
Bewußtſein, zur äußern Anerkennung zu bringen; während die Regierung den A
len des Volks, nicht wie er in irgend einem Augenblicke durch Vorurtheil und L
denſchaften verblendet, gerade iſt, ſondern wie er nach Einſicht der Beſſern ſein
darſtellt, ſo beſteht das Weſen der Gerichtsgewalt in dem Unterordnen der einze
vorkommenden Fälle unter das bereits vorhandene Geſetz. Dieſes ſind die drei
rühmten Gewalten, in deren Trennung von einander ältere und neuere Staat
lehrte das Heil der Völker, das Palladium der Geſetzesherrſchaft erkannt hat
Aber wie die Trennung zu bewirken ſei, damit ſie einander gehörig ergänzen und
genſeitig beſchränken, ohne die Harmonie des Ganzen zu zerreißen und ſeine Thä
keit zu hemmen, das iſt die große Aufgabe, deren Löſung man ſo oft vergeblich
ſucht hat. Sie wird auch nur gelöſt werden, wenn man immer den Grundge
ken feſthält, daß nicht verſchiedene von einander völlig unabhängige Organe der G
walt aufgeſtellt werden dürfen, welche ſich in ihrem Wirken feindſelig begegn
daß man auch nicht für jede einen beſtimmten Kreis von Gegenſtänden abſch
kann, in welchen keine der beiden übrigen eingreifen dürfte; ſondern, daß man da
nur verſchiedene Functionen einer und derſelben Staatsgewalt ſehen muß, we
ihrer Natur und rechtlichen Wirkſamkeit nach, nicht mit einander vermiſcht wer
dürfen, deren jede ſich bei allen im Staate vorkommenden Verhältniſſen thätig
weiſen kann. Denn es gibt keinen Gegenſtand, kein Verhältniß in der bürgerli
Geſellſchaft, worauf nicht die Gerichtsgewalt ebenſo gut als die Geſetzgebung u
Regierung einwirken müßte, je nachdem die Bedingungen dieſes Wirkens eintre
Die Regierung, welche man ſehr einſeitig und unrichtig als bloß vollziehende Ge
(pouvoir exécutif) bezeichnet, iſt das allgemeine Princip alles öffentlichen Handel

von ihr müssen auch Gesetzgebung und Gerichte in Thätigkeit gesetzt werden. aus folgt für jene nicht nur die Initiative der Gesetze, sondern auch ein unbe- ktes Veto, für die Gerichte aber das Recht der Anordnung und Bestellung der te, und das Recht der Aufsicht über sie. Allein die richtige Trennung der ten besteht darin, daß die Regierung für sich allein keine Gesetze geben, son- e nur theils in Vorschlag bringen, theils bewilligen kann, in die Handlungen terlichen Gewalt aber, wenn solche einmal geordnet ist, nicht eingreife. Da- lassen für beide Zweige der Staatsgewalt Organe bestellt werden, welche zwar ne den Willen der Regierung in Thätigkeit treten können, aber doch alsdann elbständigen Handelns fähig sind. So richtig und allgemein daher für mo- he Staaten der Satz ist: Toute justice émane du Roi, d. h. es kann Nie- ine Gerichtsgewalt ausüben als vermöge eines Auftrags der Regierung: so durch doch nichts weniger als ein eignes Einmischen der Regierung, oder des n in die Justizverwaltung für zulässig erklärt. (S. Cabinetsjustiz.) ht ist alle Befugniß der Regierung den Gerichten gegenüber eine bloß for- welche nur dafür sorgen soll, daß jedes streitige Rechtsverhältniß durch rich- Entscheidung gelöst werde, nicht aber sich über das Rechtsprechen selbst eines es anmaßen darf. Vergeblich beruft man sich gegen diese Sätze zuweilen auf spiel älterer Zeiten, wo die Könige und Fürsten selbst zu Gericht saßen. würden solche Beispiele nichts erweisen als was ohnehin klar genug ist, daß lern ebenso wenig als einzelnen Menschen die Weisheit angeboren werde, sie erst durch Erziehung zu richtigen Einsichten gelangen, zweitens aber ist nicht gegründet. Das Rechtsprechen war eine Sache der Volksgemeinde, Fürst oder sein Beamter hatte dabei nichts zu thun als was wirklich in den Regierens gehört, weil es in einem Befehlen besteht, nämlich das Gericht n, den Gerichtsfrieden zu handhaben, und die Urtheile zu vollstrecken. htsprechen selbst, das Finden oder Schöpfen der Urtheile, das Weisen des nd den Mitgliedern der Gemeinde zu, und von dieser Verfassung haben sich le neuesten Zeiten einige schwache Spuren erhalten, obgleich in Deutsch- Frankreich die Annahme des römischen Rechts die unkundigen Schöffen und die Ordnungshalter des Gerichts, die fürstlichen und gutsherrlichen zu wirklichen Richtern gemacht hat. Nur in England ist die Gemeinde m Besitz des Urtheilfindens geblieben. (S. Geschworne.) Wo aber n Volksgerichte mehr vorhanden sind, folgt aus diesem Grundverhältnisse ichen zur regierenden Gewalt, daß statt jener ein Richterstand angeordnet ß, welcher auch in seiner äußern Lage von der Regierung nichts zu fürch- Es ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, daß kein Richter willkürlich erden könne, oder die Inamovibilität des Richterstandes. (Ob man die e nach der franz. Constitution von 1791 vom Volke wählen lassen solle, ore Frage, auf welche sich wol eine allgemeine Antwort nicht geben läßt.) Richter, welcher eine Entlassung zu fürchten hat, wenn seine Urtheile dem r Minister oder der Gutsherrn entgegen sind, muß zu den seltensten ehören, wenn dieser Gedanke auf die Verwaltung seines Amtes ohne ß bleiben soll. In den meisten Staaten ist auch diese feste Stellung der rkannt, in England doch erst seit 1701, in Frankreich schon unter der sung vermöge der seit Franz I. eingerichteten Käuflichkeit und Erblichkeit welche aber doch gegen Gewaltstreiche, Aufhebung der ganzen Stelle, en und lettres de cachet nicht schützte; dann wieder unter Napoleon ch die „Charte constitutionelle" v. 1814, Art. 58. In Deutsch- die Reichsgerichte darüber, daß kein Beamter ohne Urtheil und Recht entsetzt werden dürfe; in mehren einzelnen Staaten, z. B. Preußen Landr.", II, XVII, §. 99), war es gesetzlich ausgesprochen. Über-

haupt hat wol kein Staat auf dem festen Lande von Europa so frühe für eine wohl geordnete und unabhängige Rechtspflege Sorge getragen als Preußen von seinem großen Kurfürsten an. In den neuern deutschen Constitutionen ist die Inamovibilität der Richter meist ausdrücklich anerkannt. Allein dies ist erst die eine Seite der nothwendigen richterlichen Unabhängigkeit. Die andre und schwierigere besteht darin, daß der Einzelne gegen Eingriffe in sein Recht, auch wenn solche von der Regierung und ihren Beamten herrühren, richterlichen Schutz finden könne. Dabei sind wieder zwei sehr verschiedene Verhältnisse zu unterscheiden, denn diese Eingriffe können entweder mit einer an sich rechtmäßigen und nothwendigen Regierungshandlung verknüpft (z. B. wenn Jemand ein Grundstück zu einer öffentlichen Anlage abtreten muß), sie können aber auch Folge einer Überschreitung der Amtsgewalt von Seiten eines Beamten sein. Im ersten Falle kann man unmöglich den Gerichten die Befugniß einräumen, darüber zu urtheilen, ob die Regierungshandlung dem Recht beständig sei, wol aber muß Demjenigen, welchem dadurch etwas von seinem Rechte entzogen sein könnte, eine Klage gegen den Staatsschatz auf volle Entschädigung unbedingt frei stehen, und die Gerichte müssen befugt sein, in einem solchen Falle ebenso schleunige und wirksame Gerechtigkeit zu handhaben, als gegen den Geringsten im Volke. Nur wenn der in Frage stehende Regierungsbefehl selbst in die gerichtlichen Functionen hinübergriffe, würde auch das Urtheil über dessen nothwendige Befolgung den Gerichten zustehen müssen. So wie aber hierin die Staatspraxis sich von der richtigen Theorie nicht selten entfernt, indem sie die Klagen gegen den Staatsschatz hier und da manchen Einschränkungen unterwirft, so ist sie noch weniger bei dem zweiten Punkte, den Klagen gegen die Staatsbeamten wegen Überschreitung oder Mißbrauchs ihrer Amtsgewalt, tadellos. Dies hängt, wie man sieht, genau mit dem ganzen System der Verantwortlichkeit der Staatsdiener zusammen, welches nur in England zur Reife gediehen ist, in den meisten andern Staaten aber seine vollständigere Ausbildung erst noch erwartet. In Frankreich ist ein Gesetz darüber in der Charte selbst (Art. 56) versprochen, aber noch nicht zu Stande gebracht worden, und man ist von den richtigen Ansichten der Engländer schon darin bedeutend abgewichen, daß man nur die Minister verantwortlich machen will, alle untergeordnete Regierungsbeamten aber davon entbindet, sobald sie sich auf höhere Befehle berufen können. Eine an sich gesetzwidrige Handlung des untern Beamten kann durch keinen Befehl eines Vorgesetzten gedeckt werden, und es erschwert nur die Verfolgung des Rechts, wenn man solche gegen den Minister nicht zulassen will. Diese ganze Materie von der Gerichtsbarkeit in Regierungssachen steht in genauer Verknüpfung mit der schon im ältern Staatsrechte so sehr bestrittenen Lehre von der Scheidungslinie zwischen Rechts- und Regierungssachen, und ist auf einem höhern Standpunkte wieder mit der ebenso zweifelhaften Materie von den juribus singulorum, und dem Rechte des Staats in Ansehung ihrer verwandt.

II. Das Wesen der gerichtlichen Gewalt besteht, wie oben bereits angedeutet wurde, schlechterdings nur in dem Finden eines Rechtsurtheils nach dem bereits vorhandenen Gesetze und nach dem im Gerichte erwiesenen thatsächlichen Verhältnisse des zu entscheidenden Falles. Es ist darnach klar, daß der Richter schlechterdings sich an die im Staate bestehenden Gesetze halten muß, sie mögen mit seinen eigenen Überzeugungen übereinstimmen oder nicht. Jede Abweichung von denselben ist eine Überschreitung seiner eignen und ein Eingriff in die gesetzgebende Gewalt. Es kann auch eine jede solche Abweichung von dem bestehenden Gesetz als eine unerlaubte Handlung betrachtet werden, worauf sich in Frankreich das Rechtsmittel der Cassation, in England die bei dem Oberhause des Parlaments anzubringende Nichtigkeitsklage (writ of error) gründet. Indessen ist unleugbar, daß die Fortbildung jedes Rechtssystems mit bei weitem besserm Erfolg durch die höhern Gerichte durch ausdrückliche Gesetzgebung zu bewirken sei, und das vollendetste aller Rechte

eme, das römische, verdankt gerade dem Umstande seine Vortrefflichkeit, daß
e weitere Ausbildung, mit Ausnahme seltenen Eingreifens der gesetzgebenden
walt, den Prätoren als Oberrichtern fast ganz überlassen blieb. So hat sich auch
englische gemeine Recht (Common law) nur durch die Gerichte entwickelt, weil
sogar gesetzlich angewiesen sind, einmal wie das andre zu sprechen, und ihre eig-
Erkenntnisse als wahre Gesetze zu befolgen. Nur dann dürfen sie davon abge-
wenn sie gewahr werden, daß sie einem noch frühern Erkenntnisse entgegen stan-

Die ehemaligen franz. Obergerichte (Parlemente und andre Cours souve-
es) übten eine ähnliche Gewalt aus, indem sie streitige Rechtspunkte durch ge-
e Bescheide (arrêts reglémentaires) auch für künftige Fälle entschieden. Bei
neuen Organisation der Gerichte 1790 aber wurde ihnen nicht nur dieses unter-
(„Code Napol." a. 5), sondern man wollte ihnen nicht einmal erlauben, ein-
Fälle, worüber kein bestimmtes Gesetz vorhanden zu sein schiene, nach allge-
en Rechtsgrundsätzen zu entscheiden. Sie sollten vielmehr alsdann bei der
ionalversammlung anfragen. Der Anfragen kamen aber bald so viele, daß
den Gerichten jene Entscheidung nach allgemeinen Gründen und Analogien zu-
ab, und sie sogar mit Strafen bedrohte, wenn sie sich unter dem Vorwande
Dunkelheit der Gesetze, Recht zu sprechen weigerten („Code napol." a. 4). In
hen ist es ungefähr ebenso gegangen. Und allerdings kann den Gerichten nie
Pflicht abgenommen werden, bei der Anwendung und Auslegung der Gesetze
öhern Wahrheiten des Rechts, welche für alle Zeiten und Völker dieselben sind,
eitende Grundsätze zu brauchen, nicht als constitutive, wol aber als regulative
cipien. (Vgl. Gesetzgebung.) — Daraus, daß aller eigentliche Befehl
erium) an sich von der richterlichen Gewalt (jurisdictio) getrennt ist, erklären
manche Eigenthümlichkeiten älterer und neuerer Verfassungen. Wir sind in
schland daran gewöhnt, unsere Gerichte jetzt mit befehlender Gewalt bekleidet
en; allein dies war auch bei uns nicht immer so, noch ist es in andern Ländern
all. In England wird die erste Verfügung auch in Civilprocessen der Regel
aus der Reichskanzlei erlassen (the original writ), und nur in geringen Sa-
unter 40 Schilling können die gerichtlichen Verhandlungen durch eine schrift-
Vorstellung des Klägers an den Richter eingeleitet werden. Jene Kanzleibe-
gehen an den Sheriff, und enthalten entweder den Auftrag, den Beklagten zu
was der Kläger verlangt, anzuhalten, wenn der Beklagte nicht seine Einwen-
n gerichtlich ausführen will (ein Praecipe, nach unserer Art zu reden ein Man-
n cum clausula), oder sie lassen dem Beklagten eine solche Wahl nicht, son-
befehlen, ihn schlechterdings vor Gericht zu stellen, sobald nur der Kläger wegen
etzung der Klage Gewähr leistet (ein Pone, oder Si te fecerit securum). Die
iedenen Befehle werden nach den lateinischen Anfangsworten benannt, da bis
alle gerichtliche Verhandlungen noch lateinisch gepflogen wurden. Etwas
ches tritt in Frankreich ein, wo die Gerichtsboten (huissiers) gleichfalls als
rungsbeamte die ersten Vorladungen vornehmen, ohne daß die Gerichte ihnen
Auftrag ertheilen. Die Criminalerkenntnisse werden in Frankreich lediglich
den Kronanwalt, nicht durch die Richter zur Vollziehung gebracht, in Eng-
urch die Sheriffs der Grafschaften. Man kann daher die gerichtliche Gewalt
einer unvollständigen Organisation beschuldigen, wenn auch die Gerichte nicht
lacht haben, ihre Erkenntnisse zu vollstrecken. Freilich muß die Verfassung
ings dafür sorgen, daß die Urtheile nicht ohne Wirkung bleiben; allein streng
mmen hat die richterliche Gewalt ihr Geschäft vollendet, wenn sie ausgesprochen
was Recht ist. Gegen regierende souveraine Fürsten kann überhaupt eine per-
he Execution gar nicht stattfinden, und selbst in Ansehung unbeweglicher Güter
e Sache ihre Schwierigkeiten. Wie sich die Engländer helfen, ist in d. Art.
land angegeben. In Deutschland waren ehedem auch gegen Reichsfürsten

bei den Reichsgerichten Executionsverfügungen zu erlangen, welche durch die Kreise ausgeführt werden sollten; mit Auflösung der Reichsverfassung hat aber dies aufgehört. Auch der deutsche Bund hat nur in Betreff der Bundesbeschlüsse, und der Austrägalentscheidungen zwischen den verschiedenen Staaten das Recht der Execution gegen dieselben, nicht aber wegen Privatansprüche an den Regenten.

III. Diese eben angegebene Unterscheidung zwischen eigentlichem Rechtsprechen, als dem Wesen der gerichtlichen Gewalt, und den Befugnissen der Regierungsgewalt in Beziehung auf die Rechtspflege, tritt auch in der Organisation der Gerichte und der Regierungsjustizbehörden mehrfach hervor. Erstlich wird dieselbe bemerkbar, wenn es nicht sowol auf Entscheidung rechtlicher Streitigkeiten, als vielmehr auf die Realisirung unstreitiger Ansprüche der Einzelnen gegen einander, oder auf die vorläufige Ordnung gewisser Verhältnisse (z. B. des Besitzstandes) mit Vorbehalt künftiger eigentlich richterlicher Entscheidung ankommt. Für diese Angelegenheiten haben England und Frankreich ihre Friedensrichter, welche, obgleich sonst von einander sehr verschieden (s. Frankreich und England), doch darin mit einander übereinkommen, daß sie nur wenig eigentlich richterliche Geschäfte haben. Außer kleinen Schuldsachen haben sie vornehmlich possessorische Streitigkeiten zu entscheiden, Arreste anzulegen u. dgl. Man rechnet sie daher auch in beiden Ländern nicht zur gerichtlichen Beamtenordnung. Schuldenbekenntnisse mit öffentlicher Beglaubigung und einem Vollziehungsbefehl im Namen der Regierung versehen (was guarauda oder guarentigia genannt wurde, wie franz. Notariatsurkunden), und überhaupt alle unstreitige Ansprüche zu vollstrecken, wurde auch in Deutschland früher nicht zu den richterlichen Handlungen im eigentlichen Verstande gerechnet, daher auch zu ihnen der Regierungsbeamte keine Urtheilsfinder aus der Gemeinde (Schöffen) zuzuziehen brauchte. Dies ist die eine Quelle unseres Executivprocesses, wovon eine andre in den Statuten der italienischen Städte fließt. Zweitens sind auch die Verhältnisse der höhern Regierungsbehörden der Justizministerien auf diese Unterscheidung gegründet. Nichts, was zum eigentlichen Rechtsprechen gehört, kann einem Justizminister zugeschrieben werden, sondern sein Wirkungskreis ist darauf beschränkt, dafür zu sorgen, daß die Gerichte gehörig besetzt sind, und daß sie ihr Amt verwalten. Daher kann er wol befehlen, daß die Gerichte das Recht handhaben (mandata de promovenda justitia), an ihn, an die Regierung gehören Beschwerden über Verzögerungen oder gänzliche Unthätigkeit der Gerichte, aber er kann keinen von den Gerichten im Entscheiden selbst begangenen Fehler verbessern (k. preuß. Cabinetsordre v. 6. Sept. 1815); dazu sind wiederholte Prüfungen der richterlichen Entscheidungen nothwendig, durch das Berufen auf höhere Instanzen, deren Einrichtung ein großer Fortschritt der Verfassungen war. Das germanische Mittelalter kannte sie nicht; jedes Gericht sprach eigentlich immer in letzter Instanz, nur daß wichtigere Sachen zuweilen an ein größeres oder erfahrneres Gericht (Oberhöfe, Schöppenstühle) gewiesen werden konnten, daß, als sich die grundherrliche Gerichtsbarkeit mehr ausgebildet hatte, eine Versagung der Justiz zur Folge hatte, die Sache an das Gericht des Lehnsherrn zu ziehen, endlich, daß man die vorigen Richter, wenn sie Unrecht gesprochen hatten, selbst zur Verantwortung bei dem höhern Gerichtsherrn ziehen konnte (fausser le jugement), wo Recht oder Unrecht oft durch das Gottesurtheil des Kampfes zu entscheiden war. Aber auch nachdem regelmäßige Appellationen in mehren Abstufungen bis an die landesherrlichen (königl., kaiserl.) Gerichte in Gang gebracht worden waren, und die frühern dem königl. Hofe folgenden höchsten Gerichte unwandelbare Sitze und bleibende Beisitzer erhalten hatten (in England schon in der Magna charta 1215, in Frankreich 1305, in Deutschland erst 1495), blieben dennoch Fälle übrig, in welchen auch die letzte Instanz einer offenbar unrichtigen Entscheidung beschuldigt werden konnte, und es kamen wieder Gesuche um Aufhebung derselben bei der obersten Regierungs-

örde in Gang, welche nur zu bereitwillig ergriffen wurden. Über die Geschichte es Verhältnisses zwischen der Regierung (dem Staatsrath, Conseil privé) und richterlichen Gewalt in Frankreich ist ein vortreffliches Werk: Henrion de Pan- „De l'autorité judiciaire en France" (Paris 1818, 4.). In Frankreich ist e Vermischung der regierenden und richterlichen Gewalt, welche sich durch grobe ßbräuche (Eingriffe in die Gerichtsbarkeit durch Commissionen, durch Cassatio- rechtskräftiger Urtheile, durch Lettres de cachet) sehr verhaßt gemacht hatte, h die Errichtung des Cassationsgerichts (s. d.) gehoben, wodurch es auch ßlich geworden ist, die gerichtlichen Instanzen auf zwei, die Zahl der Kreisgerichte ibunaux de première instance) und Hofgerichte (Cours d'appel) zu vermin- , während man in Deutschland, und wie wir glauben mit größerm Vortheil, alt hergebrachten drei Instanzen (hervorgegangen aus der grundherrlichen oder tischen, fürstlichen und königl. Gerichtsbarkeit) beibehalten hat. (S. Appel- ionsgerichte.) Eine allgemeine Geschichte der Gerichtsverfassung haben einem berühmten niederländischen Rechtsgelehrten mosaischer Religion zu dan- : J. D. Meyer: „Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires principaux pays d'Europe" (1819 — 1822, 6 Bde.), welche aber dennoch weitem die Sache nicht erschöpft. In Deutschland stehen als eine in ihrer Art ge Erscheinung die heimlichen Gerichte Westfalens da, welche, so viel sich auch ndliche Gelehrte, wie Kopp, Eichhorn, Wigand, damit beschäftigt haben, noch t völlig aufgehellt sind. Es wäre leicht möglich, daß ihre besondere Einrichtung, he erst im 13. Jahrh. recht hervortritt, mit der auch um jene Zeit gestifteten In- tion im Zusammenhang stände.

IV. So wichtig die richtige Bestimmung der Grenzen der richterlichen Ge- gegen Regierung und Gesetzgebung ist, ebenso wichtig sind die völkerrechtlichen gen der Gerichtsbarkeit; aber auch hier herrscht sowol in der Theorie als in der is noch eine große Verwirrung, welche durch Staatsverträge zu lösen sehr noth- dig wäre, da sie nicht nur das Verkehr zwischen den benachbarten Staaten er- ert, sondern auch durch auffallende Inconsequenzen das Vertrauen der Unter- en auf die Gerechtigkeit des Staats untergräbt. Einige der wichtigsten hierher rigen Punkte sind folgende: 1) Frankreich ist, so viel wir wissen, der einzige at, welcher seine Gerichtsbarkeit sogar über alle andre Länder ausdehnt, und n Bürgern das Recht gibt, Ausländer, wenn sie sich auch nicht in Frankreich alten und nichts daselbst besitzen, vor französische Gerichte vorzuladen. Dage- schützt den Fremden nicht einmal die Litispendenz, wenn ihn auch der Franzose t in seiner Heimat verklagt haben sollte („Code civil", a. 14). Diese Verord- kann Ausländern um so gefährlicher werden, je leichter es geschehen kann, daß geladen und verurtheilt wird, ohne etwas davon zu erfahren, weil die Vorla- nur dem Staatsprocurator zugestellt wird, um sie an den Minister der aus- igen Angelegenheiten einzusenden, welcher sie auf diplomatischem Wege an den agten gelangen läßt. Wenn sie auf diesem Wege liegen bleibt, oder, wie uns iele bekannt sind, einen falschen Weg nimmt, so soll dies den Verhandlungen dem Urtheil dennoch an ihrer Gültigkeit nichts entziehen. Kommt ein solcher nder selbst nach Frankreich, oder werden ihm zugehörige Effecten daselbst ange- en: so hat eine solche frühere Verurtheilung ihre volle Wirkung; der Fremde ist t der Verhaftung unterworfen, was der Franzose nicht ist (Ges. v. 10. Sept. 7). Dieses System ist auch darum doppelt unbillig, weil es gegen Franzosen umgekehrten Falle keine Gerichtsbarkeit des Auslands anerkennt, wenn auch e bei auswärtigen Gerichten nach allgemeinen Rechtsregeln begründet wäre. wäre daher höchst wünschenswerth, daß alle andre Regierungen ihre Unterthanen h strenge Aufrechthaltung der Regel, daß ein jeder nur bei seinem ordentlichen ter belangt werden kann, zu schützen suchten. Nur mit der Schweiz hat Frank-

reich diese allgemeine Regel durch ältere und neuere Verträge, zuletzt in einem Vertrage v. 27. Sept. 1803 anerkannt. Hiermit steht 2) die Wirkung im Zusammenhang, welche man den im Auslande gesprochenen Erkenntnissen beilegt. In Deutschland war man vermöge der Verbindung, in welcher alle deutsche Staaten durch die Reichsverfassung mit einander als Glieder eines Ganzen standen, gewohnt, nach Rechte nach alle rechtskräftige Erkenntnisse in privatrechtlichen Sachen im Auslande für ebenso verbindlich als im Inlande anzusehen, und man hielt es für die Schuldigkeit aller Gerichte, auch ausländische Erkenntnisse auf Requisition der Gerichte vollstrecken. Allein England thut dies nur in Ansehung beweglicher Güter, wegen in Ansehung der Grundstücke erkennt es keine ausländische Gerichtsbarkeit an. In Frankreich ist aber schon 1629 das System aufgestellt worden, daß kein auswärtiges Erkenntniß in Frankreich einige Wirkung haben soll. Ist es gegen einen franz. Unterthan ergangen, so muß der Proceß von dem franz. Gericht wenigstens in der Sache selbst revidirt werden, wenn die franz. Partei ihn nicht ganz von neuem anfangen will (comme entier), und wenn es zwischen Ausländern ergangen ist, so wird nicht einmal ein Arrestgesuch auf Vermögen, welches der Schuldner in Frankreich besitzt, angenommen. Sirey's „Journal de la cour de cassation" VII, 453, u. XVIII, 58. Im Königreich Westfalen stellte man ähnliche Grundsätze auf, und nun fingen auch deutsche Staaten an, z. B. Baiern, auswärtigen Erkenntnissen alle Wirkung im Lande zu versagen. Man sah freilich bald, daß bei dem iebhaften Verkehr zwischen den deutschen Staaten ein solches System die größte Verwirrung herbeiführen müsse, und ging wieder davon ab. (Doch ist die neue bairische Verordnung vom 2. Jun. 1811, welche auswärtige Erkenntnisse in Civilsachen nur für vollstreckbar erklärt, wenn in dem Staate, wo solche ergangen, kein Object der Execution zu finden ist, und auf die im Lande befindlichen Gegenstände nicht etwa ein vorzügliches oder gleiches Recht hat, großen Bedenklichkeiten ausgesetzt.) Da die ältern Verhältnisse der deutschen Staaten als Glieder des Reichs aufgehört haben, und in der That eine unbedingte Wirksamkeit und Vollstreckbarkeit auswärtiger Erkenntnisse große Nachtheile haben würde, so wäre es sehr zu wünschen, daß dieser Punkt durch Landesgesetze und Verträge, zwischen benachbarten Bundesstaaten freilich am zweckmäßigsten durch einen Bundesvertrag, auf gleichförmige Weise neu bestimmt würde. 3) Noch bedenklicher ist die Wirkung der auswärtigen Criminalurtheile, womit die Frage, in wie weit Staaten einander flüchtige Verbrecher und Angeschuldigte ausliefern sollten, in naher Verbindung steht. Darüber ist das Völkerrecht ziemlich einig, daß man eigentlich auswärtigen Criminalerkenntnissen im Lande gar keine Wirkung beilegt, weder lossprechenden noch verurtheilenden. Besonders werden Confiscationen von andern Staaten nicht beachtet, und keine darauf bezügliche Requisition wird befolgt. Allein mehr bestritten ist 4) die Bestrafung der außer Landes begangenen Verbrechen. Hier geben die verschiedenen Theorien des Strafrechts einen so großen Einfluß, daß einer jeden die Sache ein andres Ansehen gewinnt. Aber der einfache gesunde Menschenverstand wird sich immer daran halten müssen, daß die Handhabung der strafenden Gerechtigkeit eine höhere Bedeutung hat, als die Erlangung oder Sicherung eines Vortheils für den Staat, und einen höhern Grund als die Laune, von welcher die Gesetze, jene Handlung mit Strafen bedroht wird, und nach welcher das abscheuliche Verbrechen straffrei ausgehen müßte, wenn es im Verzeichnisse verpönter Handlungen, im Straftarif, vulgo Strafgesetzbuch, zufällig vergessen worden wäre. Man in irgend ein andrer Zweig der Gesetzgebung muß die strafende sich eines Rechts bewußt sein, welches älter ist als alle Gesetze, bewußt sein, und ihm zu folgen suchen. Sie muß auf die sittlich-rechtliche Ordnung, welche Ziel, Würde und Lebensbedingung der Staaten ausmacht, auf die ganze Menschheit beziehen, und die Staaten müssen einander zu diesem Zwecke jeden Beistand leisten, welcher sich mit ihren Überzeugungen von Recht vereinbaren läßt. Ein Staat, welcher in seiner

t unbestraften Verbrecher duldet, er habe das Verbrechen begangen wo er wolle, ht sich selbst einer Theilnahme an demselben schuldig. Er muß ihn also strafen, zwar nach dem im Lande geltenden Rechte, weil dies das einzige ist, welches er gerecht erkennen kann. Er kann aber doch nur diejenigen auswärts begangenen dlungen bestrafen, welche an sich und allenthalben Verbrechen sind, wie Mord, stahl, Betrug, Gewaltthätigkeiten, welche die Engländer Verbrechen gegen Naturrecht, delicta juris gentium nennen. Alles Andre, was von einzelnen aten besonderer Zwecke wegen mit Strafen verpönt ist, was daher nicht als eine etzung der sittlich-rechtlichen Ordnung unter den Menschen überhaupt, sondern als Störung der zufälligen eigenthümlichen Ordnung eines bestimmten Staats chtet werden muß, hat ein andrer Staat zu strafen keinen hinreichenden Grund. n er würde erst untersuchen müssen, ob auch die durch Strafen sanctionirten ichtungen des fremden Staats mit den höhern Forderungen des Rechts überimmen, und dazu hat er weder das Recht noch die Mittel. Daher ist es auch allgemeine völkerrechtliche Praxis, daß man dergleichen Verbrechen gegen die beere Ordnung andrer Staaten (delicta juris positivi), als Contraventionen gen Finanzgesetze, Contrebande, Polizeiordnungen, politische Vergehungen, kirchu. dgl., sofern nicht damit auch ein gemeines Verbrechen verknüpft ist, gar bestraft. Die Staaten können dies auch schon darum nicht, weil sie öfters eichen Vergehungen als Mittel politischer Zwecke sogar begünstigen. Allein t von ihren Unterthanen außerhalb des Staats ein heimisches Strafgesetz verwird, so haben sie hinreichenden Grund, solches bei der Rückkehr des Thäters nden. Die Bürger eines Staats bleiben auch in der Fremde den Gesetzen Heimat unterworfen. Dies ist das System, welches England, Frankreich de d'instruct. crim." a. 5), Preußen („Allgem. Landr.", II, 20, §. 12 — Östreich („Strafgesetzb.", S. II, §. 30) beobachten. Allein Frankreich dehnt hier seine Gerichtsbarkeit weiter aus als billig ist, indem es auch Fremde, welche ärts ein Verbrechen gegen den Staat begehen, der franz. Strafgewalt unter(„Code d'instr. cr." a. 6), und auf der andern Seite versagt es Fremden den meinen rechtlichen Schutz, indem es die Bestrafung der Verbrechen, welche im ande von einem Franzosen gegen Ausländer begangen worden sind, ganz verrt („Code d'instr. crim.", a. 7, 24). Insofern bei einem außer Landes benen Verbrechen nicht das einheimische Strafgesetz als unmittelbar übertreten trachten ist, wird man es für billig erkennen müssen, zumal an Fremden die nicht härter zu bestrafen, als die Gesetze des Orts, wo sie begangen wurde, sich bringen, und da man auch nicht härter strafen kann, als das eigne Gesetz bt, so wird in einem solchen Falle immer das mildere anzuwenden sein, wie es reußen verordnet ist („Allg. Landr." II, 20, §. 15). Die Strafe unbedingt den Gesetzen des Orts der That abmessen zu wollen, ist aller richtigen Theorie der, und führt zu großen Inconsequenzen. Denn man muß entweder auch die reimtesten Strafgesetze anwenden, welche sich in so vielen Staaten erhalten ha- wie z. B. in England die Todesstrafe auf das Abhauen eines Baumes, auf das en einer Maske im Walde, in Spanien der religiösen Strafgesetze, oder man muß ine Auswahl vorbehalten, welche bei einem System, worin es ohne positives Gein Strafrecht gibt, immer eine bloß willkürliche und also gesetzlose sein kann. 37. V. Über die Formen des gerichtlichen Verfahrens, s. Proceßordnung.

Gerichtliche Arzneiwissenschaft, s. Medicin (gerichtliche) Polizei (medicinische).

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'amour, Corti d'amore. In Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe sich nicht begnügte, ein heiliges Gemiß des Herzens zu bleiben und in der Stille zu beglücken, sondern öffentlich rat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben

ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch spitzfindige Untersuchungen über Gegenstände der Galanterie sich in Gesellschaften unterhielt, — wurden oft Streitfragen aus diesem Gebiete aufgeworfen u. von den Troubadours od. Dichtern in ihren Tensons wetteifernd behandelt; z. B.: Was kann uns erträglicher sein: wenn unsere Geliebte stirbt, oder sich einem Andern anschließt? Wäre es dir lieber, mich von deinem Mädchen gehen zu sehen, wenn du kommst, oder mich kommen zu sehen, wenn du gehst? Wer leidet mehr, ein Ehemann, dessen Frau, oder ein Liebender, dessen Geliebte untreu wird? Da man nun die Entscheidung eines Tribunals über diese Fragen, oder andre wirkliche Fälle wünschte, so ward (wie Schiller singt)

Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Man errichtete gleichsam Spruchcollegien der Liebe, wahrscheinlich zuerst in der Provence im 12. Jahrh. (nicht etwa in Deutschland, wo die Liebe von jeher innige mehr Sache des Herzens als pedantischer Grübeleien auf der einen, und der Sinnlichkeit auf der andern Seite gewesen ist). Sie bestanden aus Rittern, Damen und Damen, die ihre Ansprüche als Arrêts d'amour gaben, nach Art der Beschlüsse des Parlaments. Christoph v. Arctin hat 1803 solche Ausspräche aus alten Handschriften herausgegeben. Eine ältere Sammlung ist von Martial Auvergne. Diese Unterhaltung ward so beliebt, daß nicht leicht ein fürstlicher Gastag ohne Wettstreit in einer Cour d'amour verging; die Übungen des Witzes wurden so beliebt als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Ansehen erlangten diese Cours d'amour in Frankreich unter Karl VI. durch s. Gemahlin Isabelle von Baiern. Männer des ersten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'amour bekamen. (S. „Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche" u. s. w. [Leipzig 1821], womit die Beurtheilung im „Hermes [St. XII.] verbunden werden muß). Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe — Assemblée galante zu Ruel — die eine Nachahmung jener Gerichtshöfe sein sollte, bei welcher die Prinzessin Anna von Gonzaga das Amt einer Präsidentin bekleidete, Mademoiselle Scudery die Geschäfte eines Generaladvocaten führte.

Germain (Saint-), Graf, ist seinem Herkommen nach unbekannt, als Abenteurer und Alchymist berüchtigt. Er nannte sich zuweilen Aymar, auch Marquis de Betmar, und war wahrscheinlich ein geb. Portugiese. Er machte auf s. ersten Reise nach Deutschland in Holstein Bekanntschaft mit ihm, benutzte s. Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint-Germain besaß chemische andre Kenntnisse; aber s. unwiderstehliche Neigung, als Schwarzkünstler zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu suchen. Er reiste beständig auf Reisen, und verschaffte sich durch dreiste Großsprecherei, und durch die Gabe, Jedem die schwache Seite abzuwinnen, sogar Zutritt an Höfen. S. Leben nach war er 350 J. alt, u. hatte noch einen Denkspruch des berühmten Nostradamus in s. Stammbuche aufzuweisen; ein köstliches Lebenswasser erhielt ihn immer bei Kräften, und war so stark in s. Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Der Hauptzweck aller Adepten, die Verfertigung von Edelsteinen, mißlang auf s. zweiten Reise nach Indien, die er 1755 gemacht haben wollte, gelingt, wie er zerschlug 1773, bei dem franz. Gesandten im Haag, einen kostbaren Diamant von s. Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'or verkauft. Auch die Geheimnisse der Zukunft enthüllten sich vor s. Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzosen voraus. Er war so mächtig, daß er

erreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Musik beibrachte. Er besaß die ne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verschiedenen Bogen Et-, das man ihm dictirte, aufschreiben konnte, ohne daß es möglich gewesen wäre, Handschriften zu unterscheiden. Die Violine spielte er so meisterhaft, daß man re Instrumente zu hören glaubte. Überhaupt fehlte es ihm weder an Talenten, an Gelehrsamkeit, und er würde berühmt geworden sein, wenn es ihm nicht r gewesen wäre, berüchtigt zu werden. Neue Aufklärungen über ihn geben die moires de Mad. Dufrénoy".

Germanicus (Cäsar), Feldherr der Römer, berühmt durch seine Siege die Germanen, Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern, für ihre nden gepriesenen Antonia, einer Nichte Augusts, deren große Eigenschaften zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, sein Oheim von väterlicher Seite, irte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quästur und noch vor dem gesetzlichen das Consulat. Als er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutsch-stand, starb Augustus. Tiberius folgte demselben in der Regierung. Ver-s wurde G. von einigen aufrührerischen Legionen aufgefodert, die höchste Ge-sich zuzueignen. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marsen, welche i einem Feste berauscht hatten, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen nd zerstörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weise schlug er im folg. die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und siegreich nach dem Rheine zurück. Hier erschienen Abgeordnete des Segestes n, durch welche derselbe ihn um Hülfe gegen Hermann, s. Schwiegersohn, bat, belagert hielt. G. eilte herbei, entsetzte den Segestes, und nahm dabei Her-s Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Hermann rüstete sich hierauf zum Krieg . sammelte s. Macht an der Ems. Es kam zur Schlacht. Schon wichen nischen Legionen, als G. mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glück-ihm drohende Niederlage abwandte. Hermann zog sich zurück, und G. war en, die Ems wieder zu gewinnen, und ehrenvoll aus einem Kampfe zu gehen, in Heer nicht mehr gewachsen war. Nachdem er noch einen Theil s. Krieger m Rückzuge, durch die Flut des Meeres, verloren hatte, erreichte er mit hen Überresten s. Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Win-neuen Rüstungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von 1000 ugen erbauen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und se zu vermeiden, und landete an der Mündung der Ems. Von hier rückte n die Weser, hinter welcher er die Cherusker versammelt fand, um ihm den ng zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, dem Tage begann, und sich siegreich für die Römer endete. Auch am folgen-ge, als die Deutschen den Kampf mit Wuth erneuerten, und Unordnung in ischen Reihen brachten, behauptete G. doch das Schlachtfeld. Die Deut-hrten in ihre Wälder zurück, G. aber schiffte sich wieder ein, bestand einen ren Sturm, der s. Flotte zum Theil zerstreute, und bezog die Winterquar-achdem er noch einen Einfall in das Land der Marsen gemacht hatte. Die-zug war sein letzter in Deutschland. Tiberius, eifersüchtig auf den Ruhm gen Helden, rief ihn zurück, und bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwol-n Triumph. Um sich aber von einem Manne zu befreien, der ihm furcht-n durch die Liebe des Volks, sandte er ihn, mit fast unbeschränkter Gewalt t, in die Morgenländer, wo er die dort ausgebrochenen Unruhen beilegen sollte; ernannte er den Piso zum Statthalter von Syrien, dessen stolzer, herrischer beugsamer Charakter dem G. überall entgegenwirkte. Beide mußten bald , und Piso faßte einen so wüthenden Haß wider G., daß er ihn wahrschein-ften ließ. G. starb im J. Roms 772, in einem Alter von 34 J. Rom ihm einen seiner tapfersten und edelsten Männer. M.

Germanien. Nicht allein das unwirthliche, mit Wäldern, Sümpfe und Morästen bedeckte Land, begrenzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlich Ocean und der Weichsel, nannten die Römer Germanien, sondern sie schlossen au Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen in diese Be nennung ein, da alle diese Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmache von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen ge meinsamen Ursprung ankündigten. Die Bewohner des schönen Italiens, die ke rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Vol seine Wohnplätze habe verlassen können, um in Germaniens Wüsten zu hausen, w ein strenger Winter den größten Theil des Jahres herrschte, und wo undurchdrin liche Waldungen auch im Sommer dem erwärmenden Strahle der Sonne Hoh sprachen. Die Germanen (Heer-, d. i. Kriegsmannen, s. über diesen Namen d Deutschen, Hammer in den „Wiener Jahrbüchern", Nr. IX., und Titze in sein „Vorgeschichte Deutschlands"), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Te (auch Thuiskon) nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung von Anb ginn dort gelebt haben. Sie nannten sie daher Indigenae, dort Entsprossene, un geben uns von ihrer Lebensweise Nachrichten, aus denen wir Folgendes hervorheben Rein von fremder Vermischung, wie die eigenthümliche Nationalbildung beweis lebt in den Ländern jenseit des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hoch gelbem Haar, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs, abgehärtet gege Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, von kriegerischem Geiste, biede treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind listig und verstel das, jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als sein edelstes Gut betrachte und eher das Leben als seine Freiheit aufzugeben bereit ist. Unbekannt mit allen d Leben verschönernden Künsten, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch d Metalle und der Buchstabenschrift, nährt sich der Germane in seinem Lande v Wälder und Weiden armselig von Jagd und Viehzucht, und theilt sein Leben zw schen träger Ruhe, sinnlichen Genüssen und harten Beschwerden. Zur Zeit d Friedens sind Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labsal des tr verdrossenen Kriegers, indeß sein Gemüth nur des Augenblicks harrt, wo Krieg u Gefahr ihn zu männlichen Werken aufrufen. Bis dahin gibt er mit der gan Leidenschaftlichkeit s. ungezähmten Herzens sich dem Becher und dem Spiele hi Ein mit geringer Kunst aus Weizen und Gerste bereitetes Getränk ersetzt ihm d von der Natur versagten Traubensaft, und berauscht ihn bei seinen lärmenden Feste Weit entfernt, die Trunkenheit sich zum Vorwurf zu machen, fühlt er vielmehr dur den Rausch s. Sinne geschärft und erleuchtet; er rathschlagt alsdann am liebst und der im Rausche gefaßte Beschluß wird als eine höhere Eingebung unabänderl ausgeführt. Seine Person und Freiheit sind ihm nicht zu kostbar, um sie nic aufs Spiel zu setzen, und, treu seinem Worte, läßt er sich ohne Weigerung von de glücklichen Gewinner fesseln und in entfernte Sklaverei verkaufen. Die Regierung form ist in dem größten Theile Gemaniens demokratisch. Man gehorcht weniger al gemeinen und positiven Gesetzen, als dem zufälligen Übergewicht der Geburt od Tapferkeit, der Beredtsamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des ba tischen Meeres erkennen einige Stämme das Ansehen von Königen, ohne jedoch d dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenseitige Vertheidigung d Band ist, welches die Germanen zusammenhält, so hat man früh die Nothwendi keit gefühlt, daß der Einzelne s. Meinung von der Mehrzahl s. Verbundenen abhä gig machen müsse, und diese wenigen rohen Grundzüge einer politischen Gesellsch genügen einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz fremd ist. Der von freien Alte geborene und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling wird eingeführt in die allgemei [illegible]mmlung s. Landsleute, mit Schild und Lanze ausgestattet und zu einem gl würdigen Mitgliede ihres kriegerischen Freistaats angenommen. Die

ſammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes werden theils zu beſtimm-
Zeiten, theils bei plötzlichen Ereigniſſen zuſammenberufen. Über öffentliche Be-
igungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entſcheidet in den-
en die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorſtehern eine vorläufige Erwä-
g der Sache verſtattet iſt, ſo kann doch nur das Volk beſchließen und ausführen.
Zögerung feind und, ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augen-
lichen Leidenſchaft gehorchend, faſſen die Germanen raſche Beſchlüſſe, und das
ammenſchlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigen ihren Beifall oder
Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr wird ein Anführer gewählt, dem ſich in
genden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen iſt, wol mehre Stämme unterwer-
Der Tapferſte wird erkoren, daß er mehr durch Beiſpiel als Befehl ſ. Lands-
führe. Iſt die Gefahr vorüber, ſo endigt ſeine dem frei geſinnten Germanen
aßte Gewalt; denn zur Zeit des Friedens kennt man kein andres Oberhaupt,
die in den Verſammlungen erwählten Fürſten, die in ihren Bezirken Recht ſpre-
und Streitigkeiten ſchlichten. Zugeordnet ſind dem Fürſten eine Wache und
Rath von 100 Perſonen. — Obwol die Römer einigen germaniſchen Fürſten
Königstitel beilegten, ſo hatten dieſe nicht einmal das Recht, mit dem Tode,
Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu beſtrafen. (Vgl. Fürſt.)
Volk, das allem Zwange ſo abgeneigt war und keine Oberherrſchaft anerkannte,
ete nur die Verpflichtungen, die es ſich ſelbſt auferlegt hatte. Freiwillig weih-
die edelſten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienſte, und
dieſe unter einander wetteiferten, die tapferſten Genoſſen um ſich zu verſammeln,
rteiferten jene um die Gunſt ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der
unde der Gefahr der Erſte zu ſein an Muth und Kühnheit, aber ſ. Gefährten
es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unaus-
ölicher Schimpf, denn die heiligſte Pflicht gebot, ſ. Perſon zu ſchützen und ſ. Ruhm
ch die Trophäen eigner Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg,
Gefährten für den Führer. Tapferkeit war die Zierde des Mannes, Keuſchheit
Tugend des Weibes. Die germaniſchen Urvölker verehrten etwas Göttliches in
weiblichen Geſchlecht. Vielweiberei war nur den Fürſten verſtattet, um da-
ch ihre Verwandtſchaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte
das Geſetz. Ehebruch war ein durch Nichts abzubüßendes, aber auch höchſt ſeltenes
brechen, und Verführung durch Nichts zu rechtfertigen. Die religiöſen Be-
ſe dieſer Nation konnten nur roh und unvollkommen ſein. Die Sonne und der
nd, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die ſie zugleich mit gewiſ-
eingebildeten Weſen verehrten, denen ſie die Leitung der wichtigſten Geſchäfte
Lebens zuſchrieben, und deren Willen die Prieſter durch geheime Künſte erfor-
n zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felſengrotten, geheiligt durch die
rehrung vieler Geſchlechter. Die Gottesurtheile, ſo berüchtigt im Mittelalter,
ten ſchon ihnen als untrügliche Entſcheidungen in allen zweifelhaften Fällen.
ten Muth zu entflammen, lieh die Religion die wirkſamſten Mittel. Die heili-
im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem
lachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit ſchrecklichen Verwünſchun-
den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Ta-
n ward die Gunſt der Götter, ein kriegeriſches Leben und der Tod in der Schlacht
ten die ſicherſten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo
Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmauſe ſie ergötzte, während ſie köſtliches
r aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde ſchlürften. (Vgl.
rdiſche Mythologie.) Aber was die Prieſter nach dem Tode verſprachen,
liche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden ſchon auf Erden. In der
lacht und an Siegesfeſten prieſen ſie den Ruhm der Helden vergangener Taar.

die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunstlosen, aber feurigen Strophen lauschten, und sich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeistert fühlten.

So war das Volk, das frei und unbesiegt einst Deutschlands Boden bewahrte. Forschen wir nach s. Ursprunge, so werden wir auf Asien, die allgemeine Wiege des Menschengeschlechts, zurückgeführt, wiewol wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus diesem Welttheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Joseph v. Hammer nennt sie (a. a. O.) ein baktrisch-medisches Stammvolk aus dem paradiesischen Hochlande Arieme, und Mirchond, der persische Dichter, sagt: „Chawaresm (das Land von Chawilah) ist der Name jenes Districts und Landes, welches der Sammelplatz der Gelehrten und Weisen, der Männer des Schwerts und der Feder war, das man vor Alters Dschermania nannte". Ehe die Scythen oder Scotelen von den Massageten an dem Pontus Eurinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerer, ein mit den Deutschen verwandtes Volk, in der heutigen Krim und europäischen Tatarei und vereinigten sich, von den Scythen an die Weichsel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden teutonischen Stämmen, über welche uns historische Angaben fehlen. Von hier aus ward Skandinavien und Deutschland bevölkert, daher sich unter den Bewohnern dieser Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichsel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptstämme der Germanen genannt: die Istävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwischen der Elbe und Weichsel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; von ihnen waren die Istävonen nach Westen, die Ingävonen nach Norden ausgewandert. Diese drei Hauptstämme waren wesentlich von einander verschieden, und wenn es sich erweisen läßt, daß von den Ingävonen die Westfalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden, von den Istävonen die Rheinländer, Franken und Hessen, und von den Hermionen die Baiern und Östreicher abstammen, so bestehen diese Verschiedenheiten wenigstens in Ansehung der Sprache noch jetzt. Istävonische Völkerstämme waren die Chamavi, Tubantes, Usipii, Ansibarii und Bructeri, zwischen der Weser und dem Rhein; die Sygambri und Marsi von der Lippe bis Köln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chasoarii, Tencteri und Ingriones auf der Westseite der Weser bis in den Harz; ferner die Katten vom Ursprung der Weser längs des thüringer Waldes bis an den Main und die fränkische Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduri, Turenti, Marvingi und Mattiaci, letztere um Wiesbaden und Marburg, erstere im Fürstenthum Waldeck bis Hanau sich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes u. der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Fosi im Braunschweigischen, sowie die bereits genannten Marsen, Chasuarier, Tubanten, Dulgumier, Ansibarier u. A., die aber später sich von dem Bund der Cherusker trennten. Diese gesammten istävonischen Völker erschienen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde der Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in späterer Zeit die beiden mächtigen Bündnisse der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die westlichen Ufer der Ostsee, vom Zuydersee bis an die Trave in Holstein, und breiteten sich über die cimbrische Halbinsel und das große Skandinavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Friesen mit den Frisabonen, Sturiern und Narsaciern; die Chaucen in Ostfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier in Verden, Lüneburg und Kalenberg; ferner die Saxen im heutigen Holstein, mit ihren drei Stämmen, den Ostfalen, Westfalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinsel, den Nordalbingern, die, in Verbindung mit den Saxen, Normannen und späterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Skandinaviens und Preußens; dieses bewohnten die Ostiäer, die Venedi und Sclrei, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen, oder wie sie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden),

Fenni (Finnen), die Äſthi (Eſthen), die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus ohnten die Weſtſeite Skandinaviens die Chadeni, die Oſtſeite die Phavones und iräſi, die Südſeite die Gotá und Daucionés, das Mittelland die Levoni. Die lmme der Hermionen, die in herumſchweifenden Parteien auch Sueven hießen, en die Varini zwiſchen den Mündungen der Trave und Warne, die Sidoni, der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgiſchen und klenburgiſchen, die Rugier, Turcilingier und Scirri in Pommern und an der ſee die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und dieſe ſelbſt mit ihren Nebenzwei- in Polen; ferner die Vandalen mit den Silingi im Rieſengebirge und der Lau- die Burgundiones und die Lygier, die nebſt den Buriern u. A. hinter den Van- n in Schleſien und Polen ihre Wohnſitze hatten. Als einzelne Stämme der mionen, welche ſich unter den Ingävonen und Iſtävonen niederließen, werden ongobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher in Lande der Cherusker, dieſe vereinigten ſich von der Oſtſeite der Elbe her mit den en. Im Süden von Deutſchland finden wir nur Auswanderer, die erſt ſpä- aus mehren Muttervölkern zuſammengeſchmolzen, zum Theil große Reiche ſtif- . Dergleichen ſüdliche Coloniſten waren die Quaden, die Markomannen, die enſelben abſtammenden Bojarier, die Hermunduren und die aus ihnen ent- ſenen Sueven.

Die Römer lernten zuerſt im J. der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein r Völkerſchwarm, der ſich Cimbern nannte, neue Wohnplätze ſuchend, an den t erſchien, den Conſul Papirius Carbo ſchlug, und ſich von da, im Verein mit Tigurinern, gegen die Allobrogen wandte. Nachdem ſie auch hier die Römer ei großen Schlachten geſchlagen, fielen ſie vereint mit den Teutonen und Am- n in das transalpiniſche Gallien, ſchlugen die Römer nochmals am Rhodanus, iteten ſich dann nach Weſten, kehrten ſich aber, durch die Tapferkeit der Ide- d Belgier in ihren Fortſchritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teu- und Ambronen über die weſtlichen, die Cimbrer und Tiguriner über die nörd- Alpen einzudringen ſuchten. Marius ward Roms Retter; er beſiegte die n bei Aix im J. Roms 651 und 101 vor Chr. auch die Cimbern. Die Über- ſtreuten ſich theils in Gallien, theils kehrten ſie an die Donau zurück. Nach- áſar Gallien unterworfen und ſeine ſiegreichen Waffen bis an den Rhein ge- hatte, lernte er hier zuerſt ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. ſt, der daſſelbe führte, und früher auf der Südſeite der Donau gewohnt wollte ſich in Gallien niederlaſſen, mußte aber, von Cäſar geſchlagen, wieder n Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen hatten, blieben auf der Weſtſeite des Rheins; aus den über den Rhein zu- ommenen Überreſten ſcheint ſich der Schwarm der Markomannen gebildet zu

Cäſar ging zwei Mal über den Rhein, doch nicht um in dem wüſten Lande ungen zu machen, ſondern nur um Gallien vor den verheerenden Einfällen rbaren zu ſchirmen. Er nahm ſogar Deutſche in Sold, zuerſt gegen die , dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächſt wohnenden Sygambrer, Uſipeter und Teucterer. Das übrige Deutſchland werde, ſagte m, von den Sueven in 100 Gauen bewohnt, deren jeder 1000 Mann auf terei ausſchicke, welche jährlich abgelöſt würden. Sie lebten mehr von Jagd ehzucht als vom Ackerbau, beſaßen die Felder gemeinſchaftlich, und hielten nde Völker durch Verwüſtung der Grenzen von ſich ab. Dieſe Nachrichten hr, wenn wir ſie auf die Deutſchen überhaupt ausdehnen, und unter den 100 die einzelnen Volksſtämme derſelben verſtehen. Roms Bürgerkriege zogen Aufmerkſamkeit von den Deutſchen ab. Der Bund der Sygambrer fiel un- in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier verſetzte Agrippa an ſeite des Rheins. Als aber die Sygambrer Auguſts Legaten, Lollius, im

J. der Stadt 739 geschlagen hatten, eilte er selbst herbei, erbaute, um ihnen besser widerstehen zu können, Festungen am Rhein, und gab s. Stiefsohn Drusus (s. d.) den Oberbefehl gegen sie. Dieser tapfere Feldherr war in mehren Feldzügen siegreich, und drang bis an die Elbe vor. Er starb im J. Roms 745. Nach ihm führte zwei Jahre lang Tiberius den Oberbefehl am Rhein, und übte mehr List als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog sie zu Kriegsdiensten im römischen Heere. Augustus Leibwache ward aus Deutschen gebildet, und der Cherusker Hermann (s. d.) schwang sich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den J. 748—755 befehligten verschiedene römische Feldherren in diesen Gegenden. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutschland zur römischen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbesonnenheit s. Nachfolgers, des Quinctilius Varus, alle errungene Vortheile vernichtet hätte. Seine gewaltsamen Maßregeln, die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verschwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Hermann stand. Mit seinem aus drei Legionen bestehenden Heere in den teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutschen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Köln mit drei Legionen stehende Legat Asprenas. Dieser 9 nach Chr. von den Deutschen erfochtene Sieg führte den Verlust aller römischen Besitzungen jenseit des Rheins herbei; die von Drusus erbaute Feste Aliso wurde zerstört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutschland auf. Erst 4 Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (s. d.) wieder gegen die Deutschen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieser jugendliche Held auch s. Unternehmungen leitete, so gelang es ihm doch nicht, die Herrschaft der Römer zu befestigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutschen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet sie leicht verhinderten, und vor deren ernstlichen Angriffen sie sich durch die innern Streitigkeiten derselben gesichert sahen. Eine wichtige Begebenheit in Deutschland hatte dazu Anlaß gegeben. Marobodnus, ein am Hofe Augusts erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehre suevische Stämme in einen Bund, welcher u. d. N. des Bundes der Markomannen bekannt ist. An der Spitze dieses mächtigen Völkervereins überfiel er das im südl. Böhmen u. heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte dasselbe, und stiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher sich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein Heer von 70,000 Streitern aufbieten konnte. August hatte dem Tiberius befohlen, mit 12 Legionen den Marobodnus anzugreifen, und seine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufstand der dalmatischen Völkerschaften nöthigte ihn, einen Frieden zu schließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Westdeutschland hinderten jeden Versuch gegen die Markomannen, welche häufig Streifereien in Süddeutschland wagten. So gab es jetzt zwei mächtige Völkerschaften in Deutschland, die Markomannen und die Cherusker, welche sich aber bald unter einander entzweiten, als einerseits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodnus müde, den Bund desselben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und andrerseits Hermanns Oheim, Inguiomerus, aus Eifersucht gegen s. Neffen, zum Marobodnus überging. Nachdem der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunst, welche Hermann und Marobodnus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, statt dem ihn um Beistand bittenden Marobodnus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, sein Land zu verlassen und bei den Römern Zuflucht zu suchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schicksal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker

n 21 nach Chr. mit ihrem großen Feldherrn **Hermann** (s. d.) ebenfalls ihr
ehen; durch Zwiespalt unter sich geschwächt, nahmen sie endlich von Rom einen
ig, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößling Hermanns. Unter die-
zerfielen sie mit ihren Bundesgenossen, den Longobarden, und sanken zu einem
deutenden Volke, die Südseite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erho-
sich im Westen Deutschlands die Katten. Während einer Seits die Friesen sich
n des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit An-
gung zurückgeschlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegen-
gelegenen römischen Festungen an. Galba aber demüthigte sie, und bewog sie,
Land zwischen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlassen, welches darauf die
ier verdienten Kriegern zutheilten. 18 Jahre darauf (58 nach Chr.) geriethen
Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der fränkischen Saale.
Maroboduus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten sich indeß jenseit der
au zwischen den Flüssen Gran und Morava angesiedelt, und dort unter Van-
den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den
chbarten Völkern durch Bedrückungen lästig zu werden anfing. Obgleich Van-
sich mit den sarmatischen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten
ht der Hermunduren, Lygier und westlichen Quaden (50 nach Chr.), und mußte
u den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber stand sein Schwester-
Sido, der, ein Freund der Römer, dem Vespasian wichtige Dienste leistete.
Westen erschütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der
er, welche nur mit äußerster Anstrengung sich behaupteten. Jetzt aber entzün-
ich ein Krieg, der erst mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von
ygiern angefallen, baten den Domitian um Beistand, welcher ihnen 100 Rei-
ickte. Eine so armselige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden sich
n Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geschlagen,
n zügelte sie und Trajan schlug sie aufs Haupt; allein seit Antoninus Philoso-
loderte der Krieg in diesen Gegenden auf. Auf zwei Seiten beunruhigten die
aren unaufhörlich das römische Reich; von der einen Seite die durch die Go-
verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue
sitze suchend. Man befriedigte sie, als man ihnen die südlichen Gegenden an-

Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markoman-
Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und
r gewöhnlich der markomannische genannt wird. Marc Aurel kämpfte sein
s Leben gegen sie, und Commodus erkaufte (180 nach Chr.) den Frieden. In-
rwüsteten die Katten Gallien und Rhätien, die Cherusker drängten die Lon-
den an die Elbe zurück, und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue
aren erschienen 220 nach Chr. in Dacien, die Visigothen, Gepiden und Heru-
nd bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues
n Süddeutschland hervor, die Alemanen, ein Gemisch istävonischer Stämme.
sie erbaute Rom das berühmte **Vallum Romanorum** (römische Landwehr),
Überreste von Jarthausen bis Öhringen sichtbar sind. Aber die Macht der
r sank immer mehr, theils durch unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren,
durch innere Unruhen verzehrt. Als die Römer durch bürgerliche Kriege un-
häufigen Militairrevolutionen während der Regierung der Kaiser geschwächt
n waren, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiser Probus er-
n sie auch die Batavérinsel. So waren jetzt Franken und Alemanen die mäch-
deutschen Völker. Erstere verloren unter Julian die Batavérinsel an die
n, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms
Sieg. Mit dem Anfange des 5. Jahrh. stürmten Barbaren von allen Sei-
f das römische Kaiserthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemäch-
sich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die

Westgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Westgothen die Ostgothen, und diesen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloser Völkerhorden, welche sich aus dem Norden und Osten erobernd über Europa ergossen. Die Geschichte bezeichnet sie mit dem Namen der großen Völkerwanderung (s. d.).

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch sie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen sind daher in Beziehung auf jede fremde Sprache andre, wiewol es gewisse Germanismen gibt, die es für alle, oder doch für die meisten Sprachen sind, wenn sie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutsche Sprache ausschließlich hat. Germanismen sind fehlerhaft bei dem Gebrauch (d. i. bei Sprechen oder Schreiben) fremder Sprachen, welche denselben widerstreben.

Gerning (Johann Christian), Entomolog, geb. zu Frankfurt a. M. [illegible], studirte am dortigen Gymnasium und erlernte die Handlung; aber sein Trieb zur Wissenschaft führte ihn ins Privatleben zurück, und er widmete s. Zeit der Naturgeschichte, besonders der Entomologie. Von s. Kenntnissen in diesem Fache gab sein Antheil an mehren naturhistorischen Werken, u. a. lieferte er zu den „Papillons de l'Europe" (Paris 1780 — 92) den größten Theil des Textes, sowie eine Menge Abbildungen aus s. Sammlung. Er starb in Frankfurt 1802 als gothaischer Hofrath. Die Gerning'sche Sammlung von Schmetterlingen und Insekten, eine der vollständigsten und wohlerhaltensten, die je ein Privatmann zusammengebracht, zählt über 30,000 Stücke, gegen 5500 Arten und 500 Spielarten und befindet sich noch zu Frankfurt. — **Gerning** (Johann Isaak, Freiherr v.), Sohn des Vorigen, geb. den 14. Nov. 1769 in Frankfurt a. M., studirte am Gymnasium daselbst, hierauf zu Jena und widmete sich besonders der Geschichte und der Staatswissenschaft. Entscheidend für den Gang s. Bildung und s. Lebens wurde das J. 1790. Es waren nämlich damals bei der Kaiserwahl und Krönung Leopolds II. der König und die Königin von Neapel gegenwärtig, und wohnten im Gerning'schen Hause. Der lebhaft aufstrebende, schon mannigfach gebildete Jüngling gewann die Zuneigung des Monarchen und s. geistreichen Gemahlin; sie luden ihn nach Neapel, wohin er den Weg, von Göthe dazu veranlaßt, über Weimar nahm, nachdem er schon vorher die Schweiz, Holland, England und Frankreich durchwandert hatte. Während s. Aufenthaltes in Italien erwarb er sich eine vertraute Bekanntschaft mit den classischen Werken der bildenden Kunst, sowie er in Neapel bald das volle Vertrauen des Königs und der Königin gewann, welche mit ihm in fortgesetztem Briefwechsel stand. Die Erschütterungen der franz. Revolution hatten damals ihre Schwingungen auch über beide Sicilien verbreitet; leider gingen Acton und Andere, welche den Einfluß auf die Staatsangelegenheiten theilten, von verschiedenen Ansichten aus. Herr v. G. erhielt die Genugthuung, daß er den Erfolg richtig vorausgesagt hatte, sowie denn auch der neapolitanische Friede von 1796 zum Theil nach seinen Ideen geschlossen wurde, worauf 1797 Neapels ehrenvolle Mitwirkung an den friedlichen Verhältnissen erfolgte. 1798 wurde er von Neapel auf den Congreß nach Rastadt gesandt. Die Revolution machte aber immer weitere Fortschritte, und eine Ausgleichung der politischen Interessen und Meinungen war nicht mehr zu hoffen, und Herr v. G. zog sich in die Stille des Privatlebens zurück. Er wurde nach Weimar eingeladen, und brachte daselbst bis 1802 jedes Mal die Wintermonate zu. Dort schrieb er auf Anrathen Göthe's und Herder's s. „Reise durch Oberitalien in Italien" (3 Thle., Frankf. a. M. 1803). Auf diese folgte s. „Säculargemälde" (Leipzig 1800 u. 1802). Nach dem Tode s. Vaters wohnte er meist in Frankfurt, zum Theil auch in Homburg und Kronberg am Taunus. 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg zu s. Geh.-Rathe und 1809 ertheilte ihm der Großherzog von Hessen dieselbe Würde, worauf er ihn auch 1818 in den Freiherrnstand

b. Schon früher hatte er vom Kaiser das Reichsadelsdiplom erhalten. 1816 nnte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg zu seinem Bundestagsgesandten in nkfurt, und 1818 ging er als homburgscher Gesandter nach London. — Seine tischen Beschäftigungen haben ihn niemals der Kunst und der Wissenschaft ent- det. Außer einzelnen trefflichen Gedichten in Zeitblättern, erschienen von ihm: Die Heilquellen am Taunus" (Leipzig 1813 u. 14 in 4., mit Kpf.), ein Ge- , das in der didaktisch-lyrisch-malerischen Gattung eine der ersten Stellen be- tet, und sich ebensowol durch die Fülle der Gedanken und den Reiz der Darstel- als durch technische Vollendung auszeichnet; 2) „Ovid's erotische Gedichte" nkf. a. M. 1815); 3) „Die Rheingegenden", ein zu London 1821 erschiene- Prachtwerk, mit color. Kupf. nach Zeichnungen von Schütz, von John Blake Engl. übers.; 4) „Die Lahn- und Maingegenden" (Wiesbaden 1821). Beide e enthalten nicht nur eine getreue Schilderung der herrlichsten Gegenden unsers landes, sondern auch einen reichen Schatz historischer Forschungen.

Gerona, Girona, feste Stadt mit 14,000 Einw. an der Küste von Cata- n, beim Einflusse des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ittelländische Meer ausströmt, ist durch eine fast beispiellose Vertheidigung ge- ie Franzosen unter Gouvion-St.-Cyr, und nachher unter Augereau 1809 be- rs merkwürdig geworden. Nachdem die Franzosen die Berennung im Mai men hatten, eröffneten sie in der Nacht auf den 9. Juni die Laufgräben. An- und Vertheidigung waren gleich tapfer und erbittert. Schon fing die Besa- an, Mangel zu leiden, als es Blake am 30. Aug. gelang, ihr neue Vorräthe ühren. Dies setzte sie in den Stand, sich bis zum 10. Dec. zu behaupten. esem Tage endlich capitulirte der tapfere Commandant Mariano Alvarez, da erlust aller Forts (des Montjouy) und zweier Vorstädte, sowie die immer zu- ende Verminderung der Besatzung längern Widerstand unmöglich machte. S. gsgeschichtliche Monographien", I, 137.

Geronten (die Alten), obrigkeitliche Personen in Sparta, welche nebst den en und Königen die höchste Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem Jahre nicht zu dieser Würde gelangen und ohne die wichtigsten Ursachen nicht zt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32.

Gersau, in der Schweiz, am Fuß des Rigiberges und am nördlichen Ufer ierwaldstädtersees, Flecken von 1400 Einw., war vor der durch die Franzo- rbeigeführten Umwälzung der helvetischen Eidgenossenschaft, Europas klein- eistaat, und hatte fünf Jahrh. lang, unter dem Schutze der schweizerischen ssung, s. Unabhängigkeit behauptet. Durch die Napoleonische Vermittelungs- ard Gersau mit dem Canton Schwyz vereinigt; es erneuerte zwar, nach Auf- g jener Acte, s. alte Verfassung, und genoß derselben zwei Jahre lang, mußte uf den Antrag der Landesgemeinde von Schwyz, die sich in dieser Hinsicht auf ener Congreßacte berief, einer Entscheidung der Schweizer Tagsatzung zu- sich der Vereinigung mit gedachtem Canton von neuem unterwerfen.

Gersdorff (Karl Friedrich Wilhelm v.), königl. sächs. Generallieut. der rie, k. Generaladjutant, Commandant des adel. Cadettencorps, Großofficier renlegion und Commandeur des St.-Heinrichs- und des Falkenordens, geb. . Febr. 1765 auf dem väterlichen Gute zu Gloßen bei Löbau in der Oberlau- ard, da sein Vater früh starb, von s. väterlichen Oheim, dem Kreishaupt- v. Gersdorff auf Zangenberg bei Zeitz, erzogen und erhielt durch Hofmeister Bildung. Dann waren auf der Fürstenschule zu Grimma die Philologen und Mücke s. Lehrer. Schon damals wurde Tacitus sein Lieblingsschrift-

Hierauf studirte er in Leipzig 1782 und 1785 in Wittenberg. Verhält- d Neigung bewogen ihn, die militairische Laufbahn zu wählen, und er wurde Lieutenant beim Regiment Albrecht-Chevauxlegers. Schon 1791 als Ad-

jutant angestellt, wohnte er in dem Feldzuge von 1794 — 96 der zweiten Bataille bei Kaiserslautern u. als Brigadeadjutant dem für die sächsischen Truppen so rühmlichen als fruchtlosen Tage bei Wetzlar bei. 1805 stand er als Brigademajor bei dem Corps, welches 1805 u. 1806 zur preuß. Armee stieß, vertauschte aber diese Stelle 1807 mit der eines zweiten Adjutanten des Generals von Polenz, bei dem 6000 M. starken Corps, welches zu den Franzosen stieß. An der Belagerung von Danzig, an den blutigen Tagen von Heilsberg und Friedland nahm er als wirklicher Major Theil, und erhielt den St.-Heinrichsorden. Als 1808 die Generalstäbe der Divisionen eingerichtet wurden, bestimmte ihn der König zum Chef des Generalstabs der Division, die in Warschau stand, sowie bald darauf, mit Beibehaltung jener Function, zu s. Flügeladjutanten. 1809 ward ihm der Auftrag, in Sachsen die Bildung des Corps zu beschleunigen, das zur franz. Armee stoßen sollte. Kurz darauf zum Obersten und königl. Generaladjutanten ernannt, begleitete er als Chef des Generalstabs das sächsische Corps, und erhielt vom Kaiser selbst das ihm vom Prinzen von Pontecorvo, General des Armeecorps, zu welchem die sächsische Armee gehörte, auf dem Schlachtfelde von Linz zugesicherte Kreuz der Ehrenlegion. Der zweitägigen Schlacht bei Wagram thätig beiwohnend, konnte er 1823 in einer an den General Gerard und Marschall Gourgaud gerichteten und in Dresden in franz. und deutsch herausgeg. Briefen, ein leidenschaftliches Urtheil berichtigen, welches der Kaiser, laut der von Monthoion und Gourgaud in den „Notes et mélanges" gegebenen Nachrichten über das Benehmen der sächs. Truppen an jenem Schlachttage, gesprochen hatte. Dem Scharfblick des Kaisers war die seltene Güte eines Mannes nicht entgangen, der alle Eigenschaften des Geistes und der ausdauernden Körperkraft in sich vereinte, um die ihm vom König von Sachsen übertragene, seiner gemäße Organisation der sächs. Armee auszuarbeiten und als Chef des königl. Generalstabes vom 1. März 1810 an in Ausführung zu bringen. In den J. 1812 und 1813 war der unterdessen zum Generallieutenant ernannte Gen.-Adjut. G. einer der aufmerksamsten Beobachter in den engsten Umgebungen des Kaisers, als dieser in Dresden residirte und stets um die Person des Königs, dem er nach Leipzig folgte, wo der 19. Oct. über das Schicksal des Königs, sowie über das seinige entschied. Mehrer Stürme und fremder Administrationen wegen, die nun Sachsen erlebte er über 3 Jahre zurückgezogen auf s. Gute und hatte die ihm früher verstattete Muße, alle s. Rechnungen abzuschließen. Der König, der in ihm stets einen seiner treusten und einsichtsvollsten Diener erkannt hatte, berief ihn zu neuer Thätigkeit, indem er ihn 1817 zum Generalinspecteur der damals beschlossenen Armee ernannte; doch als diese 1820 sich auflöste, beschränkte sich s. Thätigkeit auf die Generaladjutantur und auf mehre Specialaufträge. Während dieser Zeit ward er 1819 Großofficier der Ehrenlegion. Ein neuer, s. vielumfassenden Kenntnisse und Erfahrungen, sowie s. Eifer für die Bildung des jungen Geschlechts entsprechender Wirkungskreis ward ihm im Sept. 1822 durch die Ernennung zum Commandanten des Cadettencorps. In dieser Stelle hält er selbst über Encyclopädie der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte regelmäßige Vorlesungen. Schrift u. d. T.: „Vorlesungen über militair. Gegenst. als erste Anleit. zum Studium des Kriegswesens überh. und der Kriegsgeschichte insbes." (Dresden 1826). Es ist zu wünschen, daß s. Tagebücher über Denkwürdigkeiten aus der lehrreichsten Zeit seines Lebens einst ans Licht treten möchten!

Gerstenberg (Heinrich Wilhelm v.), hat einst nicht bloß als Lyriker, Dichter der Nation, sondern auch als Kritiker auf den Literaturzustand s. Zeit kräftig eingewirkt. Er war 1737 zu Tondern in Schleswig geb., wo sein Vater als Rittmeister in dänischen Diensten stand. Nachdem er in Altona bis ins 20. J. auf Schulen gewesen, und in Jena studirt hatte, fand er sich veranlaßt, in vaterländische Kriegsdienste zu treten, stieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die

bis zum Rittmeister, trat aber, als er nach Friedrichs V. Tode, 1766, die Aus-
ten auf dieser Laufbahn verlor, in den Civilstand zurück. Der Staatsminister,
uf Hartwig v. Bernstorff, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanz-
ssionen in die deutsche Kanzlei. G. durchwanderte verschiedene Civildeparte-
nts, wurde 1775 als Resident bei der freien Reichsstadt Lübeck angestellt, begab
1783 nach Eutin zu s. Freunde Voß, und lebte seit 1785 als Mitdirector des
tojustizwesens in Altona. Diese Stelle legte er 1812, Alters halber nieder und
mete sich nun ganz den Wissenschaften. Er starb den 1. Nov. 1823, 87 J.
zu Altona. Seine erste Arbeit war „Turnus", ein Trauerspiel, welchem er
Freundschaft mit Weiße verdankte. G. beschäftigte sich inzwischen schon mit
„Tändeleien" und legte den „Turnus" bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu
n; die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Diese lieblichen
erze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen selbst Lessing eine günstige Kri-
k. Hierauf erschienen s. schon früher verfertigten prosaischen Gedichte, woraus
rhin s. Dithyramben entstanden. Als Militair schrieb er die Kriegslieder eines
ischen Grenadiers. Als er nach dem Kriege nach Kopenhagen kam, lernte er da-
st J. A. Cramer, Resewitz, H. Schlegel, Klopstock, Sturz, Basedow u. A.
nen. Im vertrauten Umgang mit solchen Männern, reich an Jugend und Liebe,
G. s. „Ariadne auf Naxos", s. „Gedicht eines Skalden" und mehre kleine Lie-
Zugleich gab er den „Hypochondristen", ein beliebtes holsteinisches Wochen-
t, und in den J. 1766 u. 1767 „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur"
us. In dieselbe Zeit fällt auch s. Trauerspiel: „Die Braut", nach Beaumont
Fletcher, und s. berühmter „Ugolino", der selbst auf der Bühne Glück machte.
ner Muse in Eutin verdanken wir s. Melodram „Minona", s. jüngste dramati-
Arbeit, und 1795 erschien noch s. „Theorie der Kategorien". 1816 sind seine
nischten Schriften von ihm selbst gesammelt und verbessert zu Altona erschie-
(3 Bde.).

Geruch (olfactus) nennen wir denjenigen Sinn, mittelst dessen wir die fei-
Ausflüsse der Körper (Düfte) empfinden. Die zarte schleimabsondernde Haut,
Schneider'sche H. genannt), welche das Innere der Nase bekleidet, und in welche
der aus dem Gehirn herabsteigende Geruchsnerve verbreitet, ist das eigentliche
kzeug dieses Sinnes. Mit der Luft, die durch die Nase eingezogen wird, strö-
zugleich die Ausflüsse oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im In-
der Nase die Nerven, und diese pflanzen die empfangenen Eindrücke zu dem
rn fort, wodurch sie von der Seele empfunden werden. Bedingung des Ge-
ist die Feuchtigkeit der genannten Haut, welche unter gewissen Verhältnissen
erringert oder aufhört. Mit dem Athmen und dem ganzen animalischen Leben
dieser Sinn in der innigsten Verbindung und ist unter den übrigen Sinnen mit
Geschmacksinn am meisten verwandt, mit dem er auch die meisten Gegenstände
in hat. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Aus-
der Körper selbst (odores), welche von unglaublicher Feinheit sind. Parfu-
man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den
üssen einer Kubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, ebenso viel
e u. 10 F. Höhe, also von 3240 Kubikfuß, d.i. von 466,560 Kubiklinien In-
und nähme dabei an, daß in einer Kubiklinie Raum nur vier riechbare Theil-
chwebten, so würde sich eine Kubiklinie des Öls in 1,866,240 riechbare Theil-
rennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer
, die der kleinste Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei
, so wird dasselbe, ungeachtet beständig frische Luft von Außen zuströmt, mit
chbaren Ausflüssen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 5½ Tagen noch
en mindesten Verlust an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit seiner
isse schließen kann.

Geryon oder **Geryones**, Chrysaor's und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Riese, der nach Einigen in Spanien, nach A. auf den balearischen Inseln, nach noch A. aber auf der fernen Insel Erythia herrschte, wo er zahlreiche und schöne Heerden besaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Riesen Eurytion hüten ließ. Diese entführte auf Eurystheus's Befehl Hercules, und erschlug den Geryon. (S. Hercules.)

Gesammte Hand, die Mitbelehnschaft, da Mehre zugleich mit einerlei Grundstück belehnt werden, Einer aber nur im Besitz desselben ist und die übrigen bloß zur Erbfolge berechtigt sind. — **Gesammtstimme**, auf Reichstagen, eine Stimme, an welcher Mehre gemeinschaftlich Antheil haben, im Gegensatz der Virilstimme.

Gesandte, Gesandtschaftsrecht. Ein Gesandter ist eine öffentliche Person, von einem Staat mit Vollmacht und Vorschrift versehen, um des Staats Angelegenheiten bei einer auswärtigen Macht zu betreiben. Solche, die bloß wegen Privatangelegenheiten eines Fürsten oder s. Unterthanen abgesandt sind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Residenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Gesandten nicht Alles gemein. Unter diesen selbst ist jedoch ein nicht geringer Unterschied; es gibt Gesandte der ersten, zweiten und dritten Classe. Die Gesandten der ersten Classe repräsentiren ihren Souverain nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geschäften, sondern auch in seiner Person so, daß sie auf einige der Vorzüge Anspruch machen können, die er bei eigner Anwesenheit genießen würde. In diese Classe gehören die Großbotschafter oder Ambassadeurs, und ehedem die Cardinäle, wenn sie als legati a latere abgesendet wurden, sowie die päpstlichen Nuntien. Die Gesandten des zweiten Ranges repräsentiren ihr Staatsoberhaupt nur in den Geschäften. Sie haben gewöhnlich den doppelten Titel: Außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister (**Envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire**), indem die bloße Benennung: Gesandter (**Envoyé**) als wirklicher Titel, oder die eines **Envoyé ordinaire**, nicht gebräuchlich ist. In diese zweite Classe gehörten ehemals auch die kaiserlichen und päpstlichen Internuntien. Zu den Gesandten des dritten Ranges, welche nur von dem Minister des abzusendenden Staates, bei dem Minister des empfangenden, beglaubigt sind, gehören die **Minister, Ministres résidens**, Residenten, u. **Ministres chargés d'affaires**. Die bloßen Geschäftsträger, **chargés d'affaires**, haben nicht den Charakter als Minister. Nach dem Range des Gesandten ist auch s. Gefolge verschieden; bei einem Gesandten des ersten Ranges gehören zum Gefolge: mehre Gesandtschaftscavaliere und Edelknaben, mehre Gesandtschaftssecretaire (**Secrétaires d'ambassade**), Kanzellisten, Schreiber, Dolmetscher, (**Secrétaire interprète**, bei der Pforte **Truchemans Dragoman**), Gesandtschaftsprediger (**Aumônier**), Hausofficianten, Livreebediente u. s. w. Bei Gesandten des zweiten Ranges sind selten Gesandtschaftscavaliere oder mehr als ein Legationssecretair (**Secrétaire de légation**), und noch weniger zahlreich ist das Gefolge bei einem Gesandten des dritten Ranges. Seit dem westfälischen Frieden erhalten alle Gesandte des ersten, und meistentheils auch die des zweiten Ranges, den Titel Excellenz; den übrigen wird er nur bisweilen aus Höflichkeit gegeben. Jeder Gesandte muß, um als solcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er gesandt ist, ein Beglaubigungsschreiben, Creditiv (**lettre de créance**) überreichen, wovon er eine offene beglaubigte Abschrift zum Vorzeigen beim Staatssecretair erhält. Für sich erhält er eine Instruction, worin ihm sein Verhalten gegen den Hof und die da anwesenden Gesandten, sowie der Wille s. Hofs in Anschung seines Geschäfts angedeutet ist; das Weitere wird ihm durch jedesmalige Schreiben (Depeschen) s. Hofes bekannt gemacht. Ist er am Orte s. Bestimmung angelangt, so überreicht er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Beglaubigungsschreiben, und bittet um Audienz. Diese ist bei Gesandten des ersten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privataudienz, nach welcher er bei dem

gen Gesandten förmliche Besuche abstattet, um von ihnen als Gesandter anerkannt zu werden. Von dem Augenblick an, wo ein Gesandter das Landesgebiet des Souverains, an den er gesendet ist, betritt, wird s. Person für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er sich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu diesen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als Inländer betrachtet, sondern s. Person, s. Gefolge, s. Hotel, s. Wagen werden so beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn gesendet, nicht verlassen habe, sich außerhalb des Gebiets lebe, worin er residirt. Daraus folgt denn eine persönliche Befreiung des Gesandten von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, eine gleiche für sein Gefolge, und Befreiung der Güter, die ihm als Gesandten zustehen, von allen Zollabgaben. In sein Hotel dürfen demnach gemeine Polizei-, Zoll- und andre Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchsuchungen anstellen, wie im Hause eines Privatmanns. Ob er aber sein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derselben verweigern dürfe, ist ein ebenso bedenklicher als zweifelhafter Fall. Die sogenannte Quartierfreiheit der Gesandten, kraft deren sie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin sich ihr Hotel befand, durch Aufhängung der Wappen ihres Souverains von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten, ist als Mißbrauch abgeschafft. Zu den Befreiungen eines Gesandten und seines Gefolgs gehören Zollfreiheit für alle gesandtschaftliche Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche Beschränkungen stattgefunden haben. Von Wegegeldern, Brücken-, Briefporto sind sie nicht frei. Als ein besonderes Vorrecht der Gesandten kann man noch ihren Hausgottesdienst betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten sie bisweilen unmittelbar mit dem Souverain selbst, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder schriftlich durch Überreichung von Denkschriften, Vortrag, gewöhnlich aber unterhandeln sie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Gesandtschaft, welche auf verschiedene Weise herbeigeführt werden kann, durch Erlöschung der Creditive, durch Zurückberufung (rappel), durch freiwillige oder erzwungene Abreise, und durch den Tod des Gesandten. Die Zurückberufung findet, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt ist, oder wegen anderer Mißverständnisse, bisweilen auch aus Privatursachen. Freiwillig verlässt ein Gesandter einen Hof ohne Zurückberufung, wenn er Beschwerde über rechtswidrige Verletzung s. Person führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Gesandter gezwungen wird, einen Staat zu verlassen, was man Ausweisung desselben nennt. Sonst wird die Gesandtschaft von dem Augenblicke an als geendigt angesehen, wo der Gesandte entweder sein Zurückberufungsschreiben gegeben, oder Pässe zu s. Abreise erhalten hat. Sind ihm diese ausgefertigt, so muß er den Staat verlassen, s. Person aber bleibt, selbst im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert bis über die Grenze reisen. Nur die ottomanische Pforte erlaubte sich hierin Ausnahmen, indem sie Gesandte von Staaten, mit denen sie in Mißhelligkeiten gerathen ist, in das Gefängniß der sieben Thürme warf, hat aber im letzten Frieden mit Rußland vom J. 1813 versprochen, dies sich künftig gegen russische Gesandte nicht mehr zu erlauben. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen sich in den übrigen europäischen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch solche Personen, die, ohne einen eigentlichen gesandtschaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger, eiliger Geschäfte abgesendet werden. Nur fällt bei solchen das gesandtschaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andre Staatsbürger werden sie als bloße Privatpersonen betrachtet. Alle diese Verhältnisse unter den europäischen Mächten haben sich natürlich erst ausgebildet, seitdem es stehende Gesandtschaften gibt, d. h. seit der Zeit des westfälischen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Bildungsge-

schichte würde eine Geschichte des Gesandtschaftwesens seit dieser Zeit ein sehr wichtiges Werk sein, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flassan liefert dazu treffliche Beiträge. Ein nützliches Werk, das über alle gesandtschaftliche Verhältnisse und Geschäfte Belehrung gibt und Muster aufstellt, ist das „Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques, suivi d'un recueil d'actes et d'offices, pour servir de guide aux personnes, qui se destinent à la carrière politique", von Karl von Martens (Leipzig 1822). Das europäische Gesandtschaftsrecht hat insbesondere Franz v. Moshamm behandelt (Landshut 1806). dd.

Gesang ist Vortrag poetischer Worte in abgemessenen, und ihrer Höhe nach bestimmten Tönen unserer Stimme, oder Anwendung der Stimme zu musikalischem Zweck. Warum jene Töne abgemessen und ihrer Höhe nach bestimmt seien, wird der Artikel **Musik** zeigen. Fragen wir hier bloß: Wie kam der Mensch darauf, sich s. Stimme auf diese besondere Weise zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut, so läßt sich daraus auf eine besondere Stimmung schließen, die so etwas veranlaßt. Und so ist es. Wenn der Mensch singt, so will er musikalisch den Ausdruck eines innern Gefühls darstellen. Gesang ist also musikalische Sprache des Gefühls. Bei dieser hat man zwei Punkte wohl zu unterscheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht sich auf die unmittelbare Darstellung innerer Zustände, dieser auf die Stimme. Der Gesang vereinigt demnach in s. Vollkommenheit aufs innigste die lyrische Poesie und die Musik. Dieselbe Ursache also, welche zur lyrischen Poesie und zur musikalischen Darstellung begeistert, wird auch veranlassen, daß sich die Stimme des Menschen in Gesang ergießt, und nach Melodie und Harmonie strebt. Man unterscheidet aber den natürlichen und künstlichen Gesang. Jener bezeichnet einen musikalischen Stimmenvortrag ohne Kunstübung: dieser ist ausgebildet durch die Kunst, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonschrift (Noten). Zum künstlichen Gesange wird erfordert: 1) eine schöne und biegsame Stimme von ansehnlichem Umfang; 2) Fertigkeit, die Tonschrift richtig zu lesen und die Töne nach derselben rein zu treffen oder anzugeben (intoniren); 3) deutliche Aussprache der Sylben und Wörter; und 4) Angemessenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punkt, wobei der Sänger Geschmack und sein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo diese Angemessenheit sich findet, sagt der Deutsche, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck gesungen. Über den Gesang sind zu empfehlen: „Nataliens Briefe über den Gesang" (2 Aufl., Leipzig 1825); und „Die Kunst des Gesanges theoretisch und praktisch", von A. B. Marx (Berlin 1826, 4.), ein wissenschaftlicher Grundriß der Gesanglehre.

Gesangbücher, seit drei Jahrh. eins der wichtigsten Mittel zur Beförderung der sittlich-religiösen Bildung des Volks. Bekanntlich heißen Sammlungen von religiösen Liedern oder von Kirchengesängen, öffentliche Gesangbücher, wenn von denselben in einer oder mehren Kirchen Gebrauch gemacht wird; im entgegengesetzten Falle Privatgesangbücher oder zur häuslichen Andacht bestimmte. Der deutsche Kirchengesang (s. **Kirchengesang**) ward vorzüglich durch die Reformation zu einem der wirksamsten Mittel der Volkserziehung erhoben. Schon Hus hatte unter den **Böhmischen Brüdern** (s. d.) den Kirchengesang in böhmischer Sprache eingeführt. Es entstand daher eine Sammlung böhmischer geistlicher Lieder, welche Mich. Weiß, Pfarrer zu Landskrone in Böhmen, 1535 ins Deutsche übers. herausgab. Zwei von diesen 400 Gesängen nahm man in spätere Gesangbücher auf, und von dem einen ist noch der erste Vers unter den Nachtwächtern beim Abgehen von der Nachtwache hier und da in Gebrauch geblieben: „Der Tag vertreibt die finstere Nacht" ꝛc. Außer dieser Sammlung soll es (nach Schelhorn's „Ergötzlichkeiten", B. 1, §. 55) schon vor der Reformation ein deutsches Gesangbuch gegeben haben. Peter von Dresden (**Petrus Dresdens.**) dichtete eine

eutsche und halblateinische Lieder, wie: „In dulci jubilo" ꝛc. Luther gab
erstes deutsches Gesangbuch 1524 heraus, welches aus 8, vorher auf einzelne
er gedruckten, Liedern bestand; die 2. Ausg. (1525) war mit 8 Liedern ver-
; die 3. enthielt 40 und eine spätere 63 Gesänge, welche theils von Luther
neugedichtet, oder verbessert, oder übersetzt, theils von Luther's Freunden ver-
waren. Dieses Luther'schen Gesangbuchs bediente man sich lange Zeit in
angelisch-lutherischen Kirchen. S. Rambach's „Anthologie christl. Gesänge
er ältesten und mittl. Zeit" (Altona 1816). Luther's Beispiel, religiöse Lie-
deutscher Sprache zu dichten, fand Nachahmer noch im 16. Jahrh., u. A.
slander (s. Stammmelodien); Nikol. Decius, Pred. in Stettin, (dem
von: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" ꝛc.); Albert IV., Markgr. zu Bran-
g (st. 1557); Vf. von: „Was mein Gott will ꝛc.; Nik. Selneccer, Sup.
zig (st. 1592), Vf. von: „Laß mich dein sein und bleiben" ꝛc.; Mart. Schal-
Pred. in Nürnberg (st. 1608), Vf. des von Gellert so geschätzten: „Herzlich
b' ich dich, o Herr" ꝛc.; Phil. Nicolai, Pred. in Hamburg (st. 1608), Vf.
rte und Melodien von: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" ꝛc. und: „Wie
euchtet uns der Morgenstern"; im 17. Jahrh. an Martin Rinckart, Vf. der
ersten Strophen des gefeierten: „Nun danket alle Gott" (die 3. Strophe ist
älterer Hand hinzugefügt); Paul Flemming (s. d.), Vf. von: „In allen
Thaten" ꝛc.; Christian Kaimann, Rector zu Zittau (st. 1662), Vf. von:
ten Jesum laß ich nicht" ꝛc., zu welchem Liede der Kurfürst von Sachsen, Joh.
I., welcher diese Worte vor s. Tode oft sprach, Veranlassung gab; Louise
tte, Kurf. von Brandenburg und Gemahlin Friedrich Wilhelms des Gr.
67), Vf. von: „Jesus, meine Zuversicht" ꝛc.; Joh. Herrmann, Pred. zu
st. 1647); Joh. Rist, Paul Gerhard (s. d.), Vf. von 120 Liedern;
n Dach und Heinr. Albert, letzter auch als Componist; Mart. Geyer, Ober-
diger zu Dresden (st. 1680), Vf. von: „Herr, auf dich will ich fest hoffen" ꝛc.;
g Neumark (s. d.), Vf. von: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ꝛc.;
Rodigast, Rect. zu Berlin (st. 1708), Vf. von: „Was Gott thut, das ist
than" ꝛc.; im 18. Jahrh. Benj. Schmolke, Past. prim. zu Schweidniz (st.
; Erdm. Neumeister. Past. zu Hamb. (st. 1756); Val. Ernst Löscher,
in Dresden (st. 1749). Die Lieder dieser und vieler andern Dichter erschie-
größtentheils unter eignen Titeln gedruckt. In den meisten luther. Kirchen
an sich lange Zeit bloß an die Luther'schen Lieder, welche der größere Theil
ndig konnte, und sie daher in den Kirchen ohne Buch sang. Cantoren und
directoren größerer Städte, wie Joh. Hermann Schein in Leipzig und Spä-
pelius, Organist an der Nicolaikirche daselbst, nahmen in ihre Choralbücher
ieder von a. Vf., als von Luther auf. Man erlaubte sich, nach Luther's Vor-
der auch in den von ihm aufgenommenen Liedern, wie in dem Ambrosiani-
obgesang, dem Glauben und andern, bedeutende Veränderungen vorgenom-
utte, Abänderungen und Weglassungen anstößiger Strophen oder veralteter
ücke. Von Seiten der geistlichen Behörden einzelner Provinzen und Ge-
n fing man gegen Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. an, neue Ge-
cher zu veranstalten. So gab 1696 Trogilius Arnkiel ein holsteinsches Ge-
ch heraus; 1703 erschien ein hallesches; 1707 ein hohenstaufisches; 1711
liner, an dessen Stelle aber schon 1713 der Propst und Inspect. Porst ein
herausgab, weil in jenem zu viele schwärmerische Lieder vorkamen. Indes-
lte es auch in dem Porsten'schen Gesangbuche nicht an solchen. Denn die
Bahn, welche Opitz (s. d.) in der Dichtkunst gebrochen hatte, verließ man
ald wieder. Durch Philipp von Zesen und Harsdörfer (s. Pegnitzorden)
in spielender Geschmack Mode. Lohenstein (st. 1683) und Hoffmannswal-
. 1679), beide Schlesier, gaben den schwülstigen Ton an, welcher vielen Bei-

fall fand; daher in ihrem Geschmacke auch mehre der vorhin erwähnten fruchtbaren Liederdichter dichteten, deren mystische Lieder in das hallesche, nordhausische (1735) magdeburger und andre Gesangbücher aufgenommen wurden. Neumeister und Kluge in Wittenberg schrieben nachdrücklich dagegen und verwarfen insbesondere die unverständigen und spielenden Redensarten: in Gott einkehren, sich in Christum versenken, in Jesu Wunden verbergen, in Gott einfließen und andre als anstößig. Ein Freund der Hymnologie, der dänische Etatsrath Moser, besaß im J. 1751 schon eine Sammlung von 250 Gesangbüchern und ein Register über 50,000 Lieder. Die Veränderungen, welche Herausgeber der Gesangbücher mit ältern Liedern vornahmen, haben Serpilius, Olearius und Schamelius gesammelt. — Auch der durch Gottsched herbeigeführte Geschmack war der geistlichen Dichtkunst nicht ganz ersprießlich. Erst seit der Mitte d. 18. Jahrh. mit Gellert, welcher 1757 s „Geistlichen Oden und Lieder" herausgab, begann eine günstigere Periode. Es traten neue Dichter auf, deren Lieder die ihrer Vorgänger in mehr als einer Rücksicht übertrafen, als: Klopstock (1758), J. A. Schlegel (1766), Joh. Andr. Cramer (1762—64), Chstp. Chsti. Sturm (1767), Christoph Friedr. Neander (1772), Balth. Münter (1773), Kasp. Lavater (1774—80), Heinr. Chr. Heeren (1779) u. A. (Vgl. über die meisten die bes. Art.) 1765 vereinigte sich daher der Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig, Zollikofer (s. d.), mit dem Kreissteuereinnehmer Weiße (s. d.) zur Herausgabe eines neuen Gesangbuchs für diese Gemeinde. (In der reformirten Kirche bediente man sich noch der, durch den preuß. Rath D. Ambrosius Lobwasser (st. 1585), nach Marot's und Beza's franz. Übersetz. in deutsche Reime gebrachten Übersetz. des Psalter Davids.) — Das Zollikofer'sche Gesangbuch, welches 1766 unter manchen Hindernissen und Anfechtungen erschien, brach gewissermaßen die Bahn zur Verfertigung und Einführung neuerer Gesangbücher. Indeß folgten diesem Beispiele die reformirten Gemeinden in Bremen und Lüneburg 1767; im J. 1773 auch die evangelisch-lutherische Gemeinde in der Kurpfalz; 1778 die bremer Domgemeinde; 1776 Braunschweig; 1780 Schleswig-Holstein; Berlin; 1782 Kopenhagen, Anspach u. a., sodaß jetzt, seit Erscheinung des Zollikofer'schen Gesangbuchs, über 100 öffentliche protestantische neue Gesangbücher vorhanden sind. 1819 kam auch eins für die deutsche lutherische und reformirte Gemeinde in Nordamerika, zu Baltimore heraus. Manche Gemeinden haben in diesem Zeitraume schon ein zweites neues Gesangbuch eingeführt, als die protestantischen Gemeinden in Wien, Riga, Bremen u. a.; andre bedürfen es noch, denn man war in dem Bestreben der aufklärenden Reinigung häufig so weit gegangen, daß man das Kräftige mit dem Matten, das Poetische und Christliche mit der nüchternen Prosa einer populairen Moral vertauscht hatte. Von Evers's „Gesangbuch zum Schul- und häuslichen Gebrauche für die Jugend" erschien (Hamburg 1823) eine 2. Aufl. Die Namen der Dichter, deren Lieder man in diesen neuen Gesangbüchern mit und ohne Veränderung aufgenommen findet, können hier nicht alle angegeben werden. Außer den genannten mögen hier noch stehen: Denner, Diterich, Eschenburg, Funk, Funke, Gleim, Graß, Grot, J. A. Hermes, J. C. Lossius, Mahlmann, Meister, Mohn, Niemeyer, Pfranger, Reche, Elise v. der Recke, Spalding, Starke, Sonntag, Sucro, W. Abr. Teller, Uz, Juliane Veillodter, Wagner. Auch in vielen römisch-kathol. Kirchen bedient man sich neuer deutscher Gesänge. — Selbst für den veredelten jüdischen Cultus sind deutsche Gesangbücher erschienen, als von Johlson (1819) und von Kley (1821). Das erste enthält nur hier und da abgeänderte Lieder christlicher Liederdichter nach den in christlichen Kirchen gewöhnlichen Melodien; das andre aber größtentheils neugedichtete Hymnen und Lieder. L.

Gesangschulen, s. Singschulen.

Geschäftsstyl. Unter Geschäften verstehen wir diejenigen Äußerungen

serer Thätigkeit, die aus unsern Verhältnissen hervorgehen, inwiefern wir
r des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind.
Geschäfte sind aber so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Le-
Der Geschäftsstyl umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche
genseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemes-
d, und s. Untergattungen müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und
ungen erschöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geschäftsstyl in den Styl
öffentlichen Geschäfte (der höhere Geschäftsstyl) und in den Styl für die
geschäfte (der niedere Geschäftsstyl). Den höhern Geschäftsstyl nennt man
n Curial- oder Kanzleistyl. (S. Kanzlei.) Der niedere Geschäftsstyl oder
yl für die Privatgeschäfte enthält den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen
nisse des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischen-
er Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern, als solchen, selbst verhandelt wer-
nen. Dahin gehören Ausstellungen von Schuldverschreibungen (Obliga-
, Quittungen, Zeugnissen, Vollmachten, Abschieden, Miethverträgen, An-
ngen u. s. w., sowie der Geschäftsbrief. Unbeschadet des Eigenthümlichen
schäftsstyle kann doch die veraltete Form desselben größtentheils verjüngt, und
nkelheit und Schwerfälligkeit in demselben vermieden werden, was denn auch
n Zeiten schon häufig geschehen ist. Die neueste Anleitung über den Ge-
tyl ist von A. Schreiber.

Geschäftsträger, s. Gesandte.

Geschenkte Handwerke sind solche, deren Gesellen auf der Wan-
t von ihren Zunftgenossen, dem Herkommen gemäß, ein Geschenk erhalten.

Geschichte (Historia). Die Geschichte enthält die wissenschaftliche Dar-
des ganzen Kreises der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Ver-
heit, d. i. alle Erscheinungen neben einander im Raume und alle Verände-
nach einander in der Zeit umschließt. Die Darstellung der Gegenwart
eschreibung, die Darstellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beschrei-
stellt die Erscheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die
nheiten der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieser allgemeinen
nung enthält der beschreibende historische Styl in sich die Naturbeschreibung
Naturgeschichte) und die Geographie; der erzählende historische Styl aber
turgeschichte und die Menschengeschichte. Zur Naturgeschichte gehören:
chichte des Festlandes, des Meeres, der Thier- und der Menschenarten, nach
rschiedenheiten und Veränderungen des physischen Baues; die Menschen-
te hingegen begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, welche eine
ldare Wirkung der Freiheit sind. Sie ist in dieser Hinsicht entweder Ge-
einzelner Menschen, oder Specialgeschichte (einzelner Geschlechter, Gesell-
, Völker, Reiche und Staaten), oder Universalgeschichte (Geschichte der Ge-
eit des menschlichen Geschlechts). Versucht man die Geschichte nach Zeit-
ten einzutheilen, so ergeben sich vier Hauptabschnitte derselben: die alte, die
, die neue und die neueste Geschichte. Die alte beginnt mit der Entstehung
schlichen Geschlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik
lunden beglaubigten Geschichte ausgegangen werden soll, mit der Bildung
n Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des römischen West-
476 nach Chr.). Die mittlere geht von da an bis zur Entdeckung von
a (476—1492 nach Chr.). Die neuere Geschichte umschließt die drei letz-
hrh. bis zur franz. Revolution (1492—1789), und die neueste den Zeit-
er Umbildung Europas seit der franz. Revolution bis auf unsere Tage. Will
er die einzelnen historischen Wissenschaften systematisch ordnen, und ihr ge-
zes Verhältniß bestimmen, so muß man dieselben in historische Grundwis-
ten, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hülfswissenschaften eintheilen.

Nach diesem Eintheilungsgrundsatze erscheinen bloß Universalgeschichte und St
stik als historische Grundwissenschaften; denn durch diese beiden werden die be
historischen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erschöpft. Die U
versalgeschichte enthält die Gesammtheit aller durch die Freiheit des Menschen
wirkten Thatsachen aus dem Kreise der Vergangenheit im nothwendigen Zus
menhange, und die Statistik die gegenwärtige politische Form der Staaten
Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und
ßern Lebens. In diesem Sinne sagt Schlözer in s. „Theorie der Statistik": „
schichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik ist eine stillstehende Geschich
richtiger hätte er gesagt: Sie ist das augenblickliche Gemälde des Staats. E
diese beiden die historischen Grund- und Hauptwissenschaften, so werden dann
jenigen den Kreis der vorbereitenden (propädeutischen) historischen Wissensch
bilden, ohne welche jene nicht zu einer wissenschaftlichen Form erhoben und in
nern nothwendigen Zusammenhange dargestellt werden können. Quellenk
und Kritik der Quellen würde daher die erste, alte, mittlere und neuere Geogr
die zweite, und Chronologie die dritte historische Vorbereitungswissenschaft sein.
dem Kreise der abgeleiteten historischen Wissenschaften gehören darauf alle die
gen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwissenschaften enthalten sind,
aber durch die Zusammenstellung des Gleichartigen und in sich Zusammenhäng
zu einer selbständigen wissenschaftlichen Form erhoben werden. Man kann diese a
leiteten historischen Wissenschaften nach vier Rubriken vertheilen: a) Ethnogra
(Völkergeschichte, Darstellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und B
bildung der einzelnen Völker der Erde, in Angemessenheit zu ihrer physischen
geistigen Individualität, abgesehen von dem, was die Völker unter den Einfl
der positiven Formen, monarchischer oder republikanischer Verfassungen, und u
den Einflüssen positiver Religionen, sowie unter den Einflüssen nationaler S
und Gebräuche wurden; zugleich Darstellung aller derjenigen erloschenen und
vorhandenen Völker, welche nicht in das gesellschaftliche Band des bürgerlichen
bens übergegangen sind); b) Staatengeschichte und Specialstatistik (der erlosch
und der bestehenden, der kleinen und großen Staaten); c) Culturgeschichte (
allen Verzweigungen der Cultur, in Hinsicht auf öffentliches und Privatleben,
Wissenschaft und Kunst — also: Archäologie, allgemeine und besondere Litera
schichte, Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der einzelnen Künste, der einz
Stände und Körperschaften, Geschichte der Menschheit u. s. w.); d) Historia s
cialissima, zu welcher die Biographien, Charakteristiken, überhaupt die histori
Darstellungen des Lebens der Einzelnen nach allen seinen Abstufungen geh
Die historischen Hülfswissenschaften endlich sind diejenigen, durch welche überh
und zunächst das Studium der beiden historischen Hauptwissenschaften, und d
insbesondere auch das Studium der übrigen historischen Wissenschaften erleich
und unterstützt wird. Sie sind für die Universal- und Specialgeschichte: 1) M
thologie (die älteste Religionsgeschichte im mythischen Zeitalter der Völker
Staaten des Erdbodens); 2) Genealogie (die Wissenschaft von dem Ursprunge,
Fortpflanzung und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter und Familie
3) Heraldik (Wappenkunde); 4) Numismatik (Münzenkunde); 5) Denkmä
kunde, diese faßt in sich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufschriften auf Denkmäl
mit Einschluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der
geln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphr
stik (Siegelkunde, als Unterstützung der Diplomatik); d) Archivwissenschaft (
hält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten sind). D
historischen Hülfswissenschaften für die Statistik sind: 1) die Cameralwissensch
ten (Ökonomie, Technologie, Forst- und Bergwissenschaft, Handelskunde); 2.
politischen Wissenschaften (das Staatsrecht, wegen der Staatsverfassungen,

ıalökonomie, die Polizei- und Finanzwiſſenſchaft wegen der Staatsverwal-
; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingung des innern und
Lebens der Staaten); 3) das poſitive oder praktiſche europäiſche Völkerrecht
s unter den einzelnen Staaten beſtehende Herkommen, für die Verträge, auf
ı ihre gegenſeitigen Verhältniſſe beruhen u. ſ. w.); und 4) die Diplomatie,
ſenſchaftliche Vorbereitung zu dem höhern Staatsdienſte in den innern und
Angelegenheiten, weſentlich verſchieden von der Diplomatik, und gegründet
zu einem organiſchen Ganzen geſtalteten Ergebniſſe der Politik, der Geſchich-
Statiſtik und des poſitiven europäiſchen Völkerrechts, wodurch der höhere
diener das gegenwärtige innere und äußere Leben der europäiſchen Reiche
aaten in einem vollſtändigen Bilde und nach ſeinen nothwendigen Bedin-
kennen und umſchließen lernt. Da allen einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaf-
ieſem Werke beſ. Art. beſtimmt ſind, ſo kann hier nur noch der Begriff und
hiedenartige Darſtellung der Weltgeſchichte näher beſtimmt werden.
ı die Darſtellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche
ern geſellſchaftlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts, nach ihrem noth-
n Zuſammenhange gebildet und verändert haben. In der Weltgeſchichte
ı nur der Menſch der einzig würdige Gegenſtand der Darſtellung, inwiefern
eit beſitzt, und durch dieſe Freiheit ſeinen äußern geſellſchaftlichen Zuſtand
ıd verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche
nmten Einzelweſen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Uni-
ſchichte nur diejenigen aus, welche in Hinſicht des äußern geſellſchaftlichen
es des menſchlichen Geſchlechts beglaubigt und merkwürdig ſind. Beglau-
diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und ſichern Quellen aufbewahrt
merkwürdig aber iſt jede Begebenheit, welche einen weſentlichen Einfluß
Bildung und Veränderung des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des
chen Geſchlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeſchichte dieſe beglau-
ınd merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zuſammen-
ırſtellen, ſo muß die Darſtellung die innere nothwendige Folge der Begeben-
vie eine aus der andern hervorging und die Grundlage neuerer Ereigniſſe
ıbhaft verſinnlichen, und zugleich muß, vermittelſt der Darſtellung, ſowol
einzelnen zuſammenhängenden Theilen der Geſchichte, als von dem Gange
, ein vollſtändiges Bild für die Anſchauung bewirkt werden. Der Hiſtori-
eint daher als Geſchichtforſcher und als Geſchichtſchreiber
Obgleich nun die Thatſachen der Geſchichte bei jeder Behandlung derſel-
er dieſelben bleiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, wie ſie dargeſtellt wer-
ie hiſtoriſche Methode entſcheidet daher über die Art und Weiſe der Anord-
ſtellung, Vergleichung und Verbindung der dargeſtellten Begebenheiten.
a) Geographiſch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von
wärtigen politiſchen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht,
n die Darſtellung der Thatſachen anknüpft, durch welche der Zuſtand der-
frühern Zeitabſchnitten gebildet wurde. Dieſer Unterricht muß für die
ı mittlere Geſchichte durch zweckmäßige Charten verſinnlicht werden. (d'An-
ke, Kruſe). b) Chronologiſch oder annaliſtiſch, wenn die unmittelbare Folge
: und Jahrhunderte, nach einer vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik feſtgeſetz-
chnung, als leitender Grundſatz für die Darſtellung der Begebenheiten der
Völker und Reiche angenommen wird (Büſch, Bredow, Hegewiſch).
graphiſch, wenn man, nach Feſtſetzung der allgemeinen Perioden für die
ing der Univerſalgeſchichte, in den einzelnen Perioden, jedes Volk ſelbſtän-
nach dem Gange ſeiner beſondern Geſchichte während dieſer Periode, dar-
aß nach dieſer Methode in der Darſtellung ein Volk auf das andre folgt
, Beck, Schloſſer, Wachler, Pölitz, Dreſch ꝛc.). d) Synchroniſtiſch, wenn

man das Gleichzeitige, sowol in den einzelnen Perioden in der Geschichte, als au überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch ordnet, zusammenstellt, um dadurch die Übersicht über das zu bewirken, was glei zeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen schah. Für diese Darstellung sind synchronistische Tabellen unentbehrlich (Jäg Bredow, Kruse). e) Pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen z sammenhang der Begebenheiten, nach welchen sie sich gegenseitig wie Ursach u Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Grundsatze die Folge der Begeb heiten so anordnet, daß auch durch die Form der Darstellung das Bild eines zusa menhängenden Ganzen vermittelt wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Vgl. „P mes" I, 268 fg. Q.

Geschichtforscher nennt man Den, der sich, um eine wahrhaft begl bigte Geschichte der Welt und Menschen möglich zu machen, dem schwierigen mühsamen Geschäft des Sammelns der Thatsachen unterzieht, und mit die Sammlerfleiße die historische Kritik, d. i. die Prüfung der Angaben nach ih Wahrheit und Beschaffenheit verbindet. Der

Geschichtschreiber (Historiograph) dagegen hat zum Geschäft die gentliche Darstellung der Geschichte, d. i. Anordnung des Einzelnen in Bezieh auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzustellenden (worauf vorzüglich die hi rische Kunst beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Samm und Kritiker von diesen nothwendigen Eigenschaften des Geschichtdarstellers entbl denn allerdings gehört die Verbindung der verschiedenartigsten Seelenkräfte zur reichung einer gleichen Größe und Vollkommenheit in der Geschichtforschung Geschichtschreibung. Besonders scheinen die alte Geschichte (bis 476 n. Chr.) die neuere und neueste selten von einem und demselben Manne völlig gleichmä umschlossen zu werden, weil die erstere die tiefsten philologischen und archäologisch Studien, die letztere die erschöpfendsten und weitesten politischen und stati,tisch tionalökonomischen Kenntnisse verlangt, welche nur bei Wenigen in gleichem M angetroffen werden. Immer wird sich der eine mehr aus innern Drange zur des Alterthums, der andre mehr zur neuern Geschichte hinneigen. Soll die schichte als Wissenschaft und Kunst zu einer höhern Vollendung gelangen, so m sen Geschichtforschung und Geschichtschreibung in Einem Individuum zusamm treffen. Daß aber die Geschichte so spät zu einer freiern Form der Darstell und die Forschung in derselben so langsam zu einem selbständigen Charakter sich hob, davon lag die Ursache in den verschiedenen Schulen, welche die Geschicht den Zeiten der Kirchenverbesserung bei den Deutschen anbaueten. Denn in Händen der Theologen und der Philologen, welche sie bis ungefähr vor 40 J. ausschließend auf deutschem Boden bearbeiteten, blieb sie abhängig von fremd Schulinteresse. Während die Ersten die Geschichte des Volkes Gottes und Kirchengeschichte des Neuen Testaments als die wichtigsten Gegenstände der al meinen Geschichte behandelten, und mit wohlgefälliger Breite alle exegetische Un suchungen über Schöpfung, Sündenfall, Paradies, Sündflut, babylonisch Thurmbau, Land Gosen, arabische Wüste, Feuer- und Wolkensäule, Phö Stiftshütte, Leviten u. s. w. Vierteljahre hindurch im mündlichen Vortrage v Katheder, und Alphabete stark in schriftlicher Darstellung der Geschichte mitth ten, — beschränkten die Zweiten die allgemeine Geschichte zunächst auf eine Hil wissenschaft der classischen Philologie, betrachteten die Griechen und Römer als einzigen Völker des Alterthums, welche eine ausführliche Schilderung verdien erwähnten die unermeßliche Welt des indischen, chinesischen, ägyptischen und phö nischen Alterthums nur beiläufig in kurzen Andeutungen, und glaubten die all meine Geschichte nicht herrlicher ausschmücken zu können, als wenn sie in derse alle Ausgaben alter Schriftsteller ausführlich erklärten, und die Geschichte zum

eine Übersicht über die classische Literatur der Griechen und Römer verwandelten. as Sammeln und Aufbewahren einer Masse von Thatsachen und Angaben, wel- ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos ist, welches man igens auch oft, besonders unter den Deutschen, zur Hauptsache machte, hat dem ntitel des Historikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zu- gen, weil allerdings ohne den politischen Blick auf die Bedingungen des innern äußern Lebens der Völker und Staaten die Geschichte unfruchtbar bleibt, und die Höhe der pragmatischen Darstellung erreicht. Die älteste Geschichte aller ker liegt in dem Dunkel von Sagen und Mythen. Früher als die beglaubigte schichte beginnt bei den Völkern die Dichtkunst; selbst die ältesten Religionsde- e sind in poetischen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter indischen, chinesischen, persischen und hebräischen heiligen Bücher, der Gesänge mer's und Orpheus's und über die Art und Weise der Erhaltung und Zusam- stellung derselben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden: so ist entschieden, die Grundlage derselben reicht hinaus über die erste Morgenröthe beglaubigten Geschichte. Diese beginnt für die hebräische Nation und für Vor- sien mit Moses; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere chichtforschung hat diesen Vater der Geschichte nach seinem hohen Werthe ge- digt, und die Gelehrten, welche Bonaparte nach Ägypten begleiteten, haben He- t's Angaben über dieses Wunderland des Alterthums genauer und zuverlässiger nden, als die des ungleich jüngern Strabo. Ernstvoll, mit Tiefe des Gemüths mit dem vollen Colorit der pragmatisch-ästhetischen Schilderung beschrieb nach Thucydides aus Athen die ersten 21 J. des peloponnesischen Krieges. Diesem r der vielseitige, geistvolle und gewandte Xenophon, ein Mann, dessen historische lderungen das Gepräge Sokratischer Weisheit und eines jugendlichen beredten s tragen. So schätzbar diese Begründer der historischen Darstellung sind; so lten sie doch nur, wie auch die römischen Historiker Cäsar, Livius, Sallust, Ta- u. A., Special- und Particulargeschichte. Universeller war schon der vielsei- bildete Polybius, der in s. Darstellung des Zeitraumes vom zweiten punischen e bis zur Auflösung des macedonischen Reiches zuerst den Pragmatismus und hetorisch-kraftvolle Sprache auf die Behandlung historischer Stoffe übertrug. Zeitalter Augusts folgte Diodor seiner Bahn. Er begann s. Erzählung einige d. nach der großen Überschwemmung und führte sie fort bis auf s. Zeit: doch sich von s. 40 Büchern nur 15 ganz und 5 in Bruchstücken erhalten. Spä- m 228 n. Chr.) gab der Bischof Eusebius zu Cäsarea, in s. Umarbeitung des m Syrier Julius Afrikanus hinterlassenen Chronikon, der Geschichte eine fe- hronologische Grundlage. Es haben sich aber von der griech. Urschrift desselben ruchstücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis 378 fortgeführten berf. verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die historische ; doch sind die Chroniken dieses Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Ge- , so gering auch ihr stylistischer Werth angeschlagen werden muß. Im Zeit- er Reformatoren ward endlich das Studium der Universalgeschichte auf Uni- ten belebt. Wie sehr aber der Charakter in der Behandlung derselben noch Kindheit zurückblieb, bestätigt Carion's „Chronikon", welches nach den soge- n vier Monarchien bearbeitet war, und welches Melanchthon als Compen- der Geschichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Me- die Geschichte, nach einer mißverstandenen Stelle im Propheten Daniel, nach r Monarchien des assyrischen, persischen, griechischen und römisch-deutschen s vorzutragen und zu bearbeiten, die herrschende, und verhinderte jeden freien g des historischen Geistes. Zwar war es Männern aus Ernesti's gründ- hilologischer Schule gelungen, ihre Vorgänger mit dem seit Carion's und 's Zeiten vielbeliebten Monarchiensysteme allmälig um die Herrschaft zu

bringen; allein die Selbständigkeit der Geschichte als Wissenschaft ward ebenso w
nig von den Philologen wie früher von den Theologen begründet; nur die Kritik d
Quellen der griechischen und römischen Geschichte, nicht aber der gesammten Qu
len der alten Geschichte, hatte dadurch gewonnen; besonders ward die neuere u
neueste Geschichte bloß in wenigen Stunden als überflüssiger Anhang zur römisch
und byzantinischen Geschichte beigebracht, weil ja die Schriftsteller des Mittelalt
nicht im Ernesti'schen Latein geschrieben hätten, und die neueste Geschichte aus Z
tungen und Posselt'schen Taschenbüchern erlernt werden könnte. Man darf n
die Compendien und Systeme der allgemeinen Geschichte von Carion an, nach M
lanchthon's Ausgabe, bis herab auf den (zuerst von Schröckh verbesserten) Hilm
Curas mit untergesetzten Fragen, wie in Hübner's „Biblischen Historien", zusa
menhalten, und damit die Lehrbücher aus den Zeiten der Philologen vergleichen, u
sich zu überzeugen, wie wenig in vollen zwei Jahrh. in Deutschland für die all
meine Geschichte, nach Stoff und Form, geschehen war. Erst mit dem freiern A
bau der Specialgeschichte, nach Möser's Vorgange mit der osnabrückischen u
Müller's Darstellung der schweizerischen Geschichte, mit der Verpflanzung, Ver
ferung und selbständigen Fortsetzung der beiden großen britischen Werke über
Universalgeschichte, hauptsächlich aber mit dem ernsten Studium der drei britisch
Geschichtschreiber, Robertson, Hume und Gibbon, deren politische Bildung
reife Frucht der freien Verfassung Großbritanniens war, begann auch in Deut
land der Sinn für die politische und pragmatische Behandlung der Geschichte. D
war es nicht Gatterer, der dieser Behandlung Vorschub that. Zwar lassen
ihm Gründlichkeit der kritischen Forschung, Sichtung und geordnete Aufstell
der geprüften Massen, umschließende Verbreitung seines Fleißes über die mei
einzelnen Zweige der geschichtlichen Wissenschaften, und Trennung der Gesch
von den herkömmlichen theologischen Ansichten nicht absprechen; allein der G
der die Massen beleben und durchdringen sollte, ging bei ihm unter in einem Linn
mus, welcher die Völkerstämme und Begebenheiten rubrikenartig classificirte
gleichsam mit dem anatomischen Messer behandelte, weil ihm die philosophische
dung und der politische Blick abging, die nicht durch philologische Kenntnisse
durch bienenartiges Zusammentragen einzelner Notizen ersetzt werden kön
Vergebens fragt man bei ihm nach der Darstellung der größten Angelegenheiten
Völker und der gesammten Menschheit, nach Religion, Verfassung, Regier
Cultur und Volksthümlichkeit, aus welchen zunächst die Ursachen des Steigens
des Sinkens der Völker und der Staaten befriedigend erklärt werden können
Dieser höhere Geist waltete und wirkte aber in Schlözer's Schriften, der, bei
sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die selbst sein auf ihn eifersüchtiger College
terer nicht verkennen konnte, zugleich die vielseitigsten politischen, staatswirthsch
chen und statistischen Kenntnisse besaß, und mit einer Freimüthigkeit, die i
großen und kleinen Sultanismus ein Schrecken war, die Vorgänge der alten
neuen Geschichte prüfte, sichtete, und einem geistvollen — bisweilen etwas f
sen — Urtheile unterwarf. Seit seiner Zeit legte sich allmälig die bis dahin b
Bewunderung des Alterthums, die man fortan den Rectoren und Conrectoren
Lyceen zu beliebigem Gebrauche überließ; man fühlte, daß die jüngere europ
Menschheit mit ihrem Colombo, Luther, Albuquerque, Moritz v. Sachsen, G
Adolf, Friedrich II., Joseph II., und A. ebenso wichtig und für uns noch b
tungsvoller sei als die Tage des Cyrus, der Caziken von Sicyon, der 7 römi
Könige und der ägyptischen Pharaonen; man fing allmälig an, einige fragm
rische Nachrichten über Religion, Verfassung, Verwaltung, Cultur, Volksgeis
Sitten in den Lehrbüchern der allgemeinen Geschichte am Schlusse der einz
Zeiträume, gleichsam als Nutzanwendungen, einzuschwärzen, bis endlich, unte
Einflüssen der politischen Vorgänge im innern und äußern Staatsleben des jü

ɔpa, die gesammte Behandlung der Geschichte durch ausgezeichnete Männer ebildet ward. Nun galt es nicht mehr bloß einer trockenen Nomenclatur von nten und Jahrszahlen; man fragte nach dem Charakter der Gesetzgebungen, eligionen, der Verfassungen, der Regierungsformen und nach der Ankündi- des Volksgeistes in den einzelnen Zeiträumen und bei den verschiedensten ten; man forschte nach der Ursache des Blühens, Steigens, Culminirens, ltens und Sinkens der Völker und Reiche, und vergegenwärtigte sich deßhalb nkündigung des innern und äußern Lebens der Völker und Staaten, sowie Zusammenhang und die Wechselwirkung beider auf einander. In diesem e dachten und schrieben Schlözer, Spittler, Heeren, Schiller, Woltmann, Jo- s Müller, Wachler, Pölitz, Luden, Rotteck, Dresch, Saalfeld, Buchholz, eller u. A. Entschied gleich die Individualität dieser Männer zunächst über olitische Gepräge ihrer geschichtlichen Werke, so ward doch durch sie die politi- Darstellung der Geschichte, sowol der allgemeinen als der speciellen, begründet, ie Aufnahme ihrer Werke in den gebildeten Kreisen des Publicums hat es be- , daß diese politische Darstellung der Geschichte den Bedürfnissen des Zeital- ntsprach, und man nicht mehr bloß Namen und Zahlen, sondern Geist und l in der Geschichte verlangte. — Gedenken wir nun des Anbaus der Ge- e insbesondere, so ist die allgemeine Welthistorie, zu welcher sich zu Anfang d. ahrh. in England Swinton, Sale, Bower u. A. vereinigten und welche seit anfangs unter Baumgarten's, dann unter Semler's Leitung ins Deutsche ɔt wurde, schon als eine bessere Behandlung der Universalgeschichte zu betrach- Doch bald fühlte man in Deutschland die Unvollkommenheiten des britischen . Schon in den früher erschienenen Theilen hatte man dasselbe, wegen des els an historischer Kritik, beständig verbessern müssen; vom 31. Theile an sich die Deutschen gar nicht mehr an dasselbe. Schlözer, der eine allgemeine ht des Nordens gab, Meusel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Sprengel, gland, Galletti, der Deutschland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten eignen Plane. Freilich ist das bereits auf 78 Quartbände angewachsene noch nicht beendigt; auch ist es zunächst in den neuen Theilen Specialge- der europäischen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Mate- ammlung für die Geschichte, und einzelne Theile sind mit tiefem historischen bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen historischen Gebiets. weckmäßiger ward gleich vom Anfange an die Übersetzung der von Guthrie ay eröffneten allgemeinen Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf ärtige Zeit, geleitet. Sie erschien seit 1765 zu Leipzig; die Herausgabe n Theile geschah durch Heyne. Die Fehler der engl. Urschrift wurden sorg- erbessert. In der Folge verließen, auch bei der Bearbeitung dieses Werks, schen Historiker die Grundlage ihrer britischen Vorgänger. Heyne schrieb n Werke die alte asiatische, griechische und römische Geschichte, und die Ge- der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der rö- und byzantinischen Imperatoren, und der ersten durch Germanen gestifteten . Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande, Heinrich chichte der Deutschen und des deutschen Reichs; Dieze schrieb die Geschich- Spanien und Portugal; Wagner schilderte Polen und überhaupt den Nor- opas, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angrenzenden Reiche aaten, und Joh. v. Müller begann die Geschichte der schweizerischen Eidge- haft für dieses Werk, welche von Glutz-Blotzheim bis 1516 fortgesetzt ward. nnigfaltiger Ertrag historischer Forschung ist in dieser Weltgeschichte nieder- doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, zunächst Specialgeschichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem ge- nen Überblick verbundene Universalgeschichte enthält. Mit gemäßigterm

Geiste als Schlözer und zwar mit Vorliebe für die ältern, besonders theologischen Ansichten, aber nicht ohne Rücksicht auf die Verbesserungen des historischen Studiums zu seiner Zeit, ging Schröckh den Weg seiner Vorgänger in s. Bearbeitung des Hilmar Curas, in s. (ethnographischen) „Weltgeschichte für Kinder", und in s. neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (lat. geschriebenen) Compendiums der Weltgeschichte von Offerhaus. (Jener Hilmar Curas erschien 1816 in der 6. Aufl. verb. und ergänzt von Pölitz, sowie derselbe auch Schröckh's „Weltgeschichte für Kinder" in der neuen Ausg. bearbeitete, und von 1789 bis 1816 in 2. Bdn. ergänzte, welche zugleich u. d. bes. T. erschienen: „Die europäischen Völker und Staaten am Ende d. 18. und am Anfange d. 19. Jahrh." (Leipz. 1813 u. 1816). Fast ganz in demselben Geiste wie Schröckh, doch heller in den Ansichten der ältern Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmischung von literarischen, archäologischen und geographischen Nachweisungen, schrieb Remer in Helmstädt s. universalhistorischen Handbücher und Compendien. Sie sind treu, sorgfältig und fleißig zusammengestellt; es fehlt ihnen aber der Geist des höhern Lebens. (Remer's „Handb. der ältern Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung", 4. Aufl. Braunschweig 1802. „Handbuch der mittlern Geschichte"; „Darstellung der Gestalt der historischen Welt in jedem Zeitraume", Berlin 1794; „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte", Halle, 1800.) Nach einem eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geschichte in s. „Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende", welche aber in den seit 1787 herausgekommenen vier Th. (von welchen die erste Abth. des 1. Th. 1813 in einer neuen, mit Literatur sehr reich ausgestatteten, Ausg. erschien), noch nicht beendigt ist. Streng nach der annalistischen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Trockenheit und mit zu weniger Berücksichtigung der Foderungen an einen guten Stylisten, schrieb Büsch s. „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Weltbändel neuerer Zeit seit dem J. 1440". Die 4. Aufl. ergänzte (1810) von 1796 an, nach Büsch's Tode, der geistvolle Bredow, und Hegewisch schrieb, um Büsch's Werk vollständig zu machen, auch die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, in s. „Grundzügen der Weltgeschichte in der Manier des sel. Prof. Büsch" (1804). Als treffliche Übersicht über die große Masse von Personen und Thatsachen, die zu dem Umkreise der Universalgeschichte gehören, mit weiser Auswahl des Wichtigern, mit sicherm politischen Takte und in einer lebensvollen, kräftigen Sprache, schrieb Eichhorn eine „Weltgeschichte" in 2 Bdn., die er seit der 2. Aufl., 1804, auch in literarischer Hinsicht reichlich ausstattete. Ausführlicher und beredter gab er in 6 Th. die „Geschichte der drei letzten Jahrh.", von welcher die 3. verb. Aufl. 1818 erschienen ist. Doch näher kam dem Ideale einer politischen Behandlung der Geschichte, das Schlözer aufgestellt hatte, Keiner als Heeren in s. „Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums" (4. A. 1821) und in s. „Handb. der Gesch. des europäischen Staatensystems und s. Colonien von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des franz. Kaiserthrons" (4. A. 1822). Von s. „Historischen Werken" waren (1821—26) 14 B. erschienen. Gefeiert wegen s. Geschichte der Schweiz wird Joh. v. Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter Denen stellen, welche die Specialgeschichte bei den Deutschen mit sicherm Takte behandelten; ein unparteiisches Urtheil wird aber s. „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit", hinter jene Geschichte der Schweiz stellen, obgleich auch in dieser Behandlung der Universalgeschichte (bis 1783) s. geistvolle Eigenthümlichkeit, besonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darstellung das nur zu oft vermißte Quellenstudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung ersetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den absichtlich eingewebten

ckichten auf eine augenblickliche Modephilosophie und auf die Weltgeschichte nur altsam übertragenen Lehre eines blinden Schicksals versöhnen: so würden Dip- 's „Skizzen der allgemeinen Geschichte" (Berlin 1812, 2 Thle.) in dieser Reihe n Platz verdienen. Vorzüglicher sind, in Hinsicht auf politischen Blick und Le- igkeit der Darstellung, und wegen der gleichmäßigen Durchführung sämmtli- Weltbegebenheiten bis auf unsere Tage: Dresch's „Übersicht der allgemeinen ischen Geschichte" (3 Thle., Weimar 1814, n. Aufl. 1822 fg.), Pölitz's ltgeschichte für gebildete Leser und Studirende", in 4 Thln. (welche 1825 in i. vielfach verb. u. bis 1825 fortgef. Aufl. erschien), und Schneller's „Weltge- te" (4 Thle., Grätz 1808 — 13). Von Rotteck's „Allgemeine Weltgeschichte" it Geist, nur etwas zu ausführlich geschriel n, und mit d. 9. Bd. bis 1816 det. Sehr ungleichartig ist Becker's „Weltgeschichte in 10 Thln. behandelt, F. G. Woltmann in den neuen Aufl. der einzelnen Thle. verb. u. berichtigt. . A. (Berl. 1824 fg.) besorgte Löbell. An dieses Werk schließt sich die „Neueste ichte" von K. A. Menzel, in 2 Thln. als 11. und 12 Thl. an. Galletti's reiches Werk ist nicht dazu geeignet, das Studium der Geschichte nach den Be- issen unserer Zeit zu befördern. Ungleich tiefer dringt Schlosser in s. „Welt- hte" (Frankf. 1815 fg.) in das Wesen der Geschichte ein (der erste Bd. ist 1826 er Umarbeit. v. 2 Abtheil., vom 3. Bd. ist die erste Hälfte des 2. Thls. 1824 on s. „Universalhistor. Übersicht der Gesch. der alten Welt und ihrer Cultur" 2. Abth. des 1. Thls. 1826 erschienen). Zunächst für die Belehrung der mitt- Stände und mit echter Popularität schrieb Dolz s. „Abriß der allgem. Welt- ölkergeschichte" (3 Thle., Leipz. 1813 und 1821 folgte ein Nachtr.) Die akademischen Compendien der Universalgeschichte sind: nach der gedrängten llung, nach der weisen Auswahl des Wichtigsten, und nach der ebenmäßigen dlung der alten, mittlern und neuern Geschichte, Wachler's „Lehrbuch der hte" (Breslau, 4. Aufl. 1826), und nach der einsichtsvollen Gliederung einer ten Masse bei größter Wortkürze, Wachsmuth's „Grundr. d. allgem. Gesch. ker und Staaten" (Lpz. 1826), sowie für Gymnasien und Lyceen sich 's „Lehrbuch der allgem. Geschichte" (München 1817) und Pölitz's „Kleine schichte" (5. Aufl., Leipz. 1825) besonders eignen. — Für den Schul- und darf erschien zu Weimar (1820 in Fol.) ein „Historischer Schulatlas in 14, uptm. Benicken entworf. Charten und Tafeln, welchem ein „Histor. Hand- von demf. Herausgeber in 4 Lief. (1821 — 23) folgte. — Von Kruse's arem Atlas und den dazu gehörenden Tabellen erschien 1822 eine neue Aufl., von Lesage's (Las Cases) „Atlas historique" im J. 1823.

agt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die specielle Staa- schichte im Geiste echter historischer Forschung und nach dem Charakter und erungen einer reinen, blühend kräftigen Schreibart dargestellt haben, so treten aliener zuerst entgegen. Muster der historischen Darstellungskunst gaben ren Zeit Macchiavelli in s. 8 Büch. der „Istorie Fiorentine", Guicciardini storia d'Italia", welchen die spätern Paolo, Sarpi („Istoria del concilio ino"), Davila („Storia delle guerre civili di Francia") und Bentivoglio guerra di Fiandra") zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kom- Nächst den Italienern zeichneten sich die Briten aus; Robertson mit s. Ge- des Zeitalters Karls V. und mit s. Geschichte von Amerika und Schottland, nit s. Geschichte Großbritanniens, Gibbon mit s. Meisterwerke über den des römischen Weltreichs. Von deutschen Männern begann bereits Pu- n s. „Geschichte der Thaten der Schweden", in s. Schilderung des großen en von Brandenburg, und in s. „Einleit. in die Historie der vornehmsten nd Staaten", eine bessere Methode und einen frischern Geist auf die Spe- chte überzutragen. Unter Achenwall's Händen fing die europäische Staa-

tengeschichte an, ein in sich zusammenhängendes Ganzes zu werden, und was Meusel's Fleiß in diesem Fache („Anleit. zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie") noch vernachlässigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Verfassung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunkt ihrer Geschichte (obgleich auch in dieser Hinsicht die 5. Ausg. von 1814 durch Aufnahme fremder Ansichten manchen Wunsch befriedigt), das vollendete Spittler mit Meisterhand in s. „Entwurfe der Geschichte der europäischen Staaten" (2 Thle.), welchen Sartorius in demselben Geiste bis auf unsere Zeiten fortsetzte; und das versuchte Pölitz für die Geschichte der Staaten des deutschen Bundes in s. Handbuche über dieselben (Leipzig 1817, 3 Thle.) zu leisten. In einem trefflichen Geiste begann Luden (Jena 1814) s. allgemeine „Geschichte der Völker und Staaten" wovon bis 1822 erschienene 3 Bde. die Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters schildern. Reich an Hypothesen wie an neuen Ansichten sind: Hüllmann's „Staatsrecht des Alterthums" (Köln 1820), und Ritter's „Vorhalle europäischer Völkergeschichten" (Berl. 1820). Beide übertrifft aber an Reichthum der Ideen, sowie an Lebendigkeit der Darstellung von Raumer in s. „Vorlesungen über die alte Geschichte" (2 Thle., Leipz. 1821), in welchen jedoch die spätere Geschichte der Griechen und die Geschichte Roms ungern vermißt wird. — Reich an wichtigen Ergebnissen ist Tittmann's „Darstellung der griech. Staatsverfassungen" (Leipz. 1822); doch kann damit Kortüm, „Zur Geschichte hellenischer Staatsverfassungen, hauptsächlich während des peloponnes. Krieges", (1821) verglichen werden. Gegen die Hypothesen in Niebuhr's unvollendeter „Römischer Geschichte" (ungearb. 1. Thl. 1827) war Wachsmuth's „Ältere Geschichte des römischen Staates" (Halle 1819) gerichtet. Mit eigenthümlichen und geistvollen, doch im Einzelnen nur mit Vorsicht anzuwendenden, Ansichten stattete Buchholz s. „Philosophischen Untersuchungen über die Römer" (3 Thle., Berl. 1819) aus. Für das innere politische Leben Athens ist von Wichtigkeit: Böckh's „Staatshaushaltung der Athener" (2 Thle., Berl. 1817) und Wachsmuth's „Hellenische Alterthumskunde" (1 Thl. 1826). Das wichtige Zeitalter Konstantins, in welchem der Sieg des Christenthums über das Heidenthum entschieden ward, würdigt der gründliche und scharfsinnige Manso, in s. „Leben Konstantins des Großen" (Bresl. 1817). Die Zeit der Wiedergeburt Europens zeichnete Hasse in s. „Gestaltung Europas seit dem Ende des Mittelalters" (Leipz. 1818) mit sicherm politischen Takte, mit Freimüthigkeit und in einem edlen, kräftigen Style. Pölitz stellte die „Geschichte des europäischen Staatensystems aus dem Standpunkte der Politik" dar (Lpz. 1822) und die neueste Zeit seit 1783, in s. Werk: „Die Staatensysteme Europas und Amerikas" (3 Thle., Lpz. 1826). Auch für die Darstellung der einzelnen Staaten begann allmälig eine bessere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern schrieb Heinrich eine Geschichte von Frankreich (3 Thle., Leipz. 1802), der s. Geschichte von England (3 Bde., Leipz. 1806 — 8) bei mangelhafter Quellenforschung nachsteht. Zu einer noch immer fehlenden Geschichte der franz. Revolution und des franz. Revolutionskrieges trugen Girtanner in s. berühmten Werke, und Posselt in s. „Europäischen Annalen" und in s. Taschenbüchern für die neueste Geschichte (9 Jahrg.) anziehenden Stoff zusammen. Ein ungenannter talentvoller Mann setzte letztere u. d. T.: „Staatsgeschichte Europas", in 7 Thln. (bis 1811) fort, und Buchholz begann, mit dem wiener Frieden (1809), eine Geschichte der europäischen Staaten, welche in lebhaften Darstellungen richtige und einseitige politische Urtheile in seltener Mischung enthalten (bis 1824 od. b. zum 13. Bde. fortgeführt). Für eine allgemeine Darstellung der Weltbegebenheiten seit 1789 berechnete Fr. Saalfeld s. „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit", die von 1815 — 23 in 4 Bdn. erschien. Mit Geist und Fleiß schrieb Bredow die „Chronik des 19. Jahrh." bis zum J. 1805. Seinem Nachfolger Beaturini (von 1807 — 24, 21 Bde.) fehlt Bredow's

Gründlichkeit, Gedrängtheit und Unparteilichkeit. Die Episode des Rheinbundes hat mit diplomat. Blicke und mit Sachkenntniß, im Einzelnen aber nicht mit der strengen Unparteilichkeit des Historikers, der Marchese v. Lucchesini in s. „Histor. Entwickel. der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes" (a. d. Ital., Lpz. 3 Thle. 1821 fg.) dargestellt. — Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit schilderte in einem seelenvollen Gemälde Schiller in s. „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" (von Curths in der Forts. nicht erreicht), während s. deutschgesinnter Geist den dreißigjähr. Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zum westfäl. Frieden durchführte, welchen, nach Schiller's Tode, Woltmann in s. „Geschichte des westfälischen Friedens" mit Geist und Haltung darstellte. Woltmann's „Geschichte Frankreichs und Großbritanniens" streben beide nach dem Kranze historischer Kunst. Noch fehlt es der deutschen Nation an einer Darstellung ihrer Geschichte, in welcher die Nation selbst den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in stylistischer Hinsicht den Foderungen des gereiften Geschmacks entspräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidt's „Geschichte der Deutschen", und Pütter's „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs" noch manchen Wunsch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geschichte durch die Breite s. Darstellung, und Heinrich konnte in s. „Deutschen Reichsgeschichte" (Leipz. 9 Thle.) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit sich angeeignet hatte. Ein höherer Geist waltet in Posselt's, von Pölitz (Leipz. 1819) mit dem 4. Bde. vollend. „Geschichte der Deutschen für alle Stände". Früher stellte bereits Pölitz in s. Handbuche: „Das deutsche Volk und Reich" (Leipz. 1816), beide, Volk und Reich, als zwei gleiche Größen auf, welche in der geschichtlichen Darstellung gleichmäßig behandelt werden müßten. Arndt gab tief begründete „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" (Leipz. 1814), Steffens schilderte (2 Thle., 1817) die gegenwärtige Zeit in Beziehung auf Deutschland mit glühenden Farben. Menzel's, seit 1815 erschienene „Geschichte der Deutschen", ist etwas ausführlich, aber mit Sachkenntniß, lebendiger Darstellung und Freimüthigkeit des Urtheils geschrieben. An sie schließt sich dess. Verf. „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (Bresl., 1. Thl. 1826) an. Luden's „Geschichte des deutschen Volks" (Gotha 1826 fg.) ist aus Quellenstudium hervorgegangen, mit Geist und Kraft geschrieben; muß aber nach d. Anlage bändereich werden. Reichhaltig und gedrängt ist P. v. Kobbe's „Handb. der deutschen Geschichte" (Lpz. 1823). Trocken, aber gründlich, behandelte Barth „Deutschlands Urgeschichte" (Baireuth 1818, 2 Bde.). Die populaire Schrift von Kohlrausch über die Geschichte der Deutschen ist über ihren Werth geschätzt worden. C. W. Böttiger's „Deutsche Geschichte" (Erlang. 1823) ist ein brauchbares Schulbuch. Heinrich's „Handbuch der Reichsgeschichte" erschien 1819 in einer 2. Aufl. v. Pölitz berichtet, verm. und bis 1819 fortgesetzt. Des jüngern Eichhorn's aus der Quelle geschöpfte „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" erschien bereits (1821) in der 3. Aufl. und ward mit dem 4. Thl. beendigt. Ein ähnliches gründliches Werk: Savigny's „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (1826) im 4. Thl. fortgef. Die wichtige Periode der „Gesch. der Hohenstaufen" hat Fr. v. Raumer in 6 Bdn. dargestellt (Lpz. 1823 — 25, m. Kupf.) — Daß auch deutsche Specialgeschichte mit Geist aufgefaßt und geschildert werden konnte, bestätigten Buchner, Fesmaier, Mannert und Zschokke in ihrer „Geschichte von Baiern" (Aarau 1813, 2. Aufl. 1823), Spittler in s. „Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge" (Götting. 1783), in s. „Geschichte des Fürstenth. Hanover seit der Reformation" (2 Thle. n. Aufl. Hanover 1789), und Pölitz in s. „Gesch. des Königreichs Sachsen" („Historisches Taschenbuch auf das J. 1817", und in der „Histor. Taschenbiblioth." (Dresd. 1826, fg.), sowie in s. „Handbuch

der Geschichte der souverainen Staaten des deutschen Bundes" und dessen „Umriß der Gesch. des preuß. Staats für Lehrvortr.", Halle 1821; (Manso's) „Gesch. des preuß. Staats vom Frieden zu Hubertsburg d. z. 2. pariser Abk." (3 Thle., Frkf. a. M. 1819 und 1820), F. Förster's „Handb. der Gesch., Geogr. und Statist. des preuß. Reichs" (3 Thle., Berl. 1820 — 22, 4.) und Voigt's „Gesch. Preußens" (1. Thl. 1827). — Den östreichischen Kaiserstaat hat Coxe (a. d. Engl. v. Dippold, Lpz. 4. Thle.) mit treuen und frischen Farben geschildert. Auch ist des Ritter Schels's Gesch. dieser Monarchie zu bemerken. Einen kurzen Abriß der badischen Geschichte gab (Karlsruhe 1817) Alors Schreiber, und J. Ernst Christ. Schmidt begann in 2 Thln. die Geschichte des Großherzogthums Hessen (Gießen 1818), so wie Rommel die Geschichte von Hessen überhaupt (Marb. 1820 fg.). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darstellung, berücksichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geschichte von Baden, Hessen und Sachsen. Während Sismonde de Sismondi eine Geschichte der Franzosen ziemlich ausführlich schrieb (seit 1821 6 Thle. bis ins 14. Jahrh. fortgeführt), wovon Luden den 1. Thl. mit Anmerk. auf deutschen Boden verpflanzte (Jena 1822), und Guizot s. neue Ausg. von Mably's „Observat. sur l'hist. de France" mit von ihm verfaßten trefflichen „Essais sur l'hist. de France" (beide zusammen 4 Bde., Paris 1823) begleitete, erschien Llorente's „Geschichte der Inquisition" (4 Thle.), wodurch dieses kirchlich-politische Ungeheuer nach s. ganzen Schauderhaftigkeit ermessen werden konnte. Bigland's „Gesch. Spaniens" übersetzte a. d. Engl. Math. Dumas ins Franz., und setzte sie bis 1814 fort; eine „Hist. d'Espagne" hat jetzt Raoul-Rochette begonnen. Allein die neuesten politischen Vorgänge dieses Landes erwarten noch, selbst nach Torreno, v. Hügel, Venturini, Schepeler, eine unbefangene und pragmatische Darstellung. Für die italischen Staaten ist in den letzten Jahren nur Ein Werk von Bedeutung erschienen: Gregor Orloff's „Königreich Neapel in histor., polit. und literar. Hinsicht" (aus d. Franz., Lpz. 1821). Die Geschichte Großbritanniens erhielt einen schätzbaren Zuwachs in Moore's „Gesch. der brit. Revolution vom J. 1688" (deutsch Lpz. 1822). Des kathol. Geistlichen Lingard's einseit. geschrieb. „Gesch. Großbrit. übers. H. v. Salis. Von Gever's längst erwart. Geschichte Schwedens erschien 1826 der 1. Thl. (ins Deutsche übers. 1827); so auch von v. Hammer's „Gesch. der Osmanen" d. 1. Thl. Pesth 1827. Die Geschichte des Riesenreiches Rußland gewann durch Ewer's „Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen" (2 Thle., Dorpat 1814) und durch dessen „Geschichte der Russen" (Dorpat 1816); durch Karamsin's „Geschichte des russischen Reiches"; Blutow gibt den von Karamsin nicht beendigten 12. Bd. d. Werks, bis 1613 heraus (nach der 2. Originalausgabe übers. von v. Hauenschild und von Örtel, franz. von St.-Thomas), sowie durch Nougaret's Werk: „Das Merkwürdigste aus der russischen Geschichte" (a. d. Franz. von Eisenbach, 2 Thle., Tüb. 1820). Für Kasan und die Umgegend dürfen Erdmann's „Beiträge zur Kenntniß des Innern von Rußland" (1822 fg.) nicht übersehen werden. Die Flugschriften über die politischen Bewegungen in Italien und Griechenland (s. d.) haben keinen Anspruch auf bleibenden Gehalt. Als zweckmäßige, wenngleich nicht pragmatisch erschöpfende, Übersicht einer der schrecklichsten Erscheinungen der letzten drei Jahrh. muß Hüne's „Darstellung aller Veränderungen des Negersklavenhandels" (2 Thle., Gött. 1820) genommen werden.

Die Menschheit selbst, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortschritten und Verirrungen in der Cultur, in Wissenschaft und Kunst zu schildern: dies konnte erst dann geschehen, als das Licht der Philosophie seine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geschichte ausgegossen hatte. Schon Goguet, Ferguson, Hume, selbst der unkritische Voltaire, faßten einzelne Seiten aus diesem lebensvollen Ge-

de unsers Geschlechts auf; und Iselin („Über die Geschichte der Menschheit") bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geistvollen und sachkundigen, ngleich nicht erschöpfenden Überblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Cul- eschichte in s. „Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts" g. 1782). Mit mehr Philosophie als Adelung, und mit scharfer Auffassung Charaktere der verschiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypothe- n Hinsicht des physischen Menschen, s. Anlagen, s. Verhältnisse zur ganzen ihn ebenden Natur, begann Herder s. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der schheit", entschieden das Hauptbuch seines ganzen Lebens, das er aber mit dem hle. unbeendigt ließ (ins Franz. übers. 1827). Fast gleichzeitig mit ihm hatte in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in welt- rlicher Absicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich sei, die Ge- te im Großen aus dem Gesichtspunkt eines grenzenlosen Fortschrittes des chlichen Geschlechts aufzustellen? Verschiedenartig ward diese Idee von Domi- („Über Weltgeschichte und ihr Princip"), von Woltmann („Plan für histo- Vorlesungen") und von Stapfer („Die fruchtbarste Entwickelungsmethode der gen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Cul- schichte unsers Geschlechts") geformt und gestaltet, von Woltmann in s. ndriß der ältern und neuern Menschengeschichte", und von Pölitz (in den ndlinien zur pragmatischen Weltgeschichte", sowie in der „Geschichte der Cul- er Menschheit") durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeschichte hindurchge- Doch nahm der Letztere späterhin das von ihm aufgestellte Princip, als un- r in Hinsicht des Ganzen der Universalgeschichte, zurück, und setzte an dessen die Idee der individuellen und politischen Freiheit, deren Wirkungen im Fort- en der Individuen und der ganzen Gattung ebenso wie die Verirrungen und chritte der Individuen und der Gattung unsers Geschlechts, in der Geschichte kennbar vorliegen. Mit weniger philosophischem Geiste, aber bekannt mit irklichen Begebenheiten und in einer lebensvollen Form, gab von Eggers s. gen und Fragmente einer Geschichte der Menschheit" (n. A. Kopenh., 1803, e.), und Posselt verpflanzte in einer kräftigen Übersetzung Condorcet's „Ent- eines histor. Gemäldes der Fortschritte des menschl. Geistes" (Tübing. 1796) utschen Boden. Beachtung verdient der im Einzelnen zu einseitige und ge- „Universalhistorische Überblick der Entwickelung des Menschengeschlechts als ich fortbildenden Ganzen", v. Jenisch (Berl. 1801, 3 Bde.). Unvollendet ließ ern s. geistvoll begonnene „Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des Europa". Für das beschränktere Gebiet der einzelnen Zweige menschlicher ng erhielten die Deutschen einige brauchbare Werke in Meiners's (unvollende- Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Grie- nd und Rom" (Lemgo 1782), Heeren's (noch unvollendeter) „Geschichte des ums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" le., Götting. 1797), in Bouterwek's, mit dem 12. Thle. (1819) geschlosse- Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit", in Fiorillo's „Geschichte der zeich- Künste", und in Eichhorn's, Wachler's und Meusel's Schriften über Lite- hichte. Die Geschichte der Geschichte selbst begann Wachler in s. gründlichen istvollen „Geschichte der historischen Forschung und Kunst" (Götting. 1812 Der Kirchengeschichte widmete Schröckh fast ein ganzes Menschenleben; doch n sie durch ihn mehr an Gründlichkeit als an wissenschaftlicher Form und in- Leben (45 Thle.). Dies letztere suchten Henke und Schmidt über sie zu ver- Des erstern, durch s. frühzeitigen Tod unterbrochene „Allgemeine Ge- der christlichen Kirche" hat Vater 1820, mit der 2. Abth. des 8. Bds. treff- llendet. Von August Neander's „Allg. Gesch. der christl. Relig. und Kirche" b. 1825), erschien 1827 d. 3. Thl. — Für die alten Religionen des Orients

enthält die Schrift von Rhode: „Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der Baktrer, Meder und Perser" (Frkf. a. M. 1820), neben vielen Hypothesen, manche eigenthümliche Winke. Über die Religion der Carthager gab Fr. Münter (Kopenhagen 1816) eine gründliche Monographie. Die Geschichte der Philosophie erhielt durch Eberhard's, Gurlitt's, Socher's, Tennemann's und Krug's Lehrbücher mehr Eingang in den akademischen Hörsälen, und durch die größern Werke von Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausstattung. Die Geschichte der Physik schrieb Fischer, der Chemie Gmelin, der Kriegskunst Hoyer, der theologischen Wissenschaften Stäudlin; sie brachen zum Theil dadurch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenngleich die höhere Vollendung diesen Schriften fehlen sollte, zu welcher Sprengel s. „Geschichte der Medicin" erhob. Zwar ist durch deutschen Fleiß und durch ausgezeichnetes Talent seit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geschichte, kaum daß diese skizzirte Übersicht nur die wichtigsten Erscheinungen in diesem großen Gebiete bezeichnen und sie mit kurzen Zügen charakterisiren konnte; noch immer aber ist die Ernte groß welche hier heranreift, und noch immer ist das Studium der Geschichte bei der Nation selbst nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q. Q.

Geschiebe, Geschübe (Bergbau), 1) Wände oder Stücken von den zu Tage ausstreichenden Gängen, Erzen oder Gestein, die durch das Wasser oder andre Ursachen fortgeführt werden sind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgestoßen haben. 2) Die sich in die Länge und Breite ausstreckenden Flötze oder Schichten. X.

Geschlecht, in weiterm Sinne jede größere Abtheilung gewisser Dinge welche irgend ein Merkmal mit einander gemein haben. Es wird oft statt Classe, Gattung, Ordnung, gebraucht; ferner bedient man sich dessen von einer Reihe von Menschen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geschlecht derer von Dalberg; ebenso auch von einer großen Anzahl Menschen welche zu einer und derselben Zeit lebten oder leben, oder von solchen, welchen gemeinschaftlich eine gewisse Eigenschaft beigelegt wird. Im engern und eigentlichen Sinne gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organischen Körper, die männliche und weibliche, zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgesetz ist, daß alle organische Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wieder ihres Gleichen hervorbringen sollen, also jede Gattung der organischen Geschöpfe sich durch sich selbst erhalten und fortpflanzen soll, so sind zu dem Geschäft der Erhaltung der Gattung auch besondere Organe bestimmt, welche abgesondert und verschieden von denjenigen Organen oder Theilen des organischen Körpers sind, die zur Erhaltung der Individuen bestimmt sind, und welche den Geschlechtsunterschied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organischen Wesens derselben Gattung erstens die Idee der Möglichkeit, daß ein solches hervorgebracht und bestimmt zu ebendemselben ausgebildet werden könne, als ein Keim, der die einfachste Anlage zur künftigen Frucht in sich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erste Anstoß, welcher das schlummernde Leben im Keime weckt, worauf erst derselbe in der Bildung zum organischen Wesen der gegebenen Gattung fortschreitet. Hieraus entsteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geschlechter, in das zeugende, schaffende, und das empfangende, bildende oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man diese Benennungen bloß von der Thierwelt; man hat sie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat. Man kann die Theilung in Geschlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geschlecht überall annehmen, wo ein Geschlechtscharakter herrschend ist. Das Wesen dieses Charakters ist aber: Entgegensetzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Zeugungszweck wirkender Kräfte. Überall demnach, wo wir Zeugung

egengesetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geschlechtscharakter kennen, gleichviel, ob diese Kräfte in der Gestalt der uns bekannten Organis- erscheinen oder nicht, wenn sich nur der eine Theil als bestimmendes, gebendes eip, der andre als bestimmtes, empfangendes verhält. Um es mit einem te auszusprechen, so ist überall Geschlecht, wo Zeugung ist. Zeugung aber ist r ganzen Natur: oder vielmehr diese selbst ist nichts als ein unendlich mannig- ger Zeugungsact, der sogar unter dem Scheine von Zerstörung vor sich geht. sind also Sonnen und Planeten, der Wassertropfen und das Staubkorn ebenso Geschlechtswesen als die Thiere und die Pflanzen, weil sie ebensowol als diese ungswesen sind. Denn wird nicht z. B. der Schoß unserer Erde durch den chtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeschlossen und zu den ufaltigsten Erzeugnissen geweckt? Entsteht nicht aus dem verwitterten Steine, as todter Staub scheint, und aus den Wassertropfen, die er in sich aufnimmt, unge, neue Gestaltung, der Erstling der Pflanzenwelt? Ja, gehen nicht in dem n der Erde selbst unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengesetzte e sich mit einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Krystalle, die chsartigen Gestaltungen der Mineralien? Überall finden wir ein Einwirken, ein nschließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimisches, Mütterliches, und ll Verwandlungen dieses Mütterlichen zu neuen Gestalten; überall, wo nicht keltes, doch keimendes Geschlecht. Das männliche Geschlecht nun ist dem- überall das Zeugende, den Keim zum künftigen Individuum Befruchtende, welchem der erste Antrieb zu dessen Fortbildung ausgeht; das weibliche Ge- t ist das den Keim des künftigen Individuums in sich Tragende und Aufbe- nde, den zeugenden und belebenden Stoff Aufnehmende, Dasjenige, welches eim ernährt, bis zu der Periode, wo seine Individualität zu dem Punkte aus- et ist, daß es sich losreißen kann, sein eignes selbständiges Leben beginnend. **Geschlechtslos** werden Thiere oder Menschen genannt, bei denen durch eine ng des Bildungstriebes kein Geschlechtsorgan sich bestimmt ausgebildet hat, an folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geschlechte rech- nn. Geschlechtsverhältnisse sind die Verhältnisse, in welchen ein Geschlecht n andern, und gegen das andre sich verhält. In der Pflanzenwelt sind beide lechter in den meisten Classen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Classen auch getrennt, sodaß beiderlei Geschlechtstheile entweder auf einer Pflanze, besondern Blüthen, oder sogar auf verschiedenen Pflanzen vertheilt sind. Bei hieren, wenigstens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern des Thierlebens stehenden, ist die Trennung der Geschlechter herrschend. Hier demnach die Geschlechtsverhältnisse am bestimmtesten hervor, und offenbaren ch der Stufenreihe der Thierclassen in mannigfaltigen Änderungen gegen ein- , bis zu dem die höchste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnehmenden hen. So ist im Allgemeinen das männliche im Verhältnisse zu dem weibli- as stärkere, jenes sich unterwerfende, das aus sich hinaus auf das weibliche irkende, das belebende, begeistigende. Das weibliche, im Verhältniß zu dem lichen, ist das zartere, jenem sich unterwerfende, das aufnehmende, fortbil- ernährende und endlich gebärende. Diese Grundcharaktere beider Geschlech- ie aus ihrem Begriff und ihrer Bestimmung nothwendig hervorgehen, schim- mehr oder weniger deutlich bei allen Gattungen lebender Wesen durch, bis sie enschen auf eine der menschlichen Würde angemessene Weise am höchsten ge- t und in den feinsten Schattirungen, sowol im Körperlichen als auch bis zum gen überschreitend, sich am klarsten offenbaren. Daher erscheint der Mann im Physischen als der Stärkere, sein Knochenbau ist ansehnlicher und hat Masse, sein Muskelsystem ist fester und kräftiger, die Brust weiter, die Lun- nd größer und robuster, die Umrisse s. Körpers sich schärfer, eckiger, das Ganze

deſſelben iſt größer und ſtärker. Dagegen iſt das Weib das Zartere, die Ku ſind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskeln weicher und ſchwächer, die B höhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arterienſyſtem ſchwäche gegen das Venen- und lymphatiſche Syſtem vorherrſchend, die Zwiſchenräum ter der Haut und zwiſchen den einzelnen Theilen ſind fettreicher, daher alle Li mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen k und zarter. Daher offenbart ſich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kr der Form des Weibes mehr die Idee der Anmuth und ſchon in dieſer Beziehung g dem weiblichen Geſchlechte der Name des ſchönen oder reizenden mit Recht. De des Mannes iſt mehr ſchaffend, aus ſich heraus in das Weite hinwirkend, zu Un gungen, zur Verarbeitung abſtracter Gegenſtände, zu weitausſehenden Planen ter. Unter den Leidenſchaften gehören die raſchen, ausbrechenden dem Manne, di ſamen, heimlich in ſich ſelbſt gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne ſtürmt di Begierde; in dem Weibe ſiedelt ſich die ſtille Sehnſucht an. Das Weib iſt auf ei nen Kreis beſchränkt, den es aber klarer überſchaut; es hat mehr Geduld und Au in kleinen Arbeiten. (S. Frauen.) Der Mann muß erwerben, das Wei zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — Liſt. Je hört dem geräuſchvollen, öffentlichen Leben, dieſes dem ſtillen häuslichen. Der Mann arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, und bedarf erſchöpft di Ruhe; das Weib iſt geſchäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebſamk Mann ſtemmt ſich dem Schickſal ſelbſt entgegen, und trotzt, ſchon zu Bo gend, noch der Gewalt; willig beugt das Weib ſein Haupt, und findet Tr Hülfe noch in ſeinen Thränen. Über die Gleichheit beider Geſchlechter in ſchengeſchlecht hat Hufeland (Berlin 1820) eine Abhandlung geſchrieben.

Geſchmack, in phyſiologiſcher Bedeutung iſt der Sinn, du wir gewiſſe von den in der Feuchtigkeit der Zunge aufgelöſten Körpertheilen rende Eindrücke wahrnehmen; auch nennen wir ſo die Geſchmacksempfindu Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen P wärzchen ſind es, welche die Empfindung des Geſchmacks hervorbringen. Die chen der Zunge ſchmelzen die Salze, welche dann aufgelöſt in die Nerven eindringen, und jene Empfindung verurſachen. Durch drei Nerven, die i Seite in die Zunge laufen, und mit dem Gehirn und Rückenmark in Ver ſtehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. Und dieſem Eindruck ſchreiben wir den Gegenſtänden gewiſſe Eigenſchaften und Beſchaffenheiten (S Säure, Salzigkeit, Süßigkeit) zu. Der Geſchmacksſinn (gustus) hängt Ernährung und dadurch mit dem ganzen animaliſchen Leben zuſammen. (S ruch und Sinn.) — In äſthetiſcher Bedeutung verſteht man un ſchmack das Vermögen, das Schöne und Zweckmäßige an den Gegenſtänden urtheilen und von dem Häßlichen, Zweckwidrigen zu unterſcheiden. Die A keit zwiſchen jenem phyſiologiſchen und dieſem äſthetiſchen Geſchmack ergibt ſi Es iſt hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, wa terſcheiden, und dort wie hier unterſcheiden wir Beides nur ſehr unbeſtimmt, in die Unterſcheidung mehr auf unſer Gefühl als auf den Gegenſtand ſelbſt g Daher ſagt man auch, daß ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten laſſe. In d läßt ſich nur über Das ſtreiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die di ner zur Annahme einer Meinung beſtimmen können; welche Gründe aber man wol für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefü außer dem, daß es der eignen Empfindung ſo vorkommt? Dies wird uns der nicht ableugnen; er ſagt uns aber, daß es bei ihm der entgegengeſetzte Fall ſei, u Behauptung hat für ihn denſelben Werth, wie die unſerige für uns. Dieſer U hat nicht wenig Verwirrung in der äſthetiſchen Geſchmackslehre verurſacht. W Schöne uns auch angenehm iſt, hielt man das Schöne und Angenehme für einer

hwankende Ausdruck ästhetisch (ursprünglich: was durch Empfindung wahrge-
en werden kann) wirkte dabei mit. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu
n Gelegenheit findet, hätte allein schon hingereicht, bedenklich zu machen. Es
h wol eine auffallende Erscheinung, daß die Menschen in ihren Urtheilen über
chöne zwar vielleicht weniger einig sind als in ihren Urtheilen über das Ange-
, daß sie aber dennoch bei jenen weit mehr Anspruch auf Andrer Beistimmung
i als bei diesen. In Ansehung des Schönen macht fast Jedermann Ansprüche
llgemeingültigkeit seiner Urtheile, in Ansehung des Angenehmen Niemand.
ß also Etwas in uns sein, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu neh-
Die Urtheile über das Angenehme haben bloß individuelle Gültigkeit, die
as Schöne sind zwar auch nur individuelle Urtheile, machen aber Ansprüche
emeine Gültigkeit. Beide Urtheile, kann man nun zwar insofern ästhetische
, als beide sich auf Empfindung beziehen, und der Bestimmungsgrund der-
nicht in dem Gegenstande, sondern in uns liegt, wodurch sie sich von den lo-
oder objectiven Urtheilen unterscheiden; beide aber unterscheiden sich dadurch,
dem einen die Bestimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck ab-
bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geistes eintritt, und daher eben
ße individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deßhalb auch Mittheil-
Sind nun aber diese Urtheile mittheilbar, haben sie allgemeine Gültigkeit,
sich auch über den ästhetischen Geschmack streiten und etwas über ihn ausma-
en. Wie könnte es auch sonst eine Geschmackslehre geben, d. h. Aufstellung
rundsatzes zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen? Nur erwarte
i dem Geschmacke nicht, daß er leiste, was er seiner Natur nach nicht leisten
Der Geschmack ist die Urtheilskraft, wiefern sie sich in einer besondern Sphäre,
in der des Schönen, auf eine eigenthümliche Weise äußert. Der Geschmack
te Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des schönen oder nicht schönen
ndes, durch Reflexion über das Verhältniß desselben zum Gemüthe des Be-
en (also zum Subjecte) und durch Vergleichung ähnlicher Gegenstände mit
nwärtigen. Sein Grundsatz ist daher nicht eine objective, sondern eine
: Idee; er kann nicht gesetzgebend, sondern bloß kritisch oder untersuchend
i; seine Regeln sind keine Begriffe, sondern Anschauungen in den besten
des Geschmacks, an denen der Kunstsinn sich praktisch bilden muß. (Die
g s. unter Urtheil.) Durch diese Bildung unterscheidet sich der Geschmack
h von dem Schönheitsgefühl. Dieses geht bloß auf eine Naturanlage, der
ck beruht auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunstfreund ste-
er kommt dem Kenner zu; der Künstler muß beide vereinigen. Wer ein
chönheitsgefühl von Natur hat, der ist ein ästhetischer Mensch; wer diese
urch prüfende Betrachtung so ausgebildet hat, daß ihm stets nur das echte
genügt, ist ein Mann von Geschmack. Man kann aber ein Mann von
ck, und darum doch noch kein Kunstkenner sein. Wir haben nämlich in
n Kunst zwei Elemente zu unterscheiden, das ästhetische und das technische.
: wird beurtheilt im Gefühl, das andre durch den Verstand nach Begriffen.
also ein ästhetisches, hier ein logisches Urtheil. Es ergibt sich daraus, daß
urtheil weder ein bloß ästhetisches, noch ein bloß logisches, sondern ein aus
mischtes ist, da es sowol das Technische als das Schöne eines Kunstwerks
Die Geschmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältnissen
es zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Ge-
als schön beurtheilen; die Kunstkritik schließt auch Das mit ein, was an
ellung bloß technisch und praktisch ist. dd.

schnittene Steine, s. Gemmen.

schütz, die allgemeine Benennung für Kanonen, Mörser, Hau-
. dgl. (s. d. und Artillerie). Sobald man die Befestigungskunst aus-

zubilden anfing, reichten die gewöhnlichen Streitkräfte und die Handwaffen nicht mehr zu, einen vertheidigten Platz zu überwältigen; man mußte gewaltigere Zerstörungswerkzeuge ersinnen, mit denen auch schon aus beträchtlicher Entfernung gewirkt werden konnte. Es kamen Maschinen in Gebrauch, mit denen man große Steine, gespitzte Balken, Feuerballen, Pfeilbündel und ähnliche Körper sowohl in horizontaler Richtung als auch im Bogen fortschleuderte. Sie wurden Balisten, Katapulten, Skorpione, Polybolen, Onager oder Marga genannt. Vegez (VI. Bd., 22. Cap.) und Flavius Josephus liefern u. A. ziemlich anschauliche Beschreibungen davon. Diese Maschinen waren auf die Schnellkraft des Bogens und der Sehne gegründet, wurden anfangs nur bei Belagerungen angewendet und erst an Ort und Stelle zusammengesetzt, später jedoch auch beweglicher gebaut und von den Heeren mit ins Feld genommen, vertraten also ungefähr die Stelle unsers heutigen Geschützes, nur reichten sie 300 bis höchstens 1000 Elle weit. — Mit der Erfindung des Schießpulvers war freilich eine weit stärkere Kraft und ein wirksameres Zerstörungsmittel gegeben, dessen Natur und Form die Einführung der jetzigen Schießröhre zur Folge hatte. Es läßt sich erweisen (s. v. Hoyer „Gesch. der Kriegskunst"), daß die Mauren den ersten Gebrauch des Feuergeschützes bei der Vertheidigung von Alicante 1331 und von Algeziras 1342 gegen die Spanier machten, seitdem kamen die Kriegsmaschinen der Alten durch die Donnerbüchsen, Bombarden, Böller, durch die Familien der Karthaunen und Feldschlangen und dgl. in Verfall und gegen Ende d. 15. Jahrh. führte man fast überall Feuergeschütz bei den Truppen, und brachte diese Waffe zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit. — Vielleicht, daß durch Anwendung einer noch größern Kraft der Dämpfe auch unserem Geschütz eine Veränderung bevorsteht, wenigstens ist durch Perkins (s. d.) bereits die Andeutung geschehen. — Was man unter leichten und schweren Belagerungs-, Feld-, Wurfgeschütz u. s. w. zu verstehen habe, geht schon aus der Benennung hervor; wir führen nur noch an, daß der Artillerist unter Kammergeschütz insbesondere solche Röhre meint, an deren hinterm Theil oder Bodenstücke sich ein konisch-, sphärisch, cylindrisch- oder birnenförmig ausgehöhltes Behältniß zur Aufnahme der Pulverladung befindet. — Orgelgeschütz nannte man in ältern Zeiten eine Partie kleinerer Schießröhre, die auf einem Gerüste vereinigt, neben und über einander lagen und gemeinschaftlich losgebrannt, den Kartätschen ähnliche Wirkung hervorbringen sollten, wegen ihres langsamen Ladens aber unzweckmäßig, gleichwol, so lange man nichts Andres kannte, sehr gebräuchlich waren.

Geschwindschreibekunst, s. Stenographie.

Geschwornengericht, s. Jury.

Gesechster Schein, s. Aspecte.

Gesellschaft (Societät), eine Vereinigung von Menschen zu einem gemeinsamen Zwecke. Es gibt daher so viele Arten von Gesellschaften als Zwecke gibt, zu welchen sich Menschen vereinigen können. Die gewöhnlichen, sogenannten Gesellschaften haben bloß den unbestimmten Zweck einer gegenseitigen persönlichen Unterhaltung durch Beisammensein, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dgl. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Die erste, welche auch Familie heißt, bezieht sich auf Erhaltung der Menschengattung durch Vereinigung der Individuen verschiedenen Geschlechts; die zweite (Staat) auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte (Kirche) auf Beförderung der sittlich-religiösen Bildung. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft, welche von der Vernunft geboten sind, und daher überall angetroffen werden, wo Menschen von einiger Humanitätsbildung beisammen leben, gibt es noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei Zwecke beziehen, als Kunst-, literarische-, Handels- und

ſellſchaften. Wiefern die Menſchengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der
e zuſammenwohnendes und wirkendes Ganzes vernünftiger Weſen ausmacht,
nt man jene Gattung auch die menſchliche Geſellſchaft. Von den vernunftloſen
eren braucht man das Wort Geſellſchaft eigentlich nicht, obgleich ſie durch den
turtrieb auch in gewiſſe Haufen oder Heerden zuſammengeführt werden. Denn
aben kein Bewußtſein von beſtimmten Zwecken, um ſich zur Erreichung derſelben
h gemeinſchaftliche Thätigkeit nach einer beſtimmten Regel zu vereinigen. Über
Geſellſchaft, Geſelligkeit und Umgang haben wir ein Werk von K. F. Pockels
nover 1813 — 21.) Philoſophiſch-hiſtoriſch hat dieſen Gegenſt. behandelt
n. Douglas: „Über die Fortſchritte der Geſellſch." (a. d. Engl., Stuttg. 1825.)

Geſellſchaftsrechnung iſt ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl
einem gegebenen Verhältniſſe eingetheilt wird. Z. B. es ſollen 500 Thlr.
r drei Perſonen vertheilt werden, dergeſtalt, daß ſich die Theile von A und B
4 zu 5, und von B zu C wie 5 zu 6 verhalten. Wenn mehre Perſonen Capi-
von verſchiedener Höhe zu einem Geſchäfte zuſammengeſchoſſen haben, und nun
Gewinn oder Verluſt nach Maßgabe der Einlagen getheilt, wenn Abgaben oder La-
nach Verhältniß des Vermögens oder nach Größe und Werth der Güter aufgebracht
vertheilt werden ſollen, und in ähnlichen Fällen findet dies Rechnungsverfah-
tatt, welches der Verhältnißrechnung überhaupt angehört.

Geſellſchaftsvertrag, auch Societät oder Geſellſchaft iſt ein Ver-
durch welchen zwei oder mehre Perſonen Geld, Sachen oder Dienſtleiſtungen
gemeinen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Ungültig iſt
eoniſche Vertrag (ſ. d.); auch müſſen alle Theilnehmer nothwendig Et-
beitragen, weil ſonſt in Hinſicht auf Den, der Nichts beiträgt, eine Schen-
keine Societät vorhanden ſein würde. Alle Compagniehandlungen, gemein-
liche Fabriken u. ſ. w. beruhen auf ſolchen Geſellſchaftsverträgen, welche übri-
wie alle Gütergemeinſchaft, ſtets auflöslich ſind, ſodaß die gemeinen Rechte
Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät
r ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geſchloſſen hätte; doch muß
eraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geſchehen. Die allgemeine Ge-
aft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Theilnehmer, von dem künftigen
n der Regel bloß den Genuß, nicht den ausſchließenden Beſitz. Es kann eine
Geſellſchaft, die entweder allgemeine Güter oder allgemeine Erwerbsgeſellſchaft
ir zwiſchen ſolchen Perſonen ſtattfinden, welche gegenſeitig die Fähigkeit haben,
was zu ſchenken und geſchenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten iſt, ſich
Nachtheil einer dritten Perſon Vortheil zu verſchaffen, weil ſonſt das geſetzliche
t unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Beſondere
ſchaft iſt diejenige, welche ſich nur auf einzelne beſtimmte Gegenſtände, oder
ren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag
hierher, wodurch ſich mehre Perſonen entweder zu einer beſtimmten Unter-
ng, oder zur Betreibung eines Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilneh-
r Geſellſchaft iſt vom Augenblick des geſchloſſenen Vertrages an verbunden:
s Dasjenige, was er in dieſelbe einzulegen verſprochen hat, zu entrichten; 2)
Geſellſchaft zukommende Vermögen auf keine Weiſe in Anſpruch zu nehmen
beeinträchtigen, ſondern das Wohl der Geſellſchaft jederzeit vorzuziehen;
n ihr durch ſeine Schuld zugezogenen Schaden zu erſetzen, ohne dagegen
a verſchafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4) den Verluſt der
haft nach Verhältniß des Beitrages zum Geſellſchaftsfonds und dadurch
mmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Geſellſchaftsſchuld kann in
el. d. h wenn die Societät keine Handlungsgeſellſchaft iſt, nur aus einer
ng aller einzelnen Mitglieder entſtehen. Ein einzelnes Mitglied kann
ietät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevoll-
t iſt, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Geſell-

schaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Gesellschaftsschuld in der Regel zu gleichen Theilen, es mußte denn ausdrücklich verabredet sein, daß sie bloß nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich sein sollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Gesellschaften betrifft, so hat ein jedes Mitglied 1) das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fodern. Ist darüber nicht ausdrücklich bestimmt, so richtet sich der Gewinn nach dem zur Gesellschaft hergegebenen Beitrag, und Derjenige, welcher bloß seine Dienstleistungen beitrug, bekommt so viel, als Derjenige, welcher am wenigsten Sachen oder Geld hergab; 2) das Recht, sich wegen der zum Besten der Gesellschaft gemachten Auslagen, ebenso wegen der im Namen der Gesellschaft geführten Geschäfte und wegen des unmittelbar für ihn entstehenden Verlustes, an die Gesellschaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1) durch den Ablauf der Zeit, auf welche sie geschlossen worden ist; 2) durch den Untergang des Gegenstandes derselben, oder die Vollbringung des Geschäfts; 3) durch den natürlichen Tod eines der Gesellschafter; 4) durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derselben; 5) durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen nicht mehr in der Gesellschaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geschieht nach denselben Grundsätzen, die von der Erbschaftstheilung gelten.

Gesenius (Wilhelm), D. der Theol., Prof. an der Univ. zu Halle, seit 1827 Mitgl. der Roy. asiat. society in London, biblischer Interpret, Kritiker und Orientalist, der Begründer einer wahrhaft linguistisch-kritischen Auslegung des Alten Test., ist am 3. Febr. 1786 zu Nordhausen geb., wo s. Vater, ein nicht unbedeutender medicinischer Schriftsteller, praktischer Arzt war. Er bildete sich auf dem Gymnasium s. Vaterstadt und auf den Universitäten Helmstädt und Göttingen, auf welcher erstern besonders Henke und Bredow auf ihn Einfluß hatten. Fast ausschließlich wandte er aber s. Privatfleiß auf das Studium der orientalischen Sprachen, und das bald gefühlte Bedürfniß einer bessern grammatischen und lexikalischen Behandlung der hebr. Sprache veranlaßte ihn, sich dieser und dem A. Test. ganz zu widmen. Dieses geschah während eines dreijähr. Aufenthalts in Göttingen als Magister legens und theolog. Repetent von 1806 — 9, wo er schon Vorbereitungen zu s. hebr. Wörterbuche traf. 1809 ernannte ihn die westfälische Regierung auf den Vorschlag des berühmten Joh. v. Müller zum Prof. der alten Literatur an dem kathol.-protest. Gymnasium im Heiligenstadt, hierauf 1810 zum außerordentl. 1811 zum ordentl. Prof. der Theologie in Halle. Hier ist es ihm gelungen, das Studium des A. Test. zu einem bedeutenden Flor zu erheben, und Schüler zu ziehen, welche die alttestamentliche Sprache und Literatur auf andern Universitäten und Schulen mit Glück vertragen. Schon war er zu einer Professur in Göttingen bestimmt, als die Auflösung des westfälischen Staats erfolgte. G. blieb in Halle bei der Wiederherstellung der Universität 1814 D. der Theol., und schrieb s. „Commentatio de Pentateuchi Samaritani origine, indole et auctoritate", welche für Untersuchungen dieser Art immer ein Muster bleiben wird. Den Sommer 1817 brachte er auf einer wissenschaftlichen Reise in Paris und Oxford zu, wo er besonders für lexikalische Zwecke in den semitischen Sprachen sammelte, u. A. auch eine Abschrift des äthiopischen Buches Henoch zu künftiger Herausgabe nahm. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich bisher, wenn auch nicht ausschließlich, doch hauptsächlich auf das Lexikalische und Grammatische der hebr. Sprache. Zuerst erschien 1810 und 1812 s. „Hebräisch-deutsches Handwörterbuch" (Leipz., 2 Bde.) und 1815 ein Auszug desselben. Die hauptsächlichsten Eigenschaften, welche diese beiden, für die Förderung des hebr. Sprachstudiums, außerordentlich ersprießlichen Werke charakterisiren, sind eine richtige Schätzung und prüfende Sichtung der Quellen der Lexikographie, eine richtige Auffassung des Verhältnisses zwischen

iſchen und den verwandten Dialekten, eine vollſtändige Angabe und Erläute-
der Conſtructionen und Phraſen, welche von einem Worte gebildet werden,
Scheidung Deſſen, was in das Gebiet des Wörterbuchs, oder in die Gram-
oder in exegetiſche Commentarien gehört und Aufmerkſamkeit auf die ver-
ne Art der Diction. Treffliche Bemerkungen, welche zur Verbreitung rich-
nſichten über dieſen Gegenſtand nicht wenig beigetragen haben, ſind in den
en zu den Wörterbüchern niedergelegt; eine beſondere Auszeichnung verdient
e der 2. Ausg. des Auszuges (1823) beigegebene Abhandlung, über die Quel-
hebr. Wortforſchung nebſt Regeln und Beobachtungen über ihren Gebrauch.
„Thesaurus linguae Hebraicae", deſſen Druck ſchon begonnen, dürfen wir
rk erwarten, welches ein bleibendes Denkmal wahrer, deutſcher Gelehrſam-
n wird. Dieſen lexikaliſchen Arbeiten gehen die grammatiſchen zur Seite;
uptvorzüge beſtehen in einer vollſtändigen und kritiſchen Beobachtung und
ung der grammatiſchen Erſcheinungen, und in einer richtigen und analo-
lärung derſelben. Die Reſultate wurden zuerſt in einer kleinern Gramma-
lle 1813) vorgetragen, dann aber in dem „Grammatiſch-kritiſchen Lehrge-
er hebr. Sprache" (Leipz. 1817) vollſtändig ausgeführt. Als Einleitung
die „Geſchichte der hebr. Sprache und Schrift" (Leipz. 1815) zu betrachten,
auch für altteſtamentliche Kritik viele, höchſt wichtige Forſchungen enthält.
m wirkte Geſenius ſehr vortheilhaft auf den hebr. Sprachunterricht in Schu-
h eine zweckmäßig eingerichtete, mit Anmerk. und einem guten Gloſſar ver-
„Hebr. Chreſtomathie" (Halle 1822, 3. Aufl.). Die vielfachen Vorzüge
matiſchen und lexikaliſchen Lehrbücher wurden auch im Auslande anerkannt,
Verf. hat die Freude, ſie ſelbſt in Amerika benutzt und überſetzt zu ſehen.
Überſ. des Jeſaias und dem philologiſch-kritiſchen und hiſtoriſchen Com-
über denſelben (Leipz. 1820—21) hat er ſ. Verdienſten um Verbreitung
ten Bibelſtudiums die Krone aufgeſetzt; denn man darf dreiſt behaupten,
über kein bibliſches Buch etwas Ähnliches aufzuweiſen haben. Das Ori-
t er in Rückſicht auf Form und Materie in der Überſetz. möglichſt treu wie-
n, und im Commentare befriedigt er alle Anſprüche, welche man an den
eines Buches irgend machen kann; mit beſonderer Vorliebe hat er ſich au-
philologiſchen des hiſtoriſchen und antiquariſchen Theiles der Erläuterung
um das Studium der Bibel mit dem der Claſſiker und morgenländiſchen
hriftſteller immer mehr in Einklang zu bringen. Mehre wichtige Gegen-
s hebräiſchen und übrigen morgenländiſchen Alterthums hat er in der „All-
cyklop." von Erſch und Gruber gründlich erläutert, und die bibliſche Geo-
nsbeſondere in den Noten zu der deutſchen Überſ. von Burkhard's „Reiſen
rien und Paläſtina" (Weimar 1823, 2 Bde.) vielfach bereichert. Seine
gen, welche durch einen höchſt belebten Vortrag ebenſowol, als durch
hkeit die Zuhörer feſſeln und außerordentlich anregen, betreffen Exegeſe des
Einleitung in daſſelbe, bibliſche Antiquitäten und Kirchengeſchichte; au-
itet er in ſ. scholis über die ſemitiſchen Dialekte und ſemitiſche Paläogra-
inem tiefern und vergleichenden Studium der morgenländiſchen Sprachen
bildet in ſeiner exegetiſchen Geſellſchaft talentvolle Jünglinge zu gewandten
igen Exegeten.

ſetz, überhaupt, eine allgemeine Regel, wodurch die Wirkſamkeit ge-
iſte beſtimmt iſt. Sind dies bloße Naturkräfte, ſo heißt das Geſetz ein
tz; ſind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Weſen, ſo heißt das Ge-
reiheitsgeſetz. Die Freiheitsgeſetze werden aber ſelbſt wieder in natürliche
ve (oder in willkürliche) eingetheilt, je nachdem ſie aus der bloßen Vernunft
n Natur eines vernünftigen Weſens), oder aus der Willkür (der Macht
rn Geſetzgebers) hervorgehen. Es gibt daher in Beziehung auf freie We-

sen, wie der Mensch, eine doppelte Gesetzgebung, eine innere und eine äußere. In Rücksicht auf die erste ist der Mensch sein eigner Gesetzgeber, in Rücksicht auf die zweite ist der Mensch der Macht eines fremden Gesetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in bestimmten geselligen Verhältnissen, besonders den bürgerlichen (im Staate) statt. Hier ist das Gesetz nichts Andres als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieser für jeden einzelnen Willen der höchste ist, und als solcher verbindliche Kraft hat; der Gesetzgeber aber ist nichts Andres als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches sich dieser verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchster Wille von vernünftigen Wesen betrachtet werden könnte, so versteht es sich von selbst, daß die äußere (oder positive) Gesetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtschnur nehmen, und diese bloß den besondern Verhältnissen des Staats und seiner Bürger anpassen muß. Die Theorie der Gesetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä u. A. bearbeitet. D.

Gesetzgebung, Gesetzbücher, gesetzgebende Gewalt. I. Die Seele eines Volkes sind seine Gesetze, aber nicht bloß diejenigen, welche man in den Buchstaben seiner Verordnungen und Gesetzbücher besitzt, sondern noch viel mehr diejenigen, welche es im Leben wirklich für solche anerkennt, weil es sie aus seinen Sitten, seiner Religion, seiner Geschichte mit unabweislicher Gültigkeit empfängt. Es ist ein großes und unbestreitbares Verdienst einiger neuen Rechtslehrten, zuerst Joh. G. Schlosser's (in s. „Briefen über die preuß. Gesetzgebung" und sodann Hugo's, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie wenig die menschliche Willkür in der Gesetzgebung über jene still aber unwiderstehlich wirkenden Kräfte des Volkslebens vermag, und selbst die Verf. des „Code Napoléon" haben es ebenso schön als wahr ausgesprochen, daß kein Gesetzgeber jener unsichtbaren Kraft, jenem stillen Einverständnisse der Völker entgehen könne, wodurch Mißgriffe der willkürlichen Gesetzgebung berichtigt, die Menschheit gegen das Gesetz, der Gesetzgeber gegen sich selbst vertheidigt werden kann. Die Erfahrung ist sehr oft gemacht worden, daß Gesetze, wenn auch ihre Absicht noch so wohlgemeint war, und wenn sie für andre Völker sich noch so nützlich bewährt hatten, doch denen nicht aufgedrungen werden konnten, deren Sitten und religiöse Ansichten sie verletzen, und daß ein Gesetzgeber sein Volk ebenso wenig durch Gesetze auf eine höhere Stufe der Bildung mit Ueberspringung der Mittelstufen versetzen, als dasselbe wieder auf einen Zustand zurückwerfen kann, welchen es im naturgemäßen Fortschreiten einmal mit einem andern vertauscht hat. Daher war Friedrich II. von Preußen in seinen Reformen glücklicher als Joseph II., und Schlosser hatte in s. „Bemerkungen über Gesetzmachen und Gesetzgeben" im Allgemeinen ebenso Recht als in der Anwendung auf das preuß. Landrecht vollkommen Unrecht: denn auch in Preußen ging man damals im Ganzen keineswegs darauf aus, dem Volke ein neues Recht zu geben, als vielmehr darauf, das bereits vorhandene zu sanctioniren, den Buchstaben veralteter Gesetze, dem Rechte, welches in dem Geiste des Volkes herrschend geworden war, auszugleichen und vor Allem die Ungewißheiten zu lösen, welche der Gebrauch einer ausübenden Gesetzgebung und der Mangel einer consequenten Fortbildung in einer consequenten Praxis nothwendig herbeigeführt hatte. Denn allerdings besteht das Geschäft des wahren Gesetzgebers nicht im Schaffen des Rechts, sondern nur im Finden desselben, im Aufsuchen Dessen, was schon vor der ausdrücklichen Anerkennung Recht ist, und dann hauptsächlich im verständigen Hinzufügen derjenigen quantitativ rein positiven Bestimmungen, welche aus allgemeinen Grundsätzen nicht geschöpft werden können, wie die Zeitbestimmungen der Minderjährigkeit, der Verjährungsfristen, das Maß der Strafen u. s. w., durch welche aber das Recht erst anwendbar wird. Auch gehören in diesen Kreis des positiven Gesetzgebers alle jene Formen an welche die äußere Erweislichkeit rechtlicher Verhältnisse geknüpft werden muß

lichkeiten der Verträge, des gerichtlichen Verfahrens, die Bedingungen des lichen Fürwahrhaltens), bei welchen allen man sich aber immer daran zu erin- rsache hat, daß diese positiven Bestimmungen nicht das wahre Recht selbst, n ein äußerlicher Mechanismus zum Gebrauch desselben sind, und daß sie im- r als Mittel betrachtet werden müssen, welche einem höhern Zwecke unterge- sind. Dieses, die Ansicht über die Entstehungsgründe der Gesetze, ist der , in welchem sich nicht nur die Schulen unserer Rechtsgelehrten von einander n, sondern in welchem auch die wichtigsten Grundsätze des allgemeinen Staats- zusammentreffen. II. Die Schulen der neuern Rechtsgelehrten lassen sich hauptcharakteren nach auf vier zurückführen, wiewol sie unter sich auf man- Weise modificirt sind, auch vielfältig ineinander übergehen. In dem ver- en Jahrh. war, mit seltenen Ausnahmen, die Schule der Praktiker vor- nd, welche auf der einen Seite die Autorität der Gerichtshöfe und einzelner ehrer höher achtete als das Gesetz, auf der andern Seite nicht ohne bedeuten- ußfluß der Philosophie, zumal der Leibnitz-Wolf'schen geblieben war. Man ntirte meistens mit großer logischen Präcision aus einer (aber oft etwas will- vorausgestellten) Natur der Sache, und hielt sich für berechtigt, vom Buch- es Gesetzes abzuweichen, sobald derselbe entweder für die gegenwärtige Zeit ihr passend erschien, oder man sich dabei auf Aussprüche der Gerichte und der enstühle berufen konnte. Durch diese Schule wurden eine Menge neuer gen, vermeintlicher Billigkeiten, milderer Strafen in das Leben eingeführt, n sieht wol, daß in ihren Grundansichten nicht Alles irrig ist. Auch sie dem richtigen Gedanken aus, daß das Recht eines Volkes ein Ergebniß sei- rsten Lebens sein und sich mit demselben umbilden müsse, sie suchte also dem ben der ältern Gesetze durch das Hinweisen auf die Natur der Sachen fortzu- und durch das Befolgen früherer gerichtlicher Entscheidungen diejenige Über- ung in der Rechtspflege zu erreichen, welche ihr allein das Vertrauen der chern kann. Diese Schule hat besonders durch Nettelbladt und Daries Einfluß auf die Gesetzgebung des 18. Jahrh. gehabt, und namentlich das lgemeine Landrecht kann als ihr Werk betrachtet werden. Es fehlte ihr nur ußern Einrichtungen der Gerichtsverfassung, welche nothwendig gewesen um das unbestimmte Hin- und Herschwanken der Praxis zu verhüten, in alle Gewißheit des Rechts so ganz verloren ging, daß man kaum in der ein- Sache die endliche Entscheidung vorher wissen konnte. Neben ihr bestand s Häufchen sogenannter eleganter Juristen, welche, ohne in der Anwen- von jenen zu trennen, sich in historisch-antiquarisch-philologischen Forschun- en, deren Resultaten sie jedoch selbst selten eine praktische Gültigkeit zuschrie- vielmehr nur als ergötzliche Seltenheiten (Amoenitates juris) betrachtend. rennte sich auch die praktische Schule wieder in zwei Parteien, welche nur ig waren, daß die Rechtsgelehrten oder Rechtsübenden sich wol über das eben dürften, übrigens aber darin einander gegenüberstanden, daß die einen erkennen wollten als die Autorität einiger beliebten Casuisten und den Ge- en Schlendrian) der Gerichte, die andern aber das natürliche Recht und Billigkeit nannten, als Quelle ihrer Entscheidungen betrachteten. Jene be- dem Leben selbst fast immer den Sieg, denn die Letzten widersetzten sich r so lange, bis auch sie mit den Irrgängen des Schlendrians durch die kannt, routinirt, oder, nach Lichtenberg's Übersetzung, eingefahren waren, un darin bequem zu Hause fanden. Aber mit dem letzten Jahrzehend des ahrh. eröffnete sich den philosophischen Juristen eine neue Aussicht, ur eine reichere und lebendigere Philosophie die Grundlagen aller menschli- enschaften von neuem untersuchte und manches Gebäude erschütterte, wel- hin nur noch durch die Kraft der Trägheit, den Schein des Bestehens be-

hauptet hatte, sondern auch zu gleicher Zeit die Weltgeschichte selbst einen rasche Lauf annahm, in welchem sich auf einmal Alles nur nach den höchsten Ideale gestalten schien. Alle bisherige Hindernisse der Gesetzreform schienen bei Seite treten; in Frankreich gründete sich eine Republik nach dem Systeme der Volkssi verainetät und des bürgerlichen Vertrags, die Lehren des Naturrechts wurden in d Leben eingeführt. Doch haben sich die Dinge bald aufs neue geändert; und philosophische Rechtswissenschaft hat auch in diesem Zeitraume nur unbedeute Fortschritte gemacht. Sie ist meistens bei dem Naturrechte stehen geblieben, o großes Ansehen in den Gerichtshöfen zu erlangen. Es sind zwar philosophische A arbeitungen einzelner Theile des Rechts (z. B. des Criminalrechts, sogar eine M taphysik des Civilprocesses, vornehmlich aber philosophische Betrachtungen d Staats- und Kirchenrecht) zum Vorschein gekommen, da aber die Schwierig darin liegt, daß auch diese nur durch eine genaue und gründliche Behandlung positiven Stoffes wahren Werth bekommen, so sind alle diese Versuche ziemlich folglos vorübergegangen. Nur in einem Punkte ist die Meinungsverschieden von praktischer Wichtigkeit gewesen, als nämlich die Rede davon war, auch Deutschland neue Gesetzbücher zu entwerfen, oder sich an die neue franz. Gesc bung, welcher man im öffentlichen Recht so viel nachgeben mußte, auch im bür lichen Recht, im Strafrecht, im Proceß anzuschließen. Dabei kam allerdings daß man ein Gesetzbuch aus rein philosophischen Grundsätzen entwerfen könne, d ches für den Menschen überhaupt, für alle Zeiten und Völker gültig, die unve derliche Grundlage, den Kern eines jeden Gesetzbuches ausmachen müsse. An d Grundlage würden denn theils die Berichtigungen sich nach und nach angereiht ben, durch welche eine fortschreitende Entwickelung der Rechtswissenschaft unmi Folgerungen aus den obersten Principien des Vernunftrechts zu entfernen ge hätte, theils hätten sich daran die Eigenthümlichkeiten der besondern Gesetzge eines jeden Volkes ansetzen mögen. Denn auch Dem, welcher von einer sol unveränderlichen und ewigen Grundlage aller positiven Gesetzgebung überzeugt konnte doch nicht entgehen, daß die oben bereits erwähnten quantitativen und mellen Ergänzungen des Vernunftrechts aus empirischen Vordersätzen genom werden müssen, welche weder für alle Völker gültig, noch in einem gegebenen Z unwandelbar sind, sodaß selbst ein solcher aus der Natur geschöpfter Vernunft der positiven Gesetzgebung noch ein großes Feld übrig läßt. Insbesondere wa man diesen Maßstab auf den innern Werth der franz. Gesetzbücher an, deren nahme in Deutschland angerathen wurde. Man fragte, ob denn vorzüglich bürgerliche Gesetzbuch des Kaisers Napoleon die große Aufgabe gelöst habe, einen chen allgemein gültigen Vernunftcodex aufzustellen, wie es sein mußte, wen für die Völker an der Weichsel, wie an der Seine, an der Elbe, wie an dem und der Tiber von einer immer gleichen Brauchbarkeit sein sollte. Daß der C Napoléon dieses Ideal nicht erreiche, darüber war nicht lange zu streiten; wol kam bei dieser Gelegenheit der streitige Punkt zwischen der philosophischen und historischen Jurisprudenz zur Sprache, welcher auch nachmals besonders von vigny („Vom Beruf unserer Zeit z. Gesetzgebung", 1815) wieder aufgegriffen wu Denn dadurch unterscheidet sich diese dritte Hauptschule der neuern Rechtsgel ten, die historische, daß sie von allgemein und unbedingt gültigen Rechtsw heiten gar nichts wissen will, sondern das Recht als ein bloßes Resultat zufäl Volksverhältnisse betrachtet, welches daher auch mit ihnen und aus ihnen entst und wechselt. Alles kann, nach den Lehren dieser Schule, Recht sein, Skla und vieles Andre, was die philosophische Schule für eine Verletzung allgemei menschlicher Rechte, für absolut ungerecht erklärt. Der positiven Gesetzgebu welche das Recht auf den Willen eines Gesetzgebers gründet, räumt auch die hi Schule einen gar engen Wirkungskreis ein, und erweitert dagegen das Feld des

nheitrechts, welches sich durch das Volksleben und in den Gerichten von selbst
ugen und fortbilden soll. Ihr Ideal ist das römische Recht, wie es sich in den
riften der Rechtsgelehrten vor Justinian darstellt, alles Eingreifen und Refor-
n von Regierungswegen hält sie für gewagt, und besonders neue Gesetzbücher,
e jene stille Entwickelung des Rechts unterbrechen, sind ihr gänzlich zuwider.
fern stimmt diese Schule mit der Ansicht der Praktiker zusammen, aus welcher
der That hervorgegangen ist, jedoch mit vorherrschender Richtung auf Das,
man früher elegante Jurisprudenz nannte, sie weicht aber darin wesentlich von
b, daß sie nicht nur alle von einer vermeintlichen Natur der Sache (oder gar aus
sophischen Rechtsbegriffen) hergenommene Gründe ganz verwirft, und das ge-
ürtig geltende Recht nicht aus den Urtheilssprüchen der Gerichte und Spruch-
ien, in welchen sie gar viele grobe Irrthümer entdeckt, sondern aus den origi-
Quellen der alten Gesetze und Rechtsbücher schöpfen will. Nicht was die
e Zeit als Recht erkannt und befolgt hat, sondern was sie dafür hätte halten
, wenn sie die ältern Rechtsquellen recht verstanden hätte, ist ihr das wahrhafte
, und daher hält sie eine Verbesserung des jetzigen Zustandes nur für möglich
ein möglichst vollständiges Erforschen des historischen Ganges. Obgleich hierin
eine sehr große Inconsequenz verhehlt werden kann, daß, wenn einmal das
eines Volkes sich in sich selbst fortbildet, ja die neueste Gestaltung immer die
richtige und gültige sein muß, folglich die Gegenwart niemals aus einer fern
en Vergangenheit zurecht gewiesen werden kann, so hat sich doch diese Ansicht
adurch große Gunst erworben, daß sie alles Bestehende durch die bloße That-
es Daseins für rechtlich begründet erklärt, und in der Geschichte, worin ohne-
l Alles behauptet oder nach Belieben bestritten werden kann, ein Mittel fin-
des Verlangen einer Reform zur Ruhe zu weisen, besonders aber, daß sie
Streben nach einem höhern Ziele als Thorheit und Frevel verdammt. Indes-
auch diese Ansicht wahrscheinlich schon ihren Culminationspunkt erreicht.
t sich das große Verdienst erworben, den einzig richtigen Weg zum Verstehen
setze an der Hand der Geschichte gezeigt und gebahnt zu haben, der Irrthum
is Dem was ist, u. der Darstellung wie es wurde, auch Das was sein soll, fin-
wollen, kann sich nicht lange erhalten. Denn wenn wir uns auf unserm Wege
ch die Geschichte zurechtfinden, so kann nur die Philosophie uns über das
selben belehren. Beide ergänzen sich wechselseitig, jede führt für sich allein
seitigkeit; nur vereint lehren sie die wahre Rechtswissenschaft und gesetzge-
Weisheit. Neben ihnen hat sich in der neuern Zeit noch eine vierte Ansicht
, welche wir die legistische nennen möchten. Mit Recht unzufrieden über
alt, welche sich die Schule der Praktiker über die Gesetze anmaßte und mit
h diese schwankende Praxis herbeigeführten Ungewißheit des Rechts, unge-
ber das weite Aushohlen der historischen Jurisprudenz und einsehend, daß
sophische nur dem Gesetzgeber, nicht aber dem Richter Materialien liefern
verließ ein ansehnlicher Theil der Rechtsgelehrten die bisherigen Autoritäten
ris, und kehrte zu den Gesetzen zurück, aber weniger zum Geiste als zu dem
ben derselben. Anstatt nur den Mißbrauch für die Zukunft zu unterlassen,
rungen aber, welche bereits eine gewisse Consistenz durch lange Anerkennung
atten und vollendet waren, wieder umzuwerfen, und Rechtssätze, nach de-
Gerichte eines Landes seit Menschenaltern gesprochen hatten, wieder streitig
n, ging man häufig zu buchstäblicher Anwendung solcher Gesetze zurück, de-
ein kaum im Volke noch geahnt wurde. Man hat so oft von dem Scha-
rechen, welchen eine plötzliche Veränderung der Rechte durch neue Gesetzbü-
Völkern brächte; aber wenn ein neues Gesetzbuch von dem Zwecke ausgehen
e im Volke bereits herrschend gewordenen Rechtsbegriffe zu sanctioniren, so
lange keine so große und nachtheilige Veränderung mit sich bringen, als die

war, welche das Hervorrufen veralteter Gesetze aus der Vergessenheit, römischer Formen und Subtilitäten, blutiger Strafgesetze des 16. Jahrh., nie ins Leben getretener Landesgesetze nothwendig mit sich führte. Dazu kommt, daß man bei dem buchstäblichen Anwenden der Gesetze weder Zeit noch eigenthümlichen Charakter des Einzelnen unterscheiden kann, sondern, zumal bei der Unvollständigkeit und dem Mangel technischer Vollendung der ältern Gesetzgebung genöthigt ist, Reichsgesetze, alte und neue Landesgesetze, päpstliche Verordnungen, römische Constitutionen und Schriftstellerfragmente in der buntesten Verwirrung zusammenzufügen, um ein Mosaik herauszubringen, welches zwar den äußern Schein eines organischen Ganzen hat, dem aber doch die innere Lebenskraft gänzlich mangelt. Denn darin besteht die historische Jurisprudenz Recht, daß ein jedes Rechtsinstitut als ein selbständiges Gebilde angesehen werden muß, welches nur in seiner geschichtlichen Entwickelung richtig begriffen werden kann, den Fehler aber theilt sie mit der legistischen Ansicht, daß beide die Lücken, welche in einer jeden positiven Institution immer angetroffen werden, nicht aus dem Urquell alles Rechts ergänzen wollen, sondern sich entweder durch historische Hypothesen helfen, welche die frühesten Zeiten der Völker mit den künstlichsten Systemen beschenkt haben, oder daß sie jene Lücken mit heterogenen Stücken aus einer ganz andern Legislation besetzten. Besonders die historische Schule vergißt hierbei ganz, daß ihre eignen Heiligen, die juristischen Classiker Roms, ihre Größe einem steten Zurückgehen auf die Wahrheiten des natürlichen Rechts (ihre aequitas) und der Sicherheit verdanken, mit welcher sie auch positive Begriffe unter jene höhern Grundsätze zu ordnen wissen. Auch die römischen Juristen erkennen ein allgemeines Recht an, welches vor aller positiven Gesetzgebung, und ob sie, aber auch in und neben ihr besteht, und überall zur Anwendung kommt, wo die Gültigkeit der positiven Gesetze nicht reicht. Es ist ein großer Unterschied, ob irgend eine Maxime des Rechts durch das positive Gesetz geschaffen, oder von ihm nur anerkannt worden ist, denn in dem ersten Falle kann sie über ihren positiven Zweck nicht hinausgehen, im zweiten aber ist sie von keiner allgemeinen Brauchbarkeit. Vorzüglich aber ist jener Unterschied für die Fälle von Wichtigkeit, wenn Verhältnisse und Handlungen außerhalb des Staatsgebietes, z. B. auswärts begangene Verbrechen, zu beurtheilen sind, auf welche das positive Recht nur mit großen Einschränkungen anzuwenden ist. So beschränkt aber auch die zuletzt beschriebene legistische Ansicht des Rechts ist, so hat sie doch wiederum darin ein großes Verdienst, daß sie die Unvollkommenheit, ja in vielen Hinsichten die gänzliche Unbrauchbarkeit des vorhandenen positiven Stoffes recht ins Licht stellt, und dadurch die Reformen befördern hilft, welche in vielen deutschen Ländern so dringend sind. Wenn aber nun

III. die Frage entsteht, von welchem Organ des öffentlichen Lebens die Fortbildung des Rechts ausgehen müsse, so zeigt sich abermals ein sehr wichtiger praktischer Unterschied der verschiedenen juristischen Theorien. Doch sind wenigstens die beiden Hauptparteien, die historische und philosophische, darin vollkommen einverstanden, daß die bloße menschliche Willkür, welche in den Gesetzen nur Mittel zu beliebig gewählten zufälligen Zwecken erblickt, möglichst ausgeschlossen werden müsse, und von einer andern Seite her wird man leicht darüber einig, daß das Gesetzgeben ein Geschäft ist, welches weder mit dem Rechtsprechen, noch mit dem Regieren verbunden sein kann, wenn nicht eins unter dem andern leiden soll. Gegen den willkürlichen Gebrauch der Macht kann die Menschheit nur durch jene berühmte **Sonderung der Gewalten**, der regierenden, gesetzgebenden und rechtsprechenden gesichert werden, als durch welche allein eine jede der drei Gewalten in ihren naturgemäßen Grenzen erhalten werden kann. Hauptsächlich aber ist es die große Verschiedenheit sowol in dem innersten Wesen der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Thätigkeit, als auch in der rechtlichen Natur ihrer Resultate, welche eine Auftheilung getrennter Organe für eine jede von ihnen nothwendig macht. Das Regie-

eigentliche Handeln des Staats, die Regierung ist der Wille des Volkes, welchem Alles, was für die Gesammtheit geschieht, ausgehen, alle Thätigkeit im Ganze ihren ersten Antrieb empfangen muß. Der Charakter der Regierungsgung besteht demnach im Befehl, und Alles, was ein Befehlen (imperium) entmuß als Regierungsact betrachtet werden. Dieser muß, wenn er in verfassmäßiger Form gegeben ist, so lange er besteht, unwiderstehlich sein, weil sonst die rung nicht mehr das Organ des obersten Willens im Volke wäre. Er ist aber nwiderruflich, sondern er kann in jedem Augenblicke zurückgenommen werden; d nicht formelles unabänderliches Recht (rechtskräftig), es können Vorstellungegen gemacht, es kann, wenn er in erworbene Rechte eingreift, selbst bei den sten Hülfe gesucht werden. Das Gesetz hingegen besteht, und in diesem e sind historische und philosophische Jurisprudenz vollkommen einig, nicht in Act des Willens, sondern in dem Auffinden eines schon vorhandenen, eines er aus der innern Gesetzgebung der menschlichen Vernunft oder aus der geichen Entwickelung des Volkes zu schöpfenden Rechts. Das Gesetz ist zwar cht unwiderruflich, und kann selbst durch keine Sanction dazu gemacht werber es ist, so lange es besteht, unwidersprechlich, und von allgemeiner Gültig-Endlich, der Rechtsspruch ist nur für Diejenigen verbindlich, welche denurch gerichtliche Verhandlungen herbeigeführt haben, für diese wird er aber im unabänderlichen (formellen) Rechte, sodaß keine Gewalt ihn wieder umzuvermag. Diese verschiedene Natur der öffentlichen Acte muß nicht nur in ußern Formen erkennbar sein, damit ein Jeder wissen könne, was er dabei zu t, sondern sie fodert auch eine so ganz verschiedene Vorbereitung, daß schon sem Grunde Regierung, Gesetzgebung und Gerichte eine von einander geReihe von Staatsbehörden und Beamten nothwendig machen. Darin aber großer Fehler der neuern (constitutionellen) Politik, daß sie die Sonderung Gewalten so verstand, als müsse sie alle Verbindung, alles Ineinandergreifen n aufheben. Daher die Wahl der Richter durch das Volk und eine Gesetz- welche von der Regierung weder angeregt noch aufgehalten werden konnte. in oder nur ein beschränktes Veto.) Hieraus entstand nothwendiger Weise espalt im Staatsleben, welcher nur mit dem Untergange endigen konnte. ber die Regierung ist, was sie sein muß, so kann ohne ihren Befehl nichts im geschehen, und sowol Gesetzgebung als Gerichte müssen den Antrieb ihrer eit von ihr empfangen. Zusammenberufung der gesetzgebenden Stellen, g der Gesetze, gebühren nur ihr, und ohne ihre Zustimmung kann kein Ge-Volk zum Handeln verpflichten. Der Vollziehungsbefehl, die Promulgaschieden von der Sanction, als dem bloßen Anerkennen eines Rechtssatzes Gesetz), kann nur von der Regierung ausgehen, und ist nothwendig mit einem inkten Veto verbunden. Dagegen soll der Einfluß der Regierung auf die bung nur ein negativer, und auf die Rechtspflege nur ein formeller sein, d. ie kann kein Gesetz zu Stande kommen, und die Richter müssen ihre Amtsn der Regierung empfangen, und von ihr angehalten werden, ihr Amt u verrichten, aber wie sie sprechen sollen, kann ihnen durchaus nicht vorgewerden. (Vgl. Gerichte.) Nur so kann die unentbehrliche Einheit und ie im öffentlichen Leben aufrecht gehalten, und doch auch jeder Zweig der ntlichen Gewalt durch die andre ergänzt und in der gesetzlichen Bahn erhaln. Das gänzliche Auseinanderreißen jener drei Gewalten ist eine Thorheit, esmal, so oft sie in ältern und neuern Zeiten begangen wurde, ebenso schwere er die Völker gebracht hat, als wenn sie sich einer willkürlichen und unbes Herrschaft hingegeben haben. Es führt uns aber IV. die historisch-phie Ansicht von den Quellen der Gesetze auch zu Resultaten über die Organiesetzgebender Behörden, welche leider auch in den neuern Zeiten häufig nur

zu sehr verkannt worden sind. Die unrichtige Meinung, daß das Gesetzgeben ein Act des Willens sei, hat die Folge gehabt, daß man einen allgemeinen Willen der Völker dann zu finden glaubte, wenn man so viel als möglich aus allen in dem Volke anzutreffenden Interessen ein Ganzes bildete, oder da dies in der That unmöglich ist, zuletzt nur das wichtigste Interesse des Landbaues und der städtischen Gewerbe im Ganzen in ständische Versammlungen berief. Wenn von Verwaltungsangelegenheiten u. Beschlüssen darüber die Rede ist, von der verständigen Auswahl der Mittel zu den höhern Zwecken des Staats, so mag dies allenfalls der Sache angemessen sein. Wenn aber von Gesetzen im erhabenern Sinne gehandelt wird, so gibt es für die Fähigkeit, darüber zu urtheilen, gar keinen andern Maßstab als den der Einsicht. Eine Volksvertretung zu diesem Zwecke muß nicht den wandelbaren, launenhaften, von Vorurtheil, Leidenschaft und Eigennutz getriebenen Volkswillen darstellen, sondern sie muß ein Spiegel der gesammten geistigen Bildung der Nation, also vorzugsweise aus Denjenigen genommen sein, welche für die kenntnißreichsten, aufgeklärtesten, erfahrensten des Volkes gehalten werden müssen, welche am meisten Gelegenheit haben, die Bedürfnisse des Volkes und die Mängel des Legislation kennen zu lernen. Daß auf diese Eigenschaften nicht von dem Besitz einer Scholle Erde geschlossen werden kann, ist ebenso klar, als daß man in einem gewissen Irrthume befangen ist, wenn man in diesem Besitze eine Bürgschaft für die Gesinnungen finden will. Uneigennützigkeit ist keine Folge des Reichthums, sondern der Kunst zu entbehren, und diese lernt Derjenige viel eher, welcher sie von Jugend auf geübt hat als Derjenige, welcher den Mangel vielleicht nie gekannt hat. Die Grundeigenthümer für die eigentlichen Staatsbürger auszugeben, die übrigen nur für geduldete Miethsleute der Staatsgemeinde, ist eine Ungereimtheit, welche darum nicht aufhört es zu sein, daß sie auch von ein Paar Gelehrten verfochten wird. Grundeigenthum ist erst ein Erzeugniß des Staats, nicht umgekehrt, und der Staat kann nicht den Boden so vertheilen, daß es von dem Belieben der Besitzer abhängen dürfte, Andern diese Bedingung der natürlichen Existenz zu entziehen. Je mehr nun ein natürliches Interesse die Grundeigenthümer, und zwar in diesem Sinne die Landwirthe von den übrigen trennt, desto mehr sollten die Staatseinrichtungen darauf berechnet werden, nicht einer Seite allein ein entschiedenes und dauerhaftes Übergewicht gewinnen zu lassen: sie haben aber jetzt sehr häufig gerade die entgegengesetzte Tendenz, was auch bereits auf Steuereinrichtungen hier und da einen sehr bemerkbaren Einfluß gehabt hat. Die zweite Folgerung, welche sich aus der hier aufgestellten Ansicht der Gesetzgebung ergibt, ist die, daß die Zahl der ständischen Deputirten nicht in irgend einem Verhältnisse mit der Volksmenge steht. Um die geistige Bildung eines Volkes zu repräsentiren, bedarf es in einem größern Staate nicht einer größern Zahl von Abgeordneten, und der kleinere Staat müßte, wenn er diesen Zweck ins Auge faßt, eigentlich ebenso viel Männer in seine Ständeversammlung berufen als der größere. Denn es sollten in derselben so verschiedenartige Kenntnisse und Einsichten anzutreffen sein, daß kein Gegenstand vorkommen kann, über welchen nicht die Stände ein sachkundiges Urtheil in ihrer Mitte fänden, und daß überall den Beschlüssen eine gewisse mittlere Richtung gegeben wird, welche zwar oft zu verhaßten Halbheit führen mag, aber doch nicht nothwendig mit ihr verknüpft ist. Dies ist die größte Schwierigkeit für kleinere Staaten, welcher sie nur dadurch ausweichen können, daß sie sich mit der eigentlichen Gesetzgebung an die Nachbarstaaten anschließen. Verwaltungsangelegenheiten der Gemeinden, von der Dorfgemeinde bis zur Staatsgemeinde, sind noch keine Gesetzgebung; sie mag auch der kleinste Staat eigenthümlich ordnen. Aber wenn er ein eignes System des bürgerlichen Rechts, des Processes, der Criminalgesetze u. s. w. aufstellen will, so wird er sogar von den Vorzügen eines solchen eigenthümlichen Rechts weniger Nutzen als von den Hemmungen des bürgerlichen Verkehrs, welche eine Folge solcher Abweichung

nd, Schaden haben. Daher wäre allerdings zu wünſchen, daß unter Staaten, e nur Unterabtheilungen eines Volkes mit gemeinſchaftlichen Sitten, Religion ultur ſind, die Verwaltungsangelegenheiten von der Geſetzgebung im engern e getrennt, und über die letzte in ſo großer Ausdehnung als eben zu erreichen nur gemeinſchaftliche Einrichtungen getroffen würden. Alsdann würden ſie ach den Vortheil großer Staaten verſchaffen können, dergleichen Geſetze durch utachten ſachkundiger Collegien (wie der franz. Staatsrath) oder Geſetzcom- n im Zuſammenhange mit allen andern Einrichtungen vorbereiten zu laſſen. Ständeverſammlungen aber würde die Verlegenheit erſpart werden, über e berathen und beſchließen zu ſollen, von welchen vielleicht nur Wenige, viel- Niemand in ihrer Mitte einige Kenntniſſe beſitzt. Indeſſen iſt dies nicht in einen Staaten allein zu bemerken. Sehr große leiden zuweilen noch mehr an i Übel, weil wenn auf der einen Seite, die Maſſe der Kenntniſſe, welche ſie in Mitte vereinen, größer iſt, dafür auch auf der andern Seite wieder mehr un- ge Stimmen die Sache verderben, und indem gar zu Viele an dem Geſetzma- Theil nehmen, das Intereſſe daran für die Einzelnen verſchwindet. Mit wel- Leichtſinn z. B. dies wichtige Geſchäft bis jetzt in England betrieben wurde, Miller „An inquiry into the present state of the statute and criminal law gland“ (London 1822) auseinander geſetzt; man fängt daher in England, i Paradieſe des Gewohnheitsrechts, endlich an, die dringende Nothwendigkeit len, daß das Chaos einzelner Verordnungen in allgemeine Geſetzbücher redigirt . Man nennt dies die Conſolidation der Geſetze; einzelne Gelehrte haben che gemacht, ſolche Conſolidationsentwürfe einſtweilen als Privatarbeit zu ge- . B. Ant. Stammond über die Criminalgeſetze.

Geſicht heißt ſowol das menſchliche Antlitz als auch der Geſichtsſinn, durch ir die Gegenſtände vermittelſt des Lichts wahrnehmen. Durch ihn erhält un- Seele die mehrſten Vorſtellungen, durch ihn ſtellen wir die wichtigſten Erfah- n über phyſikaliſche Gegenſtände an, durch ihn genießen wir die ſchönſten Freu- r Natur. Das Werkzeug dieſes edlen Sinnes iſt das Auge (ſ. d.)

Geſichtspunkt nennt man den Punkt, von welchem aus ein Gegenſtand n wird. Daß, je nachdem dieſer Punkt verändert wird, der Gegenſtand ſich ieden darſtellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunſt, welche Gegenſtände aume neben einander oder hinter einander darſtellt, hat daher den Geſichts- wohl zu beobachten, weil ſonſt die Wahrheit, und unter mehren möglichen hönſten zu wählen, weil ſonſt die Schönheit leiden würde. In den meiſten lden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meiſten hervorragen. Perſpective.) dd.

Geſims, die aus verſchiedenen Gliedern beſtehende Bekrönung einer Wand Einfaſſung einer Öffnung, eines Fenſters, einer Thür. Es iſt eine weſent- Verzierung, und dient zur Begrenzung der Theile, damit ſie vollendet erſchei- nd ein Ganzes werden. Jedes Geſims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne inem Fenſter oder ſonſtigen Verzierungen durchſchnitten zu ſein. Die einzelnen der deſſelben müſſen ſich ungezwungen zu einem ſchönen Ganzen vereinigen. unterſcheidet, nach den Orten, wo ſie angebracht ſind, mehre Arten von Ge- n. Das Haupt- oder Dachgeſims krönt das Gebäude zu oberſt, und iſt nicht dem Gebälk zu verwechſeln, deſſen oberſten Theil oder Kranz es ausmacht. e Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß n, und nach Beſchaffenheit den 8. bis 20. Theil der letztern betragen. Zu der laufung der Glieder oder dem Vorſprunge des Simſes nimmt man die ganze e des Geſimſes, wenn dieſer nur aus einem Kranze beſteht; denn wenn es auch attet iſt, etwas weniger zu nehmen, ſo muß man ſich doch ja vor dem zu wenig

hüten, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Ansehen bekommt. Ist er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilastern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, so bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältnisse. Die Zusammensetzung des Hauptgesimses richtet sich, in Ansehung seines Reichthums, nach dem Charakter des Gebäudes. Das Gurt- oder Balkengesims ist das zwischen zwei Stockwerken befindliche. Es besteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 — 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigstens den 3. Theil seiner Höhe betragen. Die Gesimse an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilastern geziert sind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Ist dieses nicht, so bekommen sie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den 16. — 18. Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieser Sims muß noch eine Hohlkehle über sich haben. Fußgesimse fassen eine Wand über dem Fußboden ein, und bestehen gemeiniglich aus einem Sockel, worauf einige Glieder folgen. Überhaupt führt diesen Namen jede mit Gliedern verzierte Unterlage eines Fußgestelles oder Gebäudes. Ein Brustgesims ist die obere aus einigen Gliedern bestehende Bedeckung eines Geländers. Alle Öffnungen, als Fenster, Thüren, Kamine, bedürfen eines Gesimses, um als vollendet zu erscheinen. An dem obern Theil dieser Gegenstände wird oft, noch über der Einfassung, ein besonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Kamine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenster, Thüren und Nischen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Diese Bedeckung heißt die Verdachung.

Gesinde, Dienstboten solche Personen, welche sich vermöge des Dienstvertrags auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit anheischig gemacht haben, gegen Kost und Lohn, oder andre Vergütungen, häusliche Dienste und Geschäfte zu verrichten. Die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn sie einseitig bloß das Gesinde angehen, das **Gesinderecht** heißen, werden zwischen der Herrschaft und dem Gesinde durch den Dienstvertrag begründet, welcher bloß durch die gegenseitige Einwilligung seine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa besondere Gesetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienstvertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes abhängig gemacht ist. Allein bei der Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Gesinde kommt es zunächst darauf an, was unter ihnen besonders verabredet worden ist; dann aber hat man auf die Gesindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen. In mehren deutschen Städten sind besondere Behörden, welche sowol die zwischen der Dienstherrschaft und dem Gesinde entstandenen Streitigkeiten schlichten als auch über das Betragen der Dienstboten Aufsicht führen, und bei jeder Vermiethung vorläufige Meldung verlangen. In einigen Städten besorgt ein solches Dienstbotenamt ausschließend das Vermiethen des Gesindes; anderwärts gibt es verpflichtete Gesindemäkler.

Gesner (Johann Matthias). Dieser Humanist, welcher s. Geschlecht von dem großen Konrad Gesner herleitete, jedoch ohne gehörigen Beweis, geb. zu Roth im Ansbachischen 1691, starb 1761 zu Göttingen. Nachdem er s. Studien zu Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 172[illegible] Rector des Gymnasiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasschule zu Leipzig und 1734 Prof. der Beredtsamkeit und in der Folge auch Bibliothekar an der neu errichteten Universität zu Göttingen. Die Verbesserung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit ebenso viel Einsicht als Eifer und wies die Jünglinge schriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, sondern auch um des Inhaltes und der Darstellung willen zu lesen. Der

tzg. der alten Schriftsteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius d. J., dian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbare Erklärungsmethode der Classiker, und durch s. „Primae lineae Isagoges in eruditionem univer- bereitete er ein encyklopädisches Studium der Wissenschaften vor. Seine onianische und Plinianische Chrestomathie sind nützliche Schulbücher. Ein lenst um das Studium der römischen Sprache und Literatur erwarb er sich s. Ausg. des Faber'schen Thesaurus, noch mehr aber durch s. „Novus linguae aditionis romanae thesaurus" (Leipzig 1749, 4 Bde., Fol.), worin er den n Sprachschatz der Römer zusammendrängte.

Gesner (Konrad), ein Polyhistor, Deutschlands Plinius genannt, geb. zu h 1516 von armen Ältern, studirte hier, zu Strasburg, Bourges und Paris, rhielt in s. Vaterstadt ein Schulamt. Um sich aus s. dürftigen Lage zu zie- ging er nach Basel und studirte vorzüglich Medicin. Er wurde hierauf Pro- der griech. Sprache zu Lausanne, und nach einem kurzen Aufenthalt zu Mont- Prof. der Philosophie und ausübender Arzt zu Zürich, wo er 1565 an der starb. Arzneikunde, Philologie, Literargeschichte waren s. Fächer; in dem brach er durch s. Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scripto- ocupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium" Zürich 1545—55, 4 Bde., Fol.) die Bahn. Ein Wunderwerk menschli- Belehrsamkeit und Thätigkeit! Die Naturgeschichte erweckte er gleichsam wie- achdem sie seit Jahrhund. geschlummert hatte. Überall schöpfte er entweder gnen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geschichte iere („Hist. animalium", zuerst Zürich 1550—87, Fol., 4 Bde.) muß als rundlage der neuern Zoologie angesehen werden. Auch machte er sich um sie eine vollst. Übers. des Älian verdient. Als Botaniker übertraf er alle Vor- Mitlebende, durchstrich fast alle Gegenden Europas, um zu sehen und zu sam- richtete, ungeachtet s. beschränkten Glücksumstände, einen botanischen Gar- ll seltener Pflanzen ein, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das Naturaliencabinet an. Er ist der Erfinder der botanischen Methode, indem Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Ge- ter, Arten und Classen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachläs- nicht, sondern machte Versuche an sich, und dann an Andern. Außerdem er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandt- der Sprachen (Mithridates), und edirte und commentirte mehre alte Schrift- Bei s. großen Verdiensten, wegen deren er ein Jahr vor s. Tode in den and erhoben wurde, war er ein bescheidener Mann, und ebenso dienstfertig als gierig. S. Hanhart's „Biogr. Konr. Gesner's" (Winterth. 1824).

Gespanschaften heißen die Provinzen Ungarns. Eine Gespanschaft ich in zwei oder mehre Districte. Jede hat ihren Obergespan (obersten Gra- einen Untergespan (Steuereinnehmer, Rentmeister oder Perceptor genannt), , vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle diese Beamten müssen von nd in der Grafschaft angesessen sein. In 12 Gespanschaften ist die Würde Obergespans erblich, in den übrigen entweder mit einem der hohen Reichsäm- er mit der bischöfl. Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus del zum Obergespan. Die andern Beamten der Gespanschaft ernennt der us drelen, welche der Obergespan in Vorschlag bringt. Das Land der Un- n Siebenbürgen, Slavonien und Croatien haben, mit Ausnahme der Mili- nze, ebenfalls die Eintheilung in Gespanschaften.

Gespenster sind, nach dem Volksglauben, Seelen der Verstorbenen, die en wie schattenartige Luftgebilde in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber, oder r andern Form, den Lebenden erscheinen. Doch sollen auch böse Geister zu- die Gestalt Verstorbener annehmen, um die Hinterlassenen als Gespenster zu

quälen. Der Gespensterglaube hat zu allen Zeiten Anhänger gefunden, und hängt mit dem Glauben an Unsterblichkeit in etwas zusammen. Man dachte sich den Verstorbenen als ein schattenartiges Gebilde, und nannte daher das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verst. zur Erde bestattet sei; geschehe dieses nicht, so schwärme diese Seele unstät in der Oberwelt herum, und erscheine in der Gestalt des Verst., um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube suchte diese Meinung durch allerhand Erzählungen zu bestätigen, bei welchen bald unwillkürliche Täuschung der Einbildungskraft, bald absichtliche Täuschungen listiger Betrüger zum Grunde lagen. In neuern Zeiten hat die Kunst aus diesen Erzählungen Gespenstermährchen gebildet.

Gespilderecht, s. Retractrecht.

Geßner (Salomon), geb. 1730 zu Zürich, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war, wurde, nachdem der frühere Unterricht s. Geist nicht geweckt hatte, einem Landprediger übergeben. Hier erholte sich sein durch beschämenden Tadel bisher erstickter Geist; er machte in der lat. Sprache Fortschritte, und der Umgang mit dem Sohne s. Lehrers, der die besten deutschen Schriftsteller las, sowie die schöne Gegend entfaltete s. natürliche Anlage zur Poesie. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichsten Gelehrten berichtigte und erweiterte s. Kenntnisse, und erhob s. dunklen Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen festen Ton. G.'s Vater wünschte, daß s. Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortsetzen möchte, und schickte ihn 1749 nach Berlin, um sich daselbst zu diesem Zwecke zu bilden. Er faßte aber einen so entschiedenen Widerwillen gegen dies Geschäft, daß er s. Lehrherrn verließ. Da sein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu zwingen suchte, verfertigte er, um sich s. Unterhalt selbst zu verschaffen, eine Menge Landschaften, die Beifall fanden. Dagegen schlug Ramler's unerbittlich strenges Urtheil s. Muth in Versen zu schreiben auf lange Zeit nieder, und er wählte dagegen eine harmonische Prosa. Bei einer Reise nach Hamburg schloß er mit Hagedorn eine innige Freundschaft. Das „Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen", welches 1751 und s. Gemälde „Die Nacht", welches 1753 erschien, kündigten ihn wieder als Dichter an. Sein größeres Gedicht „Daphnis", wozu Amiot's Übersetz. des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erschien 1754, wie die vorigen, ohne s. Namen. 1756 aber gab er „Inkle und Yarico", eine Fortsetz. der Bodmer'schen Erzählung, und im nämlichen J. ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erschien der „Tod Abels", gewiß die schwächste von allen s. Dichtungen. 1762 gab er s. Gedichte in 4 Bdn. heraus, welche außer den genannten, den „Ersten Schiffer", einige neue Idyllen und Lieder, und die beiden Schauspiele „Evander" und „Erast" enthielten. Hierauf schwieg G. mehre Jahre; s. Liebhaberei für die zeichnenden Künste schien ihn endlich zu beschäftigen. Erst 1772 gab er ein 2. Bdchn. Idyllen nebst den „Briefen über die Landschaftsmalerei" heraus. Seine angenehmen Naturdichtungen wurden zwar in Deutschland mit Beifall, in Frankreich aber, wo sie durch Huber's Übersetz. bekannt wurden, mit Enthusiasmus aufgenommen. Hier galt er für einen classischen Dichter vom ersten Range, und er ist der einzige deutsche Schriftsteller, welchen die franz. Dichter mehrmal übersetzten, nachbildeten und benutzten. Von Frankreich aus verbreitete sich sein Ruhm über ganz Europa. G. hatte sich indeß verheirathet. Um s. Ältern nicht lästig zu werden, beschloß er, die Kunst, die er bisher als Liebhaberei getrieben hatte, zum ernsten Geschäft zu machen. Seine Fortschritte darin waren schnell und glänzend. S. Stücke wurden theuer bezahlt, denn sie bezauberten, wie s. Gedichte, durch die anmuthigste Nachahmung der Natur. In s. Vaterlande wurde G., als er kaum das gesetzmäßig bestimmte

r erreicht hatte, in den täglichen Rath aufgenommen. Still und sanft floß
m sein Leben dahin, bis ein apoplektischer Zufall am 2. März 1787 demselben
nde machte. Man bewundert in G.'s Schriften eine unnachahmliche Zart-
nd eine melodische Sprache; Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Land-
smalerei hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit schmälern wird. Seine
nadel ist leicht und kräftig, s. Prospecte sind ausgesucht, wild und romantisch,
ders schön aber s. Bäume. Unter s. besten Werke rechnet man zwölf radirte
chaften, die er 1770 herausgab. Alle, die G. gekannt haben, beschreiben ihn
ten sanften und bescheidenen, edeldenkenden und patriotischen Mann, der in
ten ebenso einfach, natürlich und wahr gewesen sei, als er in s. Werken er-
. Von s. Schriften schätzt man die Ausg. Zürich 1777—78, 2 Bde., 4.;
ie kleine saubere Ausg. Zürich 1765—74, 5 Bde.; ebend. 1800, 3 Bde.
Mitbürger errichteten ihm auf einer Promenade an der Limmat ein Denk-
S. älterer Sohn Konrad Geßner, der sich früher in dem Fache der
- und Schlachtenmalerei, später durch s. Landschaften auszeichnete, hatte in
n und Rom (1784—88, vgl. d. Briefwechs. der Ältern mit ihm) studirt.
796 bis 1804 lebte er in England, dann in s. Vaterst. Zürich, wo er 62 J.
3. Mai 1826 gest. ist.

Gestalt der Erde, s. Erde, Abplattung und Gradmes-
n.

Geständniß, im Civilprocesse Erklärung einer Proceßpartei, wodurch sie
hrheit einer eignen Thathandlung, die ihre Rechte und Verbindlichkeiten be-
inräumt; im Criminalprocesse Einräumung gewisser Umstände des ange-
ten Verbrechens. Gerichtliches Geständniß im Civilproceß beweist voll,
rgerichtliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalproceß
s Geständniß, wenn es entscheiden soll, gerichtlich, und daneben der Thatbe-
s Verbrechens bewiesen sein; auf bloßes Geständniß kann kein Verbrecher
gesetzlichen Strafe belegt werden.

Gesticulation, s. Gebärde.

Gestirn, s. Sternbilder.

Gesundbrunnen, diejenigen Quellen, deren Wasser mannigfaltige
sche Bestandtheile, gewöhnlich auch luftförmige Stoffe in sich enthalten,
ren, von dem Geschmack des reinen Wassers abweichenden Geschmack und
haben und als Arzneimittel angewendet werden. Die Verschiedenheit ihrer
nkeit wird bedingt: 1) durch die Verschiedenheit ihrer Mischung, denn es
ersalzwasser, eisenhaltiges, kohlensaures, laugensalziges, muriatisches, schwefel-
seifenartiges; 2) durch die Verschiedenheit der Temperatur der Wasser;
warme und kalte; 3) durch die Verschiedenheit der Anwendung, indem sie
als Bäder oder innerlich als Getränke angewendet werden. (S. Bäder
brunnen und Badereisen.) Vgl. des Medicinalraths Wetzler in
Werk „Üb. Gesundbr. und Heilbäder" (Mainz 1825, 3 Thle.).

Gesundheit, der ungestörte und richtige Gang aller zum Leben eines
en Wesens gehörigen Verrichtungen. Jedes Geschöpf ist bestimmt, s. ei-
lichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während desselben sich selbst zu er-
und s. Gattung fortzupflanzen. Zu diesen Zwecken waren verschiedene
nismen nothwendig, welche zwar für sich ein geschlossenes Ganzes ausma-
r auch wieder in der genauesten Verbindung mit dem übrigen Organismus
d Systeme, Organe oder Theilganze genannt werden. An diese einzelnen
und Systeme sind bestimmte Verrichtungen gebunden, die jenen Zwecken
n. Je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher ein organisches Wesen
o vollkommener muß auch s. Organisation sein. Die Pflanze steht auf
rigen Stufe, ihre Organisation ist daher einfacher. Auf einer höhern

steht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens sich hier in immer höherer Steigerung offenbart, sogar einen Schimmer des Psychischen folglich bedarf es einer zusammengesetztern Organisation. Auf der höchsten Stufe des Lebens steht der Mensch, er besitzt nicht bloß das Leben der Pflanze und des Thiers, sondern ist auch ein sinnliches Vernunftwesen. Sein Geist bedarf eines Körpers, einer zweckmäßigen Organisation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichsten Offenbarung durchzuführen. Die Organisation des Menschen ist demnach die zusammengesetzteste; die Verrichtungen des menschlichen Organismus sind die mannigfaltigsten, die Beziehungen und Wechselwirkungen, in denen er mit der gesammten Natur und mit s. Gleichen steht, sind vielfältig. (S. Physiologie.) Gehen alle diese Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Regel, leicht und ungehindert von statten, sind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt, so heißt der Mensch gesund. Man kann die Gesundheit in absolute und relative eintheilen. Absolute Gesundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entsprechen. Mit dieser Gesundheit könnte die Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Anlagen nicht bestehen; die dem Menschen zukommende Gesundheit ist daher nur die relative, die statt der Schärfe der absoluten, eine gewisse Breite hat, innerhalb welcher sich die verschiedensten Anlagen entwickeln können. Da bei der Unverletztheit der Organisation und der Ungestörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menschen gleich einem ungetrübten Spiegel erscheint, so kann die Abwesenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche s. Kräfte und s. Bewußtseins, für die innere Zeichen der Gesundheit des Menschen gelten. Das äußere Zeichen derselben ist die Form der Organe und der ungestörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers. Ein gesunder Mensch besitzt die s. Alter und Geschlecht angemessene regelmäßige Form, der Körper ist ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil desselben ist gegen das Gesetz der Organisation des Lebensalters überwiegend an Masse oder Kraft, sodaß er die Verrichtung eines andern störte, keinem aber fehlt auch an der ihm zukommenden Masse und Kraftäußerung: der Körper ist weder fett, noch zu hager, die Farbe des Gesichts weder zu roth, noch blaß oder gelblich, sondern ein zart gemischtes fleischfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rücksicht der Hautfarbe kommt jedem bekanntlich viel auf Klima und Erdstrich an, wo der Mensch wohnt. Hier ist nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als südlichen die Rede.) Die Augen sind hell und lebhaft. Der gesunde Mensch hat gute Eßlust und in der Regel nur mäßigen Durst, fühlt nach dem Essen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdrossenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlassungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünstung, einen gleichmäßigen, nicht zu schnellen Pulsschlag, einen leichten gehörig tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beschleunigter ist, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Einathmung gezogen werden kann; auch kann er die Brust hinlänglich ausdehnen, und den Athem ohne Beschwerde eine geraume Zeit anhalten. Er bewegt sich leicht und wird nicht zu schnell müde von körperlicher Anstrengung, er schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und neu gestärkt. Er hat den völligen und ungestörten Gebrauch s. Sinne, denkt leicht und richtig, und besitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Gesundheit des Menschen ist von den meisten Gefahren bedroht zu sein, da s. Organisation, wegen ihrer zarten Zusammensetzung vielen Verletzungen und Störungen ausgesetzt ist; da er vermöge s. vielen Berührungspunkte mit der Außenwelt auch den nachtheiligen Einwirkungen derselben bloßgestellt ist; da selbst durch das geistige Leben vielfältige Berührungen mit s. Gleichen entstehen, und er mit der nachtheiligen, ja oft zerstörenden Ein-

g der Leidenschaften und Begierden bedroht wird, da ferner s. Thätigkeit nicht körperlich, sondern auch geistig ist, und endlich s. Consumtion um Vieles schnel- or sich geht als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menschen selbst n auch mehre Schutz- und Hülfsmittel, welche s. Gesundheit zu statten kom- . Seine körperliche Organisation und Structur ist zugleich zart, welch und giebig; die Mannigfaltigkeit derselben und der Berührungspunkte mit der Au- elt bietet auch den heilsamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nach- igen das Gleichgewicht halten. Der Organismus kann niemals von allen en zugleich angegriffen werden, sondern da s. Theilganzen oder Organe mit ein- im Gegensatze und dadurch im Gleichgewicht stehen, so ist dasjenige, was die Function herabsetzt, für die andre ein Erregungsmittel, wodurch sogleich beide leitlang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organis- herrschenden Gesetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohn- eschwächt wird, oder die Einwirkung von Außen nachläßt, und demnach die tionen beiderseits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So sehen wir z. B. e schlimmsten und schnell veränderten Witterung dennoch viele Menschen ihre idheit behaupten, denn die Einwirkung der Atmosphäre, welche vielleicht die instung der Haut vermindert, vermehrt die Absonderung des Urins u. s. w. ch macht ihn das Geistige selbst vieler angenehmen erregenden Einwirkungen Vernunft und Verstand lehren ihn, seine Leidenschaften und Begierden mä- äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unschädlich machen, und überhaupt undheit schützen. Wenn dessenungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Ge- it der meisten, wenigstens der im Culturzustande lebenden Menschen so oft wird, und so wenige derselben das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel n, so ist dies eine natürliche Folge der Vernachlässigung oder Vereitelung der ten Schutzmittel ihrer Gesundheit, oft sogar der noch erhöhten Einwirkung Veranlassungen zu Störungen derselben. Beide Fälle werden durch falsche , durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrschaft der Ver- oft auch durch unvermeidliche Schicksale u. s. w. herbeigeführt. Je mehr nschen die ihrer Gesundheit drohenden Gefahren einsahen, desto mehr suchten Schutzmittel ausfündig zu machen. Hieraus entstand die Gesund- kunde, welche sich jedesmal nach der herrschenden Mode in der Medicin hat. Manche glaubten, die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, bestehe im ch von Lebenselixiren oder von gewissen Vorkehrungsmitteln, z. B. Aderlas- chen, Laxiren u. dgl.; Andre wollten durch Abhärtungen des Körpers, An- h Wein und andre Reizmittel, Andre wieder durch andre Mittel diesen End- reichen. Während dessen versäumte man die in der menschlichen Natur genden Hülfsmittel, die Gesundheit zu erhalten. Erst in der neuern Zeit re gelungene Versuche, diese Kunst auf naturgemäße Grundsätze zurückzufüh- acht worden, unter denen das Hufeland'sche Werk („Die Kunst, das mensch- en zu verlängern") sich vorzüglich durch Richtigkeit s. Grundsätze, leicht faß- ziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Hervorheben des wohlthätig- influsses der Moralität auf die Erhaltung der Gesundheit auszeichnet. Die ihre Art, die Gesundheit unversehrt zu erhalten, besteht in einer vernünftl- nen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur gemäßen Lebensweise, auf folgende Punkte zurückgebracht werden: die Lebensthätigkeit auf dem erhalten, daß die Verzehrung der organischen Masse und der Kräfte nicht ig befördert werde; den Wiederersatz des Verlorenen zu befördern; die Or- n in gehörigem Stand zu erhalten, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe n aufzunehmen, zu verarbeiten, sich anzueignen, alle Functionen gehörig ehörigen Zeit zu verrichten, den äußern schädlichen Einwirkungen zu wider- Alles, was hierzu förderlich ist, gehört zu den Freunden der Gesundheit,

z. B. Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, hinlänglicher, doch nicht zu viel Schlaf, und zwar zu den gehörigen Stunden, gesunde Nahrung und reine Luft, Beherrschung der Leidenschaften und eine ruhig heitere Gemüthsstimmung, Übung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. s. w. Alles, was das Gegentheil hiervon hervorbringen kann, strebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, sie zu stören. (S. Diätetik.) H.

Getreide, diejenigen halmtragenden Grasarten, welche man wegen ihrer mehlreichern, und nahrhaften Samenkörner anbaut. Das Wort Korn (Kornfrucht) oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird oft derjenigen Getreideart, welche die allgemeine Nahrung daselbst ausmacht, ausschließlich beigelegt, z. B. in einem großen Theile Deutschlands dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz oder Dinkel, in Nordamerika dem Mais. Daß die verschiedenen Getreidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachsen, ist zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerste in Deutschland ic., aber sie haben in ihrem wilden Zustande nicht die Vollkommenheit unserer angebauten. Sie scheinen alle ursprünglich und in den wärmeren Klimaten in Asien, Afrika und Amerika, einjährig zu sein, und es sind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meisten Gräsern haben sie die Bestaudung und Bestockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem sie daraus neue Sprossen und Halme treiben. Ihre faserigen Wurzeln verbreiten sie größtentheils in der Oberfläche des Bodens, und verschließen diesen gleichsam durch das dichte Gewebe derselben, indessen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsstoff daselbst findet. Alle Getreidearten haben gleichartige nährende Bestandtheile, die aber in ihrer Menge und gewissermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verschiedenen Arten verschieden sind. Diese Bestandtheile bestehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigste Nahrungsmittel für den thierischen Körper ausmacht; b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachsteht, aber doch noch sehr nährend ist, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern scheint; c) eine süße schleimige Materie, in geringer Menge, aber sie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getreide zur wein- und essigartigen Gährung fähiger; d) die Hülsen, welche aus Faserstoff bestehen und etwas verdauliche aromatische Materie enthalten; e) die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockensten Getreide vorhanden ist, vermehrt zwar das Gewicht der Masse, vermindert aber das specifische Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getreide das Verderben, wenn es nicht möglichst trocken gehalten wird, und dient bloß nach der Einsaat die erste Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt gewesenes Getreide ist für den Küchen- und zur Saat besser als das neue oder frische. Ob Getreide als allgemeiner Maßstab des Werthes der Dinge gebraucht, ob es dem Gelde zur Basis dienen könne, s. Werthmesser und Papiergeld. X.

Getreidehandel, s. Kornhandel.

Getreidemagazine, s. Kornmagazine.

Getreidemangel, s. Kornmangel.

Geusen. Dieser Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterschaft des blutdürstigen Herzogs v. Alba, den verbündeten Edelleuten und andern Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. 1564 nämlich sendete Philipp Inquisitoren zur Vollstreckung der tridentinischen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Katholiken und Protestanten in die furchtbarste Bewegung. Der Adel erklärte in dem sogen. Compromisse, er werde sich vor die 9 Inquisitoren nicht ziehen lassen. In einem feierlichen Aufzuge überreichte er 1565 diese Acte der Generalstatthalterin Margaretha. Statt auf diesen kraftvollen Schritt zu achten

egnete man den Bittenden mit Verachtung; und als die Prinzessin während der
dienz einige Verlegenheit zeigte, flüsterte ihr der Graf v. Barlaimont, Präsident
Finanzraths, zu: sie dürfe sich vor diesem Haufen Bettler (tas de gueux) nicht
hten. Dieses hatten einige der Verbündeten gehört; bei einem, am Abend des-
gen Tages gehaltenen Bundesmahle ward darüber gesprochen, man trank auf
Gesundheit der Geusen, und beschloß, diesen Namen als Bundeszeichen anzuneh-
. Ebenso nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die sich
das Meer geflüchtet, und Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hatten,
ssergeusen.

Geviertschein, s. Aspecte.

Gewährleistung ist die den Verkäufer einer Sache treffende Verbind-
it, den Käufer gegen alle rechtliche Ansprüche zu schützen und schadlos zu halten.

Gewähradministration ist ein besonderer Verwaltungsvertrag, vermöge
i der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anschlag gebrach-
hrlichen Einkünfte desselben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus seinen
en ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewissen Antheil davon für
hält.

Gewand nennt man in der bildenden Kunst alle Bekleidung, Draperie, an
hlichen Figuren. Es gehört zu den schwersten Aufgaben der Kunst, ein kunst-
schönes Gewand anzuordnen. Plastik und Malerei haben indeß jede ein an-
Bedürfniß, und so muß auch die Behandlung der Gewänder in beiden verschie-
in. In der Plastik sind die sogenannten nassen Gewänder, welche sich so an
rmen des Körpers anschließen, daß sie diese und die Bewegung des Nackenden
cheinen lassen, von großem Nutzen. Diesen sind die weiten, faltigen und flie-
Gewänder entgegengesetzt. Zu den Zeiten, da die griechischen und römischen
ler von der ursprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und fal-
he Gewänder die beliebtesten. Welche Art nun aber ein Künstler auch wähle,
Alles so angeordnet werden, wie Natur, Bedeutung und Geschmack es er-
. Die Falten dürfen keine spitzigen Licht- und Schattenwinkel machen,
e scharfen Durchschnitte das Auge beleidigen, den fleischigen Formen das
benehmen, und übel zusammenstimmende Theile bilden. Sind sich die
alle gleich, so entsteht Steifheit. An den edelsten Statuen und Basreliefs
schönen Zeit der Griechen sieht man beide Arten von Gewand auf mannig-
Weise zur höchsten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verfuhren, wis-
nicht genau. Bei den ältern Malern der neuern Zeit findet man schon seit
eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erst Michel Angelo und Rafael
ie Gewänder zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealstyl der
i erfodert. Besonders haben dieselben durch Rafael die Grazie erhalten,
elche sie gleichsam an dem Leben der Gestalt, an der Anmuth ihrer Bewe-
Antheil nehmen und wodurch sie fähig werden, die verhüllten Schönheiten
en, und durch eigenthümliche Reize die Lust der Betrachtung zu erhöhen.
rf des Gewandes muß in der Anlage schon durch die Idee des Künstlers
t sein; aber die Wahrheit der Brüche und Falten läßt sich nur der Natur
weßhalb der Künstler bei der Ausführung s. Gewänder häufig sich des Glie-
s bedient. An stürmischen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bau-
Gewänder beobachten. Hat der Künstler den Wurf des Gewandes der
t und Schönheit gemäß angeordnet, so bleibt ihm noch eine besondere Rück-
das Colorit übrig. Viele Faiten bringen sicher eine üble Wirkung hervor,
Künstler nicht, die Regel von den Massen beobachtend, in den beleuchteten
der Gewänder alle kleinere Falten, mit wenig merklicher Abweichung von
telton der Localfarbe, heller und dunkler gleichsam nur andeutet, sodaß die
urch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannigfaltigkeit der Ver-

tiefungen, Brüche und Widerscheine werden die dunkeln Massen beiebt, und in s
cher Hinsicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unleugbare Vo
theile. Manche der vorzüglichsten neuern Meister drapirten, um ungestörte Lic
massen zu erhalten, mit starken Zeugen, weil sie sich in Nachahmung derselben me
an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein i
den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß dieselben wenig unterb
chene, todte, unerfreuliche Massen bildeten. dd.

Gewehr, s. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik, eine Anstalt, worin Gewehre aus Eisen auf die We
verfertigt werden, daß immer eine Classe der Arbeiter der andern in die Hände ar
tet, das Eisen aber durch Hämmer, welche vom Wasser getrieben werden, geschm
det wird. In einigen werden nur schneidende und stoßende, in andern nur Feu
gewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekanntesten sind die
Suhl in der Grafschaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafschaft Mark, zu M
stricht, zu Lüttich u. s. Außerdem hat fast jeder Landesherr, der ein beträchtlic
Heer unterhält, seine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen bei Sp
dau, wo nicht allein Klingen, Bajonnette und Ladestöcke, sondern auch Küraſſe u
Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonnette
beiten die Klingenschmiede den Härtern, welche die geschmiedeten Klingen hä
und diese den Schleifern in die Hände, welche sie auf der großen, vom Wasser
triebenen Schleifmühle schleifen und poliren. Zu den Feuergewehren und Kü
fen wird das Eisen auf einem eignen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu P
ten geschlagen, die Platten verwandelt der Rohrschmied in Röhre, welche sod
auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle poliirt werden. Die Rö
zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der sie mit der Schlichtfeile pol
die Schwanzschraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufsetzt. Der Schloßma
bearbeitet die Theile des Schlosses bis zum Härten und Poliren, der Messing
Zeugfeiler verfertigt den Beschlag, der Schäfter den Schaft, der Stecher gra
den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur setzt alle diese Th
zusammen. Die Küraſſe werden unter dem Prellhammer schon aus dem Gr
gearbeitet, hierauf dem Küraßschmied übergeben, der sie weiter ausbildet, wo
Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbefreiheit, s. Zunftwesen.

Gewerbsteuer, Industriesteuer, Arbeitssteuer, ist
Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber ist
bloß das Einkommen zu verstehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe
schafft, sondern auch Dasjenige, was auf irgend eine andre Weise durch Anwend
geistiger oder körperlicher Kraft erworben wird, also auch die Besoldung der Sta
beamten, der Verdienst der Ärzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arb
lohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erfoderlichen Be
übersteigt, sollte einer Besteurung unterworfen werden; dieser Bedarf aber ist
den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältnissen höchst verschieden, d
was für den einen Arbeiter Luxus sein würde, ist für den andern nothwendiges
dürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben
bunden ist, nicht so sehr von dem höhern Arbeitslohne, als vielmehr von dem
winnste her, welchen die im Gewerbe angelegten Capitale verschaffen. Die Ge
steuer muß daher, soll sie nicht dem Gewerbsfleiße nachtheilig werden, so ang
sein, daß sie 1) das nothdürftigste Auskommen gar nicht antastet; 2) von De
die nicht viel über dies nothdürftigste Auskommen verdienen, nur einen sehr kl
Antheil nimmt; 3) in kleinen Theilen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter d
Überschuß über s. Bedarf hat, erhoben wird; 4) nach dem Maßstabe der Gleic
und zwar so vertheilt ist, daß sie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem

n Fuß des wahrscheinlichen Verdienstes berechnet wird; 5) nicht die besondern trengungen des Fleißes, sondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienst besteuert. den wenigsten Ländern finden wir Beispiele von reinen Gewerbsteuern; gewöhn- treffen die unter dieser Benennung vorkommenden Abgaben neben dem Arbeits- zugleich die Capitalrente, hin und wieder auch die Grundrente; eine solche ge- te Steuer ist die Patentsteuer. KM.

Gewicht, s. Maß und Gewicht.

Gewiß und Gewißheit sind von Wissen benannt, indem damit der Wissen eigenthümliche Grad der Überzeugung angedeutet werden soll. Wer ich etwas zu wissen behauptet, legt sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren heit weder er selbst zweifelt, noch Andre zweifeln sollen. Daher werden auch usdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbun- Im Fall man aber einer Erkenntniß diesen Anspruch auf allgemeine Gültig- icht zutraut, ohne sie doch schlechthin als falsch und ungültig zu verwerfen, er- nan sie bloß für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße scheinlichkeit das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschließt, ür Den, der etwas nur für wahrscheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache verhalte, wie er sich dieselbe vorstellt. Daher behaupten Diejenigen, welche ewißheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß einen Beifall zurückhalten müsse, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder ns seine Urtheile nur für wahrscheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn einen unterscheidet sich eben dadurch vom Wissen, daß jenes sich nur für wahr- ich, mithin auch für ungewiß, dieses hingegen für wahr, mithin auch für ge- sgibt. Was nun die Frage anlangt, ob die menschliche Erkenntniß über- der Gewißheit fähig sei oder nicht, so ist so viel einleuchtend, daß der gesunde henverstand und das unverdorbene sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als un- elbare, mithin völlig gewisse Wahrheit anerkennt. So wird kein Vernünf- uan zweifeln, daß zwei Mal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, orden, Rauben, Lügen u. s. w. unerlaubte Handlungen sind, und daß der eine höhere Bestimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und t, sich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken noch den Unterschied n der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Diese entsteht durch Be- in welchen ein Satz die Gültigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht in sich selbst, und ist daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. venn es gar nichts unmittelbar Gewisses gäbe, so würden alle Beweise ins iche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichsam haltungs- er Luft schweben. (S. Erkenntniß.) D.

Gewissen ist das Vermögen des Menschen, über das Verhältniß s. Hand- und s. sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze (welches der religiöse Mensch tes Gesetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es sich durch ng und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und gründet sich die Unterscheidung zwischen dem vorhergehenden und dem nach- n Gewissen. Auch unterscheidet man ein schlafendes, erwachendes und er- Gewissen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen, nach ihrem Ver- zu dem Gesetz, entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets unterbrochen fortdauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorg- ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich , wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, Dem hingegen, der es r Beurtheilung nicht genau nimmt, und Manches, was das Gesetz verbie- leichtsinnig erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtsein er- der verletzter Pflicht; in diesem Sinne redet man von einem guten und einem

bösen Gewissen. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse wirkt Unruhe und Vorwürfe, welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit oder der Verzweiflung. Das Gewissen und die Wirkungen desselben sind der sichere Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen. Vgl. D. Stäudlin's „Geschichte der Lehre von dem Gewissen" (Halle 1824).

Gewissensfall ist ein solcher Fall, über welchen das Gewissen nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, sodaß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht sei, und man thun oder lassen soll. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Collision (dem Streit) der Pflichten, so wird der Gewissensfall Collisionsfall genannt. (Vgl. Casuistik.)

Gewissensfreiheit besteht in dem ungestörten Besitz des Rechts, nach seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewissen fodert, daß man seine religiösen Überzeugungen nicht verleugne, und doch den Menschen oft zugemuthet worden ist, einen Glauben, den sie nicht zu dem ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche sie mißbilligten, auszuüben, so nahm das Wort Gewissensfreiheit namentlich von dem ungestörten Besitze des Rechts, einen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Gewissensfreiheit in diesem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewissensfreiheit ist Gewissenszwang, welcher demnach, im weitern Sinne, in der Beschränkung des Rechts, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln, und, im engern Sinne, in der Beschränkung des Bekenntnisses und der Ausübung der Religion besteht.

Gewitter, die furchtbarschöne Naturerscheinung, welche sich zeigt, wenn Wolken, deren elektrisches Gleichgewicht unter einander und mit der Erde gestört ist, sich ihrer Elektricität durch einen, von Donnerschlägen begleiteten, Blitz wiederholt entledigen. Gewöhnlich sind Stürme und Regengüsse damit verbunden. Erstere entstehen durch plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch werden durch den Regen herabfallenden Wasser, woraus sich Luft und Dünste entwickeln. Über die letztern stellt Saussure folgende Vermuthung auf. Durch die Elektricität werden die Dünste in den Wolken in blasenförmiger Gestalt erhalten; indem sie nun durch den Blitz die Wolke ihrer Elektricität entladet, zerplatzen die Dunstblasen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter gewöhnlich nur im Sommer stattfinden, u. während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahresfrist ebenso stark elektrische Wolken gibt, ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen sich vielleicht die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu sein pflegt. Zur Zeit des Vollmond sollen sich nie Gewitter ereignen. (Vgl. Blitz und Donner.) Lampadius's „Grundriß der Atmosphärologie" (Freiberg 1806); Mayer's „Lehrbuch über phys. Astron., Theorie der Erde und Meteorologie" (Göttingen 1815); Forster's „Untersuchungen über die Wolken", a. d. Engl. (Leipzig 1819).

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht sein. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gehört zu dem jus non scriptum und gründet sich darauf, daß bisher gewisse Regeln nach Sitte und Gewohnheit in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze als Gesetze gelten sollen.

Gewürze, Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die in ihrer Mischung vorzüg-
herisches Öl enthalten, wodurch sie fähig werden, die Verdauung zu unterstü-
wiewol sie einen noch mannigfaltigern Nutzen als Heilmittel gewähren. Die
en und Samen mehrer Pflanzen, vorzüglich in den heißen Ländern, sind am
zreichsten, daher wir Zimmtblüthen und Zimmtrinden, Gewürznelken, Mut-
en, Cardamomen und Pfeffer aus Ostindien erhalten; doch sind auch unsere
an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Küm-
f. w. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannigfal-
Speisen. Das Salz, ein mineralisches Erzeugniß, ist wol eine Würze, aber
Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze
cht. ff.

Gewürzinseln oder **Molucken** heißen, im weitern Sinne, alle In-
dem großen Archipelagus, der sich vom Morgen nach Abend zwischen Neu-
und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Gilolo und Timor aus-
Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neugui-
ennt worden; man findet Vulkane auf 8 derselben, z. B. einen sehr verhee-
auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die
ahrt in diesem Inselmeere sehr gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr
in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Acker-
benden Haraforas oder Alfuren. Die malayische Sprache ist die herrschende
molluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von chinesischer, ja-
r und arabischer Abkunft. Als die Portugiesen 1511 unter Antonio de
nd Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon an-
, und durch sie war die mohammedanische Religion, die aber sehr mit Hei-
vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einw. wurden von den Por-
die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) ent-
Inseln die empörendsten Greuel verübten, hart bedrückt, und ebenso hart
t von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit
150 J. darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, je-
suche, Manufacturen anzulegen, sowie jeder Art von Verbesserung, die
ke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich
etzen. Den Portugiesen blieb fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis
ig des 17. Jahrh., wo die Holländer diese Besitzungen ihnen entrissen. Die
rren besaßen sie bis 1796, und seitdem wurden sie zwei Mal eine Erobe-
Briten. Im pariser Frieden sind sie abermals zurückgefallen. Die größ-
n dieses Archipelagus sind: Ceram (325 □M.), Gilolo (22 □M.), Am-
imor und Banda. Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur
Inseln Ternate, Tidor, Motir, Maschian und Baschian, die eigentliche
der Gewürzbäume. Die beiden ersten sind die größten; auf denselben
beste Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als die Hollän-
hr 26 J. im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit
gewesen waren, fanden sie es vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die
Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. 1638 ward mit dem
n Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inselbe-
ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf
zugehörigen Inseln ausgerottet u. nie wieder solche gepflanzt werden sollten.
ige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld
elches gegen 18,000 Thlr. betrug. Um die Befolgung dieses Vertrags
legten die Holländer drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wil-
auf Ternate und etwa 9 andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich
f diesen Inseln, so weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen er-
ie wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wa-

chen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste jährlich [illegible] verneur von Amboina mit einem Geschwader von 20 — 50 Schiffen sein Gouvernement. Aber ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürze das eigenthümliche Erzeugniß dieser Eilande, überall, wohin die Gewalt der [illegible] der nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inselbewohnern. Übrigens sind die Molucken von Natur kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Wasser, und sie müssen Reis und andre Lebensbedürfnisse von Celebes holen. Die Nachtheile des Bodens gels erleichtert zum Theil der häufig wachsende Kokosbaum, dessen Früchte reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. Unter den elf Amboinainseln ist Amboina die wichtigste. Sie hat 20 □M., 45,000 Einw. und war der Hauptsitz holländischen Niederlassungen auf den Molucken. Die Insel wird in die größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten, Hitou, haben die Holländer Forts; auf der südlichen kleinen, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Besatzung war 600 M. stark. An der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Middelburg. Die Insel ist gebirgig mit fruchtbaren Thälern, hat aber ungesunde Luft. Das vorzüglichste Erzeugniß, der Gewürznelkenbaum, wird hier und auf einigen benachbarten Inseln in 400 Gärten gezogen, von welchen jeder 125 Bäume enthält. Die holländische Handelsgesellschaft hatte umständliche Vorschriften über den Anbau und Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatennußbaum angepflanzt, der gut gedeiht. Noch liefern Amboina und die Nachbarinseln Zucker, Reis, Kokosnüsse, Mandeln, Taback und schöne Holzarten. Unter den Inseln zu dieser Gruppe gehörigen Inseln sind Hanimoa, mit dem Fort, und Saparua sehr nelkenreich; Ceram liefert schönes Ebenholz. Von den Bandainseln, den südlichsten Molucken (mehr als 40 Eilande), sind nur 6 bewohnt. Sie haben einen sandigen, zum Theil felsigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Hauptzeugniß ist der Muskatbaum. Auch liefern sie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüsse; aber sie haben weder Getreidebau noch Viehzucht. Unter den 5760 Einw. sind 1700 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der holländische Befehlshaber wohnt auf der Insel Banda oder Poula- (Insel) Neira, die eine gute Rhede hat, auf welcher die beiden Forts Nassau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine schmale Straße von jener getrennte Insel Landoir-Banda ist die größte der ganzen Gruppe und erzeugt die meisten Muskatnüsse, in 34 Gärten. Die übrigen Inseln sind kleiner. Auf Poula-Ai, wo gar kein Trinkwasser ist, wachsen die besten Muskatnüsse. Goenong-Api (im Malayischen Feuerberg) (1940 Fuß über der Meeresfläche) hat einen furchtbaren Vulkan, dessen häufige Ausbrüche die benachbarten Inseln mit Asche bedecken. Die unfruchtbare Insel Rosingin oder Rosagain ist Aufenthaltsort von Missethätern, welche Holz bauen und Kalk und Ziegel brennen müssen. Die Castelle auf den Bandainseln waren gut befestigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe zu verhüten, lag rings um die Küste ein Geschwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug untersuchte. Das Loos der Bandaner war bei dem Mangel an Lebensmitteln sehr elend. Die Eingeborenen waren, der Schilderung der Holländer, so grausame, treulose Menschen, daß die ostindische Gesellschaft um ihrer Sicherheit willen sich genöthigt sah, sie auszurotten und eine Colonie nach Banda zu senden. Die Colonisten aber bestanden aus den verworfensten Menschen, die sonst nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Landoir-Banda geradezu eine Zuchthausinsel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derselben Perkeniers. Diese mußten das

ürz gegen einen geringen Preis an die holländisch-ostindische Gesellschaft abge-
welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. Die
Sorte von Muskatnüssen wird nach Europa gesandt, eine schlechtere, oder die
Ausschussorte, in Indien verkauft, und aus der geringsten das köstliche Muskatöl ge-
Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich
urchschnitt 600,000 Pf. Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000
ach Europa, 150,000 Pf. wurden in Indien verkauft und der Überrest ward
lißjahre aufbewahrt. An Muskatnüssen wurden jährlich 600,000 Pf. und
00 Pfund Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pfund Nüsse und
00 Pf. Blüthe kamen. Das Übrige ward für den Nothfall aufbewahrt,
ach, wenn reichliche Ernten die Vorräthe zu sehr häuften, vernichtet. Seit
a Jahren aber wurde, sowol wegen der Nachlässigkeit, womit man das Ein-
ein betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein heftiger Orkan 1778 an-
, weniger gewonnen, u. 1796 wurden auf den Bandainseln nur 163,236 Pf.
und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken, oder Gewürznägiein, sind die noch ungeöffneten Blü-
er Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 — 6 Fuß hohen Stamm
eine pyramidaiische Krone treibt. Die Blätter stehen einander gegenüber,
ggestielt, eiförmig und den Lorberblättern ähnlich. Im Maimonat sprossen
lichen Blüthen büschelweise an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumen-
at vier Blätter, der Kelch ist vier Mal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße
vier Haufen gesondert; die Frucht ist eine Beere, unten zweifächerig u. ein- bis
nig. Zur Zeit der Reife hat sie die Gestalt und Größe der Olive, nach
erg aber wird sie so groß wie ein Hühnerei, von Farbe schwarzroth, und be-
is einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern
eßt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen schwa-
en Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber liebiichern Ge-
, der etwas zusammenziehend ist. Man nennt sie Mutternelken. Die un-
ochenen werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie dies
it andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie ge-
ind, trocknet man sie im Rauche, wodurch sie braunroth werden, und bringt
an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unleidlich brennend. Sie enthal-
s $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts wasserhelles ätherisches Öl, welches im Wasser größten-
nterſinkt, und einen heftigen Geruch und brennenden Geschmack hat. Der
nelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und
uta gezogen, wo er ursprüngiich einheimisch ist. Er soll aber auch auf Ter-
Rarigeron, Tidor und Neuguinea wild zu finden sein. Die Holländer rot-
wildwachsenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten sie nur auf den oben
en Inseln an. (S. Gewürzinsein.) Sie wollten sich dadurch den
ndel dieses Gewürzes verschaffen; allein die Franzosen wußten einige Bäu-
Samen zu erlangen, und iegten davon Pflanzungen auf Isle-de-France,
n und Cayenne an.

Geyer (Erik Gustav), D., Prof. der Geschichte zu Upsaia und k. schwed.
Historiograph, seit 1824 Mitglied der schwedischen Akademie zu Stockholm.
ls Dichter, Redner, Geschichtschreiber, philosophischer Denker und Lehrer,
Tonsetzer ausgezeichnete Mann, ist 1783 in der Provinz Wärmeland geb.
Sohn eines Eisenwerkbesitzers. Er erhielt s. erste Bildung auf dem Gym-
u Karlstadt, und studirte seit 1799 auf der Universität zu Upsaia, wo ihm
dische Akademie den doppeit großen Preis für s. Lobrede auf den Reichsver-
sten Sture zuerkannte. 1806 machte er eine zweijährige Reise nach Eng-
Nach s. Rückkehr zum Lehrer der allgem. Weltgeschichte in Upsala ernannt,
n Folge der Ereignisse von 1809, und der dadurch vermehrten Druckfrei-

in s. unsterbl. Gedichte „La divina commedia", in der Abtheilung „L'inferno", erwähnt. Roger, oder Ruggieri Ubaldini, ließ nämlich die Unglücklichen in den Thurm von Gualandi, seitdem torre di fame genannt, bringen, und s. Rache kein Ziel setzend, warf er nach einigen Monaten die Schlüssel zu demselben in den Arno und weihte die Eingesperrten dem Hungertode. Dichter und darstellende Künstler haben seitdem das schreckliche Ende U.'s und der Seinen oft zum Gegenstand gewählt, und die Nachwelt hat über der entsetzlichen Strafe die Verbrechen vergessen, deren U. im Leben sich schuldig machte. Da mehre von U.'s Söhnen, Enkeln und übrigen Verwandten sich während dieser schrecklichen Entwickelung theils nicht in Pisa befanden, theils durch die Flucht entkamen, so gelang es der Familie Gherardesca, bald wieder zu Glanz und Ansehen sowol in ihrer Vaterstadt als anderwärts zu kommen, und wir finden schon 1320 einen Rieri Donavatico Gh. an der Spitze der Verwaltung in Pisa wieder. Ein natürlicher Sohn dieses Rieri war Manfred Gh., der als Feldherr der Pisaner Cagliari mit schwacher Macht gegen Alfons IV. von Aragonien vertheidigte, und am 28. Febr. 1324 bei Luco-Cisterna durch s. Tapferkeit ihm den Sieg streitig machte. Auch gelang es den Aragoniern nicht eher, Cagliari einzunehmen, bis Manfred, schwer verwundet bei einem Ausfalle, einen rühmlichen Tod fand. — Ein andrer Gh., mit Namen Bonifazio, wurde 1329 zum Capitain von Pisa ernannt, als diese Stadt das Joch des berühmten Castruccio Castracani und Kaiser Ludwigs des Baiern abwarf. Seine Rechtschaffenheit und Einsicht erwarben ihm die Liebe der Mitbürger und die Stadt verdankte ihm den vortheilhaften Frieden, den sie bald nach dieser Zeit mit ihren alten Feinden, den Guelfen, schloß. Ebenso unterdrückte er siegreich eine Verschwörung der Adeligen gegen die Freiheit der Bürger (1335) und zwang die Ehrsüchtigen, die Stadt zu verlassen. 1340 starb dieser wackere Mann an der Pest, und die dankbaren Pisaner ernannten seinen 11jähr. Sohn, Reiner, zu s. Nachfolger in dem Amte eines Capitains. 1348 starb Reiner gleichfalls an der Pest, und da die Familie Gh. dadurch viele ihrer Glieder verlor, so zogen sich die Übrigen auf ihre Stammbesitzungen in den Maremmen zurück und nahmen nur noch selten Antheil an den politischen Begebenheiten von Pisa. — In neuerer Zeit zeichnete sich Philipp Gh., aus Pistoja geb. (1730) in der Musik als Compositeur und Pianoforteſpieler aus. Jung kam er zu dem berühmten P. Martini nach Bologna, dessen bester Schüler er binnen Kurzem wurde. Sein berühmtestes, bis jetzt aber noch nicht durch den Druck allgemein bekannt gewordenes Werk ist das Requiem, welches er 1803 auf den Tod der Königs von Etrurien schrieb. Er starb 1808 zu Pisa beinahe 80 J. alt.

Ghiberti (Lorenzo), Bildhauer, geb. 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten sich besonders mit der Goldschmiedekunst, in welcher die Florentiner berühmt waren, beschäftigt. Er lernte früh von s. Stiefvater Bartoluccio, einem geschickten Goldschmied, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunst, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrscheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Dieser hatte zu Ende d. 14. Jahrh. der Pest wegen Florenz verlassen, und malte 1401 in Frescogemälde zu Rimini in dem Palast des Fürsten Pandolfo Malatesta, als die Prioren der Handelsschaft zu Florenz alle Künstler auffoderten, in der Ausführung eines der bronzenen Thore, die noch heut die Taufcapelle des h. Johannes schmücken, zu wetteifern. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Pisa, der die vorhandenen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, sondern auch alle lebende Künstler, unter denen sehr geschickte Meister waren, zu übertreffen. Die Opferung Isaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichsten Brunelleschi, Donatello und Gh., aber die beiden erstern traten freiwillig zurück, indem sie Gh. den Vorzug einräumten. Nach 21jähr. Arbeit brachte hierauf Gh. das eine, und auf den Wunsch

rioren, nach faſt ebenſo langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von Michel Angelo ſagte, daß ſie den Eingang des Paradieſes zu ſchmücken werth

Während dieſer 40 Jahre vollendete Gh. noch einen Johannes den Täufer e Kirche Or San-Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von t, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Or San-Michele, und für die Kirche Santa-Maria del Fiore den bronzenen ienkaſten des heil. Zenobius, Biſchofs von Florenz, von deſſen trefflichen liefs ſich drei Nachbildungen im Antikencabinet zu Dresden befinden. Alle Werke ſind noch vorhanden, und laſſen Gh.'s Fortſchritte wahrnehmen. Klebt en Arbeiten noch eine gewiſſe Trockenheit aus Giotto's Schule an, ſo erſchei- ie ſpätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und feſterm und der Reliquienkaſten des Zenobius, ſowie die zweite Pforte gehören noch zu den ſchönſten Kunſterzeugniſſen des neuern Italiens. Auch in der Glas- ei hat Gh. treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten n Or San-Michele und Santa-Maria del Fiore. Überdies iſt von ihm ein über die Bildhauerkunſt vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchſtück heilt hat. Er ſtarb um 1455. Der Kalmuk Feodor Iwanowitſch hat Gh.'s n in 12 ſchönen Umriſſen geätzt 1798 herausgegeben.

Ghirlandajo (Domenico), einer der ältern florentiniſchen Maler von Erfindung und daher auch von Spätern ſehr benutzt. Er war geb. zu Flo- 449 und zeichnete ſich auch durch genauere Perſpective vor ſ. Vorgängern wiewol er ſich in dem Gebrauch des Goldes beſonders bei der Verzierung der nder von ſ. Gewohnheit noch nicht losmachen konnte. Mehre ſ. größern , beſonders Geſchichten aus dem Leben des heil. Franciscus, findet man in der le Saſſetti und in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz. Hier hat er ſeibſt Wun- r Kraft, Wahrheit und Unſchuid 'geliefert. In der Giuſtiniani'ſchen miung (ſ. d.) befindet ſich das allegoriſche Bild der Wahrheit. Sehr wich- rd Gh. auch als Lehrer des Michel Angeio. Seine Brüder David und dict kamen ihm als Maler nicht gleich. Ein ſpäterer Ridolfo di Ghir- ajo war ein Freund des Rafael und Fra Bartolomeo's Schüler.

Gianni (Francesco), Dichter und Improviſatore, geb. im Kirchenſtaate lernte das Schneiderhandwerk, wo er auf ſ. Arbeitsbank Taſſo, Arioſto und Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Ein- gskraft bildete ihn die Natur zum Improviſatore. Als ſolcher verſuchte er erſt in Genua. Hierauf begab er ſich voll Begeiſterung für die Freiheit, Italien von Bonaparte, dem Gründer der cisalpiniſchen Republik, erwartete, nach Mailand, und wurde Mitglied des geſetzgebenden Raths. In dieſer rwarb er, der ſchon als Dichter bezauberte, ſich ſolchen Beifall, daß man ſein in Kupfer ſtechen ließ. Das Spartaniſche in ſ. Geſichtsbildung entſprach glühenden Republikanismus. Die Ruſſen ſperrten ihn in Cattaro ein. Nach reiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Bonaparte mit einer Penſion von Fr. zum kaiſerl. Improviſatore ernannte. In den Geſellſchaften, die der srath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frank- bei ſich verſammelte, improviſirte G. mit dem glänzendſten Beifall über das eſte Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehre dieſer Geſänge wurden mit der Überſetz. gedruckt. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die gungen, durch die er ſ. Beſchützerin feierte, ſind ebenſowol Beweiſe ſ. Dank- t als ſ. Talents. Man findet ſie, nebſt einigen improviſirten Liebesgeſängen, 's „Saluti del mattino e della sera“ (ins Franz. überſ., Paris 1813). Bonaparte's Fall behielt G. ſ. Penſion. Seit dem Tode der Frau v. Brig- die bei der Erzherzogin Marie Louiſe im Jan. 1815 ſtarb, hat er nur Sonette nen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichteriſchen Ruf ſo eiferſüchtige Monti

ſagt von ihm: die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden, doch ſetzt er boshaft hinzu, G. habe ihre Abſicht nicht erfüllt. Außer vielen Lobeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, romantiſchen, heroiſchen und republikaniſchen Geſänge dieſes Dichters (Mailand 1815, 5 Bdch.) Einzelheiten, die der berühmteſten Dichter Italiens würdig ſind.

Giannone (Pietro), ein durch ſ. Schickſale wie durch ſ. Werke gleich berühmt gewordener Schriftſteller, geb. d. 7. Mai 1676 zu Iſchitella, in der Provinz Capitanata (Königreich Neapel) verdankte ſ. Bildung größtentheils dem Rechtsgelehrten Gaetano Argento in Neapel, in deſſen Hauſe ſich damals regelmäßig faſt Alles verſammelte, was jene Hauptſtadt an ausgezeichneten Geiſtern hatte. Hier faßte G. den Plan zu ſ. berühmteſten und das Glück ſ. ganzen Lebens beſtimmenden Werke, ſ. „Storia civile del regno di Napoli“ (4 Bde. 4., Neapel 1723), zu deren Ausarbeitung er 20 J. brauchte, und bei welcher ihm beſonders Angelo di Coſtanzo's Werk über Neapel zum Führer diente. Die Schärfe, mit welcher G. in ſ. Buche das Streben des römiſchen Hofes beleuchtete und überhaupt das Treiben der Geiſtlichkeit in den verſchiedenen Zeiten und Verhältniſſen würdigte, zogen ihm die Verfolgungen des römiſchen Hofes, ſo wie faſt des ganzen Klerus zu, und weder das Anſehen des Vicekönigs von Neapel, noch die Gewogenheit des vernünftiger denkenden Cardinals Althano, noch der Beiſtand der Stadtgemeinde von Neapel, die G. zu ihrem Anwalt in Rechtsſachen ernannt hatte, vermochten den Sturm zu beſchwören, der von Rom aus über ihn kam. Pfaffen hetzten den Pöbel der Hauptſt. gegen ihn auf, der er den Mann beſchimpfte, welcher das geiſtige Unterdrückungsſyſtem des römiſchen Hofes aufdeckte, und die Rache der Geiſtlichkeit ging ſo weit, daß die ganze Schrift verbrannt, ihr Verf. aber in den Bann gethan wurde. G. verließ 1718 (1723) Neapel und ſuchte in Wien einen Zufluchtsort. Hier verſchaffte ihm der Schutz des Prinzen Eugen und die Verwendung ſowol des Kanzlers Zinzendorf als des nachher ſo berühmt gewordenen Grafen Bonneval und des Ritters Garelli, ehemaligen Leibarztes des Kaiſers, eine jährl. Unterſtützung aus der Secretcaſſe der ſiciliſchen Geſandtſchaft, indeß betrachtete ihn Kaiſer Karl VI. durch höchſt mißtrauiſchen Augen, und als 1734 Don Carlos den Thron von Neapel beſtieg, ward ihm nicht allein ſein Jahrgeld entzogen, ſondern auch der längere Aufenthalt in Wien verweigert. G. begab ſich nun nach Venedig, um daſelbſt ſ. in Wien begonnene Schrift: „Il triregno, ossia del regno del cielo, della terra e de papa“, an welche er 12 J. Arbeit wandte, fortzuſetzen. Leider machten fernern Schickſale es ihm unmöglich, das Ganze nach dem angelegten Plane zu vollenden, und er kam in ſ. Darſtellung nur bis zu d. 9. Jahrh. Einige bittere Satyren gegen den römiſchen Hof, die er noch in Wien, wo der Cardinal Pignatelli ihn des Kirchenbannes entband, geſchrieben hatte, wurden auf den Rath ſ. Freunde von ihm gar nicht dem Druck übergeben. So zuvorkommend G. anfangs in Venedig aufgenommen wurde, wo beſonders der Senator Angiolo Piſani ſich ſeiner annahm, ſo änderte ſich doch auch hier ſ. Verhältniß bald, beſonders dadurch, daß er den ihm gemachten Antrag, in die Dienſte der Republik als Anwalt zu treten, ablehnte, und da man den Argwohn zu hegen begann, als ſtimme ſeine politiſche Meinung keineswegs mit den Anſichten des damals noch ſehr herrſchſüchtigen Adels in Betreff des Seerechtes überein, welches dieſe Republik über das adriatiſche Meer übte, und er auch die Unvorſichtigkeit beging, mit den Geſandten von Frankreich und Spanien häufig umzugehen, ſo war dies hinreichend, den Argwohn der argwöhniſchſten aller Regierungen zu wecken. Eines Nachts (im Sept. 1735) überfielen ihn die Sbirren der Republik, und der arme Schriftſteller ward, als einem ſtaatsgefährlichen Feinde, über die Grenze nach dem Ferrareſiſchen gebracht. Die von ihm zu Gunſten der Seeherrſchaft Venedigs über das adriatiſche Meer

herausgeg.: „Lettera intorno al dominio del mare adriatico ed ai trattati
i in Venezia tra papa Allessandro III., e l'imperador Federico Barba-
", konnte den Verdacht des Senats nicht zerſtreuen. Verlaſſen wie er war,
einen früher erhaltenen Ruf als Prof. des römiſchen Rechts an die Univerſität
dua unter dem Vorwande, er verſtehe nicht genug Latein, abgelehnt hatte,
ſorgt vor neuen Verfolgungen, nahm er den Namen Antonio Rinaldo an,
gab ſich, nach kurzem Aufenthalte in Modena, Mailand und Turin, nebſt
hne, nach Genf, wo er nicht allein von den ausgezeichnetſten Männern mit
g aufgenommen wurde, ſondern auch die liberalſte Unterſtützung fand. Eben
er die Nachträge zu ſ. Geſchichte von Neapel drucken laſſen, als er, durch einen
würdigen verlockt, die Unvorſichtigkeit beging, ſich zur Feier des Oſterfeſtes
) in ein zu Savoyen gehöriges Dorf zu begeben, wo er alsbald arretirt und
Schloß Miolan, dann in das Fort von Ceve und endlich in die Citadelle von
gebracht wurde. Hier ſtarb er, ein Opfer prieſterlichen Haſſes, nach 22jähr. Ge-
fchaft, die zum Theil ſo hart war, daß man ihm ſelbſt den Anblick ſ. Sohnes
ette, in einem Alter von 72 J. Seine Manuſcripte wurden ſogleich nach
aftung, auf Erſuchen des päpſtl. Hofes, nach Rom gebracht, und ſ. Bemü-
den ſpäter entſtandenen Concordatsſtreitigkeiten zwiſchen den Höfen von Tu-
d Rom, durch eine Schrift zu Gunſten des Königs von Sardinien, ſich ſ.
t zu verſchaffen, blieb eben ſo fruchtlos, als ſein auf die falſchen Einflüſte-
eines Geiſtlichen, des Pater Prever, d. 4. April 1738 herausgeg. Widerruf
ſ. „Storia civile" ausgeſprochenen Grundſätze. Nach ſ. Tode erſchienen
n ihm „Opere postume in difesa della sua storia civile" etc. (Lauſanne
aus denen die ſchärfſten Stellen gegen die römiſche Geiſtlichkeit ſchon 1738
, unter dem Separattitel: „Anecdotes ecclésiastiques", herausgekom-
ren.

Gibbon (Edward), der dritte große Geſchichtſchreiber der Engländer, 1737
ney in Surrey geb., war in ſ. Kindheit ſchwach und kränklich. Nachdem
einem Hauslehrer unterrichtet worden, beſuchte er 1749 die Weſtminſter-
und ſtudirte 1752 zu Oxford. Hier zogen ihn die Schriften des Jeſuiten
ſo an, daß er ein ganzes Jahr auf theologiſche Unterſuchungen wandte, und
ar katholiſchen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieſes Ereigniß, ſchickte
Vater, ein angeſehener Gutsbeſitzer, nach Lauſanne zu einem aufgeklärten
rten Geiſtlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 zur proteſtanti-
irche zurückzukehren. Sein Aufenthalt an dieſem Ort bis 1758 war für
dem entſchiedenſten Nutzen. Seine Geſundheit befeſtigte ſich, und er machte
ortſchritte in den Wiſſenſchaften. Beſonders beſchäftigte ihn das Studium
g. und lat. Claſſiker und der Geſchichte. Auch feſſelte ihn die Tochter des
s Curchod durch Schönheit und Geiſtesbildung, und er würde ſie geheirathet
wenn er die Einwilligung ſ. Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte
ſpäter die Gattin des berühmten Necker. Der junge G. fand in dem väter-
Hauſe den liebevollſten Empfang. Sein Vater wünſchte, daß er ſich der
rthſchaft oder der Rechtsgelehrſamkeit widmen, oder eine Stelle als Lega-
retair bei dem bevorſtehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein ſ.
Neigung blieb das Studiren. 1759 erſchien in franz., und ſpäter auch in
Sprache, ſ. „Essai sur l'étude de la littérature". Als bald darauf die
vor einem feindlichen Einfall die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte,
m G. eine Hauptmannsſtelle bei derſelben. Nach Auflöſung des Heers
ſich mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verſtärkter Geſundheit
auf die Wiſſenſchaften. Er machte eine Reiſe nach Frankreich, und ging
uſanne nach Italien. Hier war es, wo ihn 1764, als er in Nachdenken
en auf den Trümmern des Capitols ſaß, während die Mönche im ehemaligen

Tempel des Jupiter die Vesper sangen, die vorige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und ihre jetzige Versunkenheit erschütterte, und zu dem Entschluß begeisterte, die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs zu beschreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er 1765 nach England zurück. Er gab s. Stelle als Obristlieutenant in der Nationalmiliz auf, und schrieb die Geschichte der Schweiz, vernichtete sie aber, ungeachtet Hume's Beifall, da sie ihm selbst nicht genügte. Seit 1768 begann er, s. römische Geschichte vorzubereiten. Schon durch s. jugendlichen Studien mit vielen dahin einschlagenden Kenntnissen ausgerüstet, vermehrte er sie noch durch unermüdetes Lesen. Nach dem Tode s. Vaters (1770) wählte er London zum Wohnort, und begann nun s. treffliches Werk, welches nach s. anfänglichen Plan mit dem 3. Bde., der bis zum Untergang des westlichen römischen Reichs geht, endigen sollte, nachher aber bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums von ihm fortgesetzt wurde. Da ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt zu kostspielig wurde, verließ er dieselbe, und begab sich zu s. Freunde Deyverdun nach Lausanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den 6. und letzten Bd. dieser Geschichte, und reiste darauf nach England, um die letzten Bde. selbst dem Druck zu übergeben. Sie führt den Titel: „History of the decline and fall of the roman empire" (6 Bde. 4., übers. v. Wenk 2. Aufl., Leipz. 1820). Tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, eine ebenso genaue als geistreiche Kritik, ein hinreißender Vortrag, nicht selten tiefe, oft große und fast immer richtige Ansichten, anziehende Betrachtungen, die Kunst, an die Thatsachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leser zum Nachdenken reizen, diese Eigenschaften sichern G.'s Werke einen dauernden Werth. Dagegen ist es nicht tadellos. G. war von lebhafter Phantasie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moralische. Daher bewundert er die Greuelthaten Tamerlan's und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbstaufopferung der christlichen Märtyrer herabwürdigt. Seine Grundsätze in der Moral, Politik, Staatswirthschaft u. s. w. waren nicht fest genug, um bei s. Werk ein einziges Ziel stets unverwandt im Auge zu behalten; daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. Nach beendigtem Werk kehrte G. nach s. geliebten Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die franz. Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz erstreckte, machte er 1793 eine Reise nach England, und starb, d. 16. Jan. 1794, zu London. Außer ein paar kleinen Schriften besitzen wir von G. noch Selbstbiographie in 2 Bdn. Matthisson gibt in s. Briefen folgende Schilderung von G.: „Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sogenannten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so klein, daß sie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den häßlichsten Contrast machen. Die etwas stumpfe Nase verschwindet fast zwischen den stark hervorspringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an sich schon sehr längliche Oval des Gesichts noch frappanter. Ungeachtet dieser Unmäßigkeit hat G.'s Physiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, kündigt beim ersten Blick den tiefen und scharfsinnigen Denker an. Nichts über das geistvolle Feuer s. Augen. G. hat ganz den Ton und die Manieren des abgeschliffenen Weltmanns, ist kalthöflich, spricht das Französische mit Eleganz, hat (ein Phänomen bei einem Engländer) fast die Aussprache eines pariser Gelehrten. Er redet langsam, weil er jede Phrase sorgfältig zu prüfen scheint, ehe er sie ausspricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Begebenheiten, und sein Gesicht zog sich, so lange wir beisammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine

Geſchichte zu erzählen, nicht ein einziges Mal zum Lächeln. In ſ. Hauſe ſcht die ſtrengſte Pünktlichkeit und Ordnung".

Gibellinen, ſ. Welfen.

Gibraltar, ein felſiges 1400 Fuß über der Meeresfläche erhabenes Vorge an der ſüdlichſten Spitze des ſpaniſchen Königr. Andaluſien (36° 7′ N. B.) n Mitternacht nach Mittag 7 — 8 engl. Meilen lang, an der breiteſten Stelle eine halbe engl. Meile breit, überall ſteil, hin und wieder ſenkrecht ſteil, durch ur und Kunſt eine unüberwindliche Feſtung der Engländer. Der Name entaus den arab. Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felſen), da Tarif gaca, Feldherr des Khalifen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spa- 711 fg. bei dieſem den Völkern des Alterthums u. d. N. Calpe bekannten Felerſt landete, und die an ſ. Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren en unſtreitig der Sage von den Säulen des Hercules verdankt, die dieſer Heros lten Welt auf dieſem und dem gegenüber liegenden afrikaniſchen Vorgebirge als Denkmal ſ. an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgeſtellt haben ſoll. dem Berge und der Feſtung Gibraltar iſt die weſtlich neben jenem gelegene t und Bai, ſowie die Afrika von Europa ſcheidende Meerenge oder Straße (7½ lang, 1½ M. breit) benannt worden. Die Stadt hat 12,000 Einw., denen afen wichtige Handelsvortheile gewährt. Die Unterhaltung der Feſtung koſtet ch 40,000 Pf. St. Die Feſtung hat eine zahlreiche Beſatzung. Ferdinand II., von Caſtilien, entriß 1302 Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten dieſe eder und verloren es wieder 1462 an Heinrich IV. Von dem Caſtell an der ſeite des Berges das nach mauriſcher Bauart mit dreifacher Mauer umgeben iſt noch die oberſte Mauer ſtehen geblieben, zum Schutz der Stadt gegen das erungsgeſchütz von der Landſeite her. Die Stelle der unterſten Mauer erfüllt ße Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Den Platz veiten Mauer haben Privatwaarenhäuſer eingenommen. Der deutſche Inge- Speckel aus Strasburg änderte unter dem Könige Karl die altmauriſchen Fewerke der europäiſchen Befeſtigungsart gemäß ab. Im ſpaniſchen Erbfolgemußten die Spanier dieſe Feſtung, 4. Aug. 1704, dem britiſchen Admiral und dem Prinzen Georg von Darmſtadt, kaiſerl. Feldmarſchalllieut. und Vice- von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai deſſ. J., vor Gibraltar nen. König Philipp von Anjou ließ vom 12. Oct. 1704 an G. mit 10,000 n der Landſeite angreifen, wo die Feſtung durch einen ſchmalen ſandigen Erdmit dem Feſtlande zuſammenhängt, der aber von den Engländern ſo mit Batbeſetzt worden war, daß die Spanier dieſen Theil derſelben porta de fuego thor) benannten. Während deſſen ſchloß der Admiral Poyetz G. mit 24 en von der Seeſeite ein. Schon auf das Äußerſte gebracht, erhielt es noch zeitülfe durch die engliſch-holländiſche Flotte unter Admiral Leake. Die Einung von der Landſeite dauerte ohne Erfolg bis zur Beſtätigung des utrechter ns 1716 fort. Seitdem unterließ England Nichts, um Gibraltar, das erk ſ. mittelländ. Handels, unüberwindlich zu machen. Da aber mit der barkeit des Platzes das Intereſſe Spaniens, denſelben wieder zu bekommen, größerte, ſo wurde den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die ft des Admirals Trager mit 11 Kriegsſchiffen vereitelte. Spanien bot nun Mill. Pf. St. für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umſonſt, es mußte Vertrage von Sevilla 1729 aller Anſprüche begeben. Doch unterließ es alle Einfuhr in die Feſtung ſtreng zu verbieten, auch dieſelbe durch die immer erſtärkten Linien von St.-Roch und Algezira gänzlich von dem feſten Lande abiden. Um ſo leichter war es aber, Einw. und Garniſon von der Seeſeite verſorgen, als in dem Felſen ſelbſt ein ſüßer Brunnen quillt, und in den felbrotten der Regen ſich zu dem reinſten Trinkwaſſer läutert und ſammelt.

Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem südlichen Himmel an den Felsenritzen immer grünende Nahrung, und überdies ist jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannigfaltigsten, theils wild wachsenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Klimas besetzt. Bei dem 1779 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte dieses zum letzten Male seine Angriffe gegen Gibraltar. (S. Eliot.) Der Friede 1783 versicherte England abermals diese Festung, deren Belagerung von 1779 — 82 den kriegführenden Mächten über 74 Mill. Thlr. gekostet haben soll. Seitdem ist G. in allen englisch-spanischen, zum Theil auch franz. Kriegen höchstens nur von der Landseite eingeschlossen worden.

Gicht, s. Arthritisch.

Gichtel (Johann Georg), Mystiker und Schwärmer geb. 1638 zu Regensburg, unterhielt sich schon in s. 12. J. stundenlang auf dem Felde herumschwebend, s. Vorgeben nach, mit Gott, und im 16. J. hatte er häufige Visionen. Es erschien ihm einmal der Weltgeist in Gestalt eines großen, vielfarbigen Rades, und nur s. natürliche Zaghaftigkeit hielt ihn, wie er selbst berichtet, davon ab, sich in diesen seinen Stern hineinzustürzen. Da er sich später dem Studium der Rechte widmete und durch Fleiß und Pünktlichkeit Zutrauen und Wohlstand erwarb, so schienen sich s. mystischen Träumereien etwas zu verlieren; aber leider kehrten sie bald verstärkt zurück und rissen ihn aus einer ebenso ehrenvollen als einträglichen Bahn. Eine unpassende Ehe, und daraus hervorgehendes Familienzerwürfniß brachten ihn zu dem Entschluß, den weltlichen Gütern, mit denen er reichlich gesegnet war, zur Ehre Gottes und zum Heil s. Seele, zu entsagen, und, da dies s. ängstlichen Gemüthe noch nicht genug schien, endlich auf den Gedanken, nach Amerika zu gehen, um dort in Dürftigkeit und Demuth den Heiden das Christenthum zu lehren. Er begab sich nach Zwoll in Holland, wo damals der ihm ähnliche Schwärmer, Brekling, sein Wesen trieb, um unter diesem sich zu s. Berufe als Missionär auszubilden; doch kehrte er bald nach Regensburg zurück, um sich mit dem Bertha Weiß zu vereinigen, der gleichfalls vom Schwindel einer exaltirten Frömmelei befallen war. Da aber G. anfing, mit ungestümem Eifer das ganze Kirchenwesen reformiren zu wollen und dadurch viele ärgerliche Auftritte veranlaßte, wurde er verhaftet, sein Vermögen eingezogen und er selbst durch die Büttel über die Grenze gebracht. Er ging nun nach Wien, wo er noch auf die Träumereien der Alchymie verfiel, und, als es auch hier nicht mit ihm fortwollte, wieder nach Zwoll, zu s. Freunde Brekling. Das gute Einverständniß mit diesem dauerte indeß auch nicht lange; eingebildet wie sie Beide waren, veruneinigten sie sich, und da G. auch hier anfing, das Volk mit s. Nebeleien zu verwirren, so ward er einige Mal festgesetzt, und endlich ganz aus Zwoll und Oberyssel verbannt (1668). Er begab sich nun nach Amsterdam, damals dem Zusammenflusse schwärmerischer Thoren, und lebte noch in großer Dürftigkeit, einzig von den Wohlthaten s. anfänglich sehr zahlreichen Anhänger, die er durch Predigten wider die Sündlichkeit des Ehestandes, schauderhafte Prophezeiungen von göttlichen Strafgerichten u. s. w. erbaute. Auch hatte er hier abermals Visionen. Bald entstand jedoch Zwiespalt unter dem frommen Haufen und viele s. enthusiastischen Verehrer wurden s. erbitterten Feinde. Sie beschuldigten ihn, nicht ohne Unrecht, er verbreite Arbeitscheu und Feindschaft in die Familien, da Arbeiten und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens nach s. Lehre sündlich war, weil der Mensch sich allein der Gnade Gottes überlassen und sich um nichts weiter kümmern sollte. Der Abfall des größten Theils s. Gemeinde versetzte G. in solche Noth, daß er, wie er selbst bekennt, fünf Mal auf dem Punkte stand, sein Elend durch Selbstmord zu enden; allein er hatte weder den Muth dazu, noch die Kraft, von s. Verirrungen zu lassen, in die er vielmehr immer tiefer sank. Er starb zu Amsterdam 1710, arm und verachtet. Zwei J. vor s. Tode verlor er zwei Nägel am rechten Fuße, an deren Stelle ihm eine Art Krallen herauswuchsen. Er

dies für Adlerklauen und glaubte fest, es sei ein Zeichen, daß der Geist nun bei ihm zum Durchbruch kommen werde. G. hat Mehres geschrieben, was von ihm, theils von s. Freunden und Schülern herausgegeben wurde, und in neuester Zeit, wo mystische Schwärmerei wieder viele Anhänger fand, aus Staube der Vergessenheit theilweise hervorgezogen ward. Reinbeck (Berlin), sein Schüler Rautenberg u. A. haben G.'s Leben beschrieben. Einer igsten Anhänger, der Kaufmann Joh. Wilh. Ueberfeld aus Frankfurt a. M., sich nach G.'s Tode an die Spitze des schwärmenden Häufchens, dessen Glie- h unter einander Engelsbrüder nennen, noch hier und da existiren und in der ltung vom zweiten Geschlecht und in Müßiggang das Heil der Seele setzen.

Giebel oder Fronton ist einer derjenigen Theile des Gebäudes, welche dem- zur Verzierung gegeben werden, und eine über die Vorlagen eines Gebäudes räger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfassungen esimsen bekommt. Das Hauptgesims ist die Grundlinie desselben; die Sei- kommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenstern und n sind ein Auswuchs des schon gesunkenen Geschmacks in der Baukunst. Sie zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauses, eckiges, überladenes angenehmes Ansehen. Die natürlichste Form des Giebels ist die dreieckige; Dächer lassen auch eine runde Form zu, aber ausgeschweifte und in ihrer unterbrochene Giebel sind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten sind ebrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite n an. Die Höhe des Kreuzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen etwa den fünften Theil seiner Breite. Es finden sich aber Beispiele, daß ächtlich niedriger waren. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel ebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäsar. is Giebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschrif- er wol gar Fenster, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden sich Alten nie.

Giebichenstein, Dorf an der Saale, eine halbe Stunde nördl. von Halle, Feuerstätten und 550 Einw. im Regierungsbezirke Merseburg. Hier ist nainenamt, das 4 Städte und 58 Dörfer unter s. Gerichtsbarkeit hat, und Thlr. jährl. Pacht entrichtet. Die Lage des Orts ist schön, und die Rui- alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Nach einer al- je sollen römische Münzen aus den ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung in der s alten Schlosses ausgegraben worden sein, weßhalb einige Schriftsteller, die ig der alten Feste dem Drusus Germanicus zuschreiben! Die Thüringer muß- . Jahrh. den Franken ihr Land, westlich von der Saale, abtreten, worauf die die östlichen Länder gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus überließen. Von diesen rühren die meisten Alterthümer her, die in der Ge- n G. gefunden werden, und von denen der Amtsrath Bartels eine sehens- Sammlung besitzt. Karl d. Gr. eroberte das Land, und ließ es, sowie die r Kaiser s. Stammes, durch Gaugrafen regieren. Unter diesen verwalteten en v. Wettin die Gegend um Halle. Einer derselben mag die Burg G. an- ben; genannt wird der Ort zuerst unter Heinrich dem Vogler, der, nach- den Staat der Sorben zerstört, eine Menge Burgen gegen die östlichen nlegen ließ, und auf denselben Castellane und Thurmwächter bestellte. Sein tto I. schenkte der Kirche zu Magdeburg 964 den Zehnten zu G. und 965 en Bezirk (Neglitzer Gau), mit ausdrücklicher Benennung von Giebichen- Die Burg diente im Mittelalter, wegen ihrer festen Lage, als Staatsge- in welchem u. A. Kaiser Heinrich IV. zu Ende d. 11. Jahrh. den Land- dwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieser entkom- , so ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale sich ge-

rettet. Das Fenster wird in den Ruinen noch gezeigt. Zwar fließt die Saale nicht mehr unmittelbar an dem Schlosse, wol aber nahe an einem Gemäuer, das gewiß einst ein Theil der Burg war, und es kann sich leicht nach und vor der Zerstörung der Burg das Bette der Saale mehr nordwärts gedrängt haben. Indessen ist die Höhe des angeblichen Fensters über dem Spiegel der Saale 120 Fuß. Die Erzbischöfe von Magdeburg hatten dort Burggrafen, unter denen ein Geschlecht von G. vorkommt. Im 15. Jahrh. verlegten die Erzbischöfe ihren Hof von Giebichenstein auf die neu erbaute Moritzburg bei Halle. Ihre Burggrafen nannten sich nun Burghauptleute. Als Kaiser Karl V. 1547 auf der Residenz in Halle sich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um G. so sehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Die alte Burg ward von den Schweden unter Banner im dreißigjähr. Kriege 1636 zerstört. ut.

Gieseke (Nikolaus Dietrich), geb. 1724 zu Günz in Niederungarn, verlor s. Vater, Paul G. (eigentlich Kószeghi), bald nach s. Geburt und ward in Hamburg erzogen, wo er sich die Gunst von Brockes und Hagedorn erwarb. 1745 ging er nach Leipzig, wo er sich mit Eifer den theologischen Wissenschaften, s. Nebenstunden aber der Dichtkunst widmete. Die Verf. der „Bremischen Beiträge" wurden s. Freunde. Nachdem er, von 1748 an, in Hanover und Braunschweig die Erziehung einiger Jünglinge besorgt hatte, ward er Prediger zu Trautenstein im Fürstenthum Blankenburg, erhielt nach J. A. Cramer's Tode die Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg, und ward 1760 von dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten ernannt. Hier starb er 1765. Bedenkt man, daß G.'s Bildung in die Zeit des erst aufblühenden deutschen Geschmacks fiel, so muß man jene poetischen Arbeiten (s. „Poetische Werke, nebst des Dichters Leben", herausgeg. v. Gärtner, 1767), deren reine und fließende Versification sich besonders empfiehlt, alles Lobes werth finden. Dieser anmuthige Dichter hat in der erzählenden und didaktischen Gattung am glücklichsten gearbeitet. Ein sanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunstlose Leichtigkeit im Ausdruck sind das eigenthümliche Gepräge s. Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und sich in Gefühle der Religion, der Freundschaft und reinsten Liebe ergießt. Von Begeisterung ist selten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopstock hat ihm im zweiten Liede s. Wingolf ein Denkmal gesetzt, auch eine Ode an ihn gerichtet.

Gießen, Hauptst. des großherz. hessischen Fürstenth. Oberhessen, an der Lahn, mit 5500 E., hat ein Pädagogium, e. Landschullehrerseminar und e. Universität, welche der Landgraf Ludwig d. 7. Oct. 1607 gestiftet hat. Mangel an Zusammenhang der Theile des hessen-darmstädtischen Landes, die Nähe der Universität Marburg und vorzüglich die früher beschränkten Einkünfte der Universität, welche die Berufung berühmter Gelehrten selten gestatteten, mögen die Ursache sein, warum sich die Zahl der Studirenden nie über 500 ausdehnte. Gießens hohe Schule hat gegenwärtig mit Einschluß der ihr auf dem ersten Landtage des Großherzogthums Hessen 1821 bewilligten 10,000 Fl. eine jährl. Einnahme von 60,000 Fl. theils aus eigenthümlichen Gütern (von welchen sie indessen einen großen Theil an den Staat abgetreten hat), theils aus Staatscassen und zum Theil auch aus dem vormals bedeutenden Fonds der ehemal. Universität Mainz. Die Universität G. besitzt eine Bibliothek, von mehr als 20,000 Bdn., nebst der ihr vermachten 7000 Bde. starken von Senkenberg'schen Bibliothek; ein klinisches, gegenwärtig sehr vergrößertes Institut, mit einem schön gebauten und trefflich eingerichteten Gebärhaus in Verbindung mit e. Hebammenschule; ein anatomisches Theater; ein geschmackvoll erbautes und schön eingerichtetes Gewächshaus nebst einem medicinisch-botanischen Garten; forstbotanischen Garten; ein chemisches Laboratorium, mineralogische, chemische und physikalische Cabinette, sowie eine Sternwarte. Die

etisch-philologische Seminar vertheilt jährlich Prämien unter die Seminaristen. nbemittelte Studenten gibt es 60 Tisch- und beträchtliche Geldstipendien. — ier Facultäten zählten 1823 22 ordentl., 5 außerordentl Prof. und 11 docenten. Schmidt und Kühnöl in der theologischen, v. Löhr in der juridi- Wilbrand, Ritgen und Vogt in der medicinischen, Crome, Walther, Snell, idt und Hillebrand in der philosophischen Facultät sind rühmlich bekannt. Vor- hat sich der jetzige Senior der Universität, Geh.-Rath Crome, durch eine ige literarische Thätigkeit besonders im Fache der Statistik, ausgezeichnet. nnalen der juridischen Facultät zählen seit 50 J. berühmte Namen, wie Koch, , v. Grolman, u. s. w. Der jetzt regier. Großherzog von Hessen hat, nach lbegründeten Überzeugung, daß Minister nicht aus der Classe des Hofadels s dem Militair, sondern vielmehr aus dem gelehrten Stande hervorgehen , s. zwei verdientesten Staatsminister, v. Gatzert und v. Grolman (s. d.) r juridischen Facultät s. hohen Schule mit dem besten Erfolge gewählt: eine deren sich noch wenige deutsche Universitäten zu erfreuen hatten. — Durch kleingerichtetes Disciplinargericht, unter dem Vorsitze des Rectors der Uni- , ist auch in der jüngsten bewegten Zeit der Geist der Ordnung und Sitt- unter den Studenten erhalten worden. Verschiedene von außen veranlaßte chungen haben nicht die mindesten Resultate in politischer Beziehung geli- nd die Entfernung der Garnison von Gießen war vor einigen Jahren die e Folge blutiger Händel. Die Stadt Gießen ist durch die Abtragung der und des Stadtgrabens größer und schöner geworden, hat freundliche Umge- und die Hauptbedürfnisse sind wohlfeiler, als auf den meisten deutschen Hoch-

73.

Gift, jeder Stoff, der in geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere s der Menschen hervorbringen kann, welche der Gesundheit und dem Leben Gefahr bringen. Überhaupt nennt man Alles, was sehr schädlich auf or- Körper wirkt, ein Gift für dieselben. Die Einwirkung der Gifte auf den geschieht theils durch Aufnahme in das Innere desselben durch den Mund in auungswege, in den Magen und Darmcanal, oder vermittelst des Athem- n die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, rch die Einsaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemisch, die e Faser zerstörend, ätzend, die Form und den Zusammenhang der Theile , heftig reizend, schnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher die meisten Gifte aus dem Mineralreiche: 1) mehre Metallkalke und deren ungen mit Säuren, z. B. der Arsenik, eines der zerstörendsten Gifte, wo- wenige Gran tödtliche Zufälle hervorbringen. Auch von dem Kupfer sind ubereitungen giftig, z. B. der Grünspan, mehre Farben davon, auch die men Gefäßen gekochten sauern oder sehr gesalzenen Flüssigkeiten, Speisen ränke. Mehre Präparate von Quecksilber, als der ätzende Sublimat, der d rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zu- en sind hierher zu rechnen. 2) Starke Mineral- und Pflanzensäuren unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelsäure, sogenannte Vitriolöl, die Salpetersäure, oder das sogenannte Scheidewas- Salzsäure, die Sauerkleesäure ꝛc. 3) Einige Pflanzen, welche einen sehr und ätzenden Stoff bei sich haben, z. B. von den bei uns einheimischen die lch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. A. m. em Thierreiche die Kantharіden oder sogenannten spanischen Fliegen. (S.) Die Wirkung aller dieser Gifte äußert sich schnell; wenn sie in den Ma- mmen sind, entsteht heftige Übelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen quälendsten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele arin herumschnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht schnelle

Hülfe geleiſtet wird, der Brand hinzu. Andre Gifte wirken mehr durch ſchnell vo übergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derſelben. Dies ſind die ſogenann ten betäubenden Gifte, worunter die meiſten aus dem Pflanzenreiche ſind. Si äußern ihre Wirkung durch Übelkeit, heftige Kopfſchmerzen, Schwindel, Dunkel heit oder Flimmern vor den Augen, gewaltſame und unwillkürliche Bewegungen de Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Geſichtsmuskeln, Angſt, Verlu des Bewußtſeins u. ſ. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hierher gehört da Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilſenkraut (Hyoscyamus) die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen ſteckt ein ähnliches, ſchnell das Leben vernichtendes Gift (Blauſäure), das ſeine Wirkung äußert, wenn ſie in Menge genoſſen werden, oder wenn das concentrirte deſtillirte Öl in den Magen kommt; daſſelbe Gift ſteckt auch in den Blättern des Kirſchlor bers, und unter den Erzeugniſſen des Thierreichs wird es in dem Berlinerblau g funden. Unter den Pflanzen gibt es mehre, welche beide Wirkungen vereinige und mittelſt eines eignen ſcharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zuko menden narkotiſchen Stoffes, betäubend wirken. Hierher gehören z. B. der rot Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eiſenhütchen (Aconitum Napellus) u. A. Andre Gifte wirken dadurch, daß ſie die zum Leben nöthigen Verrichtungen manch Organe plötzlich oder allmälig unterdrücken. Hierher gehören alle die ſchädlich Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erſtickende Dämp z. B. Kohlenſtoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt, Schw feldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünſtung vieler Menſch in einem verſchloſſenen Raume verdorbene Luft, große Menge ſtarker Blumen rüche in verſchloſſenen Zimmern, u. A. m. Verſchiedene Präparate vom Blei, z Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker verſüßt dgl. m. ſind in dieſe Claſſe zu rechnen, indem ſie allmälig die Lebensthätigkeit d einſaugenden Gefäße in den Darmcanal unterdrücken, ſie zuſammenziehen, Kol ſchmerzen erregen, und endlich die Einſaugung des Nahrungsſtoffes verhinde wodurch Auszehrung entſteht. — Mit dem furchtbarſten Gifte, l'acquetta genann ſoll, nach e. in Italien allgemein verbreiteten Meinung, Papſt Clemens XIV. v giftet worden ſein. — Die ſogenannten Krankheitsgifte oder Anſteckungsſtoffe, Co tagien, gehören nicht hierher und werden nur ſehr uneigentlich Gifte genannt, z. Wuthgift. (S. Anſteckung.) — Gegengift heißt jede auf den organiſch Körper angebrachte Wirkung oder Subſtanz, welche die ſchädliche Wirkung ei Giftes vernichten ſoll, insbeſondere aber jedes einem beſtimmten Gift entgegenw kende Heilmittel. Die Gegengifte ſind ebenſo verſchieden als es im Allgemein die Gifte ſind. Sie ſollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes ſch tzen, theils das letztere ſo umändern, daß es ſ. ſchädliche Wirkung verliert, the die ſchon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet m überhaupt gegen die ätzenden und ſcharfen Gifte ſchleimige und fette Mittel an, B. Öl, fette Milch u. dgl., um die Wände des Magens und der Gedärme geg die zerſtörende Wirkung des Giftes zu ſchützen. Gegen die metalliſchen Gifte di nen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflöſung, um durch die Verbindu mit dem Laugenſalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu v hindern. Gegen die concentrirten Mineralſäuren dienen beſonders auch Öl, La genſalze und Seife. Gegen Kantharіden dienen ſchleimige, ölige Mittel mit Ka pher. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die ſchwächern vegetabiliſch Säuren, Eſſig, ſaure Weine, Caffee. Die Wirkung des Gifts der Blauſäure ve nichtet das Laugenſalz, auch eine Eiſenauflöſung. Gegen Opium wirkt beſonde der Caffee, auch der Wein und der Kampher u. ſ. w. Ehemals glaubte man dur Schwitzen alle ſchädliche Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daß

ich eine Zuſammenſetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das allgemeinſte
gift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der ſonſt ſo be-
: Mithridat, Theriak u. A. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was
nöge ihrer ſonderbaren Miſchung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Sy-
der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch ſie oft mehr
n als Nutzen ſtifteten. Über die metalliſchen Gifte belehren Gmelin's „Verſ.
Wirkung des Baryts, Strontians u. ſ. w. auf den thieriſchen Organis-
Tübing. 1824). H.

i g a n t e n, drachenfüßige Rieſen, welche Gäa, im Zorn über die Ein-
ng der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranus ge-
) zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräiſchen Feldern
ſie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmliſchen Göt-
Sie thürmten die Gebirge Oſſa, Pelion, Öta, Rhodope und Andre auf ein-
und beſtürmten von dieſer Höhe mit Felſenſtücken und Feuerbränden den
Wenn erſtere ins Meer fielen, bildeten ſie Inſeln; fielen ſie aufs Land,
Aber die Götter errangen den Sieg. Hercules — denn ohne den Bei-
nes Sterblichen konnten die Götter nicht ſiegen — tödtete und verwundete
unter dieſen den Alkyoneus. Mercur erlegte den Hippolytus, Vulcan und
den Klitias, Minerva den Pallas, Jupiter ſelbſt erſchlug mehre mit ſ. Bli-
ptun ſtürzte einen Theil der Inſel Kos auf den Polybatus, Minerva die
ïcilien auf den Enceladus. Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inſeln
ge geſtürzt, aus denen ſie Feuer ſpien, nach A. wurden ſie in den Tartarus
en und daſelbſt mit dem Uranus bewacht. Nach ſpätern Erzählungen ſoll
hrei des Eſels Silens, nach A. das Blaſen des Triton auf ſ. Seemuſchel
Flucht gejagt haben.

i g a n t i ſ c h, ſ. K o l o ß.

i g l i (Hieronymus), Literator, geb. zu Siena d. 14. Oct. 1660, hieß
N e n c i. Ein reicher Verwandter, Hieron. Gigli, nahm ihn an Kindes-
und der junge Nenci führte den Namen ſ. Wohlthäters, dem er auch eine
ittin und ein anſehnliches Vermögen verdankte. G.'s lyriſche und drama-
chtungen fanden überall den größten Beifall. Allein ſein unbezähmbarer
r Satyre und ſein beißender Witz, beſonders gegen Alles, was Heuchelei
gten ihm gefährliche Feinde. Eine von ihm u. d. T. Don Pilone, veran-
berſ. von Molière's „Tartuffe" zog ihm den Haß der Geiſtlichkeit zu, die er
noch mehr aufbrachte, daß er dies Stück mit einigen Freunden auf dem
in Siena aufführte, wobei mehre dort bekannte Perſonen in Kleidung und
n aufs treueſte dargeſtellt wurden. Aber auch gegen ſich ſelbſt und ſ. Angehö-
ete ſich G.'s Witz, und in einem andern Drama, „La sorella di Don Pi-
erſiflirte er nicht nur ſich mit allen ſ. Schwächen und Eigenheiten, ſondern
battin, wegen ihrer oft in Geiz ausartenden Sparſamkeit, ſ. Verwandten
isgenoſſen. Als er endlich, bei der Herausg. der Werke der heil. Katha-
einem angehängten „Vocabolario delle opere di Sta. Catharina e della
anese", die Ausſprüche der Accademia della Crusca, deren Mitglied er
egriffen hatte, brach der Sturm gegen ihn los, und G., verleumdet und
von allen Seiten, unterlag der Überzahl ſ. Gegner, unter denen ſich die
auszeichneten. Sein Name wurde aus der Liſte der Profeſſoren von Siena,
lieder der Akad. der Crusca u. a. gelehrten Geſellſch. ausgeſtrichen, und er
ſ. Vaterſtadt gewieſen. Da nun überdies noch ſ. Vermögensumſtände
ſchwendung und Unachtſamkeit ſehr zerrüttet waren, ſo ſah er ſich gezwun-
Rom alles Das zu widerrufen, was er Verwundendes für die Crusca und
upt durch ſ. Schriften Getroffenen geſchrieben hatte. Dadurch erlangte
war die Erlaubniß, nach Siena zurückkehren zu dürfen, ſ. Lage ward indeß

nicht beſſer. Kränklichkeit und häuslicher Verdruß bewogen ihn, wieder nach Rom zu gehen, um in Ruhe ſ. Tage zu beſchließen. Hier ſah er faſt Niemand mehr als ſ. Beichtvater, und ſtarb d. 4. Jan. 1722, 61 J. alt, ſo arm, daß die Koſten ſ. Begräbniſſes von einigen frommen Brüderſchaften beſtritten werden mußten. Kurz vor ſ. Ende verbrannte G. mehre ſ. kleinen Schriften, Ergüſſe ſ. bittern Spottſucht. Die von ihm nachgelaſſenen Werke ſind zahlreich und zum Theil höchſt geiſtreich und witzig. Beſonders iſt dies mit einigen erdichteten geſchichtlichen und biographiſchen Aufſätzen der Fall, durch welche er ſelbſt einen Apoſtolo Zeno myſtificirte, ſodaß dieſer ſie lange Zeit für echt hielt, und im „Giornale de' letterate d'Italia" ganz ernſthaft davon ſprach. Von Charakter war G. offen und brav, voll wahrer Frömmigkeit und ein Feind aller Verſtellung und Heuchelei. Als Mitglied der Arkadier in Rom trug er den Namen Amaranto sciatidico.

Gilbert, zwei franz. Dichter: I. **Gabriel G.** lebte im 17. Jahrh., war ein Zeitgenoſſe Racine's und Corneille's, denen er mit ſ. dramatiſchen Arbeiten vorausging, welche aber durch die ihrigen die ſeinigen verdunkelten, obgleich man wohl nachweiſen können, daß beide große Dichter es nicht verſchmäht haben, ihn zu benutzen; er war Secretair der Herzogin v. Rohan, dann bei der Königin Chriſtine von Schweden, die voller Bewunderung über G. (den ſie „mon beau génie" zu nennen pflegte), ihn zum ſchwediſchen Reſidenten beim franz. Hofe ernannte und mit Geſchenken überhäufte. Nach dem Tode Chriſtinens, und da auch ſ. Stücke das Publicum nicht mehr anzogen, verfiel er in Armuth und Vergeſſenheit. Außer einer großen Anzahl poetiſcher Arbeiten hat man von ihm 15 Theaterſtücke. In ſ. Trauerſpiele „Telephont" ließ der Cardinal Richelieu einige von ſ. eignen Verſen einrücken, eine Gefälligkeit, die dem Dichter von dem großen Staatsmann, der aber nur ein ſchlechter Reimer war, hoch angerechnet wurde. Auch hat er eine Kunſt zu lieben, dem Ovid nachgebildet. II. **Nicolas Joſeph G.** geb. 1751, war durch Schickſal, Gemüthsſtimmung und Talent zur Satyre hingeführt, und es gibt franz. Kunſtrichter, die ihn ihren Juvenal nennen. Er warf ſich unter die Partei, welche der der ſogenannten Philoſophen entgegenſtand, mit einer ſolchen Heftigkeit, daß man von ihm ſagte, er habe die Sturmglocke gegen ſie gezogen. Seine Satiren: „Das 18. Jahrhundert", die er 1775 an Fréron adreſſirte, und „Meine Apologie", 1778, haben ſolche kraftvolle und treffende Stellen, daß man dadurch an die römiſchen Dichter erinnert wird. Es gibt eine Sammlung ſ. Poeſien in 2 Bd. Er ſtarb faſt wahnſinnig 1780.

Gilde, gleichbedeutend mit **Gülde, Gilte, Zunft, Einung, Innung, Gaffelamt, Gaffel, Amt, Zeche, Bruderſchaft, Amtsgilde**, bedeutet öffentlich beſtätigte Geſellſchaften von Handwerksgenoſſen, welche mit einer Ordnung und Lade verſehen, und mit Ausſchließung Andrer ein gewiſſes Handwerk zu treiben berechtigt ſind. Auch Handwerker von ganz verſchiedener Art können zuſammen eine Gilde ausmachen, wie dies z. B. mit den Feuerarbeitern, Silberarbeitern ꝛc. der Fall iſt. Aus dem Begriffe Gilde oder Zunft folgt ſchon an ſich ſelbſt, daß derſelben überhaupt alle diejenigen Rechte zuſtehen müſſen, welche einer jede erlaubte Geſellſchaft im Staate genießt. Auf dieſem Grundſatze beruht das Recht der Zünfte: 1) gewiſſe Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Beſten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu beſitzen, d. i. eine ſchriftliche Beſtätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, worin zugleich die Rechte des Handwerks, deſſen Freiheiten und Schranken enthalten ſind, nach dem, was deſſen Meiſter eigentlich verfertigen und treiben können. 2) Einzelnen Mitgliedern zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufſicht über beſtimmte Gilden- oder Innungsgeſchäfte zu übertragen und bei Proceſſen, welche die Gilde betreffen, einen Syndicus zu beſtellen. 3) Zuſammenkünfte (oder Morgenſprache, weil ſie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne Statt fanden) zu halten

es das Beste der Gilde erfodert. Endlich 4) ein gemeinschaftliches Vermö-
besitzen und zur Bestreitung der Kosten, welche die Erhaltung und das Beste
mung erfodern, Abgaben zu bestimmen, welche die Gilde- oder Zunftgenossen
ten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Lade,
ade, aufbewahrt zu werden pflegen. An einigen Orten macht man einen Un-
d zwischen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark Brandenburg scheint der
uch Gilde anständiger zu sein, als Zunft, Innung, Gewerk, und eine geehrtere
g oder Gesellschaft zu bedeuten. An andern Orten hält man die Benennung
für gering, ertheilt sie den gemeinen Handwerkern, und belegt die übrigen mit
amen Amt oder Ämter. Über den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden
einen Wohlfahrt bringen sollen, s. Zunftwesen.

Gilray, s. Caricatur.

Gimle, s. Nordische Mythologie.

Ginguené (Pierre Louis), Literator, geb. zu Rennes in der Bretagne
stammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Früh eignete er sich äl-
lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, und zeigte lebhaften Sinn für
i, besonders für Dichtkunst und Musik. Zu Paris mußte er s. Zeit zwi-
rbeiten in einem der Bureaus des Contrôle général und s. Studien theilen.
ichkeit und Gewandtheit in der Geschäftsführung und eine ebenso geläufige,
iche Handschrift empfahlen ihn s. Vorgesetzten ebenso sehr, als ein von ihm
manac des Muses" anonym eingerücktes Gedicht: „Confession de Zul-
lussehen erregte. Dessenungeachtet warf er sich gegen alle Erwartung in
mdartige Studien. Er ergründete die Tiefen der franz. Sprache in ihren
atikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe. Beide
steller — vorzüglich der letztere, den er in metrischer Hinsicht, und als Sän-
er Männer und Thaten noch über Jean Baptiste Rousseau erhob — wur-
ieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geschäft, die verbliche-
r doch vergessenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend
orzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwischen Gluck's und Pic-
nhängern. G. entschied sich bald für Piccini und die ital. Musik, und trat
o größerer Festigkeit in den Kampf, da er Piccini's persönlicher Freund ge-
war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen s. Partei, während
Spitze der andern zwei, nicht nur durch musikalische Bildung, sondern auch
ker und Schriftsteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, standen.
kleinen Schrift („Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédac-
s articles de l'Opéra dans le Mercure de France", Par. 1782) be-
r dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher schrieb er eine nicht un-
de „Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini" (Par. 1800),
r er, bei aller Vorliebe für diesen Componisten, doch auch Gluck als ein
on Geschmack und Einsicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle
gkeit widerfahren ließ. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold
unschweig, und eine Denkschrift auf Ludwig XII., beide durch Preisauf-
r franz. Akademie veranlaßt, fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Grö-
merksamkeit erregte s. Beurtheilung der Bekenntnisse Rousseau's („Let-
les conf. de J. J. Rousseau", Par. 1791, engl. übers. Lond. 1792,
Durch die strenge Unparteilichkeit, mit welcher er dessen Leben durchmusterte,
nehr zu s. Vertheidigung bei, als es der entschiedenste Lobredner würde ge-
en. Die Revolution, an welcher er als Freund der Freiheit thätigen An-
m, führte ihn in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens.
Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege s. literarischen
e zum „Moniteur" und „Mercure de France" (1790—92), die Bear-
des zur „Encyclopédie méthodique" gehörigen „Dictionnaire de musi-

que" (in Gesellschaft mit Framery, Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der „Nouvelle grammaire raisonnée" (Par. 1795) beurkundeten, gesellte er sich durch s. Theilnahme an der „Feuille villageoise" (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvellé, 1793—95 allein), und durch die Herausg. der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 — 1807, 54 Bde., seit 1805 u. d. T. „Revue") zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tags. Die „Décade", welche früher ebenso wenig für Robespierre als später für Bonaparte in die Posaune stieß, war die einzige franz. Zeitschrift, welche sich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verleugnen. Nicht minder thätig zeigte er sich in s. amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Febr. 1798) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei s. Rückkehr wurde er Mitglied des Tribunats. Da er es aber für s. Pflicht hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat 1802 ausschloß. Jetzt unternahm er das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil s. Ruhms verdankt „Histoire littéraire d'Italie", wovon Th. 1—6 zu Paris 1811—13, Th. 7—9 aber nach s. Tode 1819 erschienen. Wenn Tiraboschi bei s. Forschungen mehr das Einzelne als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte G. im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Konstantins an bis auf das 18. Jahrh. herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken, noch der Styl haben etwas Blendendes; aber man wird angezogen durch den anspruchlosen, gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine der Sprache, welche, ungeachtet einer gewissen Eintönigkeit der Wendungen, sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Außer s. Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb G. noch s. meist ital. Vorbilder nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814), übersetzte Catull's „Hochzeit des Thetis und des Peleus" in franz. Verse (Par. 1812), und nahm an der „Biographie universelle" u. am 13. u. 14. Theil der „Histoire littéraire de la France" thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten s. Nation erheiterten den Abend s. Lebens. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1816. Außer den erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochüren hat er Chamfort's (Paris 1795, 4 Bde.) und Letourneur's (Par. 1811, 4 Bde.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14.—25. Lief. der Tableaux de la révolution franç. verfertigt. Der Katalog s. hinterlassenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die ital. Literatur einen hohen Werth. Diese Bibliothek ist an das britische Museum in London im Ganzen verkauft worden. A.

Gioja (Flavio) von Einigen auch Gira und Giri genannt, ein Seefahrer aus Pasitano, einem Dorfe in der Nähe von Amalfi, lebte zu Ende d. 13. oder Anfange d. 14. Jahrh. Er ward lange für Denjenigen gehalten, welcher zuerst die Eigenschaft des Magnets zur Bestimmung des Weges auf dem Meere angewandt und somit Erfinder des Compasses wäre. Nähere Untersuchungen über diesen Gegenstand ergaben jedoch, daß schon die europäischen Seefahrer d. 12. Jahrh. sich der Magnetnadel bedient hatten. Daher kann das Verdienst des amalfitanischen Schiffers nur darin bestehen, die bereits vorhandene Erfindung vervollkommnet haben, was ihm jedoch immer den Dank der Nachwelt sichert. Bis auf ihn hatte man nur eine höchst unvollkommene Einrichtung, zufolge welcher die wegweisende Nadel, auf ein paar Strohhälmchen oder dünne Holzsplitter gelegt, in einem Gefäß mit Wasser schwamm, und so durch ihre Richtung die Himmelsgegenden anzeigte; natürlich dies aber nur dann vermochte, wenn die See ruhig, und das Schiff ohne

Schwankungen war. Er war der Erste, der die Vorrichtung erfand, die Na-
maßen zu befestigen, daß sie in jeder Lage unverrückt nach Norden zeigt, und
ußreich diese Entdeckung war, geht schon daraus hervor, daß gleich darauf
ze Nautik einen andern Charakter annehmen, und der bis dahin sich nur selten
m Gesichtskreis der Küsten entfernende Schiffer nun dreist und kühn sich auf
testen Meere wagen konnte. Daß Gioja daher im eigentlichen Sinn der
der neuern Schifffahrt ist, und die Nachwelt ihm den Gewinn zu danken hat,
n sie seitdem aus der Vervollkommnung derselben zog, ist klar. Später ist
Erfindung vielfach verbessert worden. (Vgl. Compaß u. Magnetnadel.)

Giordano (Luca), Maler, geb. zu Neapel 1632, ein Schüler Espagno-
ing, um die größten Meister Italiens kennen zu lernen, nach Rom und verei-
ich mit Peter von Cortona, dem er als Schüler bei s. großen Arbeiten half.
r hatte Paolo Veronese großen Einfluß auf ihn. Dessenungeachtet ahmte er
ühmtesten Maler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner
) getäuscht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto gegeben,
der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte, oder eigentlich, weil
ater, der ihn aus Eigennutz zur Eile antrieb, ihm diese Worte oft zugerufen
soll. Sein Geist war an Erfindung reich, s. Colorit sanft und harmonisch und
el frei und fest; mit der Perspective war er gründlich vertraut. In Neapel
nach s. Rückkehr viel beschäftigt. 1679 berief ihn Karl II. von Spanien
um das Escurial zu zieren. G. war von heiterm Temperament und belu-
en Hof mit s. Einfällen. Die Königin äußerte einmal gegen ihn den Wunsch,
zu kennen. Der Maler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und
s der Fürstin, welche darüber so entzückt war, daß sie ihr Perlenhalsband ab-
und es ihm zum Geschenk für s. Frau übergab. Der König zeigte ihm ein
de von Bassano, und äußerte sein Mißvergnügen, das Gegenstück nicht auch
en. Wenige Tage darauf zeigte G. dem Könige ein Gemälde, das dieser
Werk Bassano's ansah, und so lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es
rfertigt habe. Außer diesem Gemälde malte er, um die Weise dieses Ma-
hzuahmen, noch zwei andre, die man in der Karthause St.-Martin zu Nea-
el; auch sieht man in derselben Kirche ein Gemälde, worin er dem Cheva-
ssimo Stanzioni nachgeahmt hat. Nach dem Tode Karls II. ging er in
terland zurück und starb daselbst 1704. Seine vorzüglichsten Stücke sind
ogemälde im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Auch befinden
der Dresdner Galerie einige s. schönsten Bilder. Die Zahl s. Werke ist zu
s daß ihm zu einem sorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre; nur wenige
er tadellos.

iorgione di Castelfranco, eigentlich Giorgio Barbarelli, geb.
i Castelfranco im Venetianischen, einer der berühmtesten Maler der venetia-
Schule. Sein Lehrer war Giovanni Bellin, der ihn aus Neid von sich ent-
In Venedig schmückte er mehre große Gebäude, wie es Gebrauch war, mit
chneten Wandgemälden z. B. die Façade des Waarenlagers der Deutschen,
ie meisten leider zu Grunde gegangen sind, und fand darin an Tizian einen
den Nebenbuhler. Seine Portraits gehören zu den schönsten der Italieni-
hule. Auch soll er, um den Streit über den Vorzug der einzelnen bilden-
ste von einander praktisch zu entscheiden, nach Vasari's Bericht einen Nack-
lt haben, der von der Rückseite gesehen ward und sich mit der Vorderseite
klaren Wasserquelle abspiegelte. Auf dem abgelegten, hell polirten Küraß
ch sein linkes Profil ab, während am Spiegel auf der andern Seite das
rückspiegelte, womit er zeigen wollte, daß die Malerei darum den Vorzug
weil sie in einer einzigen Ansicht mehr von einem Körper, als die Skulptur
nne. Seine Werke sind selten. In Mailand, in den Galerien von Wien

und Dresden, bewundert man einige s. Bilder, auch ist in dem herzogl. Palast in Braunschweig und in der Galerie in Pommersfelden ein Gemälde von ihm vorhanden. Er starb schon 1511 an den Folgen einer zu großen Neigung für das schöne Geschlecht. Seine Schule zeichnet sich in der Wahrheit des Colorits aus.

Giotto. Dieser berühmte Maler und Petrarca's Freund, hieß eigentlich Ambrogiotto Burdone. Als der Sohn eines Bauern in dem florentinischen Dorfe Vespignano (geb. 1276 nach Vasari, 1265 nach Baldinucci), war er bestimmt, das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einst beobachtet hatte, wie er eins von s. Schafen mit einem spitzen Stein auf ein Stück Schiefer zeichnete, bat er s. Vater, ihm den Sohn zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine glücklichen Anlagen, besonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten sich so schnell, daß er in Kurzem s. Meister und alle mitlebende Maler übertraf. Er faßte in s. Bildern die menschlichen Dinge wahrhaft und gemüthlich auf, zeichnete sich vor s. Zeitgenossen durch edlere Formen, gefällige Vertheilung der Figuren, Beobachtung der Proportionen und natürliche Behandlung der Gewänder aus. Seine Figuren haben mehr Leben und freie Bewegung als die s. Vorgängers Cimabue, sowie er überhaupt den steifen Styl verließ. Zu s. vorzüglichsten Werken gehört die berühmte Navicella (Schifflein) in Rom (die Darstellung des Apostels Petrus, der auf dem Wasser geht, in musivischer Arbeit), in Florenz einige Frescogemälde (die Krönung der heil. Maria in der Kirche Santa Croce und die von Michel Angelo und Mengs so bewunderte Grablegung der Jungfrau); ferner die Geschichte des heil. Franciscus in Sacro convento zu Assisi und mehre Miniaturen. Dieser außerordentliche Mann trieb mit gleichem Glück die Bildhauer- und Baukunst. Er starb 1336 und hinterließ eine Menge Schüler.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, geb. 1628 zu Troyes in Champagne, hatte Laurent Magière zum Lehrer. Nachdem er sich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer jährl. Unterstützung nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuer Zeit zu studiren. Nach s. Rückkehr schmückte er die königl. Schlösser mit Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Lebrun's Tode erhielt er das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu sein, nach Marseille. Beide Nebenbuhler waren einander würdig. Pujet gab s. Figuren mehr Ausdruck, G. mehr Anmuth. Auch zeichnen sich s. Werke durch Reinheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Grabmal des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, nachher in dem jetzt wieder aufgehobenen Museum des Petits-Augustins; die Reiterstatue Ludwig XIV., welche s. Meisterstück war, und am 12. Aug. 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Bosketts der Apollodäder ꝛc. zieren. Da G. zu sehr beschäftigt war, um s. Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris 1715. Seine Gattin Katharina du Chemin, war Blumenmalerin.

Giro (Kreis, Kreislauf), eine mehrmals geschehene Indossirung (Übertragung) eines Wechselbriefs, daher ein von einem Inhaber auf einen andern indossirter Wechsel ein girirter Wechselbrief, die Handlung der Übertragung aber giriren heißt. Der, welcher einen girirten Wechselbrief an einen andern indossirt hat, wird der Girant, Derjenige aber, an welchen ein solches Indossament gerichtet ist, der Girat genannt. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt ist, und der Trassat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder dessen Ordre angewiesen

Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro iſt ein ſolches, wo em Namen des Giranten ein leerer Raum gelaſſen iſt, damit der Girat das ſelbſt ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit Reihe der Giranten tritt, und mithin von der den Giranten ſtillſchweigend ob- en Verbürgung des Wechſels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unter- durch Giri der Art möglich gemacht wird, ſo ſind ſie in vielen Wechſelordnun- rboten.

Girobank, diejenige Gattung von Depoſitobanken (ſ. d.), bei wel- les Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte ne dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Dieſe nſtalten ſetzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, ſondern es inem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eignes Blatt (Fo- ngezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leiſten, ſo braucht eine Anweiſung zu geben, die zu zahlende Summe von ſ. Blatt ab-, und auf latte des Empfängers zuzuſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ür die empfangenen Summen keine Zinſen zahlen kann, denn der Eigenthü- nn ja darüber zu jeder Zeit ebenſo verfügen, als ob er die Summen ſelbſt ver- ; die Bank leiſtet demſelben dadurch einen wichtigen Dienſt, daß ſie ſ. Münz- ſicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, ſ. Zahlungen ſelbſt zu machen. ank dieſer Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur ündliche Anweiſungen Summen überſchrieben werden können, indem die che zu große Gefahr des Betrugs veranlaſſen würde. Die bedeutendſten n dieſer Art befinden ſich in Hamburg und Amſterdam. K. M.

Girodet, geb. 1767 zu Montargis, der eigenthümlichſte, vielſeitigſte ſſenſchaftlichſte der neuern franzöſiſchen Maler, war Regnault's Schü- ein Vater (Domainendirector des Herz. von Orleans) beſtimmte ihn für litair, gab aber endlich deſſen Neigung für die Malerei nach. In frühe- end ſtudirte G. in Rom. In David's Schule gewann er, 22 J. alt, den Preis. Man erkennt in G.'s Werken eine entſchiedene Neigung zu plaſti- ollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit ſchöner ümlichkeit in allen ſ. Gemälden. Seine Zeichnung iſt höchſt richtig und nger Beſtimmtheit, ſein Colorit reich und durchſcheinend, doch harmoniſch, t Buntheit. G. arbeitet mit ebenſo ſtrenger Sorgſamkeit als Genialität; die Lichteffecte, aber ſie gehen bei ihm aus dem Geiſt des Bildes hervor. on ſ. ſchönſten Gemälden iſt ſ. Endymion, den er noch in Italien malte. ippokrates (geſtochen v. Maſſard) hat eine wunderſam ſchöne Beleuchtung; h, der ſich ſ. Brüdern zu erkennen gibt, iſt ein idylliſches, liebliches Werk; n hat Schönheiten der Zeichnung, iſt aber in der Erfindung verfehlt. Be- iſt die große Sündflutsſcene dieſes Meiſters; ein Hauch von Buonarotti's eiſt weht darin. Ein rührendes Bild iſt ferner G.'s Atala nach der be- Erzählung Chateaubriand's. Er malte Napoleon, wie er die Schlüſſel der Wien empfängt. Mit Feuer und Geiſt erfunden und durchgeführt war die ung zu Kairo. Seine Portraits ſind voll Kraft und Wahrheit. So malte in ganzer Figur die Heerführer der Vendée, Bonchamp und Cathelineau; ch einem Miniaturbilde, dieſen aus den Zügen ſ. ihm ähnlichen Sohnes. ztes, ſehr großes Gemälde ſtellt den heil. Ludwig in Ägypten dar. 1817 ß. Ritter des St.-Michaelordens. Er ſtarb zu Paris d. 9. Dec. 1824. hkeit, Beſcheidenheit, Strenge gegen ſich und Milde gegen Andre, tiefer m und warmes Gefühl waren die Hauptzüge ſeines Charakters. Wl.

Girondiſten (les Girondins), die Partei der Republikaner edlerer Ge- in der zweiten franz. (geſetzgebenden) Nationalverſammlung (1791—93),

merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichsten Stimmführer und wegen ihres sechsmonatlichen, für sie unglücklich endenden Kampfs mit dem sogenannten Berge im Nationalconvent. Man nannte sie Girondepartei, weil die Häupter derselben, Guadet, Genſonné und Vergniaud, denen ſich noch 20 Andere (unter dieſen der geiſtvolle Ducos) anſchloſſen, aus dem Depart. der Gironde waren. An ihrer Spitze ſtand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetſten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 J. alt, zum Deputirten der geſetzgeb. Verſammlung gewählt wurde, zu einer Zeit (1791), wo der König, nach ſeiner Rückkehr von Varennes, ſchon wie ein Gefangener in ſ. eignen Palaſte gehalten wurde, und das republikaniſche Syſtem bereits die beſten Köpfe eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des Königthums eine republikaniſche Regierungsform zu ſetzen. Schon vor ihrer Abreiſe von Paris ſchworen in ihrem Club zu Bordeaux die im Depart. der Gironde gewählten Deputirten, der ſtürmiſche Guadet am entſchloſſenſten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum ſchloſſen ſich Guadet und ſ. Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das conſtitutionelle Königthum vertheidigte, ſondern an die Jakobiner, unter welchen die wildeſten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Briſſot, Condorcet, Sieyes u. A., theils aus Schwärmerei, theils von verwegenem Übermuthe, eben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichen Umſturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch ſ. ſtürmiſche Redner den größten Eindruck. Er wandte ſich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, beſonders, den Hof und die Miniſter. So ſetzten er und Genſonné d. 2. Jan. 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indeß gab es auch unter den G., die wenigſtens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus dieſen nahm Ludwig ſ. Miniſter, Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die Girondiſten ſchritten mit um ſo größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort, und der Angriff auf die Tuilerien, 20. Juni 1792, wurde als ihr Werk angeſehen. Da aber die ochlokratiſchen Plane der Faction Danton beſonnener gemacht, fingen ſie gegen Ende Juli 1792, an, ſich den Conſtitutionellen mehr zu nähern, und ſelbſt mit dem Hofe zu unterhandeln; da ſie aber ihre Forderungen verworfen ſahen, nahmen ſie ihr altes Syſtem wieder an, hatten jedoch an dem 10. Aug., der ganz das Werk der Faction Danton war, keinen Antheil. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, ſei noch nicht gekommen, und ſchlugen ſogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10. Aug. wurden Guadet und einige Girondiſten die wirkſamſten Mitglieder der Regierungscommiſſion, wo ſie aber keine Gewaltthat begingen, ſondern ſelbſt Geächtete in Schutz nahmen. Bald mußten ſie der übermächtigen Partei Danton's weichen, welcher die Stadtgemeinde auf ſ. Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2. Sept. geſchehen laſſen. Als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen, erhob ſich ihre republikaniſche Begeiſterung aufs Neue. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi ſolle der Erde gleich gemacht werden, da ſie ſich vom Feinde hatte nehmen laſſen. Mit großem Muth widerſetzte er ſich der Faction Orleans, und drang auf die Beſtrafung der Verbrechen im Sept. Die G., welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Conſtitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundſätzen weder auf den Beiſtand der Conſtitutionellen, noch der Royaliſten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigſten griffen die frechern Jakobiner (die Anarchiſten) und die Cordeliers (die Maratiſten), vor allen andern G., an, weil ſie ihn am meiſten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Der Redner von der Garonne ſchlug mit der Kraft ſ. Talents den Günſtling des Volks leicht zu Boden, ſo daß ſelbſt ſ. Feinde den Sieger bewundern mußten. Er

rhob sich Guadet, als er Danton und Robespierre anklagte, daß sie die Stützen weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die G., um ihre Feinde zu legen, die Todesstrafe gegen Jeden aussprechen, der die Bourbons wieder auf hron riefe; hierauf schlugen sie die Todesstrafe gegen die Ausgewanderten, en Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. In dem Proceß des Kö- immten Guadet, Gensonné und Vergniaud für den Tod, nachdem ihr Vor- , daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen solle, verworfen worden (Vergniaud's improvisirter Appel au peuple ist eine der schönsten Reden in nz. Sprache.) Nach dem Ausspruch des Todesurtheils verlangte Guadet ßem Nachdruck den Aufschub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Na- fruf in jenem unglücklichen Processe. Indeß konnten sie ihre Feinde nicht nen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die G. nannte, weil sie auf änken des Erdplatzes saßen, die Unvorsichtigkeit, gegen Marat (20. April) eine e zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgesprochen, und der hielt sich durch dieses Beispiel für berechtigt, auch seiner Seits die Girondi- pter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und isten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) sahen, daß sie den t die Stimmenmehrheit in der Versammlung entreißen würden, so bedienten der pariser Sectionen, welche mit aufrührerischem Geschrei vor dem Convent en, und die Verurtheilung der G. foderten; auch diesmal, und selbst als die pariser Stadtgemeinde die Foderung wiederholte, triumphirte der unerschro- epublikaner Guadet. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorstädte St.- e u. a. Am 31. Mai 1793 ertönte die Sturmglocke. Ein bewaffneter umgab den Convent, während Hassenfratz, von einer Schar sogenannter Bit- begleitet, und, von ihrem Mordgeschrei unterstützt, die Achtserklärung der 22 angte. In diesem entscheidenden Augenblicke erhob sich Guadet abermals Rednerbühne, und s. Partei schien auch diesmal noch zu siegen; allein der d dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchisten, von einem unsinnigen nterstützt, gewannen die Oberhand, und 34 von der Girondepartei wurden , und zur Erscheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die Mei- Angeklagten suchten sich durch die Flucht in die westlichen Departements zu welche sie zum Aufstande gegen den Convent zu bringen hofften. Dieser, m Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, schritt aber unauf- in s. Maßregeln fort. Die Zahl der Geächteten ward auf 53 erweitert; te, die gegen die Beschlüsse vom 1. und 2. Juni protestirt hatten, wurden Convent gestoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun schnell ungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerst Gorsas unter dem Beil llotine (7. Oct. 1793); dann am 31. Brissot, Gensonné, Vergniaud, Sil- 17 Andre. Wenige retteten sich (unter diesen Louvet, der s. Begebenhei- rend s. Ächtung auf eine höchst anziehende Weise unter dem einfachen Titel: ues notices pour l'histoire" [deutsch von Archenholz und von C. F. Cra- m Publicum mittheilte). Roland, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet ben sich selbst den Tod. Guadet wurde in Bordeaux d. 17. Jul. 1794 lt) guillotinirt, und bald nachher s. Vater, s. Tante und s. Bruder, weil erwandten des Geächteten waren. K.

Giulio Romano s. Julius Romanus.

Giunti. Diese berühmte alte Buchdruckerfamilie (Juntá, Junta, Juncta nta, auch Zonta genannt) stammte nicht aus Lyon, wie man behauptet hat, aus Florenz, wo sie schon 1354 vorkommt. Der dort noch blühende Zweig rch ein Decret von 1789 zum Range einer Patricierfamilie erhoben. Seit e d. 15. Jahrh. erscheinen die G. als Buchhändler und Buchdrucker; zu , zu Florenz, später zu Lyon, endlich zu Burgos, Salamanca und Madrid

vermehren ihre Officinen durch sehr beachtenswerthe Drucke die Hülfsmittel der europäischen Bildung. Die älteste dieser Druckereien scheint die venetianische zu sein, gestiftet durch Lucas Anton G., der aus Florenz sich nach Venedig um 1480 gewandt hatte. Anfangs, von 1482—98, betrieb er nur Buchhändlergeschäfte, indem er anderwärts drucken ließ („Catharina da Siena dialogo de la divina providentia", Ven. Mthi. da Codeca, 1482, 4.). Seit 1499 aber besaß er eine eigne Officin, deren erstes Product „J. Mar. Politiani constitut. ord. Carmelitarum" (4.) sind. Seine letzten Drucke sind vom J. 1537, dem Jahre s. Todes. Unter der Firma: Haeredes L. A. de Giunta ging die Druckerei nach s. Tode fort; zunächst unter der Leitung s. Sohnes, Thomas G., dessen Druckerei 1557 abgebrannt, hergestellt, dauerte sie unter wechselnder Oberaufsicht noch bis ins folg. Jahrh. fort. 1644 kommen die Heredi di Tommaso Giunta als Compagnons des Handlungshauses Fr. Baba vor; diese Verbindung läßt sich noch 1648 nachweisen. Der letzte uns bekannt gewordene Druck der venetianischen Officin ist von 1657. („Hippocrat. Ochi libri III. de febribus", Ven. ap. Juntas, 1657, 4.) Ihre Drucke unterscheiden sich durch nichts von den damaligen Officinen Venedigs, wie sie gewöhnlich waren, und stehen tief unter den bessern der Manucci, des Giolito u. A. Bloß auf den Erwerb berechnet, ohne daß sie höhere wissenschaftliche Zwecke verfolgt hätten, zeichnen sich die Giuntinen aus Venedig weder durch Typen, noch durch Papier aus. Pergamentdrucke scheinen die venetianischen Giunti gar nicht gegeben zu haben; griechische Drucke wenig. Die Ausg. des Cicero von 1534 durch Victorius ist fast der einzige bedeutende Druck. Nicht ohne Werth sind die Missaldrucke. In s. Vaterstadt Florenz begründete das nachmals so blühende Gewerbe, Philipp G., der Sohn eines gleichnamigen Vaters, Lukas, Antons Bruder. Wahrscheinlich genoß Philipp den Unterricht des Christoph Landinus. In Florenz hatte er die Druckerei, aus der als erster Versuch der Zenobius von 1497 hervorging. Nach dem Tode Philipps (am 16. Sept. 1517) erhielten s. Erben die Officin unter abwechselnder Leitung fort. Der letzte Druck der florenzer Officin scheint Buonarroti rime (1623, 4.) zu sein. Die Typen dieser Officin an sich dürfen übrigens die Vergleichung mit denen der Manucci nicht scheuen; nur an Mannigfaltigkeit möchte sie diesen etwa nachstehen. Die Cursiv möchte sogar den Vorzug verdienen. Auch besser ist bei den Aldus das Papier, besser die Schwärze und das Ensemble des Drucks. Außerdem hat die florenzer Officin Großpapiere und mehre gut gerathene Pergamentdrucke geliefert. Wahrscheinlich ist, daß sie selbst eine Schriftgießerei besaßen, aus der sich gleichzeitige florenzer Drucker versorgten. Zur Ehre einer besondern Sammlung sind die Giuntinen noch nicht gelangt, obgleich sie dieselbe eben so sehr zu verdienen scheinen als die Aldinen; denn viel zu voreilig behauptete man, die Giunti hätten nur Wiederholungen Aldinischer Texte geliefert. Gewiß ist der innere Werth ihrer Drucke bedeutender als man gewöhnlich glaubt. Durch ein sonderbares Geschick sind diese weniger bekannt; doch haben die genauer untersuchten ital. Schriftsteller ihrer Officin erwiesen, welche wesentliche Ausstattungen sie den die Gelehrten gewannen, mit denen sich die Giunti ebenso wie die Manucci zu umgeben verstanden. Weniger gilt dieses Lob den Leistungen der lyoner Officin, gestiftet durch Jakob de Giunta, aus Florenz, Francesco G.'s Sohn, der noch 151 zu Venedig vorkommt, seit 1520 aber zu Lyon erscheint, anfänglich bloß als Verleger, seit 1527 aber auch als Drucker. Nach s. Tode 1548 setzten s. Erben theils das Gewerbe fort, von dem noch 1592 sich Spuren finden. Nicht so leicht zu entwirren ist das Verhältniß, welches zwischen den ital. und den spanischen Officinen und unter diesen letztern selbst stattfand. Zu Burgos druckte Juan Junta 152 28 und 51. Philipp J., vielleicht Eine Person mit dem florenzer Philipp d. Jüngern, von 1582—93; zu Salamanca druckt 1534—52 ein Juan de J., allem Anscheine nach eine und dieselbe Person mit dem Juan J. von Burgos

582 Lukas J. Zu Madrid Giulio Giunta 1595, der am 27. Jan. 1618 dann Thomas Junta oder Junti 1594—1624, der ſeit 1621 als königl. rucker auftritt. Ein Verzeichniß der Giuntiniſchen Drucke bis 1550 gibt s „Bibl. Lexikon".

Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung. Dieſe treffliche Samm- aufte der König von Preußen 1815 in Paris. Er läßt ſie jetzt, mit einer hl der vorzüglichſten Kunſtſchätze, die ſich in den königl. Schlöſſern befinden, gt, in einem beſonders dazu eingerichteten Gebäude, dem Muſeum in Berlin, m. Das fürſtl. Haus Giuſtiniani in Rom ſtammt von einem alten und ten Hauſe in Genua ab. Der Sammler dieſer Kunſtwerke führte den Ti- s Marcheſe, und lebte am Ende d. 16. und im Anfange d. 17. Jahrh. Zwei lang war die Galerie die Zierde eines der größten Paläſte Roms, den der- ammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero . Der größte Theil der Gemälde iſt von Meiſtern, die zur Zeit des Samm- en, und von denen viele, die ſich dieſem Haus verpflichtet fühlten, ihre beſten leich für die Familie Giuſtiniani beſtimmten, wodurch die Galerie auch be- merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt wird, denn in jener Zeit flammte Kunſtfleiß zum letzten Male kräftig auf, obgleich auf andre Weiſe, wie früher, htete noch in ein ganzes Jahrh. hinein, aus deſſen Lauf wir auch bedeutende rke hier finden. Man zählt auf 170 Gemälde; 1807, wo die Sammlung ris kam, war ſie noch vollſtändiger, aber manches herrliche Gemälde derſel- de einzeln verkauft, ehe ſie der Prinz, mehre Jahre ſpäter, an Bonnemaiſon en verkaufte. Aus der früheſten Periode bemerken wir ein Gemälde des co Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorſtellend, als eine nur mit zartem eidete Geſtalt, mit einem ſpiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft, worin mit kleinen Figuren s und Hölle angedeutet iſt, und die Hauptfigur auf einem Wagen, von vier inhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantaſtiſch Bedeutungs- s mehren Werken jener frühern Zeit eigen iſt. Der Pinſel iſt etwas tro- die Behandlung des Nackten ſchön, der Blick klar und rührend. Ferner dieſer kindlich frommen Kunſtepoche bemerkenswerth: drei Madonnen cesco Francia, eine Judith von Mantegna, der beweinte Chriſtus von Luca li, ein jugendlicher Chriſtuskopf, der fälſchlich für einen Leonardo da Vinci t wird, da er wol aus Perugino's Schule iſt, und zwei Madonnen des In- von Imola, in denen noch die Anſpruchloſigkeit und ſüße Einfalt der alten ſcht, obgleich der Meiſter ſchon einer ſpätern angehört. Von den vier ulen ſind bemerkenswerth. Aus der florentiniſchen: der Raub des Ga- n Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obſchon im ver- Maßſtab; der Ganymed hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraft- egung, die dieſen Meiſter bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, e aber fremd blieb. Das Gemälde iſt ſo zart und ſorgfältig ausgeführt, behaupten, es ſei nur nach der Zeichnung des Meiſters von Marcellio Ve- lt. Eine heil. Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedach- vollendetes Bild. Mehre köſtliche Gemälde von Andrea del Sarto. Ve- lmor von Daniel di Volterra. Aus der römiſch-rafaeliſchen Schule iſt jes Gemälde von Rafael's ſpäterer Zeit hier; Manche behaupten, es ſei el's Zeichnung von Francesco Penni gemalt, doch die hohe Schönheit in Ausdruck verräth den Meiſter ſelbſt. Es iſt Johannes der Evangeliſt, Thron von Wolken ſitzend; in hoher Begeiſterung will er eben die göttli- arung auf eine Tafel ſchreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht t. Seine blaue Tunica und ſein weitflatterndes violettes Gewand ſind ien Lichtern erhöht, daß ſie in den Farben der Morgenröthe zu ſchillern

ſcheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieſer feſten freien Stirne, dieſem ernſten dunkeln Auge, dieſem ſanft wohlwollenden Mund. Ferner iſt aus dieſer Schule eine Vermählung der heil. Katharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet ſchönes Bild, worin die ſchwarzen Töne nicht ſo vorherrſchen, wie oft bei dieſem Meiſter, das Colorit iſt heiter und harmoniſch, die Köpfe ſind von der ſchönſten Vollendung. So iſt auch von dieſem Meiſter die herrliche Copie des Portraits Julius II. nach Rafael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders malen mußte als auf dem Original, um ſie unterſcheiden zu können. Aus der lombardiſchen Schule bemerken wir einen Chriſtuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde ſ. Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heil. Familie, beide ſind flüchtig, aber ſehr lieblich gemalt; das zweite iſt eine freie Nachahmung von Correggio's Zingarella. Die Arbeiten dieſes Meiſters, der Correggio's Grazie und Helldunkel mit Parmegianino's Eleganz vereint, ſind äußerſt ſelten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heil. Familien von Camillo Procaccini, ein Beſuch der heil. Eliſabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Doſſo Doſſi, verdienen beſondere Aufmerkſamkeit. Aus der venetianiſchen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein gut erhaltenes Bild, welches ſich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet, und eine Sibylle. Die Ehebrecherin vor Chriſtus von Sebaſtiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchſten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Der Kopf des Erlöſers ist rein menſchlich ſchön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegenſatz derſelben zu der Heuchelei und Verſtocktheit der Phariſäer und der Zerknirſchung der ſchönen reuigen Verbrecherin iſt mit ſeltener Kraft dargeſtellt. Zugleich findet man in dieſem Gemälde die Portraits der vorzüglichſten venetianiſchen Künſtler; der israelitiſche Ritter iſt Sebaſtiano del Piombo, der Kopf mit dem ſchwarzen Bart Palmaveccio und der Krieger über dem Kopf der Frau iſt Giorgione. Eine Venus und eine Bethende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veroneſe (für Albano ausgegeben), mehre ſchöne Bildniſſe von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veroneſe, beweiſen nebſt andern ſchätzbaren Gemälden, wie reich dieſe Sammlung an venetianiſchen Meiſtern iſt. Die ſeltenſten Schätze dieſer Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturaliſten. Zuerſt bemerken wir von Lod. Carracci die Speiſung der fünftauſend Mann mit fünf Broten und zwei Fiſchen. Der Künſtler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jeſus, ſtehend unter der Menge, wendet ſich zu ſ. Jüngern, wovon einer die Brote hält, und ſegnet die Fiſche, welche ihm ein Knabe reicht. Es ſind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter iſt groß, das Ganze hat Hoheit und Würde durch die ſinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken ſie die Abſtufung der Flächen der weiten Landſchaft, die mit einer zahlloſen Menge Volk bedeckt iſt. Der Meiſter, deſſen Hauptvorzug Klarheit und Würde iſt, malte dieſes Bild, als er aus Tintoretto's Schule kam, und vereinte darin venetianiſche Farbenglut mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemälde deſſelben Meiſters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweiſen, wie ſehr er auch Correggio's Styl ſtudirte. Von dem kühnen, kräftigen Agoſtino Carracci iſt ein Chriſtus mit dem Zinsgroſchen hier, und ein todter Chriſtus zwiſchen zwei Engeln; die Verkürzung dieſer Geſtalt, der Ausdruck und die Farbengebung ſind im größten Styl. Von Annibal Carracci eine Skizze, Jeſus am Kreuz, an Charakterkraft, Wiſſenſchaftlichkeit und Anmuth zu den ſeltenſten Meiſterſtücken gehört. Unter a. Werken dieſes Meiſters bemerken wir eine große Landſchaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Friſche der Farben, die Großheit der Compoſition und die geiſtvolle Behandlung machen ſie zu einem

Werk. Sie gehörte aber nicht zu dieser Sammlung. So auch von Domi-
o eine schöne waldige Gebirgsgegend; diese Landschaften großer ital. Geschicht-
sind um so merkwürdiger, da viele Galerien sie ganz entbehren, und da ihr
o groß, ihre Behandlung so kräftig und leicht, ihr Ton in s. dunkeln Bläue
, romantisch und eigenthümlich ist, daß sie wahre Vorbilder für alle Zeiten
. Besonders merkwürdig ist noch aus dieser Schule ein Gemälde des Guido
eins s. größten Meisterwerke. Es stellt die Zusammenkunft der beiden Ere-
des heil. Paulus und des heil. Antonius in der thebaischen Wüste vor. Die
Greise tragen das Gepräge ihrer strengen Lebensart. Ein kahler Felsen bil-
Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmlischen Glorie herein,
Mitte man die Madonna mit dem Jesuskind, von Engeln bekleidet, sieht.
anze ist im größten Styl gedacht und ausgeführt; einfach und edel, wahr
stig sind die beiden Anachoreten, höchst lieblich ist die obere Glorie, Alles leicht
ial behandelt. Von Albani finden wir merkwürdige Gemälde aus der
er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl
atürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinsel verband, auch noch in Lebens-
alte. So ist hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und
gereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Christus, Maria, Johan-
Täufer, und die Apostel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Ju-
ddeus. In derselben Größe und Art malte Dominichino, gleichfalls nach
igen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Von
Carracci selbst sind die Apostel Philippus, Matthäus, Jacobus der Kleinere
lus. Doch keine Galerie besitzt schönere Werke von dem ersten Meister
n Naturalisten, von Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerst be-
man s. Altarblatt, die Ungläubigkeit des heil. Thomas; die kühne Kraft,
Farbengebung und tief durchdachte Gegeneinanderstellung von Licht und
, die dem Caravaggio eigen sind, bemerken wir hier sowol als in s. hier be-
heil. Matthäus und s. Christus am Ölberge. In ihrer vollsten Eigen-
eit zeigt sich s. Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegorischen
n. Auf dem einen ist die sinnliche Liebe unter dem Bilde eines 15 jährigen
s dargestellt; er ist ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus s.
eulos ist sein Lächeln, er hat Geierflügel und hält Bogen nnd Pfeile; ne-
Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorberzweige, musikalische und mathe-
Instrumente unter die Füße geworfen, sowie einen Sternenglobus, Krone
ter. Der wilden Leidenschaft ist nichts heilig. Das Seitenstück stellt
der himmlischen Liebe über die irdische vor. Ein gesundheitblühender
, mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwert,
nliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen.
Schönheit ist hier auf das Herrlichste mit kräftiger Behandlung vereint.
gehört noch ein weibliches Brustbild von diesem Meister hierher, sowie
nälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherar-
lotte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meistern andrer
st die Sammlung nicht reich; wir bemerken nur fünf recht schöne Ge-
Poussin, eine große Landschaft von Claude Lorrain, eine Fußwaschung
. Mander, eine Carita von Lambiasi (einem genueser Künstler, der in
farb) und eine treffliche Landschaft von Swanevelt.

cis, bei Festungen, die flache Abdachung der äußersten Brustwehr an
en Wege, welche sich in das Feld verliert und den Graben von Außen her
Die Kugeln aus der Festung müssen jeden Punkt auf dem Glacis rasi-

diatoren, Fechter, welche zu Rom in den Kampfspielen mit einan-
ergnügen des Volks, auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich

waren es Gefangene, Sklaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge ten auch freigeborene Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren wurden in eignen Schulen un Die Vorsteher dieser Schulen kauften die Gladiatoren und unterhielten sie lhnen miethete sie Derjenige, der dem Volke ein Gladiatorspiel geben woll Vorspiel, in welchem sie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dasselb auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarw gentlichen Kampf begannen. Blieb der Besiegte nicht auf der Stelle tod schied das Volk über sein Schicksal. Wollte es s. Tod, so hob es den D die Höhe, die entgegengesetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet wer Gewöhnlich litten sie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; sich der Überwundene freiwillig dem letzten Stoß dar. Wollte er aber n appelliren, so hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gla war, so schleppten ihn dazu bestellte Knechte mit eisernen Haken aus de durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam ein auch wol eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten f chen, und bekamen zum Zeichen dieser Freiheit einen Stab oder ein Schwert.

Glas, ein Kunsterzeugniß, welches durch das Schmelzen in der von Kieselerde, Laugensalz und Metalloxyden erhalten wird. Der Na deutsch, und hängt mit gleißen, dem engl. glisten, glesnm, dem Ber Ästier, und selbst mit glacies und Glanz zusammen. Nach Plinius so zische Kaufleute, die mit Salpeter handelten, da sie nach einer Landung a ten, worauf sie ihre Kessel stellten, dazu sich großer Stücken Salpeter bedi Durch die Gewalt des Feuers schmolz dieser mit dem Sande des Bodens z und so entstand das erste Glas. Gefärbtes Glas müssen die Ägypter zu bereiten gewußt haben, wie wir noch an den Mumien sehen, den then von dieser Masse sind. Über die Fabrication farbiger Glase ist di stelle bei Strabo, XVI. Schillernde Farbe in Gewändern und Me wurde bei den Alten sehr geschätzt. Da die Alten die Mineralsä kannten, welche wir jetzt zur Bearbeitung metallischer Oxyde anwenden schwer, sich sowol von diesem ägyptischen Glase als auch von dem, welc musivischen Arbeit verwandt wurde, eine deutliche Vorstellung zu machen roth hat etwas von dem grünen Glase in der alten Mosaik untersucht, Kiesel vorzüglich Kupfer- und Bleioxyde nebst Alaun und Kalk, auch Ei sen darin gefunden. Die Römer hatten eigne Glashütten: sie machten und mancherlei Geräthe aus Glas, und in Herculanum findet man fei von Glas, von denen man, jedoch irrig, geglaubt hat, daß sie zu Fens gedient hätten. Gegenwärtig ist besonders in England die Glasmach einen hohen Grad der Vollendung gekommen. Die engl. Glashütten s niglich große Kegel von 60 — 100 Fuß Höhe und 50 — 80 F. im Du Der Ofen ist in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches Öffnung mit ihm in Verbindung steht. Die Öffnung ist mit einem eiser bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug am wölbe unterhalten wird. Die Hauptsache kommt in einer Glashütte auf die tiegel an. Man nimmt dazu eine eigne Art von Thon aus Staurbridge, feln malen, durchsieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teig m läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem zermalmen, und mit rohem Thon wieder vermischen läßt. Auch eigne Flaschen und zum Flintglase macht man von 40 Zoll Durchmesser und Tie haben eine Dicke von 2 — 4 Zoll, und werden zum Flintglase bedeckt. den Ofen gebracht werden, müssen sie mehre Tage lang in der Weißglühe

Flaſchen nimmt man die gröbſten Stoffe: Flußſand, unreines Natrum und
li, als Abgang der Seife und Aſche. Das berühmte engl. Kronglas fodert zu
Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern,
in ſie verglaſt werden, und einen dritten, worin das Glas ſo erhitzt wird, daß es dieg-
n und fähig wird, verſchiedene Geſtalten anzunehmen. Zum Kronglas (ſ. d.)
mmt man zwei Theile Kelp- oder Tangaſche und einen Theil feinen weißen Sand.
s Flintglas machte man ſonſt aus verkalkten, kleingemahlenen Flintenſteinen, denen
n noch Perlaſche, oder ein beſonderes Alkali mit etwas Arſenik beimiſchte. Ge-
wärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, deſſen einzelne Körner möglichſt
chſichtig ſein müſſen. Wichtig ſind die phyſiſchen Eigenſchaften des Glaſes.
e derſelben iſt, daß es auch in bedeutender Hitze ſ. Durchſichtigkeit behält und
wenig ausgedehnt wird; daher paßt es beſonders zu Uhrpendeln. Auch ſ. große
gſamkeit in bedeutender Hitze iſt merkwürdig. Es läßt ſich dann leicht in alle
men bringen und zu feinen Fäden ſpinnen. Geſchnitten wird es mit Diaman-
auch mit einem heißen Eiſen, doch iſt die letztere Manier etwas unſicher.

Glasfenſter. Man verſtand lange die Bereitung des Glaſes, ohne dar-
Glasfenſter zu haben. Die Häuſer der Morgenländer hatten gewöhnlich auf
Vorderſeite keine Fenſter, auf der Seite des Hofes waren dieſelben entweder mit
hängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk verſehen; im Winter überzog
n ſie mit geöltem Papier. Die Chineſen bedienten ſich zu ihren Fenſtern ſehr
er, mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge aber der geſchlif-
n Auſterſchalen. Auch verſtehen ſie die Hörner der Thiere zu großen und dün-
Platten zu verarbeiten, womit ſie ihre Fenſter verſehen. Bei den Römern ver-
der lapis specularis die Stelle des Glaſes, welcher nach der Beſchreibung nichts
res als das blätterige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme
ſonen zu Rom die Öffnungen ihrer Badſtuben auch mit dünn geſchliffenen Aga-
oder Marmor verſehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher
zu Titus's Zeiten verſank, Bruchſtücke von Glastafeln gefunden, hat man auf
ſchon damals eingeführten Gebrauch des Glaſes zu Fenſterſcheiben ſchließen wol-
ſichere Nachrichten aber finden wir erſt bei Gregor von Tours, woraus erhellt,
im 4. Jahrh. nach Chr. die Kirchen Fenſter von gefärbtem Glas erhielten, na-
rlich zu Konſtantin des Großen Zeit in der Kirche S.-Paolo fuori le mura. In
krreich bediente man ſich anfangs ſtatt des Glaſes des Marienglaſes, des weiß-
tenen Horns, in Öl getränkter Papiere und dünn geſchabter Leder. Die älte-
noch vorhandenen Glasfenſter daſelbſt ſind aus dem 12. Jahrh., und befinden
in der Kirche zu St.-Denis; ſie ſcheinen noch von dem vorigen Gebäude des
pels aufbewahrt zu ſein, welches der Abt Suger, ein Günſtling Ludwigs des
en, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ ſogar viele Sapphire zu Pulver ſto-
und unter das Glas miſchen, um ihnen die Laſurfarbe zu geben. Um 1458
ete es Äneas Sylvius zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meiſten
ſer Glasfenſter hatten. Felibien ſagt, daß man zu ſ. Zeit, d. i. ſeit 1600, in
ſen runde Glasſcheiben in die Fenſter einzuſetzen gewohnt geweſen ſei. Dage-
hatten in Frankreich im 16. Jahrh. zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohn-
er, Glasfenſter.

Glasgalle, eine, auf der flüſſigen Glasmaſſe wie ein Fett oder Schaum
mmende Materie, Axungia oder sal vitri, von den Franzoſen siel oder suif de
e genannt; iſt meiſtens alkaliſch, daher ſie auch an der Luft feucht wird, oder
gar fließt. Sie wird beſonders zum Silberlöthen gebraucht, denn ſie nimmt
ſtarken Grad von Feuer an, bringt ſchwerflüſſige Stoffe leicht in Fluß, und er-
ſie lange in dieſem Zuſtande. Die Töpfer bedienen ſich ihrer auch zur Glaſur.

Glasgow, Hauptſt. und Univerſität in Südſchottland, am Clydefluß
52′ N. B. und 4° 15′ W. L.) 13,000 H. und 147,000 E. Schon 560

ſoll hier ein Bisthum errichtet worden ſein. Jetzt hat G. zum Theil ſehr breite, r
gelmäßige Straßen, und iſt eine der ſchönſten Städte von ganz England. D
prächtige Hauptkirche, vielleicht der einzige noch unverſehrte Überreſt gothiſcher B
kunſt in Schottland, iſt 1123 gebaut. Die Univerſität wurde 1450 von Kö
Jakob II. und dem Biſchof Turnbull geſtiftet, und iſt mit Edinburg die ein
Hochſchule in Großbritannien, deren Einrichtung den deutſchen Univerſitäten ä
lich iſt. In neuern Zeiten iſt ſie durch die Vermächtniſſe von John Anderſon u
Will. Hunter ſehr erweitert worden. Anderſon's Vermächtniß bezog ſich auf die Unt
ſtützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf ſeine Koſten zu Ge
ten, ſondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künſtlern gebildet werden ſ
ten. W. Hunter, nicht weit von G. geb. und auf dieſer Univerſität erzogen, v
machte derſelben ſein Muſeum, das nicht allein alle Arten von Naturalien, ana
miſche Präparate und Münzen aller Art, ſondern auch ſ. ganze Bücher- und Ha
ſchriftenſammlung und eine Menge Originalgemälde der erſten Meiſter enthält. D
Ganze wird auf 150,000 Pf. St. geſchätzt, und iſt in einem prächtigen und
ſchmackvollen Gebäude, welches zu dem Ende errichtet worden, aufgeſtellt. M
würdig iſt die 1796 von Anderſon, Prof. der Naturwiſſ., gegründete akademiſ
Anſtalt, welcher der Stifter ſ. Bücherſammlung, ſ. Muſeum und ſ. ganzes V
mögen vermachte. Hier werden für Diejenigen, die ſich nicht zu Gelehrten bil
wollen, ſowie für Frauen, Vorleſungen über Naturwiſſenſchaften gehalten, und
einer beſondern Claſſe auch Handwerker in jenen Wiſſenſchaften unterrichtet, e
Einrichtung, die für eine Manufacturſtadt wie G. ſich ſehr vortheilhaft gezeigt h
Kenntniſſe der Chemie und Mechanik ſind vielleicht in keiner Stadt Europas ſo al
mein verbreitet als hier. Außerdem iſt noch in G. ein Seminar, worin 5
junge Leute unterwieſen werden. Ein königl. Krankenhaus hat in dem letzten
1267 Kranke aufgenommen und koſtete jährlich über 3000 Pf. St. Ein treffli
Irrenhaus ward 1810 von einem gewiſſen Stark erbaut. Auch die Börſenha
das Theater, die Sternwarte, die Reitſchule, das Magdalenenſpital und das öff
liche Gefängniß ſind prachtvolle Gebäude, alle von demſelben Baumeiſter St
nach großen Muſtern der Antike aufgeführt. U. a. iſt das Gefängniß mit d
Säulenhalle verziert, die wie das Parthenon in Athen gebaut iſt. Man findet
G. eine marmorne Bildſäule von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, de
Coruña in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. A
Nelſon's Andenken ehrten die Einw. von G. durch Errichtung eines Obelisk
142 Fuß Höhe. Die Stadt hat eine, dem Handel äußerſt günſtige Lage.
der Nähe der reichen Steinkohlengruben ſteht es durch den Clyde mit dem atlantiſch
Meere, und mit der Nordſee durch den Clydecanal und den Fluß Forth in Ver
dung. In der Mitte d. 18. Jahrh. war G. der vorzüglichſte Stapelplatz für
amerikaniſchen Taback, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. Geg
wärtig befinden ſich in der Stadt und in ihren nächſten Umgebungen allein 52 Bau
wollenmühlen, die zuſammen ein Capital von einer Mill. Pf. St. gekoſtet ha
Hierzu kommen große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengew
mit 2800 Webeſtühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaſchinen, die du
Dämpfe in Bewegung geſetzt werden. Noch hat G. 9 Eiſengießereien, eine Me
andrer Manufacturen und einen bedeutenden Zwiſchenhandel. S. Jam. Cleland
„Statiſtik von Schottland insbeſ. von Glasgow" (Glasgow 1823).

Glasmalerei. Dieſe, wie Moriſoli aus einer Stelle des Semeca
Vopiscus Firmins zu erweiſen ſucht, und wie ein aufgefundenes Bruchſtück
Art, welches in Buonarotti's „Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi
tichi di vetro etc." beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweiſt, ſchon den Alten
kanntgeweſene Kunſt wurde ehedem angewandt, um die Glasſcheiben an Kir
oder andern öffentlichen Gebäuden mit Malereien zu verzieren, welches in Ver

mit dem ganzen Style der gothischen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über sie
eitete. Speth unterscheidet die eigentliche Glasmalerei oder Glasschmelzma-
von zwei andern geringern Arten, der einen auf oder besser hinter Glas, welche
oder weniger durchsichtig ist, und der andern, die zwar durchsichtig ist, aber
olorirter Firnisse z. B. des Lacks, Grünspans u. s. w. sich bedient, welche
Feuchtigkeit und Hitze nicht aushalten. Die eigentliche Glasmalerei verdankt
Ursprung zunächst den alten Vorbildern der Musivarbeit im 3. Jahrh. Die
e Verbreitung der Kenntniß sowol als des Gebrauchs von gefärbtem Glase ist
rankreich nach England gegangen, von da im 8. Jahrh. durch die Missionaire
Deutschland und Flandern und im 9. Jahrh. nach dem Norden gebracht wor-
Obgleich die Italiener sich des gefärbten Glases zur Mosaik bedienten, so
n sie es doch nicht vor d. 8. Jahrh. zu Kirchenfenstern verwendet zu haben. In
finden sich davon gegen Ende d. 10. Jahrh. unbezweifelte Spuren. In Tegern-
München gab es eine Glashütte. Die Gewohnheit, Kirchenfenster aus ge-
n Glase zu verfertigen, dauerte nur bis zum 11. Jahrh., wo man anfing nach
Vorbildern der Musivgemälde die Malerei auf Glas zu treiben. Diese
erhielt große Vortheile zu Ende d. 14. Jahrh. durch die wichtige Erfindung
hmelzmalerei, oder der zu Glas werdenden Metallfarben. Die Blüthe der
alerei war das 15. und 16. Jahrh. Frankreich, England und die Nieder-
atten große Künstler in diesem Felde aufzuweisen; z. B. die Henriet, Ma-
n Blois, Abrah. von Diepenbecke. In Deutschland erwarb sich Dürer
ste um dieselbe. Der Verfall dieser Kunst ging im 17. Jahrh. an und im
hrh. hörte sie, verdrängt von der Mode, fast auf. Nur in England wurde
m auch größtentheils von ausländischen Künstlern, fortgetrieben. Unter Ja-
urde von einem Niederländer, Namens Bernh. v. Linge, den man als den
r neuern Glasmalerei ansehen kann, eine Schule gestiftet, die sich noch bis auf
igen Tag erhalten hat. Auch gab es im 17. und 18. Jahrh. Männer, die
Glück dieser Malerei widmeten, z. B. Eginton zu Birmingham, Wolfgang
ärtner aus Kufstein in Tirol (gest. 1761) und der gleichzeitige Jouffroy,
iner Capelle in London eine Auferstehung Christi malte. Die Kenntniß des
ens ging nicht verloren, aber die Praxis wurde geringer. Dies zeigen auch
nleitungen, welche aus dieser Zeit bekannt sind, z. B. Viel's „Kunst in
malen". In Deutschland wenigstens ist die Glasmalerei erst im 19. Jahrh.
standen. Mich. Slegm. Frank aus Nürnberg fing zuerst an, die Glas-
alerei wieder emporzubringen. Er ist gegenwärtig in München bei der
Porzellanmanufactur als Glasmaler angestellt. Das königl. Münzcabinet be-
ihm eine Geburt Christi und die reiche Capelle daselbst ein Abendmahl, das die
ssionsgeschichte von Dürer zur Einfassung hat. (S. Speth's Aufsatz im
att", 1820, Nr. 27.) Die berliner und wiener Arbeiten lassen sich nicht
seinigen vergleichen. In dem wiederhergestellten Marienburg in Preußen
ngene Glasmalereien der neuesten Zeit, den alten vergleichbar, vorzüglich
lob Mohn und von Höcker in Breslau. S. Schmithals „Die Glasmalerei
" (Lemgo 1826).

asschleifen, das, geschieht, durch Hülfe gewisser, nach verschiede-
llen wohlgerundeten, messingenen oder kupfernen Schüsseln und vermit-
Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe
einer Spille befestigten kupfernen Rädchens streicht, indem man allerhand
Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas schneidet, und was durchscheinen
en soll, mit einem bleiernen Rade pollrt. Man vermuthet, daß das Glas-
n 11. oder 13. Jahrh. aufgekommen sei, als man anfing, Brillen zu ma-
enen geschliffene Gläser nöthig waren.

astropfen, die in kaltes Wasser fallen, nehmen die Gestalt eines

ovalrunden Körpers an, der sich in einen langen dünnen Schwanz endigt. Im festen Zustande heißt dieser Glasthräne. Der ovalrunde Theil läßt sich mit dem Hammer schlagen und abschleifen, ohne zu zerbrechen, wogegen beim Abbrechen des dünnen Schweifs, der ganze Tropfen augenblicklich in feinen Staub zerspringt.

Glasur ist jeder glasartige Überzug irdener Gefäße, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß sie von den hineingegossenen Flüssigkeiten durchdrungen werden. Man kann dazu alle leichtflüssige Mineralien nehmen, welche im Feuer verglasen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitanischgelb, Zinnasche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eisensafran, mit Kupferasche wird sie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunstein violenblau gefärbt. Alles Dieses wird fein unter einander gerieben, zu Glase geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasuren verbraucht. Auch aus einer Mischung von feinem Sande, Bleiasche, Holzasche und Küchensalz, welches man Alles in einem Kessel zergehen läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Bleiglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten Zusammensetzungen völlig bleifreier Glasuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwasser befeuchtet, und dann nur mit dem Glasurpulver bestreut, welches man die trockene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht, oder die Glasur mit einem Pinsel anspritzt.

Glätte oder Bleiglätte ist das Bleioxydul, welches sich bei der Treibarbeit, d. h. bei der Scheidung des Silbers von dem Werkbleie, erzeugt. Die reine enthält 92 Proc. Blei, man nennt sie Probirglätte. Diejenige, welche bei der Treibarbeit zuerst erfolgt, ist die Frischglätte, welche durch ein Schmelzen mit Kohlen in Schachtöfen, oder durch das Frischen, wieder zu Blei reducirt wird. Die nun folgende ist die Kaufglätte, welche zur Töpferglasur, in der Medicin äußerlich zum Abheilen und Kühlen und leider auch zum Verfälschen der Weine angewendet wird. Gegen das Ende der Treibarbeit wird die Glätte silberhaltiger und diese wird dann als Zuschlag beim Blei- und Silberschmelzproceß angewendet; man nennt sie Scheideglätte. Der Unterschied zwischen Gold- und Silberglätte liegt in der dunklern und hellern Farbe.

Glatteis entsteht, wenn nach heftigem Froste Thauwetter mit einem linden Regen eintritt. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorene Erdboden dagegen später. Während also die Luft schon über den Gefrierpunkt erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmestoff an ihm verliert und zu Eis wird.

Glaube ist nach Kant ein solches Fürwahrhalten, welches auf subjectiv zureichenden, d. h. auf solchen Gründen beruht, die nicht unmittelbar in der Kenntniß des Objects gegeben sind. Liegen diese in einem Bedürfnisse der menschlichen Vernunft, das den Menschen nöthigt, auch das Übersinnliche, auch Das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten, so ist dieses Vernunftglaube. Überhaupt nennt man die lebendige Überzeugung von einem entweder unerwiesenen oder unbeweisbaren Gegenstand Glaube; dahin gehört auch der Glaube des Höchsten, weil dieses eben über alle Beweise erhaben ist. Wesentlich ist der Glaube von dem Meinen wie von dem Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ist ein Fürwahrhalten aus objectiv zureichenden Gründen. Ich meine, daß der Komet der Verkündiger des Unglücks oder des Krieges sei, ich weiß, daß es eine Stadt Namens Paris gibt, und ich glaube, daß Gott die Welt regiert und daß die menschliche Seele unsterblich ist.

ürfnisse der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem
in und der weisen Einrichtung der Welt zu finden, und das Bedürfniß der zu-
htlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommenern Zustan-
er Dinge, nöthigen den Menschen, den religiösen Ideen Wirklichkeit zuzuschrei-
nöthigen ihn, Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit im Glauben zu umfassen.
im wird die religiöse Überzeugung vorzugsweise Glaube genannt und ihm der
ube, d. h. die Denk- und Sinnesart Dessen entgegengesetzt, der nur Das,
sich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die übersinnlichen
der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit als Wahn und Selbst-
ung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube objectiv von Dem, was
ibt wird, gebraucht; in diesem Sinne redet man von dem christlichen Glau-
er von dem Glauben dieser oder jener kirchlichen Gesellschaft. N.

Glaubenseid, das Bekenntniß, welches alle Geistliche in der kathol.
bei der Übernahme ihrer Ämter, und auch weltliche Personen, welche von an-
Religionsparteien zu dieser Kirche übergehen, feierlich ablegen und eidlich be-
en müssen. Die Formel dieses Eides ist in den Ländern, welche die Lehrsätze
dentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben,
ieselbe, wie sie Papst Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Conciliums abge-
nd vorgeschrieben hat, und weil sie besonders zur Anerkennung der Hoheits-
des Papstes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, seitdem ein vor-
es Mittel gewesen, das in der Folge der Reformation durch eine freiere Poli-
Fürsten gesunkene Ansehen des Papstes aufrecht zu erhalten. Die besondern
en der gallicanischen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die An-
dieser Grundsätze des tridentinischen Conciliums, daher auch der Glaubens-
die franz. Priester eigenthümliche Änderungen erhielt. Mit dem bei der Re-
n von der franz. Geistlichkeit gefoderten Constitutions- oder Bürgereide ver-
sich aber durchaus nicht, und während die constitutionellen Priester ihm un-
urden, entzogen sich andre strenger denkende diesem Gewissensstreite durch
nderung oder Niederlegung ihrer geistlichen Ämter. Die belgischen und lüt-
eistlichen halfen sich auf Bescheid des jetzigen Papstes Pius VII. dadurch,
en Bürgereid zwar zurücknahmen, aber schwuren, nichts zu thun, was gegen
z. Constitution wäre, und das Concordat vom 15. Juli 1801 traf auch in
Punkte einen Mittelweg, bei dem die neufranz. Priester mit ihrem Gewissen
zu können glaubten. Mit diesem Glaubenseide ist der Feudalitäts-
n die Bischöfe beim Antritt ihres Amtes dem Papste zu leisten haben, nicht
echseln. Er steht im Pontificale romanum (Benedicts XIV.) und ist ab-
„Allg. Zeit.", 1827, Beil. 116. Er enthält u. a. die Worte: „Haere-
schismaticos pro posse persequar".

Glaubenseid (kathol.) Man muß diesen von Pius IV. in Folge der
se des Conciliums zu Trient festgesetzten Eid selbst lesen, um die Märchen
von Convertiten zu Beschwörende zu würdigen, Märchen, die noch in der
Zeit Glaubende gefunden haben, die über den Eid urtheilten, ohne ihn in
gaben des Conc. Trid. zu lesen. Auch in der protestantischen Kirche müs-
Kirchendiener den Religionseid leisten. Der Widerspruch, der zwischen die-
auf die symbolischen Bücher und der Forschungsfreiheit der Evangelischen
hat schon manchen evangel. Kirchendiener in Verlegenheit gebracht, beson-
Zeit des preuß. Religionsedicts. — Fast das Umgekehrte des Glaubens-
b die in neuern Zeiten aufgekommenen Constitutionseide der Geistlichkeit.
lich die franz. Nationalversammlung bei der Ausführung der von Rousseau
trat social" aufgestellten Ideen an das 8. Cap. des 3. Buchs (De la re-
vile) kam, verfaßte sie die so berüchtigt gewordene Constitution civile du
wodurch die franz. Geistlichkeit in der Wirklichkeit vom centrum unitatis

der Kirche abgezogen ward, und legte dieſe am 12. Jun. 1790 dem König zur Beſtätigung vor. Der König weigerte ſich anfangs, dieſe ſogenannte bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit zu beſtätigen, weil er dadurch ſein Gewiſſen verletzt ſah. Denn die Nationalverſammlung erklärte jeden Geiſtlichen, der ſich weigern würde, Treue der Nation, dem Geſetze und dem Könige und Anhänglichkeit der neuen Verfaſſung zu geloben, ſ. Amtes verluſtig. Nur durch die Vorſtellung, daß eine längere Weigerung von ſ. Seite aufrühreriſche Bewegungen des Volks gegen die Prieſter und Adeligen zur Folge haben würde, ward endlich der König bewogen, dem Beſchluſſe über die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit am 26. Dec. 1790 ſ. Zuſtimmung zu geben. Die Spaltung wuchs, als im Anfange des folg. J. die Nationalverſammlung ihre geiſtlichen Mitglieder zwingen wollte, öffentlich auf dem Rednerſtuhle den gefoderten Eid zu leiſten oder zu verweigern. Beinahe alle verweigerten ihn, und ſo entſtanden zwei Parteien, die der beeidigten und unbeeidigten Prieſter. Was immer Reines und Edles unter der franz. Geiſtlichkeit war, gehörte zu den unbeeidigten. Pius VI. erklärte in einer Bulle vom 13. April 1791 alle neue Prieſterwahlen für ungültig, und alle Geiſtliche, welche den Bürgereid geſchworen, ihrer Ämter für verluſtig. Dagegen erhoben ſich ſchreckliche Verfolgungen gegen die unbeeidigten Prieſter. Allerdings iſt der Prieſter als Bürger dem Staate und ſ. conſtituirten Behörden Gehorſam ſchuldig, aber als Geiſtlicher ſteht er keineswegs unter den Staatsgeſetzen, und kann nimmer angehalten werden, gegenwärtige oder zukünftige Verfaſſungen und Geſetze zu beſchwören, die den Grundſätzen der Religion und Kirche zu nahe treten. Ein ſolcher unbedingter Eid auf zukünftige Staatsgeſetze gleicht ja einer Ergebung auf Discretion und vernichtet das Weſen der Kirche als abgeſonderter Geſellſchaft. Wenn die Staatsregierungen ihr wahres Intereſſe bedächten, würden ſie nicht auf einem ſolchen unbedingten Eid beſtehen, der nur das Werkzeug — wozu man den Geiſtlichen dadurch machen will — ſchlecht und verächtlich macht, die Edlen aber von ſolchen Stellen entfernt.

V. e. Kath.

Glauber (Johann Rudolf), ein deutſcher Arzt in Amſterdam, wo er 1668 in hohem Alter ſtarb, hat ſich, ſ. Grillen von Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie ſehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die beſſere Einrichtung der Öfen, die Abkürzung mehrer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl, und das nach ſ. Namen genannte **Glauberſalz** (eigentlich Sodavitriolſalz), das er zufällig fand, als er Kochſalz vermittelſt der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Verwundert war er, dem Rückbleibſel dieſer Deſtillation ein kryſtalliſirtes Salz mit arzneilichen Wirkungen zu erhalten, nannte er es sal mirabile, Wunderſalz. Es wird als Abführungsmittel gebraucht; hier und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunſt verfertigt, und iſt ein Mittelſalz, das aus 56 Theilen Waſſer, 19 Thl. Schwefelſäure und 25 Thl. Natron beſteht, in großen plattgedrückten, ſechsſeitigen Säulen anſchießt und einen bittern kältenden Geſchmack hat. An trockener Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verluſt am Gewicht, doch mit Beibehaltung ſ. Kraft, die vielmehr um die Hälfte verſtärkt iſt.

Glaucus, ein Fiſcher aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Äſchylus unter die Volksgötter aufgenommen, und dem als Meergott auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt wurde; daher Apollonius ihn ſchon den Argonauten am myſtiſchen Geſtade weiſſagen läßt. Ovid beſchreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erſchien mir zuerſt ſein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum floſſigen Schweife des Fiſches.

Glaz, Grafſchaft und Kreis (17 □M., 61,400 E.) im preuß. Reg-

ungsbezirk Breslau, von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, 8 Meilen lang und 5 M. breit, ſehr fruchtbar mit reiner Luft und mehren Heilquellen zu Cudowa, Neuode und Reinerz. 2000 Fuß hoch liegen die ſogen. Seefelder, die beſtändig unter Waſſer ſtehen, das niemals friert und niemals zu oder abnimmt. Im Wolfsgrunde iſt der Waſſerfall, im Gebirge ſind die Höhlen merkwürdig. Die Hauptſt. gl. N. mit 8200 E.) iſt eine wichtige Feſtung und erlitt Belagerungen in d. J. 1742, 759, und 1807. Zu der ehemal. Grafſch. Glaz gehörte auch der jetzige Habelſchwerdter Kreis (14 □M., 39,000 E.), mit Landeck, das warme Bäder und Niederlangenau, das e. Sauerbrunnen hat.

Gleditſch (Johann Theophilus), Prof. der Naturwiſſ. und Botanik, Mitgl. der Akad. der Wiſſenſch. in Berlin, geb. zu Leipzig d. 5. Febr. 1714, hatte daſelbſt ſtudirt, und erhielt nach des Prof. Hedenſtreit's Abgang, der eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Afrika unternahm, die Aufſicht ſowol über den botaniſchen als über den, damals durch ſ. Anlagen und ſeltenen Gewächſe berühmten Groß-Boſen'ſchen Garten. Botaniſche Excurſionen durch Sachſen, nach dem Harz und dem Thüringer Wald, welche G. machte, ſowie ſ. Aufenthalt zu Annaberg, wo D. Hädel (ein bekannter Naturforſcher) ſ. Lehrer wurde, dann zu Berlin, wo er der Schüler von Buddäus, Schaarſchmidt, Senff und Neumann ward, erweiterten ſ. Kenntniſſe und ſetzten ihn in den Stand, ſowol die Flora Berolinensis, als die von Leipzig zu bereichern. In Berlin ward G. durch den König Friedrich Wilhelm I. im Hrn. v. Ziethen, einem Freunde der Pflanzenkunde, empfohlen, was zur Folge hatte, daß der junge Naturforſcher 1736 eine ſyſtemat. Beſchreib. der ſeltenen Gewächſe in Druck gab, die in Ziethen's Garten zu Trebnitz gezogen wurden. G. ließ ſich hierauf als Arzt zu Lebus nieder; dann zu Frankf. a. d. O., wo er D. ward und als Lehrer der Phyſiologie, der Botanik und Materia medica auftrat. Zum Beſtändl. Mitgliede der eben errichteten Akad. der Wiſſenſch. in Berlin und zum Direktor des botaniſchen Gartens ernannt, erhielt er auch die Stelle eines zweiten Prof. der Anatomie. Auf Verlangen Friedrichs II. hielt er öffentliche Vorleſungen über die Forſtwiſſenſchaft, und war der Erſte, welcher ein geordnetes Syſtem über dieſen Zweig aufſtellte. Seine zahlreichen Schriften und die tüchtigen Schüler, welche ging, beweiſen die Kenntniſſe und die verdienſtvolle Thätigkeit dieſes Gelehrten, der 1 Oct. 1786 ſtarb. Zu beklagen iſt, daß mehre treffliche Lehren und Erfahrungen von G. in den verſchiedenen Zweigen der adminiſtrativen Ökonomie nicht immer und überall ſo beherzigt worden ſind, wie ſie es verdienten. Übrigens war G. ein Mann von ebenſo großer Beſcheidenheit als Gelehrſamkeit. Mehre ſ. noch jetzt in Ehren gehaltenen Werke wurden erſt nach ſ. Tode von ſ. Schwiegerſohne, dem Geh. Finanzrath Gerhard in Berlin, herausgegeben. Zu den vorzüglichſten gehören ſ. „Catalogus plantarum“ (über den Ziethen'ſchen Garten zu Trebnitz), ſ. „Consideratio epicriseos Siegesbekianae in Linnëi Systema plantarum etc.“, ſ. „Lucubratiuncula de fuco subgloboso sessili et molli in Marchia reperiundo“ (wovon eine deutſche Überſ. im 3. Bde. ſ. Diſſertationen über Botanik ſich findet); ſ. „Syſtemat. Einleit. zum Studium der Forſtwiſſenſchaft“; ſ. „Theoretiſch-praktiſche Geſchichte der Medicinalpflanzen“; ſ. „Naturgeſchichte der nützlichſten einheimiſchen Gewächſe“; ſ. „Botanica medica“ (von F. W. A. Lüders, einem der ausgezeichnetſten Schüler von G., herausgegeben); und ſ. „Bemerkungen in Bezug auf Botanik und Medicin“. Seine Diſſertationen ſind zum Theil in den Memoiren der Freunde der Naturwiſſenſchaft in Berlin, zum Theil in den Annalen der berliner Akademie, zum Theil auch in den Mannigfaltigkeiten von D. Martini, abgedruckt, wie mehre die Pflanzenkunde betreffende ſyſtematiſche Kataloge; auch beſorgte er die 2. Ausg. der Linné'ſchen „Philosophia botanica“. Seine Lebensbeſchreibung von v. Willdenow und Uſteri, kam 1790 in Zürich heraus. Der Naturforſcher Retzius hat ein exotiſches bohnenartiges Gewächs Gleditsia benannt.

Gleichen (Ernſt, nach A. Ludwig, Graf v.), aus einem berühmten, jetzt erloſchenen deutſchen Geſchlechte, folgte dem heil. Kreuze nach Paläſtina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenſchaft. Eines Tages, ſo erzählt die Sage, erblickte ihn, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, verſprach ſie, ihn zu befreien, wenn er ſie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendet er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürſtin findet darin kein Hinderniß. Sie entfliehen, und erreichen zu Schiffe Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß ſ. Gemahlin und ſ. Kinder leben, und mit Sehnſucht ſeiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papſt, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte; denn auch ſ. frühere Gattin willigte ein, das Herz ihres Gemahls mit Derjenigen zu theilen, ohne deren Hülfe er für ſie verloren geweſen wäre. S. Galletti's „Thüringiſche Geſchichte" und eine kleine Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, auf welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet iſt, befand ſich in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt und iſt jetzt in Gotha.

Gleicher, ſ. Äquator.

Gleichgewicht, der Ruheſtand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehre Kräfte ſich dergeſtalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. (S. Mechanik und Statik.)

Gleichgewicht der Staaten, politiſches Gleichgewicht, iſt die Idee der höhern Staatskunſt; daß die nach Außen ſtrebende Macht eines jeden Staates von den übrigen ſo gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beſchränkung irgend eines Andern daraus erfolge. Es beſteht alſo in der Verbindung mehrer Mächte zur Abwendung ſolcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungsſucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widerſetzen ſich daher jedem Umſichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks bedroht, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines ſolchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbeſtrittener ſein als die Verbindlichkeit der Regierung ſich von Außen Sicherheit zu verſchaffen, weil ohne dieſe kein politiſches Daſein, kein Staatenleben überhaupt denkbar iſt. Man ſieht leicht ein, daß die Idee eines politiſchen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Beſitzſtandes Aller nach völkerrechtlichen Grundſätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Aſien und Afrika herrſchen, können durch einen ſolchen Verein weder geſchützt, noch in denſelben aufgenommen werden, weil ſie überhaupt kein Geſetz anerkennen, ſondern Gewalt und Willen über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, ſie ſind Sklaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Geſetze, keinem Vertrage, ſondern allein der phyſiſchen Nothwendigkeit. Es wäre aber eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es ſo weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern geſtattet würde, ſich auf rechtmäßige Weiſe, innerhalb ſ. natürlichen Kraftgebiets, zu verſtärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und ſo auf alle Weiſe ſ. geiſtigen und phyſiſchen Kräfte durch ſeinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten iſt vielmehr eine ſittliche Idee. Es ſoll Jeder ſo ſtark und kräftig, ſo reich und glücklich ſein, als er es in ſ. Lage werden kann; aber daſſelbe Recht haben auch ſ. Nachbarn, und die ſichtbaren Grenzen aller unter ſich beſtimmt allein der durch Verträge geordnete Beſitzſtand eines Jeden. Der diplomatiſche Verkehr der Staaten unter einander darf alſo nur innerhalb dieſer Rechtsſphäre die Machtſphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politiſchen Gleichgewichts muß

en, sobald mehre Staaten sich selbst als moralische Personen erkannten, und nander in rechtliche Verhältnisse traten. Beides setzt aber voraus, daß die ation bedeutende Fortschritte gemacht habe. Es ist daher falsch, wenn man hat, daß das politische Gleichgewicht eine Entdeckung sei, die die italienischen aten erst im 15. Jahrh. gemacht hätten, um sich den Eroberungsangriffen VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entstand der peloponne- krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt nicht länger dulden wollten? Ebenso wußte Athen selbst es sehr wohl, daß a und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn seine eigne Sicherheit efährdet werden sollte. Demosthenes entwickelte in s. Reden, besonders für opolis, so feine Gedanken über diesen Gegenstand, wie sie nur der größte Po- neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staats- haft ebenso groß ist als in der Geschichtschreibung, lobt ausdrücklich das Be- n des Königs Hiero von Syrakus, da er den Karthagern in dem Kriege der ölker Beistand leistete. „Man muß", setzt er hinzu, „nie die geringen Anfänge größerung der Nachbaren gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht Staates so sehr wachse, daß man einst einen gerechten Krieg nicht mit gleichen führen könnte". Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr mpf gegenseitiger Eifersucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, Idee eines politischen Gleichgewichts. Als später die Herrschaft der Römer nterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordischen Völker mit dem rö- Reiche auch den gesellschaftlichen Verein zerstörten, da ging diese Idee völlig Auch Karls d. Gr. Eroberungsplane und die Absonderung der Staaten un- sowie die Kreuzzüge, ließen dieselbe im spätern Mittelalter nicht wieder auf- . Nur im Kleinen findet man diese Idee in den Kriegen befolgt, die die en Könige der pyrenäischen Halbinsel theils unter sich, theils mit dem mau- Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemessener Größe, erwachte der Gedanke an das politische Gleichgewicht in den Frei- Italiens. Die Kämpfe zwischen Genua und Venedig, von denen jenes sich byzantinischen Kaisern verband, dieses sich sogar den erobernden Osmanen , hatten ursprünglich keinen andern Zweck, als dem Übergewicht der einen andern Macht entgegenzuarbeiten; aber weil sie größtentheils nur diese Staaten beschäftigten, und bloß aus gegenseitiger Eifersucht wegen Macht- ndelsvortheil hervorgingen, so endigten sie mit der Schwächung der Republik nua. Als hierauf Karl VIII. von Frankreich Italien angriff, um s. An- auf Neapel geltend zu machen, da regte sich in allen Staaten das lebhafte der Nothwendigkeit, dieser Übermacht entgegen zu arbeiten. Robertson rech- dieser Zeit an die Ausbildung der Idee des politischen Gleichgewichts, und in t kann man so viel zugeben, daß, da damals erst die Staaten in engere Be- mit einander kamen, die Mächte von Deutschland und Spanien gegen die de Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu sein anfingen. Noch mehr war dies , als die Reformation mit der Staatskunst zugleich auch die Ansichten vom echte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Karl V. bemerkt man bloß die eines Jeden, auf Kosten des Andern selbst mächtiger zu werden. Es war e des politischen Gleichgewichts, welche im 17. Jahrh. die Fürsten Europas n allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauses Östreich bewaffnete, unsterblichen Gustav Adolf für die Rechte der reinern Religion sowol als zum der bedrängten deutschen Fürsten auf den Boden Deutschlands rief. Weil e deutschen Fürsten selbst unter sich weder einig waren, noch einen großen aus ihrer Mitte an ihre Spitze stellen konnten, so übernahmen fremde die Mühe, den politischen Zustand von Deutschland nach ihrem Bedürfnisse en. Dadurch wurde für Deutschland selbst kein Gleichgewicht, sondern eine

Vielherrschaft, wol aber in Deutschland der Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der westfälische Friede der Polarstern des diplomatischen Staatsschiffs von Europa bis in die neueste Zeit. Übrigens war die Politik, die ihm vorschrieb, nicht umsichtig; sie vermied bloß die Scylla von Östreich, und rieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenosse Hollands gegen Frankreich, und Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu schwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungspläne beschränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Katholicismus Karls II. und Jakobs II. in England, und die erbärmliche spanische Regierung unter Karl II., dies Alles begünstigte den Untergang der Idee des politischen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, besonders der östlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte sie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte Alles zu einer Zweiherrschaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich sich anmaßte. Darauf entwickelte sich seit 1740 durch Friedrich II. eine dritte in Deutschland, als Preußen Östreich gegenübertrat. Indeß ging aus der gegenseitigen Berührung dieser deutschen und jener europäischen Zweiherrschaft, in welcher nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrschaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerst für die Erhaltung des Besitzstandes, als Grundsatzes des europäischen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäische Macht wurde. Der siebenjährige Krieg, der alle kommende Geschlechter überragen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieser nur moralische Kraft genug, und einen solchen Helden als der große König an der Spitze hat, an den Urhebern eines so völkerrechtswidrigen Beginnens sich rächt, hat Preußens Stellung unter den ersten Mächten Europas so sicher gestellet, daß auch die größten Unfälle der neuern Zeiten nur dazu dienen konnten, diesen Staat herrlicher als je zu erheben. Durch Polens dreimalige Theilung wurde das politische Gleichgewicht von Europa aufs neue umgestürzt, und selbst die Idee desselben, das Recht, vernichtet. In unserm Jahrh. schien es eine Zeitlang, wenn das sogenannte große Reich alle übrige verschlingen würde; und ohne die Standhaftigkeit Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier und die in der Geschichte einzigen Begebenheiten in Rußland, endlich ohne Preußens riesenmäßige Anstrengungen wäre das Gleichgewicht der europäischen Staaten noch ein schöner Traum besserer Zeiten. Natürlich entsteht die Frage, ob jetzt, seit dem allgemeinen Frieden, das politische Gleichgewicht wieder vollkommen hergestellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöser Ausdruck für diesen Grundsatz sei? Eine unparteiische Überlegung des Verhältnisses der Staaten gegen einander hindert uns, die Frage bejahend zu beantworten. Was den Urheber des heiligen Bundes betrifft, so ließ sich von s. persönlichen Tugenden am wenigsten Beeinträchtigung der Nachbarstaaten fürchten. Aber ist es in der Politik wol räthlich, der Persönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Ist nicht das östliche, an sich zu mäßige, Reich durch die neuern Friedensschlüsse zu einer solchen Größe angewachsen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegenstellen kann? Preußen, sein nächster Nachbar, so hoch verdient um Europas Frieden und Ruhe, dürfte kaum die nöthigen physischen Kräfte wieder erlangt haben, um in der politischen Wagschale den Ausschlag geben zu können. Gleichsam, um der preußischen Regierung, deren moralische Kraft so oft erprobt ist, die schwerere Aufgabe vorzulegen, hat man ihr die fremdartigsten Nationen und die entlegensten, beide noch durch kein gemeinschaftliches Band gehalten, zugetheilt. Um von den andern Staaten zu reden, so sind freilich Sardinien und die Niederlande durch angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgestattet; aber Dänemark und Sachsen trauern, daß an ihnen allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden ist, während

r Napoleon vergrößert, nichts einbüßten. Östreichs Macht besetzte 1821
ſch Neapel und Sardinien zur Sicherheit des Bestandes jetziger Ordnung
Landen und in den östreichisch-italienischen Staaten. Die Zukunft muß
n, ob das sittliche Grundwesen des politischen Gleichgewichts deutlicher als
erkannt und ausgesprochen, und dasselbe auch durch die That über die Con-
litik der Mächtigen unter sich erhoben werden wird.

leichheit ist das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Ansehung
e. Da nun die Größe theils eine sinnliche (anschauliche und empfindbare),
e bloß denkbare (intelligible) ist, so ist auch die Gleichheit von dieser doppelten
ie Gleichheit vernünftiger und freier Wesen, als solcher, ist daher bloß
indem die Größe solcher Wesen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber ver-
und freie Wesen, als solche, gleich genannt werden, so ist dies vornehmlich
ursprünglichen Rechte, d. i. dem Rechte auf Leben und Freiheit, zu verste-
an nennt daher diese Gleichheit die ursprünglich-rechtliche, oder auch wol
liche, wiefern sie in der Natur vernünftiger und freier Wesen, als ursprüng-
tigter Subjecte, gegründet ist. Man könnte sie auch die Gleichheit des
ichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte
zusammen bestehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie We-
eichen der Mensch ist, ursprünglich das Recht hat, von s. Kräften jeden
zu machen, der kein andres vernünftiges und freies Wesen verletzt; so kann
hlen, daß Derjenige, welcher s. Kräfte mehr anstrengt oder vom Glücke
ünstigt wird als ein Andrer, auch mehr Eigenthum erwerbe als dieser.
te soll nun die Gleichheit des ursprünglichen Rechts keineswegs aufgehoben,
elmehr durch das Gesetz geheiligt werden. Das Gesetz soll nämlich nach
ng der Vernunft 1) jeden im Staate geborenen Menschen als einen Freien
; 2) jedem freigeborenen Menschen gleichen Anspruch auf die Erwerbung
lechte ertheilen, die nur vernünftigerweise in einem Staat erworben wer-
, und jeden auf gleiche Weise bei s. wohlerworbenen Rechten schützen.
bindet sich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit,
Idee recht verstanden wird. Die Menschen sind gleich in ihrer ursprüng-
heit. Die Gleichheitsmänner in der franz. Revolutionszeit mißdeuteten
ganz und gar, indem sie dieselbe auch auf die bürgerlichen Rechtsverhält-
hnten, und selbst die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten, wel-
glich ist. (Vgl. Freiheit.) D.

ichniß gehört zu jener Art der Gedankenbezeichnung, vermöge deren
llung durch eine andre veranschaulicht, mithin ein Bild in einem Gegen-
stellt wird. (S. Tropen.) Jede solche Übertragung setzt eine Vergleі-
us, deren Wesen darin besteht, daß sie ein Bild und ein Gegenbild, beide
eben, aber ähnlich aufstellt. Der Unterschied zwischen Metapher und
ng im engern Sinne ist dieser, daß in der Metapher das Hauptbild in dem
untergeht, sich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben ein-
hen, und das Gegenbild nur dazu dient, das Hauptbild mehr hervorzuhe-
verſinnlichen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Wenn das
arnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Rosen vorgestellt
tzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Haupt-
Rose an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als
akterisirt werde, so behält sie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die
ämlich: die Rosen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und rasch
Vergleichung, welche sich so ausdrücken würde: ein schönes Incarnat
e Wangen der Jungfrau, wie ein sanftes Roth die blühende Rose, oder:
sanften Roth der blühenden Rose. Man erkennt schon aus diesem
aß die Vergleichung einen viel ruhigern Zustand erfodert als die Meta-

pher, welche alle Wie, Gleichsam als, Also u. s. w. rasch überspringt, und mehr schnell andeutet, was sie meint, als ausführlich sagt. Der Metapher und Vergleichung bedient sich die Poesie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem sie viel auf einmal in die Seele bringen, oder diese bei Einem Gegenstande länger will verweilen lassen. Aus der Metapher entsteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgesetzte Metapher, so ist das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung oder Vorstellung durch Ausführung ihres Gegenbildes, z. B. wird das Heranziehen eines Heeres mit einem summenden Bienenschwarm verglichen. dd.

Gleichung, in der Algebra, der Ausdruck derselben Größe unter verschiedenen Benennungen, oder ein Gleichheitsverhältniß zweier verschieden benannten Größen. Glieder der Gleichung heißen die beiden verschieden benannten Größen, die durch das Zeichen = (d. h. ist gleich) getrennt werden; z. B. $9 + 6 = 20 - 5$, oder $3 - 1 = 5 - 3$. Die durch die Zeichen + oder — verbundenen Größen, woraus jedes Glied besteht, heißen Sätze der Gleichung. Es können in einer Gleichung neben bekannten Größen auch unbekannte oder unbestimmte enthalten sein, z. B. in der Gleichung $mx + ny = a - b$ sind m n a b bekannte oder bestimmte, x und y aber unbekannte Größen. Die Wurzel der Gleichung heißt der Werth der unbekannten Größe. Hinsichtlich der höhern oder niedern Potenz (s. d.), worin die unbekannte Größe in einer Gleichung steigt, theilt man die Gleichungen in einfache (auch vom 1. Grade), quadratische (vom 2. Gr.), kubische und biquadratische (vom 3. oder 4. Gr.). Man betrachtet die Gleichungen entweder als das letzte Ergebniß, worauf man bei der Lösung einer Aufgabe kommt, oder als ein Mittel zu einer endlichen Lösung. Gleichungen der ersten Art haben nur eine unbekannte, einer mehren gegebenen oder bekannten vermischte Größe, die zweite Art enthält verschiedene unbekannte Größen, die mit einander verglichen und verbunden werden müssen, bis man zu einer neuen Gleichung gelangt, die nur eine unbekannte Größe und bekannten enthält. Um den Werth dieser unbekannten Größe zu finden, wird die Gleichung auf verschiedene Art umgewandelt, wodurch sie endlich auf den einfachen Ausdruck gebracht wird. Über Gleichung in der Astronomie vgl. Zeitgleichung und Sonnenzeit.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), geb. zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürstenthum Halberstadt, am 2. April 1719, gest. zu Halberstadt am 18. Febr. 1803, als Secretair des Domstifts daselbst und Kanonicus des Stifts zu Walbeck. Seinen Vater, den Obersteuereinnehmer des ermslebenschen Kreises, verlor er 1727, da er auf der Schule zu Wernigerode war. Ein gedrucktes Trauergedicht auf den Tod s. Vaters beurkundet sein früh geübtes Talent zur Poesie. Wohlthätige Familien erhielten den armen verwaisten Knaben auf der Schule bis 1738, da er die Hochschule zu Halle bezog, und in den dürftigsten Umständen heiter den Studien lag. Seine Lehrer waren der Kanzler Ludwig, Heineccius, der Jurist, Böhmer und besonders Alex. Baumgarten; zuletzt auch der Freih. Christian v. Wolf. Seine Freunde wurden Uz, Rudnick und Nik. Götz, welche gleichzeitig mit ihm studirten und zu denen ihn gleiche Liebe zur Poesie hinzog. Die Muster der Griechen und Römer waren auch die ihrigen. 1740 verließ Gleim die Universität, um nach Kopenhagen zu gehen; sein Schicksal aber führte ihn als Hauslehrer in das Haus des Obersten v. Schulz nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und als Secretair in seine Dienste nahm. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft von Ewald Christian v. Kleist, dieser ward sein vertrautester Freund, und seitdem nennt man in der deutschen Literatur die Namen Gleim und Kleist als poetisch verbrüdert. Zu ihnen gesellten sich Sulzer, Spalding, Ramler, Graun u. a. Gleichgesinnte, welche der Sache der Bodmer'schen gegen die damals auf dem deutschen Parnaß gleichzeitig herrsch-

jeb'sche Partei allen möglichen Vorschub leisteten. Die freiere und geist- Ausbildung der deutschen Sprache, Art und Kunst ward hierdurch nicht we- ördert. Der zweite schlesische Krieg trennte 1744 die vereinten Freunde, und G. s. wohlwollenden Prinzen, welcher vor Prag fiel. 1745 ward G. Se- des „alten Dessauers", von welchem ihm jedoch dessen rauher Charakter bald te. G. lebte nun einige Jahre zu Berlin unter mancherlei gescheiterten Plä- nderweitiger Versorgung, bis er 1747 als Domsecretair nach Halberstadt wurde, wo er sehr angenehm lebte. Schon 1744 war von ihm der mit Enthusiasmus in Deutschland aufgenommene Versuch in scherzhaften Lie- schienen. Nicht minderes Aufsehen erregten s. gleichzeitigen dramatischen rischen Versuche. Von s. frühern Freunden getrennt, lebte er die erste Zeit ndigem Briefwechsel mit ihnen; Lange, Lessing, Geßner, Zacharia, Ebert, r, Wieland u. A. vergrößerten zunächst den Kreis s. poetischen und wissen- ten Umgangs, der die Freude s. Lebens war. 1749 erschienen die beiden mmlungen, welche er zu Halberstadt drucken ließ, mit den angeblichen Druck- msterdam und Zürich. 1750 lernte er Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, ner und Schlegel kennen, welche er von Zeit zu Zeit nach Halberstadt zu ver- ßte, des Lebens u. Dichtens mit ihnen froh zu sein. Mit allen jenen Män- band er sich auf das innigste, denn Freundschaft war sein Lebenselement. Er s seltene und beglückende Talent, in Jedem das Treffliche aufzufinden, an- en, und sich dessen wie des eignen Guts zu erfreuen. Die verschiedensten ere fanden sich durch s. lebendige, starke Freundschaft vereint und beglückt; ndte sich in allen Lagen des Lebens, guten und bösen, an ihn, der thätigsten nd lebhaftesten Theilnahme gewiß. In der Liebe war G. weniger glücklich. ich nie verheirathet; sein Hauswesen besorgte s. geistreiche Nichte, Sophie a G., welche u. d. N. Gleminde häufig besungen ward. 1756 gab G. das ch s. Fabeln und s. Romanzen in Druck, welche s. Ruhm nicht wenig ver- , der indeß erst in den sieben Kriegsjahren des großen Friedrichs II. s. höchste eichte durch die Kriegslieder, welche er u. d. N. und im Charakter eines en Grenadiers sang. G. wußte sich so sehr unter diesem Namen zu verber- st vor s. vertrautesten Freunden, daß man späterhin öfter behauptet hat, er e Lieder wirklich nicht gesungen, sondern nur bekannt gemacht. Sie sind Schwung, Kraft und lebendiger Anordnung bis jetzt unerreichte Muster t und haben ihrem Verfasser einen hohen Rang unter den vaterländischen gegeben. Nach den Kriegsliedern versuchte sich G. bald mehr, bald min- lich in Oden nach dem Horaz, in Petrarchischen Gedichten, Gedichten nach nesingern und Sinngedichten. G. lebte mehr im Genießen als im Stre- in beiden argios und unbefangen; ob ein poetischer Wurf gelang, ob nicht, hn angenehm beschäftigt. Jüngere Freunde reihten sich in dieser Zeit den t: die Karschin, Georg Jacobi, Benj. Michaelis, Wilhelm Heinse, Joh. Göckingk, Klamer Schmidt, und noch etwas später Tiedge u. A. Die on ihnen wußte G. in Halberstadt anzusiedeln; sein Eifer für ihr bürgerli- hi wie für ihren literarischen Ruhm kannte keine Grenzen. Der Verein so streichen jungen Männer gab ihm den Plan ein, in Halberstadt eine vorbe- Akademie zu stiften, welche er später in s. letzten Willen als eine Schule der tät bezeichnete, ein Plan, der aber ohne zureichende Grundlage wenig aus- chien. G. hatte ein seltenes Talent, mit den Menschen aller Stände auf ulichste umzugehen; s. Lieder fürs Volk zeugen davon. Er war ein Men- nd im edelsten Sinne des Worts; als solcher sang er „Halladat oder das ch", im Sinne eines weisen Derwisches aus dem Morgenland. Dem folgte eine kleine Sammlung Episteln, welche in ihrer Art gleich originell lich sind. Nach Friedrichs II. Tode ward G.'s Enthusiasmus für den gro-

ßen König zu glühender Vaterlandsliebe. Die franz. Revolution erfüllte ihn mit Grausen. Er sah im Geist die Stürme derselben auch über das theure deutsche Vaterland hereinbrechen. Unaufhörlich predigte er den Deutschen Einigkeit, [illegible] auf Leben und Tod für Unabhängigkeit des Vaterlandes; er gab Soldaten- [illegible] und neue Kriegslieder heraus, Zeitgedichte, politische Fabeln u. s. w., um [illegible] Begriffe von Freiheit und Gleichheit, Fürst und Volk und echter Vaterlandsliebe verbreiten. Seine Stimme verhallte einsam in dem allgemeinen Aufruhr [illegible] litischen Elemente. Als sein politischer Eifer nirgend Eingang fand, suchte er vor der greuelreichen Gegenwart. Die leidenschwere Zeit scheuchte ihn aber in eine Timonshöhle, sondern er baute sich ein Hüttchen, mitten unter das [illegible] s. Überzeugung nach in unglücklichem Wahne verirrte Geschlecht. Auf [illegible] Besuchen der ältern Freunde Herder, Stolberg, Eschenburg, J. H. Voß [illegible] Familien, erheiterten die letztern Jahre des Greises auch noch die öftern Be- jüngern Freunde: Baggesen, Jean Paul, Seume, Falk und vieler Andere, er hülfreich und väterlich zugethan war. Zwei J. vor s. Ende erblindete [illegible] beiden Augen; eine Operation blieb ohne Erfolg. In der Dunkelheit s. L. sein Geist noch mehr wie zuvor auf die großen Begebenheiten hingerichtet. [illegible] J. s. Lebens nahm G. Abschied von s. Freunden, starb still und gottergeben, ward begraben in s. Garten vor Halberstadt; s. eignen Anordnung gemäß einfache Urnen, mit den Namen s. ihm vorangegangenen ältesten Freunde, [illegible] Stätte s. Ruhe her. Klopstock's Ode, die s. Namen trägt, hat ihn, s. Le- kelt nach, treu und unvergeßlich gezeichnet; s. Geistes Bild, s. Herzens Sp- in s. kleinsten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das fröhliche, naive Lied; er früher als Hagedorn und Andre, die wahre [illegible] die spielende Romanze, das tyrtäische Kriegslied. Als eines Vaters der J- als eines Freundes der Menschen lebt sein Andenken in den Herzen aller [illegible] Edlen, welche ihm den schönsten aller Ehrennamen gegeben haben: Vater S. „Gleim's Leben, aus s. Briefen und Schriften", von Wilh. Körte (Ha- 1811); „Gleim's sämmtl. Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters [illegible] schriften durch W. Körte" (7 Bdchn. Halberstadt 1811 — 13).

Gletscher. Wo sich die Gebirge über die Schneelinie (s. d.) erhe- ihre Gipfel u. Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Sch- Überzug, der fester als der gewöhnliche Schnee ist, ohne eigentliches Eis zu [illegible] den Seiten der Berge ist mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man [illegible] nicht Gletscher, sondern diese dehnen sich von den Abhängen der Berge [illegible] Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie sind also große Eis- [illegible] schen den Bergen selbst, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich [illegible] was schräge. Das Gletschereis ist gänzlich von dem Meer- und Flußeise [illegible] den. Es legt sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter klein- mengefrorenen Schneekörnern, und ist daher bei aller s. Klarheit und [illegible] spiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchsichtig, zerspringt auch [illegible] lenförmig, wie das Meereis, sondern hat einen körnigen Bruch. Der Gletscher voller Spalten und Schrunden, und in diesen Rissen sieht das [illegible] oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Wesentlich gehören zu den Gletscher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Ti- kelsgiärde nennt. Diese Ränder bestehen aus schlammiger Erde, welche [illegible] tenweise mehre Klaftern über einander liegt, im Sommer einem [illegible] Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es ist höchst wahr- daß diese scheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletschers [illegible] stehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geschähe, [illegible] die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees diesem [illegible] grenzenlose Dicke geben. Aber es schieben sich auch die großen Eisfelder,

i Sommer ihre Ränder ſchmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten
ne Zeitlang die Luft in den letztern außerordentlich, bis ſie endlich, zum Theil
ſtens, durch die größere Wärme geſchmolzen werden. In Lappland, wo die
e weniger Kraft hat, bemerkt man jedoch in der Gegend des Sulitelma herab-
me Gletſcher, welche die Luft fortdauernd ſo ſehr erkälten, daß die Schnee-
ſchon bis auf 3100 Fuß über der Meeresfläche ſteht. Dies Herabgleiten der
yer, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß na-
ſtärker oder ſchwächer ſein, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen ſtumpfern
itzern Winkel mit dem Horizonte macht. Man kann ſich davon überzeugen,
an die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletſcher her be-
denn dieſe werden von dem Eiſe ſichtbar fortgeſchoben, und man hat am
lberg in der Schweiz geſehen, daß ſolche Steine in einem Jahr 25 Fuß weit
hoben wurden. So ſieht man auch in den Moränen oft Rollſteine von be-
em Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart ſind als die in den Thä-
Sie mußten daher in den höhern Regionen der Gebirge abgelöſt und herab-
t ſein. Man ſieht alſo, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen
rn ſich die Gletſcher vermindern können, ſie ſich doch auch Jahre lang oft ſo
en, daß ſie die Thäler faſt unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt
Wechſel von Thauwetter und Froſt bei; zu ihrer Verminderung die Ge-
me, welche oft unter ihnen fortgehen, ſodaß der Gletſcher Eisgewölbe über
ömen bildet. Dieſe Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spal-
che in den helvetiſchen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen ge-
erden, weil ſie aus friſch gefallenem Schnee beſtehen, den der Wind mit ſich
und ſtäubend in die Tiefe ſtürzt. Es kommen aber auch, beſonders in den
chen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und
ſich führen, und die Moränen der Gletſcher vermehren. In Tirol, in
weiz, in Piemont und Savoyen ſind ſo viele Gletſcher, daß man berechnet
n ſie alle verbunden würden, ſo würden ſie ein Eisfeld von 70 geograph.
i ausmachen. Es gibt einzelne Gletſcher, vorzüglich in Savoyen, mehr
eutſche Meilen lang, eine halbe Meile breit, und 20 — 100 Klaftern dick.
berühmteſten iſt das Meer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Fuß
Meeresfläche. In Frankreich, bei Beaume, und in den Karpathen bei
t es unterirdiſche Gletſcher, die in großen Höhlen gebildet ſind und nie-
hauen, weil die Sonne nicht auf ſie wirken kann. Aus dieſer Darſtellung
, daß in der großen Andeskette keine Gletſcher vorkommen können, weil
en Wendekreiſen die Temperatur das ganze Jahr ſich nicht verändert. —
erſalz iſt ein ſäuerlich auflöſendes Salz, das mit einem Theile alkali-
zes verbunden iſt. Es findet ſich in ſchwarzſandiger Erde an Stellen im
biet, wo vormals Eisgletſcher ſtanden. Es wird aus jener Erde ausge-
findet ſich in der Nähe von Schiefer, wo es ſich im weißen Staube an-
ich erlangter Maſſe abfällt. Auch findet man dies Salz in Klumpen am
theils auf den Schichten derſelben. Solches Klumpenſalz bemerkt man
Zalliſerlande und benutzt es als Sedlitzer Salz.

ederm ann, Gliederpuppe (manequin), die mit beweglichen
n verſehene Puppe, deren ſich die Künſtler als eines Modells bedienen,
wand richtig anordnen und legen zu können. (S. Gewand.) Va-
als Erfinder derſelben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Or-
minicaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. dd.

mmer, ein Mineral, welches ſelten in ſechsſeitigen Tafeln kryſtalliſirt,
derb und ſehr leicht in zum Theil großen Blättern oder Tafeln theilbar,
puppen und Blättchen, — ſilberweiß, braun, ſchwarz, goldgelb, grün,
liſch glänzend, in dünnen Blättchen durchſichtig, weich, ſehr allgemein

verbreitet, als Gemengtheil vieler Felsarten, seltner auf Lagern, Nestern und Gängen vorkommt. — Der durchsichtige und in großen Tafeln vorkommende Glimmer dient in Peru und Sibirien zu Fensterscheiben, auch gebraucht man ihn zur Construction der Compaßhäuschen, zu Laternen, zu Objectivscheiben in Vergrößerungsgläsern u. s. w. — Der Glimmerschiefer ist eine aus Quarz und Glimmer, die im schiefrigen Gefüge verbunden sind, bestehende Felsart der ältesten Formationen. Das Gefüge ist bald dick- bald dünnschiefrig, theils gerade, theils wellenförmig gebogen. Glimmer und Quarz erscheinen in wechselnden Lagen. Er enthält eine Menge von Mineralien zufällig beigemengt, geht im Granit, Gneis, Thonschiefer, Hornblendschiefer u. s. w. über und ist dem Gedeihen der Pflanzenwelt sehr günstig. Er ist ausgezeichnet deutlich geschichtet, bildet meist große Bergebenen mit sanften wellenförmigen Erhöhungen, denen das Steile und Prallige fehlt, spielt in den Hauptgebirgsketten Europas eine bedeutende Rolle und ist sehr reich an Erzen verschiedener Art, die ihm theils beigemengt sind, theils auf Gängen und Lagern in ihm vorkommen. Der dünnschiefrige wird zum Dachdecken, der dickschiefrige als Baustein, als Gestellstein in Hohöfen u. s. w. angewendet.

Globus, jeder dichte runde Körper; in der Geographie und Astronomie eine künstliche Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Cirkels (der den Meridian oder Mittagskreis vorstellt) sich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmsten Örter der Erde (Erdglobus) oder die Sterne (Himmelsglobus) verzeichnet sind. Außerdem sind auf beiden die vornehmsten Kreise, welche man sich auf der Erde und am Himmel gezogen denkt, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler von Thales, der um die 50. Olympiade (580 vor Chr.) blühte, soll den Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus schon eine künstliche Erdkugel mit dem universalen Meridian hatte, sehen wir aus seinem Almagest. Auch verfertigten die Alten Himmelskugeln. Unter den Neuern haben sich Mehre durch die Verfertigung künstlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli (st. 171[illegible] brachte mit Hülfe des Claudius Molinet und andrer pariser Künstler für Ludwig XIV. 1683 eine Erdkugel zu Stande, welche zwölf pariser Schuh im Durchmesser hat. Derselbe Künstler verfertigte auch eine Himmelskugel von derselben Größe. Funk in Leipzig gab 1780 Modelle der Himmelskugel in Kegelform (Conoglobia) heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen ziemlich eine Dienste thun und ungleich wohlfeiler sind. In Deutschland eröffnete Ludwig Adreä zu Nürnberg die erste Officin von Himmels- und Erdkugeln zu mäßigen Preisen; welchem Enderſch zu Elbingen und die Homann'sche Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode besorgten Himmelskugeln, welche zu Nürnberg seit 1790 verfertigt werden, und beim Kunsthändler Franz daselbst zu bestellen sind an Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug streitig. Die vom Kriegsrath Sotzmann gezeichneten Erdkugeln zeigen die neuesten Entdeckungen. Jetzt werden auch brauchbare Globen von verschiedener Größe in Dresden (vom Prof. Hahn), in Leipzig und Weimar gefertigt. Vortreffliche vier- und zweifüßige Globen liefern ferner Adam und Cary in London. Es ist aber zu bemerken, daß der Preis bei der Größe von 2 Fuß und darüber sehr hoch steigt, ohne daß darum für die Sache selbst wesentlich gewonnen würde. Für 20 Thlr. kann man jetzt eine sauber gearbeitete, genaue Erd- oder Himmelskugel haben. Eine Anweisung zum Gebrauch derselben gibt Bode in seinen „Erläuterungen der Sternkunde", 1 Bd. S. 155 fg.

Glocken entstanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo sie zu religiösen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch sie herbeizurufen meinte. Namentlich weiß man, daß das Osirisfest durch Glockenspiel verkündigt ward, und daß in Athen die Priester der Cybele bei ihren Opfern der Glocken bedienten. Plinius [illegible]

lange vor seiner Zeit Glocken gegeben. Man nennte sie tintinnabula und n berichtet uns, daß August eine solche vor dem Tempel des Jupiter aufhän- ß. In der christl. Kirche hingegen bediente man sich der Glocken, die Gemein- versammeln, welche man früher durch Laufer hatte zusammenrufen lassen. er schlug man Breter zusammen, um das Volk zum Gottesdienste ein- , daher man diese Breter die heiligen Breter nannte. Paulinus, Bi- Nola in Campanien, soll im 4. Jahrh. zuerst den Gebrauch der Kirchen- eingeführt haben, und daher sollen sich auch die lat. Namen der Glocke na und nola schreiben. Im 6. Jahrh. bediente man sich der Glocken schon Klöstern; sie hingen auf dem Kirchdach in einem Gestelle. Gegen das Ende Jahrh. hatten mehre Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 hr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papst Sabinian (st. 605) verordne- , daß alle Stunden durch Glockenschläge angezeigt würden, um die horas as, d. i. die Sing- und Betstunden desser abwarten zu können. 610 bela- otars Heer Sens, als Lupus, Bischof v. Orleans, die Glocken von St.-Ste- läuten befahl, worüber Clotar so erschrak, daß er die Belagerung aufhob. fange des 8. Jahrh. fing man an, die Kirchenglocken zu taufen, und ihnen amen zu geben. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienst mit . Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrh. eingeführt, in der 1020; wann in Deutschland, ist ungewiß. Im 11. Jahrh. bekam der Augsburg zwei Glockenthürme. Es scheint, man habe eine Ehre darein große Glocken zu haben. In Moskau sah und maß W. Coxe 1787 eine die er auf 4320 Ctnr. schätzte. Eine andre Glocke in Moskau wiegt 356 d die 1819 neu gegossene Glocke wiegt 1600 Ctnr., die Zunge allein 18 Auf den pariser Dom kam 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfange nd 340 Ctnr. wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegossen, die 354 d deren zehnthalb Fuß langer Klöppel 8 Ctnr. wog. Aber die größte Glocke r. Staaten ist zu Ollmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme; sie 8 Ctnr. Die erfurter große Glocke, die J. v. Campen goß und D. J. v. mit dem Namen Susanne taufte, wiegt 275 Ctnr., hat über 24 franz. Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Ctnr. wiegt.

Glockenspiel, eine Erfindung des Mittelalters. Man findet sie häufig rmen mit der Schlaguhr in Verbindung. Das erste soll 1487 zu Alost in erlanden verfertigt worden sein. Einige Glockenspiele haben Walzen, die zu Zeit gewechselt werden, und lassen sich nicht nur Tag und Nacht mit n Stücke hören, sondern bezeichnen auch die halben und Viertelstunden rzere Strophen, ja selbst die halben Viertelstunden durch einen einzelnen

Andre haben eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren und nach Claviers gespielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, sondern faust, welche, um den Schlag auf die Taste mit der gehörigen Kraft thun n, mit einem ledernen Überzuge versehen wird. So schwierig auch die Be- ist, so gibt es doch Glockenspieler, welche dreistimmige Sätze ausführen, Laufer, Triller und Arpeggios herausbringen. Burney erzählt, der Glo- r Scheppen zu Löwen habe mit einem fertigen Violinspieler gewettet, daß r schweres Violonsolo auf den Glocken ausführen werde und die Wette ge-

Pottheff, Organist und Glockenspieler auf dem Rathhausthurm in Am- erblindete in s. 7. Lebensjahre, erhielt im 31. die erwähnte Stelle und bgleich jede Taste ein Gewicht von 2 Pfund erfoderte, sein Glockenspiel so ie einen Flügel. Er ließ sich 1772 vor Burney mit einigen Fugen ören.

Glogau, preuß. Hauptfestung in Schlesien, im Regierungsbezirk von Lieg- veit der Oder, hat 11,200 E., darunter 1230 Juden, ist der Sitz des -ker. Siebente Aufl. Bd. IV.

Oberlandesgerichts und hat ein luth. und ein kath. Gymnasium, eine Hebammenschule. Auf dem Schlosse residirten die Herzoge von Glogau aus dem Königsgeschlechte der Piasten; sie starben 1476 aus, worauf das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel. Der kaiserl. östr. Commandant in Glogau führte zugleich den militairischen Oberbefehl in Schlesien. Friedrich II. eroberte G. 1741 und ließ es noch stärker befestigen. Nach der Schlacht von Jena wurde G. von den würtemberg. Truppen unter Vandamme und Seckendorf berennt, und von dem preuß. Commandanten v. Reinhard nach geringem Widerstande übergeben. Jetzt blieb es bis zum 15. April 1814 in franz. Händen, an welchem Tage es in Folge des mit dem Grafen Artois nach der ersten Restauration der Bourbons abgeschlossenen Waffenstillstandes an Preußen wieder übergeben wurde. Die Stadt hat Fabriken und lebhaften Verkehr. Der Dichter Gryphius ist hier geboren.

Glosse, die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, besonders eines veralteten Worts, daher **Glossator**, der Erklärer solcher Wörter, und **Glossarium**, eine Sammlung solcher Erklärungen. Über diesen wichtigen Theil der ältesten Denkmäler unserer Zeit, s. A. H. Hoffmann's „Althochdeutsche Glossen" (1. Samml. Breslau 1826, 4.) und E. G. Graff's „Diutiska" (Stuttgart, B. 1, H. 1). In der Dichtkunst nennt man eine eigne Gattung von Gedichten **Glossen**, die aus der spanischen und portugiesischen Poesie auch in die unsrige übergegangen ist. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Versen an, welche in ebenso viel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder erscheint. A. W. und Fr. Schlegel, welche diese zierliche und kunstreiche Gattung bei uns zuerst versucht haben, nennen sie auch Variationen.

Glover (Richard), Dichter, geb. 1712 zu London und in Surrey erzogen, widmete sich dem Handel. Dessenungeachtet verließ ihn seine frühe Neigung zur Dichtkunst nicht. 1737 gab er das Heldengedicht „Leonidas" heraus, von welchem uns Ebert eine Übersetzung und Beurtheilung geliefert hat, dem wir aber nur einen sehr mittelmäßigen poetischen Werth beilegen können. In England fand es einen außerordentlichen Beifall, wozu die Umstände viel beitrugen. Zwei Jahre darauf erschien s. Gedicht: „London or the progress of commerce", das, nebst s. Ballade: „Admiral Hosier's ghost", Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem englischen Handel zufügte. 1753 erschien sein Trauerspiel „Boadicea", welches einigemal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er s. „Medea" heraus, ein nach Art der griech. Dramen mit Chören versehenes Trauerspiel, auf das er später noch eine Fortsetzung folgen ließ. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt; in dieser Eigenschaft zeichnete er sich bei mehr als einer Gelegenheit durch seine kraftvolle und überzeugende Beredtsamkeit aus. 1770 vollendete er s. Umarbeitung des „Leonidas". Er wurde jetzt häufig in Geschäften der londner Kaufmannschaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu s. Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren s. Lebens arbeitete er an einem neuen epischen Gedicht, „Athenaid", das auch als Fortsetzung des „Leonidas" angesehen werden kann, aber nicht die letzte Vollendung erhalten hat, und 1788 von s. Tochter, Mrs. Halsat, herausgegeben worden ist. Er starb 1785. Noch erschienen nach s. Tode, als Auszug aus s. Tagebuche: „Memoirs of a celebrated literary and political character" (London 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereignissen und manchen Personen s. Zeit spricht, und als welchen man hat beweisen wollen, daß er der Verfasser der **Juniusbriefe** (s. d.) sei.

Gluck (Christoph, Ritter v.). Dieser Tondichter, dem die lyrische Scene Glanz und ihre dramatische Vervollkommnung verdankt, stammte von einer ehenen Familie in der Oberpfalz, wo er auf dem Dorfe Weißenwangen an der ischen Grenze 1714 geb. wurde. Sein Vater war Jägermeister beim Fürsten wiz. Er widmete sich von früher Jugend an der Musik und zeigte bedeutende en; allein erst seit s. 40 J. ließ er s. unsterblichen Meisterwerke ans Licht tre In Prag studirte G. die Anfangsgründe der Musik, und sang im Chore mit, pirte er trefflich mehre Instrumente. 1738 bereiste er Italien, und studirte San-Martini die Composition. Seine in Mailand geschriebene erste Oper: rxes", wurde daselbst, sowie eine andre: „Demetrius", in Venedig gege- 742). Eine dritte: „Der Sturz der Giganten", componirte er für die ital. n London, wohin er sich 1745 begeben hatte. Hier hatte der Umgang des me und dessen Frau, einer trefflichen Opernsängerin, großen Einfluß auf die hheit s. Productionen. Die bisher berührte Periode war in Hinsicht der s. Productionen die fruchtbarste. An 45 Opern wurden von ihm in dem um von 18 J. geschrieben, in allen aber zeigte sich noch nicht die Größe und die der Dichter der Töne in s. spätern Werken entwickeln sollte. G. war die- n damals herrschenden Styl und Geschmack der italienischen Oper gefolgt hlte recht wohl, was eigentlich fehlte und wie wenig das Ganze s. Musik auf dramat. Werth Anspruch machen konnte. Ein Haupthinderniß zur Erre- ines wahrhaft dramatischen Ganzen für den Componisten war aber immer ebrachte Seichtigkeit und innere Zusammenhangslosigkeit der lyrischen Dich- welche er zur Unterlage s. Tongemälde erhielt. Erst als ihn das Geschick m Mann bekannt machte, der den Muth und die Kraft hatte, trotz der inen andern Weg hierin einzuschlagen, vermochte er auch seinerseits, das- thun. Dieser Mann war der Florentiner Ranieri di Calzabigi, den G. in nnen lernte, und der dem Componisten eine Reihe Texte lieferte, die durch gverbundenen Inhalt und durch die richtige Motivirung der einzelnen Si- n unter einander, gar sehr gegen jene leicht zusammengewürfelten Arien, Dialoge u. s. w. abstachen, bei denen an einen dramatischen Zusammen- cht gedacht, sondern im Gegentheil Alles dem momentanen Effect oder der eines Sängers oder einer Sängerin geopfert wird, die nur, mit Hintan- des Ganzen, in einer einzelnen Situation oder Arie gern glänzen wollen. pern „Alceste", „Orpheus" und „Helena und Paris", welche Gluck von – 69 in Wien schrieb, und die auch daselbst gedruckt wurden, machten in ßartigen Neuheit ungeheures Aufsehen und gründeten mit den später folgen- „Armida" und den beiden Iphigenien) den unsterblichen Ruhm ihres Com- . Selbst in dem durch lose Speise verwöhnten Italien fand die ernste, er- Muse des deutschen Künstlers würdige Anerkennung, und die Theater von Parma, Neapel, Mailand und Venedig beeilten sich, G.'s „Helena" und s" aufzuführen. An „Alceste" wagte man sich jedoch, wie G. selbst sagt, Schwierigkeit der Aufführung damals in Italien noch nicht. Der Beifall, Opern fanden, war so groß, daß die Bühne in Bologna allein in einem mit s. „Orpheus" an 900,000 Lire einnahm. Noch höher stieg der Triumph nponisten durch s. bereits erwähnten spätern Werke. Der Bailli von Rollet, rend s. Aufenthalts in Wien mit G. bekannt geworden war, unternahm es, s „Iphigenia" in eine Oper umzuwandeln und bot s. Freunde den Text zur tion an, worauf G. um so lieber einging, da ihn die Idee ergriffen hatte, . Sprache eigne sich besser zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher selbst in der Musik als die italienische; eine Ansicht, welcher Rousseau in des Gesanges geradezu widersprach, und die auch durch die Zeit, trotz der welche G.'s Muse auf den franz. Bühnen machte, nicht bestätigt worden

ist. Mit einer bisher noch nie aufgewendeten Sorgfalt machte sich G. nun ans Werk und brachte, statt 2 bis 3 Wochen, die er sonst zur Niederschreibung einer Oper brauchte, ein ganzes Jahr zu, ehe er mit der Musik eines Meisterwerks zu Stande kam, das eigens für Paris von ihm verfertigt ward. Aber hier fand der deutsche Componist fast unübersteigliche Hindernisse, welche ihm Nationaleitelkeit und eingewurzeltes Vorurtheil in den Weg thürmten. Auf die bloße Anzeige von dem Unterfangen, der großen pariser Oper ein Werk s. Feder anzubieten, erhoben sich ganze Scharen der Musiker von Profession und alle sogenannte Kunstkenner, und nimmermehr würde G. s. Ziel erreicht haben, hätte sich die Königin Maria Antoinette, s. Schülerin einst und Gönnerin von Wien aus, der Sache nicht angenommen, und durch einen Befehl die Aufführung bewirkt. Zu Anfang 1774 kam der 60jährige G. selbst nach Paris, und den 19. April wurde endlich die vielbesprochene Oper zum ersten Mal gegeben. Das Theater war überfüllt von Zuschauern aus allen Classen, und der Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, ungeheuer. Gleich die Ouverture mußte — was unerhört in den Annalen der Musik in Frankreich war — wiederholt werden und mit jedem einzelnen Musikstück stieg der Enthusiasmus des Publicums. Sie wurde in den ersten zwei Jahren 170 Mal gegeben. Bald darauf ward auch die Oper „Orpheus", deren Text ins Franz. übers. worden, in die Scene gesetzt, und mit gleichem Entzücken aufgenommen. Ein paar andre Opern: „L'arbre enchanté" und „La Cythère assiégée", welche im folg. J. zur Aufführung kamen, machten weniger Glück, desto mehr aber wieder s. berühmte „Alceste", in welcher, wie in den Furienchören im „Orpheus", die Schrecken des Tartarus den Hörer zu umschweben scheinen. Noch mehr sprach „Armida" 1777 an, die man früher mit Lully's weichlicher Musik ungern gehört hatte. 30 Mal nacheinander wurde diese große Oper gegeben, und der Ruhm, welchen sie ihrem Componisten brachte, nur noch von dem übertroffen, der s. letzten großen Meisterwerke, der „Iphigenia in Tauris" 1779 u. „Echo und Narcissus" folgte. Ein paar andre Opern: „Roland", und „Die Danaiden", wurden nicht vollendet; das Brouillon der erstern warf G. ins Feuer, als er vernahm, daß sein musikalischer Gegner Piccini (s. d.) dasselbe Sujet zu componiren vorhatte, und an der Vollendung der andern hinderte ihn der Tod. (Sie wurde seitdem nicht ohne Glück von Salieri vollendet.) 1787 kehrte der Ritter G. mit einem sehr ansehnlichen Vermögen nach Deutschland zurück, woselbst er zu Wien noch in dems. J., den 15. Nov., starb. Merkwürdig ist der Streit, der auf Veranlassung der Reform, welche G. durch s. im größten Styl geschriebenen Compositionen in der Musik in Frankreich bewirkte, daselbst zwischen s. Verehrern u. den Anhängern der alten italienischen und franz. Schule, an deren Spitze gewissermaßen der allerdings auch geniale Piccini stand, ausbrach. Ganz Paris nahm Partei, man stritt mit Wort und Feder und lange Zeit hindurch feindeten sich die Gluckisten und Picciniſten mit derselben Bitterkeit an, mit welcher sich früher Jansenisten und Jesuiten, später Royalisten und Jakobiner anfeindeten. G. und Piccini selbst, zu ihrer Ehre sei es gesagt, theilten das Gefühl nur kurze Zeit und hatten sich, da Einer den Andern, trotz abweichender Meinungen und Ansichten, schätzen mußte, längst ausgesöhnt, als ihre blinden Bewunderer noch immer gegeneinander zu Felde zogen. Erwähnung verdient hierbei der Umstand, daß in diesem musikalischen Meinungsstreite J. J. Rousseau, Arnaud und Suard sich für Gluck, Marmontel und Laharpe für Piccini erklärten. Natürlich, daß der Sieg auf Seiten derer war, welche dem Reformator der großen Oper anhingen. Die von den genannten Schriftstellern bei dieser Gelegenheit erschienenen Aufsätze sind in eine interess. Samml. gebracht worden: „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par Mr. le chev. Gluck" (Paris 1781). Ein Jahr nach G.'s Tode ward auf Befehl Ludwigs XVI. die auf Subscription von Houdon in Marmor verfertigte Büste des gro-

Tonsetzers im Foyer des Operntheaters aufgestellt. In Betreff einer echt dra-
schen Durchführung der Musik steht G. unerreicht in s. Kunst da, und die Tiefe
Wahrheit des Ausdrucks, welchen er sowol in die erschütterndsten als in die sanf-
i Scenen, ohne alle vulgaire Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufern und
u legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. G. band sich ganz gegen
Sitte der mehrsten andern Tondichter streng an den Genius der Sprache, und
ht man ihn zu Gunsten irgend einer Passage die Worte ungebührlich dehnen
kürzen. Das Dedicationsschreiben mit welchem, er s. „Alceste" dem Großherz.
d von Toscana übergab, spricht s. trefflichen Ansichten über die dram. Musik
; aus. Die Trompete ward durch ihn zuerst in die franz. Orchester eingeführt,
r sparsamer und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals ebenso die Wirkung
en Musiken, wie jetzt ihr lächerlicher Mißbrauch bei manchen Compositionen
absichtigten Effect imponirender Größe zerstört.

Glühen bezeichnet den Zustand gewisser Körper, in welchem sie vermittelst
arken Erhitzung leuchten. Es lassen sich zwei Arten glühender Körper unter-
i, nämlich solche, die durch das Glühen förmlich zersetzt werden, wie Holz-
Schwamm u. s. w., und solche, die ihre vorige Beschaffenheit beibehalten,
B. das Eisen. Die erste Art ist ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch
as in Flammengestalt aus dem Körper aufsteigt, die zweite hingegen ist eine
rhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum
, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eisen glüht lange, bevor es schmilzt.
n sich sehr deutlich drei Perioden des Glühens unterscheiden. Eisen wird
r beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang
thens ist, bei verstärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und
fähr 1000 Gr. Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles, fast weißes
breitet. Beim allmäligen Erkalten geht das Glühen in derselben Stufen-
kwärts. Man nimmt bei diesen stufenweisen Übergängen alle Lichtfarben
Die Dynamisten schließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen
er wirklich angreife, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomi-
en. — Glühe heißt der Herd in einer Schmelzhütte.

Glühwurm. In Deutschland ist nur ein Insekt, das Johanniswürm-
umpyris noctiluca, wegen des phosphorischen Lichtes bekannt, das es im
verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Insekten, welche diese
aft haben. Von den Johanniswürmchen sehen die Weibchen den Männ-
enig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie sie zu einer
ren. Ist der Glühwurm vollkommen ausgewachsen, so hat er eine Länge
fähr ¾ Zoll; oben ist er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das
o ist der kleine schwarze Kopf unter dem Brustkasten verborgen. Die Glie-
adenförmig und bestehen aus elf Gliedern. Das Männchen sieht man sel-
Weibchen oft genug, vornehmlich an schattigen, feuchten und grasreichen
Das schöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs.
mt es aus einer gelblichen Substanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken
Ringen eingeschlossen ist. Man will auch bemerkt haben, daß eine merk-
nehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden ist; denn das Thermo-
i diese leuchtenden Punkte gehalten, stieg um 6 — 8 Grad Fahr. Bringt
Säckchen unter Wasser, so leuchten sie wol 48 Stunden lang ununterbro-

Nur zur Zeit der Begattung findet man diese Erscheinung, die sowol
r Zeit als auch mit dem Tode sogleich aufhört. In Südamerika gibt es
er, Elater noctilucus, der so stark im Finstern leuchtet, daß die Karaiben
en statt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer
n Masse, die in zwei Säckchen unter dem Brustschilde enthalten ist. Noch

berühmter haben sich die Laternenträger gemacht, von denen die surinamsche Art, Fulgosa laternaria, eine große hornige Blase vor der Stirn trägt, die einen starken Schein im Finstern verbreitet. Auch die Feueraſſel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Ursache des blauen Lichtes ist, welches man im Finstern bei manchen Blumen bemerkt.

Glyptik, die Kunst in Metall oder Stein zu graben, zu stechen. **Glyptographie**, die Beschreibung der geschnittenen Steine. (S. **Steinschneidekunst.**)

Glyptothek heißt das in München zur Aufnahme der alten plastischen Denkmäler bestimmte Gebäude. Der jetzige König von Baiern hatte in Italien eine Auswahl der trefflichsten Marmorarbeiten erworben, und ertheilte hierauf dem Hofbauintendanten und Oberbaurathe Leo Klenze, den Auftrag, ein Gebäude für ihre künftige Aufstellung aufzuführen, das durch s. bedeutsame Einrichtung selbst von Außen schon ankündige, daß es ein Tempel sei, in den Götter einziehen werden. Bei der großen Begünstigung, die dadurch dem Baukünstler zugestanden war, konnte eine Vermählung der Architektur und Plastik stattfinden, wie sie in den meisten Kunstspeichern, die wir Museen nennen, nur zu sehr vermißt wird. Hier war es möglich, das Äußere mit dem Innern zu einem Ganzen zu machen und selbst in den einzelnen Sälen, dem Baustyle der Zeit, welcher die darin aufgestellten Werke angehören, in so weit zu folgen, als es das architektonische Ganze zuließ. Dieses prächtige Ganze bildet ein Quadrat, welches einen Hof einschließt. Die Reihe der aufzunehmenden Kunstwerke bedingte die Eintheilung in zehn Säle, die dem Auge faktisch darstellen, wie die griech. Kunst aus ägyptischer Wurzel aufwuchs, wie sie sich erhob, veredelte, in Rom erhielt, versank und später wieder aufrichtete; außerdem wurden drei andre Säle zur Unterhaltung an kunstfestlichen Tagen bestimmt. Durch diese geschichtliche Anordnung der Kunstwerke wissen Kunstfreunde im Voraus, daß sie durch den Saal der ägyptischen Denkmäler in den des alten heiligen Styls, dann in den der Ägineten und so ferner eintreten. Unter mehren Hunderten, zum Theil wenig gekannten Kunstwerken sieht man hier die **Ägineten** (s. d.), den schlafenden Faun, die kolossale Muse, Nero und die Gruppe der Isis aus dem Hause Barbarini; die Pallas, die Leukothea, den fauno colla macchia und den kolossalen Antinous aus dem Hause Albani; die Muse Rondanini, die gabinische Diana von Brasihi, die Pallas und Roma von Fesch u. s. w. Die nach Südwest gerichtete Seite des Quadrats bildet die Hauptfronte des Gebäudes. Die ionische Ordnung bedingte ihre Verhältnisse. In der Mitte ein hoher Portikus von zwölf Säulen getragen, an den zwei niedrigere Flügel sich anlehnen, ruht die ganze Fronte auf drei hohen Sockeln. Eine reiche plastische Darstellung, den Cyklus der Bildnerei versinnlichend, erfüllt das Giebelfeld. Die Figuren dieser Gruppe sind rund aus salzburger Marmor gearbeitet, aus dem die ganze Fronte erbaut ist. Alle Verzierungen und Ornamente sehr reich, wie sie dieses Material möglich macht. Sechs Nischen unterbrechen die beiden Seitentheile der Fronte, neben dem Portikus, in welchen die kolossalen Statuen von Hephästus und Prometheus, Dädalus und Phidias, Perikles und Hadrian ihren Platz finden sollen. Ähnliche Nischen sind an den beiden rückwärts laufenden Seitenflügeln des Quadrats angebracht und bestehen dem Bedürfnisse des Auges ab, das die nach dem Hofe zu angebrachten Fenster vermissen möchte. An der Fronte nach Nordost befindet sich die Auffahrt, durch einen auf vier Säulen ruhenden Vorsprung gebildet, und dort liegen die Gesellschaftssäle, die durch Cornelius's Frescogemälde ein neues Interesse darbieten. Die Beleuchtung der Aufstellungssäle geschieht durch hochliegende, halbrunde Fenster, wie sie bei den römischen Thermen zu gleichem Zwecke gebräuchlich waren. Zum neue hat sich hier diese Form in den hohen gewölbten Sälen, deren Decken die reich

itur ziert, bewährt erwiesen. Im März 1827 wurde die Decoration und llung des bacchischen Saales vollendet. — Den viereckten Platz sollen ein thor in dorischem Baustyle, eine Kirche in korinthischem, nebst palastartigen gebäuden, die in Harmonie mit dem bisher vollendeten stehen, einfassen, zu Schmucke vier Brunnen bestimmt sind. 19.

Gmelin, 1) Johann Georg, Prof. der Botanik und Chemie in Tü-, wo er 1709 geboren war und bis 1727 studirte, reiste hierauf mit s. Leh-illsinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie issenschaften eine geraume Zeit Dienste geleistet hatte, wurde er 1731 ordent-rofessor der Chemie und Naturgeschichte. Auf kaiserl. Befehl und Kosten 1733 nach Sibirien, um das Land zu untersuchen, und kam erst 1743 von eschwerlichen, aber den Wissenschaften höchst nützlichen Reise zurück. Auf e Erlaubniß reiste er 1747 in sein Vaterland zurück, verlangte dann s. Ent-, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Professur an, und starb daselbst Mit der Chemie, wozu er bei s. Vater, einem geschickten Apotheker, die legenheit hatte, und der Naturgeschichte war er früh bekannt, und durch ites Studium erwarb er sich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner s. Seine „Flora Sibirica" und s. Reisebeschreibung sind s. Hauptwerke. — ilipp Friedrich, Bruder des Vorigen, geb. zu Tübingen 1721, studirte die Medicin, besuchte mehre deutsche, holländische und englische Akademien, 1744 in Tübingen Privatvorlesungen und ward zugleich Stadtphysikus. 50 war er außerordentlicher Prof. der Medicin, nach s. Bruders Tode 1755 Prof. der Botanik und Chemie, und starb 1768. In der Chemie und besaß er ausgezeichnete Kenntnisse, wie in der Naturgeschichte überhaupt. mehre botanische und medicinische Werke geschrieben. — 3) Samuel eb, ein Neffe der Vorigen, war 1744 zu Tübingen geb., wo er Medicin nd 1763 D. wurde. Er reiste darauf nach Holland und Frankreich, und 767 einen Ruf als Professor an die Akademie zu Petersburg. Das folg. r, auf kaiserlichen Befehl, mit Pallas, Güldenstedt und Lepechin eine na-sche Reise durch Rußland an. Vorzüglich bereiste er 1769 die westliche Don, und brachte den Winter in Astrachan zu, untersuchte 1770 und persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des kaspischen kam 1772 wieder in Astrachan an, bereiste hierauf die Gegenden an der nd 1773 die gefährliche Ostseite des kaspischen Meeres, wurde aber auf eise 1774 von dem Khan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am an der Ruhr starb. Seine Witwe erhielt von der russischen Kaiserin bel. Seine wichtigsten Schriften sind s. „Historia fucorum", und s. urch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche". — 4) Wilhelm ch, ausgezeichneter Kupferstecher, geb. zu Badenweiler im Breisgau 1745, om 1821. Seine Ältern schickten ihn nach Basel, wo Christian von mals eine sogenannte Künstlerschule hielt. Allein Mechel war nicht nur mittelmäßiger Zeichner und Stecher, er betrachtete auch außerdem die ig aus dem Gesichtspunkte des Erwerbs, und s. Institut war im Grunde k von gangbaren Artikeln. Doch sahen die jungen Künstler in Mechel's manche gute Gemälde und treffliche Kupferstiche, und hauptsächlich dem n strengen Meister verheimlichten — Studium derselben verdankten es ., Haldenwang, Dunker u. A., daß sie sich aus der Schranke des un-dwerks in das freie Gebiet der Kunst hinüber zu retten vermochten. G. rend s. Lehrjahre in Basel Alles durcheinander stechen, Portraits, Archi-ndschaften ꝛc., indessen findet man in einigen s. Blätter aus dieser Periode, en Rheinansichten nach Schalch und Comte, bereits den reinen festen l, der s. spätern Werke auszeichnet. 1788 ging G. nach Rom. Von

hier rief ihn Philipp Hackert nach Neapel. G. hatte für ihn bereits zwei Blätter gestochen, als Georg Hackert an s. Stelle trat. G. kehrte daher, zu Ende 1790, nach Rom zurück, wo er nun fleißig nach der Natur, meist in Sepia, zeichnete. Er verlor sich dabei nicht in ein kleinliches Detail, sondern wußte das Bedeutsame und Eigenthümliche jeder Ansicht aufzufassen, und s. Styl zeigte tiefes Studium der Natur. In den letzten Jahren machte er auch Versuche im Coloriren; allein er besaß mehr Sinn für Formen als für Farben, was auch in s. Landschaften nach Claude Lorrain bemerklich ist. Außer s. schönen Sepiazeichnungen, beschenkte der fleißige Künstler das Publicum noch mit vielen großen und sorgfältigen Kupferstichen. Sie gehören zu dem Gediegendsten, was der Grabstichel hervorgebracht hat, und man bemerkt bloß in einigen spätern Productionen harte und zu starke Betonung einzelner Stellen. G. schnitt s. Platten sehr tief, wahrscheinlich um viele Abdrücke zu gewinnen, und legte zu wenig Werth auf den malerischen Reiz der Nadel. Sie wurden, wie s. Zeichnungen, von Kunstfreunden gesucht, und der arbeitsame Künstler sah sich durch ein bedeutendes Vermögen belohnt. G. besaß auch wissenschaftliche Bildung und ein großes Talent für Mechanik. Er hat einige Maschinen erfunden u. a. eine für Kupferstecher, die s. Combinationsgabe Ehre machen. Zugleich war er ein geschickter Drechsler. Sein Sohn, welcher die Laufbahn s. Vaters betreten will, befindet sich in Karlsruhe bei s. Oheim, dem Naturforscher.

Gnade, nach dem allgemein gültigen Begriff, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, ist im theologischen System die Gesinnung, mit der Gott uns s. Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engern Sinne, s. Geneigtheit und Wirksamkeit zur Besserung und Beseligung der Menschen. Vor dem 5. Jahrh. hatte man sich wenig mit der christlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beschäftigt, sie war von den griechischen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlassung einer freien Äußerung des Briten Pelagius, welche dem Beistande der göttlichen Gnade bei der Besserung des menschlichen Herzens zu wenig, den eignen Kräften des Menschen zum Guten zu viel Antheil einzuräumen schien, übernahm Augustinus die genauere Erörterung dieser Lehre mit einem Eifer, der in Leidenschaftlichkeit ausartete, und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er sagt, der Mensch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für s. Besserung thun, er sei für sich nicht fähig, das Gute zu wollen, Alles müsse durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf s. Gemüth geschehen. Dabei kam er, um folgerecht zu sein, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach s. Willkür einige Menschen zur Besserung und Seligkeit, auch ebenso unwiderruflich zum ewigen Verderben vorher bestimmt, und zufolge dieses Rathschlusses wären die ungetauft gestorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenngleich sie noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wisse man weder, welche unter den Christen die Erwählten, noch welche die Verworfenen wären, und solle sich dem unerforschlichen Gerichte Gottes ganz überlassen. Aus dieser Behauptung Augustin's und dem Mißverstande einiger biblischen Stellen entstand der kirchliche Lehrsatz von der Gnadenwahl oder Prädestination, der seit dem 5. Jahrh. bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenstand angestrengter Untersuchungen und hitziger Streitigkeiten der christlichen Kirchenlehrer war. Die Mehrzahl Derer, die sich Rechtgläubige oder Katholische nannten, traten dem Augustinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, inwiefern s. Meinung Grund in der Bibel hatte, die er selbst nicht einmal in der Ursprache zu lesen verstand. Aber auch Gelehrte späterer Zeiten, die ihn hierin übersahen, wurden durch s. philosophischen Scharfsinn, durch s. Gewandtheit, Alles zum Vortheil s. Meinung auszulegen, durch s. hinreißende Beredtsamkeit und strenge Consequenz geblendet, sodaß man ihn mit Recht den Anführer

.u s. Mi .
.sequenz geb g zu.

ngen Reihe abendländischer Theologen nennen kann, die als strenge Prädestina-
ner durch hartnäckiges Beharren bei der Augustinischen Lehre von einer unbeding-
n Gnadenwahl, ebenso viel Verwirrung in die Moral als Unfrieden in die Kirche
rracht haben. Manche, besonders gallische Theologen, fanden indeß, daß Augu-
in in Absicht dieser Lehre zu weit gegangen sei, und schlugen nach dem Vorgange
s Abte Cassianus zu Marseille, der schon in einem, um 420 geschriebenen Buche
e Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Besserung des Menschen auf
ne mildere und schriftmäßigere Weise zu vereinigen gesucht hatte, einen Mittelweg
n, indem sie die Vorherbestimmung Gottes über die Besserung und Seligkeit der
Menschen eine durch die Empfänglichkeit und das eigne Verhalten der Menschen
ößt bedingte nannten. Sie zogen sich hierdurch den Namen Semipelagianer —
lbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der katholischen Kirche geradezu für Ketzer
klärt zu werden, da diese den Streit über die Prädestination der Hauptsache nach
gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß sich in der Folgezeit das
nderbare Schauspiel einer allmäligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen
r immer mehr zunehmenden Unwissenheit der Geistlichen gerieth der Augustinische
rbegriff von der unbedingten nnd particulairen Gnadenwahl, ungeachtet der gro-
n Ehrfurcht vor diesem Heiligen, in Vergessenheit, und dabei war es der scholasti-
en Theologie des Mittelalters leicht, ihn so zu verkehren, daß er mit dem Pelagia-
schen verträglich erschien. Schon 848 wurde Gottschalk, ein aus Fulda flüchtig
vordener Mönch, wegen s. Anhänglichkeit an den Augustinischen Lehrsatz, von der
ynode zu Mainz verketzert und zum lebenslänglichen Gefängniß verdammt. Noch
ffallender aber war diese Veränderung bei der Disputation, die der strengkatho-
che D. Eck mit Luther's Freund, Karlstadt, 1519 zu Leipzig hielt. Letzterer ver-
idigte die Augustinische Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die
nsichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenstellte, die aufs mildeste semipe-
lagianisch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Katholiken in die-
r Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen besonders Calvin und
rer ganz zu jenen harten Grundsätzen Augustin's zurückkehrten, und eine unbe-
ngte göttliche Vorherbestimmung über die Seligkeit gewisser Menschen und über
s Verdammniß andrer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die
angelisch-Lutherischen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott
e Menschen zur Seligkeit bestimmt habe, aber vorher wisse, welche unter ihnen
h derselben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich
ten Menschen angehe und die Ursache ihrer Seligkeit sei. In der kathol. Kirche
ar inzwischen immer noch nichts Festes über diesen Lehrsatz ausgemacht. Dies
gte sich bei den Händeln der Dominicaner und Jesuiten, von denen letztere, wegen
er mildern Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens, von
n erstern des Pelagianismus beschuldigt wurden. Dieses Schicksal traf vorzüg-
) 1588 den Jesuiten Ludw. Molina, von dem daher die Molinistischen Streitig-
ten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrh. entstanden eben-
lls in den Niederlanden, wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädestination,
ei neue Parteien, nämlich unter den Protestanten die Arminianer oder Remon-
anten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbestimmung der Menschen
r Seligkeit gegen die streng-calvinistischen Reformirten behaupteten, und sich 1610
mlich von ihnen trennten; unter den Katholiken hingegen die Jansenisten, die
folge des vom Bischof Jansen (st. 1638) erneuerten Augustinischen Lehrbegriffs,
Widerspruch mit der damals unter dem Einflusse der gemäßigter denkenden Je-
ten stehenden kathol. Kirche, eine zwiefache und absolute Vorherbestimmung Got-
) über die Seligkeit und Verdammniß der Menschen annahmen. Seit dieser
it hat man über diesen Gegenstand zwar immer verschieden in der christlichen Kir-
e gedacht, jedoch ist seit der Mitte d. vorigen Jahrh. bemerkbar gewesen, daß ein

richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabscheuende menschliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echtchristlichen Überzeugung vereinigt, Gott schließe Keinen, der sich ernstlich bessert, absolut von der durch Christum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und sittlichen Werth der Menschen an, ob sie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören sollten. In der neuesten Zeit hat Schleiermacher's Abhandlung über die Erwählung (in s. „Theol. Zeitschrift", 1. Bd., 1. Hft.) großes Interesse und mannigfaltige Untersuchungen über diesen Gegenstand erregt. L.

Gnadenritter, s. Ahnen.

Gneis, eine aus Feldspath, Quarz und Glimmer, die im schiefrigen Gefüge verbunden sind, bestehende Felsart der ältesten Gebirgsformationen. Das Gefüge wechselt vom Fein- bis zum Grobschiefrigen und die Gemengtheile fügen sich meist so geordnet, daß Glimmerlagen wechselnd erscheinen mit Lagen, die aus Feldspath und Quarz bestehen. Er führt viel beigemengte Mineralien, geht in Granit, Glimmer- und Thonschiefer, Weißstein, Syenit u. s. w. über, ist dann geschichtet, sehr erzführend (Erzgebirge Sachsens), sehr weit verbreitet und bildet sich sanft erhebende Gebirge ohne Steilheit und ohne groteske Felspartien. Der Gneis wird als ein trefflicher Baustein häufig benutzt.

Gneisenau (Neidhard, Graf v.), seit d. 18. Juni 1825, k. preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1760 in Schilda (das Städtchen Schildau zw. Torgau und Leipzig, oder das D. Schilda im luckauer Kreise der Nied.-Lauf.?) bei der Durchreise s. Mutter, einer Officiersfrau, ward nach dem frühen Tode s. Ältern bei der Großmutter in Würzburg erzogen. Wißbegierig erlernte G. das für s. Bestimmung Nöthige; vernachlässigte aber die andern Wissenschaften, besonders Physik und Ökonomie, keineswegs. 1782 ging er als Lieutenant, mit 400 M. Ergänzungstruppen von Anspach nach Amerika. Kaum in Halifax angelangt, wurden sie, nach geschlossenem Frieden, wieder eingeschifft und kamen 1783 nach Anspach zurück. Einige Jahre darauf nahm G. s. Abschied, und trat, als Lieutenant bei der schlesischen Füselierbrigade, in preuß. Dienste. Die Muse des Garnisondienstes wandte zum Studiren der Militairwissenschaften an, wobei ihm die Bibliothek und Kenntnisse eines schlesischen Edelmannes trefflich zu statten kamen. Er galt für den gelehrtesten Officier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch selbst durch die scherzhafte Äußerung einigermaßen geschmälert hat, daß er der Einzige gewesen wäre, der den Pythagoräischen Lehrsatz habe beweisen können. Im Feldzug 1793 wurden s. Talente bemerkt; s. Monarch sandte ihn als Oberstlieutenant im Jahre 1807, von Königsberg aus, dem bedrängten Kolberg zu Hülfe. Er übernahm dort an der Stelle des alten, unfähigen Generals Lucadou den Posten als Commandant, beugte den Folgen der fehlerhaften Maßregeln s. Vorgängers durch ein kühnes und kluges Benehmen vor, schlug durch zweckmäßige Anstalten alle Angriffe des Feindes zurück, und hielt, trotz eines fürchterlichen Bombardements, die kleine Festung, welche viele schwache Punkte hat, bis zum tilsiter Frieden. Er war während der Belagerung Obrist geworden, nach derselben erhielt er scheinbar s. Abschied und schien mißvergnügt nach England zu gehen, während er in der That als geheimer Gesandter s. Hofes dort war. 1810 kam er zurück, und arbeitete eine Zeitlang im Ministerium. 1813 ward er Generalmajor und Generalquartiermeister, und leitete in dieser Eigenschaft den ausgezeichneten Rückzug von Lützen bis Breslau meisterhaft, daß der verfolgende Feind in verschiedenen Gefechten 40 Kanonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Während des Waffenstillstandes beschäftigte ihn die Ausbildung der Landwehr. Er wurde während desselben an der Stelle des verstorb. Scharnhorst Chef des Generalstabes. Nach dem Waffenstillstande war er beständig bei dem Feldmarschall Blücher; Vernichtung des Macdonald'schen Corps an der Katzbach, der Übergang bei

burg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) 16. Oct. waren größtentheils Werke ſ. Rathſchläge. Er ward Generallieutenant. 1814 nahm er an den Siegen bei Brienne und Paris, ſowie an der Schlacht Montmirail beträchtlichen Antheil; ſ. Meinung gab in dem Kriegsrath, wo man das plötzliche Vordringen nach der Hauptſtadt berathſchlagte, den Ausſchlag. Dem pariſer Frieden ernannte ihn ſ. dankbarer König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenſtand, und geſtattete ihm, ſich eine Domaine von 000 Thaler jährl. Eink. auszuwählen. 1815 war er es, der das bei Ligny wundene preuß. Heer nach wenigen Stunden wieder in den Stand ſetzte, eine lacht liefern zu können, und der durch die raſch angeordnete Verfolgung des bei e Alliance (Waterloo) geſchlagenen franz. Heers dieſen Sieg zu einem der glänſten in der neuern Geſchichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis s, und nahm als Miniſter an dem dortigen Friedensſchluſſe Theil. Auch beite er Blücher nach England. Hierauf ward ihm das Gouvernement der nprovinzen übertragen. Im Frühjahr 1816 fühlte er ſich theils wegen ſ. Geheit, theils wegen politiſcher Gründe bewogen, ſ. Abſchied zu fodern. Sein narch gewährte ihm die Erlaubniß, während des Friedens mit ganzem Gehalt ſ. eignen Willen leben zu können, behielt ſich aber vor, ihn im Falle eines Kriegs er anzuſtellen. G. begab ſich hierauf in die böhmiſchen Bäder, und ſodann auf ter (Großerdmannsdorf, zwiſchen Hirſchberg und Schmiedeberg) in Schleſien. Kalckreuth's Tode (1818) ernannte ihn der König zum Gouverneur von Ber- Auf dieſe Stelle that G. ſpäter ſelbſt Verzicht und lebte auf ſ. Gütern. Mit ter Kenntniß Deſſen, was dem Heerführer nöthig iſt, verbindet G. einen bernswürdigen militairiſchen Blick, eine raſche Überſicht, und einen durchdrinn Scharfſinn. Schnell weiß er ſich, auch in der bedrängteſten Lage, zu faſſen, elbſt ſ. raſcheſten Entſchlüſſe tragen das Gepräge der Beſtimmtheit, Zweckmät und Ruhe. Nie hat man ihn auf dem Schlachtfelde verlegen geſehen. Mit kriegeriſchen Eigenſchaften, die den großen Feldherrn beurkunden, vereinigt er denswürdigſte Beſcheidenheit, und ſ. Tugenden als Hausvater, ſ. Talente eiuten Geſellſchafters zwingen denen, die ihn als Feldherrn verehren, Achtung n als Menſchen ab. S. ſ. Biogr. in den 10. H. der „Zeitgenoſſen". P—r.

Gnidus (Knidos,) Stadt in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Karien, ein ngsort der Venus, welche davon den Beinamen der knidiſchen Göttin erhalten Sie hatte daſelbſt drei Tempel. Der eine, den ihr wahrſcheinlich die lacedächen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter r unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der chen Venus, oder wie die Einw. ihn nannten, der Venus Euplöa (der ſchiffenverwahrte eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, die marmorne Bildſäule öttin von Praxiteles. Sie ward ſpäterhin nach Konſtantinopel geſchafft, wo riner Feuersbrunſt, 1461, mit unterging.

Gnom. Dieſen Namen hat die neuere Mythologie den Geiſtern beigelegt, im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und ſie bewachen, iſter, Berggeiſter, Bergmännchen. Sie können die mannigfaltigſten Geſtalnehmen, und bald ſchön, bald häßlich ſein. Doch iſt die letzte Geſtalt die igenthümliche; nur ihre Weiber, die Gnomiden, ſind urſprünglich ſchön. ahl hat unter ihnen allen durch Muſäus's Volksmärchen die größte Berühmtlangt. Die gemeine Sprache begreift die Erd-, Luft-, Wald- und Waſserunter dem alten gemeinen Namen Kobolde (vgl. d.). Das Vaterland dichteriſchen Weſen iſt der Orient und das geheime Reich der kabbaliſtiſchen taſien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein ſolcher Erdgeiſt, in der lt eines Wurms von der Größe eines Gerſtenkorns, dem Salomo bei Erg ſ. prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen

Felsenplatten spaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihülfe. F
lich hatte es dem Salomo viele List und Mühe gekostet, sich seiner zu bemächti
In unsere europäischen Gegenden und Köpfe sind diese Spukgestalten mit der C
tur der Pythagoräisch-kabbalistischen Philosophie, seit Raymundus Lullus, von
Mitte des 15. bis Anfang d. 16. Jahrh. durch Picus von Mirandola, Marsil
Ficinus, Paracelsus, Cardanus und Reuchlin eingeführt und empfohlen werd
S. v. Dobeneck, „Des deutschen Mittelalters Volksglaube" (2 Bde., Berl. 181

Gnome, (griech.), eine, zuerst bei den ältesten Völkern des Orients gebrä
liche Art kurzer, sinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine
merkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundsatz enthalten. Die soge
Sprüche Salomon's sind nichts als eine Gnomologie; mehr als die Hälfte v
Sirach gehört auch dahin. Viele von Jesu ausgesprochene Gnomen enthalten
Evangelien, besonders die Bergpredigt bei Matthäus. Jedes Volk legt die
gebnisse s. ersten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der mo
schen Welt in solche sinnvolle, abgerundete Sprüche nieder. Auch von Odin
die Sämundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aufbewahrt. Die Grie
haben Theognis und Phocylides u. A. m. als Gnomiker (Gnomendichter)
zuweisen. S. Brunk's „Gnomici poetae graeci", auch von andern gesamm
Die Römer hatten von dem ältern Cato viele Gnomen. Die arabischen Gno
waren, wie viele unserer vaterländischen, in Reime gefaßt; die hebräischen mac
sich durch ihren Parallelismus angenehm. Die deutschen Spruchgedichte
Priameln gehören hieher und zeichnen sich durch Kraft und Anschaulichkeit
In allen Sprachen ist kräftige oder räthselhafte Kürze ihr Erforderniß.

Gnomon, in der Arithmetik, eine solche Zahl, welche zu Quadratzah
hinzugesetzt wieder eine Quadratzahl gibt; von dieser Art sind alle ungeraden Z
len, weil sie, addirt zu den Quadratzahlen, immer wieder Quadrate erzeugen, z.
$1+3=2^2$; $4+5=3^2$; $9+7=4^2$ u. s. w. Man hat den Gnom
auch den Namen Winkelmaße gegeben, weil jede ungerade Zahl das zu ihr gehö
Quadrat, mit welchem sie zusammen das nächste Quadrat gibt, gleich einem da
angelegten Winkelmaß umschließt. Ferner bezeichnet man mit diesem Namen
einen Sonnenzeiger (s. Sonnenuhr), und ein astronomisches Instrument,
welchem man die Höhe der Gestirne mißt.

Gnosis (griech.), Kenntniß, höhere Einsicht, vorzugsweise der Name ei
Religionsphilosophie, welche die Phantasien und Abenteuerlichkeiten der orient
schen Religionssysteme mit den Ideen griechischer Philosophen vereinigte und
einen Einfluß auf das Christenthum anmaßte, der die praktische Richtung
Theorien bestimmte. Unstreitig gab es schon zu den Zeiten der Apostel einge
Weise, die sich einer höhern Einsicht von dem Ursprunge der Welt und dem Übel
der Welt rühmten, als der menschliche Verstand, so lange er im Gleichgewic
bleibt, statthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Ma
dessen Lukas in der Apostelgeschichte erwähnt, war der Erste unter ihnen. Sch
in s. Lehrsätzen entdeckt man Spuren der Ideen, welche allen Lehrern und Freun
der Gnosis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientalischen
sonderheit persischen und chaldäischen Ursprungs an sich tragen. Sie lassen
auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchste Intelligenz, wohnt im
Fülle des Lichts, und ist der Urquell alles Guten, die Materie, die rohe chaot
Masse des Stoffes aller Dinge, ist ewig wie Gott, und der Urquell alles Bö
Aus beiden Principien sind vor aller Zeit Wesen hervorgegangen, die Äonen ge
und als gottähnliche Geister bezeichnet werden. Die Welt und das Menschen
schlecht wurden von einem Äon, dem Demiurg, oder wie spätere gnostische Sekte
sagen, von mehren Äonen und Engeln aus der Materie geschaffen. Den K
und die sinnliche Seele des Menschen (sensorium, Psyche) machten die Äonen

Stoffe; daher das Böse im Menschen. Gott gab dem Menschen die ver-
Seele, daher der beständige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit.
nannten Götter der Menschen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, sind nur
nen od. Weltschöpfer, unter deren Herrschaft die Menschen immer schlechter
lücklicher wurden. Um das Reich der Weltschöpfer zu zerstören und die
n von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller
ür den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter s. Schülern, Me-
in Samariter, welcher gegen das Ende d. ersten Jahrh. zu Antiochien in
ine eigne Secte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren
s Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch
u haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christen-
nd behauptete, jener erhabenste Äon, den Gott zur Rettung der Menschen
abe, sei Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf den Juden Jesus her-
, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung
der von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten zur
g eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit
mit Jesu vereinigen werde. Diese Grundideen des Gnosticismus wur-
Jahrh. unter der Regierung Hadrians und der beiden Antonine von den
n Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem Namen Gnostiker
ind, noch mehr geläutert, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein
ber von einem unbekannten höchsten Gott, der viele Engel und Kräfte er-
e; sieben dieser Äonen wären die Weltschöpfer gewesen, und bald von Gott
i; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen ver-
her der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sei.
turninus nennt Christum den von Gott gesandten Retter und den Sohn
igenthümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich ge-
den sei, auch keinen wahrhaften, menschlichen, sondern nur einen Schein-
sich gehabt habe, weßhalb s. Anhänger und andre spätere gnostische Par-
ierin mit ihm übereinstimmten, Doketen und Phantasiasten genannt wur-
rigens leugnete Saturninus ganz folgerichtig die Auferstehung der Leiber,
nur eine Rückkehr der Seelen guter Menschen in das Wesen der Gott-
Seine Secte zeichnete sich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das
n und den Ehestand. Sein Zeitgenosse, Basilides, ein Alexandri-
scheidet sich von ihm durch eine den ägyptischen Priestern nachgebildete noch
vollere Sprache. Nach ihm sind die Zeugungen der verschiedenen (Him-
sen von je 7 Äonen), aus denen s. Lichtreich besteht, Emanationen, zufolge
niedere Familie oder Ordnung dieses Reichs ein Nachbild der höhern wird.
Harmonie der untersten Ordnung des Lichtreichs wurde dadurch gestört,
eich der Finsterniß Lichtstrahlen aus derselben wahrnahm und nun nach
ing mit ihr strebte. So wurden reine Naturen aus jenem Reiche in die
sse hinabgezogen, und im läuternden Kampfe mit derselben selbständig.
ntstand die sichtbare Welt, deren Zweck die endliche Sonderung des Gu-
n Lichtreich Verwandten von den materiellen Schlacken ist. Die See-
fallenen Lichtnaturen wandern zu ihrer Läuterung in dieser Welt durch
e Körper und Zustände, was B. aus den verschiedenen Stufen des Glücks
ildung der Menschen beweisen will. Das höchste Ziel dieser Läuterung
war aber dem obersten Äon der untersten Ordnung, den B. als Welt-
trachtet, unbekannt. Darum verband sich der Erstgeborene des höchsten
bei der Taufe im Jordan mit dem Menschen Jesus, um die Seelen zu er-
, über jenen Weltlauf zu erheben und zur höchsten Ordnung des Licht-
ihren. Seine Leiden waren nur die eines unschuldigen Kindes, das das
Menschlichkeit theilt, aber ohne Bedeutung für sein Werk. Dieses wird

vollbracht durch den Glauben der Seelen an das Christenthum, den B. eine Erhebung des zum Bewußtsein seiner Bestimmung gebrachten Menschengeistes in das Lichtreich nennt. So sehr diese poetische Ansicht von der einfachen Christusreligion abwich, und die Willkür einer philosophirenden Phantasie verräth, war doch Basilides mit der christlichen Moral einverstanden, und mißbilligte nur das Aufsuchen des Märtyrertodes. Der geheimnißvolle Anstrich und das Spielende der Theorie des B. verschafften ihm viele Anhänger, die ihn aber oft mißverstanden und sich abergläubigen Spielen mit Abraxasgemmen und Amuleten ergaben. Sein Sohn Isidor pflanzte s. Secte fort, die sich im 4. Jahrh. gänzlich verlor. Das System des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Hadrians Regierung blühte, unterscheidet sich von dem eben dargestellten nur darin, daß er Christum für einen bloßen Menschen hielt, dessen reinere und stärkere Seele sich nur Dessen, was sie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott gesehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die christlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnostiker geschöpft sind, sagen den moralischen Grundsätzen des Karpokrates nach, daß er allen Unterschied guter und böser Handlungen aufgehoben und eine uneingeschränkte Freiheit in der Befriedigung sinnlicher Triebe gelehrt habe. Und allerdings übten s. Anhänger die abscheulichsten Laster aus, und waren an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Christen dieses Jahrh. von den heidnischen Schriftstellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmtester Schüler war Prodikus, der jedoch fälschlich als Urheber der Adamitischen Secte angegeben wird. (Vgl. Adamianer.) Die Secte der Karpokratianer fand in Ägypten und Italien besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich indeß schon im Anfange d. 3. Jahrh. Das vollständigste und sinnreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2. Jahrh. gebaut. Er, das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machen, setzt er 15 männliche und ebenso viel weibliche Äonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungenannte, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Äonen, das denkende Stillschweigen sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechischen weiblich) und diese den Menschen und die Gemeinde. Diese achte machen die erste Classe jener Äonen aus. Die zweite Classe von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborne steht, und die dritte von sechs Paaren, an deren Spitze der Tröster steht, stammen auf gleiche Weise von Menschen und der Gemeinde ab und bestehen wie die erste aus personificirten Begriffen. Die Beamten dieses himmlischen Staats sind vier andre männliche Äonen. Horus, der die Grenzen des Lichtraums bewacht; Christus und der heilige Geist, welche die übrigen Äonen in ihren Pflichten unterweisen, und Jesus, den alle Äonen des Lichtraums gemeinschaftlich erzeugt und wie der griechische Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgestattet haben. Der letzte weibliche Äon dritter Classe, die Weisheit, beneidete den Verstand um seine Wissenschaften, und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenschaft einen weiblichen, unförmlichen Äon, Achamoth oder Enthymesis (Beherzigung, Überlegung), welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christo aus Mitleid gestaltet wurde. Achamoth sehnte sich nach dem verlorenen himmlischen Lichte; Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andre Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Lachen die helle Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesum, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gab sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine seelenartige (wie eben

he Seele). Aus der letztern gestaltete sich der Demiurg oder Weltschöpfer, r, wie beim Basilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der seelenartigen anz baute und den obersten dieser Himmel zu seinem Sitze wählte. Aus der ellen Substanz wurden unter Einfluß von Achamoth's Furcht die Thiere, un- nfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, nter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der h ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Retter der Menschen, Chri- natte, als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerm Stoffe r nur aus der geistigen und seelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei fe vereinigte sich der Äon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine ale und Wohlthaten beschreibt Valentinus ebenso wie Saturninus, das ber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der Materie befreit sein wür- amoth sich im göttlichen Lichtraum mit Jesu vereinigen, und die guten See- sich ziehen, der Himmel des Demiurgs die sittlicheren aufnehmen und die n Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche sich gegen te d. 2. Jahrh. zu Rom, und besonders auf Cypern erhob, zeichnete sich renge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Secten und bis in d. 4. Jahrh. fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bil- mit Hinweglassung vieles Abenteuerlichen der frühern gnostischen Systeme lgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des Alten d die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion un- et zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott und den Teufel: der wahre t auch nach ihm viele Geister erzeugt, unter ihnen den Weltschöpfer, den ge- Gott und Gesetzgeber der Juden. Dieser hat Christum durch die Prophe- ißen lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Die- thümliche Lehrsatz Marcion's veranlaßte seine Trennung von der alt-katho- irche, in der Tertullian besonders die Würde des Alten Test. glücklich gegen cht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte Anfange d. 5. Jahrh. in Italien, Syrien, Arabien und Ägypten zahlreiche en und eigne Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, e nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und lond vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. ast ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte gewesen n, die gegen das Ende d. 2. Jahrh. u. d. N. Ophiten (s. d.) oder Schlan- t entstand und wegen der Ähnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentini- ter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der Harmonie der vier Evangelien und s. Rede gegen die Griechen oder Heiden her berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über, und stiftete e, deren Anhänger nach einem s. Schüler Severianer, wegen ihrer harten ratiten (Enthaltsame), Hydroparastaten (Wassertrinker), und weil sie dem rer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesanes, , und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers s vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Secten stifteten, egen ihrer Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den nus an. Überhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeit- der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade hten Völker des römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich nsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu n, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der en aneignete, und der Einbildungskraft ebenso sehr als dem Dünkel ge- isheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gut-

gesinnte nahm sie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenlehre sich ein; die Gnostiker waren die Pietisten d. 3. und 4. Jahrh. Die katholische, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und valentianischen Gnostiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm selbst von ihren Lehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5. Jahrh. gab es keine gnostische Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint Manches in spätern Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platon's lebendige Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Äonen übertrugen, und Leibnitz's Effulgurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Plotin's Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St.-Martin's Bilder und Ähnliches dergl. sind wie jene Äonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Geistes, die Schöpfung und das Entstehen unvollkommener Wesen aus dem Vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Ergebnisse hinausliefen. Die neuern und belehrenden Schriften über diesen Gegenstand sind von Lewald und Neander, besonders des Letztern: „Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme" (Berl. 1818).

Goa, portugiesisches Gouvernement, Insel und Stadt, an der Küste von Dekan in Vorderindien, da, wo die westl. Besitzungen der Marattenfürsten und Briten am nördl. Ende von Kanara an einander grenzen. Die Insel, ehemals Suasthi, war von einem arabischen Volksstamme bewohnt, als Albuquerque 1510 die Stadt mit den Halbinseln Bardes und Salsette unterwarf. Der Fluß Nandini, unter den Indiern fast so hoch geehrt als der Ganges, scheidet die Insel vom festen Lande, und zwei Meerarme umfassen sie auf den andern Seiten. Sie hat einen der geräumigsten Häfen Indiens, und ist seit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der portug. Besitzungen in dem indischen Meere und des Erzbischofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den Oct. verstopfen die Landfluten den Hafen, sodaß die Schifffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher nur den Portugiesen offen steht, ist durch Thürme und Castelle beschützt. An denselben grenzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Canal gebildet wird, der Goa und die Halbinsel Salsette scheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der erste verschlämmt ist. Die Stadt hat Überfluß an süßem Wasser, das vom festen Lande hingebracht wird. Die Luft ist ungesund. Zu der Zeit, als die Portugiesen in Indien herrschten, konnte keine Stadt mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren schöner und besser gebaut. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude sind stumme Zeugen ihrer verschwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter dessen Befehle Alles stand, was die Portugiesen vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis in China besaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz. Der Sprengel des Glaubensgerichts in Goa erstreckte sich ehedem über alle Portugiesen in Asien und die eingebotenen Christen, ausgenommen den Vicekönig, den Erzbischof und dessen Vicar. In neuern Zeiten ward die Gewalt der Inquisition sehr beschränkt; 1815 erfolgte ihre gänzliche Aufhebung und die öffentliche Verbrennung ihrer Papiere. Als der größte Theil der portugies. Besitzungen in die Gewalt der Holländer und Engländer fiel, da gerieth auch Goa in Verfall. Jetzt enthält dieses Gouvernement nebst den Bezirken von Diu und Daman in der Provinz Guzerat 90 □ M., mit 250,000 E. Die Verödung der Stadt Altgoa rührt seit dem Anfange des vorigen Jahrh. eine Seuche ausbrach, weßhalb die meisten Portugiesen sich auf dem Lande niederließen, und Neugoa anlegten. Die geb. Portugiesen machen jetzt die geringste Zahl der Einw. aus, die Mestizen die größte. Diese zählt Altgoa 4000, Neugoa 19,000 E. Der große Handel ist in den Händen der Engländer, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben. Auch der Zwischenhandel

n von Indien und nach China ist bedeutend. Seit 1812 bringen 24 große
se jährlich die Waaren, welche die Portugiesen aus ihren übrigen Niederlassun-
nd durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhalten, nach Europa. Die
: hat den ausschließenden Handel mit Zucker, Schnupftaback, Pfeffer, Salpe-
erlen und Sandelholz. Der Gewinn aber, den die Niederlassung brachte,
von den Kosten aufgezehrt, welche die Verwaltung, die Unterhaltung der Fe-
werke und der Besatzung nothwendig machten. Goa fiel 1807 in die Ge-
er Engländer, ward aber nach dem allgemeinen Frieden den Portugiesen zu-
geben. R.

Gobelin (Gilles), ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er
e in der Vorstadt St.-Marceau, wo s. Haus und der kleine Fluß, welcher vor-
it, noch heute s. Namen führen, und erfand, wie man sagt, das Geheimniß,
höne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinscharlach heißt.
im haben auch die Gobelintapeten ihren Namen. Diese Manufactur,
Colbert 1667 anlegte und dem Maler Lebrun zur Leitung übertrug, ist noch
eine der merkwürdigsten in Paris; sie übertrifft in ihren Leistungen Alles,
t gleicher Art in Europa verfertigt wird. Es werden vorzüglich Gemälde
: alten italienischen, franz. und spanischen Schule auf die kunstreichste Art in
piche übertragen; der Glanz der Farben und die Zartheit der Ausführung
wundernswürdig und man begreift kaum, wie es möglich ist, mit den, der
issearbeit eigenthümlichen Mitteln den Wirkungen der Ölmalerei so nahe zu
n. Die Anstalt wird auf Rechnung der Regierung betrieben, und die gefer-
tapeten werden meist zu Geschenken verwendet.

God save the King! (Gott erhalte den König!) der Refrain und die
liche Benennung eines berühmten englischen Volksliedes. Über den Verf.
Urheber der Melodie sind die Meinungen nicht einig. Wahrscheinlich ist es,
inrich Carey, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, beides war; er soll je-
ei aller Anlage zur Musik, der Regeln des Setzens so unkundig gewesen sein,
nach Einigen, sich an D. Harrington in Bath, nach A. aber an Christoph
, Händel's Schreiber, wandte, um seinen rohen Entwurf verbessern und den
nzufügen zu lassen. Vermuthlich ist aus dieser letzten Angabe die Sage ent-
, daß die Weise des Volksliedes von Händel herrühre. Es ward, wie es
zum ersten Mal in „Gentleman's magazine", 1745, als bei der drohen-
dung des jungen Stuart die Anhänglichkeit an den herrschenden Königs-
zeitgemäß war, mit der Melodie bekannt gemacht, und wurde, als es D.
er Componist des andern Volksliedes: „Rule Britannia") auf die Bühne
bald ein beliebtes Volkslied. Die Weise bildeten seitdem verschiedene Künst-
, aber obgleich die Harmonie des Gesangs seit Bach und Kotzwara unstreitig
rt wurde, so ist doch der Rhythmus noch der ursprüngliche. Nach einer
ht im „New monthly magazine" (Bd. IV., S. 389) gibt es einen, ohne
abe von Riley und Williams herausgegeb. Abdruck des Liedes, worin Anton
Organist zu London, als Verfasser der Melodie genannt wird. Noch
ie Angabe erwähnt, daß dieses Volkslied, wie auch Burney, der Verf. der
chte der Musik", einmal behauptet haben soll, ursprünglich nicht auf einen
Georg gemacht worden sei, sondern in der ältesten Lesart gelautet habe:
ave great James our King" (Gott segne unsern großen König Jakob), und
setzte hinzu, es sei ursprünglich für Jakobs II. kathol. Capelle gedichtet und
orden.

Goez (Joseph Franz, Freiherr v.). Dieser ausgezeichnete Maler, aus einer
glich lüneburgischen gräfl. Familie, geb. den 28. Febr. 1764 zu Hermann-
Siebenbürgen, wo s. Vater als Obristlieutenant in Garnison stand, ward
kriegsrathe in Wien, und später beim Justizdepart. angestellt; doch s. Muße

gehörte der Kunst, die er unter Brand's, Füger's und Schmuzer's Anleitung stu-
dirte. Auch besuchte er das anatomische Theater. Bald war er im Stande s. Be-
ruf als Maler durch einige gelungene Arbeiten, wie z. B. die nach dem Leben ent-
worfenen Abbildungen des Feldmarschalls Haddick und dessen Familie, u. A. darzu-
legen. Durch den Tod s. Vaters in den Besitz eines kleinen Vermögens gesetzt,
verließ er den Staatsdienst, um ganz s. Kunst zu leben. In dieser Absicht begab
er sich nach München, wohin ihn die Galerie zog. Hier gab er 1784 s. mimischen
Cyklus von Abbildungen der Leidenschaften, für Kunst- und Schauspielfreunde, nach
der von ihm zu einem Melodrama umgewandelten Bürger'schen Ballade: „Lenore
und Blandine", in 160 radirten Blättern heraus. Auch malte er das Bildniß des
Kurfürsten von Baiern, Karl Theodor, wofür ihm die münchner Akademie eine
goldene Preismedaille zuerkannte, und den berühmten Schauspieler Schröder als
Hamlet. Zu gleicher Zeit erschienen s. „Exercices d'imagination de différens
caractères et formes humaines", eine Reihe von Blättern, welche meist ländliche
und charakteristische Scenen darstellen, die G. so meisterhaft aufzufassen verstand,
daß Nicolai in Berlin in ihm einen deutschen Hogarth prophezeite. Auch malte
er Pius VI., als dieser kurze Zeit in Augsburg verweilte; das mit Beifall aufgenom-
mene Bildniß ätzte er nachher in Kupfer. 1787 erhielt G. von der Kaiserin Kathe-
rina II. die Aufforderung, Forster als Zeichner auf einer Reise um die Welt zu be-
gleiten. Da jedoch dies Unternehmen wegen des Krieges mit den Türken nicht zu
Stande kam, so blieb er in München, mußte aber im Jan. 1791, auf den Ver-
dacht, als stehe er mit dem Illuminatenorden im Verbande, die Hauptstadt verlas-
sen. G. war Freimaurer, und hatte bloß mit einigen Gliedern des Illumi-
natenordens Bekanntschaft. Er begab sich nach Regensburg, wo er s. Unschuld
einer kleinen Schrift darthat. Bald nachher erhielt er von München, wo man den
Ungrund jener Beschuldigung, die auf einer Namensverwechselung beruhte, ein-
sehen hatte, eine Einladung zur Rückkehr, die er jedoch ablehnte. Er blieb seitdem
in Regensburg, wo er am 16. Sept. 1815 gestorben ist. Die Arbeiten des
Künstlers, sowol die in Öl als die in Gouache (in welcher Manier er das Meiste
leistete) haben einen allgemein anerkannten Werth. Seine reiche Hinterlassenschaft
von Zeichnungen und Skizzen ist zum Theil ins Ausland gekommen.

Göckingk (Leopold Friedrich Günther v.), geb. 1748 zu Grüningen im
Halberstädtischen, besuchte um 1760 das königl. Pädagogium zu Halle, wo er
mit s. Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst
versuchte, und studirte auf der dortigen Universität die Rechte. Dann wurde er
Referendar bei der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, Kanzleidirector
zu Ellrich im Hohensteinischen, 1786 Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer
zu Magdeburg, 1788 königl. Commissair und Land- und Steuerrath zu Wer-
rode, 1793 Geh. Finanzrath im südpreuß. Depart. des Generaldirectoriums zu
Berlin, darauf Geheimerrath des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich
Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelstand erhoben, und seit der Zeit schrieb
sich von Göckingk auf Dalldorf und Günthersdorf. Auch ist er herzogl. kurländischer
Legationsrath. Seit mehren Jahren scheint er dem Geschäftsleben entsagt zu ha-
ben. Wir haben von ihm vorzügliche Arbeiten in den meisten Gattungen der Poe-
sie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epistel, welche letztern besonders der all-
meine Beifall gekrönt hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflectirenden
Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zart-
heit keineswegs abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und
gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wol s. „Lieder zum
Liebenden" (zuerst 1777, dann 1779), den meisten Ruhm, sodaß selbst der streng
richtende Wieland die poetische Briefstellerin, die hier unter dem Namen Nanny
erscheint, die deutsche Sappho nannte. Seine Gedichte sind zu Frankfurt

Digitized by Google

)—82 in 8 Bdn., eine neue verm. Ausg. in 4 Bdn. (satyr. Versuche), 1818, bendas. 1784 der 1. Bd. s. prosaischen Schriften erschienen.

Gold. Dies edelste unter den Metallen hat eine eigenthümliche hellgelbe und einen starken Glanz. Auf dem Bruche zeigt es kein bestimmt zackiges, n ein dichtes fadiges Gefüge. Das specifische Gewicht ist von 19,3 bis 19,65, es durch Schlagen u. Pressen eine etwas größere Dichtigkeit erhält. Die Härte nes Goldes ist nicht viel größer als die des Bleies, weßhalb es der Abnutzung nterworfen ist und zur Verhinderung derselben mit andern Metallen versetzt girt wird. An Biegsamkeit steht es dem Silber nach, dagegen übertrifft es kannte Metalle an Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit. (S. Goldschläger.) Luft erleidet das Gold gar keine Veränderung und behält auch an der feuchst seinen Glanz. Reines Gold kommt etwas früher als Kupfer in Fluß; auf erfläche zeigt das geschmolzene Gold eine lichtgrüne Farbe, es verändert sich icht und krystallisirt beim Erkalten zu kurzen vierseitigen Pyramiden. Nächst latin gehört es zu den feuerbeständigsten und unzerstörbarsten Metallen, auch durch flüchtige Körper kaum verflüchtigt, wodurch es einen großen Vorzug n Silber besitzt. In der heftigsten, durch Brenngläser und Brennspiegel ebrachten Hitze, vor der Flamme des mit Sauerstoffgas genährten Lothrohrs em heftigsten Feuer einer Volta'schen Batterie verflüchtigt sich das Gold und verbrennt zum Theil zu einem purpurrothen Kalk. Die Goldkalke h wenig bekannt; es soll zwei Arten derselben geben. In den Alkalien und noniak ist das reine Gold unauflöslich, der Goldkalk löst sich aber in dem ehr bald auf. Obgleich das Gold von der Schwefelleber beim Schmelzen mmen aufgelöst wird, daß es mit dem Wasser eine ganz klare Auflösung läßt es sich mit dem Schwefel im Flusse nicht vereinigen. Selbst die Nie- je des in Säuren aufgelösten Goldes durch Schwefelwasserstoffgas sind nur e von reguliniſchem Gold und von Schwefel. Unter allen Säuren ist das r im Königswasser auflösbar und das Ammoniak gibt durch Niederschlag allgold. (S. Knall.) Eine Auflösung des Zinnes in dem Königswas- zu der Goldauflösung gegossen, einen schönen dunkel purpurfarbenen Nie- , den sogenannten mineralischen Purpur oder den Goldpurpur des Cassius. ern Metallen verbindet sich das Gold sehr leicht, alle vermindern aber seine keit, sodaß nur zwei Metalle, das Silber und das Kupfer, zur Legirung an- werden, um ihm mehr Härte zu geben. Bei den Münzen setzt man lie- er zu, zu manchen andern Arbeiten lieber Silber, zuweilen auch beides zu leit; daraus entspringen die rothe, die weiße und die gemischte Karatirung. ß daher beim Probiren des Goldes auf einem Probirsteine eigentlich Pro- von dreierlei verschiedener Zusammensetzung, aus Gold und Silber, aus Kupfer und aus Gold, Silber und Kupfer haben. Um das Gold von er, mit dem es in allen Verhältnissen verbunden vorkommt, zu scheiden, ehre sehr verschiedene Verfahrungsarten; gewöhnlich bedient man sich der icht zu sehr verdünnten Salpetersäure, indem diese das Gold unauflöslich . Es muß jedoch die Mischung aus wenigstens 3 Theilen Silber und ld bestehen, wenn alles Silber aufgelöst werden soll, weßhalb auch die gsmethode Quartation (das Quartiren oder die Scheidung durch die zenannt wird. Das zurückbleibende Gold wird abgewaschen und mit zusammengeschmolzen, das aufgelöste Silber aber gewöhnlich durch Ku- geschlagen und nach dem Aussüßen zusammengeschmolzen. — Das Gold nur gediegen, entweder im reinen Zustande, od. in Verbindung mit andern und in Vereinigung mit geschwefelten Metallen gefunden worden. — Die ng des Goldes kommt mit der des Silbers fast gänzlich überein, indem alle fast immer gleichzeitig ausgebracht werden. Der fast 13 Mal größere

Werth des Goldes macht es indeſſen möglich, noch weit ärmere Golderze als Silbererze in die Arbeit zu nehmen. Derbes Gold, Waſchgold u. ſ. f. ſchmelzt man unmittelbar in Tiegeln, mit oder ohne Zuſatz von Borax und ſetzt alsdann Salpeter oder auch Sublimat zu, wenn das Gold nur eine Spur von unedlen Metallen enthalten ſollte. Sonſt wird der Regulus auf dem Treibherde, oder auf dem Teſt mit Blei abgetrieben. Goldſchliche werden entweder verquickt, oder mit kieſigen Erzen in die Roharbeit (ſ. Silber) gegeben. Güldiſche Kupferkieſe werden oft ſo entgoldet, daß der erhaltene Rohſtein mit Bleiglanzen auf einem Flammenofenherd aufgeſetzt, eingeſchmolzen und durch einen Zuſatz von reguliniſchem Eiſen niedergeſchlagen wird. Die goldhaltigen Arſenikerze werden wie die goldhaltigen Schwefelkieſe behandelt. — Der Werth des jährlich gewonnenen Goldes beträgt ungefähr 19 Mill. Thaler und es liefern davon: Europa ungefähr 1,300,000 Thaler, Rußland 540,000 Thlr. und Amerika 17,200,000 Thlr.

Goldmacherkunſt, ſ. Alchymie.

Goldenes Vließ, ſ. Jaſon und Argonauten. Orden des goldenen Vließes, und der drei goldenen Vließe, ſ. Vließ (das goldene).

Goldene Zahl, ſ. Calender.

Goldgulden, ſ. Gulden.

Goldoni (Carlo), der berühmteſte italien. Luſtſpieldichter des 18. Jahrh., wurde 1707 in Venedig geb., wo ſ. Großvater, ein Modeneſer, eine Art von Generalpachter der ſämmtlichen, im venetianiſchen Gebiet liegenden Güter des Herzogs von Maſſa und Carrara war. Der Tod dieſes in ſ. Art genialen Mannes, welcher nur den Aufwand zu ſehr liebte, verſetzte die Familie in ökonomiſche Verlegenheit. Julius G., der Vater unſers Dichters, verließ daher Venedig und begab ſich nach Rom. Seine Gattin, eine geb. Salvioni, eine geiſtreiche, lebhafte Frau, blieb mit ihren Kindern, ein paar Knaben, zurück, und widmete ſich ausſchließend der Erziehung ihres älteſten S., deſſen früh ſich ausſprechender Geiſt ihn zu ihrem Lieblinge machte. Der lebhafte Carlo zeigte früh Geſchmack an theatral. Vorſtellungen. Er las Alles, was er in dieſer Hinſicht habhaft werden konnte, beſonders die Stücke des beliebten Komödiendichters Ciccognini, und kaum 8 J. alt, fing er an, eine Komödie zu ſchaffen, die das Erſtaunen der Verwandten erregte. Man ſendete eine Abſchrift an den Vater, der unterdeſſen ſich in einen Mediciner umgewandelt hatte und in Perugia niedergelaſſen hatte. Entzückt über den Geiſt ſeines älteſten Sohnes, verlangte er ihn bei ſich zu haben; die Mutter mußte einwilligen. Vater und Sohn errichteten nun ein kleines geſellſchaftliches Theater. Bekanntlich durfte damals in jener Zeit in den päpſtlichen Staaten kein Frauenzimmer auf der Bühne erſcheinen; deßwegen übertrug man dem jungen G. meiſt die Mädchenrollen, die er auch mit hübſchen und zierlichen Äußern recht gut ausführte, und z. B. in Gigli's berühmter „Sorellina di Don Pilone“ (ſ. Gigli) mit großem Beifall auftrat. Er trieb dabei den Unterricht der Jeſuiten; ſpäter machte er in Rimini bei den Dominikanern ſ. humaniſtiſchen Curſus. Die Steifheit ſ. eigenſinnigen Lehrers verleitete ihn zu den Aufenthalt; eine herumwandernde Schauſpielertruppe zog ihn deſto mehr an. Er ſah Frauenzimmer auf dem Theater und ward hingeriſſen. Die Komödianten gewannen ihn gleichfalls lieb; und er entſchloß ſich, ihnen heimlich nach Chiozza zu folgen, wo damals ſ. wieder zuſammenlebenden Ältern wohnten. Sie verziehen dem Jüngling den leichtſinnigen Streich; der Vater beſtimmte nun ſ. Sohn für die Medicin und nahm ihn fleißig bei ſ. Krankenbeſuchen mit. Dies gefiel aber noch weniger; er erhielt endlich die Einwilligung der Ältern, ſich im nahen Padua der Rechtskunde widmen zu dürfen. Bald darauf verſchaffte ihm jedoch ein Verwandter eine Freiſtelle im päpſtlichen Collegium auf der Univerſität zu Pavia, und ward Goldoni abermals in eine neue Welt verſetzt. Seine Commilitonen im

waren meist junge und ziemlich lockere Abbés; G. folgte ihrem Beispiel. Die isprudenz wurde als Nebensache betrieben, desto eifriger das Tanzen, Reiten, ten, die Musik und das Spiel. Doch versäumte der wißbegierige Jüngling da- icht, s. Geist mit nützlichen Dingen zu bereichern; und s. sich immer mehr ent- lnden dichterischen u. rednerischen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber Feinde, denn der Witz, welcher ihm zu Gebote stand, traf oft sehr scharf. Einst b er auf Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, eine satyri- Attellane, worin er mehre Individuen aus angesehenen Familien in Pavia dem ött preisgab. Die Folge war, daß er aus dem Collegium und selbst aus der t verwiesen wurde. Er reiste nach Chiozza, um die Ältern um Verzeihung zu t. Sein Vater nahm ihn nun mit nach Udine (im Friaul), wo G. ernster als avia, sich den Wissenschaften widmete, jedoch nebenher noch manchen leichtsin- Streich trieb und deßwegen verschiedentlich den Aufenthalt ändern mußte, bis dem Vicekanzler des Criminalgerichts in Chiozza als Secretair kam und hier- iesem Beamten nach Feltre folgte, wo er, 22 J. alt, gleichfalls eine Anstellung t und sich s. Amte mit großem Eifer widmete. Die Bühne war in dieser Zeit zige Erholung; eine leidliche Truppe spielte in Feltre; ein Liebhabertheater im st des Gouverneurs, bei welchem er mit auftrat, fesselte ihn aber noch mehr. ernannte man ihn zum Director desselben und er richtete nun nicht allein ein Opern von Metastasio zum Behuf der Aufführung ohne Musik ein, sondern b auch zwei Lustspiele („Der gute Vater" und „Die Sängerin"), die ebenso Beifall fanden wie sein Spiel. Sein Vater wurde indeß als Arzt zu Bagna- o in der Legation Ravenna angestellt, und verlangte, sein Sohn solle bei ihm G. gehorchte; aber kaum daselbst angekommen, starb der Vater und hinter- e Familie in mißlichen Umständen. Jetzt beschloß der junge Mann, sich ernst- r Jurisprudenz zu widmen. Er disputirte in Padua, und ging darauf nach ig, um zu advociren. Die Clienten fanden sich jedoch nur sparsam ein, und sich genöthigt, sich nach anderm Erwerb umzuthun. Er schrieb kleine Alma- von denen einige Beifall fanden, begann eine Oper (Amaiasunte) und dgl. lückliche Ausgang eines Processes, in welchem der erste Advocat Venedigs sein r war, erwarb ihm Ruf, und es hätte vielleicht Alles gut gehen mögen, wären urch einen unglücklichen Liebeshandel neue Verwickelungen erfolgt. Ein über- gebenes Eheversprechen stürzte ihn in endlose ökonomische Sorgen. Er ver- enedig und ging nach Mailand, s. Oper „Amaiasunte" als einzige Habe mit hmend. Seine Hoffnungen, durch dieselbe hier s. Glück zu machen, schei- . Der berühmte Sänger Caffarelli empfing ihn mit jenem bäuerischen Stolz, feierten Histrionen so leicht eigen wird, und einer der Directoren der Oper ließ endlich bemerken, daß das Stück nicht in Musik gesetzt werden könne. Trau- brannte G. das Manuscript, nicht wissend, was er beginnen sollte; der Re- der Republik Venedig nimmt sich indessen seiner an, und der Dichter arbeitete in musikalisches Intermezzo: „Der venetianische Gondoline", aus, das Bei- ab und das erste Stück war, welches G. bekannt macht. Die Kriegsereignisse in n, 1733, wirkten auch störend auf des Dichters Arbeiten, der bald in Cre- bald in Pizzighetone, bald in Parma lebte, von Marodeuren geplündert ward, ona zu einer Komödiantentruppe stieß, mit dieser wieder nach Venedig kam, er durch Aufführung s. während dieser Zeit geschriebenen Trauerspiels „Be- Ruf und Namen erwarb. Eine zweite Tragödie, „Rosamunde", mißfiel n und der Verfasser, jetzt wieder in leidlichen Verhältnissen, ging nun mit einer Truppe, die fast nichts als Stücke von ihm aufführte, nach Padua. So rte er bis 1736 unstät mit den Unstäten herum in einem ewigen Taumel von guen und Zerstreuungen lebend, bis er sich in Genua mit der T. eines Notars ichte und nach Venedig zog, wo er nun erst begann, das Fach dramatischer

Dichtungen zu cultiviren, in welchem er sich auszeichnen sollte, das der Charakter- und Sittenstücke nämlich, worin Molière, den er um diese Zeit anfing zu studiren, ihm zum Vorbilde ward. Der herrschende Geschmack in s. Vaterlande an den Maskenstücken und der extemporirten Komödie, legte aber s. Vorhaben, das Theater in dieser Hinsicht zu reformiren, große Hindernisse in den Weg, und er sah sich deßwegen oft genöthigt, der alten Gewohnheit des Publicums und der Schauspieler — unter denen damals der berühmte Arlequin Sacchi mit s. Gesellschaft in Venedig glänzte — nachzugeben. 1739 wurde er zum genuesischen Consul in Venedig ernannt; ein Posten, dem er zwar mit Geschick und Fleiß vorstand, der ihm aber wenig oder nichts eindrachte, und nicht verhinderte, daß der Dichter 1741 sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Venedig abermals zu verlassen, um anderwärts ein Auskommen zu suchen. Er begab sich mit s. Familie nach Bologna, Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete, und sich endlich befand, bis ihn östr. Husaren auf dem Wege nach Pesaro rein ausplünderten; ein schurkischer Postillon ließ ihn und s. Gattin unterwegs auf freiem Felde sitzen, und fuhr davon. Auf s. Rücken trug G. s. Gattin durch einige ausgetretene Flüsse, und endlich trotz aller Hindernisse im Hauptquartiere der Östreicher anlangend, erhielt der Dichter sein ihm geraubtes Eigenthum zurück. In Rimini übernahm nun G. die Direction des Theaters und lebte einige Zeit in Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Dann ging er nach Florenz u. Siena, wo er gute Aufnahme fand u. in Pisa von den Arkadiern, deren Sitzung er beiwohnte, bewogen wurde, zu den Rechten zurückzukehren. Zahlreiche Kundschaft ward dem wiedergeborenen Advocaten. Da hörte Sacchi diese Veränderung und beschwor ihn um neue Stücke. Goldoni arbeitete nun des Nachts für die Bühne, während er am Tage Rechtshändel verfocht, und je mehr Stücke er dem Director nach Venedig sendete, desto mehr begehrte Sacchi, der meistens auch die Gegenstände dazu gab. In derselben Zeit ernannten ihn die Arkadier u. d. N. Polisseno Fegeio zu ihrem Mitgliede. Eine Zurücksetzung, die ihm in Pisa widerfuhr, bewog ihn, die Rechtsgelehrsamkeit noch einmal zu verlassen und einer Schauspielergesellschaft, die ihn als Theaterdichter annimmt, nach Mantua zu folgen. Von hier kam er nach 5jähriger Abwesenheit wieder nach Venedig. Nun begann er, für das Theater San-Angelo arbeitend, den Riesenkampf mit dem eingewurzelten Geschmack an Arlequinaden und improvisirten Stücken, und s. Geist und s. ungemeinen schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelang es endlich, eine neue Ära in der Kunst heraufzuführen. Doch Sorgen und Ärger warfen ihn aufs Krankenlager; der Directeur ward durch s. Fleiß reich, er blieb arm, und als er eine billige Vergütung s. angestrengten Arbeiten foderte, erhielt er nichts als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band s. Werke herausgeben zu dürfen. Dennoch blieb er seinen Verbindlichkeiten treu, folgte der Gesellschaft nach Turin und ging erst nach Ablauf s. Contractzeit zum Theater St.-Luca über, zugleich eine neue Ausg. s. Werke auf Subscription besorgend, wodurch sich s. Umstände verbesserten, zugleich aber auch seine Gegner, die Verfechter der alten Commedia dell' arte, neuen Stoff zu Verläster gefunden. 1758 nach Parma an den Hof Don Philipps berufen, dichtete er einige Opern, die von Duni und Piccini in Musik gesetzt wurden. 1761 riefen ihn die ital. Schauspieler nach Paris, wo mehre s. Stücke ungemeinen Beifall fanden. Durch die Dauphine erhielt er die Stelle eines Lectors und Lehrers der ital. Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV.; allein durch den Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen, wurde wegen der Hoftrauer s. Amt und s. Gehalt suspendirt. Erst nach 3 J. gab man ihm einen Jahrgehalt von 3600 Livres. Bei Ausbruch der Revolution aber verlor der 85jährige Dichter seine, auf die Civilliste des Königs angewiesene Pension und das Decret des Nationalconvents vom 7. Jan. 1793, welches ihm auf Chenier's Antrag für die Folge den entzogenen Gehalt versicherte und ihn den Rückstand auszuzahlen gebot, fand ihn schon im Sterben.

ied den Tag darauf im beinahe vollendeten 86. J. Seine Witwe erhielt den ländigen Gehalt und eine Pension. G.'s Verdienste um das ital. Theater sind zu verkennen. Viele s. zahlreichen Stücke erhalten sich noch auf den Bühnen terlandes, und in Übersetzungen auch auf denen des Auslandes, wie z. B. „Der er zweier Herren", „Der Schwätzer", „Der Lügner" u. a. Unter den vielen aben s. Werke ist die 1809 in Lucca in 26 Bdn. herausgek. die vollständigste. etzungen und Bearbeitungen einzelner Stücke von ihm gibt es im Französischen, schen und Englischen. Neuere Lustspieldichter schöpfen noch oft ihre Stoffe er reichen Fundgrube s. Laune und s. Weltbeobachtung, welche letztere ihn be- s in den Stand setzte, sich in den verschiedenartigsten Genres, und meist mit zu versuchen. Doch sagte s. Talente das Charakter- und Intriguenstück am ten zu, und man muß hier sowol die Reichhaltigkeit s. Erfindungsgabe in ff der Anlage, die immer, trotz s. vielen Schreiben, neu war, als die große gemäßheit und Treue der Zeichnung s. Charaktere in jeder Situation bewun-

Die von ihm verfaßten Memoiren zur Geschichte s. Lebens und des Theaters , sind ins Englische und ins Deutsche übers., auch in der zu Paris herausgek. ection des mémoires sur l'art dramatique", etwas verkürzt, aufgenommen n. G. schrieb sie in franz. Sprache, in der er selbst ein paar Lustspiele dich- von das Eine („Le bourru bienfaisant") 1771 in Fontainebleau und Pa- t großem Beifall gegeben ward, und sich auf dem Repertoire erhalten hat. 's heftigsten Gegnern in Italien gehörte Gozzi (vgl. d.), der, reich mit Witz , nicht allein den Verdränger der Masken auf der Scene mit Epigrammen mpromptus überschüttete, sondern auch in s. Eifer für die Commedia dell' ie ganze Akademie der Granelleschi in Venedig gegen ihn aufwiegelte: ein Ver- , welches G. edelmüthig in s. Memoiren mit Stillschweigen übergeht.

Goldschläger, ein Künstler, der das Gold in möglichst dünne Blätt- zum Behuf des Vergoldens u. s. w., verwandelt. Das Gold muß rein sein; edient man sich gemeiniglich des Dukatengoldes, welches mit Borax in einem geschmolzen, und dann in den Zahneinguß oder ein starkes viereckiges Eisen ffen wird. Die nun entstandenen Goldzähne oder vierkantigen Prismen auf die Ziehmaschine oder das Ziehwerk gebracht, durch starke eiserne Wal- chgepreßt und dergestalt in immer dünnere Blätter verwandelt. Es muß s Gold jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die che Weise entstanden sind, werden auf dem Amboß noch ebener geschlagen nn mit der Schere in kleinere Platten geschnitten, die gewöhnlich einen Zoll vierte halten und 6¼ Gran wiegen. Damit diese noch weiter ausgedehnt , so legt man sie in die Quetschform, welche ein Buch ist von drei Quadrat- d 150 Blättern alten Pergaments. In dieses Buch eingelegt bringt man ldplatten auf einen marmorenen Amboß, worauf sie mit dem Werkhammer e geschlagen werden, bis sie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann e Blätter ungefähr so dick wie Papier; sie werden nun in einer eisernen tel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetschform gebracht, wo sie f 4½ Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerschneidet man die Goldblätter in zwei Theile, sodaß aus 150 Blättern 300 entstehen. Sie müssen nun alle ge- gewogen werden, ehe sie in die dritte oder Dünnquetsche kommen, wo sie von auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldschläger jedes Blatt eise und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Qua- l groß ist. Überhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Diese er in die Hautform. Dies sind Bücher, die aus Rindsdärmen bestehen. ziehet nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt sie, während sie noch sind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zusammenkleben. werden sie in einer Form gestreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeschabt,

zwiſchen weichem Papier geſchlagen, damit alles Fett ſich in das Papier ziehe, mit Aufgüſſen von ſtarken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden ſie mit Gypspulver abgerieben, damit das Geld ſich nicht an die Häute hänge. Zwiſchen dieſen Häuten ſchlägt man dann die Goldblätter ſo lange, bis ſie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerriſſen und von neuem ſo lange geſchlagen, bis ſie, gegen das Licht gehalten, grün durchſchimmern. Endlich werden dieſe Blättchen durch die Spanzange befeſtigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen und auf ein Kiſſen gelegt, worauf ſie dann mit dem Karren oder zwei ſcharfen ſtählernen Klingen, die durch Schrauben zuſammengehalten ſind, zerſchnitten und zum Verkauf zwiſchen Blätter rothes Papier gelegt werden. Aus dem feinſten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, beträgt die Dicke eines ſolchen Blättchens den 24,000. Theil einer Linie und es wiegt den 21,000. Theil eines Lothes.

Goldſmith (Oliver), war 1728 zu Pallas in der irländ. Grafſchaft Longford geb. Sein Vater, ein armer Landgeiſtlicher von der biſchöfl. Kirche, beſtimmte ihn für die Handlung. Schon in ſ. 7. J. aber zeigte ſich ſ. vorherrſchende Neigung zur Poeſie. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit ſ. Oheims auf ſich, der ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entſchied ein witziger Einfall ſ. Glück. Er tanzte einſt, und ward von dem dazu aufſpielenden jungen Menſchen wegen ſ. Häßlichkeit mit Äſop verglichen; Alles lachte über den Einfall, als plötzlich Oliver innehielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Verſen:

O höret an, was dort mein Herold ſingt:
Der Affe ſpielet, und Äſopus ſpringt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anweſende Verwandte, angeſehene Geiſtliche, beſchloſſen, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten auf die Univerſität zu ſchicken. Nachdem er die Schule zu Athlone und Edgeworthtown beſucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die Strenge ſ. Lehrers bewog, in der Fremde ſ. Glück zu verſuchen. Er ging mit Einem Schilling in der Taſche zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald ſ. Vorſatz aufgeben, ſ. älteſter Bruder ſöhnte ihn mit dem Lehrer aus. 1749 ward er Bachelor. Seine Verwandten bemühten ſich vergebens, ihm in der biſchöflichen Kirche eine Anſtellung zu verſchaffen; ſ. Jugendſtreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht geſtellt; auch hegte er ſelbſt ganz entgegengeſetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeiſter geweſen, wollte er nach Amerika gehen, aber auch dieſer Plan ſcheiterte, und nach ſechs Wochen kehrte er, von Allem entblößt, zu ſeiner Mutter zurück. Nun ward er, ſ. Wunſche gemäß, 1752 nach Edinburg geſchickt, um Medicin zu ſtudiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er ſich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leiden, und ſtudirte daſelbſt ein Jahr lang, beſonders Chemie. Allein er gerieth in Geſellſchaften, wo er ſich dem Spiel ergab. Als er einſt eine große gewonnene Summe verloren hatte, entſchloß er ſich, Holland zu verlaſſen. Ein Freund ſchoß ihm das nöthige Geld vor, das G. thörichter Weiſe anwandte, ſeinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichtsdeſtoweniger machte er ſich auf, Europa zu Fuß zu durchwandern. Man ſagt, daß er theils in den Klöſtern durch ſ. Fertigkeit im Disputiren, theils durch ſ. Flötenſpiel in den Dörfern ſich Unterhalt zu verſchaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutſchland, und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe ſ. dichteriſchen Anlagen aufſchloſſen, und er einen Theil ſ. „Wanderers“ ſchrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen ſich auf Reiſen bilden wollte. Aber des ſchmutzigen Geizes ſ. Zöglings bald müde, verließ er ihn, und ging nach Padua, wo er ſechs Monate blieb, und D. der Arzneikunde ward. Der Tod ſ. Onkels rief ihn in ſ. Vaterland zurück. Er landete zu Dover 1751, und ſah ſich bald in der drückendſten Dürftigkeit. Unter erdich-

Namen gelang es ihm bei einer kleinen Schule angestellt zu werden. Dieser
n Lage bald überdrüssig, versuchte er als Apothekergehülfe fortzukommen.
ch nahm ihn ein Chemiker in sein Laboratorium auf, und fand an ihm einen
us nützlichen Gehülfen. Er ernährte sich jetzt theils als Arzt, theils als
ftsteller, und lebte kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund
orschlag machte, die Aufsicht über eine Schule, der s. Vater vorstand, wäh-
ssen Krankheit zu übernehmen, wogegen derselbe sich verbindlich machte, ihn
indischen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der ost-
n Compagnie zu verschaffen. G. nahm den Antrag an, und erhielt 1758
stallung als Arzt bei einer ostindischen Factorei. Aber dieses glänzende Glück
ich ihm kaum dargeboten, als er es aus Abscheu vor einem geregelten Amts-
ieder aufgab. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des „Monthly
r", kennen, und ward von demselben eingeladen, Mitarbeiter zu werden,
r Wohnung, Tisch und einen guten Gehalt haben sollte. In dieser Ver-
g lebte G. acht Monate, worauf er sich von Griffith trennte, und s. „En-
f the present state of taste and literature in Europe", 1759, herausgab.
ohnte damals in der äußersten Dürftigkeit ein armseliges Stübchen im drit-
ckwerke, bezog aber bald eine anständigere Wohnung und schrieb s. „Vicar
kefield". Während derselben Zeit schrieb er, um s. täglichen Bedürfnisse
eiten, die „Lettres on english history" und den „Citizen of the world",
ngs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines chinesischen Philoso-
dem „Lodger" erschien. Schon früher hatte er ein „Lady's magazine"
Wochenblatt „The bee" geschrieben. Die besten jener zerstreuten Stücke
35 unter dem Titel „Essays" zusammen erschienen. Der Beifall, womit
tischen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu
; er schrieb „The good-natured man", und machte mit diesem und an-
ücken bedeutendes Glück. 1769 erschien s. Gedicht „The deserted vil-
In dieselbe Zeit fällt s. „History of England" u. s. „Roman history"
2. Aufl., Würzburg 1820). Auf Verwendung s. Freunde ward er zum
r alten Geschichte bei der engl. Malerakademie ernannt. 1770 machte er
se nach Paris, schrieb darauf s. „History of the earth and animated na-
774), nächstdem s. scherzhaften Gedichte „The haunch of venison" und
ation", und war mit dem Plane zu einem allgem. Wörterbuche der Künste
ssenschaften beschäftigt, als er 1774 am Nervenfieber starb. G. besaß bei
Verstand eine ebenso lebhaft auffassende als schöpferische Phantasie; ein re-
s Gefühl; daher bei wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht
tiefe Einsicht, mehr ein Auffassen der interessantesten Seiten als aller zur
ehörigen, aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell, leicht und
geschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit,
und Laune; — im Weltleben einen edlen, auf geistige Vorzüge begründe-
eiz, nächstdem die liebenswürdigsten Züge eines thätigen Wohlwollens und
ylichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei war aber ein
Mangel an praktischen Grundsätzen sichtbar, daher kein festes, bestimmtes
, keine Weltklugheit, daher so manche Verlegenheit, so manche Vergehung,
u früher Tod. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der West-
btei, in dem sogenannten Poets-Corner mit einer von Johnson verfaßten

olgatha, s. Calvarienberg.

olkonda, auf der Halbinsel diesseits des Ganges, zwischen den Flüssen
nd Kistna, britischer Vasallenstaat des Nizam (Königs) von Dekan (4500
10 Mill. Einw.) in dessen Provinz Hyderabad, mit der Hauptstadt und

Residenz d. N. auch das Fort Golkonda liegt. Es ist berühmt durch seine Diamantengruben.

Golownin (W. M.), kaiserl. russ. Commodore, bekannt durch s. Gefangenschaft in und durch s. Nachrichten über Japan, war als k. russ. See-capitain, mit der Kriegssloop Diane 1811 aus dem Hafen von Kamtschatka gesegelt, um die Lage der südlichen kurilischen Inseln, welche die Japaner beherrschen, zu bestimmen. In der Mitte des Juni kam er an die nordwestl. Küste von Eterpu, nahm hier einen russischen Kurilen als Dolmetscher mit, und landete den 5. Juli auf der Insel Kunaschier, der 20. in der kurilischen Kette. Hier wurde er feindselig empfangen, dann aber, durch ein freundschaftliches Betragen sicher gestellt, nebst s. 7 Begleitern (2 Officieren, 4 Matrosen und dem Dolmetscher) verhaftet und nach der Hauptstadt Matsmai geführt, jedoch gut behandelt. Dies geschah, weil Herr v. Resanoff zwei russischen Schiffscapitainen, die zur russ. amerikan. Compagnie gehörten, den Auftrag gegeben hatte, die japanischen Küsten zu verheeren, zu plündern, die Tempel zu berauben und die Dörfer anzuzünden, um sich für den eingebildeten Schimpf zu rächen, den er durch die Kälte, mit welcher ihn die japanische Regierung als russ. Gesandten abgewiesen hatte, erlitten zu haben glaubte. Dessenungeachtet erhielten G. und s. Mitgefangenen vom Volke Beweise der gutmüthigsten Theilnahme; die Regierung aber hörte nicht auf, sie mit argwöhnischen Verhören zu quälen. Doch gestattete man ihnen zuletzt die Freiheit auszugehen. Die Japaner waren höflich und wißbegierig; selbst ein Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften ließ sich von den russ. Officieren in der europ. Mathematik und Physik unterrichten. Ein japanischer Philolog bemühte sich ein japanisch-russisches Wörterbuch abzufassen. Endlich bewirkten die von drei japanischen Generalen für die Gefangenen erstatteten günstigen Berichte nach zwei Jahren ihre Freilassung. Auch Cap. Rikord, der unterdessen die Diane commandirt und ein eines vornehmen Japanesen bemächtigt hatte, den er zurückbrachte und in Freiheit setzte, trug dazu bei. Die Gefangenen erhielten jetzt alles Eigenthum wieder und man entließ sie (Nov. 1813) beschenkt an Bord der Diane, die im Hafen von Ansscha ankerte. Mehre Japanesen erließen an sie Glückwünschungsschreiben und der Oberpriester ordnete fünftägige öffentliche Gebete um eine glückliche Reise an. Das „Narrative of my captivity in Japan, during the years 1811 — 1813"; und im Anhange „An account of voyages to Japan to procure the release of the author and his companions", von Cap. Rikord (London 1817, 2 Bde.; auch Russ. v. Schulz, 2 Thle., Leipzig 1817) beweisen, daß G. ein guter Beobachter ist; indessen konnten s. statistischen Nachrichten über Japan weder so vollständig noch so genau sein, als des (1812 zu Paris verst.) Titsingh Werk über Japan, das welches Kämpfer und Thunberg ergänzt werden. (Es erschien Franz. und Engl. übers. von Schoberl m. Kupf. u. d. T.: „Illustrations of Japan", Lond. 1822.) — Noch hat G. eine Geschichte der Schiffbrüche in russischer Sprache herausgegeben. Jetzt ist dieser Seefahrer Mitglied des Reichsadmiralitätscollegiums, auch arbeitet er mit an der neuen Seekarte, welche das Eismeer, die Beringsstraße mit der Küste von Nordostasien und Nordwestamerika darstellt. Ihm zu Ehren haben russische Seefahrer einen von ihm, an der Nordwestküste von Amerika entdeckten Sund Golowninssund genannt. 20.

Gomarus, Gomaristen, s. Reformirte Kirche.

Gonfaloniere, das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; es heißt deutsch soviel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andre Vortheile davon zu haben als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. — Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls war der Titel der Herzoge von Parma.

Gonſalvo (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der Feldherr (el gran Capitan), geb. zu Montilla bei Cordova 1443, focht als Jüngling unter ſ. Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. Heinrich IV. von Caſtilien vertraute ihm zum Lohn für ſ. Tapferkeit eine gnie Bewaffnete, mit welcher er bis vor die Thore Malagas Schrecken ver- und 1460 den Sieg bei Las Yeguas entſchied. Auf dem Schlachtfelde r von dem Könige ſelbſt mit dem Ritterſchwert umgürtet. Von 1458 — 67 r mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und ge von Catalonien. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Iſabelle 1474 ron beſtiegen hatten, der König von Portugal ihnen aber denſelben ſtreitig half G. den Sieg bei Toro 1476 erkämpfen. In dem blutigen Kriege mit a nahm er mit Sturm mehre Plätze, und beſiegte die kühnſten Mauren, die zum Zweikampf darſtellten. Als endlich Granada ſich auf Bedingungen, bgeſchloſſen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Caſti- Darauf ſandte ihn Ferdinand mit 5600 M. ſ. Vetter Friedrich, König von gegen die Franzoſen zu Hülfe. Nachdem er jenen Thron geſichert hatte, nach Spanien zurück, wo er gegen die Mauren in den Alpuxarras focht, ig XII. von Frankreich den Krieg um Neapel aufs neue begann. G. ging bermals mit einem Corps von 4300 M. dahin ab, anſcheinend zum Bei- r Venetianer gegen die Türken. Auch befreite er Zante und Cephalonien Ungläubigen, und gab ſie den Venetianern zurück. Dann aber landete er lien und erklärte dem König von Neapel, daß er gekommen ſei, denjenigen s Königreichs zu beſetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geſchloſſenen an Spanien kommen ſolle. König Friedrich, der ſich ſo plötzlich von zwei bedrängt ſah, fand endlich Schutz in Frankreich. Die Franzoſen unter joge v. Nemours zogen in Neapel ein, während G. Calabrien beſetzte, und Vertrage auch Baſilicata und Capitanata verlangte. Die Franzoſen, eſe Landſchaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten ſich, und zum Kriege zwiſchen den Franzoſen und Spaniern, der mit abwechſelndem ührt wurde, bis G. durch den Sieg bei Semiana 1502, beide Calabrien ge- Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in deſſen Folge zzo und Apulien unterwarfen und G. in die Hauptſtadt Neapel einzog. ückte er vor Gaeta. Da dieſe Belagerung langwierig war, übergab er l an Don Piedro Navarro und zog ſelbſt dem Feinde entgegen. Er ſchlug uis v. Mantua, und erfocht am Garigliano mit 8000 M. über 30,000 einen vollkommenen Sieg, der den Fall von Gaeta zur Folge hatte. Jetzt Beſitz Neapels geſichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum d ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeſchränkter Gewalt. Seine Leut- Gerechtigkeit und edelmüthige Geſinnung erwarben ihm bald die Liebe des Aber durch ſein Glück hatte er ſich auch mächtige Feinde zugezogen, die es and dahin brachten, daß er anfangs in ſ. Macht beſchränkt, zuletzt aber ſten abgerufen wurde. Ferdinand kam ſelbſt nach Neapel und nahm ihn ach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeiſter des Ordens des heil. Ja- e. G., mißvergnügt, ſ. Einfluß verloren zu haben, verband ſich mit dem el von Caſtilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufſtan- kluge Maßregeln zuvorkam. G. begab ſich auf ſ. Güter in Granada, mit dem Könige, der die größte Schonung gegen den alten Helden zeigte, ne Zeitlang fort. Endlich verſöhnten ſich Beide und G. war im Begriff, die Spitze des Heeres zu treten, als er 1515 zu Granada ſtarb.

nzaga. Bei dem Verfall der kaiſerl. Macht in Italien im 11. Jahrh. ten ſich in Mantua die erſten Familien der Regierung, unter denen das nacoſſi ſeit 40 J. das mächtigſte war, bis ſich das Haus G. erhob.

Dem Schwanken s. Vaterlandes zwischen mehren mächtigen Familien machte (14. Aug. 1328) Lodovico G. ein Ende, nachdem sich s. Söhne, besonders der kühne Filippino, durch Privatrache gereizt, Mantuas mit 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigt, das Oberhaupt der Stadt, Passerino de Bonacossi im Kampf getödtet und dessen Anhänger vertrieben hatten. Kaiser Ludwig der Baier ernannte den nunmehrigen Capitano von Mantua, Ludwig I. von Gonzaga, zum kaiserl. Vicar. Er starb 1360 im 93. Jahre. Unter dessen Nachkommen erhielt Joh. Franz G. 1432 die Stadt mit ihrem Gebiete u. d. T. eines Marquisats (Markgrafschaft) vom Kaiser Sigismund zu Lehn. Darauf theilte sich das Haus Gonzaga durch die drei Söhne Ludwigs III.; Friedrich, Joh. Franz und Rudolf, in drei Linien. Von Friedrich stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. und Karl V. zu Herzogen erhoben wurden, und 1726 ausstarben; von Joh. Franz und Rudolf stammten die Herzoge von Sabioneta und von Castiglione, deren Fürstenthümer der Kaiser 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauses G. bildete sich, als Friedrich, Bruder Friedrich II., Guastalla zu seinem Antheil bekam; diese Linie erlosch 1746. Die merkwürdigsten Glieder dieser Familie, die Deutschland zwei Kaiserinnen und Polen eine Königin gab, und von der noch 1820 zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatstande lebten, sind: Ludwigs I. Sohn, Filippino, ein ausgezeichneter Held, der 1358 ohne Erben starb. Sein 2. Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngste Bruder, Petrino oder Feldrine, war der Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo G. 1728 erlosch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von letzterm stammt Franz G., der dritte Capitano von Mantua, ein wackrer Kriegsheld. Gleich berühmt durch Kriegsthaten wurde s. Sohn Joh. Franz, der s. Vater 1407 als Capitano folgte. Er machte sich um Kaiser Sigismund sehr verdient, weßhalb ihn dieser zum Markgrafen von Mantua ernannte, in welcher Würde ihm s. ältester Sohn Ludwig III., genannt der Türke (geb. 1414, st. 1478), folgte, welcher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, sodann s. Enkel Friedrich I. (st. 1484) und dessen Sohn Franz II. (st. 1519). Friedrich II., Sohn von Franz II., wurde von Karl V. am 25. März 1530 zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafschaft Montferrat belehnt. Die Würde erbte auf s. Nachkommen fort. Ihm folgte 1540 s. Sohn Franz III.; diesem, der 1550 ohne Nachkommen starb, sein Bruder Wilhelm (geb. 1536, st. 1587), dessen Sohn und Nachfolger, Vincent, in den ungarischen Kriegen gegen die Türken sich sehr auszeichnete. Er hinterließ 1612 drei Söhne, Franz IV. (st. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (st. 1626) und Vincent II. (st. 1627), die einander schnell in der Regierung folgten, und sämmtlich ohne männliche Nachkommen starben. Mit ihnen erlosch die regierende Linie. Der nächste Erbe wäre der Herzog v. Nevers, Karl I., von G. gewesen, aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauses von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig v. Nevers, Vater von Karl I. war ein Großsohn Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Erbfolge nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten sie, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-östr. Übermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Östreich unterstützten hingegen den grundlosen Anspruch des Herzogs von Savoyen, woraus sich der mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieu's Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Karl v. Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen, 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 s. Enkel Karl (Karl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten s. Vaters gestorben), während dessen

rung das Fürstenthum s. völlige Unabhängigkeit erhielt (st. 1665). Allein s. hn und Nachfolger, Karl IV., nahm in Mantua franz. Garnison ein, und trat spanischen Erbfolgekrieg auf Frankreichs Seite. Deßhalb erklärte Kaiser Jo h I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Östreich blieb Besitze s. Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus ser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andre durch Liebe Künste, Wissenschaften und Alterthümer. Ludwig G. schickte Pietro Crema Briefen und Gold überhäuft an Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, hm zu kommen. Ein andrer Ludwig G., der um 1549 starb, war Dichter; are errichtete 1565 die Akademie degl' invaghiti, und mehre legten Galerien Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine aus eitete Malerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und Ehre. h Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barba beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Würtemberg, zur Stiftung der versität Tübingen. Isabelle G., Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte nsovino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia G., der unglücklichen nahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552, die je Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter Denen, die sich durch Einfluß die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Ma , T. Herzogs Karl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kasi , st. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemahlin des pfälzischen Prinzen ard, spielte eine Zeitlang am franz. Hofe eine bedeutende Rolle. Sie starb zu ris 1684, 68 J. alt, und aus ihrem Nachlaß erschienen die anziehenden „Mémoires d'Anne de Gonzagues" (London und Paris 1786).

Gorani (Joseph Graf v.), ein politischer Schriftsteller, geb. 1740 zu iland, aus einer alten Familie, von der die Straße, in welcher sie wohnte, den men führte. Dieser wissenschaftlich gebildete Mann gehörte zu einem literarischen bb, das Caffeehaus genannt, der mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und dem ron Holbach in Briefwechsel stand. Er gab u. d. T. „Le café", eine Zeitschrift über Gegenstände der bürgerlichen Verwaltung heraus. Der Clubb vermelte sich gewöhnlich bei dem Grafen Verri, dem Verf. der „Römischen Nächte". tglieder desselben waren Lambertenghi, der Abbé Paul Frisi, und der Graf Becca, der hier s. berühmtes Werk „Über Verbrechen und Strafen" entwarf. Jos. retti bestritt jene Zeitschrift in einer periodischen Schrift: „Frusta letteraria" Geißel). Der Clubb vertheidigte späterhin die Sache der franz. Revolution; am heftigsten. In den Werken s. reifern Alters über Philosophie, Staatswirthft und öffentliche Erziehung athmet ein demokratischer Geist. Dieser Art sind s. geheimen Memoiren über Italien („Mémoires secrets et critiques sur les rs d'Italie", 3 Bde., Paris 1793); vorzüglich über Neapel, eine Abhandg über den Despotismus, und s. Untersuchung über die Wissenschaft der Regieg. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der e des mailändischen Adels gestrichen und s. Vermögen eingezogen wurde, wogeihm die Nationalversammlung den Titel eines franz. Bürgers ertheilte. G. beich 1792 nach Frankreich, von hier 1794 nach Genf, wo er 1822 noch lebte.

Gordischer Knoten, s. Alexander und Gordius.

Gordius, ein Landmann, wurde auf den Thron von Phrygien erhoben. nämlich eine Empörung ausgebrochen war, und die Bewohner das Orakel weeines neuen Königs befragten, bestimmte dasselbe Denjenigen, der auf dem Wege ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter esuchen. Dies war G., welcher aus Dankbarkeit s. Wagen dem Jupiter weihte, an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel

erblicken glaubte, hatten eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht. G. glaubte dabei kein unthätiger Zuschauer sein zu dürfen, und so entstand 1819 die Schrift: „Deutschland und die Revolution", die fast gleichzeitig von Scheffer in Paris ins Franz. übers. wurde. Sie erregte in Berlin ein solches Mißfallen, daß der Befehl ertheilt wurde, den Verf. auf eine Festung zu bringen. Allein G. flieh nach Frankreich, wo er Schutz fand, insofern er sich, gab man ihm zu verstehen, ruhig verhalten würde. Die Artikel, welche bei s. Ankunft in Frankreich über den Umfang und die Grenzen dieses Schutzes zwischen G. und den pariser Zeitungen nach ihren verschiedenen politischen Farben gewechselt wurden, hatten selbst ein wissenschaftliches Interesse. G. verweilte, nachdem er sich vergebens erboten hatte in s. Heimath zurückzukehren, insofern man ihn vor s. natürlichen Richter (die koblenzer Assise mit ihren Geschworenen) stellen wolle, in Strasburg, bis der Tod des Herzogs v. Berry den franz. Ministern Gewalt gab, verdächtige Personen nach Willkür einsperren zu können: eine Gewalt, die, der franz. Verfassung zuwider, G. so aufregte, daß er nach der Schweiz ging, wo die Bibliotheken von St.-Gallen, Schafhausen und Zürich ihm Hülfsmittel für s. historischen Forschungen darboten. 1821 erschienen von ihm, bei Metzler in Stuttgart, „Europa und die Revolution" und „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigner Angelegenheit": Schriften, die ihre Bewunderer wie ihre Feinde fanden. Man verbot solche hin und wieder in Deutschland: eine Mühe, die man sich vielleicht hätte ersparen können, da die manierirte Sprache, welche in allen Schriften v. G. herrscht, die meisten Leser abschreckt, sie bis an das Ende zu lesen. Wer nicht alle Fächer des tiefsten menschlichen Wissens durchgearbeitet hat, und in der Mythengeschichte der alten und neuen Welt bekannt ist als der Verf., wird in G.'s Schriften, s. an Bildern überschwenglich reichen Sprache wegen, vieles völlig unverständlich und im Ganzen ohne Belehrung finden, wenn er auch Seiten in ihnen sollte bewundern müssen. Von ultramontanen Ansichten befangen, erkühnte sich G., die „Kirchenverbesserung einen zweiten Sündenfall" zu nennen! Über s. neueste Schrift: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona", müssen wir dasselbe Urtheil fällen. G. † 1827 in Frankf. a. M.

Görz (Georg Heinrich, Freih. v.), aus der alten Familie derer v. Sch genannt v. G., Geh.-Rath und Hofmarschall des Herzogs Christian August Holstein, kam nach Stralsund zu Karl XII., als dieser aus der Türkei zurückkehrt war. Der unternehmende, kenntnißreiche Mann gefiel dem König so, daß Karl ihn in seine Staatsdienste nahm, und bald an die Spitze der Geschäfte stellte. Je verzweifelter die Lage Schwedens schien, desto umfassender waren G.'s Plane, es zu retten, und desto rastloser s. Thätigkeit. (S. Karl XII.) Sein Streben war, alle denkbare Hülfsquellen zu öffnen, und durch thätige Fortsetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es in der damaligen Lage tadeln, wenn statt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die einst gegen der eingelöst werden sollten? Friede war G.'s Plan, dies zeigen auch seine Unterhandlungen mit Rußland, die einem glücklichen Ende nahe waren, als Karl, durch neue Hoffnungen ermuthigt, in Norwegen einbrach. Kaum aber war Karl bei Friedrichshall (11. Dec. 1718) gefallen, als der Haß des Ritterstandes und der Thronfolgerin an dem ausländischen Minister Rache nahm. Man verhaftete G. und klagte ihn an, er habe dem König Karl den Senat und alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem unglücklichen Zuge nach Norwegen, er habe schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf s. Entgegnungen zu achten, wurde er verurtheilt, und am 28. Febr. 1719 enthauptet. G. verfertigte sich selbst die Grabschrift: Mors regis, fides in regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, ist mein Tod), und starb mit der Standhaftigkeit eines Helden.

Görz (Johann Eustach, Graf v.). Dieser Staatsmann, geb. 1737 in
ssischen, vormals reichsritterschaftlichen Herrschaft Schlitz, hatte mit s. 13.
s Carolinum zu Braunschweig besucht und später sich zu Leiden und Stras-
hier war Schöpflin s. Lehrer in der Staatengeschichte, dem Staatsrechte u.
gebildet. Er wurde in Weimar angestellt, trat aber 1766 als Kammerjun-
d Regierungsrath in gothaische Dienste. 1761 folgte er der Einladung der
in Amalia von Weimar, die Erziehung ihrer Söhne, des jetzigen Großher-
Karl August und Konstantins, zu übernehmen. Nicht ohne Mißtrauen in s.
trat der 24jährige Jüngling dieses schwierige Geschäft an, das er 14 J. lang
m glücklichsten Erfolg fortführte. Er begleitete s. Zöglinge nach Jena, nach
uhe und nach Paris. Hierauf ward er 1775, drei Monate vor dem Regie-
ntritt Karl Augusts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Pension entlassen.
d indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu s. Vermählung nach Karlsruhe,
uf kurze Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als
a 1778 eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen gelernt
wählte ihn zu s. geheimen Geschäftsträger in München und Zweibrücken,
h des Kurfürsten von Baiern, Max. Josephs, Tode 1777, zu verhindern,
Nachfolger und dessen Agnaten in die Theilung Baierns einwilligten. Da
fürst von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte sich G. sogleich an
zog von Zweibrücken und hinderte dadurch dessen Beitritt zu dem Vertrage mit
. Friedrich erhob ihn hierauf zum wirklichen Staatsminister und Grand-
le la garderobe. Kaum war G. nach Berlin zurückgekehrt, als der König
. Gesandten am petersburger Hofe ernannte. In dieser Eigenschaft ver-
J. in Petersburg und nur mit Mühe erlangte er 1785 s. Abberufung. Fried-
karb. Um dieselbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland
G. ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derselben dahin gesandt,
jedoch in dieser Angelegenheit, wie er vorausgesehen hatte, theils an den
wirkenden Ränken des versailler Hofes, theils an dem Übermuth der Patrio-
t eine kräftige Sprache entgegenzusetzen ihm ausdrücklich untersagt war.
nun ein Jahr ohne Anstellung. Aber im Aug. 1788 ward er zum Reichs-
ndten in Regensburg ernannt. Diesen Posten bekleidete er mit Auszeich-
1806. Er hatte in dieser Zeit dem rastadter Friedenscongresse und der zur
ng des luneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außeror-
n Reichsdeputation beigewohnt, und sich dabei um s. Monarchen und ein-
tsche Fürsten verdient gemacht. Nach dem tilsiter Frieden nahm er s. Ab-
d begab sich nach Regensburg, wo er den 7. Aug. 1821 starb. Schätz-
s. „Mémoires historiq. de la négociation en 1778“ (Frkf. a. M. und
312); und s. „Mém. et actes authentiq. relatifs aux négociations qui
édé le partage de la Pologne“ (Weimar 1810), sowie s. „Mém. on
storiq. sur la neutralité armée“ (Basel 1801).

Goslar, Stadt im Königr. Hanover (Landdrostei Hildesheim), am nördl.
Harzes, mit 1280 H. und 5700 E., hat 4 Pfarrkirchen, enge Gassen,
liche Häuser. Sie war (bis 1803) die älteste und einst mächtigste freie
dt. Die Reste von dem ehemal. Kaiserhause sind ein Magazin. Das
sstift Simonis und Judä, für Augustiner-Kanonici, 1040 von Hein-
gestiftet, ohne architektonischen Werth, ist kürzlich abgerissen. Haupt-
zweige sind: Brauerei, Fruchthandel und der Bergbau im nahen Ram-
rge (s. d.), der zu ⅔ Hanover und zu ⅓ Braunschweig gehört, dessen Com-
rgamt ebenfalls in G. s. Sitz hat, und dessen Erze auf der Marienhütte
auf der Sophien- und Juliushütte bei Langelsheim (in der Nähe von G.)
n beiden Vitriolhütten in der Stadt selbst, zu Gute gemacht werden.
geben die großen Schieferbrüche in der Nähe der Stadt, welche schon seit

vielen Jahrh. ganz Norddeutschland mit Dachschiefer versorgt haben, Hagel- und Rollenbleigießereien, der Stadt Nahrung.

Gossec (François Joseph), Componist, geb. 1733 zu Vergnies, D. in Hennegau, war 8 J. lang Chorknabe an der Domkirche zu Antwerpen. Er hat keinen andern Lehrer gehabt als die Natur und die Partituren großer Meister. Gleich Haydn beklagte er, daß er Italien und die Schulen dieses Landes nicht habe besuchen können. 1751 kam er nach Paris, wo er das Orchester des Herrn de la Popelinière unter dem großen Rameau leitete. Nachher trat er in derselben Eigenschaft in das Orchester des Prinzen Condé, für den er mehre Opern componirte. 1770 stiftete er ein berühmt gewordenes Liebhaberconcert. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinschaftlich mit Gaviniés und Le Duc, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue entzogen ward. 1784 wurde er Vorsteher der Gesangschule, welche der Baron v. Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Musikmeister der Nationalgarde, und 1795 bei der Stiftung des Conservatoriums, nebst Méhul und Cherubini, Oberaufseher dieser Anstalt und Prof. der Composition. Catel, vorzüglichster Schüler, ward zu gleicher Zeit als Prof. der Harmonie angestellt. G. hat unter mehren patriotischen Gegenständen die Hymne der Vernunft und die zum Fest des höchsten Wesens, die Apotheose Voltaire's und die Todtenfeier Mirabeau's componirt. Bonaparte gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Für die Oper hat G. Vieles componirt. Sein bestes Werk ist Sabinus, 1773. Im Kirchenstyl hat er vorzüglich viel geleistet. Man schätzt noch s. Todtenmesse 1760 und s. Oratorium de la nativité. Er schrieb 1804 die „Méthode de chant du conservatoire"; und Beiträge mit D bezeichnet zu Catel's „Principes élémentaires de musique, suivis de solfèges" (1800), ein Werk, an dem auch Cherubini, Méhul, Langlé und Lesueur Theil haben. Auch im hohen Alter zeigte er eine jugendliche Liebe für die Kunst.

Gotha, ein sächsisches Herzogthum auf der Nordseite des thüringer Waldes, von der Gera, Nessa, Werra, Unstrut und Ilm durchströmt. Der Inselberg und Schneekopf sind s. bedeutendsten Berge. Die Besitzungen des Herzogs von Sachsen-Gotha bestanden in dem Herzogthum Gotha und dem größten Theile des Fürstenth. Altenburg und betrugen 55 □M. mit 193,000 E., wovon auf Gotha 29 □M. mit 84,000 E. kamen. Die Einkünfte betrugen 1,500,000, die Staatsschuld 3 Mill. Gld. Die Einw. verdankten unter einer väterlichen Regierung ihren Wohlstand besonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den Holznutzungen ihres ringer Waldes. Nachdem Kurfürst Joh. Friedrich aus der Ernestinischen Linie in der Schlacht bei Mühlberg vom Kaiser Karl V. gefangen, der Kurwürde beraubt und selbige der Albertinischen Linie zugetheilt worden, erhielt dieser Fürst, vermöge der wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehre Ämter, Schlösser und Städte, größtentheils im südlichen Thüringen, als Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erste war, der s. Sitz in G. nahm. Hier auf dem Schlosse Grimmenstein entwarf er, verleitet durch Wilh. v. Grumbach (vgl. d.), zunächst auf die Wiedererlangung der Kurwürde gerichteten Plane, welche die Verziehung der Reichsexecution gegen den Herzog und dessen lebenslängliche Gefangenschaft in den östr. Staaten zur Folge hatten. Dieses unglücklichen Fürsten Söhne Joh. Kasimir und Joh. Ernst, bekamen zu ihrem Länderantheile Koburg, Hildburghausen, Eisenach und Gotha, die übrigen Lande fielen an s. Bruder Joh. Wilhelm, welcher s. Hause in Gemeinschaft mit s. Brüdern durch Erbverbrüderung in der Folge in die gräfl. hennebergischen Lande eröffnet hatte und dessen Söhne, Friedrich Wilhelm und Johann, die Linien Altenburg und Weimar stifteten. Joh. Kasimir und Ernst von Koburg starben kinderlos und ihre Länder fielen 1638 an Altenburg und Weimar. Hierauf theilten 1640 die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft

haft des Herzogs Johann von der weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilm, Albert und Ernst, ihre sämmtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen heil, in welchem G. der Hauptort war, und welchen er 1672 nach dem Aussterm der altenburgischen Linie in der Person des jungen Herzogs Friedrich Wilm III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er sämmtliche nburgische Lande in Anspruch und nöthigte die weimarische Linie, welche gleiche chte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So nd Herzog Ernst I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaischen sammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß s. Lande nicht getheilt, sondern gemschaftlich von s. 7 Söhnen regiert werden sollten; allein nach s. 1675 erfolgTode theilten diese dennoch das Land, und so entstanden 7 Zweige des gothaim Gesammthauses: Gotha, Koburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildghausen und Saalfeld, von denen aber Koburg, Eisenberg und Römhild in en Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung erhielt Herzogs Ernst älte Sohn, Friedrich I., das Fürstenth. Gotha und den größten Theil von Altenrg. Er war auf diese Weise der Stifter des Hauses G., und führte das Recht Erstgeburt unter s. Nachkommen ein. Nach s. Tode (1691) regierte s. Sohn drich II., bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der h unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges den Wohlstand s. Landes zu alten wußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog nst II., (s. d.), bis 1804. Nach diesem s. Sohn, Herzog (Emil Leopold) Aust (s. d.) geb. 1772, gest. 1822. Dem Herzog August folgte s. Bruder Herr Friedrich IV., geb. 1774, mit welchem am 11. Febr. 1825 die Speciallinie G. sch. In Italien hatte er sich bei einem frühern Aufenthalt zur kathol. Religion andt, gab aber gleich nach dem Antritt s. Regierung s. Unterthanen eine Versiungsacte. Das Herzogthum G. gehört zu den wenigen deutschen Ländern, in hen an der alten vor 1806 bestandenen Verfassung nichts geändert worden ist. h dem Theilungsvertrage vom 15. Nov. 1826 ist das Herzogth. G. (ohne das Kranichfeld und ohne den bisher gothaischen Antheil an Römhild) an den Herrnst v. S.-Koburg, und das Fürstenth. Altenburg (ohne das Amt Kamburg einige Parzellen) an den Herzog Friedrich v. S.-Hildburghausen, nunmehr g v. S.-Altenburg, gekommen. Das Herzogth. G. hat gegenwärtig 27½ mit 183,000 E. — Gotha, Hauptst. des Herzogthums G., liegt an einer he an der Leine, in einer schönen Gegend, und zählt in 1340 H. 13,000 E. auf dem Gipfel des Berges gelegene Residenzschloß Friedenstein hat angenehme nanlagen. Das 1824 eröffnete Museum enthält die 150,000 Bde. starke in Manuscripten reiche Bibliothek, das Münzcabinet, eins der vollständigsten ropa, nebst einer schönen numismatischen Bibliothek, das orientalische Mu (von Seezen und Anthing), die Kunst- und Naturalienkammer, und eine Gegalerie (reich an Kranach's u. a. Bildern der altdeutschen Schule). Hr. v. Schlotist Oberaufseher. G. hat ferner ein Gymnasium. Das Schulmeistersemin ist das älteste in Deutschland. Auch ist hier e. Sonntagsschule für Gesellen hrlinge; überdem viel Fabricatur und Handel. Bei G. liegt die von Herzog II. erbaute Sternwarte (der Seeberg), für welche dieser Fürst ein Capital 0,000 Thlrn. aussetzte. Dies Institut gehörte unter des Obersten v. Zach ter des Hrn. v. Lindenau Aufsicht zu den vorzüglichsten in Deutschland. Der 23 bestehende Gewerbvereln für das Herzogth. G. veranstaltete 1824 die erste lung inländischer Gewerbserzeugnisse.

Göthe (Johann Wolfgang v.), geb. d. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., Vater, D. der Rechte und kaiserl. Rath, in angesehenen Verhältnissen, und ohne Amt, in nicht ungünstigen Glücksumständen lebte. Wenn es wahr ist, r Deutschen oft undankbar gegen unsere großen Männer seien, so gehört G.

zu Denen, die sich am wenigsten über diesen Undank zu beschweren haben. Schwärmerische Verehrung empfing ihn, als s. erstes Werk erschien, und jetzt, nach funfzig J., ist sie kaum lauer geworden. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch angefeindet, theilte aber damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man sich zuvörderst Dessen erinnern, was sein Genius seit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrh. geschaffen hat. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, empfindsame und witzige oder schalkernde Epigramme; Lieder der leichtern fröhlichen Gattung; andre, einem Herzen voll Gefühl entsprossen; noch andre, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man zum Theil den erhabensten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar, außerdem eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel der Poetik würden zu bringen sein; Idyllen voll Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von andrem Ton, Geist und Styl, den sentimental-lyrischen „Werther", den naiv-epischen „Wilhelm Meister" die idyllisch-breiten „Wahlverwandtschaften" mit ihrer tiefen moralischen Bedeutung und ihrer tragischen Katastrophe; Tragödien, in deren jeder ein andrer Geist weht, und deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Urheber vermuthen sollte; „Götz von Berlichingen" voll treuherziger altdeutscher Einfalt, aber auch altdeutscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakspeare'sche Composition, etwas wild, aber nicht ohne Einheit; „Egmont", bei aller Wahrheit und Naturtreue selbst ins Phantastische überspielend; „Clavigo" in s. bürgerlichen Sphäre an französische tragische Theater erinnernd; „Iphigenia", voll griech. Idealität, „Tasso" voll ital. Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht ohne Kraft und Würde; „Eugenie" mit ihrer Politur, „Der Großkophta" diese psychologische Entfaltung, und „Faust", gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: — wie verriethen diese wol durch sich einen und denselben Meister? Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen: „Die Mitschuldigen", „Die Laune des Verliebten", der franz. komischen Bühne getreu, „Stella" mit ihrer südlichen Glut, „Die Geschwister" mit ihrer deutschen Innigkeit, „Claudine, Egmont und Elmire" mit ihrer romantischen Schwärmerei, „Der Jahrmarkt von Plundersweilern", „Der Triumph der Empfindsamkeit" mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komischen, was im Tragischen „Faust" ist, wer fände auch hier wol eine Familienähnlichkeit aus? Vergesse man dabei nicht die Singspiele und Dramolets: die phantastische „Lila", die seltsame „Claudine von Villa Bella", die idyllische „Jery und Bätely", „Künstlers Erdenwallen und Apotheose", so anspruchlos und doch so gehaltvoll und tief, „Paläophron und Neoterpe", „Was wir bringen" u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und dennoch findet man G. als Epiker nicht unbedeutender, mag man s. s. schon genannten drei Romane, oder s. Homerisch-idyllisches Epos „Hermann und Dorothea" oder das Bruchstück der „Achilleis", oder s. in Homerischer Form neu gebildeten „Reinecke Fuchs", oder s. Bruchstück eines romantischen Epos „Die Weissagungen", oder s. kleinern poetischen Erzählungen und Schildereien, z. B. „Hans Sachsens Sendung", so ganz im Geist und in der Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebaut bliebe, stellt er als didaktischer Dichter sich durch s. Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei gab G. als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in zerstreuten Aufsätzen (unter denen der über deutsche Baukunst in Herder's „Fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst" Auszeichnung verdient), späterhin in den „Propyläen", in Programmen der „Jenaischen Literaturzeitung", in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß

übel, Hebel, des Wunderhorns u. a.), in dem Anhang zur Übersetz. der Biogra- Benvenuto Cellini's, „Rameau's Neffen", von Diderot, in „Winckelmann sein Jahrhundert", in s. „Briefen aus Italien", und in Gemeinschaft mit per, u. d. N. der weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches ik über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei über Optik und Farbenlehre. er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem D. der Rechte nicht nden, wol befremden aber konnten s. Briefe über die Offenbarung und a. theo- che Gegenstände, die man ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der letzteren auch G.'s religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen, und der Hang neuern ästhetischen Schule zum Katholicismus als von ihm ausgehend wäre chtet worden. Es drängt sich hier überhaupt die Betrachtung auf, daß G. fast llem, was er leistete, und nicht selten auch mit Dem, was er war, einen gro- Einfluß auf die Literatur und Cultur s. Zeitalters gewann, und so gewisserma- als der Mittelpunkt zu betrachten ist, von welchem aus seit vier Jahrzehenden erschiedene Gestaltung des ästhetischen und sittlichen Wesens der Deutschen ihre tung genommen hat. Seine frühesten, die herkömmlichen Regeln damals ber Kunsttheorien umstürzenden Erzeugnisse, führten eine Genieperiode herbei, an nach einem Schauspiele des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drang- de genannt hat, und wol mit Recht als einen Sturm auf den damaligen deut- Parnaß und s. franz. Verzäunung betrachten mag. „Werther" führte die ndsame Periode, „Götz" den Tumult der Ritterschauspiele und Romane her- nd stellte Shakspeare als Muster für unsre dramatischen Dichter hin. Die tik wurde in jener Zeit durchaus revolutionair, und man frage nicht, ob es die *nicht* auch wurden, denn man denke nur an Die, denen „Werther" die Pi- n die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Seuche mpfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem rch Laune, Satyre und komischen Witz s. frühern Einflüsse selbst weggescherzt spottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt, erschien er auf ein- n neunten Jahrzehend, denn s. „Iphigenia", s. „Tasso" treten einher in der Glorie griech. Idealität, die selbst in s., obschon dem Shakspeare nähern, ont" nicht zu verkennen ist. Im „Faust", der Alles in sich vereinigt, was Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel s. Vollendung er-

Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu aber sie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Ästhetik und Sitten fing achher an, auf Idealität zu dringen. Wie „Wilhelm Meister" im letzten hend des verflossenen Jahrh. wirkte, ist uns Allen noch im Gedächtniß. bloß Künstlerromane folgten in großer Anzahl, sondern das Künstlerleben er- nun auch in höherer Bedeutung, und eine Ästhetik entstand, wie sie die Vor- ar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Ästhetik erschien als Voll- des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine untergeordnete die Religion aber, eine Zeitlang der Moral nur dienstbar, erhob sich über em sie mit der Kunst Eins ward. Mit der Ästhetik ergriff man demnach auch igion, ja man konnte nicht religiös sein, ohne ästhetisch zu sein, und eine Seele sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewähren. So hat er uns gewirkt. Es ist keine Frage: ein Geist, der solche Wirkungen her- ingen fähig war, muß ein ungewöhnlich ausgezeichneter Geist sein. Bis- pol mag es gelingen, daß durch Gunst der Zeit ein nur mäßig begabter Mann Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert sich und er erscheint was er ist. Nicht also bei G., der nicht bloß von der Zeit empfing, sondern reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthe'scher Werke de der Vergessenheit beisammen, die Muster G.'s aber kennt, liest, bewun-

dert man noch heute; die Perioden, in welchen „Götz", „Werther", „Meister" u. a. eigentlich Mode waren, sind vorüber, allein „Götz", „Werther", „Meister" haben dadurch nicht verloren. Beweises genug, daß sie nicht allein durch den vorübergehenden Reiz der Neuheit entzücken, sondern durch innern tiefen Gehalt, durch eine Vortrefflichkeit, durch Das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt.

Liest man G.'s von ihm selbst beschriebenes Leben, so findet man, daß bei seines Vaters Liebe für Kunst und Literatur, eine würdige häusliche Umgebung, seine Vaterstadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der zu wiederkehrenden Messen, die Pracht von Joseph's II. Krönung, anregend und begeisternd schon auf das Gemüth des Knaben wirkte, der durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten sehr bald dem Unterricht, über dessen Art, sowie über die Masse s. Lecture man ihn selbst hören muß, entwuchs. Kinderkrankheiten vermehrten den Hang des Knaben zum Nachdenken. Dieser brachte ihn auch auf Gedanken, sich dem Gott der Natur auf eine eigne Weise zu nähern, die ganz wunderbar genug, aber nicht eben unpoetisch war. Unter solchen Umständen hatte er das 8. Jahr angetreten, als der siebenjähr. Krieg ausbrach, der s. weitere Ausbildung mannigfaltig förderte, besonders als die Franzosen Frankfurt besetzten. Graf Thorane, **Lieutenant du Roi** beim franz. Heere in Deutschland, nahm s. Wohnung im Hause von G.'s Ältern und beschäftigte, als Kunstfreund, bald die französischen Maler und Seekaz von Darmstadt für sich. Da G. diese Männer von s. Jugend an oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf ihn gern um sich sehen mochte, so war er bei den Aufgaben, Berathschlagungen, Bestellungen und Lieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wol, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, s. Meinung. Unter A. verfertigte er einen Aufsatz, worin er die Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt. Übte er auf diese Weise Kunstsinn und Kunsturtheil, so war ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Französische praktisch zu erlernen, mittelst desselben (da man ein franz. Theater in F. errichtet hatte) zu einer Virtuosität auf einem Wege zu gelangen, der für ihn ersprießlicher war als jeder andere. Endlich kam der Friede heran, und G., der angehende Jüngling, machte noch schnellere Fortschritte in s. Bildung. Zeichnen, Musik, Untersuchung mancher Gegenstände, die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft und Sprachkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behuf der letztern erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in ebenso vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutsch des letzten führte ihn auf die Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, Geist und s. Gefühle sich in den morgenländischen Gegenden des ersten Buchs auf einem Punkt vereinigten. Er ging daher bald an ein Ausmalen biblischer, im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten, und die Geschichte Josephs war s. erstes poetisches Werk. Erfahrung erwarb er sich theils im Umgange mit mehren bedeutenden Männern, theils in Besorgung mancher Geschäfte für s. Vater. Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbenen Jugend, eine geistige Richtung nahm. Leider sollte die Rosenzeit dieser unschuldigen Liebe durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden; allein der Eindruck derselben war nicht unbedeutend auf des Dichters Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Bald scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmont's Klärchen vorgeschwebt zu haben, und im „Faust" hat er sie bis auf den Namen verherrlicht — Gretchen. Ein Sturm der ersten Leidenschaft raubte ihm Schlaf, Ruhe und Gesundheit. Indeß hatte er nach s. Genesung doch gewonnen, höhere Selbständigkeit. Mit höherem Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor. Nach dem Plane

ing er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Erneſti aber und Gellert ſ. Blicke glich auf ſich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Mit der Philoſophie hatte er ſchon früher, da er ſich mit der Geſchichte der beſchäftigte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm wunderlich vor, daß Geiſtesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit tet, ſo vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch der einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt. Mit den juridiſchen Collegien ging es benſo, und er gewann ſchon damals die Anſicht, die er nachher in einer Scene auf" ſo meiſterhaft geſchildert hat. Selbſt die Poeſie würde ihm, wegen Widerſprüche in den Geſchmacksurtheilen, verleidet worden ſein, wenn er anders als mit ſich hätte entſagen können. Die damalige literariſche Epoche elte ſich aus den vorhergehenden durch Widerſpruch. Im Theoretiſchen der tappte man noch gar ſehr im Finſtern, und hielt ſich meiſt an Nebendinge; aktiſchen ſah es ſchon beſſer aus, denn der deutſche Frei- und Frohſinn regte id geniale Werke entſprangen. Um ſich aus ihrer wäſſerigen Epoche heraus-, ſahen die Deutſchen kein andres Mittel als Beſtimmtheit, Präciſion und (wozu die Muſter Englands, welche jetzt ſtatt der franzöſiſchen galten, nicht beitrugen). G. lernte unter ſolchen Umſtänden das Bedeutende des Stoffs s Gedrängte der Behandlung mehr und mehr ſchätzen, ohne ſich jedoch klar zu können, wo jenes zu ſuchen, und wie dieſes zu erreichen ſei. Bei der Beſchränktheit ſ. Zuſtandes aber ſah er ſich genöthigt, wenn er zu ſ. Gedich- e wahre Unterlage, Empfindung und Reflexion verlangte, in ſ. eignen Bu- greifen. Foderte er zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung genſtandes, ſo durfte er nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der ihm ein In- inzuflößen geeignet war. Und ſo begann diejenige Richtung, von der er ſein Leben hindurch nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute älte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, um Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als ſich im Innern deßhalb higen. Die Gabe hierzu war Niemandem nöthiger als ihm, den ſ. Natur rt aus einem Äußerſten ins andre warf. Alles, was daher von ihm bekannt n, ſind gleichſam nur Bruchſtücke einer großen Beichte, welche ſ. Biogra- ſtändig macht. In jener Zeit entſtand auf ſolche Weiſe „Die Laune des en", an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden haft gewahr wird. Allein früher ſchon hatte ihn eine bedeutende, drangvolle ngeſprochen. Bei ſ. Geſchichte mit Gretchen, und an den Folgen derſelben zeitig in die Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Geſellſchaft unter-, Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, Alles be- nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeins: im Äußern Alles reinlich und g genug, im Innern oft deſto wüſter. Um ſich hierüber Luft zu verſchaffen, er mehre Schauſpiele. „Die Mitſchuldigen" ſind das einzige fertig gewor- Unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen lte ſich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick n fühlt; nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig kt. Stoffe, die einem ſolchen Humor angemeſſen geweſen wären, ergriff ndelte er jedoch erſt ſpäter. Immer erſchienen ihm die Angelegenheiten des als die wichtigſten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigun- andelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über das d Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räth- ſenſchenlebens betrachtet werden kann. Bei alle Dieſem wurde die bildende icht hintangeſetzt, und derſelbe Mann (Öſer), der bereits auf Winckelmann cht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe. Durch ihn

wurde G. zur Kunstgeschichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Christ, besonders aber Winckelmann, wurden ämsig studirt, und die Sammlungen Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verständniß im welches nachher in Dresden, wohin G. deßhalb reiste, auf eine noch Weise geschah. Übrigens versuchte er sich auch im Kupferstechen, zog sich durch das Einathmen der Dünste dabei, und manche diätetische Unbesonnenheit, Krankheit zu, von welcher er kaum genesen war, als er 1768 Leipzig verließ, zwar s. Studium der Rechte versäumt, sich aber in dem begründet hatte, in der Folge so sehr sich auszeichnen sollte. Seine gestörte Gesundheit, die elterlichen Hause nicht sogleich hergestellt wurde, sollte nicht ohne bedeutende bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein v. Klettenberg herbeigeführt dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die „Bekenntnisse der Seele" entstanden sind, die man in „Wilhelm Meister" eingeschaltet findet. religiöse Verhältniß zu dieser frommen, zarten Seele führte G. zunächst Studium der mystisch-chemisch-alchemischen Werke von Welling, Thurneisser, Paracelsus, Basilius Valentinus, zuletzt aber auch der Werke von Boerhaave, zu eignen chemischen Versuchen. Das Interesse, welches ihm die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte sich auf eine noch wichtigere Weise, indem die Lesung von Arnold's „Kirchen- und Ketzerhistorie" auf die Idee gerieth, sich eine eigne Religion zu bilden. Der Neu-Platonismus lag zum Grunde; das hermetische, Mystische und Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute sich eine Welt, die seltsam genug aussah. Nach diesem allen ist es gar nicht zu wundern, wenn er in Strasburg, wohin er, um s. juristischen Studien zu obliegen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz nicht sehr genau, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Klinicum besuchte. Hier sah er bei der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette die Kais. Tapeten, und die Wundererscheinung des Münsters wirkte mächtig auf ihn. Noch folgenreicher war für ihn die Verbindung mit Herder (s. d.) durch den er anfing, in den höhern Sinn der ital. Schule einzudringen, und mit der Natur einem ganz andern Sinne bekannt ward als vorher, und zwar in einem solchen, ihm mehr zusagte. Außerdem ist eine merkwürdige Wirkung von G.'s Aufenthalt in Strasburg diese, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles französische dar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn schon seit langer Zeit Shakspeare höhern, freiern und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Gestalten vorbereitet, und immer gewaltiger beherrscht. Nach s. Promotion hielt er sich kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikencabinet Manheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesund und froh ins Vaterhaus zurück. Dann ging er nach Wetzlar, wo ihm von Bedeutung begegnete, wenn man die Anlässe zu „Werther" abrechnet, hier in s. eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksal des jungen Jerusalem fand. Nach s. Rückkunft gab er ungenannt einige Flugschriften heraus, und veröffentlichte in Almanachen und Journalen. Erst s. „Götz" (1773) und s. „Clavigo" (1774) lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland. Der Erbprinz von Weimar machte auf einer Reise durch den Herrn v. Knebel s. Bekanntschaft, und lud ihn, als er die Regierung angetreten hatte, an s. Hof ein. G. zog d. 7. Nov. 1775 in Weimar ein, ward 1776 weimarischer Geh.-Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathscollegium, und 1779 wirkl. Geh. Rath. Im selb. J. machte er in Gesellschaft s. Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er zwei Jahre blieb, auch Sicilien besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Er stieg bis zum Minister, erhielt 1807 von Alexander den St. Annen-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und bei

heitern Alter von den Geschäften zurückgezogen, den Studien der Natur und ratischen Arbeiten.

Diese Perioden s. äußern Lebens hängen mit den Perioden s. Dichterlebens nigste zusammen. In dem letztern unterscheidet man deren füglich drei, die ie sentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante nennen kann. und „Werther" waren es, welche in der ersten Periode theils allgemeines en, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte G. s. liebsten igen befriedigen können, s. mit ihm aufgewachsene Neigung zur deutschen t und zu Darstellungen Dessen, was als allgemein Menschliches s. Brust in g und Freude bewegte. Unleugbar hatte der Dichter bei „Werther" und wie später bei vielen andern Werken, etwas vor sich, woran er sich hielt, s Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstdiographie des männlichen on welcher wir ganze Stellen in dem Drama wiederfinden. Man hat deß- Erfindungsgabe verdächtig machen wollen. Als ob nicht auch der gefundene noch immer der poetischen Erfindung bedürfe! Diese aber zeigt sich schon im er" und „Götz" auf eine merkwürdige Weise. Man kann ebenso wenig eine, die feinsten Nebenzüge treffende, ästhetische Charakteristik der Personen ver- als eine selbst das Einzelne beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und he Anordnung derselben, daß es scheint, Alles sei aus unmittelbarer Anschau- r Empfindung in Einem Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als rk der Kunst. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchsten Selbstver- g erscheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde ungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? f Hans Sachs's Manier so gut? Und kann man im „Götz" und in etlichen en den Shakspeare, in den „Vögeln" den Aristophanes, in der „Iphigenia" . Tragiker, in „Hermann und Dorothea" den Homer, in den „Römischen den Properz und in den „Epigrammen von Venedig" den Martial verken- ine Aneignung ist nicht die sklavische des Nachahmers, sondern die selbstthä- r sehr erregbaren Phantasie; und bei s. Nachbildung opfert er nie s. Selb- it auf. Solch einen poetischen Proteus kündigten nun schon „Götz" und r" an, und das Nächstfolgende bestätigte ihn, wenngleich er darin an die menheit der frühern Werke nicht reichte. G.'s Talent, sich leicht in die Andrer zu finden und ihr Dasein mitzufühlen, ließ ihn nämlich manchen thun. So z. B. im „Clavigo" und späterhin in dem „Großkophtha", der , wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Kraft und Frische, it der Bewegung, wirksamen Situationen, Interesse der Handlung, Tiefe hls und Verwickelung, dem „Clavigo" weit nachsteht. Indeß das eigent- igende und manche cannibalische Äußerung des Beaumarchais abgerechnet, doch würdiger neben „Götz" und „Werther" als die empfindsamen Nach- s letztern, „Stella" und „Erwin und Elmire", nach der ersten Mittheilung in der Iris. Daß G. hier in Gefahr stand, vielleicht vom Beifall berauscht, t und nachlässig zu werden, ist unverkennbar. Doch erhält schon jene Mit- von „Erwin und Elmire" etwas Köstliches, das Liedchen: „Ein Veilchen Wiese stand", dessen man nicht gedenken kann, ohne an G.'s Lieder über- innert zu werden, diese so klaren und doch so tiefen, so zartgefühlten und so gehauchten ätherischen Wesen, deren süße Zaubergewalt wol Jeder empfun-

In G.'s Liedern und Romanzen herrschte zuerst wieder der verklungene , welcher von der Zeit an der ganzen deutschen Lyrik einen neuen, frischen em einhauchte. Betrachtet man aber Alles von G. in dieser Periode Ge- nauer, so sieht man, es ist volksmäßiger, es ist voll Deutschheit, für welche ereits männlich gekämpft hatte, und welche G. glücklicher erreichte als die Zeiten aufstrebenden neuen Barden. Dieses Volksmäßige konnte aber nur

als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben G. Kein Wunder, wenn sich jener verwegene Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verflossen 12 Jahre, ohne daß man von G. viel Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war die Überraschung, als er wieder erschien. Man muß indeß nicht glauben, als wären die Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Eine Berichtigung der Chronologie ist hier sehr nöthig, und wird zeigen, daß zwischen diesen und der ersten Periode ein Mittelzustand stattgefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte, und die streitenden Kräfte s. entzweiten Wesens wieder zur Harmonie stimmte. In diesen Zwischenzustand gehören unstreitig mehre komische und satyrische Erzeugnisse, z. B. der „Triumph der Empfindsamkeit". Mit ihnen trat er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend ergötzte er sich da oft noch an dem kleinen Treiben unter ihm, z. B. im „Jahrmarkt zu Plundersweilern", worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Immer näher trat er hiermit dem Gebiete der wahren Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er „Iphigenia" auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veralteter, für uns fremder, Formen ist hier ein von griech. Geist durchdrungenes Werk. Ihm schließt sich an „Iphigenia", „Tasso" an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Überlegung aufgefodert wird. Mag nun aber „Tasso" auch kein Drama im strengen Sinne der Theorie sein, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und s. Werk, das wir gern mit Müller das für Verständige der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur G. konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst G. konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch Alles dazu. Am Hofe Amaliens fand er den Stoff, die Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Und zwar gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, das s. Lage erfoderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben, ihn auch als Menschen zu verkennen oder falsch zu beurtheilen), wurde er dem Ideale näher zugeführt; denn er konnte unmöglich, wie ein geheimer Höfling, die Leerheit des äußern Anstandes kommen. Nächst diesem s. Hofleben, und gewiß in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf s. Verwandlung als s. Aufenthalt in Italien. Während s. ersten Periode neigte er sich in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, sowie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens volksländische Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Wesen der Kunst, und s. reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und Kindliche umfaßt, s. zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, trugen ihn mit Liebe zu dem Edlern und Höhern hin. An die Stelle s. sonstigen Naturalismus princips trat jetzt die Idealität, aber jene echte, welche die Natur in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit überträgt. Von drei Hauptwerken, die in diese Periode fallen, „Wilhelm Meister", „Faust" und „Hermann und Dorothea", trägt das letztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. Schlegel und W. von Humboldt haben dieses Epos so beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüssig scheint; „Wilhelm Meister" würde ihm ganz an die Seite gestellt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was G.

bleibt immer räthselhaft, und nur dies Eine tritt mit Gewißheit hervor, ister noch kein Meister geworden ist. Über die Einheit und Ganzheit der e können wir also jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen, da auch die deten „Wanderjahre" keine genügende Aufklärung über die Tendenz des Gan- n. Dessenungeachtet bleibt „Meister" eines der vorzüglichsten G.'schen denn in ihm und im „Faust" vereinigt sich die ganze Universalität des Geistes. Und diese Sprache, die wir ein schöner Strom in ruhiger Klar- der schönsten Bewegung sich ergießt, dieser Ausdruck, der sich wie ein schö- er an die zarte Seele anschmiegt, so einfach oder nüchtern, so zierlich ohne so wahr ohne gesucht, so beredt ohne rhetorisch zu sein, wo findet sie ihres ? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den „Meister" mit „Wer- sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im ber sie besiegt hat, und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die h als Tendenz des „Meister" betrachten muß. Durch s. leidenschaftlose, bjective Ansicht der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung ebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vorgefaßter , ihn jedes als zweckmäßig an s. Stelle, das Einzelne im Zusammenwir- dem Ganzen, und im menschlichen Leben das Streben und Thun als die he betrachten ließ. Nothwendig warf dies auch ein milderes Licht auf jenen unkt im Menschenleben, wo die Fäden desselben an ein unergründliches geknüpft sind. Das erhob ihn jetzt zur Idee einer Theodicee, und diese im „Faust", denn wir müßten uns sehr irren, wenn Faust nicht gerettet er Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen sollte. „Faust" ch ein philosophisch-, oder will man lieber, religiös-didaktisches Drama. hste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche egen kann, ist darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie. mposition des Ganzen (leider ist es erst eine Hälfte!) haben sich Manche esonders darum, weil sie dabei an das Theater gedacht haben, für wel- riesenhafte Composition nicht geschaffen ist. Und gleichwol ist eben diese efflichkeit mehr, mag man sie nun aus dem Gesichtspunkt der Zeit, in Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantastische Behand- bleibt, was es ist. Das Flache und Alltägliche mußte hier ebensowol würdige und Erhabene s. Stelle finden, und es ist für den „Faust" ein s für den „Meister" ein Unglück hätte werden können, daß beide Perio- ichters sich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Nachdem sich zu G.'s zweiter Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor nien" gezeigt, und er damit eigentlich die Losung zu einer neuen Kraftpe- en hatte, schien die schaffende Kraft G.'s allgemach zu versiegen. Und , seitdem er Voltaire's „Mohammed" und „Tancred" übersetzt hatte, hat man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, Nichts geliefert, was an Kraft und Fülle reichte, Nichts, worin er nicht befangen in s. Zeit er- Nit s. „Eugenie" war es auf eine Trilogie, wie bei Schiller's „Wallen- esehen; allein es blieb beim ersten Theile. Man darf sie in gewisser Hin- llendetste Werk des Dichters nennen; kein andres ist so gefeilt, so geglät- er sagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!" Alles ist auf- : die Form, und der metaphysische Idealismus verräth sich schon durch ale. Sind es nicht lauter Abstracta? Man sieht deßhalb G. wol hier er er waltet nicht durch das Ganze, und dieses Werk ist mehr elegant als aum läßt sich Ähnliches von den „Wahlverwandtschaften" behaupten, urch meisterhafte Darstellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke irf der Unsittlichkeit gemacht? Eduard soll ja ebenso wenig Muster für ls ehedem Werther. Fast möchte man sagen, daß sich in G.'s Werken

alle drei Style der griech. Plastik zeigen, in der ersten Periode der große, aber hart, in der zweiten der schöne, in der dritten der zierliche. Das schönste Geschenk, das G. uns in neuester Zeit gemacht hat, ist s. Biographie. Er zeigt darin ganz s. Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit.

Viel hat G. auch für die bildenden Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet. In Hinsicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Wichtig waren in dieser Hinsicht die weimarischen Kunstausstellungen und das weimarische Theater unter G.'s Leitung; Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei G.'s Maximen einer liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannigfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Dessen ehrlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach hat G. durch Alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel, auf s. Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchste erreicht und Manches verfehlt haben kann, ist sehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen.

Indem G. aber fortgefahren, mannigfach die vaterländische Kunst und Wissenschaft zu berühren, haben die neuern Schöpfungen in Beziehung auf s. ganzen Geist, dessen Auffassung und Verständniß noch bei weitem nicht vollendet ist, uns um so mehr befähigt, manchen tiefern Blick zu wagen, um nach und nach den ganzen Mann zu ergründen, da wir in seinen Arbeiten mehr als nur die Früchte der letzten sechs oder sieben Jahre erhalten haben, wenn auch dieselben erst in dieser Zeit zur Reife gekommen sind. Das Zögern des Verf. mit ihrer Herausgabe rechtfertigt die Berechtigung, das Licht zu benutzen, welches sie auf die frühern Äußerungen dessen s. Geistes zurückwerfen. Der Dichtung und Darstellung gehören unter den neuern Arbeiten an der „Westöstliche Divan", und der erste Bd. des Romans „Wilhelm Meisters Wanderjahre". Schon diese zwei Bücher enthalten Vieles, was rein belehrend zu nennen ist. Noch mehr findet sich dessen in den beiden Theilen, welche des Dichters Lebenserinnerungen fortsetzen, demnächst auch in einzelnen Gedichten, welche als heitere Unterbrechungen des ernstern Vortrags die wissenschaftlichen Werke zieren. Der Zweck dieser letztern Werke ist Kunststudium und Naturstudium. Jenem ist die in kleinern Lieferungen erscheinende Schrift „Kunst und Alterthum" gewidmet, die einer frühern, „Rhein und Main" genannten folgte. Mit der Naturbetrachtung beschäftigen sich die Beiträge „Zur Naturwissenschaft überhaupt, insbesondere zur Morphologie", deren erster Band geschrieben. — Nach den vorliegenden Resultaten, hat während der letztern Jahre G.'s wissenschaftliche Thätigkeit über die schaffende und darstellende das Übergewicht gewonnen. Die jetzt hervorragenden wissenschaftlichen Werke G.'s sind reich an Aufsätzen über Gegenstände des objectiven Wissens und enthalten zugleich Aufklärungen über die tiefe Natur ihres Verfs. Bemühungen für Optik und Farbenlehre, für die Ordnung der Erscheinungen des Lichts, für Mineralogie, Geognosie und Botanik, Anatomie, Physiologie und Astrologie, für Wetterkunde und für manche andere sich anschließende Gegenstände kündigten allen diesen Wissenschaften eine neue hoffnungsvolle Bahn an. In allen s. letztern Werken, den künstlerischen wie den wissenschaftlichen, zeigt sich G. in wachsender Übereinstimmung mit sich selbst und mit den Gegenständen des Wissens. Die Lehrjahre erscheinen als ein Vermittelungsversuch mit dem Leben in s. Ganzheit, aber nicht als ein unbedingt gelungener Versuch. Wie der Dichter noch zweifelt, um so mehr, je näher er den Gipfeln der Bildung rückt, so zweifelt auch s. Werk, und das Schönste, was es in den Situationen und Ansichten erwarten, wird oft von einer unbezwinglich durchbrechenden Ironie verschüttet. Eine Bildung, die Nichts zu bilden findet, keine Unterlage eines tüchtigen, bildungsfähigen Stoffs entblößt, geglättete Allgemeinheit wird, eine Entwickelung, die das zur Entwickelung zu bringende We-

naß in der Richtung verflüchtigt und vernichtet; beiden gegenüber aber ein ge-
nißvoll verschlossener, doch in der Entwickelung zertretener Keim, der zu höhern
ungen berechtigte: diese zwei Gegensätze bringen Meister's Lehrjahre in fortlau-
r Abwechslung zur Erscheinung. Der Schluß endlich gibt ein tragisches Aus-
en des durch übertriebene Bildung oder Verbildung unterdrückten Lebens. Ein
s Gerüst, ein conventionelles Wesen, eine schaubühnenartige Lebensverbindung
ein Lehrbrief verdrängen die Fülle der frühern Erwartungen. Sie sind das
niß, welches die mannigfachen Bemühungen krönt. Mag auch vielleicht der
'er, als er anfing zu schreiben, gehofft haben, einen befriedigendern Erfolg
llen zu dürfen als den, welcher s. Werk schließen mußte, dem Werke selbst er-
l daraus kein Tadel. Romane werden vielleicht gerade dann erst recht bedeu-
wenn der Dichter, statt sie plangemäß zu schreiben, in s. Lebensgange einen
s besitzt, der ihm den Gang der Begebenheiten und die Hauptwendungen vor-
t. G. scheint an sich, scheint an äußern Umgebungen, ja scheint an gewissen
einen Erfolgen der bekannten lediglich auf Bildung und Kunstsinn gerichteten
ihungen die Erfahrung gemacht zu haben, daß sie am Ende nicht leisten, was
sprachen. Diese Betrachtung gibt einen erklärenden Leitfaden, welcher um
iter führt, wenn unvergessen bleibt, daß Vieles für „Wilhelm Meister's Lehr-
bereits vorgearbeitet sein mochte, bevor G. den Feldzug in der Champagne
chte, welchen der 5. Bd. s. Denkwürdigkeiten so ungemein anmuthig beschreibt.
ch alle Lieder des „Divan" weht das ungetrübte Gefühl einer unerwartet ein-
nen Befriedigung mit dem Leben und einer heitern Zufriedenheit mit jedem Zu-
des Daseins. Der Zeitraum, um welchen diese Sammlung lyrischer Ge-
entstanden ist, kündigt sich deutlich durch dasjenige Lied an, welches sie eröff-
Es ist die Periode, wo Alles zersplitterte, Throne einstürzten und Reiche zit-

Jetzt, wo Alles trauern und verzweifeln mußte, hatte G. den Kampf mit
d der Außenwelt ausgekämpft, und er vermochte wohlgemuth in des Ur-
s Tiefe zu dringen, wo die Menschen „noch von Gott empfingen Himmels-
n Erdensprachen, und sich nicht den Kopf zerbrachen". Der mit sich und der
welt einig gewordene Mensch widersteht den äußern Drangsalen und wird kei-
s durch sie entmuthigt. Ist es aber wol möglich, vollkommener und reiner
Muthes zu sein, wie der Dichter des „Divan"? Nur scheint diese Sammlung
icht das richtige Verständniß gefunden zu haben, dessen sie bedarf. Denn
eitern Sinne, welcher sie vom Anfang bis zum Ende erfüllt, liegt doch etwas
essinniges zum Grunde, und dies ist ganz aus der Zeit gegriffen. Man
nicht eingesehen zu haben, wie sich in jenem Osten, den G. aufsucht und
andelt, eigentlich das Schicksal des Westen abgespiegelt hat. Denn abge-
on der Persönlichkeit des Dichters, und die objective Seite jener Liedersamm-
etrachtet, gibt sie ein Bild von Dem, was der Mensch im abgeschlossenen
tismus aus s. Leben macht. Hier steht er einzeln, und isolirt da mit allem
en, Denken und Empfinden. Dies, was anfangs G. so bitter geschmerzt,
: ihn die Herbigkeit verloren. Er selbst ist zum Nachbilde eines jener glück-
Weisen geworden, welche wir so oft im Morgenlande antreffen, deren unge-
Seelenklarheit nichts Zeitliches zu stören vermag, die überall ein Vaterland
weil im eignen Busen Ruhe und Heiterkeit wohnt. — Die Schrift „Für
um und Kunst" bemüht sich den Standpunct näher zu rücken, aus welchem
vorbringung des Menschengeistes betrachtet werden muß, bevor deren rich-
ürdigung gelingen kann. In diesem Sinne betrachtet sie frühere Werke der
und Das, was die Zeit leistet, indem bald das Verständniß desselben beför-
ld das Gelungene, und wenn es auch nur zum Außenwerk gehört, angezeigt
Doch erscheint hier G. mehr belehrend als lernend. Denn auch Das hat er
daß am herrlichsten und am tiefsten er da zu belehren pflegt, wo er selbst mit-

lernt. Nie geschieht dies vollkommener, als wenn er das Buch der Natur
Was er auf diesem Wege erworben, das theilt er in s. naturwissenschaftlichen
morphologischen Beiträgen mit. Es galt nichts Geringeres, als an die Stelle
vereinzelnden Zerstörens, welches die Wissenschaft, um mit Bequemlichkeit
zu erreichen, in den Geistesoperationen ebensowol wie im objectiven Inhalt
scheinungen vornahm, wieder ein lebendiges, zur vollkommenen Ganzheit
Band zu gewinnen. Der erste Schritt geschah dazu, indem Beobachtung,
gliederung, Folgerung, Ahnung und geschichtliche Erzählungen, als
Thätigkeiten, in welche ein und derselbe Geist sich verwandelt, zusammen
benutzt wurden, das Geheimniß zu begreifen. Die wissenschaftliche Zer
zur Folge gehabt, daß jedes Organ, gleichsam jeder Sinn, Alles nur auf
zu verstehen, und s. Art des Verstehens obenan zu setzen trachtete. So
sich die vereinzelten Geistesoperationen, weil man mit jeder Disciplin
erobern wollte, und weil man vergaß, daß nur der ganze Mensch in der
wirkung aller s. Sinne und Kräfte des Ganzen inne zu werden
neue Methode, diese Erlösung der Naturwissenschaften von der tödtenden
haben wir Göthe in einer Zeit zu verdanken, wo die Noth dringend
Hauch der Beseelung, welcher das Ganze durchdrang, in sie aufzunehmen.
wenigstens geschichtlichen Erwähnung verdient die Kritik, welche die
falschen Wanderjahre (Quedlinburg, seit 1821) über den großen Meister
Kunst und Wissenschaft mit großem Geschrei des Marktes haben ergehen
Diese seltsame Erscheinung hängt mit der frömmelnden Mode der Zeit
die auch das Schöne und Wahre so gern vor das Zuchtgericht einer einseitigen
und religiösen Dogmatik ziehen möchte. G. hat dazu geschwiegen und das
ist verhallt. Das unverschämte Geschwätz des Engländers Glover (wer
sein mag) gehört an den Schandpfahl der literarischen Welt. Aber
den Meister wie für das Volk, das ihn den Seinigen nennt, ist die Theilnahme
bei s. letzten lebensgefährlichen Krankheit und bei den wiederholten Gerüchten
Tode durch ganz Deutschland ging, zum sichern Zeugnisse, daß sein großes
in einer vielbewegten Zeit und mitten unter den entgegengesetztesten
nicht unerkannt geblieben ist. Dasselbe Zeugniß gab auch die besonders von
des weimarschen Hofes mit würdigem Glanze begangene Feier von Göthe's
rigem Aufenthalte in Weimar (s. „Göthe's goldener Jubeltag, 7. Nov.
Weimar 1826), und die Bereitwilligkeit, mit welcher alle deutsche
Gesuch, die vollständige Ausg. s. Werke vor dem Nachdruck zu schützen,
Diese Ausg. letzter Hand beschäftigt den Greis jetzt mit einigen tüchtigen
Die bisherigen Ausg. von Stuttgart und Wien sind unvollständig

Gothen, (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht
thoni des Tacitus oder Kotini des Dio, welche gallischer Abkunft sind),
nischer Völkerstamm, der seinen Sitz an der baltischen Küste, zwischen
und Oder hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkischen sehr nahe.
Deutsche, ließen sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Bärte und
gegen die Sitte andrer Deutschen aber hatten sie erbliche Königswürde.
Namen der Gothen erschienen sie zuerst im J. 215; bald darauf erfüllten
ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten.
sitze an der Ostsee verlassend, zogen sie in die Gegenden des schwarzen
Menge andrer Stämme verschmolz in den ihrigen, und so entstand
fortgesetzte Züge und Eroberungen, unter Ermanarik, um 350 das
Reich, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur Theiß,
Donau ergießt, vom schwarzen Meer bis zur Weichsel und Ostsee
also Thracien, Mösien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil
den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an

Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden slavische, e und lettische Stämme in sich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hier- Gothen von W. her mit dem römischen Reich, von O. her mit dem byzanti- Kaiserthume in vielfache Berührung, und die Geschichte ist voll von Käm- welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu beste- te. Zwei Kaiser fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erste Volk, zu welchem Donau das Christenthum drang; Ulfilas, der Bischof der Möso-Gothen es in Mösien wohnenden gothischen Stammes), ward schon um 360 Erfin- r deutschen Schreibkunst, und Übersetzer des N. T. in die gothische Sprache. eilich glichen nicht alle Gothen den mösischen, bei denen durch die Nähe und ckehr mit Griechenland die Bildung einen großen Vorsprung gewonnen hatte. innere Unruhen theilte sich gegen 369 das große gothische Reich in das Reich gothen (Austrogothen) am schwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und Reich der Westgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis nau; und bald folgte den innern Stürmen ein äußerer, welcher die Macht hen in diesen Gegenden stürzte. Um 375 drangen Schwärme der Hunnen, von ihnen bezwungenen Alanen aus Asien herüber, und drängten die Ost- nach den Westgothen hin, die bei dem Kaiser Valens die Erlaubniß nachsuch- erhielten, sich in dem verödeten Thracien niederzulassen, sich aber durch den er kaiserl. Statthalter bald zur Empörung genöthigt sahen. Valens selbst 78 von ihnen bei Adrianopel völlig geschlagen, u. verbrannte auf der Flucht in n ihnen angezündeten Bauerhütte. Bedeutende Rollen spielten sie von da onstantinopel. Nach mancherlei Schicksalen erlangten auch die Ostgothen uen Wohnsitz in Pannonien und Slavonien, jedoch erst nach der Zerstörung nischen Reichs (453). Während der Zeit hatten die Westgothen sich in nland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach 396 in Griechenland heerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der hen. Als solcher zog er zu Anfang des 5. Jahrh. nach Italien, wo er den ng des römischen Reichs mit herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich na (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römische Feldherr, alle römische vom Rheine wegziehen müssen. Alarich selbst kehrte bald nach Italien eroberte Rom 409, und zum zweiten Mal 410. Nach s. Tode (410) ge- en Westgothen, in dem südlichen Gallien und Spanien ein neues westgothi- ich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des 5. Jahrh. ence, Languedoc und Catalonien die Hauptheile waren, Toulouse die Re- Ihr letzter König, Roderich, blieb (711) in der Schlacht gegen die von rübergekommenen Araber, die das Reich eroberten. — Nach dem Falle des ischen Reichs (durch Odoaker 476) bewog der oströmische Kaiser Zeno den r Ostgothen Theoderich, 489 nach Italien zu ziehen. 493 wurde dieser zu Ravenna König von Italien, und legte den Grund zu einem neuen hen Reiche, welches nebst Italien auch Rhätien (einen Theil der Schweiz ols), Vindelicien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Noricum g, Steiermark, Kärnthen, Östreich), Dalmatien, Pannonien (Vorderun- avonien), Dacien jenseits der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, sein Ende erreichte. Dieses welthistorische Volk war nicht ohne Kunst und e, da sie mit dem ost- und weströmischen Reich lange vor ihren Einbrüchen n in Verbindung gestanden hatten. Theoderich, an dem Hofe zu Konstan- zogen, war ein so großer Freund der schönen Künste, daß er die Würde nes nitentium rerum (Kunstgraf, Oberaufseher über die Kunstwerke) er- der auf die Bildsäulen achten mußte, daß sie nicht verletzt oder geraubt wür-

den, und einen öffentlichen Baumeister erwählte, dem die Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sondern auch andre Städte mit neuen verzieren. Über die gothische Baukunst s. Baukunst. S. Manso's „Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien" (Breslau 1824).

Gothenburg (Götheborg), eine 1607 von Karl IX. angelegte, nach holländischer Art gebaute See- und Handelsstadt in Westgothland, an dem Ausfluß der Gothelbe in die Nordsee, nach Stockholm die beträchtlichste und wohlhabendste Stadt in ganz Schweden. Sie zählt in 1100 H. über 21,000 Einw. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Obercommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Bischof, unter dessen Aufsicht das Gymnasium nebst s. wohleingerichteten Bibliothek steht. Die Manufacturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, sowie die Zuckerraffinerien, sind von Bedeutung; außerdem fabricirt man seidene Zeuche, Strümpfe, Bänder, Cattun, Seife und Taback. Die Schleuse von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenersee den Verkehr mit dem Innern Lande. In Friedenszeiten besuchen jährlich über 1200 schwed. u. a. Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1732 gestiftete ostindische Compagnie beschränkt sich meistens auf den Handel mit China. Ein wichtiger Zweig des Handels ist die Heringsfischerei. Seit Aufhören der Continentalsperre hat der Handel in G. abgenommen, und die meisten englischen und deutschen Handelshäuser haben sich von da hinweggezogen. Übrigens hat die Stadt mehrmals (zuletzt 1802 und 1804) durch große Feuersbrünste sehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt sich die gereifte Vernunft nur den einzige, nothwendige von der Welt verschiedene Wesen, dessen unendlicher Verstand und heiliger Wille der Grund von dem Dasein der Welt und ihrer Einrichtung, und von dem Wirklichwerden des höchsten Gutes ist, dessen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit sich selbst in Widerstreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfnisse der Vernunft befriedigen soll. Als ein nothwendiges, d. h. als ein solches Wesen, welches den Grund s. Daseins in sich selbst trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein solches Wesen das Dasein der Welt erklärbar macht; unendlichen Verstand muß man ihm beilegen, weil nur durch diesen die alle menschliche Einsicht und Fassungskraft übersteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuschreiben, weil nur unter dieser Voraussetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer sittlicher Reife führen, und Glückseligkeit und Leiden nach Maßgabe der Schuld und des Verdienstes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Gesetzgebers der vernünftigen Wesen und des Regierers der menschlichen Dinge, ist das Höchste, was die Vernunft denken kann, der Grund aller über das Irdische sich erhebenden Hoffnung und die mächtigste Triebfeder zur Pflichterfüllung. Das System, welches die Realität dieser Idee anerkennt, heißt Theismus oder Deismus, das entgegengesetzte Atheismus, und die Lehre Derer, welche, wie Spinoza und einige Philosophen aus der neuen Schule, Gott und Welt für Dasselbe halten, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswerthesten Philosophen der neuen Zeit, Descartes, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich Letzterer die vor ihm gewöhnlichen metaphysischen Beweise für das Dasein Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, haben sich für den Theismus entschieden, und da durch die Schelling'sche oder Identitätsphilosophie die Idee eines von der Welt verschiedenen, die Welt mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu sein schien, so hat zuletzt Jacobi in s. Buche

tt und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rücksicht auf die abweichenden rstellungsarten einiger neuen Philosophen zu vertheidigen gesucht. Die wichtig- Beweise für das Dasein Gottes sind der ontologische, der kosmologische, der sikotheologische und der moralische. Der ontologische schließt von der Noth- digkeit ein höchstes und vollkommenes Wesen zu denken, auf dessen wirkliches in. Er ist von Anselm von Canterbury, später von Descartes ausgebildet wor- . Der kosmologische Beweis beruht auf Folgendem: Alles in dem Ge- der erkennbaren Wirklichkeit erscheint uns als gegründet und bedingt, d. h. Alles, s vorhanden ist, hat den Grund s. Daseins nicht in sich selbst, sondern ist von em früher vorhandenen Ursachen abhängig. Die Vernunft kann sich nichts Be- gtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken, das ieß des zureichenden Grundes nöthigt sie, jede Wirkung auf eine Ursache zurück- ühren. Indem nun die Vernunft von einer Erscheinung zu der andern, von m Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt sie zu der Idee eines Urgrundes, cher gleichsam der Träger aller Dinge sei, zu der Idee eines unbedingten und wendigen Wesens, d. h. eines Wesens, welches in keiner Ursache bedingt und ündet ist, den Grund s. Daseins in sich selbst trägt, und als der letzte Grund Erscheinungen, als der Punkt, von welchem alle Reihefolgen der Erscheinun- ausgehen, zu betrachten ist. Leibnitz, Clarke, Wolf führten diesen Beweis . Der physikotheologische Beweis beruht auf der in der Natur wahr- nbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahr- mmen wird, muß man ein Handeln nach Ideen voraussetzen und darum an- nen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen ein weiser Plan und cht sich offenbaren, in einem nach Ideen, nach Vorstellung von Mitteln und k handelnden Wesen enthalten sei. Dergleichen Einrichtungen der Natur, in n Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarste Weise sich ankün- n, sind z. B. die Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entste- des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die Kugelform Erde, ohne welche alles Land um den Äquator überschwemmt, und alles Land n Polen dürre sein würde, das Gleichgewicht der Südsee mit der Nordsee, des Meeres mit dem atlantischen, des festen Landes der neuen Welt mit dem festen der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Wassers und Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechselseitige Beziehung der geistl- Vermögen des Menschen zu einander, die Harmonie zwischen dem Geistigen und lichen s. Wesens und der Bau des menschlichen Leibes, dessen Theile alle mit Zwecke der Erhaltung zusammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhal- der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geschlechter ine Menge andrer Erscheinungen, mit deren Beschreibung sich viele physiko- gische Schriften, unter denen besonders die von Derham, Trembley, Bonnet, arus und Sander gerühmt werden, sich beschäftigen. Diese und andre Er- ungen nun nöthigen den Menschen, dafern er nicht die in der Natur wahr- bare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf sich selbst beruhen lassen will, einen rheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da sich, auch bei oraussetzung einer ewigen Materie, doch die Entstehung der Formen der Dinge in Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur ist der Spiegel und glanz Gottes, und darum führt die Naturbetrachtung den Menschen, der das ngen nach dem Höhern und Göttlichen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn Erscheinungen trifft, an denen er keine Spuren von Weisheit und Güte ent- so erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen übersehe, daß das gegenwärtige Leben ein Zustand der Tugendübung sein soll, die vernünfti- lesen in einem Systeme von Kräften sich befinden müssen, welche ihren Nei- entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünf-

tig sei, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weise Absichten vorauszusetzen. Soll aber die Naturbetrachtung den Menschen zu Gott führen, so muß in s. Gemüthe schon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht sein, denn eine apodiktische Gewißheit, d. h. eine solche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Überzeugung undenkbar wird, gewähren diese Beweise nicht. Dieses Verlangen ist in der sittlichen Natur des Menschen gegründet, und darum setzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Dasein und Regierung voraus, daß die sittlichen Anlagen des Menschen sich entwickelt haben, und er s. höhern Bedürfnisse sich bewußt geworden sei. Die Darstellung des Zusammenhanges des Glaubens an Gott mit diesen Bedürfnissen des menschlichen Gemüths wird der moralische Beweis für das Dasein Gottes genannt, welchen besonders Kant und dessen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieser Beweis auf Folgendem: Der Mensch ist ein sittliches Wesen, und aus s. sittlichen Natur geht die Idee des höchsten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortschreitenden sittlichen Vervollkommnung und einer genauen Übereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit hervor. Er kann diese Idee nicht für Wahn und Täuschung erklären, ohne den Glauben an s. sittliche Natur und Bestimmung aufzugeben, und muß, um einig zu sein mit sich selbst, das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerstörung, und die Natur theilt Freude und Glückseligkeit nicht nach dem Maßstabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten zu können, ist er genöthigt, das Daseln einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung s. Wesens und eine dereinstige Übereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit enthalte. Diese oberste Ursache der Natur muß eine der moralischen Gesetzgebung gemäße Causalität (Ursächlichkeit) haben, muß das Sittengesetz sich vorstellen (Intelligenz, vernünftiges Wesen sein) und der Vorstellung dieses Gesetzes gemäß wirken (muß Willen besitzen). Es muß also die oberste Ursache der Natur ein Wesen sein, welches durch Verstand und Willen die Ursache der Natur ist, und ein solches Wesen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber konnte nur die gereifte Vernunft sich erheben, und ohne die Dazwischenkunft der Offenbarung würde sie vielleicht nie allgemein Glaube geworden sein. — Ehe der Mensch der Idee Gottes sich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Wesen und Wirklichkeit die Völker höchst verschiedene Vorstellungen gehegt haben. Die unvollkommensten Götter sind die Fetische, d. h. leblose Körper oder Thiere, denen der Mensch, weil er sie als Ursache s. Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweist. Auf einer höhern Stufe der Bildung standen die Völker, welche der Sonne und den Gestirnen Einfluß auf die menschlichen Schicksale zuschrieben und diese Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienstes Sabäismus (s. d.) genannt wird. Noch weiter waren die Völker vorgeschritten, welche ihre Helden und Könige, Erfinder nützlicher Künste und merkwürdige Heroen als fortlebend nach dem Tode sich dachten und ihnen übermenschliche Kraft und Einfluß auf ihre Schicksale zuschrieben, oder sich Kräfte der Natur als wirkliche Wesen, als Personen, mit Verstand und Willen begabt, vorstellten, auf welche Weise die Religion der Griechen und Römer entstanden war. Der Glaube an mehre, die Schicksale der Völker oder einzelner Menschen regierende Wesen, welche zwar eine übermenschliche Macht besitzen, doch aber menschlich fühlen und begehren, und nicht frei sind von menschlicher Beschränkung, heißt Polytheismus. Dieser ist nichts Andres als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur sich erhebt und in ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetsten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheisten, und nur wenige Weise der vorchristlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten sich zu würdigern Vorstellungen

und ſ. Regierung erhoben. Indem aber der Polytheismus in der ganzen alelt herrſchte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten nen des Alterthums wenig gekannten Volke die allgemeine Verbreitung des ıftzemäßen Glaubens an Gott und ſ. Regierung verbreitet. Zwar dachten Juden, ebenſo wie andre Völker der vorchriſtlichen Zeit, Jehova nur als ein ıftigſinnliches Weſen von großer Macht und Hoheit, da ſie aber nur einen erehrten, ſo konnten hier die religiöſen Vorſtellungen weit leichter veredelt dlich bis zu der, den Bedürfniſſen der gereiften Vernunft genügenden, Idee ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr an einen Gott, von ſo großer Wichtigkeit, daß es höchſt glaublich iſt, daß lbſt für die Erhaltung dieſes Glaubens geſorgt habe. Nach einer allmäli- ırch mehre Jahrh. fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter iſtenthums, auf den Monotheismus ſ. Volkes den völlig vernunftgemäßen, ürfniſſe des Verſtandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen Theil des Menſchengeſchlechts überging. Aus dem Juden- und Chriſtenchöpfte Mohammed ſ., wenn auch nicht vollkommen reinen, doch weit über ellungen der polytheiſtiſchen Völker erhabenen religiöſen Begriffe, und ſo ch durch den Islamismus (ſ. Mohammed) der Glaube an einen Gott tem großen Theile der Menſchheit verbreitet. N.

otter (Friedrich Wilhelm), geb. 1746 zu Gotha, empfing die ſorgfältigng durch Privatlehrer. Der fähige Knabe verſuchte ſich zuerſt in kleinen chen Stücken in franzöſiſcher Sprache, die einen beſondern Reiz für ihn 1763 fg. ſtudirte er zu Göttingen die Rechte. Hier machte er Bekanntt dem Schauſpieler Eckhof, und errichtete nach dem Weggange der Ackeren Geſellſchaft ein Geſellſchaftstheater. 1766 trat er zu Gotha als zweiar in herzogl. Dienſte. 1767 ging er als Legationsſecretair nach Wetzlar, r im nächſten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Univertingen zu führen. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des „Muſenalmanachs", und empfahl ſich durch verſchiedene lyriſche Stücke. rte er nach Gotha und 1770 auf ſeinen Poſten nach Wetzlar zurück, wo er lieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angeſtellt wurde. ar fand er nicht nur die Ackermann'ſche Geſellſchaft wieder, ſondern auch is junger Männer, die mit ihm an Bildung und Talent wetteiferten; unwaren Göthe und der junge Jeruſalem. 1774 machte G. eine Geſundnach Lyon. Hier lernte er das franz. Theater, für das er von jeher eine liebe gehegt hatte, näher kennen. In den nächſten 12 J. nach ſ. Rückenden ſ. vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten. Leſſing's, Weiße's u. A. deren Bemühen die deutſche Schaubühne umwandelte, und die treffliche lergeſellſchaft, welche Gotha vor allen Städten Deutſchlands damals berten ſ. Liebe für die dramatiſche Kunſt. Schon vor Errichtung des Hof- Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne ſ. treffliches Spiel geßerdem beſaß er das Talent des Improviſirens in einem ſeltenen Grade, bisweilen mit einer unbeſchreiblichen Leichtigkeit in Verſen, die zum efflich und vollkommen gerundet aus ſ. Munde kamen. 1780 verheira-. und lebte ſeitdem, kleine Reiſen abgerechnet, beſtändig in ſ. Vaterſtadt, 7 im 53. J. ſ. Lebens ſtarb. Obgleich G. die ſchöne Literatur der Franländer und Italiener kannte, ſo ſagten ſ. vielleicht etwas überverfeinerdoch am meiſten die Werke der erſtern zu. Sie waren es, deren geglätkeit er ſich bis auf das Mechaniſche der Poeſie zu eigen machte. Die oeſien ſammelte er auf fremdem Boden, behandelte ſie aber in der Ausit freier Willkür. Er verſuchte ſich in jeder Gattung der dramatiſchen

Kunst, im Trauerspiel, Lustspiel, Singspiel und in der Posse. Seine übrigen Poesien, im Fache der Epistel, des Liedes, der Erzählung und Elegie, zeichnen sich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, schalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphilosophie aus. In allen s. Werken zeigt sich Gotter als einen Meister in der Verskunst. Er selbst hat herausgegeben: „Gedichte" (2 Bde., 1787 und 1788); „Singspiele", 1. Bdchn. (1778); „Schauspiele" (1795), und einzelne theatralische Arbeiten, meist Übersetzungen. Nach seinem Tode erschien 1802 ein dritter Bd. Gedichte, auch u. d. T.: „Literarischer Nachlaß u. s. w.", mit des Verf. Biographie von Schlichtegroll.

Götterlehre, s. Mythen, Mythologie.

Götterspeise, Ambrosia, in der Mythologie der Griechen und Römer, ein süßer und balsamischer Saft, der in der seligen Insel des Oceanus quell, und den Göttern zur Erhaltung der Unsterblichkeit, gewöhnlich als Speise, aber auch als Trank, der jedoch mit dem Nektar (s. d.) nicht zu verwechseln ist, und als Salbe diente. Menschen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit.

Gottesdienst, richtiger Gottesverehrung genannt, umfaßt alle die Handlungen, welche unmittelbar entweder religiöse Gefühle ausdrücken, oder die Hervorbringung derselben bezwecken. Solche Religionshandlungen aber, welche entweder durch die Vorschrift eines Religionsstifters, oder durch die Sitte, oder durch die Übereinkunft einer kirchlichen Gesellschaft eingeführt worden sind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienstliche oder religiöse Gebräuche genannt. Der Gottesdienst kann entweder Privatgottesdienst oder ein öffentlicher sein, und da die Menschen nur zu leicht das Göttliche vergessen, die Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth stärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da stattfinden können, wo Viele sich versammeln, so hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienst, wo die Rede des Predigers und der Gesang der Gemeinde das religiöse Gefühl auf eine würdige Weise ausspricht und anregt, auch Musik und bildende Künste das Göttliche darstellen, einen hohen Werth. Die Verschiedenheit der Gottesdienste, mit denen uns die Religionsgeschichte bekannt macht, hat ihren Grund in der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, obgleich auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen, in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleißes, sowie manche andre Umstände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenste, des Namens kaum werthe Gottesdienst ist der, welcher sich auf äußere Gegenstände, die als Ursachen des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieser Fetischendienst nur Begehren und Verabscheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommnere Art des Gottesdienstes ist die, welche auf menschenähnliche Wesen bezogen wird, und da diesen Göttern, wie unvollkommen man sie sich auch vorstellen mag, doch moralische Eigenschaften zugeschrieben werden, so kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es besteht diese Art des Gottesdienstes hauptsächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meist als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen, und ist daher mit Bilderdienst verbunden. Der würdigste Gottesdienst aber ist der, welcher sich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menschliche Beschränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und s. Regierung, welchen das Christenthum in der Welt ausgebreitet hat. Unverkennbar war der Gottesdienst der Christen im apostolischen Zeitalter eine sittlich-religiöse Anstalt, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch Gebet, den unmittelbaren Ausdruck des zu Gott erhobenen Gefühls in Worten, durch das Vorlesen der heiligen

ſer, durch gemeinſchaftlichen Geſang und durch das bei brüderlichen Mahlen
bnete Andenken an Jeſum Chriſtum den Glauben zu ſtärken und fromme Ge-
zu nähren. Und ward auch der chriſtliche Religionscultus in der Folgezeit auf
nigfaltige Weiſe, und namentlich durch die Einmiſchung von Gebräuchen, wel-
e zum Chriſtenthum bekehrten heidniſchen Völker in die Kirche hinüber brach-
entſtellt, ſo blieb er doch immer unendlich edler und würdiger als der Cultus der
riſtlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu
n. Durch die Reformation wurden die meiſten dieſer Mißbräuche verdrängt,
redigt und der Geſang die Hauptſache bei dem Gottesdienſte der Proteſtanten,
unleugbar iſt ein ſolcher Cultus die trefflichſte Schule der Volksbildung. Daß
:oteſtantiſche Gottesdienſt durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch,
i den meiſten Orten der Fall iſt, durch die Kunſt verſchönert werden könnte,
ch nicht bezweifeln. Doch darf man dieſen Mangel an Ceremonien, und die
nheit von Kunſtwerken in den proteſtantiſchen Kirchen keineswegs ſo hoch an-
en, als von Denen zu geſchehen pflegt, welche in unſern Tagen den Katholi-
s auf Koſten des Proteſtantismus erheben; das Wort bleibt immer die Haupt-
und wenn nur dafür geſorgt wird, daß es der proteſtantiſchen Kirche nicht an
zeichneten Kanzelrednern fehle, und überall gute Geſänge gebraucht werden,
d ihr Cultus ſ. Zweck erreichen. J. J. Blunt's „Urſprung religiöſ. Ceremo-
nd Gebr. der röm.-kath. Kirche, beſ. in Italien und Sicilien" (a. d. Engl.,
z 1826) zeigt den Zuſammenhang, in welchem die religiöſen Gebräuche des
heidniſchen Roms und des neuen katholiſchen mit einander ſtehen.

Gottesdienſt, der katholiſche, ſtellt vorzüglich die allgemeine Myſtik
rche dar. Des Gottesdienſtes Mittelpunkt iſt das Opfer des neuen Bundes,
bendmahl. An dieſes Opfer reiht ſich Gebet und Belehrung. Es iſt ein
ges Ganzes, das nie aufgehört hat, die Herzen des Volks zu ergreifen, ſie
wigen und dem Sittlichen zuzuwenden. Wenn es wahr iſt, daß gerade die
Art der Belehrung die durch Symbole iſt, ſo wird man den Formen des ka-
jen Gottesdienſtes das Belehrende und Sittlichwirkende nicht abſprechen, ſie
nach oben, und ſind inſoweit, wie Schiller richtig bemerkt, nicht von dieſer
— Als die proteſt. Kirche die kathol. Abendmahlsanſicht, mit ihr die Meſſe
f, mußte es auch einen andern Gottesdienſt für ſie geben. Sie hat keine
r, ihr blieb nur Predigt und Geſang. Es ſcheint, daß dieſes ein chriſtliches
th, was ganz erfüllt iſt von der hohen Myſtik, die das Evangelium beut,
r ganz befriedigen kann. Darum hat ſich in neuerer Zeit ein gewiſſes Seh-
ch des Katholicismus erhabenen Formen kundgegeben. Man hat die Lichter,
at Bilder, man hat eine Prieſterkleidung u. ſ. w. reclamirt. Indeſſen wird
Dies das Bedürfniß ſchwerlich befriedigen. Solche einzelne Formen können
edeihen, verpflanzt aus ihrem eigenthümlichen Boden. Erſt die katholiſche
mahlsanſicht gibt den Formen Bedeutung und Leben, und da dieſe die pro-
iſche Kirche nur mit Aufgebung ihres Weſens annehmen könnte, ſo iſt die
leicht zu entſcheiden, ob Übertragung kathol. Formen dem Proteſtantismus
en könne.

Gottesfriede, Treuga dei (Trouge oder Trewa, von dem deutſchen
Trew, Treu), hieß im Mittelalter eine Beſchränkung der Fehden, welche
r Kirche ausging, um ein Übel, welches ſie nicht ausrotten konnte, zu mildern.
deſſelben ſollten wenigſtens an den heiligen Tagen, vom Donnerſtag Abends
nntag Abends, in jeder Woche, in der Advents- und Faſtenzeit, und in den
n, der hohen Feſte die Waffen ruhen. Dieſer Gottesfriede wurde zuerſt 1033
ütanien (wo ein Biſchof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vor-
alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kam er ſchon auf dem

Reichstage zu Solothurn für Deutschland in Anregung; unter Wilhelm dem Bastard wurde er in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geistlichkeit wirkte durch diese Einführung von Zucht gewiß wohlthätig auf den barbarischen Fehdegeist jener Zeit ein. (S. Landfriede.)

Gottesgericht, Gottesurtel, s. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geb. um die Mitte des 11. Jahrh. zu Baſy im wallonischen Brabant, 2 Meilen von Nivelle, Sohn Eustachs II., Grafen von Boulogne und Lens, folgte 1076 s. Oheim, Gottfried dem Bucklichten, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente ebenso treu als tapfer dem Kaiser Heinrich IV. in Deutschland und Italien. Ihm verdankte dieser Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolf von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er sich heldenmüthig hervor. Der Ruf seiner Thaten veranlaßte 1095 s. Wahl zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge (s. d.). Im Frühjahr 1096 trat er den Zug in Begleitung s. Brüder Eustach und Balduin an. G. zwang den Kaiser Alexis Komnenus, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen. Er versprach demselben die Plätze des Reichs zu übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieser sich verpflichtete, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Aber unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Konstantinopel geplündert hatten, hielt Alexis keine von s. Versprechungen. Gottfried eroberte Nicäa und 1098 Antiochien. In letzterer Stadt wurden bald darauf die Kreuzfahrer selbst belagert. Ohne Lebensmittel, befanden sie sich in der äußersten Noth. Da wurde auf die Anzeige eines provençalischen Geistlichen, welcher eine Offenbarung vorgab, die heilige Lanze aufgefunden. Diese Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergestalt, daß sie die Türken zurückschlugen und einen glänzenden Sieg erfochten. Im folg. J. am 19. Juli eroberte G., nach einer fünfwöchentlichen Belagerung, die Stadt Jerusalem. Alle Ungläubige wurden niedergemetzelt. G., dessen Sanftmuth s. Tapferkeit gleich war, suchte vergebens der Wuth Einhalt zu thun. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum Könige der Stadt und des Landes; aber der fromme G. wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; ebenso lehnte er den Königstitel ab, und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heil. Grabes. Als der Sultan von Ägypten erfuhr, daß den Christen von 300,000 M., die Antiochia erobert hatten, nur noch 20,000 übrig waren, versammelte er ein Heer von 400,000 M. G. lieferte demselben in der Ebene von Askalon ein Schlacht, worin er 100,000 M. getödtet haben soll. Dieser Sieg setzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Besitz des ganzen gelobten Landes. Nun bemühte sich G., den neuen Staat zu organisiren. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domcapitel, und erbaute ein Kloster in dem Thale Josaphat. Darauf gab er s. neuen Unterthanen eine Gesetzgebung, starb aber schon den 18. Juli 1100, ein Jahr nach der Eroberung von Jerusalem. Sein Leichnam ward bestattet auf dem Calvarienberge neben dem Grabe des Erlösers. Tasso's schönes Epos preist auf eine würdige Weise diesen großen Fürsten und Feldherrn, den uns die Geschichte als ein Muster der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrschertugenden darstellt.

Gottfried von Strasburg, einer der größten altdeutschen Dichter, wahrscheinlich in Strasburg geb. oder doch einheimisch geworden; gehörte nicht, wie die meisten Minnesänger seiner Zeit, dem Ritterstande an, daher er nicht Herr, sondern Meister genannt wird. Sein Leben fällt in die Blüthenzeit der deutschen Ritterpoesie zu Ende des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. Außer mehren Minneliedern in der Manessischen Sammlung verdanken wir ihm das große Ritterepos dicht „Tristan und Isolde", aus dem Sagenkreise der Tafelrunde, nach einem französischen Original bearbeitet, aber in der Ausführung so eigenthümlich gehalten, daß

ein andres deutsches Meisterwerk. In Anmuth, Lieblichkeit, Heiterkeit und
keit der Darstellung, in reicher malerischer Ausstattung und in süßem Wohl-
steht Gottfrieds Werk einzig in der altdeutschen Literatur da, und eine sanfte
gische Empfindungsweise durchzieht den blühenden Garten seiner Dichtung.
Ausg., von F. H. v. d. Hagen (mit den Fortsetz. von Ulrich v. Turheim und
ch v. Friberg ꝛc.), Breslau 1823, 2 Bde.

Gotthardsberg (Sanct-), ein hohes Bergthal in der Kette der höchsten
gebirge an der Südgrenze des Cantons Uri. In der Mitte desselben liegt ein
merhospitium nebst einem Spital und Güterlager. Auf diesem Punkte rech-
n die Erhebung über der Meeresfläche 6339, oder nach der Weiß'schen Charte
Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergspitzen empor, welche man
57 Fuß schätzt. Die Straße über den Gotthard (s. Alpenstraßen) soll
hrbar gemacht werden.

Göttingen, k. hanöversche Stadt an der Leine, in einem fruchtbaren und
ehmen Thale, im ehemaligen Fürstenthum Kalenberg, jetzt im Fürstenthum
gen. Sie gehört zu den schönsten Städten von Niedersachsen, und zählt über
0 Einw. Sie hat Tuch- und Strumpfmanufacturen, Leinwebereien; und
auch Mettwurst- und Leinwandhandel. D. Marx hat „Göttingen in me-
physik. und histor. Hinsicht" geschildert (Göttingen 1824). — Hier stiftete
König Georg II. die Universität Georgia Augusta, welche 1735 eröff-
am 17. Sept. 1737 eingeweiht wurde. Sie ist jetzt zugleich für Braunschweig
Nassau die Landesuniversität. Die Universitätsbibliothek, welche für die neuere
tur die reichste in Deutschland, und vielleicht in Europa ist, zählt gegen
00 Bde. und 5000 Handschriften. 1751 wurde die k. Societät der Wissen-
n errichtet, und erhielt 1770 eine zweckmäßigere Einrichtung. Sie besteht
ner mathematischen, physikalischen und historischen Classe, hat ordentliche und
rdentliche, einheimische und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine
ng. Die einzelnen Classen setzen abwechselnd einen Preis von 50 Dukaten
e Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. 1773 ward ein Museum an-
, welches nebst einer beträchtlichen Münzsammlung die Merkwürdigkeiten des
, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Mo-
aller Art in großer Vollständigkeit, sowie Gemälde, Kupferstiche ꝛc. enthält.
1784 wird jährl. von jeder der vier Facultäten eine Preisaufgabe für die zu
ngen Studirenden bekanntgemacht; der Preis besteht in einer 25 Dukaten
en goldenen Medaille. Außerdem befindet sich hier ein Predigerseminarium,
ologisches Repetentencollegium und ein Pastoralinstitut, ein chirurgisches, ein
hir- und ein Krankenhospital, ein botanischer und ökonomischer Garten, ein
nisches Theater, ein Krankenhaus und ein klinisches Institut, ein chemisches
torium, ein physikalischer Instrumentenapparat, ein Observatorium, ferner
ilologisches Seminarium u. s. w. Tausende von jungen Männern aus allen
n Europas nicht nur, sondern recht eigentlich aus allen Welttheilen haben auf
erühmten Hochschule ihre Bildung erhalten. G. ist aber auch vorzüglich da-
gnet, Ausländer anzuziehen, weil hier ungleich weniger als auf den mehrsten
deutschen Hochschulen Local- und Nationalgeist auch in wissenschaftlicher
ht vorherrschend war, vielmehr die Universität früh einen universell europäi-
haraktер annahm. Man hat das freilich nicht selten derselben sogar zum
rfe gemacht; aber jeder Unbefangene wird gar leicht darin übereinstimmen,
nn irgendwo, eben in den Wissenschaften der kosmopolitische Sinn gepflegt
soll. So hat sich G. früh durch die Vielseitigkeit der Vorlesungen, vorzüg-
der philosophischen Facultät ausgezeichnet; das politische und historische Stu-
dessen Interesse recht eigentlich ein universelles ist, hat hier immer vorzüglich
t. Es verdankt G. diese Richtung zunächst dem Minister v. Münchhausen,

dem unsterblichen Gründer der Universität, dann einzelnen trefflichen Männern, die in gleichem Geiste die Angelegenheiten der Universität gelenkt — unter diesen sind hier vorzüglich die beiden Brandes, Vater und Sohn, und der um die Georgia Augusta so hochverdiente Heyne anzuführen. Dazu wirkte noch die hohe Liberalität der Regierung, die nie das echte wissenschaftliche Forschen u. Streben beschränkte. Der anständige Ton der von jeher zu Göttingen in dem wissenschaftlichen Thun und Treiben herrschte, wirkte höchst wohlthätig auf den Ton unter den Studirenden zurück, wozu freilich auch wol der Umstand mit beigetragen haben mag, daß hier ein Zusammenfluß von jungen Männern aus den höhern Ständen sich fand, wie er nur selten in gleichem Maße auf andern deutschen Universitäten gefunden ward. Eine vorzügliche Stütze, die, auch abgesehen von den trefflichen Lehrern, in deren Auswahl die hanöv. Regierung mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen, der Universität eine dauernde Blüthe verspricht, besitzt G. an den mit königl. Freigebigkeit dotirten und fortwährend unterhaltenen und aus allen Stürmen glücklich geretteten vortrefflichen wissenschaftlichen Anstalten und Instituten aller Art, worunter der Bibliothek der erste Platz gebührt, die unter des sel. Heyne Leitung sich bereits zu einer der ersten von Europa erhob und fortwährend in gleich erfreulichem Wachsthume begriffen ist. (S. Bibliotheken.) So ist es gekommen, daß die Zahl der Studirenden zu Göttingen, trotz einzelner zum Theil durch die Zeitumstände herbeigeführter Unterbrechungen, stets beträchtlich war, und zumal in den letzten Jahren außerordentlich zugenommen hat. In dem Sommersemester (1825) zählte sie 1545 Individuen, darunter 807 Ausländer. Unter diesen sind etwa 200 Nassauer und 150 Braunschweiger mit begriffen. Unter den 89 Lehrern, welche in G. Vorlesungen ankündigen, nennen wir die ehrwürdigen Veteranen, Blumenbach und Eichhorn. Welche Wichtigkeit Göttingen für die Literatur erhalten hat, lernt man aus Pütter's „Göttingischer Gelehrtengeschichte", welche Saalfeld bis 1820 fortgesetzt hat, und aus Brandes's Beschreibung.

Gottorp, s. Holstein.

Gottsched (Johann Christoph), geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, empfing von s. Vater, welcher Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, und bezog schon 1714 die Universität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche er bestimmt war, zu dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akadem. Abhandlungen philosophischen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magister, und begab sich, um dem Militairzwang zu entgehen, 1724 nach Leipzig, wo ihn der königsberger Magistrat mit einem Stipendium unterstützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhistors, Joh. Burkh. Menke, der ihm die Erziehung s. Kinder anvertraute. Er hielt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften, und bekämpfte darin den damaligen durch den Lohenstein'schen Schwulst verderbten Geschmack, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzosen, anpries. 1726 erwählte ihn die poetische Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folg. J. bildete er dieselbe in die jetzt nur dem Namen nach bestehende Leipziger deutsche Gesellschaft um, deren Einfluß auf die deutsche Literatur damals bedeutend war. In der Folge entsetzte G. dieser Gesellschaft, und stiftete eine neue, welche sich die Gesellschaft der freien Künste nannte. 1728 gab er den ersten Entwurf s. nachher weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum ersten Mal s. „Kritische Dichtkunst" heraus. Beide Werke unterscheiden sich vortheilhaft von den herrschenden Lehrbüchern jener Zeit, insofern sie die Verunstaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländ. Wörter rügen, und dem in der Poesie herrschend gewordenen Schwulst entgegenarbeiten. In dems. J. besuchte G. s. Vaterland, wo er s. nachherige Gattin kennen lernte. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst. Er gab

„Beiträge zur kritischen Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Be-
keit" heraus, und fing s. unersprießlichen Bemühungen für die vaterländi-
hne an. 1734 wurde er ordentlicher Prof. der Logik und Metaphysik, gab
her s. „Ersten Gründe der Weltweisheit" heraus; ward hierauf Decemvir
versität, der philosoph. Facultät und des großen Fürstencollegiums Senior,
h mehrer gelehrten Gesellsch. Mitglied, und starb 1766. In unserer Lite-
G. ein warnendes Beispiel, zu welcher Schmach auch ein Schriftsteller von
n Bestreben und manchem unleugbaren Verdienst durch Einseitigkeit und
smus herabsinken kann. Durch diese Eigenschaften hat er es verschuldet,
gegenwärtig mit s. Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten
des Ungeschmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle ästhetische
s. Zeitalters nicht genugsam gezüchtigt werden kann. Seine Verehrer, die
s. ersten Auftreten für den Wiederhersteller der Dichtkunst und den Verkün-
guten Geschmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch Rost, Pyra, Lis-
dmer, Breitinger u. A. zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewand-
und gründlichen Beweisen G. mit so schwerfälligen Waffen begegnete,
ner völligen Niederlage nicht entgehen konnte. Was G. Gutes gewirkt, ist
enig zu verkennen als s. Abgeschmacktheiten. Verdienstlich war s. Eifer für
heit der deutschen Sprache, deren Genius er wenigstens ahnete, wenn er
ht Talent genug besaß, selbst Muster darin zu werden; verdienstlich sind
ine Bemühungen um die deutsche Grammatik und die Geschichte der ältern
Literatur. „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" (Leipzig 1748 u.
„Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst"
1757 u. 1765); „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache,
nd Beredtsamkeit" (8 Bde., 1732 — 44); „Das Neueste aus der anmu-
elehrsamkeit" (12 Bde., 1732 — 64.) Keiner Beachtung mehr werth
kritische Dichtkunst und Rhetorik". G. war kein Muster der Dichtkunst
t zum Reformator der deutschen Bühne geeignet. Er wollte die Oper und
als widersinnig ausrotten, die Komödie aber dadurch veredeln und reinigen,
n Hanswurst, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne ver-
Ja, er war grausam genug, in Gemeinschaft mit der Schauspieldirectorin
en ehrlichen Gesellen 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Was er
die Bühne lieferte, war frostig, steif und langweilig. So verkehrte Be-
en lieferten ihn in die Hände s. muthwilligen Gegner, deren Übergewicht
tschiedener ward, je mehr er sich ereiferte und mit stolzem Tone sie nieder-
wollte.

ottsched (Louise Adelgunde Victorie), Gattin des Vorigen, Tochter des
n Leibarztes Kulmus, geb. 1713 zu Danzig, empfing von ihrer Mutter
t in der deutschen und franz. Sprache. In der Folge bildete sie, besonders
s Lesen des englischen „Zuschauers", ihren Witz und Geschmack; ebenso
e sich in der Geographie und Geschichte ausgebreitete Kenntnisse, und im
und in der Tonkunst seltene Fertigkeit. Sie las die besten Werke der
rst und Beredtsamkeit, und die ernsthaftesten philosophischen Schriften.
den sie 1729 persönlich kennen lernte, unterhielt sie einen ununterbroche-
fwechsel, und verband sich mit ihm 1735. Sie lernte jetzt auch noch La-
nd Griechisch, half ihrem Manne bei s. gelehrten Arbeiten, und trat selbst
riststellerin, besonders als Übersetzerin, auf, ohne darum ihre häuslichen
zu vernachlässigen. Ihre rastlose Thätigkeit aber zerstörte ihre Gesund-
starb zu Leipzig 1762, im 49. J. ihres Alters. Mad. G. war eine Frau
liebenswürdigsten Eigenschaften. Mit seltenen Kenntnissen und einem
em Ernst verband sie alle weibliche Tugenden, Sanftmuth, Bescheidenheit
regste Gefühl für Liebe und Freundschaft. Die deutsche Sprache behan-

delte sie geschickter als ihr Mann, den sie an Witz und Verstand weit [illegible] Zwar sind ihre Gedichte und ihre Übersetzungen fremder Dichterwerke von [illegible] Werthe; dagegen aber zeigen ihre noch jetzt anziehenden Briefe sie als [illegible] Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und [illegible] Musen.

Götz (Johann Nikolaus), Dichter, geb. 1721 zu Worms, studirte 17[illegible] Theologie zu Halle. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Glei[illegible] men; mit Ersterm übte er sich in poetischen Arbeiten. 1742 ward er [illegible] und Hausprediger bei dem Freih. v. Kalckreuth, Commandanten von [illegible] J. darauf berief ihn die verwitw. Gräfin v. Strahlenheim zum Schloß[illegible] Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeister ihrer Enkel. Diese [illegible] ficiere bei dem Regimente des franz. Feldmarschalls, Grafen v. Sparre; [illegible] sich mit ihnen abwechselnd in Saarlouis, Metz und Strasburg, begleitete [illegible] auf die Ritterakademie nach Luneville, und ward 1747 Feldprediger bei [illegible] mente Royal-Allemand. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibr[illegible] 1754 Oberpfarrer und Inspector in Meisenheim, 1761 Pfarrer und [illegible] assessor in Winterburg, und endlich 1766 baden-durlachischer Superin[illegible] evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen der Ämter Kirchberg, [illegible] und Sprendlingen, als welcher er 1781 starb. Am vortheilhaftesten [illegible] in dem scherzhaften und empfindungsvollen Liede, das sinnliche Freuden [illegible] schildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der [illegible] Erzählung und in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen [illegible] alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und sanftes Gefühl. Dem [illegible] Dichters gemäß, ward s. sämmtl. poetischer Nachlaß Ramler übergeben, [illegible] dem Titel „Vermischte Gedichte von J. N. Götz" (Manheim 178[illegible] ausgab, sich aber wahrscheinlich manche Änderungen erlaubte, die [illegible] eines gleichen Dankes werth sind. S. die kritischen Briefe von Voß über [illegible] Ramler.

Götze ist jeder Gegenstand göttlicher Verehrung von dem Standpu[illegible] sen aus betrachtet, der diesen Gegenstand einer solchen Verehrung für [illegible] hält. So nennen wir, die wir an Einen Gott glauben, Alle, welche [illegible] Einen Gott, sondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geschöpf der [illegible] anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die Meinung [illegible] wir von dem Gegenstande ihrer Anbetung haben. Selbst irdische Dinge, [illegible] Wollust, nennen wir Götzen, wenn sie das höchste Ziel aller Bestrebung[illegible] Menschen werden, der ihnen Alles aufopfert, was vernünftige Menschen [illegible] Schätzenswertheste in sich halten. Im engern Sinne bezeichnet man [illegible] die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgestellt, und denen Ehren[illegible] gen erwiesen wurden. Daher kann man die Statuen der heidnischen [illegible] welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken aufbe[illegible] den, Götzen nennen, in Rücksicht auf Das, was sie in den Tempeln [illegible] waren. Der Mensch muß eine hohe Stufe geistiger Bildung erhalten [illegible] er aufhören soll, sich s. Gott durch Bilder sichtbar zu machen. [illegible] Verbot: Du sollst dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, spricht [illegible] eine sehr hohe Ausbildung Dessen, der es zuerst unternahm, einen Gottes[illegible] Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich [illegible] Geschichte der häufigen Rückfälle s. Volks in die verbotene Bilderan[illegible] Beweis, wie schwer es halten müsse, den Menschen bei einer bloß geistigen [illegible] verehrung fest zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, so [illegible] besonders in den Götzenbildern die Beschäftigung, der Charakter, die [illegible] verschiedenen Völker auf das deutlichste ausgedrückt. Von dem rohen, [illegible] behauenen Klotz und Stein, bis zum Jupiter Olympius und der Minerva [illegible]

elch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen! Die abscheulich-
anständigsten Mißgestalten, die ungeheuersten Zusammensetzungen von
, und selbst von Thier und Mensch behaupteten ebenso gut ihre Plätze auf
ren und in den Heiligthümern, als die unübertroffensten Ideale der Phan-
der Kunst. Leicht zu begreifen ist es, wie gebildete Völker ihre Götter
rdiger im Bilde darstellen zu können glaubten, als durch riesenhafte und
schöne Nachahmung der Menschengestalt; desto schwerer aber fällt es, eine
tende Erklärung davon zu geben, wie es selbst bei der unvollkommensten
ng von dem Göttlichen möglich gewesen ist, einen würdigen Ausdruck des-
Zerrbildern, und scheußlichen Schreckgestalten zu finden.

ö t z e (Johann Melchior), Senior des Ministeriums zu Hamburg, ein, u.
Zionswächters zu s. Zeit bekannter Polemiker oder Streittheolog. Er
halberstadt am 16. Oct. 1717 geb., studirte zu Jena und Halle, ward
junct des Ministeriums zu Aschersleben, 1750 zweiter Prediger an der
kirche zu Magdeburg, 1752 Pastor, 1755 Pastor an der Katharinen-
Hamburg, 1760 Senior, und starb den 19. Mai 1786. Er hatte auf
enigen, welche Aufklärung zu befördern suchten, ein wachsames Auge.
Alberti (ein helldenkender College G.'s), Büsching, Göthe (wegen der
Werthers"), Bahrdt und Semler waren die vorzüglichsten Gegenstände s.
t. Er hat viel geschrieben, u. A. Predigten und Streitschriften, die mit
gessen sind. Seine Vertheidigung und s. ausführliche „Vertheidigung
lutenstischen Bibel gegen Wetstein und Semler" (Hamburg 1765), sowie
ch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom J. 1470 —
halle 1775), Verzeichniß s. Sammlung seltener und merkwürdiger Bibeln
denen Sprachen mit kritischen u. literarischen Anmerkungen (Halle 1777)
ortsetzung (1779) beurkunden ihn indeß, auch nach dem Zeugnisse s. Geg-
einen Mann nicht ohne Kopf und Kenntnisse. Seine Neigung, in jeder,
nigen abweichenden, theologischen Ansicht Socinianismus (s. Sociania-
ittern und dagegen zu warnen, gab zu mancher lächerlichen Anekdote Ver-

t z e (Johann August Ephraim), der jüngere Bruder des Vorigen, geb.
rb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In s. frü-
en war die Theologie s. Hauptstudium. Bei den Streitigkeiten, welche
mit den angesehensten Theologen führte, ergriff er keine Partei, sondern
bst der Wahrheit nach, und warnte s. Bruder vor den Ausbrüchen einer
n Hitze. Schon über 40 J. alt, wurde er durch zufällige Versuche mit
oskop veranlaßt, sich den naturhistorischen Wissenschaften zu ergeben, und
darin solche Fortschritte, daß er bald unter die vorzüglichsten Naturhistori-
hlands gezählt wurde. Er war ein Mann von seltener Thätigkeit; mit
lichen Beurtheilungskraft verband er ein äußerst treues Gedächtniß und
neine Lebhaftigkeit des Geistes, bei welcher es ihm unmöglich ward, einen
nen Plan unvollendet zu lassen. Außer einigen gelehrten Werken, vor-
er die Eingeweidewürmer, die s. Ruhm bei der Nachwelt sichern, hat er
chriften, die unter den Namen des „Nützlichen Allerlei", „Cornelius",
Menschenleben und Vorsehung" bekannt sind, unstreitig das Meiste dazu
n, daß der Glaube an übernatürliche Ereignisse, und verjährte Vorurtheile
der Natur, immer mehr verschwanden.

u d a oder T e r G o u w, Stadt am Flusse Gouewe, einem Ysselcanal,
lland, hat 4000 H. (darunter die St.-Johanniskirche mit den schönsten
lden) und 12,000 Einw. Der Hauptnahrungszweig derselben, die Ver-
hönerner Tabackspfeifen, beschäftigt noch jetzt 2400 Arbeiter, die jährlich
ill. holländ. Gulden (833,333 Thlr.) Waare liefern. Diese Fabrication

ist ein merkwürdiges Beispiel des ehemaligen Gewerbfleißes der Holländer, indem die traßartige Thonerde, woraus man die Pfeifen brennt, nicht im Lande gefunden, sondern aus der Gegend von Lüttich, Köln und Koblenz hergeführt wird. Der gegenwärtige Verbrauch beträgt ungefähr 12,000 Tonnen Erde, die etwas über 100,000 Gulden kosten. Die Verminderung des Absatzes an Pfeifen hat ihren Grund darin, daß man auch in andern Ländern Fabriken der Art angelegt hat, deren Erzeugnisse zwar den holländischen an Güte nachstehen, wegen ihres geringen Preises aber doch immer Abnahme finden.

Gourgaud (Gaspard, Baron de), Generaladjutant des Kaisers Napoleon und einer von dessen Gefährten auf St.-Helena, geb. 1783 zu Versailles von bürgerlichen Ältern, kam aus der polytechnischen Schule als Lehrer der Fortification an die Militairschule zu Chartres, und später an die zu Metz. 1801 trat er in das reitende Artillerieregiment, und ward dem Artilleriegeneral Foucher zugeordnet. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich unter Lannes, bei der Einnahme der Donaubrücke in Wien, und bei Austerlitz, woselbst er verwundet ward, aus. Auch that er sich hervor bei Jena 1806, dann 1807 in Polen, hierauf 1808 bei der Belagerung von Saragossa, und 1809 in den Schlachten von Abensberg, Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Eßlingen und Wagram. Nach dem Frieden führte er als Director der Gewehrfabrik zu Versailles einige Verbesserungen in der Anfertigung der Lanzen und Gewehre ein. Darauf ward er nach Danzig gesendet, die Stärke dieses Platzes im Fall eines Krieges mit Rußland zu untersuchen und in der Stille eine Menge Belagerungs- und Brückengeräthe anfertigen zu lassen. Sein Bericht hierüber erwarb ihm die besondere Zuneigung des Kaisers, der ihn nun in die Zahl der Ordonnanzofficiere aufnahm. Spätere Verdienste erwarben ihm 1812 den Adelsstand, und ein Majorat von 2000 Fr. jährl. Eink. Nach dem Feldzuge in Rußland, wo er fast allen Treffen und Schlachten beigewohnt hatte, erhob ihn Napoleon zum Baron. Auf dem Rückzuge durchschwamm G. mit s. Pferde zwei Mal die Beresina, um die Errichtung der Brücke zu leiten. 1813 nahm er als des Kaisers erster Ordonnanzofficier an den Schlachten von Lützen und Bautzen Theil, und erhielt während des Waffenstillstandes die Oberleitung des Artilleriewesens. Sein Bericht an den Kaiser über die Haltbarkeit von Dresden, vom 24. Aug., ward die Veranlassung, daß Napoleon statt über Königstein in den Rücken der Verbündeten vorzudringen, sich nach Sachsens Hauptstadt eilte, um diesen Waffenplatz zu behaupten. Eine abermalige Dotation von 6000 Fr. und die Ernennung zum Officier der Ehrenlegion belohnten G.'s einsichtsvolle Thätigkeit. Nach der Schlacht von Leipzig beauftragte ihn der Kaiser, die Brücke von Freiburg beim Einbruch der Nacht abzubrechen; er zögerte indeß damit bis zu Anbruch des Tages, und rettete hierdurch das Corps Marschalls Oudinot. Bei der Rückkehr nach Frankreich wandte Napoleon ihm besonders mit bei der Wiederherstellung der Armee an. Nach der Schlacht von Brienne rettete G. dem Kaiser dadurch das Leben, daß er einen Kosacken, der sich mit einigen Kameraden in den Rücken der Armee geschlichen hatte und eben im Begriff stand, Napoleon niederzustoßen, mit einem Pistolenschuß tödtete. Für diese That schenkte ihm der Kaiser den Degen, den er auf seinen Feldzügen in Italien getragen hatte. Später zeichnete sich G. in den Schlachten von Nangis, Laon und Rheims aus, wo ihn Napoleon zum Obristen und Commandanten der Ehrenlegion ernannte. Als der Kaiser abdankte, setzte er, dem ihm bis zum letzten Augenblicke treu blieb, den Obristen G., eine Summe von 50,000 Fr. aus s. Privatvermögen aus, die dieser jedoch so wenig wie die Andern, welche Napoleon auf gleiche Art bedacht hatte, erhielt, obschon die Auszahlung derselben in der Entsagungsacte festgesetzt worden war. Als Napoleon nach Elba sich begab, kehrte G. nach Paris zurück, wo er zum Vorsitzer einer Commission zur Untersuchung einer neuen Art Gewehre ernannt wurde, und von dem Herzoge von Angouleme das Ludwigskreuz erhielt; auch er

n zum Chef des Etatmajors der 1. Militairdivision. Bei den Ereignissen
rz 1815 folgte er der Stimme der Pflicht, bis die Bourbons flohen, wo
n Napoleon zu sich berief, den er nun nicht mehr verließ. Nach dem glück-
Lage bei Fleurus ernannte ihn der Kaiser zum Generaladjutanten und auf den
von Waterloo war Gourgaud der letzten Einer, welcher wich. Hierauf folgte
rrn nach Malmaison, dann nach Rochefort, von wo aus ihn der Kaiser mit
kannten Briefe vom 14. Juli an den Prinzregenten von England sendete.
e Gunst erbat sich G. das Glück, s. Kaiser begleiten zu dürfen. Drei J.
auf dem öden Eilande, als eine langwierige Krankheit s. Entfernung von
lena nothwendig machte, indem die Ärzte erklärten, er könne nur in Europa
lt werden. So kam er nach England, von wo aus er an die in Aachen ver-
en Monarchen und d. 25. Aug. 1818 an die Kaiserin Marie Louise schrieb,
raurige Lage darstellte, in welcher sich der Kaiser befand. Darauf gab er
richt über die Schlacht bei Waterloo heraus, wodurch sich sowol der Herzog
llington als das engl. Ministerium beleidigt fühlte. Er ward verhaftet, s.
beraubt, und in dem hülflosesten Zustand nach Kuxhaven geschickt. Seit-
er mehre Jahre umher; vergebens bat s. 75jährige Mutter bei der Kam-
Deputirten um die Erlaubniß zu s. Rückkehr nach Frankreich, bis sie endlich
ister der auswärt. Angelegenheiten, Pasquier, im März 1821 bewilligte. —
Nachricht von dem Tode des Kaisers übergab General G. im Verein mit
ine Bittschrift an die Kammer, daß Frankreich die sterblichen Überreste s.
rückverlangen möchte, was aber keinen Eingang fand. Da man ihn, der dem
de 20 J. mit Auszeichnung gedient, während s. Aufenthaltes auf Helena,
listen der Armee gestrichen hatte, so würde s. Loos drückend geworden sein,
t die Großmuth s. kaiserl. Freundes ihn durch ein Vermächtniß unabhängig
G. hat sich mit der T. des Grafen Röderer, ehemaligen Conventsmitglie-
achherigen Senators, vermählt, und ist beschäftigt, aus dem reichen Schatze
rungen und der ihm von Napoleon mitgetheilten Umstände und Papiere,
ichte der Feldzüge des Kaisers zu schreiben. Seitdem hat er mehre Theile
noires de Napoléon", nach dessen Dictaten (London 1823), herausge-
1825 schrieb er gegen Ségur's Werk über den Feldzug Napoleons und der
mee in Rußland, eine meist gegründete, aber sehr bittre Kritik, („Exa-
que etc."), die einen Zweikampf mit Ségur zur Folge hatte. Der Ge-
nant Graf Partonneaux hat in s. „Campagne de Russie, la 12me
la grande armée, 9me corps à Borissow le 27. et 28. Nov. 1812",
gur als Gourgaud in vielen Stücken widerlegt.

z z i (Carlo, Graf), Lustspieldichter, geb. zu Venedig gegen 1718, wid-
en Studien, ohne Wahl einer Bestimmung. Der erste Gegenstand s.
ungen war die toscanische Sprache, deren eigenthümlichen Geist er sich
nehr als irgend ein andrer venetianischer Schriftsteller aneignete. Er
ersten Gebrauch davon in burlesken Gedichten, denn sein anfangs ernster
hatte sich zu Scherz und Spott gewendet. Die Zerrüttung, in welche
gerieth, nöthigte ihn, in s. 16. Jahre Kriegsdienste zu nehmen und nach
zu gehen, wo er s. Studien und Plane aus dem Gesicht verlor. Aber
e mit Eifer wieder vor als er 19 J. alt nach Venedig zurückgekehrt war,
die Angelegenheiten s. Familie ihn mannigfaltig beunruhigten. Er ward
er seltsamen Akademie der Granelleschi, deren Sitzungen vornehmlich
und würzte. Mit übertriebenem Eifer verfolgte er den schlechten Ge-
Der Beifall, den Chiari's dramatische Arbeiten fanden, erregte s. Galle
matten und zugleich schwülstigen Dichter. Nicht minder war Gol-
) ein Gegenstand s. Angriffe. Chiari und Goldoni, vorher selbst mit
eins, vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen G., aber

sie waren einem so gewandten, erfindungsreichen, an Witz und Laune [illegible] chen Gegner nicht gewachsen. Einen gewaltigen Aufruhr erregte G.'s „I[illegible] degli influssi per l'anno bisestile" (1757), welche er in einer Sitzung [illegible] neliesch i (s. d. fg. A.) als deren Wortführer gegen die Feinde der [illegible] und des Geschmacks er sich ansah, vorgelesen und s. Freunde Farsen [illegible] hatte. Dieser ließ sie in Paris drucken und verbreitete sie unerwartet in [illegible] Goldoni trat mit einem großen Gedicht in Terzinen dagegen auf, zog sich [illegible] durch nur neuen Spott von G. zu. Diese Streitigkeiten führten G. auf [illegible] Gattung von Lustspielen, die nach Willkür rein phantastisch sein, oder sich [illegible] Pfeilen der Satyre waffnen konnten. Sacchi, der treffliche Harlekin Truf[illegible] s. in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Gesellschaft war durch Goldoni [illegible] Untergange nahe gebracht. G. machte ihre Sache zu der seinigen und stritt [illegible] entgeitlich für sie. Sein erstes Stück, das nur eine Art von Prolog war, [illegible] Carneval 1761 einen ausnehmenden Erfolg. Statt aus dem bürgerlichen [illegible] schöpfte G. s. Stoff aus den Feenmärchen, womit Ammen und Mütter [illegible] Kinder zu unterhalten pflegen, und so benutzte er das Märchen von den drei [illegible] ranzen zu einem Prolog bei Eröffnung des Theaters und zu einer unerschöpflichen Quelle von satyrischen Streichen gegen die Schauspieler, die nur nachbeten, was ihnen der Autor vorschreibt, und gegen die Autoren, denen Erfindung und Genie fehlt, die immer schreiben wollen, aber immer schlecht schreiben. Zu dem Ganzen, das durch drei Akte durchgeführt wurde, machte er nur den Entwurf. Auf ähnliche Weise benutzte er das Märchen vom Raben zu einem [illegible] in 5 Akten. Es ist größtentheils ausgeführt und mit ernsthaften, rührenden selbst pathetischen Scenen gemischt. „Turandot, Prinzessin von China", [illegible] Schiller's Bearbeitung auch auf unserer Bühne bekannt, gefiel nicht minder, sie mehr phantastisch als wunderbar und das Wunderbare weniger populär lustigend ist. Desto mehr erfüllte der „König Hirsch", der im Jan. 1762 Bühne kam, alle Bedingungen dieser neuen Gattung, die allerdings durch [illegible] ient der Schauspieler ungemein gehoben wurde. Noch sechs Feenmärchen folgten: „Die Frau Schlange", „Zobeis" (die er eine Tragedia fiabesca und deren Stoff und Styl sich zuweilen bis zum Tragischen erhebt); „Das [illegible] biaue Ungeheuer"; „Die glücklichen Bettler" (Fiaba tragicomica), dem [illegible] piatz Samarkand ist, „Das schön grüne Vögelchen" (von allen das [illegible] spiel), und „Der König der Geister". In allen diesen dramatisirten Feenmärchen brachte G. die sämmtlichen Masken an und ließ ihnen die freieste Entwickelung, sind, sagt A. W. Schlegel, Stücke auf den Effect, wenn es je dergleichen hat, von kecker Anlage, noch mehr phantastisch als romantisch, wiewohl [illegible] unter den ital. Lustspieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Anlage ist keineswegs künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze [illegible] Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksmäßig und folgt dem Geschmack Landsleute in robusten Situationen. Die so stark aufgetragene Wunderlichkeit Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmärchen zum Gegensatz. Die Willkür der Darstellung ging in dem ernsthaften Drama im beigesellten Scherz, gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus, hierin fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er nicht einsah; die prosaischen aus dem Stegreif spielenden Masken bilden einen [illegible] lichen Gegensatz des poetischen Theils und sind gleichsam ein in die Darstellung hineingelegtes, mehr oder weniger leise angedeutetes Eingeständniß der [illegible] den Einseitigkeit desselben in dem Antheil der Phantasie und Empfindung, [illegible] das Gleichgewicht wiederhergestellt wird. Aber aller dieser Vorzüge [illegible] haben G.'s Märchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und [illegible] bleibenden Spuren hinterlassen. In der Gesellschaft Sacchi entstanden [illegible]

G. vergeblich beizulegen suchte. Mehre Mitglieder verließen sie. Eine e Schauspielerin, Signora Ricci, die mehr den Namen als das Talent da- trat 1771 in die Gesellschaft und gewann G. dergestalt für sich, daß er sie besondern Schutz nahm. Um ihr tragische Rollen, die ihr am meisten zu- zu verschaffen, unternahm G. neue Arbeiten. Er übersetzte den „Fayel" aud, den „Graf Essex" von Thomas Corneille, den „Gustav Wasa" von nd bearbeitete nach dem Spanischen die „Philosophische Prinzessin", den h der Freundschaft" („Il Cavaliere amico"), „Doris", „Die entwaffnete („La Donna vendicativa"), den „Sturz der Donna Elvira", „Das Geheimniß", „Ximeo Pardo" u.s.w. Auch hier hat er meist die ital. Mas- vebt, ihre Scenen aber unausgeführt gelassen. Das letztgenannte Stück kam die Bühne und wurde von ihm, mit einigen andern zu verschiedenen Zei- riteten, 1791 herausgegeben, nachdem er schon 1772 eine Ausg. s. Werke . besorgt hatte. Außer s. dramatischen Arbeiten enthält diese Ausg. eine ig der Satyren des Boileau, ein moralisch-satyrisches Gedicht, betitelt one", ein romantisches Epos in Ottaven, „La Marfisa bizarra" be- auch aus dem Sagenkreise Karls des Gr. und s. Ritter gezogen, die „Tar- Gedicht in Ottaven u. d. T.: „Il ratto delle fanciulli castellane", eine zu den Schriften der Akademie der Granelleschi, verschiedene satyrische shafte Stücke gegen Chiari und Goldoni, und endlich Novellen. G. r sich selbst „Memorie inutili della vita di Carlo Gozzi", welche durch hümlichkeit s. Charakters und s. Darstellung gleich anziehend sind. Er n ersten J. des 19. Jahrh.

Gozzi (Gasparo, Graf), geb. zu Venedig 1713, der älteste Bruder des mete sich ebenfalls in der Literatur aus. Petrarca's Dichtungen mach- sparo, dessen Charakter sich zum Stillen und Schwärmerischen neigte, meinen Eindruck. Er studirte sie immerwährend und die Bekanntschaft chterin Louise Bergalli gab ihm Stoff, sie nachzuahmen. Bald verband mmer mit dieser poetischen Freundin. Da diese thätige und umsichtige anzielle Zerrüttung der sonst reich gewesenen Familie nicht aufhalten rnahm Gasparo, von ihr dazu veranlaßt, das Theater St.-Angelo, wo- neue Verwickelungen herbeigeführt wurden, die am Ende, obschon Mad. in mit dem Geschäft der Direction befaßte und ihr Gatte sich um nichts r, durch das ewige Rennen und Laufen im Hause und Umherziehen in denen Quartieren der Stadt, für ihren Gatten so lästig wurden, daß er Entschluß faßte, sich um jeden Preis Ruhe zu verschaffen. Er nahm miethete sich in aller Stille eine kleine abgelegene Wohnung und vergrub zwischen s. Büchern, von nun an bloß s. Studien lebend. Einige dra- rsuche, sowol in der Tragödie als Komödie, fanden nur getheilten Bei- nehr s. moralischen und kritischen Abhandlungen. G. galt für einen der ersten Kritiker und der reinsten und elegantesten Stylisten Italiens, wie Würdigung und Abweisung der sogenannten „Briefe von Virgil" über dem Exjesuiten Bettinelli, beweist. Überhaupt kämpfte er beständig s. Zeit in Italien hereinbrechenden Ungeschmack, und wies immer auf eller aus der guten Zeit, einen Dante, Petrarca, Ariosto u. s. w. hin, auch in die Gesellschaft der Granelleschi aufgenommen wurde, die den- theils durch Ernst, theils durch Spott und Satyre, öfters auch durch ielereien und Lazzi, zu erreichen suchte. Daher gaben sich die geistrei- r, welche diesen Verein in Venedig bildeten, obigen Namen, der (von nem Provinzialismus) so viel als Schalksnarren oder dgl. bedeutet. Zu versah G. das Amt eines Censors und Aufsehers über die Buchdrucke- edig, und die kleinen Einkünfte, die dies abwarf, reichten eben hin, ihm

fortzuhelfen. Später trug man ihm von Padua aus ein ehrenvolleres und einträglicheres Geschäft auf. Die Universität dieser Stadt sollte in allen ihren Theilen eine völlige Reform erfahren, und G. ward ersucht, einen Plan dazu zu entwerfen. Ein Gehalt von 600 Dukaten jährl., so lange die Sache bis zur völligen Ausführung dauerte, und außerdem mehre Gratificationen, waren der Lohn. G. rettete sich dadurch aus den Verwickelungen, in welche ihn die Theaterspeculation s. Gattin gestürzt hatte, und verlebte einige angenehme Jahre in Padua, während welcher Zeit er auch s. Frau verlor, die er, trotz dem vielfältig gemachten Kummer, aufrichtig betrauerte. Zurückgekehrt nach Venedig, wo der Senat, in Betracht s. Dienste in Padua, ihm den größten Theil s. dortigen Gehaltes ließ, ward er durch Kränklichkeit genöthigt, die feuchte Luft dieses Ortes zu meiden; er ging deßhalb wieder nach Padua, wo er sich mit einer alten Freundin, einer Mad. Genet, die ihm so viel Sorgfalt erwiesen hatte, aus Dankbarkeit verband. Bald darauf starb er 71 J. alt, im Dec. 1786. Als Kritiker zeichnete sich G. durch Tiefe und Schärfe des Urtheils sowol wie durch Unparteilichkeit und Bescheidenheit aus. S. „Giudizi degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante etc.“ (Venedig 1758, 4.) kann ein Muster in dieser Hinsicht genannt werden. Außer andern Schriften hat man auch noch „Opere in versi e in prosa“ (Venedig 1759, 6 Bde.) von ihm, die meist aus Übertragungen franz. Trauer- und Lustspiele bestehen. F. G.

Grab, heiliges, s. Heiliges Grab und Görlitz.

Grabmal, s. Denkmal.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei Römer, die, indem sie die Republik erneuen und das Wohl des Volks fest begründen wollten, Anlaß zu den bürgerlichen Unruhen in Rom gaben, deren Opfer sie selbst wurden. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 J. älter als s. Bruder, war ein Mann von großen Talenten und schätzbaren Eigenschaften. Er sowol als s. Bruder erhielten von ihrer trefflichen Mutter — frühe verloren sie ihren Vater — Cornelia, T. des großen Africanern Scipio, eine sorgfältige Erziehung; in spätern Jahren hatte griech. Philosophie ihren Geist gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelsten und angesehensten Roms. Tiberius hatte sich früher als Krieger ausgezeichnet; unter der Anführung s. Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Eroberung Karthagos der Erste auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur um diente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quästor des Consuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Hier rettete des jungen G. hohes Ansehen, in dem er selbst bei diesen Feinden Roms stand, durch einen Vertrag, der, ohne schimpflich zu sein, den Numantinern ihre Unabhängigkeit zusicherte, viele Bürger; ja sie gaben dem Quästor s. nebst dem Gepäck verlorenen Rechnungen und Papiere mit rührenden Dankungsbezeugungen zurück. Aber der römische Senat vernichtete den Vertrag und beschloß, um diese Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, Diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Numantinern auszuliefern; darum ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere gegen Numantia abgeschickt. Das große Ansehen jedoch, dessen G. schon damals genoß, rettete ihn von einer so schimpflichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert. Dieser Vorfall gab s. politischen Leben die bestimmte Richtung, als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Er bewarb sich um die Würde eines Volkstribunen, die s. Person, während er sie bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand setzte, s. großen Entwürfe zum Besten des Volks auf gesetzlichem Wege auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des souverainen römischen Volks, das er besonders bei s. letzten Reise von der Provinz nach der Hauptstadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Ur-

undeigenthümer in Italien zu vermehren, und dadurch der Armuth des gro-
aufens, sowie den meisten Übeln, an denen die Republik litt, abzuhelfen.
Römer Neuerungen nicht liebten, suchte er s. Zweck durch die Erneuerung
lten, schon vor 232 J. gegebenen, aber lange vergessenen Gesetzes zu errei-
Damals war nämlich auf den Vorschlag des Volkstribuns Licinius Stolo
stigen Streitigkeiten das Gesetz durchgegangen, „daß Niemand über 500
Jugera zu 28,000 Quadratfuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomaine,
iblicus) besitzen sollte; das Übrige sollte unter die Plebejer gleichmäßig ver-
erden". Dieses Gesetz, das nun, nach G., das Sempronische, oder vor-
se das Ackergesetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehre mildernde
mungen hinzu. So sollten für die aufgeführten Gebäude und andre Ver-
gen die Besitzer entschädigt werden; jeder unmündige Sohn sollte die Hälfte
ugera) besitzen dürfen, und der mündige konnte als Bürger und Hausvater
ze besitzen. Dennoch fand des Sempronius Vorschlag den heftigsten Wi-
bei der herrschenden Partei (der Adeligen). Auch wurden dadurch die italieni-
lker verletzt. Sie hatten seit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundes-
des römischen Volkes" durch Geldbeisteuern und Truppencontingente eigent-
ömische Macht gehoben, und unter verschiedenen Titeln manche Strecken
schen Gemeinlandes an sich gebracht. Es ist wahrscheinlich, daß Tiberius
unter ihnen, besonders den Lateinern, zur Entschädigung das römische Bür-
allen aber mehr Schutz gegen die Erpressungen einzelner römischer Magi-
sonen versprach. Ihm entgegenzuwirken gewann der Senat einen der
bunen, den Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann.
Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, sein Gesetz 19 Tage hin-
entlich ausgestellt hatte, dasselbe den versammelten Bürgern zum Abstim-
egen wollte, sprach dieser dagegen sein Veto aus, wodurch das ganze Unter-
uf einmal gescheitert schien. Tiber machte zwar jetzt von s. ganzen Macht-
rauch, versiegelte die Schatzkammer und untersagte allen Behörden die Aus-
res Amtes, aber er sah, daß er damit wenig ausrichtete. Er wagte daher
en und bisher in der römischen Geschichte unerhörten Schritt. In der
Volksversammlung trug er auf die Absetzung des Octavius als eines unge-
olksvorstehers an. Von den 35 Tribus hatten schon 17 für die Absetzung
; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war s. Jugendfreund gewesen), und bat
vor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieser hieß ihn die Abstimmung
und kaum war durch die nächste Tribus die Mehrzahl für die Absetzung
n, so warf sich der wüthende Pöbel auf ihn, da er mit s. Würde zugleich
etzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tiber's, der
andte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines
der sich für ihn aufopferte, und die Anstrengungen der Aristokraten rettete
en. Noch in derselben Volksversammlung ward das Gesetz vom Volk
nen, und drei Commissarien die Vollziehung übertragen, dem Tiber selbst,
ngern Bruder Cajus und seinem Schwiegervater Appius Claudius. Nun
t sich alle Schwierigkeiten, die der Ausführung im Wege standen, in ih-
t Lichte; schon die Vorarbeit, die Untersuchung, was Gemeinland und
er sei, hatte deren im vollem Maße; die Klagen und Beschwerden aus
nden Italiens häuften sich, und Tiber's Popularität fing an zu sinken,
Gegner nicht unthätig blieben. Indessen kam der Aug. des J. 620, wo
ren für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und G., der indessen
Vorschläge sich in der Gunst des Volks wieder zu heben versucht hatte,
h von neuem um diese Würde. Da im Gegentheil die Aristokraten Alles
dies zu verhindern, stieg die Gährung in Rom auf das höchste. Ohne
Zahl zu kommen, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden besetzten

zahlreiche Volkshaufen das Forum, der Senat versammelte sich in dem nä
nen Tempel der Treue (Fides). Vergebens suchte Tiber zu dem tobenden
haufen zu reden; um anzudeuten, sein Leben sei in Gefahr, zeigte er auf
Sofort schrieen s. Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, fal
war diese Anschuldigung; aber was glaubt die Leidenschaft nicht, wenn
verhaßten Feinde die Rede ist? Scipio Nasica, aus einer der vornehmst
lien, gewesener Consul, großer Grundbesitzer, und daher leidenschaftlicher
krat, erhob sich, von den Consuln fodernd: „daß sie Gewalt brauchen
und als diese mit weiser Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhi
die Republik lieb hat, folge mir nach", und verließ mit s. Anhängern in
Eile die Curie. Der ganze Haufe, mehrentheils Senatoren und gewes
strate, bewaffnete sich mit Stöcken, Keulen und dgl., und that einen
das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieser Männer,
Furcht, ihnen Platz machte; wenige setzten sich zur Wehr. So entstand ein
gemenge, in welchem Tiber selbst mit 300 s. Anhänger erschlagen wurde.
mit diesem ersten Bürgerblute konnte die einmal erregte Gährung unmöglich
werden. Es bildete sich eine demokratische Partei, als Gegnerin des
sich ebenfalls mit schonungsloser Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt.
sten Wortführer drängten sich zum Tribunat, mit G.'s ehrwürdigem N
ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erschütterte der Volkstribun Carbo
nach Tiber's Tode durch neue Vorschläge die Ruhe des Staats. Ein
häuptling, Fulvius Flaccus — Carbo trat späterhin wieder zu der
Partei über — ward selbst Consul, und würde in diesem hohen Posten
ruhen erregt haben, da er den Bundesgenossen große Versprechungen
ihm nicht der Senat einen Oberbefehl in Gallien gegeben. Auch gab die
ernde, obwol wenig wirksame Ausführung des Sempronischen Gesetzes,
Tiber's Tod keineswegs aufgehoben war, den Unruhen immer neue N
die Stelle des ermordeten Tiber war Licinius Crassus, Schwiegervater des
G. erwählt; und als dieser starb, bildeten Carbo, Fulvius Flaccus und
die zur Ausführung des Gesetzes bestimmte Commission. So hatten sich
teien mit abwechselndem Erfolge bekämpft, als der jüngere G., 10 J.
Tode s. Bruders (J. R. 630) das Tribunat erhielt. Mit vielseitigern
zendern Talenten als s. Bruder, verband er eine stürmische, den Zuhörer
Beredtsamkeit. Als Tribun erneuerte er zuvörderst das Gesetz s.
rächte sein Andenken, indem er mehre der heftigsten Gegner desselben aus
vertrieb. Zugleich setzte er das Gesetz durch: „daß den Dürftigen in Rom
wisses an Getreide monatlich vertheilt werden solle"; und durch ein andres
leichterte er den Kriegsdienst, und sicherte den Soldaten außer dem Sold
dung. Zugleich ließ er mehre Heerstraßen durch Italien ziehen. Das
einen grenzenlosen Enthusiasmus für s. Liebling, s. Gegner waren geschreckt
täubt, so wurde es ihm leicht, die Erneuerung s. Würde für das folgende
erhalten. Sein Versuch, 300 Ritter in den Senat zu bringen, scheiterte
wurden auf s. Antrag den Senatoren die Gerichte genommen, und dem
übertragen. So entstand ein neuer politischer Stand im römischen
zwischen Senat und Volk in der Mitte stehend, auf die folgende
wichtigsten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen
Mittel, G. zu stürzen. Ein gewonnener Tribun, Livius Drusus,
noch größere Versprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen,
dem Senat noch größere Popularität zu verschaffen. Daher geschah es
das dritte Tribunat nicht erhielt, wogegen einer s. heftigsten Feinde,
Consul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor des Consuls

, gab dem Senate Gelegenheit, die Consuln zu ermächt'gen, mit gewaffneter zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Ge- s G. aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man be- ete es als ein Beispiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Ge- gab der Gährung neue Nahrung. G. erschien auf dem Forum, Flaccus hatte hänger bewaffnet. Da that Opimius mit einer wohlbewaffneten Schar ge- Krieger einen Angriff auf das Volk. An 3000 wurden erschlagen, und G. von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth s. Feinde. ckergesetz ward späterhin aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war S. H. K. Reiff's, „Geschichte der römischen Bürgerkriege vom Anfang der hischen Unruhen bis zur Alleinherrschaft des Augustus" (Berlin 1825).

Gracioso, der theatralische Beiname des Possenreißers, oder lustigen Be- r, einer komischen Maske, oder stehenden Rolle, die in allen drei Arten des hen Lustspiels, besonders aber in den Intriguenstücken (Comedias de capa da) unter verschiedenen Namen vorkommt, dem Hanswurst ähnlich. Mit arlekin der ältern Bühne, wovon man ihn hat ableiten wollen, hat er insv- hnlichkeit, daß er zuweilen etwas plump und gefräßig ist, andre Züge aber, dtigkeit und Furchtsamkeit, hat er nicht mit jenem gemein. Man könnte i Sosias des Plautus, oder im Davus und andern Sklavenrollen des Terenz uster finden. Bei Lope de Vega ist diese allgemeine Charakterform zuweilen n Tölpel derselbe Charakter, wie ihm denn überhaupt die spanischen Dichter mannigfaltigste Weise Nebenzüge beilegen, ihn bald sehr verschlagen und klug, ssirlich einfältig schildern. In einigen Stücken kommt ein zweiter Gracioso so secundo) vor, ja man findet auch wol noch mehre. Selten wird diese Cha- aske als Werkzeug gebraucht, durch ihre Listen die Verwickelung zu knüpfen, der lustige Diener dient meist nur dazu, die Triebfedern, die s. Herrn be- n, zu parodiren, was oft auf die anmuthigste und geistreichste Weise geschieht. Lustspielen des Augustin Moreto y Cabana zeichnen sich die Rollen des G. ücklichen Witz besonders aus. In der Musik ist **Gracioso** die Noten- nes sanften, anmuthigen Tonstücks.

radation, Steigerung (Klimax, s. d.), in der Redekunst das allmä- tschreiten von einem schwächern zu einem stärkern Gedanken, wodurch die ksamkeit des Hörers in steter Spannung erhalten wird. In den bildenden zeigt sich die Gradation in der Anordnung der Gegenstände, in den Formen, Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und bstufung der Farbe, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenstände diesen Theilen der Kunst ein unangenehmes Gefühl erweckt. Nur durch ge Gradation bekommt ein Kunstwerk Einheit, und jeder Theil desselben s. deutung.

rade nennt man die gleichen Theile, in welche ein Ganzes abgetheilt wird. Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. neueren franz. Mathematikern versuchte Decimaleintheilung des Kreises er Vorzüge ungeachtet, die alte Eintheilung nicht verdrängt. Die absolute nes Grades hängt demnach von der Größe des Halbmessers ab, und kann in Beziehung auf diesen bestimmt werden. Da man die Winkel nach Kreis- ißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben wer- gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein Winkel 90 Grade, d. h. s. beiden Schenkel umfassen den vierten Theil eines Spitze als Mittelpunkt beschriebenen Kreises. Jeder Grad (°) wird weiter Minuten ('), jede Minute in 60 Secunden ('') und jede Secunde in 60 Ter- getheilt. Alle mathematische und astronomische Instrumente, mit welchen gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, Trans-

porteur u. a. haben dieſe Eintheilungen. Und ebenſo werden alle Kreiſe, we
man in der Vorſtellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B.
Äquator, die Mittagskreiſe, die Ekliptik, die Parallelkreiſe, die Scheitelkrei
Horizont u. ſ. w. in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas Ähnl
die Abtheilung in Grade bei phyſikaliſchen Inſtrumenten, z. B. bei Baro
Thermometern u. ſ. w., wobei man allemal von einem feſten Punkte ausgeh
z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unt
ſelben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer iſt als dieſer Punkt
— In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehre
kommen von den gemeinſchaftlichen Ältern. In gleichem Grade mit einander
wandt ſein, heißt demnach, von den gemeinſchaftlichen Ältern in Anſehung
ſtammung gleich weit entfernt ſein, wie dies mit Geſchwiſtern, erſten, zweit
dritten Geſchwiſterkindern u. ſ. w. der Fall iſt.

Gradiren (Salzwerke), heißt, die unendlich kleinen, in dem Sal
(der Soole) aufgelöſten, Salztheilchen von einem Theil ihres überflüſſigen W
befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzſieden vermindert werde. D
läßt ſich auf eine dreifache Art bewirken: 1) daß man die Soole durch Beim
mehrer Salztheile verſtärkt, wie z. B. auf dem bairiſchen Salzwerke Arn
dem norwegiſchen zu Walloe ꝛc.; 2) daß man die in der Soole befindlichen
theilchen vermittelſt der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zuſammenzut
3) daß man die wäſſerigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen
rückhält. Dies iſt die allgemeinſte und wichtigſte Gradirungsart, und ſie
auf vierfache Weiſe: a) Daß man die Soole in großen Behältern ganz
der Sonnenwärme ausgeſetzt, ſtehen läßt (Sonnengradirung). Gehört
ſüdliche Europa. b) Daß man die Soole über große ſchiefliegende, der
Sonnenwärme ausgeſetzte Flächen langſam hinfließen läßt (Pritſchen- oder
gradirung, Dachgradirung). Sie iſt die unzweckmäßigſte unter allen.
man die Soole aus hochgeſtellten Behältern durch gehörig dazu eingerichte
der freien, von Morgen nach Abend oder umgekehrt ſtreichenden Luft
Wände herabtröpfeln läßt (Tröpfelgradirung oder die ſogenannten Leckwerke,
unter allen). d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feu
ſetzt. (Die koſtſpieligſte und unanwenddarſte unter allen, wenn die Soo
wenigſtens neungrädig und das Feuermateriale noch obenein wohlfeil iſt.)
Tröpfelgradirung, als die allgemeinſte, geſchieht in den von Deutſchen erf
Gradirhäuſern, welches längliche viereckige bedachte und unbedachte, aus Hol
Gebäude ſind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht ſtehen müſſen.
oberſten Theile die Sooltropfkaſten und an den Seiten derſelben die hölzern
und Rinnen mit Einſchnitten verſehen haben, aus denen die Soole abtr
dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im unte
einen großen Behälter oder Becken enthalten, in welchem die Soole geſamm
Die heutigen Gradirhäuſer haben Wände aus Schwarzdorn oder Sch
(Prunus spinosa) und im Nothfalle aus Weißdorn (Crataegus Oxy
Joach. Friedr., Freih. v. Beuſt, hat ſie 1726 auf der Saline Wilhelm
brunn bei Kreutzburg an der Werra zuerſt eingeführt. Die Veranſtaltung,
das Gradiren der Soole vom Anfange an bis zu ihrer Gare oder Gräd
keit) zum Verſieden gebracht wird, nennt man ein Gradirwerk.

Gradmeſſungen. Als Newton gelehrt, daß (Vgl. Abplatt
Erde) wegen des Umſchwungs der Erde um ihre Axe dieſe um den Äq
ſein müſſe und ihr Äquatorialdurchmeſſer um $\frac{1}{230}$ größer ſei als ihr Pol
ſer, wollten die Franzoſen dies durch eine Meſſung in Frankreich unterſuch
ton machte zwar bemerklich, der Unterſchied zwiſchen einem Grade bei D

b zwiſchen einem Grade bei Bayonne ſei ſo klein, daß ſie mit ihren unvollkomme- Inſtrumenten ſolches gar nicht finden könnten, ja ſie fänden vielleicht das Ge- theil und dann würde die Wiſſenſchaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung racht. Allein man ließ ſich nicht abhalten; die Meſſung ward vorgenommen, was Newton vorhergeſagt hatte, traf ein; denn das Reſultat derſelben war, die Polaraxe größer ſei, und daß die Erde eher einer Citrone gleiche als einer Po- anze. Nachdem 40 Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beſchloß lich die Akademie der Wiſſenſchaften einen Grad unterm Äquator und einen in pland meſſen zu laſſen. Jetzt fand ſich, daß der nordiſche Grad größer ſei als unterm Äquator und daß Newton recht gehabt. Allein es fragte ſich nun, wie die Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig ſigen Zuſtande war, als ſie anfing, ſich zu drehen. Die Berechnungen aber ga- immer andre Reſultate, je nachdem man dieſe oder jene Meſſung dabei zum nde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmeſſungen acht worden, ſondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man ß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper ſei, ſondern daß ſie große che Ungleichheiten habe. Obſchon dieſes möglich iſt, ſo war der Schluß doch oreilig, weil die angeführten Ungleichheiten ebenſo gut von den Fehlern der Meſ- gen herrühren konnten, da man ſehr unvollkommene Inſtrumente gebraucht, und kleine Bogen gemeſſen hatte. Als die Franzoſen ihr neues Maß- und Ge- tſyſtem auf das Metre bauten, welches der 10millionſte Theil vom Äquator bis en Pol ſein ſollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten ſie die Größe der Erde und Größe der Abplattung ſehr genau kennen. Sie maßen deswegen in Frankreich einen Bogen von einem Grad, ſondern einen Bogen von 10 Grad, von kirchen bis Formentera. (Vgl. Delambre.) Zu gleicher Zeit wurde in weden 1802 der Grad aufs neue und mit beſſern Inſtrumenten gemeſſen als ypertuis vor 80 J. gebraucht hatte, und ſo war denn die Größe und die Abplat- der Erde ziemlich genau bekannt. Seit dem Frieden hat man die Gradmeſ- , welche in England unter dem General Roy durch Mudge gemacht worden, der franzöſiſchen in Verbindung geſetzt, und ſo iſt denn ein Bogen von 20 Grad, von den baleariſchen Inſeln auf der Küſte von Spanien über Frankreich und land bis zu den orcadiſchen Inſeln geht, gemeſſen, dadurch aber die Größe der und ihre Abplattung ſo genau beſtimmt, als ſie ſich in Europa beſtimmen läßt. Abplattung iſt nämlich zu $\frac{1}{310}$ gefunden. Auch in Indien hat Lambton eine meſſung begonnen. In Deutſchland kann man keinen Bogen meſſen, der r als etwa 7 Grad oder 105 Meilen iſt, nämlich von Konſtanz bis Lübeck, es e mithin nur von einem geringen Nutzen ſein, in Deutſchland dieſe Meſſung nehmen. Auch dann, wenn die Figur der Erde in Deutſchland anders als in and wäre, müßte man, um dieſe örtlichen Ungleichheiten zu beſtimmen, mit ei- großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Meſſung nicht größer wären ie Ungleichheiten der Erde, ſonſt könnte man leicht die Abweichungen der Aſtro- m von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Geſtalt n. Gradmeſſung eines Längengrades. Die Längengrade ſind m Äquator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf Äquator hat ein Längengrad 15 deutſche Meilen, bei uns nur noch 8¼, und ſo man die Größe jedes Grades berechnen, ſobald die Figur der Erde bekannt iſt. ie Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, ſo haben auch die Längengrade erſelben Breite nicht überall dieſelbe Größe, und man hat davon geſprochen, s ebenfalls durch eine Gradmeſſung zu unterſuchen. Dieſe Aufgabe iſt in den ecken ebenſo leicht wie die Meſſung eines Breitengrades, aber in dem aſtrono- hen Theile iſt ſie gerade 15 Mal ſo ſchwierig. Der Längenunterſchied zweier

Orte wird in Zeit bestimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Osten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde ist also 15 Grad, oder, den Grad zu 8½ Meile gerechnet, 127½ Meile oder etwa 3 Mill. Fuß. Eine Zeitminute ist 50,000 Fuß und eine Zeitsecunde 800 Fuß. Auf jede Zeitsecunde, um die man sich in der Übertragung der Länge irrt, irrt man sich also um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden sicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, ist eine in der Astronomie fast unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einem solchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im astronomischen Theile der Messung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. — Die ältern franz. Gradmessungen leitete, im Norden, Maupertuis; im Süden aber Bouguer. Ausführlichere Notizen über die Gradmessungen gibt Delambre in s. „Astronomie", III, Cap. 35; eine gemeinfaßliche Beschreib. d. Operation aber, findet sich in Bode's „Anleit. zur allgem. Kenntniß d. Erdkugel", 2. A. Berlin 1803, S. 159 fg. Den neuesten Beitrag gab der engl. Cap. Edw. Sabine. Er stellte Beobachtungen der Pendellänge an vom 13 S. bis z. 80° N. Br. Danach berechnete er die Abplattung des Erdellipsoids zu $\frac{1}{[illegible]}$, und wenn man die Messungen von Sabine, Kater und die neuere französ. von Biot zusammenstellt, so findet man die Abplattung $= \frac{1}{[illegible]}$. S. Sabine's „Account of experiments to determine the figure of the Earth, by means of the penduling vibrating seconds in different latitudes" (Lond. 1825, 4.). [illegible]

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, [illegible] Volk, denn dieses wählte ihn wenigstens bei einigen Stämmen, einen Mann [illegible] der in Geschäften grau worden, und daher nach einer gewöhnlichen Meinung [illegible] Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand. (S. Gau.) Andre leiten [illegible] Wort Graf von γράφειν, indem das alte gallisch-lateinische Wort graffare, [illegible] welchem Graffarius, Greffier, abstammt, so viel als schreiben bedeutet. Es [illegible] also Graf (in einigen Handschriften der fränkischen Capitularien Graphio) [illegible] Sprache der griech. Colonisten in Gallien entlehnt sein. (Es ist aber [illegible] gewiß, daß das Wort Graf von dem sächsischen gerefa, Einnehmer, und [illegible] Richter, kommt). Andre haben behauptet, die Franken hätten Grafen als [illegible] ahmung der Römer eingesetzt, wahrscheinlich weil Graf im Latein. comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die mit ihm [illegible] sten; dies Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an s. Hofe, und schickte [illegible] Statthalter in Provinzen und Städte. Allein die deutschen Grafen sind [illegible] die Comites. Ehe die Franken die herrschende Nation wurden, hatte Deutschland schon s. Grafen, bei den Franken erhielten sie nur eine etwas veränderte Bestimmung. Nicht mehr von dem Volk, sondern, wie die Herzoge, von den Königen eingesetzt, wurden sie Richter über die Gaue, und übten Regierungsrechte, [illegible] eignem, sondern in des Königs Namen. Sie waren königl. Beamte, und [illegible] sieht aus der ihnen gegebenen Anweisung, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß [illegible] Amt in Verwaltung der Justiz, Polizei und königl. Gefälle bestand. Die Grafschaften waren demnach Ämter, und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort [illegible] Bezirk, sondern von dem Namen der Grafen selbst benannt, z. B. die Gaufschaft des Maracher u. s. w. Nach den Zeiten der Karolinger blieben Amt und [illegible] man fing aber an, verschiedene Classen derselben zu unterscheiden. Vorzüglich [illegible] neten sich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), also Hofrichter, bei denen [illegible] Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, [illegible] zu sehen, ob es nothwendig sei, daß der König darüber entscheide; Markgrafen, Grenzvorsteher (von Mark, Grenze); Landgrafen (später als die vorigen, [illegible] men erst im 11. Jahrh. vor) im Gegensatz der vorigen, Beamte des Innern, wo kein Herzog war; Burggrafen, die nur über eine Burg und das [illegible]

t gesetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor: Zentgrafen, wahrlich von der Zahl 100 (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, gllch (denn späterhin waren sie bedeutender) über so viele Personen gesetzt wa- Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, also Gerichtsbeamte; grafen, eine Art von Oberforstmeister, wie die Stallgrafen Oberstall- ; Lehn-, Salz-, Deichgrafen erklären sich von selbst; Wiegrafen ihren Namen von Wic (vicus), Dorf.*) Um widerrechtlichen Anmaßun- er Unterschleifen dieser Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und oft selbst Gericht in den Provinzen, oder schickten Sendgrafen dahin. Capitularien enthalten genaue Vorschriften, wie diese dabei zu Werke gehen

Allmälig aber wuchs die Macht der Grafen, sowie die der Herzoge, immer s. Fürsten, Gefolg), und sie fingen an, ihre Ämter erblich zu machen, Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als Beamte, sondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im 12. Jahrh. uen als politische Eintheilung abkamen, erstreckte sich die Verwaltung der tsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die sie in ihren Amtssprentten, und auf die Personen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerkeit angehörten. Hatten sie in ihren Sprengeln viele solche Güter und en, so entstanden daraus Herrschaften, und mehre Grafen verwechselten den en Titel mit dem eines Herrn oder Dynasten, oder nannten sich, wenn sie eibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, sondern nach ihren Allodialgüicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, sondern Grafen v. Öttingen. Dabei aber viele im Besitz gewisser Rechte, die sie ehemals als kaiserl. Beamte in Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und rechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; diese beinne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil sie vordem im Namen nige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles Diede der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und en diese endlich ganz von den Kaisern erlangt hatten (s. Fürsten), gab es regierende Grafen, Landgrafen, von denen mehre späterhin zu , kurfürstl. und königl. Würde aufstiegen. Alle diese mit Landeshoheit ver- Grafen gehörten, nachdem die Einrichtung des deutschen Reichs sich befette, zum hohen Adel (von denen viele späterhin auch in den Fürstenstand erwurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage, hatten n Fürstenrathe Curiat-, nicht Virilstimmen, d. h. eine ganze Körperschaft ür eine Stimme. Bis zum westfälischen Frieden gab es zwei Grafenbänke, wetterauischen und schwäbischen Grafen, die also für zwei Stimmen zähl- ach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch zwei Grake, die fränkische und westfällsche, hinzu, sodaß von da an die Grafen vier stimmen im Fürstenrathe hatten. dd.

räfe (Karl Ferdinand), Dr. k. preuß. Geh.-Rath, Prof. der Chirurgie an lversität zu Berlin, Ritter mehrer Orden, Mitglied mehrer Akademien und sellschaften ꝛc., geb. zu Warschau 1787, bezog im 14. J. das bautzner Gym-, später die Kreuzschule zu Dresden; legte dann unter Leitung der an der ilsch-chirurg. Lehranstalt zu Dresden angestellten Lehrer Hedenus, André und den Grund s. medicinischen Studien, die er 1805 in Halle unter Gilbert, gel, Loder, und vorzüglich bei Reil fortsetzte. 1807 promovirte er zu Leipzig. Dissertat. behandelte die Angiektasie der Lippen, einen bis dahin übersehenen

*) Spuren der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Graf finden wir noch B. im Hanöverischen, Dänischen und Oldenburgischen, wo die Aufseher afferbaues den Titel Deichgrafen, und im Hessischen, wo die Aufseher ndesherrlichen Schlösser (Schloß- oder Hausverwalter) den Titel Burgen führen.

Gegenstand, mit Originalität. Als Leibarzt an den Hof des Herzogs v. Anhalt-Bernburg berufen, machte er sich um das dasige Krankenhaus, sowie um das unter s. Mitwirkung entstandene Alexisbad verdient. Nur die Einladung Reil's konnte ihn vermögen, diesen Posten aufzugeben und 1810 das Lehramt der Chirurgie an der Universität zu Berlin anzunehmen. Im Kriege 1813—14 führte er als Divisions-General-Arzt die oberste Aufsicht über das Haupt-Reserve-Feldlazareth, und das ganze Lazarethwesen zwischen der Weichsel und Weser; 1815 die Leitung und Organisation aller Lazarethe zwischen der Weser und dem Rhein, im Großherzogthume Niederrhein und Holland, aus welchen Anstalten er 85,630 Genesene den Fahnen des Königs zurückgab. Nach dem Frieden finden wir ihn wieder als thätigen Lehrer zu Berlin. Er wurde Mitglied der wissenschaftl. Deputation im Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalanstalten, Mitglied der Ober-Examinationscommission (nach D. Görke's Tod), dritter General-Stabsarzt der Armee mit dem Range eines Obersten, Mitdirector des Friedrich-Wilhelms-Instituts und der medicinisch-chirurgischen Akademie. Die deutsche Chirurgie verdankt ihm viel, u. A. die Einführung und Verbesserung der fast vergessenen Methode, verlorene Nasen zu ersetzen (s. Rhinoplastik). Insbesondere machte er sich um die erweiterte und verbesserte Einrichtung des Klinikums verdient. Außer s. jährl. Berichten von 1816—1822, von dem klinischen Institute für Chirurgie und Augenheilkunde, nennen wir folg. Schriften von ihm: „Angiektasie, ein Beitrag zur operationellen Cur und Erkenntniß der Gefäßausdehnungen" (Lpz. 1808, 4.); „Normen für Ablösungen großer Gliedmaßen" (Berlin 1812); „Rhinoplastik" (Berl. 1818, ins Lat. übers. von D. Hecker und ins Ital. zu Neapel von D. Schönberg); „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde", zugleich mit Prof. von Walther in Bonn, seit 1820; „Die epidem.-contag. Augenblennorrhoe Ägyptens" (mit Kupf., gr. Fol. Berlin 1823).

Graff (Ant.), k. sächsischer Hofmaler, e. der ersten Portraitmaler s. Zeit, geb. zu Winterthur 1736, dessen Lehrer im Portraitmalen Joh. Ulrich Schellenberg gewesen war, hatte 8 Jahre in Augsburg verlebt, als er 1766 nach Dresden berufen wurde. Hier bildete er s. Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an s. Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen den Kenner. Die Zahl s. Portraits, unter welchen die männlichen den Vorzug verdienen, und Familiengemälde belief sich schon 1796 auf mehr als 1100. Eine interessante Sammlung derselben aus des Buchhändlers Reich Nachlaß besitzt jetzt die Leipziger Universitätsbibliothek. G. starb zu Dresden 1813.

Gral, Graal, s. Tafelrunde.

Grammatik, (Sprachkunst), der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geschrieben wird. Jede Sprache hat ihre eigne Grammatik, alle aber umfaßt die allgemeine oder philosophische Grammatik, welche ohne Rücksicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Gesetzen des Denkens und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menschlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollständig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vgl. Sprachlehre.) Bei den Alten hatte das Wort Grammatik ursprünglich einen ganz andern, weit umfassendern Sinn. (Vgl. Rhetoren und Grammatiker.)

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Division alle größere oder kleinere Gewichte gemacht. So ist z. B. das Decagramme ein Gewicht von 10 Grammen, so viel als 2⅔ Quentchen; das Hectogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht 1¼ Unze; das Kiliogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe 20½ Pfund. Das De-

nme iſt ein Zehntheil des Gramms, beinahe 2 Grän ſchwer; Centi-
ne $\frac{1}{100}$ des Gramms, beinahe $\frac{1}{5}$ Grän; Milligramme, ein Tauſend-
Gramms, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.
rammont (Philibert, Graf v.), Sohn des franz. Marſchalls d. N. Sein
er war der Gemahl der ſchönen Coriſandre d'Andouins und er ſcheint auf
ältniß mit Heinrich IV. in ſ. von Hamilton (ſ. d.) herausgeg. Memoi-
ſpielen, wo er behauptet, es habe nur von ſ. Vater abgehangen, Heinrichs
n zu ſein, da der König ihn habe anerkennen wollen, was aber von jenem
t worden ſei. Er diente in früher Jugend unter Condé und Turenne;
hte er den Krieg in Holland mit, und zeichnete ſich überall durch Tapferkeit
woi er nie weder Heere befehligte, noch Unterhandlungen leitete. Er ſtieg
nach zu Ehren und Würden, fiel aber in Ungnade, als er es wagte, Ludwig
e Liebe der ſchönen Lamotte Houdancour ſtreitig zu machen. Aus Paris
, ging er, zwei Jahre nach Karls II. Rückkehr, an deſſen üppigen Hof, wo
rkeit, ſ. lebhafter Hang zu Vergnügungen, ſ. Witz, ſ. Glück und noch
ielleicht nicht allzu redliche Geſchicklichkeit im Spiele unter der herrſchenden
keit großen Beifall finden mußten. Saint-Evremont, der geiſtreiche Epi-
ſſen Held G. war, Buſſy Rabutin und Hamilton, G.'s Schwager, ver-
ſ. ſei in ſ. Liebeshändeln mehr unternehmend als glücklich geweſen, aber
eigebigkeit, die er in ſ. Verſchwendungen zeigte, beſaß er doch viele Mittel,
t feſſein, die es mit den Herzenseigenſchaften nicht ſo genau nahmen. G.'s
t ward Hofdame der Königin von Frankreich, gefiel aber nicht allgemein

G. ſetzte den Epikureismus, worin St.-Evremont ſ. Lehrer geweſen
nge als möglich fort, ohne auf den frommen Rath ſ. Frau viel zu achten,
. 75. J. von ſchwerer Krankheit befallen ward. Nach ſ. Geneſung ſoll
mühungen, ihn zu bekehren, williger entgegengekommen ſein. Er ſtarb,
. 1707. Eine ſ. beiden Töchter heirathete den Grafen v. Strafford.

a n, ein Goldgewicht, ſo viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apo-
cht, der 60. Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines
ht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim
r 18. Theil eines Loths, oder der 24. Theil eines Pfenniggewichts; der
l einer Mark.

a n a d a, Königreich in Spanien oder Oberandaluſien (453 □ M.,
E.). Die Hauptſt. gl. N. am Fluſſe Xenil, unter einem ſehr angenehmen
den Himmelsſtriche, zählt in 12,000 H. über 66,000 E. In der Nähe
Berge, zwiſchen denen der reißende Darrobach ſtrömt. Auf einem die-
liegt der mauriſche Königspalaſt Alhambra mit ſ. 30 Thürmen, der allein
einer Stadt einnimmt. Der andere Berg Aicanaza iſt voll Häuſer und
Jedes Haus hat zur Kühle einen Springbrunnen, und wenn dieſer fehlt,
einen Limonienbaum. Höher wie die Stadt liegen ſtets mit Schnee
rge (die Alpujarras); dennoch iſt der Winter in Granada milde. G.
iſch., e. Univerſit., 41 Klöſt., 13 Hospit., einige Fabriken, viele Denkmä-
her Pracht, und den Bazar Alcanteria. Die umliegende äußerſt frucht-
d, eine ſpaniſche Domaine, iſt ſo reich an Maulbeerbäumen, daß bloß
lückung derſelben für die hieſigen Seidenwürmer 3500 Dublonen Pacht
trägt Alles, was das ſüdlichſte Europa in Vollkommenheit erzeugt. In
zen Domkirche ſind die Grabmäler Ferdinands des Katholiſchen und der
ſabelle, ſowie das des Feldherrn Gonſalvo (ſ. d.) In der Nähe die
der Stadt Illiberis.

n a t, ein Mineral, welches in Rhombendodekaëdern kryſtalliſirt, auch
und derb vorkommt. Die Farbe iſt blut-, kolombin- und bräunlich-
Granat, Almandin, Pyrop), wein- und honiggelb, oliven-, lauch- und

berggrün, röthlich- und leberbraun (gemeiner Granat), der Glas- bis Fettglanz; durchsichtig bis undurchsichtig; der Bruch ist muschelig bis Er ist weicher als Topas und s. specifische Schwere ist = 4,3 bis 3,3 scheint als, mitunter wesentlicher, oder doch mehr oder weniger beigemengtheil vieler älterer Felsarten, ferner auf Gängen und Lagern, und verbreitet. — Der Granat, welcher in den römischen Ruinen häufig ward, auch in früherer Zeit als Heilmittel Anwendung fand, dient, in then Farbenabänderungen, als Edelstein; er steht jedoch, da er nur kommt, nicht in hohem Werthe. Zu Ringsteinen u. s. w. eignen sich grönländischen und die ostindischen Granaten, welchen mitunter große überaus schöne Färbung eigen ist. Man schlägelt die Granaten zu d. h. auf der untern Fläche des Steins wird eine halbkugelförmige gearbeitet, auch unterlegt man sie wol mit Goldfolie. Aus den grönländischen und tiroler Granaten werden Tabatieren u. a. Luxusartikel zu Gemmen hat man das Mineral angewendet. Die Körner, welche in Böhmen häufig vorkommen, werden gebohrt, facettirt, auf Schnüren zu Hals- oder Armschmuck, oder zu Ohrengehängen u. s. w. benutzt. Granaten werden statt des Smirgels als Schleifpulver gebraucht; die grünen endlich geben einen vortheilhaften Zuschlag beim Eisenschmelzen.

Granaten, Granaden, Grenaden, sind mit einem andern das Sprengen erzeugenden Satz angefüllte, hohle, eiserne einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens diesen völlig ähnlich, aber nicht, wie die Bomben, aus Mörsern, sondern aus Haubitzen geworfen. dem waren auch kleinere einpfündige Granaten üblich, welche mit der Hand fen wurden und daher Handgranaten hießen. Von diesen bekamen die welche sie warfen, den Namen **Granatier** oder **Grenadier**. Ludwig brachte sie 1667 zuerst auf. Da zu ihrem Geschäft mehr Kaltblütigkeit muthigere Annäherung gegen den Feind gehörte, wurden sie als eine Truppe geachtet. Gegenwärtig haben die Grenadiere diese Bestimmung und sind den Linientruppen gleich. Sie bilden den Kern eines Heers scheiden sich hier und da durch erhöhten Sold, das Zeichen der Granate Montirungsstücken und durch ihre Mützen, die aber auch als unzweckmäßig theils abgeschafft sind. Anfangs fanden sie nur bei der Infanterie dem franz. Heere sind seit Ludwig XIV. auch reitende Grenadiere eingeführt theils einzelne Compagnien bei den Regimentern, theils eigne Regimenter diers-à-cheval) bilden, und dann zur schweren Cavalerie gehören.

Grandes. Im castilischen Reiche gab es, wie in Aragon, eine folge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern hörten. Jenen bildeten die Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer) Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Verfassung der neuchristlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Aeltesten der Männer, die den ersten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm. König war durch sie beschränkt in s. Gewalt, sie standen ihm als geborene zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. im 13. Jahrh. ward dieser Anspruch denjenigen Adelsgeschlechtern, die Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor andern die Achtung des worben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt Zeit schon in dem Gesetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Adel castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten hohen Adel, denn viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes

d Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, d. i. aus einem angesehenen
Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königl.
heils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem
adel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gege-
Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vor-
en Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte.
n, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie
isse Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte
nige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus ei-
mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestand) dienen mußten, und konnten
nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen verlieren; sie waren, da sie
im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; sie durften,
dern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter
rden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters sammt ihren
ngehindert das Reich verlassen, und dem vaterländischen Gesetz und der
sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Ge-
enen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer die-
inen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruche auf die ersten
den, standen den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter be-
Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Kö-
dessen Erlaubniß, das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spa-
is dem Geiste einer beschränkten Feudalmonarchie hervorging, aber auch
irden, den sogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zu-
r König nannte sie: mein Vetter (mi primo), während er die übrigen
er Adelswürden nur: mein Verwandter (mi pariente) nannte. Auf
agen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten, vor den Titulos. Sie
Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen
in der königl. Capelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlin-
die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ih-
m Sitz auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den er-
ersitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraft-
nez geleitet und unterstützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten,
alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert, und am Ende d. 15.
r sich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig
Nachfolger, Karl V. im Allgemeinen das Streben nach unbeschränkter
lt aufgab, so fand er doch manche Veranlassung, einige von den Großen
ich zu verbinden, und andre für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei
ckung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen.
Gebrauch in der Achtung des Volks befestigt hatte, ward von ihm auch
amen Grandezza ausgezeichnet, und zu einer besondern Adelswürde er-
Vorrechte meist nur in äußern Auszeichnungen bestanden. Denn die
he der Lehnadel in frühern Zeiten besessen, sollte er nicht wieder erhal-
is unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft
, aus dem unabhängigen Lehnadel ein abhängiger Hofadel gemacht wer-
ibt drei Classen der Grandes. Einigen befahl der König, sich zu bede-
hn angeredet hatten; dies waren die Grandes der ersten Classe; Andre
Befehl, sobald sie geredet hatten, und sie hörten s. Antwort mit bedeck-
: die Grandes der zweiten Classe, und wieder Andre empfingen des Kö-
rst nach s. Antwort: die Grandes der dritten Classe. In neuern Zei-
er Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei, wenn
wesentlich verschiedene Classen von Grandes. Alle genossen bis auf die
tsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge,

daß sie den Excellenztitel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Gard königl. Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein chen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andre Auszeichnungen ten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern B wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ausschließend bestimmt, ausgenommen höchstens die Würde eines Oberstallme eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardierer-Garde, selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkür im G gar nicht beschränkt.

Granit, eine Felsart, bestehend aus Feldspath, Quarz und Glimmer che im körnig-krystallinischen Gefüge, unmittelbar und innig miteinander verb sind. Die Größe des Korns ist sehr verschieden; der Feldspath ist im allgem der vorherrschende Gemengtheil. Durch einzelne in der Grundmasse eing sene Feldspathkrystalle, wird das Gestein zu porphyrartigem Granit. Im Schriftgranit liegen unvollkommen ausgebildete Quarzkrystalle einz streut, oder nach parallelen Linien zerstreut im Feldspathe. Mancher Gra zufällige Beimengungen, er geht in Gneis, Glimmerschiefer, Syenit ꝛc. über, im allgemeinen wenig Mineralien auf Gängen und auf fremdartigen un geordneten Lagern, ist besonders arm an Metallen und im allgemeinen nicht tet. Ein großer Theil des Granits galt bis jetzt als das muthmaßlich ält stein, als die Unterlage sämmtlicher übrigen Felsarten; ein andrer Theil abe fenbar jünger als Gneis, Glimmer- und Thonschiefer und Grauwacke. Er weit verbreitet und bildet meist schroffe Berge mit spitzen und zackigen Gra Schon in früher Zeit diente der Granit, namentlich der ägyptische rothe, zu werken der verschiedensten Art, welche Arbeiten meist nicht polirt wurden. Di nensteine der alten Nordländer sind wenig, oder gar nicht zugehauene Gran Das Fußgestell der bekannten kolossalen Bildsäule Peters des Großen zu burg besteht aus einem, 30,000 Ctr. schweren Granitblocke. In neuern Z wenden die Steinmetzen den Granit, obwol derselbe eine vortreffliche Po nimmt, im Ganzen seltner, indem die Arbeiten zu mühsam und zu theuer s dessen zersägt und polirt man die Blöcke und Geschiebe der schönern Gran rungen, besonders des Schriftgranits, zu Tischplatten, Reibschalen, Dr u. s. w. Als Material zum Bau von Häusern, Kirchen, Brücken, Wa gen ꝛc., zum Pflastern der Straßen, zu Eckſteinen u. s. w. wird der Gra benutzt; endlich auch zu Mühlsteinen, Zapfenlagern, zu Gußsteinen auf werken u. s. w.

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal v.), Staatsminister Kar Philipps II., geb. 1517 zu Ornans in der Grafschaft Burgund, studirte z dann Theologie zu Löwen, und ward darauf von s. Vater in die Staatsg geführt. Im Besitz von 7 Sprachen, die er mit Leichtigkeit sprach, mit Scharfblick und unermüdeter Geduld ausgestattet, dabei von einnehmend und gefälligen Sitten, folgte er ganz s. Ehrgeiz, dem keine Würde im S hoch erschien. Im 23. J. zum Bischof von Arras ernannt, begleitete er auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler bemüht waren, die Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridenti cilium wohnte er bei, und suchte hier die Christenheit für den Krieg gegen zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Protestanten gehorten, ward G. mit Abfassung der Bedingungen beauftragt; und er Landgrafen von Hessen, dem man die Freiheit zugesichert hatte. Zu ließ G. Konstanz den Protestanten durch Überfall entreißen. 1550 ward rath; er bewahrte die Reichssiegel. Als der Kaiser 1552, von Moritz in Tirol überfallen, von Inspruck bei Nacht in einer Sänfte entfloh, be

ıgelegter Lanze. Der paſſauer Vertrag, welcher bald darauf Deutſchland ıchte G. Geſchicklichkeit große Ehre. 1553 unterhandelte er die Vermäh- ı Philipps mit Maria von England. 1556 beantwortete er, in Phi- trag die Rede, welche Karl V. bei ſ. Abdankung vor den flanderiſchen ɔielt. G. ſprach auf eine des Gegenſtandes würdige Art. Der Waf- d von Vaucelles hatte die Ruhe zwiſchen Frankreich und Spanien auf e hergeſtellt. Heinrich II., K. v. Frankreich, brach ihn und nach anfängli- ſen ward ihm das Glück günſtig. G. knüpfte daher Unterhandlungen terzeichnete 1559 den Frieden zu Chateau-Cambreſis. Philipp verließ ereits höchſt unzufriedenen Niederlande, und ließ Margaretha von Par- ıatthalterin und G. als ihren Miniſter zurück. Auf dieſem Poſten mußte ß des Volks treffen, das alle ſtrenge Maßregeln ihm zur Laſt legte, wäh- ıde bei Philipp vorgaben, daß ſ. Schwäche und Milde die Fortſchritte der e befördere. Philipp aber kannte die Talente ſ. Miniſters beſſer, und er- zum Erzbiſchof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des n Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den ut. G.'s Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit Anklagen zu verfolgen, ſie h die ſchwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und ſo ertheilte ihm 64 Philipp den Befehl, in die Franche-Comté zurückzukehren. Bald er- ɪrgaretha ihren Fehler, ſich eines ſo treuen Miniſters beraubt zu haben. ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. G. verlebte jetzt fünf Jahre ɔien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, 7. zum Papſt erwählte. 1570 ſandte ihn Philipp abermals nach Rom, n Papſt und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu ſchlie- ɛ bedrohten Neapel, wohin G. als Vicekönig geſandt wurde. Er traf ſo ſchwierigen Verhältniſſen nicht nur zweckmäßige Vertheidigungs- ſondern gab auch treffliche Verordnungen für den innern Wohlſtand, ; durfte von ſ. Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit noch größere Vor- ɪten, als er 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eiferſüch- Ruhm, ſelbſt zu regieren, begnügte ſich, G. den Titel eines Präſidenten ı Raths von Italien und Caſtilien zu ertheilen, ſodaß der Cardinal zwar lamen nach, aber in der That erſter Miniſter war. Als ſolcher unter- die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vor- n Aufſtandes der Niederlande und ſchloß die Verbindung der Infantin nit dem Herzog von Savoyen, die ein Meiſterſtück der Politik war, in- eichs Planen auf Mailand dadurch entgegengewirkt wurde. So raſt- gt ſtarb er 1586 an der Schwindſucht. Wie man auch über G. ur- , darüber ſtimmt man überein, daß er unermüdlich, feſt in ſ. Entſchlüſ- ɪrfem Blick, hochgeſinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt ſelbſt ɔächern Feinde, und ſtets für Spanien und die Religion thätig war.

phit, ſ. Reißblei.

s, in der Botanik, ein Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und ɪrſehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter ſind lang, geſtreift, ſie ſitzen nicht, wie andre Pflanzenblätter, auf Stielen, ſondern unten in einer Scheide, die den Halm umſchließt. Die Blüthen ſind grünlich von Farbe und haben Speizen; ſie bringen nur einzelne Sa- Die Knoten der Gräſer ſchlagen, wenn ſie mit Erde bedeckt werden, zein, und hierauf gründet ſich die künſtliche Vermehrung des Getreides, e Arten zu den Gräſern gehören.

ter (Friedrich David), D. und Prof. der Philoſophie, geb. den 22. in der ehemaligen Reichsſtadt Hall, jetzt k. würtemb. Pädagogarch der hulen des Donaukreiſes, und Rector des k. Gymnaſiums zu Ulm.

unterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er 1759 starb. Sein Hauptvorzug als Sänger bestand in dem Vortrag des Adagio, wiewol er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wol an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod G.'s zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den verständigsten und gründlichsten Tonsetzern. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine Menge Kirchenstücke. Die Zahl s. Werke, die er in Braunschweig, Rheinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter gegen 30 Opern. Seine Musik zu Ramler's Passionsoratorium, „Der Tod Jesu" wird insgemein für s. Meisterwerk angesehen, besonders wegen der darin befindlichen Recitative und Chöre. Der Kapellmeister Hiller hat G.'s Leben beschrieben.

Grave, zeigt in der Musik eine langsame, ernste Bewegung an. Punctirte Noten, Bindungen und dgl. scheinen im Grave vorzugsweise zu passen, welches das Feierlich-Pathetische ausdrückt.

Grävell (Maximilian Friedrich Wilhelm) D., k. preuß. Regierungsrath, geb. d. 28. Aug. 1781 zu Belgard in Hinterpommern, wo s. Vater als Zollverwalter stand, ward in Kottbus von s. Großmutter, dann bis zum 15. J. in der Klosterschule des Rectors Engmann zu Nieder-Wiese bei Greifenberg in Schlesien erzogen. Der Gattin dieses Mannes verdankt er die Ausbildung s. Styls, sowie das Weibliche in s. Gefühlen und Gesinnungen, welches schon damals mit einem festen, aber schlossenen Willen sich paarte. Als der Prediger Bachstein, der ihn zur Communion vorbereitet hatte, blind geworden war, erbot er sich, ihm täglich vorzulesen, wozu die theologischen, philosophischen und literarischen Artikel der „Allg. deutschen Bibl." gewählt wurden. G. wollte damals Theologie studiren; die Erscheinung des Religionsedicts aber bestimmte ihn, sich dem Rechtsstudium zu widmen. Nach drei zu Züllichau verlebten Schuljahren bezog er die Universität Halle, wo er den philosophischen Unterricht des Prof. Maaß benutzte, die Rechtswissenschaften aber in den besten Handbüchern studirte. Darauf arbeitete er 1801 bei dem Stadtgerichte in Berlin als Auscultator, nahm 1802 die Stelle eines Regimentsquartiermeisters in der westfälischen Füselirbrigade an, ging aber 1803 nach Berlin zurück und ward hier zuerst als Assessor beim Kammergerichte, dann bei der Regierung in Plock angestellt. Durch den Aufstand der Polen 1806 von dort vertrieben, begab er sich auf s. kleines Landgut bei Storkow; allein ohne Geldmittel, um die zerrüttete Wirthschaft desselben wiederherzustellen, zog er nach Kottbus, wo er praktizirte. Zugleich empfahlen ihn s. in Berlin gefertigten Probearbeiten in Dresden so sehr, daß er zum Justizbeamten in Kottbus ernannt wurde. 1811 trat er wieder in preuß. Dienste, und ward in dem Oberlandesgericht zu Soldin, hierauf als Justizrath bei der Regierung in Stargardt, und später als Rath bei dem Militairgouvernement daselbst angestellt. Als Preußen 1814 gegen Napoleon die Waffen ergriff, trat G. auf eignes Verlangen in die pommersche Landwehr als Adjudant des command. Generals ein. Die Unthätigkeit, in welcher sich dieses Corps bei der Blokade von Küstrin befand, veranlaßte ihn, den König um s. Versetzung zu einem im Felde stehenden Corps zu bitten, worauf er als Brigadeadjudant zu dem bergischen Truppencorps kam, welches zur Blokade von Mainz gebraucht wurde. Nach erhaltenem Abschiede vom Militair, machte er den Minister auf den Verfall der v. Schönfischen Stiftung im kottbusser Kreise aufmerksam, und erhielt von ihm Vollmacht zur Wiederherstellung derselben. Allein er fand so viel Schwierigkeiten, daß das Ministerium ihn als Justitiar zur Regierung in Merseburg versetzte. Hier entwickelte ihn s. Eifer für die Aufrechthaltung der freien Stimme in collegialischen Berathschlagungen, für die Entfernung alles persönlichen Einflusses, und für die

e Herrschaft des Rechts, sowie s. Muth als Schriftsteller, in sehr unange-
Verhältnisse, die er selbst erzählt in der „Neuesten Behandlung eines preu-
Staatsbeamten" (2 Hefte, Lpz. 1818) und in der Broschüre: „Der
steller als Staatsbeamter ꝛc." (Stuttg. 1820). G. betrat s. schriftstellerische
n mit dem „Antiplatonischen Staate". Die durch die Indultgesetze erzeugte
ngewißheit veranlaßte ihn, s. „Commentar zu den preußischen Creditgesetzen"
.) und die dazu gehörige „Theorie der hypothekarischen Protestationen" zu
t. In gleicher Art hat er die Lehren vom Besitze und der Verjährung, die
theorie der Verträge u. s. w. bearbeitet. In dem Lager vor Küstrin blieb
t, nicht nur jenen Commentar fortzusetzen, sondern auch s. mehrmals auf-
Buch: „Der Mensch", zu schreiben, an welches sich später: „Das Wie-
nach dem Tode" und die „Briefe an Emilie über die Fortdauer unserer Ge-
ch dem Tode", angeschlossen haben. Vertraute Gespräche mit einem Freunde,
der Unsterblichkeit zweifelte, bewogen den Verf., s. Gründe dafür in jenen
n weiter zu entwickeln, und viele Leser haben ihm Trost und Beruhigung
. Als 2. Thl. des Menschen, erschien 1822: „Der Bürger, eine Unter-
: gebildete Leser". Beiden Werken schloß sich die Schrift: „Der Regent"
an. Unter G.'s politischen Schriften ist s. „Prüfung der Gutachten der k.
mmediat-Justizcommission am Rhein, über die dortigen Justizeinrichtun-
. 1819, 2 Thle.), worin er sich gegen die Jury erklärt, eine der wichtig-
doch schrieb er durch äußere Umstände veranlaßt: „Bedarf Preußen einer
tion?" (1816) und „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?"
19) und den „Anti-Benzenberg, über die Verwaltung Hardenbergs" u. A.
nn auch gegen Einzelnes in einigen dieser Schriften Manches sich erinnern
leuchtet doch aus allen der Blick eines hellen, auf das Höhere gerichteten
nd das Urtheil eines Mannes hervor, dem Recht und Wahrheit über Alles
Seitdem schrieb G. e. „Prakt. Comment. z. allgem. Gerichtsordn. für d.
staaten" (Erf. 1825, 2 Bde.) Jetzt lebt G. auf dem Lande in der Nähe
mberg.

Gravesande (Wilhelm Jakob), Philosoph und Mathematiker, geb. 1688
zenbusch in Holland, stammte von einer alten Patricierfamilie aus Delft,
u Leiden die Rechte, wandte sich aber bald den physikalischen und mathe-
Wissenschaften zu. Er gab bereits im 19. J. s. „Versuch über die Per-
heraus, ein Werk, welches Aufmerksamkeit erregte, und ihm die größten
e von Bernoulli zuzog. Später erlangte er die juristische Doctorwürde
dann von 1713 — 22 im Verein mit mehren jungen Gelehrten s. Vater-
s „Journal littéraire", heraus, welches später in Leiden u. d. T.: „Jour-
a république des lettres", fortgesetzt wurde. Die Beiträge, welche G.
periodischen Werke lieferte, gaben demselben besonders Berühmtheit, und
dlungen über die Construction der pneumatischen Maschinen, über die
er Kräfte und über den Stoß in Bewegung gebrachter Körper, über die Be-
er Erde u. s. w. interessirten die Mathematiker ebenso wie s. Betrachtungen
freiheit die Philosophen. 1715 ging G. als Gesandtschaftssecretair nach
wo er mit dem Bischof von Salisbury, Burnet, bekannt und in die königl.
der Wissenschaften aufgenommen wurde. 1717 ward er zum Prof. der
atik und Astronomie in Leiden ernannt. 1721 und 1722 lud ihn der
von Hessen-Kassel zu sich ein, um s. Gutachten über das von Orphireus
ufgestellte Perpetuum mobile zu vernehmen. G. hielt es nicht für durchaus
, eine Maschine zu verfertigen, die in ununterbrochener Bewegung durch
sein könne: einen Grundsatz, den er später in einigen kleinen Gelegenheits-
äher entwickelte und durch Gründe zu belegen suchte. In der Folge erhielt
n Lehrstuhl der Philosophie, den er mit gleichem Ruhme ausfüllte. Durch

den Tod ſ. beiden hoffnungsvollen Söhne tief gebeugt, verfiel er in eine langwierige Krankheit, und ſtarb d. 28. Febr. 1742 in einem Alter von 55 J. G. beſaß einen ungemein ſcharfen und umfaſſenden Geiſt, und er konnte z. B. während des Geplauders mehrer Menſchen, wie er dies oft während ſ. Aufenthalts in England gethan hatte, wo die Geſandtſchaftscavaliere ſich häufig in ſ. Zimmer aufhielten, die verwickeltſten mathematiſchen Berechnungen durchführen. Seinem Vaterlande war er innig ergeben. Er ſchlug deßwegen mehre vortheilhafte Rufe aus und diente ſ. Geburtslande während des Succeſſionskrieges, theils durch ſ. Rathſchläge bei finanziellen Angelegenheiten, theils durch ſ. Kunſt im Dechiffriren aufgefangener Depeſchen. Für Newton hatte er eine ungemeine Verehrung, doch war er deßwegen nicht ſo blind, um nicht bei weiterm Studium Leibnitz in den Punkten beizupflichten, wo derſelbe mit Recht andrer Meinung wie der Engländer iſt. Nicht minder groß waren ſ. Verdienſte in der Philoſophie, wo er ſich der von Spinoza und Hobbes aufgeſtellten fataliſtiſchen Lehre von der Vorherbeſtimmung mit aller Kraft widerſetzte. Von ſ. trefflichen Schriften nennen wir nur, außer den ſchon erwähnten: 1) „Physices elementa mathematica, experimentis confirmata“ (nebſt einer Einleit. in die Newton'ſche Philoſophie, Haag, letzte Ausg. 1742, ins Engl. und Franz. überſ.); 2) „Matheseos universalis elementa etc.“ (Leiden 1727); 3) „Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam“ (in 3 Aufl., Leiden); 4) „Arithmetica universalis, de Newton“ (Haag 1732).

Gravis, ſ. Accent.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt allgemein wahrgenommene Erſcheinung, daß alle Körper ohne eine äußere ſichtbare Urſache ſich einander zu nähern oder ſelbſt in der Entfernung anzuziehen ſtreben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern ſondern auch bei den Himmelskörpern ſtatt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreiſenden Planeten ziehen einander gegenſeitig an. Die G. iſt der Grund, daß ein freigelaſſener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, ſie iſt aber auch der Grund, daß große Gebirgsmaſſen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu ſich hinziehen. Die Atomiſten, nach deren Lehre nur von außenher eine Kraft auf die an ſich feſte Materie wirken kann, vermögen die Urſache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamiſtiſchen Lehrart beruht ſie auf den anziehenden Kräften, die der Materie, als ſolcher, weſentlich angehören und womit die Körper in allen Entfernungen, und ſelbſt durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach dieſem Syſteme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie ſelbſt, und die allgemeine Erfahrung ſtimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte ſie, und Lucrez lehrt uns, daß ſie ein Satz des Epikureiſchen Syſtems war. Als man bei den Fortſchritten der Aſtronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Geſtalt ſeien, und nach der Urſache dieſer Geſtalt forſchte, fand man keine andre als die Schwere, nach welcher die Materie ein Beſtreben habe, ſich zu vereinigen, und nach einem gemeinſchaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Geſetz, nach welchem die G. wirkt, fand Newton. Er entdeckte, daß die Wirkungen der G. im umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernungen ſtehen, d. h. daß die Schwere z. B. in der Entfernung des um 60 Erdhalbmeſſer vom Mittelpunkt der Erde abſtehenden Mondes 3600 Mal geringer wirkt als auf ihrer Oberfläche; daß aber für den Fall, daß ein Körper gleichzeitig gegen mehre gleichweit von ihm entfernte Körper gravitirt, der Erfolg von dem Maſſenverhältniß der letzteren abhängig ſei. (S. Anziehung.) Aus den Wirkungen der G. laſſen ſich alle die Erſcheinungen herleiten, welche unſer Sonnenſyſtem darbietet, nämlich die Bewegungen der Planeten und Kometen um die Sonne und der Monde um ihre Hauptplaneten, die Ungleichheiten in dieſen Bewegungen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen

die Planeten durch gegenseitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen die abgeplattete Gestalt der Erde, des Jupiters u. s. w. Seine weitere Aus- verdankt dieß System vorzüglich Laplace (s. d.). — Newton's Gravita- orie ist entwickelt in s. „Principia mathematica philosophiae naturalis“ 1687). Maclaurie („An account of Sir Newton's philosophical ries“, Lond. 1748), und Pemberton („A view of Newton's philosophy“, 728) gewähren brauchbare Übersichten; leichter sind Voltaire's „Elémens hilosophie de Newton, mis à la portée de tout le monde“ (Lausanne — Laplace's Forschungen über diese Materie enthält s. „Traité de mé- céleste“ (bis jetzt 5 Bde., 4.)

rávius (Johann Georg, eigentlich: Gráfe), Philolog und Kritiker, 12 zu Naumburg an der Saale, erhielt s. erste Bildung auf der Schul-Pforta, idirte er in Leipzig die Rechte, fühlte sich jedoch stets mehr von den philologi- issenschaften angezogen. Eine Reise, die er in Geschäften s. Vaters nach and machte, entschied endlich über s. Lebensberuf. Die Gelegenheit, Hol- sehen, wo Salmasius, Heinsius und Friedr. Gronovius glänzten, war zu als daß G. sie nicht hätte benutzen sollen. Außerdem fesselte ihn noch fol- lmstand an Holland. Die Latinität war in jener Periode durch das Bei- geistreichen Just. Lipsius fast auf allen deutschen Universitäten in Verfall . Man hatte sich, aus Sucht sich auszuzeichnen, von Cicero entfernt und ch trockener und schwerfälliger alterthümlicher Kürze und Gedrungenheit. olcher Schule gebildet, hatte bisher noch keine Ahnung von der Schönheit rucks in der alten Sprache Latiums gehabt, wenn sie mit Geist und Fein- ndelt wird. Gronovius lehrte ihn dies kennen, und sein Entschluß war Er verließ die Jurisprudenz, und widmete sich in Deventer den Huma- Hierauf setzte er in Amsterdam seine Studien unter David Blondel und r Morus fort; auch trat er hier auf Antrieb s. Lehrer von der lutherischen mirten Confession über. 1656 erhielt er einen Ruf als Professor nach , woselbst er zwei Jahre blieb und dann, nach dem Wunsche s. einstigen Leh- iovius, dessen bisher verwaltete Stelle am Gymnasium zu Deventer über- gleich ihm von Seiten des berliner Hofes die besten Anerbietungen gemacht wenn er in Duisburg bleiben wollte. Den Wünschen der Utrechter nach- nahm er nach 3 J. die Stelle von Ämilius als Prof. der Geschichte an. f stieg nun immer höher, und Leiden sowol als Amsterdam bewarben sich sitz; auch der Kurfürst von der Pfalz suchte ihn für Heidelberg zu gewinnen so die Republik Venedig für Padua, wo ihm außer einem bedeutenden Ge- noch völlige Religionsfreiheit und Sicherstellung vor dem Zeloteneifer isition garantirt wurde. Allein G. lehnte sowol diese als die oft wieder- erbietungen des preuß. Hofes ab. Er blieb in Utrecht bis an s. Ende (d. 1703) und hatte die Freude, Schüler aus fast allen Ländern und Ständen sich versammelt zu sehen, wie ihm denn z. B. König Wilhelm III. (von — der ihn zu s. Historiographen ernannte — den Unterricht des jungen von Nassau anvertraute. Auch Ludwig XIV. schätzte den seltenen Ge- id ließ ihm ein ansehnliches Geschenk übergeben. Die von G. besorgten s Hesiod, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Justin, Sueton, Florus, . classische Autoren befestigten s. Ruhm als eines gründlichen und — was selten war — auch eleganten Sprachforschers und s. „Thesaurus antiqui- manarum“, (Utrecht 1694 — 99, 12 Bde., Fol.) sowie der nach s. Burmann beendete „Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae“ 704 — 23, 9 Thle., Fol., in 30 Bdn.) und der „Thes. antiq. et histor. rdin., Corsicae“ (Leiden 1723 — 25, 15 Bde., Fol.) gereichen ihm wahr- hre. Ein Sohn von ihm, Theodor Georg, (1691 Magister Legens

der Beredtſamkeit und Geſchichte in Utrecht), ſchien in die Fußtapfen des Vate treten zu wollen; aber ſ. frühzeitiger Tod zerſtörte dieſe Hoffnung. G. hatte 1 Kinder, von denen ihn jedoch nur 4 T. überlebten.

Gray (Johanna), Urenkelin König Heinrichs **VII.** und älteſte Tochter d Marquis von Dorſet war 10 J. alt, als ihr Großonkel, Heinrich **VIII.**, ſtarb u deſſen Sohn Eduard **VI.** ihm in der Regierung folgte. Eduard Seymour, Herz v. Somerſet und Onkel des minderjährigen Eduard's **VI.** wurde zum Reichsv weſer ernannt; dies empfand deſſen Bruder, Thomas Somerſet, übel, und Jo Dudley, Viscount v. Liſle, e. ehrgeiziger und ränkeſüchtiger Hofmann, nährte der Hoffnung, beide Somerſet zu ſtürzen, und ſich dadurch den Weg zur erſt Reichsſtelle zu bahnen, den Zwieſpalt. Sein Vorhaben gelang ihm nur zu gu Der Reichsverweſer klagte ſ. Bruder mehrer Staatsverbrechen wegen an, und d durch die Tyrannei des Tudors längſt an feiges Gehorchen gewöhnte Parlament v dammte den Unglücklichen zum Tode. Jetzt hatte Liſle nur noch den einen Gegn zu ſtürzen und auch dies glückte ſ. Liſt. Eduard Seymour wurde ſ. Stelle beraub und Joh. Dudley, zum Herzog v. Northumberland ernannt, nahm deſſen Pl ein, den er aber, ſo lange Somerſet lebte, nicht ruhig glaubte beſitzen zu können weshalb er es dahin brachte, daß der geſtürzte Reichsverweſer das Schaffot beſtie Jetzt ſchien Northumberland nichts mehr im Wege zu ſtehen, als die Kränklichk des Königs, nach deſſen Abſterben, dem Teſtamente Heinrichs **VIII.** zu Folge, Töchter Maria und Eliſabeth zum Thron gelangen ſollten, unter denen Liſle n Recht den kaum gewonnenen Einfluß wieder zu verlieren fürchtete, da beide ungl ehrgeiziger und ſelbſtändiger waren als der ſchwache Eduard. Er benutzte dabei Verwickelungen in Heinrichs **VIII.** Familie (Maria war bigott katholiſch; E Eliſabeths Geburt haftete ein Flecken wegen ihrer Mutter, die auf dem Blutger geſtorben war), um Eduard **VI.** dahin zu bringen, ſ. Schweſtern von der Erbfolge z zuſchließen und Johanna G., die ſich kurz vorher mit dem Lord Guilford, ei jüngern Sohne von Northumberland, vermählt hatte, zu ſ. Nachfolgerin zu be men. Nach einigen Schwierigkeiten willigte auch das deßwegen zuſammenber Parlament, mehr gezwungen als freiwillig, ein, und Johanna, deren ſanfter rechtlicher Sinn ebenſo wenig nach einer Krone ſtrebte als die Mittel billigte, m angewendet wurden, ſie ihr zu verſchaffen, ward weiter gar nicht gefragt, ſond als Eduard **VI.** bald darauf (1553) in ſ. 16. Jahre ſtarb, faſt mit Gewalt aus ihr Zurückgezogenheit zu Sion-Houſe, von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater u ihrem, gleichfalls durch den Glanz des Diadems verblendeten Vater auf den Th gehoben, um ihn nach wenigen Tagen mit dem Kerker zu vertauſchen. Denn V und Adel waren den ehrgeizigen Abſichten des Herz. v. Northumberland längſt ab neigt. Da nun Heinrichs **VIII.** älteſte Tochter, die herrſchſüchtige Maria, a der Schlinge entging, welche er ihr gleich nach Eduards, von ihm mehre Tage v heimlichten Tode legte, und nicht von ſ. Anhängern aufgehoben wurde, ſo sammel ſich bald ein Heer in Suffolk (wohin Maria ſich gerettet hatte) und rief, in Übere ſtimmung mit dem größten Theile des Parlaments, Heinrichs **VIII.** Tochter rechtmäßige Königin aus. Anfangs verſuchte Northumberland zwar durch die G walt der Waffen ſ. Plan, Johannen auf dem Thron zu erhalten, durchzuſetzen; Schwäche ſ. Streitkräfte nöthigte ihn aber bald davon abzuſtehen, zumal da bei Annäherung von Mariens Heere auch die Hauptſtadt ſich für dieſe erklärte. Er glau nun durch ſchleunige Unterwerfung ſich retten zu können; Mariens ſtrenger harter Charakter vereitelte indeß dieſe Hoffnung. Er wurde auf ihren Befehl m dreien ſ. Söhne und einigen Anhängern, ſobald die neu· Königin in London ei zogen war, in den Tower geſetzt und bald darauf hingerichtet. Während dieſer G gänge hatten Johanna und ihr Gemahl bereits eben daſelbſt gelebt, und der Her v. Suffolk, ihr Vater, wollte dieſe Feſtung gegen die anrückenden Truppen

vertheidigen; allein gezwungen, die Thore zu öffnen, waren somit auch Jo- und Guilford in die Hände der Siegerin gefallen, und beide wurden jetzt an en Ort als Gefangene bewacht, wo sie kurz vorher im Glanz der Majestät ge- hatten. Ein Spruch des Parlaments verurtheilte die unglücklichen Gatten, nziger Fehler der war, den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nicht ge- derstand geleistet zu haben, zum Tode; Maria bestätigte jedoch aus Staats- : diesmal das Urtheil nicht. Johanna und Guilford blieben bloß in strenger Da indeß nicht lange nach Marias Thronbesteigung der Geist des Mißver- t in offene Empörung gegen eine Fürstin ausbrach, deren finsterer Charakter giöser Fanatismus Furcht und Haß erregte, so mußten, nach mißlungenem : des Ritters Wiat, Lord Guilford und s. Gemahlin, obgleich völlig unwis- ier Sache, als Opfer fallen. Maria ließ beiden den Proceß machen. Den r. 1554 bestieg Joh. G. das Schaffot. Sie war in kurzem Zeitraum die nigin, welche England auf diese Art enden sah. Eine vierte (Maria Stuart) r 1587. — Maria hatte Geistliche abgesendet, um die Ketzerin zu bekehren, aber, fest an den Lehren ihres Glaubens haltend und wohlbewandert in den n der Gottesgelehrten, wies standhaft diese Versuche zurück und starb mit uth der Unschuld und der Ergebung einer Christin. 17 Jahr war die un- : Fürstin alt. Äußere und innere Reize schmückten sie im gleichen Grade. nd schrieb Griechisch und Lateinisch, war sanft und wohlthätig und ein Mu- cher Zärtlichkeit. In der Nacht vor ihrem Tode schrieb sie einen Trostbrief Gräfin Pembrocke, ihre Schwester, und einen an ihren Gemahl, den sie Schmerz hatte, zum Tode führen zu sehen. Am 17. Febr. ward auch ihr uthauptet. Mehre Dichter haben das Schicksal dieser Fürstin als Stoff igödie behandelt; da aber Joh. G. ein durchaus mehr leidender als han- harakter ist, so hat der Erfolg gezeigt, daß die Katastrophe ihres Untergan- ebenso wenig zu einer dramatischen Darstellung eignet wie das Ende der oylen.

ray (Thomas), den die Briten ihren Pindar nennen, ist uns Deutschen chöne Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigstens in den Über- Gotter, Kosegarten und Seume bekannt. Er wurde geb. zu London 1716, zu Cambridge die Alten, hierauf in London, mit s. Freunde West, die gab dies Studium aber auf, und begleitete s. zweiten Jugendfreund, Ho- lpole, auf s. Reise durch Frankreich und Italien: s. Briefe aus Italien sind ressant. Hier trennten sich beide durch Walpole's Schuld. G. mußte s. ein fortsetzen, nicht ohne Unbequemlichkeiten, da er wenig Vermögen hatte. f er wieder in England ein, und wählte s. Aufenthalt zu Cambridge, wo er lle Arten von Studien vertiefte. Als er endlich 1768 zum Professor der Sprachen und Geschichte zu Cambridge ernannt wurde, war s. Gesundheit geschwächt, daß er sich außer Stand fühlte, ohne Gehülfen s. Posten zu Er starb 1771. Dryden, Collins und Gray werden unter den britischen zuerst genannt. Übertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeisterung, af er sie wieder weit an Reichthum der Bilder, Glut des Colorits und Har- es Versbaues. Der Gedichte, die er in engl. und lat. Sprache hinterließ, ige; aber jedes trägt das Siegel der Meisterschaft. G.'s „Poems" erschie- ner guten Ausg. von Wakefield (Lond. 1786.).

r ätz, Hauptst. des Herzogth. Steiermark an der Muhr, hat 2700 Häu- er diesen an 50 Paläste, und über 34,000 Einw., von denen an 12,000 e Zitz- und Cattunfabriken beschäftigt werden. Das Gewerbe wird durch Messen befördert. Bemerkenswerth sind das Mausoleum Ferdinands II., Schulen, Vereine, Sammlungen und Institute, z. B. das Lyceum mit sternwarte und Naturaliensammlung, das von dem Erzherzog Johann

(s. d.) gestiftete Johanneum, insbesondere die Cultur der Einw. des höhern und der Mittelstandes.

Grazie bezeichnet in den schönen Künsten diejenigen Eigenschaften, durch welche ein Gegenstand einen höchst wohlgefälligen Eindruck sanfterer Art auf uns macht, vornehmlich aber das Schöne in Bewegung und Ausdruck. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine sich über die andre erhebt. Reiz scheint das Allgemeine zu sein; die übrigen bezeichnen besondere Arten desselben. Das Schöne wird reizend, im edlern Sinne, wenn es nicht bloß das Vergnügen der Betrachtung erregt, sondern zugleich eine schwärmerische Begierde sich innig mit ihm zu vereinigen, es s. Phantasie zu fortdauerndem Genusse zu üben geben. Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und thierischen Wesen, diese bloß von Menschen und höhern Wesen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit nah verwandtes Gefühl ausdrücken, jene in Werken der Kunst vornehmlich in der Anordnung und Manier, diese im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz ist das recht deutsche Wort für Grazie. Er ist vorzugsweise dem Geschlechte eigen, welches wir das schöne nennen, und auch diesem vorzüglich in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte den Ausdruck der Liebe und athmet aus jenen zauberischen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft ist. Ihn s. Werken einzuhauchen, wird dem Künstler nur in dem Augenblicke der reinsten Begeisterung gelingen. Die Grazie ist der höchste Schmuck der Natur und hat in ihrem Ausdrucke eine belebende Leichtigkeit und Natürlichkeit, daher eine gekünstelte Grazie sich selbst widerspricht. Holdseligkeit ist nur über sinnlichen, idealischen weiblichen Gestalten (wie den Madonnen) eigen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfassender Liebe und Hingebung gegen niedere Wesen, bei welchen man sich zugleich bestimmt fühlt, sich vertrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehen.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der schönen Sitte, von welchen, wie Pindar singt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Mensch weise, schön oder glänzenden Ruhmes ist. Nach Hesiodus und den meisten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater. Bei Hesiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm stimmen die meisten Alten überein. Die Lacedämonier und Athenienser kannten zuerst nur zwei Grazien, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle), diese aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auxo (die Beglückerin) gaben. König Eteokles führte bei den Orchomeniern die Verehrung dreier Grazien ein, und Hesiodus gibt ihnen zuerst die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphrosyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der „Ilias“ als Dienerinnen der Juno, in der Odyssee aber als Dienerinnen der Venus, welche sich von ihnen baden und schmücken läßt. Er dachte sich als ein zahlreiches Gefolge dieser Göttinnen, bestimmt, die Tage der Unsterblichen zu beglücken. Nach Hesiod waren sie, wie sich schon aus den Namen s. Grazien ergibt, ein Bild von der höchsten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck ist, gesellschaftliche Vergnügen zu befördern, und durch Heiterkeit und Güte zu erfreuen. Die spätern Dichter entfernten sich von dieser Vorstellungsart, und machten aus ihnen allegorische Dichtungen. Allenthalben aber erschienen die Grazien (und eben dies scheint ihren Charakter zu vollenden), nicht als herrschende, sondern als dienende Gottheiten. Nicht sie selber schimmern, aber Venus schimmert durch sie; nicht sie erobern, aber durch sie gewinnt Venus die Herzen. Auch geistige Gegen-

nnehmlichkeiten, Musik, Beredtsamkeit, Poesie und andre Künste verschönern rch ihren Einfluß; noch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der barkeit zugeschrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig be-. So waren z. B. ihre goldenen Bildsäulen des Pupalus in Smyrna und rmornen des Sokrates vor dem Eingange der Akropolis von Athen; ebenso mpel zu Elis. Eine von ihnen hielt eine Rose, die andre einen Myrtenzweig bole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloser d) in der Hand. In der Folge bildete man sie auch unbekleidet. In Grie-nd hatten sie eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern ten gemeinschaftlich, namentlich mit der Venus, den Musen, dem Amor, r und Apollo. Ihre Feste hießen Charisien und wurden mit Tanz gefeiert. ns schwur man bei den Chariten und weihte ihnen beim Male den ersten Becher.

Grécourt (Jean Baptiste Joseph Willart de), e. erotischer Dichter, geb. zu Tours, wurde, als der jüngste Sohn, dem geistlichen Stande bestimmt. dirte in Paris, erhielt 1697 ein Kanonicat an der Kirche St. Martin in Vaterstadt, und machte sich durch Predigten bekannt, die mehr satyrischen ralischen Inhalts waren. Aber bald mißfiel s. unruhigen und lebhaften Gei-r Stand. G. ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in den be-äusern fand, und die Gunst des Marschalls d'Estrées sich erwarb. Dieser ihn mit sich nach dem Schlosse Veret in Bretagne, einem Orte, den G. sein s Paradies zu nennen pflegte, weil er hier Alles fand, was s. Sinnlichkeit heln konnte. Sein ausschweifender Hang zu Genüssen, und s. zügellose Ein-sskraft hielten ihn von ernstern Studien ab; s. ganze Beschäftigung bestand muthwillige Erzählungen, Epigramme und andre kleine Gedichte zu verferti-nd s. Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzulesen. In dieser war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit s. Poesien sich erst durch seinen g fühlbar machte. Dieses Talent und s. lustigen Einfälle machten ihn an-; aber s. Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er starb rs den 2. April 1745. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach s. Tode oft t worden. Sie enthalten außer mehren mittelmäßigen Fabeln, Epigram-iedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetische Erzählungen (contes) in lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuitenorden gerichtetes „Philotanus". G.'s Poesien sind lebhaft und witzig, aber auch sehr frivol. eine Ausg. s. Werke in 4 Bdn., 12. (Paris 1761).

Greenwich, Stadt in der Grafschaft Kent, am südlichen Ufer der Themse, großes Seehospital und eine Sternwarte, 2120 H. und 17,000 Einw. ospital ist eines der prachtvollsten Gebäude, fast ganz aus Sandstein aufge-und besteht aus vier abgesonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der en führen, unter denen sie erbaut worden. König Karls und der Königin Gebäude liegen nach N., König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Zwischen den beiden erstern ist ein großer Zwischenraum, auf welchem die ule Georgs II. in Marmor steht. In König Karls Gebäude sind die Gemä-Oberaufsehers und s. Unterbeamten, auch wohnen hier 300 Kostgänger. Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, wel-nig Wilhelms Namen trägt, unstreitig der prächtigste, ward von Christoph ufgeführt. Hier sind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals ist noch ein Krankenhaus Zimmern, in deren jedem vier Betten sind. Ferner sind in der Nähe des als 2 Schulhäuser, worin 1000 Kinder armer Seeleute unterrichtet werden. großen Hospital werden etwa 3000 invalide Seeleute unterhalten, und n Einkünften desselben noch 30,000 Auswärtige. Auch Ausländer ha-sprüche auf diese Wohlthat, wenn sie zwei Jahre in britischem Sold gestan-

den. Die Witwen der Matrosen nimmt man vorzugsweise zu Wärterinnen, deren 144 da sind, die jährlich 8 Pfd. Lohn, nebst freiem Unterhalt bekommen. Die Invaliden erhalten Kleidung, Kost und etwas Taschengeld. Über diese treffliche Anstalt führen die Erzbischöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufsicht. Die Einkünfte der Anstalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgelbern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matrose zu 6 Pence monatlich entrichten muß. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man auf 27½ Pfd. jährlich. Die 1675 von Karl II. zu Greenwich erbaute Sternwarte, durch welche die engl. Geographen und Seefahrer den ersten Meridian ziehen (17° 40′ von Ferro) hat zum Theil berühmte Astronomen gehabt. Auf Flamstead, den ersten, folgte Halley, auf diesen Bradley, dann Bliss und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. In G. steht die Trafalgarsäule, ein Octogon mit einer Schiffskrone.

Gregor der Große, s. Päpste.

Gregor VII. (Hildebrand). Das Jahr und der Ort s. Geburt sind zweifelhaft. Einige nennen Siena, Andre Saone im Toscanischen und noch Andre Rom als s. Geburtsort. So viel ist gewiß, daß er s. Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, hier mit dem Kloster zu Clugny in Verbindung kam und um 1045 nach Rom zurückkehrte. Bekannter wird s. Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clugny eingeschlossen hatte, und hier dem Papst Leo IX. auf s. Reise durch Frankreich bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Hintergrunde, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrer nachfolgenden Päpste leitete. Nach dem Tode Alexanders II. (1073) bestieg der Cardinal Hildebrand den päpstlichen Stuhl. Was er längst durch Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpsten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht gewesen, das suchte er nun selbst mit dem rastlosesten Eifer auszuführen. Es war s. Entwurf, dem römischen Stuhl nicht bloß die höchste Gewalt über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die Hände des Papstes zu bringen, sondern auch die Kirche von der weltlichen Gewalt ganz unabhängig zu machen. Er wollte eine Theokratie stiften, in welcher der Papst der Statthalter Gottes, der höchste Regent, in politischen sowol als in kirchlichen Angelegenheiten sein sollte. Darum beschloß er die Abschaffung der Priesterehe und die Aufhebung der Laieninvestitur, an welchem Rechte der Fürsten, die Bischöfe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürsten noch über die Geistlichkeit ihrer Länder ausübten. 1074 erschien s. Verbot der Simonie und der Priesterehe, und 1075 das Decret, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Ämter verboten war, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Als der Kaiser Heinrich IV. hierauf nicht achtete, wußte G. die Händel, in welche der despotische Kaiser, durch jugendlichen Leichtsinn und böse Rathgeber irre geleitet, sich mit den Völkern und Fürsten Deutschlands verwickelt hatte, für seinen Zweck zu benutzen. Schon 1075 sprach er das vorläufige Entsetzungsurtheil über mehre deutsche Bischöfe, welche ihre Ämter von dem Kaiser gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiserl. Räthe aus, welche diesen Handel getrieben haben sollten, und da der Kaiser diese Räthe nicht entließ und jene Bischöfe sich annahm, machte der Papst 1076 ein neues Decret bekannt, in welchem der Kaiser vor eine Synode nach Rom geladen wurde, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen zu verantworten. Heinrich IV. ließ dagegen durch eine Synode zu Worms das Absetzungsurtheil gegen den Papst aussprechen; worauf dieser sofort den Kaiser in den Bann that, und alle s. Unterthanen und Vasallen von

Digitized by Google

Treue entband. Bald ſah der Kaiſer ganz Oberdeutſchland gegen ſich auf- zu eben der Zeit, da die Sachſen in Niederdeutſchland den Krieg gegen ihn n, und als die zu Oppenheim verſammelten Fürſten den Schluß faßten, ner andern Kaiſerwahl geſchritten werden ſollte, ergab er ſich ihnen faſt un- und mußte ſich vorſchreiben laſſen, daß er den Papſt, den ſie ſelbſt erſuchen in das Reich zu kommen, als Richter über ſich erkennen, ſ. excommunicir- e entlaſſen, und ſich als ſuspendirt von der Regierung betrachten wolle. Papſte und ſeiner Abſetzung zuvorzukommen, eilte jedoch Heinrich IV. bſt nach Italien, wo er ſich zu Canoſſa 1077 einer demüthigenden kirchlichen nterzog, und die Abſolution erlangte. Indeß ſammelten ſich wieder mehre de um ihn, und er trug den Sieg über den Gegenkaiſer, Rudolf von Schwa- on. Nun ließ er den Papſt auf einer Synode zu Brixen abſetzen und einen pſt, Clemens III., 1080 wählen, eilte nach Rom, und ſetzte den neuen f den Thron. G., welcher in der Engelsburg drei Jahre lang wie im Ge- liebte, konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu ver- Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nö- hn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert hatten, Rom zu verlaſſen. daher nach Salerno zu den Normännern, wo er 1085 ſtarb. Durch den nt (ſ. d.) der Geiſtlichen wollte G. dieſem Stande eine größere Heiligkeit m und ihn unabhängiger von weltlicher Familienverbindung machen. Eine ütze ſ. Macht war die Markgräfin von Toscana, Mathildis, welche er be- ihre faſt königl. Beſitzungen dem römiſchen Stuhle zu vermachen. Die roteſtantiſchen Geſchichtſchreiber haben G. VII. unerſättliche Herrſchſucht zenloſen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze ſ. Lebens und e ſ. Geiſtes, lieſt man ſ. Briefe, und erwägt man, wie ſtreng er, nicht n Andre, ſondern auch gegen ſich ſelbſt war, ſo iſt es nicht glaublich, daß s kleinliches Streben nach eigner Größe der Zweck ſ. Lebens geweſen ſei. r iſt es wahrſcheinlich, daß er, wenigſtens bei ſ. Hauptentwurf, ein höhe- vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Überzeugung, für die ottes und Chriſti, für die Sache der Religion und der Kirche zu wirken

Vgl. „Hildebrand, als Papſt Gregorius VII. und ſ. Zeitalter", von J. 815), und einen Aufſatz über ihn von Spittler im „Morgenblatt" 1816,

N.

regorianiſcher Calender, ſ. Calender.

regorius, Patriarch der griechiſchen Kirche des Orients — das Opfer iſchen Politik der Pforte — geb. 1739 und erzogen in Dimitzana, Stadt en auf Morea, ſtudirte in mehren Klöſtern, zuletzt auf dem Berge Athos bte als Einſiedler, ward dann Erzbiſchof zu Smyrna, und 1795 Patri- onſtantinopel. Als ſich 1798 die Franzoſen Ägyptens bemächtigt hatten, den Griechen geheime Verbindungen mit den Franzoſen Schuld, und der derte den Kopf des Patriarchen; allein dieſer hielt durch ſ. Hirtenbriefe die eb, ſich für die Franzoſen zu bewaffnen; und Selim III. ſelbſt erklärte deſ- uld, verwies ihn jedoch, um ihn zu ſchützen, auf den Berg Athos. Bald ward er wieder in ſ. vorige Würde eingeſetzt. Als aber 1806 das Glück chen Waffen und die Erſcheinung einer engl. Flotte vor Konſtantinopel die r Muſelmänner aufs neue gegen die Griechen aufreizte, und das Leben des hen bedroht wurde, obgleich er auch jetzt durch ſ. Ermahnungen die Grie- jeder unruhigen Bewegung abgehalten hatte, ſo verwies ihn Selim noch- ſ. Sicherheit auf den Berg Athos; nach einiger Zeit ward G. das dritte t Patriarchen erwählt. Die apoſtoliſchen Tugenden der Demuth, Liebe dthätigkeit erwarben dieſem Prälaten allgemeine Verehrung; er lebte ein- lt ſtreng auf Sittlichkeit bei den griechiſchen Geiſtlichen, und widmete ſeine

Einkünfte frommen Zwecken, den Armen ohne Unterschied des Glaubens, den Sch
len, der Wiederherstellung der Buchdruckerei zu Konstantinopel und dem Dru
nützlicher Schriften. Vorzüglich beförderte er die Anlegung von Schulen wechsel
tigen Unterrichts zu Chios, Patmos, Smyrna, Athen, Sparta (Misitra) und Kand
Seine Predigten und Hirtenbriefe zeugen ebenso für s. Frömmigkeit und Toler
als für s. Menschenkenntniß. Er übersetzte die Briefe des Apostels Paulus in d
Neugriechische und schrieb dazu eine Erklärung. Dabei ermahnte er s. Mitbrüd
stets zur ruhigen Ergebung in den Willen Gottes und zum Gehorsam. Als al
1821 der Aufstand der Griechen in Morea, s. Geburtslande, ausbrach, ward au
er der Pforte verdächtig; und nur die Hoffnung, die schon beschlossene allgemei
Ermordung der Griechen in Konstantinopel zu verhindern, konnte ihn bewegen, d
vom Divan drohend verlangten Bannfluch am 21. März 1821, über Ypsilanti
Suzzo's und alle Theilnehmer an dem Aufstande auszusprechen. Zugleich erließ
einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit, der den Gläubigen Gehorsam gegen die Pfo
zur Pflicht machte. Nach der Hinrichtung des Fürsten Morusi ward die Fami
desselben vom Großvezier s. Aufsicht übergeben. Ohne s. Wissen, vielleicht m
Hülfe eines Geistlichen im Palaste des Patriarchen, rettete sich die Familie durch d
Beistand des russ. Gesandten auf ein Schiff, das sie nach Odessa brachte. Der Gre
ahnete sogleich, daß dies sein Todesurtheil sei. Er ging auf der Stelle zum Gro
vezier, dem wilden Benderli Ali Pascha, um ihm den Vorfall anzuzeigen; al
dieser warf auf ihn die Schuld. Indeß erfolgte weder Verhaftung noch Unter
chung. Der Großvezier wollte durch eine in der türkischen Geschichte bisher un
hörte Gewaltthat Schrecken unter allen Griechen verbreiten. Diese waren sch
Wochen lang dem fanatischen Pöbel der Hauptstadt preisgegeben, daher am ers
Tage des Osterfestes (22. April) nur wenige die Kirche zu besuchen wagten. D
Patriarch verrichtete das Hochamt, umgeben von seinen Bischöfen, mit der gewö
lichen Feierlichkeit; als er aber aus der Basilika trat, umringten ihn Janitsch
und schleppten die Bischöfe fort; doch hielt sie eine natürliche Scheu vor dem
würdigen Greise ab, sofort Hand an ihn zu legen. Ihr Anführer mußte sie an
Befehl des Großherrn erinnern, worauf sie den Patriarchen in s. Festgewande,
der Hauptpforte der Kirche aufknüpften. Dasselbe geschah mit den drei Bi
und mit acht Geistlichen des Patriarchats, die sämmtlich in ihrer Amtskleidung
den Kirchen oder vor dem Palaste aufgehangen wurden. An der Brust des
archen war ein Jasta (das Todesurtheil) befestigt, welcher ohne Verhör un
weis, dem Patriarchen Schuld gab: „Er habe um den Aufstand s. Landsl
Morea gewußt und sei höchst wahrscheinlich das geheime Haupt der Verschw
gewesen; daher die ganze griechische Nation, obwol sich Unschuldige in ihr befi
dem Zorne Gottes und ihrer gänzlichen Vernichtung nicht entgehen könne". D
am 24. ward der Leichnam abgenommen und den gemeinsten Juden überlassen,
ihn durch die Straßen schleppten und ins Meer warfen, jedoch, durch die Gr
mit Geld gewonnen, nicht ganz versenkten, sodaß ihn griechische Matrose
Nachts herausziehen und nach Odessa bringen konnten. Hier ward nach erhal
kaiserl. Genehmigung am 29. Juni a. St. das Märtyrerthum des Patriarchen
dem russischen Archimandriten Theophilus durch ein prachtvolles Leichenbegä
gefeiert, wobei ein griechischer, durch Beredtsamkeit ausgezeichneter Geistlicher,
ter Konstantin Ökonomos, der sich nach Odessa gerettet hatte, die (nachher ins
sische und Franz. übers.) Leichenrede hielt. Diese Schmach der Barbarei an
Oberhaupte der Kirche, an einem frommen 80jährigen Greise verübt, hatte
Entweihung und Zerstörung vieler griech. Kirchen und die wildesten Ausschweifu
gegen die Griechen in Konstantinopel zur Folge, brachte aber statt zu schrecken
entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Begeisterung der Hellenen für die Sach

ns und der Freiheit stieg bis zur Schwärmerei, und der Krieg ward nun
n ihrer Seite mit der wildesten Erbitterung geführt. (S. Griechen,
nd derselben.) 20.

regoriusfest, ein ehedem in mehren Gegenden, besonders in Sachsen
Schul- und Jugendfest, welches gegen Ostern gehalten wurde. Gewöhn-
n die Schüler, auf eigne Weise, als Bergleute, Essenkehrer, Jäger u. s. w.
, durch die Stadt; an andern kleinern Orten erschienen sie nur mit Bändern
gt und jeder gab durch Hersagung eines Reimes vor den Häusern der Vor-
zu erkennen, welche Standesperson aus der bürgerlichen Gesellschaft er
Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quacksalber, mit einem Arzneikasten;
er ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trom-
chen, stellte einen Tambour u. s. w. vor. Dieses Fest war unstreitig eine
nung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten
nd Freudenfestes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeste
erliche Umgänge. Diese Feste erhielten durch die Länge der Zeit eine Hei-
d ließen sich nach dem Übergange heidnischer Völker zum Christenthume
schaffen. Daher verordnete Papst Gregor IV. 828, daß zur Ehre eines
nger, Gregor I., welcher die erste Singschule in Rom gestiftet hatte, um
da das große Minervenfest fiel, ein eignes Schul- und Kinderfest u. d. N. des
sfestes gehalten wurde.— Gregoriussingen nennt man den Umgang,
ährlich nach Ostern die Dorfschulmeister, besonders in Sachsen, in Beglei-
er Schulkinder, durch das Dorf halten, wobei vor jedem Hause ein Lied
sogenannte Arie abgesungen wird, wofür dem Schullehrer eine Kleinigkeit
gereicht wird, die als ein Theil s. Besoldung in Anschlag gebracht ist. In
leinern Städten, wo sonst dieses Gregoriussingen auch gewöhnlich war,
den Schullehrerstand herabwürdigende, Bettelei mit Recht abgeschafft und
r sind auf andre Weise entschädigt worden.

reif, ein fabelhaftes Thier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen
ib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren
des, und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen hatte; der Rücken
dert. Älian besetzt den Rücken mit schwarzen, die Brust mit rothen und
el mit weißen Federn; Ktesias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern,
erschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch Manches
Nach dem Verf. des Buchs: „De rerum natura", ist er größer als ein
t an den Vorderfüßen große Adlerkrallen, an den Hinterfüßen Löwenklauen,
in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er
k, sagt Ktesias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den
nd Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für s. Vaterland aus,
bte, daß er auf hohen Bergen niste; nie erwachsen, wol aber jung gefangen und
werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und sein Nest davon
der nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold suchen, und s.
gegen sie vertheidige. Über die Entstehung dieser fabelhaften Bildung haben
von Weltheim in s. Abhandlung von den goldgrabenden Ameisen und Grei-
lten, und Böttiger in s. Vasengemälden viel Sinnreiches gesagt. Letzterer
ese und ähnliche Ungeheuer bloß als Erzeugnisse der indischen Tapetenwir-
sich die Indier von den ältesten Zeiten her an seltsamen Zusammensetzungen
igen Thiere ergötzten. Die Griechen, welche an dem Hofe des persischen
dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für
Geschöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon.
liche Art entstanden die nachherigen Arabesken, Grotesken ꝛc., mit denen
einerlei Ursprung hätten. So viel ist gewiß, daß der Greif aus Asien nach

Griechenland im Gefolge des Dionyſos kam. Er wurde daher Symbol der A klärung und Weisheit.

Greifenſon (Samuel v. Hirſchfeld), geb., wie er ſelbſt erzählt, 1622 Speſſart, machte als Musketier einen Theil des dreißigjährigen Krieges mit u ſtarb um 1668. Er iſt der Verf. des zu ſ. Zeit weitberühmten und auch jetzt n merkwürdigen Romans: „Abentheuerlicher Simpliciſſimus, d. i. Beſchreibung Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshai (Mömpelgart 1669, 6 Thle.; u. d. angenom. Namen Schleifheim von Sulſo Wenig Bücher haben ein ſo allgemeines Aufſehen gemacht, wie der Simpliciſſim bis 1725 zählen wir neun Aufl., Fortſetzungen und Zuſätze und eine große Me von Nachahmungen deſſelben. Für uns iſt er anziehend als ein derbes und fri Lebensgemälde der bunten, bewegten und greuelvollen Zeit des dreißigjährigen K ges, gewürzt durch manche ſinnreich naive und vorlaut drollige Betrachtung i ſatyriſchem Überzuge, dem jedoch eine wohlwollende Ironie den bittern Beigeſchm benimmt.

Greifswald. Da, wo dieſe jetzt zum Regierungsbezirk Stralſund hörende Stadt liegt (54° 6′ N. B.) ſah man ehedem nur einen Wald, auf Grenze des Fürſtenthums Rügen und der Grafſchaft Gützkow, der von den ſch Fürſten Jaromir nebſt andern Stücken Landes dem 1207 von ihm geſtift Ciſtercienſerkloſter Hilda oder Eldena geſchenkt ward. Ungefähr 1223 als die w diſchen Einwohner von den Ankömmlingen aus Sachſen immer mehr gedrängt w den, ließ der Abt den Wald aushauen und baute daſelbſt die Stadt nach deutſch Art, welche Anfangs nur Wald oder Wold hieß. Als ſpäterhin im 14. Jah die Einw. der Stadt wegen der günſtigen Lage derſelben am Ryckfluſſe und wegen der Nähe des Hafens Wyk, gleich den Bewohnern der ganzen Oſtſeeküſte, durch Handel ſich bereicherten, wußte der Abt ſie nicht mehr in der frühern Abhängigk zu erhalten; er gab ſie daher den Fürſten von Pommern zur Lehn, deſſen Wap zur Veränderung des Namens in Greifswald (Grypswold) Veranlaſſung gab. Durch den weſtfäliſchen Frieden kam die Stadt 1648 unter ſchwediſche Botmäßigkeit; 1715 fiel ſie an Dänemark, ward aber 1721 an Schweden zurückgegeben. In Folge des Befreiungskrieges ward ſie 1815, ſowie das geſammte diesſeitige Pommern, mit dem preuß. Staate vereint. — Die erſte Veranlaſſung zur Stiftung der Univerſität ſcheint der Aufenthalt während der Unruhen 1435—43 mehrerer geflüchteter roſtockiſcher Profeſſoren gegeben zu haben. Sie ward 1455 von dem pommerſchen Herzog Wratislaw IX. wolgaſtiſcher Linie, mit Zuſtimmung des Herzogs Otto III. ſtettiniſcher Linie, auf Anrathen und unter Mitwirkung des greifswaldiſchen Bürgermeiſters Heinrich Rubenow geſtiftet. Die Fundationsbulle des Papſtes Calixtus III. ward unter dem 29. Mai 1456 und in demſ. J. die Beſtätigungsurkunde des Kaiſers Friedrich III. ausgefertigt. Am 17. Oct. wurde die Univerſität inaugurirt, und am folgenden Tage trat der erſte Rector, Heinrich Rubenow, ſ. Amt an; er inſcribirte beinahe 300, unter denen der Fürſt Wratislaw ſelbſt, zwei Biſchöfe, drei Äbte und andre vornehme Perſonen ſich befanden. Als im Anfange des 16. Jahrh. die Kirchenverbeſſerung auch in Pommern, namentlich in Stettin, Stralſund und Greifswald, Beifall fand, widerſetzte ſich der Herzog Georg und der Biſchof von Kamin derſelben, welches die Folge hatte, daß 12 Jahre hindurch keine Vorleſungen gehalten wurden. Im Nov. 1539 richtete Herzog Philipp I. die Univerſität wieder auf; jedoch war bis 1556 ihre Exiſtenz ſehr ſchwankend. Da indeß durch den augsburgiſchen Religionsfrieden 1555 die Annahme der Reformation im Lande geſichert wurde, ſo mußte dies auch auf den Zuſtand der Univerſität einen vortheilhaften Einfluß haben. 1564 ward ihr das Dominikanerkloſter eingeräumt. 1568 ward die erſte Viſitation der Univerſität gehalten. 1574 begann der Bau des vormaligen Collegiengebäudes und 1604 ward die Bibliothek

det. Vielfache Schenkungen hatten die Einkünfte der Universität bereits an- erhöht, als der letzte pommersche Herzog, Bogislaus XIV., 1634 das Amt mit den dazu gehörigen Gütern, Einkünften und Gerechtigkeiten, derselben en Zeiten schenkte; daher konnte sie die Drangsale des dreißigjähr. Kriegs en, zumal da der neue Landesherr, der König von Schweden, sich den Flor ehranstalt sehr angelegen sein ließ. Der Vorschlag, sie nach Stettin zu ver- ward nicht ausgeführt. 1747 ward das alte Collegiengebäude abgebrochen 50 das neue eingeweiht. Die Verfassung ist seitdem mehrmals näher be- worden. Unter der Aufsicht des Kanzlers, jetzt des Fürsten Putbus (den bei en Promotionen in allen Facultäten der jedesmalige Generalsuperintendent, kanzler vertritt) führt der Rector und der akademische Senat oder das Con- das aus allen ordentlichen Professoren besteht, das Regiment der Universi- r die Institute stehen unter der Aufsicht des Ministeriums der geistlichen, hts- und Medicinalangelegenheiten. Alle Studenten- und Disciplinarsa- lersucht und entscheidet der Rector mit dem Syndirus; bei Strafen, die nd, als vierzehntägiger Carcerarrest, votiren auch die Senioren der 4 Facul- Übrigens hat die Universität volle, sowol Civil- als Criminalgerichtsbar- über alle Universitätsverwandte, die nicht Studenten sind, sowie über ihre igen und Bedienten; die dahin einschlagenden Verhandlungen leitet Na- s Rectors und Concils der jedesmalige Dekan der Juristenfacultät. Die tät hat das Patronatrecht über 7 Landkirchen und bei den 3 städtischen Pa- , sowie bei allen ordentlichen Professuren (diese, wie jene, besetzt der König) ht der Präsentation. Die wissenschaftlichen Institute, die Bibliothek, das sche und zoologische Museum, der botanische Garten, das medicinische und che Klinicum, die philologische Gesellschaft u. s. w. gedeihen immer mehr. l der Stipendien beträgt jährlich etwa 1300 Thlr. preuß. Cour. Zu den en gehört besonders das 1562 gestiftete und von Zeit zu Zeit erweiterte Con- n. Das Vermögen der Universität wird von einer besondern Administra- ter der Aufsicht des Kanzlers, verwaltet. Eine Geschichte der Universität, zt etwa 130 Studenten zählt, gibt es nicht. Die Stadt selbst hat (nach ung vom J. 1822) 8080 Einw., gegen 900 Häuser, drei Kirchen, ein ium, ein Landschullehrerseminar und mehre Elementarschulen, ein Lazareth Hospitäler; sie ist der Sitz des Oberappellationsgerichts für Neuvorpom- d Rügen, des Hofgerichts, des (fast nur auf Ehesachen beschränkten) Con- s und des Kreisgerichts; die Justizverfassung ist bis jetzt unverändert geblie- nicht der in den alten preuß. Provinzen conformirt.

r e s h a m (Sir Thomas), der Gründer der londner Börse, Sohn des pers dieser Stadt, geb. 1519, machte zu Cambridge s. humanistischen Stu- widmete sich der Handlung. Eduards VI. Vormund beständig in Geldverle- , gebrauchte den reichen und gewandten jungen Kaufmann zu Regulirung s. legenheiten in Antwerpen, und G. mußte für die Regierung an 40 Mal nach treisen, wo damals die Rothschild jener Tage wohnten. Von Elisabeth ward Ritter ernannt (1559); auch dieser Königin Geldgeschäfte besorgte er im . Dadurch wuchs s. Vermögen, und er beschloß, einen Plan auszufüh- bereits s. Vater gefaßt hatte. Die Kaufleute Londons hatten nämlich noch ersammlungsort, woselbst sie sich über ihre Geschäfte besprechen, Handel n konnten u. dgl. Um ihnen ein solches, den Verkehr erleichterndes Zu- ommen zu verschaffen, erbat sich G. einen Platz, und ließ nach dem Muster ngebäudes in Antwerpen, ein ähnliches aufführen, welches noch jetzt eine ndons ist. Den 7. Juni 1556 ward der erste Stein dazu gelegt und schon Ganze vollendet, worauf es den 29. Jan. 1570 von der Königin Elisa- cht und „königliche Börse" („The royal exchange") genannt wurde.

Auf G.'s Rath fing Eliſabeth an, die Staatsgeldgeſchäfte nun auch mit inländiſchen Kaufleuten abzumachen, wodurch Englands Handelsſtand ungemein gewann. In ſ. Teſtamente (1575) beſtimmte G. das prachtvolle Hotel, welches er in der Stadt bewohnte, zu einem wiſſenſchaftlichen Collegium. Es ſollte nämlich das halbe Börſengebäude dem Lord Mayor und der Gemeinde von London, die andre Hälfte aber der Kaufmannsgilde unter der Bedingung gehören, daß ſie für alle Zeiten 7 Profeſſoren (der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Aſtronomie, der Geometrie, der Muſik und der Rhetorik) jeden mit 50 Pf. St. jährl. beſoldeten und daß dieſe Lehrer in dem von ihm bewohnten Hotel Wohnung und Raum zu ihren Vorleſungen erhielten. Dabei ſetzte er noch mehre milde Stiftungen für Kranke, Gefangene und andre hülfsbedürftige Perſonen aus. Er ſtarb den 21. Nov. 1579. Man befolgte ſ. Anordnungen pünktlich, ſodaß in ſ. ehemaligen Wohnung bis gegen das Ende des 18. Jahrh. die von ihm feſtgeſetzten Vorleſungen in den genannten Wiſſenſchaften gehalten wurden. Um dieſe Zeit ward das G.'ſche Gebäude niedergeriſſen, um durch ein andres erſetzt zu werden, bei welcher Gelegenheit die ganze Lehranſtalt in die untern Säle der Börſe verlegt ward. G. war ein geiſtreicher und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Das Volk nannte ihn wegen ſ. Reichthums und ſ. Verbindung mit dem Hofe häufig nur den „königlichen Kaufmann".

Greſſet (Jean Baptiſte Louis), einer der anmuthigſten franz. Dichter, geb. 1709 zu Amiens, trat in ſ. 16. J. in den Jeſuitenorden, und verließ ihn ſechs Jahre nachher wegen des Aufſehens, welches ſ. Gedicht „Vert-Vert" machte. In Paris wußte er dieſen Ruf zu vermehren, und ward 1748 in die franz. Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine Finanzſtelle verwaltete, die er eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er faſt alle ſ. Bilder entlehnte, ward ſ. Lieblingsaufenthalt. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Hof und Stadt wünſchten den Mann zu ſehen, der ſie ſo trefflich geſchildert hatte. Aber die Meinung, welche ſ. erſten Dichtungen erweckt hatten, wurde ungemein geſchwächt durch ſ. akademiſche Rede, worin er eine frühere von Suard beantwortete und die Laſter der Hauptſtadt ſchilderte. Seine Gemälde ſchienen nicht natürlich, ſondern Zerrbilder. Man ſuchte vergebens den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach ſ. Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Proſa und Verſen gemiſchten Briefe vermehrt, worin er ſ. Feder einen noch freiern Lauf verſtattet. Bald darauf ſtarb er 1777, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Annehmlichkeit ſ. Umgangs, die Liebenswürdelbarkeit ſ. Grundſätze, die Redlichkeit ſ. Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde. Ludwig XVI. erhob ihn 1775 in den Adelſtand. Sein „Vert-Vert" iſt ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, deſſen Werth um ſo größer erſcheint, als der Stoff ſelbſt wenig Hülfsmittel darbot. „Das Gedicht", ſagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeſchmackte Poſſe geworden ſein, und in dem Bezirk des Kloſters, wo es erzeugt wurde, ſein Grab gefunden haben. G. beſaß in ſ. Eingezogenheit die Kunſt, die rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte". Er hatte es noch mit einem Geſange „L'ouvroir des nones", überſchrieben, vermehrt; verbrannte ihn aber in ſ. letzten Krankheit. Auf „Vert-Vert" folgte „La chartreuse". Dieſe Epiſtel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philoſophie; man findet darin Harmonie, und eine an Üppigkeit grenzende Fülle des Ausdrucks. Von geringerm Werth ſind ſ. „Epiſtel an den Pater Bougeant" und „Les ombres". Kräftiger und ſorgfältiger gearbeitet iſt die Epiſtel an ſ. Schweſter über ſ. Geneſung. G. wollte von der leichten Poeſie ſich zur Tragödie erheben, aber ſ. Eduard III., der 1740 aufgeführt wurde, iſt nicht wieder auf dem Theater erſchienen. Die Intrigue

der Styl noch kälter. In dem Sidney, der 1745 aufgeführt wurde, ist rigue schwach und die Verknüpfung gemein; doch finden sich schöne Verse „Le méchant", der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, ist wegen htigkeit, Mannigfaltigkeit und schönen Versification, wegen der Lebendigkeit lle des Witzes und der Wahrheit der Charakter eine der besten franz. Komö- Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komischen diese schönen aften krönte. Unbedeutender sind s. Oden, s. Übersetzungen der Eklogen und s. „Discours sur l'harmonie". Eine Ausg. s. Werke erschien zu Am- 1782, 2 Bde. M.

retna- (eigentlich Graitney-) Green, Pfarrdorf in der schottischen ist Dumfries, an der Straße nach England, seit länger als 70 J. in der te zärtlicher Abenteuer als die Zuflucht berühmt, wo bedrängte Liebende den issen, die ihrer Neigung entgegen traten, auswichen, und heimlich ihre ung feierten. In Schottland bedurfte es nämlich keines Aufgebots, keiner gung der Ältern und keines Priesters zur Trauung, und die Erklärung des Paares vor einem Friedensrichter, daß es ledig und nicht in verbotenem rwandt sei, war hinlänglich zur Schließung einer Ehe, die sein Ausspruch nd die von allen Gerichten als gültig anerkannt wurde. Wer daher in Eng- andre Gesetze gelten, nicht an das Ziel s. Wünsche kommen konnte, eilte liebten nach Gretna-Green. Ein Grobschmied, der zugleich Friedensrich- knüpfte während einer langen Reihe von Jahren viele solcher Verbindun- lan rechnet, daß hier jährlich 65 solcher Vermählungen geschlossen wurden, zu dem gewöhnlichen Preise von 15 Guineen gerechnet, ein jährliches Ein- von 1000 Pf. St. gab. Die neuern Strafgesetze gegen unbefugte Ver- zen, die mit Verbannung bestraft werden sollen, werden diesem Mißbrauche machen.

étry (André Ernest Modeste), franz. Componist, geb. zu Lüttich 1741, n im 4. J. Gefühl für den musikalischen Rhythmus. Er war allein; en des siedenden Wassers in einem eisernen Topf fesselte s. Aufmerksamkeit; , nach diesem trommelähnlichen Geräusch zu tanzen; darauf wollte er , wie sich dieses Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein stark glü- teinkohlenfeuer aus. Die Explosion war so heftig, daß er, vom Dampf nd fast am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieses Ereigniß zog angwierige Krankheit zu, und schwächte s. Augen für immer. 1759 ging om, um sich in der Musik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Un- hrer Lehrer, aber Casali ist der einzige, den er anerkannt hat. Er hatte om einige ital. Scenen und Symphonien hören lassen, als er von den nern des Theaters Alberti beauftragt wurde, zwei Intermezzi in Musik zu Sein erster Schritt auf dieser Laufbahn fand großen Beifall. Am schmei- n war ihm das Lob Piccini's. Wohl aufgenommen und verehrt in der t Italiens, setzte G. daselbst s. Studien fort, als Melon, Mitglied der andtschaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose de Colas zeigte, welche ch in ihm erweckte, sich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege reich verweilte er zu Genf, wo er die Oper Isabelle und Gertrude in Mu- welche in Paris gegeben worden war, und deren Musik etwas schwach ge- Der Beifall, den die seinige erhielt, bestimmte ihn, nach Paris zu gehen, n Theater und Schauspieler zu finden, die seiner würdig wären. Doch er zwei Jahre lang mancherlei Schwierigkeiten bekämpfen, ehe er von l den Huron erhielt, dessen Text und Musik in sechs Wochen vollendet dessen Aufführung 1769 den entschiedensten Erfolg hatte. Mit noch thusiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Komödie in 1. Akt, auf- Er widmete sich nun ausschließlich dem Theater, und componirte vier-

zig Opern, von denen „Le tableau parlant“, „Zémire et Azor“, „L'ami de l maison“, „La fausse magie“, „Le jugement de Midas“, „L'amant jaloux“ „Les événemens imprévus“, „Colinette à la cour“, „La Carevane“ „Raoul“, „Richard Coeur-de-Lion“, „Anacréon chez Policrate“ no jetzt mit Beifall gegeben werden. G. hat, wie Pergolesi, die Declamation zum Mus des musikalischen Ausdrucks genommen; er strebte vornehmlich nach Wahrheit d Sprache und gefälligem Gesange. An Tiefe erreichte er Gluck nicht, auch wußte er Fülle Mozart's nicht zu begreifen. 1790 gab er s. „Mémoires ou essai sur la mu que“ heraus. Der erste Bd. enthält das künstlerische Leben des Verfassers. A hat er eine Schrift „De la vérité“ und „Réflexions d'un solitaire“ geschrieb Er starb 1813 zu Ermenonville in Rousseau's Eremitage.

Grey (Charles Howick,) Lord, Earl, der erste Redner im britischen Ob hause, Sohn des Generals Sir Charles Grey, der wegen s. Waffenthaten in Am rika und Westindien, zum Viscount Howick und Earl Grey erhoben worden w und von einem tapfern Normann aus dem Heere Wilhelms des Eroberers a stammte. Grey, geb. 1764, studirte zu Eton, dann zu Cambridge, ging auf R sen, und ward durch den Einfluß s. in Northumberland begüterten Familie, für di Grafschaft zum Parlamentsgliede ernannt. In Verbindung mit Fox, Sheridan Lambton, Whitbread, Ponsonby u. A., gehörte er bei s. ausgezeichneten Talenten, z den bedeutendsten Gegnern Pitt's und des Ministeriums; er widersetzte sich dem Kr mit Frankreich; sprach für die Union Irlands, und betrieb die Parlamentsrefor mit großer Wärme. Als Burke, Lord Fitzwilliam, Lord Carlisle u. A., aus Fur vor dem revolutionairen Einflusse Frankreichs, von Fox sich trennten, blieb G schon als Mitglied des Whig-Clubs und der Gesellschaft der Volksfreunde, sta haft dessen Freund, und widersetzte sich mit ihm vereint der Aussetzung der Habe Corpusacte. Er vertheidigte s. Freund Wilberforce gegen Pitt 1800, tadelte Krieg mit Dänemark und Schweden 1801, indem er für das Recht der Neutr sprach, wofür ihm die Kaufleute von Stockholm eine Denkmünze weihten. Fox und Grenville das Ministerium bildeten, wurde Grey, nunmehr Lord Ho erster Lord der Admiralität und Mitglied des Cabinets, wo er s. Freunde bei Aufhebung des Sklavenhandels thätig beistand. Nach Fox's Tode 1806 erhielt dessen Stelle als Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; allein das M nisterium bestand aus zwei Parteien: die Freunde von Fox wünschten Frieden; Grenville aber und s. Freunde ließen es bei ihrem Hasse gegen Frankreich dazu kommen. Da nun überdies die Minister der Sache der Katholiken sich annahm so entließ sie der König. Seitdem nahm Lord Grey wegen Kränklichkeit nicht m den vorigen Antheil an öffentlichen Geschäften; doch drang er auf die Verantw lichkeit der Minister wegen des Zugs nach Walchern, mißbilligte ihre Politik in sehung Portugals und Spaniens, sowie den Krieg gegen Napoleon 1813 — Bei dem Proceß der Königin trat er im Oberhause als ihr beredtester Verthei auf. Übrigens wird G. allgemein geachtet wegen s. Uneigennützigkeit; denn er sich weder eine Sinecure noch Pension geben lassen, vielmehr gegen diesen Mißbr im Oberhause stark gesprochen, und noch andre Ersparnisse empfohlen. Auch kleidet er keine andre Stelle, als die eines Governor of the Charterhouse. U mehren wird s. Rede gegen die Alien-bill, im Juni 1816, für ein Meisterstück halten. Lord Grey ist vermählt mit der Schwester s. Freundes Ponsonby, und eine zahlreiche Familie.

Gribeauval (Jean Baptiste Vaguette de), Ingenieur und Artillerist, 1715 zu Amiens, wurde Officier bei der Pionircompagnie des Regim. Royal-Ar und erhielt 1752 von dem Kriegsminister d'Argenson den Auftrag, nach Berlin reisen, um die von Friedrich II. zuerst eingeführte leichte Regimentsartillerie zu sichtigen. Diesen Auftrag vollführte G. nicht nur mit dem größten Fleiß, sond

ichte bei ſ. Zurückkunft auch einige wichtige Abhandlungen über die Grenzen eſtungen der Länder, die er bereiſet hatte. Er ward zum Obriſtlieutenant er- , und trat bald darnach als General und Commandant des Artillerie- und rcorps, mit Bewilligung ſ. Königs, in öſtr. Dienſte, wohin ihn der Graf v. io empfohlen hatte, weil damals Maria Thereſia, beim Ausbruch des ſieben- n Kriegs, geſchickte Artillerie-Officiere ſuchte. Seinen trefflichen Anord- n bei der Belagerung von Glatz hatte Öſterreich es vorzüglich zu danken, daß Platz, der Schlüſſel von Oberſchleſien, den Preußen entriſſen wurde. — Im f der Minen folgte Friedrich mit faſt unbedingtem Vertrauen dem Syſteme elidor; Gribeauval hatte ſich dagegen eine andere Verfahrungsart ausgedacht, r Erfolg bewies, daß er Recht hatte. Die Preußen belagerten Schweidnitz, iedrich II. leitete das Unternehmen ſelbſt. G. vertheidigte unter des Mar- Guasco Oberbefehl den Ort. Ein unterirdiſcher Kampf entſpann ſich nun i welchem ſowol der König als der General, jeder nach ſ. Syſteme verfuhren. ch ließ nach Belidor's Methode vier große Minen ſpringen, aber umſonſt i uval's treffliche Gegenanſtalten vereitelten jeden gewiß gehofften Erfolg, und König auch ſ. Feinde unter der Erde angriff, überall fand er die wirkungs- Gegenwehr, ſo daß er 63 Tage nach Eröffnung der Trancheen, und nach den en Anſtrengungen, ſich genöthigt ſah, die Belagerung aufzuheben. Schon die Befehle deßhalb gegeben, als eine glücklich geworfene Bombe Alles än- Ein Pulvermagazin flog in die Luft, dadurch entſtand eine Breſche, welche erreicher nöthigte, ſich zu ergeben. Gribeauval ward nun als Gefangener ſ. Gegner vorgeſtellt, der wirklich für einen Augenblick den Mann, deſſen Ta- i gewiſſermaßen überwunden hatte, nicht ſehen mochte. Bald ſiegte aber in ßen Königs Seele die beſſere Empfindung. Er ließ G. zu ſich kommen, zog ſ. Tafel, und beehrte ihn mit den gerechteſten Lobſprüchen. 1762 ward G. Kaiſerin zum Feldmarſchall-Lieut. und Großkreuz des Marien-Thereſien- rnannt; nach geſchloſſenem Frieden kehrte er auf Choiſeul's Einladung nach ich zurück, wo er, als Maréchal de Camp und Generalinſpecteur der Artille- ſtellt, ſich vielfach um das Genie-, Fortifications- und Artillerieweſen ver- achte. Eine Zeitlang, mehr durch Choiſeul's und des Grafen Bellegarde, h eigne Schuld, in Ungnade gefallen, trat er erſt, als Ludwig XVI. auf den kam, in ſ. alte Wirkſamkeit und ward kurz vor ſ. Tode, zum Oberaufſeher ßen Arſenals ernannt. Er ſtarb d. 9. Mai 1789, eben ſo geſchätzt als wie als Krieger.

iechenland, das alte. Dieſer Name entſtand in Italien, wahrſchein- h die aus Epirus dahin gewanderten pelasgiſchen Colonien, welche, indem ſie ácus, dem Sohne ihres Stammvaters Theſſalus, ſich Griechen nannten, iſſung gaben, daß dieſer Name auf alle die Völker übergetragen wurde, wel- lei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingeborenen hatte Griechenland rühern Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher be- den Namen **Hellas**, und nach der Eroberung durch die Römer den Na- **haja**, unter dem jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen waren. ch. Nationen aber waren ſo weit zerſtreut, daß es ſchwierig wird, genau zu en, was zu Griechenland gehört und was nicht. Bald nahm man Grie- im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländ. Meer umfloſ- N. durch die kamduniſchen Gebirge von Macedonien geſchieden, etwa 2000 nthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien und Epirus mit ßt, das Hämusgebirge, das ioniſche und ägeiſche Meer ihm zu Grenzen gibt Inſeln dieſer Meere mit aufnimmt. Griechenland beſteht theils aus fe- de, theils aus Inſelgruppen. Ein Gebirgszug vom ambraciſchen Meer- W. bis Thermopylä in O. ſcheidet das nördl. G. vom ſüdlichen. Das

Klima ist abwechselnd rauh und mild, da Gebirg und Thal wechseln, allein sehr angenehm und gesund. Ein Leben von mehr als hundert Jahren ist daher in diesem Lande nichts Seltenes. Die Lage begünstigt die edelsten tropischen Früchte in Thälern und Ebenen, während die Wolkengipfel der Berge mit den Pflanzen der Polarländer bedeckt sind. In Athen fällt das Thermometer fast nie unter den Gefrierpunkt, noch steigt es über 25° Reaum. Auf den Inseln kühlt jeden Abend zur nämlichen Stunde ein sanfter Seewind die Hitze des Tages ab. Dagegen ist in den Ebenen Thessaliens, die 1200 F. üb. der Meeresfläche liegen, und noch mehr auf den Gebirgen Arkadiens der Winter so streng wie in England. Die Fruchtbarkeit ist eben so groß als mannigfaltig. Selbst da, wo der Boden zum Ackerbau weniger tauglich ist, treibt er von selbst Thymian, Majoran u. eine Menge aromatischer Kräuter, die eine reiche Weide geben. Von Weizen allein hat Griechenland 8 Arten, von Oliven 10. Vielleicht ist es das Vaterland des Weinstocks, besonders der kleinern Beeren, die den Namen von der Stadt Korinth erhalten haben. Man kennt 40 Arten griechischer Trauben. Berühmt ist der griech. Honig (S. Hymettus). Griechenland hat Alles, was es braucht, und fehlen ihm Bedürfnisse, so hat kein Land so bequeme Küsten, Buchten und Häfen für den Handel mit drei Welttheilen, als Griechenland. — Man theilt das feste Land in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Thessalien (s. d.) (jetzt Janiah), b) Epirus (s. d.) (jetzt Albanien), c) Macedonien (jetzt Macedonia oder Fildschi Vilajeti), erst seit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet; es machte gleichsam ein Mittelglied zwischen Griechenland und Thracien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Macedonien selbst früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt: a) Akarnanien, hatte rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutenden Flüsse und Berge. b) Ätolien, (s. d.), c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), d) Lokris (s. d.), mit dem Paß von Thermopylä, e) Phocis, vom Cephissus bewässert. Hier erhob sich der Parnassus, unter welchem Delphi (s. d.) lag. f) Böotien (s. d.), g) Attika (s. d.), h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinste aller griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (jetzt Morea), in welcher durch Megaris der korinthische Isthmus führt, umfaßte: a) das Gebiet von Korinth (s. d.) mit der Stadt gl. N., früher Ephyra genannt; b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt g. N. c) Achaja, zuerst Ägialos, dann Ionia genannt, hatte in s. Ausdehnung längs des korinthischen Meerbusens bis zum Fluß Melas zwölf Städte; d) Elis, von dem Alpheos durchströmt; erstreckte sich von Achaja südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kyllene ist Olympia (s. d.) berühmt. e) Messenia mit dem Flusse Pamisus, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Grenzfestungen Ithome und Ira. f) Lakonia, Lakonica, Lacedämon, ein Gebirgsland (der Taygetos), vom Eurotas durchströmt, wird von dem messenischen, lakonischen u. argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Hauptst. Sparta. (s. d.) g) Argolis, (s. d.). h) Arkadien (s. d.). Die zu Griechenland gehörigen Inseln liegen I. im ionischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1. Cercyra (Corfu), 2. Cephalonia, 3. Asteris, 4. Ithaka (Teaki), 5. Zakynthos (Zante; St. Maura ist die ehemals mit dem festen Lande von Akarnanien zusammenhängende Halbinsel Leukadien). 6. Cythera (Cerigo), 7. die Inselgruppe des argolischen Meerbusens, 8. die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit derselben Sphäria, Kalauria (Poro), 9. Ägina, 10. Salamis (Coluri), und mehre umliegende, 11. Kreta (Candia). II. Im ägeischen Meere an der Süd- und Ostseite des festen Landes, simog. Archipelagus, lagen: 1. Karpathos (Scarpento), 2. Rhodus, 3. Cypern, 4. die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5. die Sporas-

d. i. zerstreut liegende, die östlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehö-
Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia),
s, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos
o), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben sein soll; Naxos, früher Dia,
s (Pario), u. a. m. Zu den Sporaden gehörten Kos (Stanchio, Stingo),
nakusá, Patmos (Palmo, Palmosa), Samos, Chios (Scio), mit mehren klei-
umliegenden Inseln, Lesbos (Mitylene), wo die umliegenden kleinern Inseln
tonnysoi, d. i. hundert Inseln, heißen, Tenedos (Bokthscha Adassi), Lemnos
limene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thasos; und der Küste Griechen-
näher Skyros, Eubóa (Negroponte). — Das alte Macedonien war in s. In-
rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küstengegenden Wein, Öl und
nfrüchte; ebenso Epirus. Dagegen war Thessalien ein fruchtbares, schön be-
rtes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben so fruchtbar, war reich
önen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war mittelmäßig; desto frucht-
war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, schönes Öl und
in Fülle hervorbrachte. Ätoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch
au gedeihen. Akarnanien, die Seeküste von Attica und das bergige Megaris
eben so wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden,
Lakonien, Messenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arkadien
n gebirgiges Hirtenland. Die griech. Inseln waren, unter einem glücklichen
ei, größtentheils mit Wein, Obst und Feldfrüchten reichlich ausgestattet*).
Die Geschichte der Griechen läßt sich in drei Hauptperioden theilen; in
riode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die 1. erstreckt sich
m frühesten Ursprung der Griechen um 1800 vor Chr. bis auf Lykurg, 876
r., die 2. reicht von da bis zu ihrer Unterjochung durch die Römer, 146 vor
die 3. zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in zunehmendem
l, bis endlich seit 300 nach Chr., im byzantinischen Reiche das alte Griechen-
verschwindet. Die Pelasger waren die erste unter Inachus, wie die Sage
nach Griechenland einwandernde Völkerschaft. Sie wohnten in Höhlen

„Hellas, od. geograph. antiquar. Darstell. des alten Griechenl. u. s. Co-
mit Rücksicht auf die neuern Entdeckungen". Von F. K. G. Kruse,
Lpz. 1826. 2 B. m. Atlas. In dem „Tageb. e. Reise durch Griechenland
lbanien", Berlin 1826, findet man mit Hinweis. auf das alte Griechenl.
sonders in militairischer Hinsicht sehr befriedigende Beschreib. des jetzigen.
lten und neuen Zustand von Griechenland beschreiben: Gell und Dodwell
1821 von Sickler übers. m. Anm.), mit den Schriften der Alten in der
geographisch, topographisch und historisch. Dodwell's Begleiter Pomardi
om 1820) einige Zusätze gegeben. Chandler, Stuart, Revett haben die
rchitektonischer und plastischer Kunst der Griechen genau dargestellt. Spohn
heler, Le Chevalier, Choiseul-Gouffier, zum Theil auch Clarke und Tur-
ben einzelne weniger bekannte Gegenden und merkwürdige Plätze sorgfältig
ommen. S. auch J. „Horner's Bilder des griech. Alterthums, od. Dar-
er berühmtesten Gegenden und wichtigsten Kunstwerke des alten Griechenl."
1824 ff. über die Sitten und Gebräuche der jetzigen Bewohner Griechen-
und der Inseln des Archipels enthalten Hughe's, Holland's, Vaudoncourt's,
, Douglas's, Castellan's Reisen; auch Galt (Brief a. d. Levante) gute
htungen; das Hauptwerk ist Pouqueville (ehemals franz. Generalconsul
Pascha) „Voy. dans la Grèce" Par. 1820, 6 vols. Zur neuern Culturge-
der Hellenen enthält Iken's „Hellenion" ꝛc. gute Beiträge. Alle Cultur,
die Griechen der Emancipation würdig mache, spricht ihnen Will. Gell
s. „Narrative of a journey in the Morea." Lond. 1823. Das Gegentheil
d. Olaquière in s. „Report on the present state of the greek confedera-
ꝛc. Lond. 1823. Als Hauptwerk: P. O. Broendsted's „Voyages dans la
accompagnes de recherches archéologiques". Paris 1826 m. Kpfn. (Co-
s Zeichnungen von Tardieu gest.) auch deutsch bei Cotta. 4., und engl.
on.

und nährten sich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleische überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um 1800 vor Chr. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich suchten mit ihm Pelasgus in Arkadien und Agialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu bilden; die kyklopischen Mauern sind ihr Werk. Kleine Reiche entstanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Phthius, welche Colonien aus Arkadien nach Thessalien führten, sowie von Pelasgus Söhnen, Thessalus und Graecus, und von A. erhielten einzelne Völkerstämme der ehemaligen Wilden besondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalionische Fluth um 1514 vor Chr. und die Ankunft eines neuen Völkerstammes aus Asien, der Hellenen. Diese breiteten sich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger oder vermischten sich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob sich Griechenland aus dem Zustande der Wildheit und noch schneller seit den Einwanderungen phönicischer und ägyptischer Colonien. Ungefähr 60 J. nach der Deukalionischen Fluth ließ sich der Phönicier Kadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchstabenschrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleusis lehrten den Ackerbau; Bacchus pflanzte den Weinstock. Nach Argos kam der ägyptische Flüchtling Danaus, nach Attica Cekrops. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jason, Pirithous und Theseus gehörten, und jener alten Naturſänger und Weisen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Musäus, Chiron u. A. m. Ein kriegerischer Geist beseelte die ganze Nation, daher jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief, so z. B. die Kriege gegen Theben, und der Trojanische Krieg um 1200 v. Chr., dessen Folgen eine Hauptepoche in der Geschichte Griechenlands herbeiführten. Dieser Kampf hatte viele Gebiete ihrer Fürsten beraubt; daraus entstand eine allgemeine Verwirrung, in welcher es den Herakliden, 80 J. nach Trojas Eroberung, gelang, sich des Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Diese wandten sich nach Attica. Da sie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um 1044 eine ionische Colonie nach Kleinasien, wo schon früher eine äolische aus dem Peloponnes angelangt war, und achtzig J. nachher eine dorische sich niederließ. In andern Staaten bildeten sich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den asiatischen Colonien, endlich auch in Athen u. s. w., sodaß in den nächsten 400 J. das ganze südliche Griechenland meistens mit Republiken sich anfüllte. Wohlstand und treffliches Klima machten indeß die asiatischen Colonien zur Mutter der Bildung; von hier gingen Künste und Wissenschaften aus. Hier war das Vaterland der Gesänge Homer's und Hesiod's; hier blühten Handel, Schifffahrt und Gesetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus. Wenn in einem Staate sich die Einw. zu sehr anhäuften, so stiftete man Colonien; im 7. und 8. Jahrh. z. B. die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Messana in Sicilien und Unteritalien. (S. Großgriechenland.) Die kleinen von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinschaftlichen Bandes, das sie zusammenhielt. Dieses Band waren der Tempel zu Delphi, das Amphiktyonengericht und die feierlichen Kampfspiele, unter denen die Olympischen sich auszeichneten, deren Haupterneuerung 776 J. vor Chr. den Griechen zur Zeitrechnung diente. Von dieser Zeit an erhoben sich vor den übrigen Staaten durch Macht und Ansehn Sparta und Athen. Bis zum persischen Kriege hatte Griechenland schon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunst finden wir um 600 v. Chr. die Anfänge der Philosophie, und zwar früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunst und Malerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Massilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entstanden; Athen breitete s. Handel immer mehr aus, und legte

ders in Thracien ansehnliche Handelsplätze an. In Kleinasien aber waren die
ischen Colonien unter die Herrschaft des lydischen Crösus und bald nachher des
s gekommen; selbst Altgriechenland wurde von Persiens Beherrschern, Darius
Xerxes, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da zeigte sich der Heldenmuth der
itlebenden Griechen in s. herrlichsten Glanze. Athen und Sparta wider-
n fast allein den ungeheuern Heeren der Perser, und die Schlachten bei Ma-
n, Thermopylä und Platää, sowie die Seetreffen bei Artemisium, Salamis
Mykale lehrten die Perser, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören
. Vor allen griechischen Staaten erreichte jetzt Athen die höchste Blüthe und
utschiedenste Übergewicht. Der Oberbefehl, welchen bisher Sparta geführt hatte,
n Athen, dessen Feldherr Cimon die Perser zur Anerkennung der Freiheit der
nischen zwang. Zugleich war Athen der Mittelpunkt der Künste und Wis-
ften. Jetzt brach der peloponnesische Krieg aus, als Sparta Athens übermä-
Stolz nicht länger ertragen konnte. Dieser Krieg, der Griechenland ver-
demüthigte Athen, bis Thrasybul es wieder befreite; dagegen mußte sich
a auf kurze Zeit unter Thebens große Männer, Epaminondas und Pelopi-
ugen. Dieser Unruhen ungeachtet blühten neben den Dichtern Künstler,
smänner und Philosophen: der Handel war im größten Flor, Sitten und
art waren aufs höchste verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode
o mit dem Ende der politischen Freiheit auch die Bildung der Griechen zu sin-
fing. Im Norden von Griechenland hatte sich ein erobernder Staat gebil-
den Beherrscher, Philipp, Tapferkeit mit schlauer Politik verband. Die Un-
t unter den griechischen Staaten bot ihm Gelegenheit, seine herrschsüchtigen
auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea 338 v. Chr. gab Macedonien
erherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte dasselbe, nach s. Tode
der frei zu machen. Thebens Zerstörung foderte Unterwerfung unter den
gen Genius des jungen Alexanders. Während er als erster Feldherr der Grie-
er die Perser die glänzendsten Siege erfocht, veranlaßte eine falsche Nachricht
Tode einen nochmaligen Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch
ter vereitelte. Eben so unglücklich endigte der lamische Krieg nach dem
Alexanders. Griechenland war jetzt fast zu einer macedonischen Provinz her-
nken. Verweichlichender Luxus schwächte die alte Tapferkeit und Kraft.
schlossen die meisten Staaten des südl. Griechenlands, Sparta und Ätolien
ommen, den achäischen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedo-
Als dieser Bund sich aber mit Sparta entzweite, suchte er Macedoniens
und war dadurch siegreich. Allein diese Freundschaft ward bald verderblich,
verwickelte Griechenland in die Händel Philipps mit den Römern, welche
nfänglich die Freiheit der griech. Städte bestätigten, während sie in dem
gegen Antiochus Ätolien und bald darauf auch Macedonien in eine römische
verwandelten; allein später fingen sie an, den achäischen Bund unter sich
veien, mischten sich in die innern Streitigkeiten der Griechen, und zwangen
dlich zu dem letzten Versuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten.
sgang eines so ungleichen Kampfes konnte nicht lange unentschieden sein:
berung Korinths 146 v. Chr. unterwarf die Griechen der römischen Herr-
Während des ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur
ung Korinths blühten Künste und Wissenschaften unter den Griechen; ja die
eierte erst unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indessen waren doch die
Colonien in einem noch blühendern Zustande als das Mutterland, besonders
etzt Alexandria in Ägypten der Sitz der Gelehrsamkeit. Da sie ebenfalls
d nach unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch sie, wie das
land, die Lehrer ihrer Überwinder, der Römer. Unter August endlich verlo-
Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit, und hörten auf, ein

selbständiges Volk zu sein, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Künste und Geschmack überall im römischen Reiche sich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbständigkeit war gestorben, und niedriger Sklavensinn an seine Stelle getreten. Gegen den Anfang d. 4. Jahrh. zeigte die Nation kaum noch eine Spur ihrer schönen Eigenthümlichkeiten. Zugleich fingen die barbarischen Völker jetzt an, auch Griechenland wiederholt zu überziehen. — Außer den bekannten Werken üb. die griech. Gesch. von Mitford, Gillies, Barthelemy (Anacharsis) u. A. nennen wir noch Clinton's „Fasti Hellenici", Oxford 1824, ein für die bürgerl. und literar. Chronologie Griechenl. von der 55 bis 124 Olymp. wichtiges Werk (v. D. Krüger, Leipz. 1826 [illegible] herausgeg.), und Wachsmuth's „Hellenische Alterthumskunde", 1. Th. Halle 18[illegible].

Hauptzüge in dem Charakter der alten Griechen waren Einfalt und Ge[illegible]. Der Hellene war sein eigner Lehrer, und wenn er von Andern lernte, geschah [illegible] Freiheit und Selbständigkeit. Sein großes Vorbild war die Natur, die in [illegible] terlande alle Reize in sich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war mu[illegible] und stolz, thätig und unternehmend, eben so ausschweifend in s. Hasse wie [illegible] Liebe. Er schätzte und übte Gastfreundschaft gegen Fremde und Landsleute. [illegible] Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiösen, politischen [illegible] chen und philosophischen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Gö[illegible] waren nicht wie in Asien in ein heiliges Dunkel gestellt; sie waren in ihren Fo[illegible] und Tugenden menschlich, standen aber höher als die Menschen. Sie gingen denselben vertraut um; Gutes und Böses kam aus ihren Händen; alle körp[illegible] und geistige Gaben waren ihr Geschenk. Ebenso menschlich war auch die Re[illegible] der ältesten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung [illegible] Gebräuche zu ehren, die Gastfreundschaft heilig zu halten, selbst Mörder zu sch[illegible] wenn sie zu den Göttern ihre Zuflucht nähmen. Gegen den Feind war [illegible] Rache erlaubt. Kein Gesetz befahl die Keuschheit. Nur die Gewalt des [illegible] Ehegatten oder Bruders beschützte die Ehre des weiblichen Geschlechts, welches [illegible] her in beständiger Abhängigkeit lebte. Verlorene Unschuld wurde zwar streng [illegible] straft, aber der Verführer freute sich s. Siegs ohne das Gefühl eines begang[illegible] Unrechts, und brachte den Göttern eben sowol Opfer und Geschenke, als ob [illegible] rühmlichste Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Leb[illegible] ruhte einzig auf dem Hausvater. Aus diesen Grundzügen der ältesten Sitte[illegible] Griechen entsprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Gesinn[illegible] ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Ge[illegible] und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion [illegible] Griechen war nicht in dem Grade, wie die Religion der Römer abergläubisch. [illegible] kannte z. B. der Grieche das Auguralwesen nicht. Er neigte sich, auch in der [illegible] ligion, zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Gesinnungen als [illegible] äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht [illegible] Geistes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Gö[illegible] eine Fortdauer nach dem Tode foderte sie, ferner Enthaltung von den gröbsten [illegible] brechen und Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche. Gute Sitten und [illegible] Religiosität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer [illegible] art und gewisse dunkle Vorstellungen von einer Alles regierenden, das Gute [illegible] den und belohnenden, das Böse hassenden und bestrafenden Gottheit, später [illegible] eine durch Dichtkunst und Philosophie erzeugte Aufklärung, welche von den [illegible] detern sich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der Blüthe [illegible] chischen Bildung geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Al[illegible] Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und von einer würdigen [illegible]

en durch Tugend und Reinheit des Herzens. Eben so lauter war die Sit-
e einzelner Griechen. Man trug sie anfangs in sinnreichen Sprüchen vor;
gehören die Sprüche der sogen. sieben Weisen. Nachher traten Sokrates
ssen Nachfolger auf, und verbreiteten gereinigte Grundsätze. Die Freiheits-
er Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schicksale, lange ohne
und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer
enen Lebhaftigkeit des Geistes. Sie war es, welche kleine Heere unüber-
h machte und einen Lykurg, Solon und Timoleon Kronen entsagen ließ.
eiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer ersten patriar-
en Lebensart. Die ersten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen
eiwillig und zu s. eigenen Vortheile gehorchte. Wichtige Angelegenheiten
d die Volksversammlung. In s. Hause war Jeder Herr, Abgaben wurden
nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehn-
t man darauf bedacht, ihre Würde abzuschaffen, und es entstanden Freistaa-
sich mehr oder weniger zur Aristokratie oder Demokratie hinneigten, oder
s beiden gemischt waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkür,
weise Gesetze ihn regierten. Diese edle Liebe für das freie Vaterland war
he Leonidas dem Perserkönige sagen ließ, er wolle lieber sterben, als über
land herrschen, welche den Solon, Themistokles, Demosthenes, Phozion be-
, da sie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den
, als ihrem eignen Vortheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Grie-
gt der Anbau ihres fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß s. Bewohner
llionen nährte, und der Reichthum ihrer Colonien. Allenthalben blühten
Schifffahrt und Gewerbe; Kenntnisse aller Art wurden eingesammelt; der
: Erfindung war rastlos geschäftig; man lernte die Freuden eines geselligen,
h allmälig eines üppigen Lebens kennen. Aus dieser Quelle der Thätig-
rang zugleich die Liebe zu großen Handlungen und Unternehmungen, wo-
riechische Geschichte so viele Beispiele aufstellt. Noch ein charakteristischer
Griechen war sein Sinn für Schönheit, sowol geistige als körperliche. Die-
, durch die Natur geweckt und gebildet, schuf aus sich selbst ein Ideal von
it, das ihm und uns zum Maßstab ward für jedes Erzeugniß der Kunst.
fachheit ist Allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Dieser Sinn machte
hen zu Lehrern aller Zeiten und Geschlechter.

riechenland, das **neuere**, nebst Morea und den Inseln (2000
zählt etwa 4 Mill. E., wovon ¼ Mill. in Morea und Negropont. Sie
emisch von Griechen, Türken, mahomedan. Albaniern, Juden, Italienern,
, u. A. Drei Viertel sind eigentliche Griechen, oder Nachkommen der al-
nen. Rechnet man hierzu die Griechen in Kleinasien, Rußland, Deutsch-
europ. Türkei, so darf man wol die Anzahl aller jetzt lebenden Griechen
. annehmen. Sie sind übrigens in ihrer eigenthümlichen Natur noch die
iechen. Darum traten sie, nach fast 2000jähriger Unterdrückung ihres
lkslebens, im 2. Jahrzehent des 19. Jahrh. urplötzlich wieder in der Welt-
auf, um entweder von neuem zu erblühen, oder glorreich unterzugehen.
r Europa wichtige Ereigniß, der

ffstand der Griechen 1821, wird begreiflich, wenn wir I., das **Na-**
ältniß und die gegenseitige **Stellung der Hellenen und Tür-**
chten. Wenn in einem formlosen Staate Barbarei und Bildungstrieb,
rschaft und Freiheitssinn, Übermuth und Verzweiflung einander widerstre-
esteht kein Gesetz und keine Ordnung, für den Gewalthaber so wenig als
nterdrückten. Wo überdies noch zwei Völker, das der Eroberer und das
zten, Jahrhunderte lang durch Religion, Sprache, Sitten, Gebräuche,
und Charakter getrennt, sich gegenseitig abstoßen, da gibt es keinen gesell-

gen Verband, und selbst die Möglichkeit ist nicht vorhanden, daß er je sich bilden werde. Ein solcher Staat ist kein Staat, sondern ein Zusammenwurf von Trümmern, gehalten von der Schwere und dem Druck der Massen. Menschen in diesem Staate sind keine Bürger; denn das Loos des Sklaven hängt ab von der Persönlichkeit s. Treibers. Greift nun das der Willkür und Laune s. Zwingherrn preisgegebene und Hunden gleich behandelte Volk, endlich von Verzweiflung getrieben, nach s. alten Rechten, kämpft es um Leben, Ehre, Bürgerthum, Glauben und Vernunft, erhebt es sich aus der Verwilderung eines gesetzlosen, thierischen Zustandes zur Civilisation, und wehrt es von sich ab die beschlossene Vertilgung: so ist dies nicht Empörung, sondern ein Kampf um das heilige Menschenrecht der Natur auf Religion, Gesetz und Vaterland. Solchen Kampf, Volk gegen Volk, hat von jeher, seit es Völker und Staaten gab, denen häusliche Sicherheit, Schutz des Fleißes und Eigenthums, Religion und Bildung theure Güter sind, die Geschichte in ihrem Tempel gefeiert. Solchem Kampfe verdankt es Europa, daß es keine Satrapie von Asien, Rußland, daß es kein mongolisches Khanat, Spanien, daß es keine Provinz des Khalifats und Afrikas Nebenland, Ungarn, daß es kein Paschalik der Osmanen, Deutschland, daß es kein Vasallenbund für Napoleons Weltreich geworden ist. Nur das Volk geht unter und verschwindet, das in sich verdorben, an s. Namen und an s. Dasein verzweifelt. Es gibt keine Römer mehr, aber es gibt noch Griechen. Das älteste Volk in Europa, welches Sprache, Gestalt, Denkart und Charakter, welches den Leichtsinn wie die Begeisterung, den Heldenmuth, und die glänzenden Naturgaben wie die Fehler und den Thatendurst s. Altvordern, welches den Ruhm und die Gräber s. Väter zwei Jahrtausende hindurch, mitten unter dem Zusammenstoße des N. mit dem S., und des Morgenlandes mit dem Abendlande, treu bewahrt, welches endlich seit vier Jahrh., von Hohn und Verachtung gepeinigt, den Glauben der Christen nicht verleugnet hat; dieses Volk kämpft jetzt wieder für s. alten Recht unbekümmert um das Kunstgefüge des europäischen Staatenbaues, der jüngere und veränderlicher als der geistig-sittlich-politische Bildungstrieb der Griechen, welcher Europa selbständig gestaltet hat, und der jetzt aufs Neue erwacht ist, um das jüngste Geschlecht der alten Hellenen aus dem Schlamme der Unterdrückung zu ziehen und aus Knechten des Orients dasselbe in europäische Bürger zu verwandeln. Darum verdient die letzte Erhebung der Griechen gegen Muhammed und Osman selbst wenn der Sieg den Kampf nicht krönen sollte, die Achtung der Nachwelt, und es ist Pflicht der Zeitgenossen, die Kunde davon treu aufzubewahren, ohne sich durch Ansichten irre führen zu lassen, welche das Vorurtheil oder der Nutzen des Augenblicks erzeugt hat. — Hellenen und Osmanen stehen, durch Volks- und Glaubenshaß geschieden, feindlich einander gegenüber; 374 J. seit Konstantin XI. im Sturme der Eroberer erschlagen ward, und 110 J. seit die Republik Venedig Morea und die Inseln verlor. Kein Staatsvertrag hat Volk und Land den Türken unterworfen; selbst Morea ist ohne ausdrückliche Abtretung von Seiten Venedigs (im passarowitzer Frieden 1718), nach dem bloßen Rechte des Waffenbesitzstandes (uti possidetis), eine Provinz der Pforte geblieben. Die Gewalt des Siegers und die Ohnmacht des Besiegten entschieden allein das Schicksal der Hellenen; denn nie war dieses Volk nie ganz unterjocht; einzelne Stämme behaupteten in den Gebirgen fortwährend ihre Unabhängigkeit, so die Sphakioten auf Kreta, so die Maniotten, die Sulioten, die Montenegriner (s. d.); selbst abhängige Häuptlinge schüttelten oft ihre Fesseln ab, und die Abenteurer der kühnen Griechen, Klephten genannt, welche vor dem Aufstande ein freies Leben und mit den Türken immer Krieg führten, wurden der Hauptgegenstand neugriechischer Volksgesänge. Bloß Fanarioten (s. d.) hatten sich dem Sultan unterworfen, weil sie ihm dienten. Das Loos der unterjochten Rajahs aber war nie und nirgend allgemein gesetzlich festgestellt, sondern ein Spiel der Laune, Habsucht, Wollust und Grausamkeit

einen türkischen Statthalter. Nur wo diese ihren Vortheil in der Scho-
r Griechen fanden, oder aus Gleichgültigkeit, bisweilen auch durch ihr eige-
fühl zur Milde bewogen, um die Giaurs sich nicht bekümmerten, nur da er-
r Hellene durch Bienenfleiß und Handelsklugheit einigen Wohlstand; aber
m glücklichsten Falle vergoldete Ketten, und stets hing über s. Haupte an ei-
den des Damokles Schwert. Durch Bezahlung des Haratsch, eines gro-
geldes, müssen Christen jährl. ihr Leben erkaufen! nur gegen die Erlegung
eldsummen, die sie oft nicht aufbringen können, wird ihnen gestattet, ihre
sturz drohenden Kirchen aufzubauen! Unter solchem Druck verwilderte das
); mit der Klugheit paarten sich Hinterlist und Betrug, mit dem Helden-
läubertrotz, mit der Unwissenheit, Aberglaube und Rohheit. Einzelne tra-
h hervor in Bildung und Charakter. Alle aber bewahrten als ein heiliges
Sprache, Glauben, Sitte, das alte Nationalgefühl und die Liebe zum Va-
— War das Griechenvolk gesunken, am meisten die Fanarioten der Haupt-
der Nähe des Serails, wo Druck und List ihren Brennpunkt haben, so wa-
e Osmanen noch weit mehr. Ihr Reich, ein starres Conglomerat von den
ern des byzantinischen, — die Türken selbst keine Nation, sondern eine rohe
on Kriegern, Befehlshabern und Ulemas, ein Mischlingsvolk asiatischer
und Bastarde von Tatarblut mit Sklavinnen aus allen Welttheilen er-
haben keinen andern innern Verband, als den des Fanatismus und Des-
l. Den geistig sittlichen Verfall der Osmanen übertrifft noch der politi-
denn in dem Wesen der türkischen Verfassung liegt der Keim ihrer Auflö-
Die Türken machen in den ausgedehnten von ihnen beherrschten Ländern
n vierten Theil der Bewohner aus; sie betrachten die bei weitem größere
r Nebenvölker als natürliche Feinde, die sie sorgfältig hüten, folglich unter-
nüssen; sie spielen die wilde Rolle noch jetzt fort, die sie als erste Eroberer
men hatten; sie sind daher noch immer Fremde in Europa und können nie
ingeborenen Stämmen zu Einer Nation zusammenschmelzen. Hieraus
ngemessene Macht, welche man den Paschen in die Hand legen mußte, zu-
r auch das Mißtrauen des Hofes gegen diese Machthaber, deren häufige
igen und deren Untergang, seltener durch offene Gewalt als durch Hinter-
he nur die Schwäche der Regierung verräth. Bloß die gemeinschaftliche
und der Sultan, als sichtbares Oberhaupt derselben, nebst dem gemein-
m Haß gegen Alles, was Giaur oder Ketzer heißt, bewirken, daß der Türke
Asiens den europäischen noch als s. Bruder anerkennt, und daß die einzel-
le nicht schon längst zerstückelt worden sind. Zugleich entspringt aus der
ng jedes andern Menschen, der nicht Muselmann ist, und aus dem alten
übermuthe dieser rohen Kriegerkaste jene Geringschätzung aller Künste, wel-
on Giaurs erlernt werden müßten, zugleich aber auch jene Rückwirkung
ssigter Bildung: die Abhängigkeit der Türken von jedem cultivirten Volke,
den Griechen, in Gegenständen, welche auf Ackerbau, Kunstfleiß, Handel
ts kunst Bezug haben, sowie der Verfall ihrer politischen Macht gegen das
Europa, welches im 17. Jahrh. s. Taktik vervollkommnete, da hingegen
scharen, ungeachtet aller Versuche, die Selim III. Thron und Leben koste-
Mahmud II. nöthigten, s. Jugendfreund Halet hinrichten zu lassen, nie ei-
itt darin vorwärts thun wollten, bis sie selbst, als Empörer und Brandstif-
i) ganz ausgerottet werden mußten. So steht Osman's stolzer Stamm
alten Wurzeln, und nur der europäische Staatenbau ist s. Stütze, wie ein
Gemäuer nur zwischen starken Nachbarwänden sich noch hält.

Vorbereitung zu dem letzten Befreiungskampfe der Hellenen. Ein
liges Naturverhältniß zwischen Griechen und Türken, wie das eben darge-
muß endlich den Untergang des einen oder des andern Theils herbeiführen.

wegenes und pflichtwidriges Unternehmen, das die Sache selbst in Gefahr
um des Zwecks willen, ziemlich allgemeinen Beifall, aber auch gerechten Tad
er, im russischen Heere angestellt, einen strafbaren Schritt eigenmächtig gethan
der nicht nur das russische Cabinet in Verlegenheit brachte, sondern auch m
fische Officiere, meistens Hellenen, in sein Schicksal hineinzog. Unter diesen
den sich s. Brüder und der Fürst Alexander Kantakuzeno. Zwar sandte
einen Bericht an den Kaiser Alexander nach Laibach und bat ihn um s. Sch
die griechische Sache und für die beiden Fürstenthümer; allein zu derselben
die Militairinsurrection in Piemont ausgebrochen und es bildete sich die
gung, daß der Geist des Aufruhrs und der politischen Schwärmerei von
und Italien aus die Griechen angesteckt habe. Ypsilanti's Schritt wurde
russischen Kaiser öffentlich verworfen; er selbst aber aus der Armee und
Reihe von Rußlands Unterthanen gestoßen; zugleich erklärten der russische
und der östreich. Internuncius in Konstantinopel, daß ihre Monarchen auf
die inneren Unruhen in den türkischen Provinzen begünstigen, sondern die
Neutralität beobachten würden. Dessenungeachtet blieb die Pforte,
Konstantinopel selbst, auf die Anzeige eines Engländers, Spuren der
Verschwörung entdeckt zu haben glaubte, argwöhnisch, und die von ihr
vertragswidrige Durchsuchung der russischen Schiffe, wodurch der Handel
litt, veranlaßte einen ernsthaften Notenwechsel zwischen dem russischen
Baron v. Stroganoff und dem Reis Efendi. Gegen alle Griechen
strengsten Maßregeln genommen; man unterdrückte ihre Lehranstalten
ihnen die Waffen; ohne Proceß ward jeder Verdacht ein Todesurtheil,
vielen Hingerichteten mußte die Rache doch einige Schuldige treffen; die
Einzelnen aber machte alle strafbar; das Flüchten der Griechen ward
strafe verboten; man sprach selbst im Divan von gänzlicher Vertilgung
Namens: türkische Truppen rückten in die Fürstenthümer; der Hos
Suzzo ward geächtet; die Patriarchen von Konstantinopel und Jeru
alle Aufrührer in den Bann (21. März, s. Gregorius), und ein Hat
vom 31. März, foderte die Muselmänner auf, sich für den Islam gegen
len zu bewaffnen. Nun war eine Zeitlang kein Grieche auf den Straßen
stantinopel s. Lebens sicher; Weiber und Kinder wurden ins Meer ge
edelsten Jungfrauen öffentlich geschändet und ermordet oder verkauft.
brach in die Wohnung des russischen Gesandtschaftsraths Fonton ein,
rail ward der Fürst Muruzi, als er Nichts ahnend den Divan verließ,
enthauptet. Seit der Ankunft des neuen Großveziers Benderli Ali
nannt d. 10. April), der aus Asien ein zuchtloses Heer an den Bosp
war der grausamste Fanatismus an der Tagesordnung. Zwar endigte
Kampf — jedoch nicht die Verheerung des Landes — in der Walachei
durch Verrath, Zwiespalt und Feigheit der Pauduren und Arnauten,
tergange der tapfern heiligen Schar der Hetäristen in dem Treffen bei
(19. Jun. 1821), und mit Jordaki's Heldentod im Kloster Seck
ti); allein im eigentlichen Griechenland vermochte keine Maßregel des
stems das auflodernde Feuer zu ersticken. Die Beis von Morea lud
alle Bischöfe und die vornehmern Griechen (Proëdri) nach Tripolitza
selbst über die Rettung des, wie sie sagten, grausam bedrückten Volks zu
gen. Mehre gingen in die Falle, und wurden bei ihrer Ankunft ins Gef
worfen. Nur Germanos, Erzbischof von Patras, erkannte den Betr
sprach sich mit den übrigen, wie sie die arglistigen Anschläge ihrer Unt
tertreiben könnten. Darauf bemühten sich die Statthalter in Morea
Stämme zu entwaffnen; aber zu spät: von den Höhen des Taygetos
Mainoten herab, um Ypsilanti's Aufruf zu erwiedern, und ganz Griech
zuckte mit elektrischer Gewalt der Freiheit Blitzstrahl.

Erster Kampf der Griechen in Morea, Livadien, Akarnanien, Epirus, auf den Inseln des Archipelagus und auf Candia 1821, bis zur einer Zwischenverfassung am 13. Jan. 1822. Der Aufstand nahm s. n 23. März 1821 zu Kalavrita, einer kleinen Stadt in Achaja, wo 80 fangen genommen wurden. An demselben Tage überfiel die türkische von Patras die friedlichen Bewohner dieser Stadt. Aber schnell kam ti. Es erhoben sich die Häuptlinge im alten Lakonien: Kolokotroni, Major in russischen Diensten, und Pet. Mauro Michali, an der Spitze ihreten Scharen. Dann pflanzte der Erzbischof Germanos das Zeichen s auf, und versammelte unter diesem Banner der Unabhängigkeit die s Achaja. Zum Theil nur mit Messern (Dschagatans) bewaffnet, erob Waffen. In Patras und den übrigen Plätzen wichen die Türken in gen zurück. Schon am 6. April trat ein messenischer Senat in Kalamen, und der Oberanführer Pet. Mauro-Michali (Bei von Maina) kundmachung, daß der Peloponnes das Joch der Osmanen abwerfe, um n zu retten und das alte Vaterland wiederherzustellen. „Von Europa an nichts als Waffen, Geld und Rath." Seitdem fand die griech. Sachland, in der Schweiz, in Frankreich, später auch in England, vielfache, planlose und vergebliche Unterstützung (s. Griechen-Hülfsver-rbildungskraft und Gefühl führten eine Menge junger Männer auf latz greuelvoller Verwirrung. Denn als der wilde Jussuf Selim Papanto, durch den Geschäftsträger einer auswärtigen Macht von dem Patras unterrichtet, herbeieilte, um die Citadelle zu entsetzen, ward Pader blühendsten Handelsplätze, in einen Schutthaufen verwandelt, und ng der Einw. (15. April) gab das Zeichen zum Kampfe der Verzweiachs auf Tod und Leben. Seitdem galt keine Ordnung mehr und kein

Bald darauf bemächtigte sich der Mönch Gregoras an der Spitze eiten Haufens der Stadt Korinth. Sofort ergriff der allgemeine Brand tien, Phokis, Ätolien und Akarnanien. Die alten Namen lebten wieleichzeitig erklärten sich die Inseln für frei. In den ersten Tagen des teten die reichen Kaufleute und Schiffseigenthümer, das kleine, kühne eleuten auf Hydra, Spezzia u. Ipsara (s. Hydrioten), längst as*) und andre begeisterte Männer für den Plan gewonnen, eine unableierung in Hydra. Sie rüsteten ihre Handelsschiffe zum Kriege aus, gte auf 180 Bricks, jede mit zehn bis zwölf neunpfündigen Kanonen, d rothe Wimpel der Hetäria**). Frauen traten an die Stelle ihrer änner; unter ihnen die vierzig J. alte Heldin von Spezzia, Laskarina Die Hydrioten kreuzten in den türkischen Gewässern und sperrten die e Inseln Tine und Samos folgten dem Beispiel; aber ohne Maß und Der Pöbel ermordete die Türken, und veranlaßte dadurch ärgere Grauen die Griechen zu Smyrna, in Kleinasien und auf den noch treu geseln. Am höchsten ward die Erbitterung gesteigert durch die fanatiung, welche seit dem Ende des März in Konstantinopel und a. a. O. gen ausgebrochen war. Auf bloßen Verdacht, oft nur um ihres Reichbemächtigen, ließ die Pforte die angesehensten griech. Kaufleute und

hytos Bambas, Lehrer der Physik und Mathematik an der Schule ab ein Lehrbuch der philosophischen Moral (Veneb. 1818) heraus, hätzbarsten Schriften in der neugriech. Literatur gehört. Jetzt ist er der durch Lord Guilford zu Stande gebrachten ionischen Universu.

Pouqueville bestand die Handelsmarine der griechischen Inseln aus en, mit 17,500 Seeleuten und 5878 Kanonen.

richtet. Kaum war sie (22. Oct. 1821) in die Dardanellen zurückgekehrt, so neuerten die griech. Flotten ihr Sperrsystem und beherrschten wie vorher das ägäi Meer und den Golf von Salonichi. Unterdessen war Demetrius Ypsilanti Vollmacht von s. Bruder, nebst dem Fürsten Alexander Kantakuzeno, über I in Hydra angekommen, wo man den Ausgang des Kampfes in der Walachei nicht kannte. Demetrius versprach russischen Beistand und kündigte die Wieder stellung des griech. Reichs an. Dennoch ward er erst nach vielen Schwierigk (24. Juli 1821) als Archistrateg des Peloponnes, des Archipels und aller dess Provinzen an die Spitze der Hellenen in Morea gestellt, wo Zwiespalt unter Kapitanis und Zuchtlosigkeit unter ihren Scharen jeden Fortschritt der Waffen her gehemmt hatte. Bald darauf ergab sich die erste türkische Festung Monemb (Napoli di Malvasia) den 3. Aug. mit Capitulation an den Fürsten Kantakuz dann auch Navarin an Demet. Ypsilanti; allein die plünderungssüchtigen Ma ten achteten keinen Vertrag noch Kriegsgebrauch. Demetrius wollte deßhalb Land verlassen, wenn er nicht volle Gewalt habe, um der Zügellosigkeit Einhalt thun. Er erhielt sie. Zugleich vereinigte sich der Senat von Kalamata mit von Hydra, um einen Congreß von Abgeordneten aus ganz Griechenland in K mata zu versammeln. Während Maurokordato u. A. dies vorbereiteten, hatte D metrius den Hauptwaffenplatz der Türken auf Morea, Tripolizza, (in der Ebene Mantinea) eng eingeschlossen. Schon wollte die Besatzung sich ergeben, als Erscheinung der türkischen Flotte in den Gewässern des Peloponnes ihr neuen M gab. Um aber auch die Truppen durch die Furcht vor der Rache der Christen hartnäckigsten Widerstande zu bewegen, ließen die Befehlshaber ungefähr 80 nehme Griechen und Prälaten, die theils aus eignem Antriebe dahin gekom theils arglos der trügerischen Einladung der Beis gefolgt und in Fesseln gelegt ren, bis auf zwei ermorden. Dessenungeachtet bemächtigten sich die Griechen, dem 2000 Albaneser freien Abzug erhalten und die Unterhandlungen mit den ken sich zerschlagen hatten, der Stadt mit Sturm (5. Oct.); nur der letzte P wurde auf Bedingungen von dem tapfern Kiaja Bei geräumt, allein die P rungswuth der Hellenen ließ sich nicht zurückhalten, und 8000 Muselmänner loren ihr Leben. In Tripolizza eroberten die Peloponnesier ihr erstes schwer schütz, und der Platz ward der Sitz der hellenischen Regierung, bis man sie nach gos verlegte. — Ebenso glücklich kämpfte Odysseus in Thessalien. Er und m Bandenführer (darunter Perevos) schlugen am 5. und 6. Sept. bei Thermo aus Macedonien vorgedrungenes türkisches Heer mit großem Verluste zurück. lich kam Akrokorinth (26. Jan. 1822) durch Capitulation in die Gewalt der chen. Dagegen bemächtigte sich der Pascha von Salonichi der Halbinsel Kas (11. Nov.) mit Sturm, weil die Griechen sich durch Uneinigkeit geschwächt 3000 Hellenen wurden niedergehauen, die Weiber und Kinder in die Skla führt und die wohlangebaute Halbinsel zur Einöde gemacht. Nur die Mönche Einsiedler auf dem Monte Santo (Athos) schützten sich durch eine starke G und blieben, weil die Türken diese Felseneinsiedelei als heilig betrachten, im des Krieges verschont. Um dieselbe Zeit stürmte Khurschid Pascha (13. Nov.) Feste Lathariza, und der alte Tyrann von Epirus harrte in s. letzten Zufluch einem Schlosse in dem See bei Janina, vergebens auf Entsatz von Seiten der chen. Denn diese, welche in den letzten Tagen des Nov. sich der Stadt Arta nicht der Citadelle bemächtigt hatten, mußten in der Mitte des Decembers als Vrione aus Livadien zurückkehrte, auch Arta wieder räumen, und zerstreuten die Gebirge. Mitten unter diesem regellosen Kampfe bildete sich die innere dung der einzelnen griech. Regierungen immer mehr aus. Sie übertrugen schaftlich dem Fürsten Ypsilanti den Oberbefehl in Morea; dem tapfern den in Thessalien, in der Folge auch den in Attica, und dem Fürsten Maurok

n albanesischen Provinzen. Endlich sandten sie den Fürsten Kantakuzeno
laiser Alexander, um s. Beistand anzuflehen; allein der Fürst erhielt nicht
nen russischen Pässe nach Petersburg. Denn das System der europäischen
rar Neutralität und Mißbilligung des griech. Aufstandes und friedliche Ver-
. Ebenso wenig gelang es den Navarchen von Hydra, den Vicekönig von
zur Neutralität in dem Seekriege zu bewegen. Dieser hoffte vielmehr bei
legenheit, Kreta mit Ägypten zu vereinigen.

Erster Versuch eines geordneten bürgerlichen Zustan-
Hellenen, 13. Jan. (1. Jan.) 1822 in Epidauros, während der Fortdauer
fes, bis zur zweiten Nationalversammlung in Astro 14. März 1823. —
Mühe war es dem edlen Maurokordato und den Primaten gelungen, dem
Ganzen der in dem Kampfe zuchtloser Volkshaufen und erbitterter Feinde
iger als völlig befreiten Länder eine Art von Bundesstaatsverfassung und
ierung zu geben. Das westliche Festland von Hellas: Akarnanien, Äto-
pirus, sandte 30 Abgeordnete nach Missolunghi, welche unter dem Vor-
Alex. Maurokordato (4. Nov. 1821) eine Regierung oder Gerusia von 10
n erwählten; das östliche Festland: Attika, Böotien, Euböa, Phokis,
ris, Ozolä, Thessalien und Makedonien, sandte 33 Abgeordnete nach,
elche unter dem Vorstande des Theod. Negris, am 16. Nov. eine Re-
n Areopag von 14 Mitgliedern einsetzten; der Peloponnes und die In-
. Ipsara, Spezzia u. s. w. versammelten zu Argos am 1. Dec. unter
unde des Fürsten Demetrius, 60 Abgeordnete, welche die peloponnesische
n 20 Mitgl. erwählten. Diese drei hellenischen Regierungen sollten eine
erfassung vorbereiten, welche sich die Nation in der Folge an der Hand
ung geben würde. In dieser Absicht bildeten 67 Abgeordnete aus allen
Griechenlands zu Epidauros, unter Maurokordato's Vorstand, am 10.
, die erste Nationalversammlung, welche am 13. Jan., dem griech.
ge, eine Zwischenverfassung aufstellte. Sie beruhte auf folgenden
mmungen: Einjährige Amtsdauer aller Provinz-, Bezirks- und Ge-
eher; Gesetzgebung durch übereinstimmende Beschlüsse des berathschla-
des vollziehenden Raths; Vollziehung der Gesetze durch den Vollzie-
der die acht Minister ernannte, unabhängige Rechtspflege, welche in
von den Kantonalgerichten, den Provinzgerichten und dem obersten Ge-
rwaltet werden sollte. Hierauf ernannte der Congreß die 33 Glieder
lagenden und die 5 Glieder des vollziehenden Raths; Maurokordato
os, oder Vorsteher und Theod. Negris Staatssecretair des Vollziehungs-
lanti, der jene Stelle erwartet hatte, erhielt den Vorsitz in der berath-
Versammlung, machte aber von dieser Würde keinen Gebrauch. End-
er Congreß zu Epidauros am 27. Jan. 1822 ein Manifest, worin
einigung der Griechen zu einem unabhängigen Föderativstaate aus-
wurden die ersten Keime der bürgerlichen Ordnung gepflanzt; aber
widerstrebenden einzelnen Theile nicht zu einem Ganzen fest verbunden.
he Centralregierung nahm ihren Sitz zu Korinth, späterhin wieder in
Die Pforte mußte jetzt ihre Kräfte theilen. Ein Heer stand am Euphrat
glücklich in Armenien gegen die Perser; ein andres stand an der Donau,
che Heer in Bessarabien zu beobachten. All's Fall erhöhte jedoch den
th der Pforte. Daher konnten Englands und Östreichs Vorstellungen
Divan von des Kaisers Alexander Friedensliebe und Mäßigung über-
ch ließ die Pforte auf Rußlands Verlangen, 1822, einige griech. Kir-
erstellen und einen neuen Patriarchen, Anthymos, Bischof von Chalce-
ie übliche Art wählen; auch behandelte sie denselben mit Achtung, um
Griechen zur Annahme der Amnestie zu bewegen. Aus den Fürsten-

thümern zogen im Mai 1822 unter Mord und Plünderung die asiatischen ab; im Juli wurden neue Hospodare: Ghika für die Walachei, Stourdza Moldau — beide aus der Mitte der Bojaren — ernannt, und die Griechen Stellen in den Fürstenthümern ausgeschlossen; allein die neuen Hospodare unter türkischen Seraskiers, und es blieben in den Fürstenthümern europäi ken als Besatzung; doch räumten sie Jassy, das sie aber, aufgebracht über ordnung, am 10. Aug. 1822 in Brand steckten und plünderten. — U hatte das J. 1822 in Griechenland wichtige Ereignisse herbeigeführt. Be befolgten diesmal eine Art von Kriegsplan. Nach Ali's Falle beschloß Pascha in Thessalien Verstärkungen aus Rumelien an sich zu ziehen, um und Morea zu unterwerfen, während im Febr. und März 1822 eine türki unter Hali Bei die Festungen in Morea mit Truppen verstärken sollte, d suf Pascha von Patras und Lepanto aus Khurschid's Angriff auf den Isth das Eindringen in Morea unterstützen könnte. Allein der Versuch der Flotte, Morea durch frische Truppen zu unterjochen, scheiterte gänzlich Widerstand der Sulioten hielt den Seraskier in Epirus zurück; dadurch Kolokotroni Zeit, die gelandeten Truppen in Patras einzuschließen und sie nach Akarnanien zu senden. In derselben Zeit brach ein neuer Aufstand denen Orten aus, der den Streitkräften der Pforte eine andre Richtung vereinzelte. Das Unglück von Chios rettete das griech. Festland. Die griech. Bevölkerung der blühenden aber wehrlosen Insel Chios (s. Sci bisher jede Auffoderung, an dem Aufstande Theil zu nehmen, abgelehnt am 23. März 1822, eine griech. Flotte von Samos unter Logothetis rü fen die durch unaufhörliche Bedrückungen gereizten Bauern zu den Wa fielen große Unordnungen vor, und die Türken mußten sich, nachdem sie aus den vornehmsten, friedlich gesinnten Einw. der Stadt ausgehoben, i delle zurückziehen. Da erschien die große türkische Flotte. Um Chios zu gab der Kapudan Pascha s. Feldzugsplan gegen Morea auf, und setzte, am nachdem die Chioten die angebotene Amnestie verworfen hatten, 15,000 wildesten asiatischen Truppen ans Land; die Insulaner wurden geschla wenig Tagen war der reiche Fruchtgarten von Chios ein großes Leichenfe schauderhafte Brandstätte. Kaum vermochten die europäischen Consuln der französische, der entschlossene Digeon, mit eigner Lebensgefahr, und tains der europäischen Schiffe, einige Hundert Unglückliche zu retten. der Samier entfloh auf den Schiffen, die übrigen setzten im Gebirge den Verzweiflung fort. Endlich bewirkten die europäischen Consuln, mittel tenbriefs des Erzbischofs, und durch die schriftliche Versicherung der übri daß die Chioten der angebotenen Verzeihung des Kapudan Pascha trau wenn sie die Anstifter und ihre Waffen auslieferten, die gänzliche Unte Landleute; allein dessenungeachtet hörten Mord, Brand und Plün auf. Nach den türkischen Zollregistern sind bis zum 25. Mai, 41,0 meistens Frauen und Kinder in die Sklaverei ausgeführt worden. Schicksal sollte Ipsara, Tine und Samos treffen. Aber die Ipsarioten reit, ihre Familien nach Morea zu schicken, umzingelten von fern die t mit 70 kleinen Schiffen, darunter mehre Brander (Hephästia genann sinnreich eingerichtet waren, als sie geschickt und kühn geleitet wurden. ten und Hydrioten weihten sich dem Tode, ruderten darauf mit ihren (eine Art halber Kanonierschaluppen) mitten durch die feindliche Flotte, der Rhede von Chios lag, und in der Nacht vom 18. zum 19. Juni Capitain Georg Brander an das große Admiralschiff des Kapudan Pa ein andres Linienschiff. Jenes flog mit 2286 M. in die Luft; dieses Der Kapudan Pascha ward, tödtlich verwundet, an das Ufer gebracht.

s Schrecken befiel die Türken; aber bald brach ihre Wuth los, und die letzte
on Cultur, die bisher noch geschonten, für die Pforte sehr einträglichen, Ma-
er wurden vertilgt. In Konstantinopel kauften Muselmänner chiotische
n, bloß um sie nach eigner Lust ermorden zu können. Die daselbst wohnhaf-
dem Aufstand unschuldigen chiotischen Kaufleute, sowie die aus Chios dort-
achten Geißeln, wurden ohne Proceßform, theils heimlich theils öffentlich,
tet. So lernten Morea und der Archipel das Loos kennen, das sie erwar-
ndlich sah die Pforte ein, daß sie durch ihr Vertilgungssystem die eignen
ellen zerstöre. Denn überall arbeiteten nur die Rajahs für die Türken, und
ten eine beträchtliche Kopfsteuer. Daher mußte auf des Großherrn Befehl
ha in Smyrna streng auf Ordnung halten und die Griechen beschützen; in
ıb der neue Statthalter Jussuf Bei den auf die erlassene Amnestie zurück-
ı Chioten ihre Ländereien wieder. In Cypern endlich, wo die Mordjagd
). Christen, mit Brand und Plünderung bis Ende 1822 fortdauerte, schützte
ei, ein menschlich gesinnter Officier des Pascha von Ägypten, wenigstens
vor der Zerstörungswuth, und 1823 suchte der neue Statthalter, Seib
t, die Ordnung auf der ganzen Insel wiederherzustellen. Ein andrer
vo der Aufstand des gedrückten Volks die Feldherrn der Pforte beschäftigte,
kedonien. Die Ausschweifungen der asiatischen Truppen, welche durch diese
ogen, um zu Khurschid's Heere zu stoßen, reizten die bisher ruhig gebliebe-
schaften des Gebirgs zum Abfall. Sie besetzten, unter den hellenischen Ka-
diamantis, Tassos u. A., die Pässe des Olymps und eroberten, 24. März
m wichtigen Platz Kara-Veria, das alte Beröa. Doch zuletzt schlug sie
a von Salonichi, Abdolubut, mit seiner Reiterei bei Niausta gänzlich; die
efen auseinander und ein Strich von 150 Dörfern ward wie Chios behan-
00 christliche Familien kamen um, und der Pascha rühmte sich, an einem
0 Weiber und Kinder gemordet zu haben. Selbst die Pforte mißbilligte
fahren, und der Unmensch sollte erdrosselt werden; allein von s. Leibwache
war er in dem befestigten Salonichi sicher. (Gleichwol ernannte ihn spä-
rte zum Seraskier von Rumelien, und er zog von Larissa im Nov. 1823
0 M. bis Zeitun.) Während Chios brannte und Makedonien blutete,
ch die hellenische Centralregierung zu Korinth unter Maurokordato, als
des Vollziehungsrathes, in Verbindung mit den Provinzialbehörden, die
ig des Landes durch das Gesetz vom 30. April 1822 (dem ersten Jahre
ängigkeit) vorläufig zu organisiren, die Streitmassen zu ordnen, eine An-
ffnen, den Soldaten Ländereien (durch das Gesetz vom 7. [19 n. St.]
) zu versprechen, und da es außer den Zöllen keine directen Steuern gab,
eugnisse des Bodens eine Abgabe zu legen; allein sie fand fast überall
h und Trotz, am meisten bei den an alte Unabhängigkeit gewöhnten Kapi-
er wollte nur für s. Rechnung kämpfen und befehlen. So der habsüchtige
ige Kolokotroni; so der trotzige Odysseus *), und der stolze Mauro Michali;
anti fügte sich nur ungern in die neue Ordnung. Allen aber war der un-
, einsichtsvolle Maurokordato verhaßt, weil er nicht auf dem Kampf-
Würde des Proëdros errungen hatte. Negris's Einfluß brachte es jedoch
Maurokordato die oberste Leitung des Zuges nach Westhellas (Epi-
der vollen Civil- und Militairgewalt erhielt. Der Proëdros stieß
000 Peloponnesiern und dem etwa 300 Mann starken Philhellenen-
General Normann (s. d.), am 8. Juni zu den albanesischen Scharen

Jous ließ sogar einen tapfern Officier, den Obersten Haverino Palasca
apitan Alexis Nuzzo, welche die Regierung an ihn gesandt hatte, um
hen und ihn für einen übereinstimmenden Kriegsplan zu gewinnen,

des Chiliarchen Marko Botſaris, um Miſſolunghi, den Waffenplatz von Weſt
zu decken, Suli zu entſetzen und Arta zu nehmen. Sie hatten hier den Paſcha
Janina, Omer Vrione und den von Arta, Ruſchid, zu bekämpfen, indem der
ſeloberr (Seraskier) Khurſchid, der ſchon im Mai die Thermopylen durch
ſtürmt hatte, am 17. Juni endlich über Trikali nach Lariſſa aufgebrochen war.
Albanien ward Suli zwar entſetzt, allein nach dem blutigen Kampfe bei Pe
Juli 1822), wo Kapitan Gozo verrätheriſch floh, und die Philhellenen
längſten gegen die Übermacht Stand gehalten, 150 Mann, Kanonen und
verloren, mußten ſich Botſari und Normann ins Gebirge werfen. Vergeb
Maurokordato alle Mannſchaft zu den Waffen, die übrigen Heerführer
ten ihn nicht; General Varnakloti ging zu dem Feinde über, und innere Zw
unter den Albaneſen lähmte die Kraft der Hellenen; der Steinhaufen von Sa
am 20. Sept. den Türken übergeben, ein Theil der Sulioten (1800 Mann
Frauen und Kindern) fand in Cephalonia britiſch-ioniſchen Schutz, die übri
gen ſtolz und frei ins Gebirge. Endlich warfen ſich Maurokordato am 5. Ja
300 Mann und Marko Botſari mit 22 Sulioten nach Miſſolunghi. „Hier,
Maurokordato, „müſſen wir mit Griechenland fallen". Omer Vrione glaub
Meiſter von Ätolien zu ſein und drang, nebſt Ruſchid, an der Spitze von
M., bis Miſſolunghi vor. Juſſuf Paſcha ſandte Truppen von Patras und
gegen Korinth ab, und Khurſchid, der in Lariſſa friſche Truppen aus Rum
der Bulgarei an ſich gezogen, wollte aus Theſſalien durch Livadien, wo die
bereits am 19. Jun. 1822 die Akropolis nach viermonatlicher Einſchließ
Hunger erobert hatten, gegen den Iſthmus ziehen, und dann mit Juſſuf und
Vrione vereinigt, den Feuerherd des Aufſtandes in Morea erſticken. Sein
Hauptheer, an 25,000 M. ſtark, meiſtens Reiterei, durch die Thermopy
che Odyſſeus im Mai und Juni dieſes Jahres ſo tapfer vertheidigt hatte, w
dert vorgedrungen; es hatte auf ſ. Zuge durch Livadien, Alles verwüſtend,
neſtle bekannt gemacht, und Korinth, das der Befehlshaber, ein Prieſter,
Achilleus, der ſich nachher aus Verzweiflung ſelbſt den Tod gab, feiger
19. Jul. räumte, beſetzt; als aber Khurſchid ſelbſt durch jene Päſſe zieh
ward er dreimal von Odyſſeus geſchlagen und nach Lariſſa zurückgetrieben,
26. Nov., kurz vor der Ankunft des Kapidſchi Baſchi ſtarb, der ſ. Tod
brachte. Jenes Reiterheer aber, ohne Fußvolk, Lebensmittel und Fu
in Moreas Bergſchluchten ſ. Untergang. Als es gegen Argos zog, von
traltegierung entfloh, und 5000 M. von Juſſuf's Heere zu demſelben
ren, worauf es Verſtärkungen nach Napoli di Romania warf, vereinigt
alle Kapitanis; jetzt galt ihr Befehl allein und ihre That entſchied.
kitas, der eben Napoli di Romania mit Capitulation zu nehmen gedroht
ro Michali und Ypſilanti zogen ſich, das ebene Land verwüſtend, auf
Argos; Ypſilanti hielt in der verfallenen Burg von Argos den Feind
des auf; die griech. Flotte vereitelte den Entſatz von Nauplia durch die
ſche Flotte und nahm ein öſtreichiſches mit Lebensmitteln nach Nauplia
Schiff; Odyſſeus bemächtigte ſich der Päſſe des Geranion; Kolokotroni
von Patras, das er umzingelt hielt, herbeigeeilt war und alle Mann
Fahne des Kreuzes gerufen hatte, übernahm den Oberbefehl, und
den letzten Tagen des Jul. die Päſſe zwiſchen Patras, Argos und Korin
er den Türken die Verbindung mit Theſſalien und Khurſchid abſchnitt.
gann auf allen Seiten der kleine Krieg, Tag und Nacht vom 1. bis 8.
8. erbot ſich der türkiſche Oberfeldherr, Dram Ali (oder Tſchar Ha
ſcha), deſſen Truppen nur Pferdefleiſch zur Nahrung hatten, Mora
allein Kolokotroni verwarf den Antrag. Nun wollte ſich der Paſcha

n Korinth durchschlagen; aber Nikitas*) schlug in dem Passe von Tretes
ächtlichen Überfall die getrennten Züge der Türken am 9. und 10. Aug.,
aum 2000 M. ohne Gepäck und Geschütz den Isthmus erreichten, wo sie
ti vollends zerstreute; einen andern Heertheil, der gegen Patras floh, ver-
Kolokotroni; der letzte flüchtige Heerhaufe ward von den Mainotten am
g. bei Nauplia geschlagen. So verschwanden binnen vier Wochen über
Türken von der griechischen Erde. Einige Tausend hielten noch den Isth-
d Akrokorinth besetzt, mußten aber bald die Landenge räumen und wurden,
ch nach Patras durchschlagen wollten, von Nikitas in den Engpässen aufge-
Nur 500 Türken behaupteten sich bis zum Nov. 1823 in Akrokorinth.
ger und die Moreoten waren nunmehr zu der Einsicht gelangt, daß sie ihren
icht hinter dem Isthmus, sondern am Olympos erkämpfen müßten. Auch
che Flotte, welche in derselben Zeit vier Wochen lang im Golf von Lepanto
und Missolunghi ohne Erfolg angegriffen hatte, segelte, mit der Pest am
1. Sept. wieder ab. Vergebens suchte sie hierauf die Linie von 57 griech.
elche Nauplia einschlossen, zu durchbrechen, und verweilte endlich am Ein-
r Dardanellen bei Tenedos. Hier führten am 10. Nov. siebzehn kühne
von der Schar der 40 Ipsarioten, wie Türken gekleidet, zwei Brander mit
geln, als ob sie vor den Griechen flöhen, indem zwei ipsariotische Schiffe
n Schüssen sie verfolgten, gleichsam um Schutz zu suchen, mitten in die
Flotte, und befestigten einen Brander an dem Admiralschiff, den andern an
n Schiff des Kapitana-Bei. Bald standen beide in Flammen; jenes ret-
it genauer Noth; dieses sprang mit 1800 M. in die Luft, der Kapudan
ara Mehemet, entkam jedoch vorher ans Land; drei Fregatten scheiterten
ste von Asien; ein Kriegsschiff von 36 Kanonen ward erbeutet; Schre-
Sturm zerstreuten einen Theil der ottomanischen Flotte; von 35 Fahrzeu-
ten sich 18 sehr beschädigt in die Dardanellen. Jene 17 Ipsarioten wa-
ch nach Ipsara zurückgekehrt, wo die Ephoren ihren Anführern Konstantin
und Georg Mniauly eine Schiffskrone aufsetzten. Die Griechen waren
Meister der Gewässer und erneuerten die Blokade der türkischen Häfen,
gland jetzt förmlich anerkannte. Die britische Regierung schien nämlich
ng's Eintritt in das Ministerium ihre Politik in Hinsicht Griechenlands
u haben, und der Oberstatthalter Maitland auf den ionischen Inseln ver-
minder feindselig gegen die Hellenen. Selbst Östreich und Frankreich,
her die neutralen Schiffe gegen die „willkürliche und ungesetzliche Maßre-
okadestandes" unter den Schutz ihrer Kriegsschiffe gestellt hatten, schienen
alls das griech. Blokaderecht anzuerkennen. Endlich wandte sich auch in
: Sieg wieder auf die Seite der Griechen, vorzüglich als hier mehre alba-
stämme von der Pforte abgefallen waren. Griechische Schiffe befreiten
hi von der Seeseite (20. Nov.). Die Suliioten behaupteten sich in den
hten der Chimära, und die Überreste des Heeres von Maurokordato an
des Golfs von Lepanto. Omer's Amnestie-Erklärung fand bei den Ge-
gnern kein Vertrauen; hatte er doch selbst zwei s. frühern Gebieter verra-
n Zug gegen Ätolien verunglückte gänzlich. Denn überall, wo s. Scha-
gen, verbrannten die Bauern ihre Dörfer, sammelten sich bandenweise im
und setzten den kleinen Krieg fort**). Bei Missolunghi endlich, das er
seit d. 7. Nov. 1822 bis zum Sturme am 6. Jan. 1823, angegriffen,

kitas erhielt daher von den Griechen den Beinamen Turkophagos, Tür-

*) Überhaupt darf man bei diesem Kriege an regelmäßige Schlachten nicht
es gibt nur Postengefechte, Scharmützel, Überfälle u. s. w. Außeror-
die Geschwindigkeit der Griechen im Laufen; sie überholen darin den
Reiter.

ward Omer Vrione von Maurokordato und Marko Botsari mit großem Verlust zurückgeschlagen; er mußte die Belagerung aufheben, verlor s. Geschütz, und zog sich nach Vonizza zurück. Die wichtigste Folge des verunglückten türkischen Feldzugs war der Fall von Napoli di Romania (s. d.). Freiwillige erstiegen am Tage des h. Andreas, des Schutzheiligen von Morea (30. Nov. a. St. 12. Dec.), die Feste Palamidi; dadurch kam auch die Stadt in die Gewalt der Griechen, welche die Capitulation genau erfüllten und die türkische Besatzung nach Scala nuova bringen ließen. Schon sollte der Sitz der Regierung in dieses Bollwerk der Unabhängigkeit des Peloponnes verlegt werden, als der alte Zwist unter den Kapitänis wieder ausbrach, und Kolokotroni der Absicht, unter türkischem Schutze sich zum Fürsten von Morea zu erheben, verdächtig wurde. — Unterdessen war Konstantinopel der Schauplatz des Janitscharenaufruhrs. Der unglückliche Feldzug in Morea, die Unfälle in Asien, der Mangel in der Hauptstadt, verursacht durch die von den Griechen gehemmte Zufuhr, die strengen Befehle des Großherrn, welche den Luxus in Kleidung und Schmuck untersagten, und die Ablieferung des Goldes und Silbers in die Münze anordneten, die Herabsetzung des innern Münzwerths und die Stockung des Handels erregten allgemeine Unzufriedenheit. Halet Efendi, der treue Jugendfreund des Großherrn — verhaßt durch s. Plane, den Trotz der Janitscharen, die nach Morea zu marschiren sich weigerten, mit Hülfe asiatischer Truppen und europäischer Kriegszucht, zu bändigen, sowie durch s. Einfluß, der die Großen des Reichs von dem Vertrauen des Sultans entfernte — wurde das Opfer der Soldatenwuth. Mahmud sah sich genöthigt, die Anhänger Halet's, den Großvezier Salih Pascha, den Mufti und andre hohe Beamte abzusetzen. Er hoffte den Freund durch eine ehrenvolle Verbannung nach Asien (10. Nov.) zu retten; allein er mußte das Todesurtheil ihm nachsenden, und Halet's Kopf ward, am 4. Dec. 1822, nebst den Köpfen s. Anhänger auf den Thoren des Serails ausgestellt. Der Hatti-Sheriff, welcher den Abdullah-Pascha, einen Freund der Janitscharen, zum Großvezier ernannte, schloß mit den Worten: „Nimm deine Gedanken recht zusammen, denn Gott weiß, die Gefahr ist groß!"

VI. Einführung einer Verfassung in Griechenland, und dessen erfolgloser Feldzug der Türken gegen die Hellenen 1823. Die Centralregierung in welcher Maurokordato und Negris durch richtige Beurtheilung der innern und äußern Verhältnisse Griechenlands sich auszeichneten, verfolgte jetzt einen bestimmten Zweck. Eingedenk der Worte eines griech. Schriftstellers: „Da alle Sultane Griechenlands herrschen wollten, haben alle die Herrschaft verloren", suchte sie Einheit im Innern zu begründen, worauf zugleich die Hoffnung beruhte, daß Europa der Wiederherstellung des Hellenenstaats Vertrauen und Billigung nicht versagen werde. In dieser Absicht erließ die Regierung zu Korinth schon am 15. Jan. 1822 eine Erklärung an die christlichen Mächte; allein die Verhandlungen über die griech. Angelegenheit in Wien und später in Verona nahmen, als die Pforte, in Folge ihrer Erklärungen vom 28. Febr. und vom 18. April 1822, nachgab, schien, eine für die Griechen ungünstige Wendung. Die Fortdauer der Pforte als legitime Macht und die Erhaltung des Friedens ließen sich mit der Anerkennung eines unabhängigen Griechenstaats nicht vereinigen; doch beschlossen die Mächte, im Divan zur Sicherstellung der Griechen in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht zu wirken. Es konnte daher der Abgeordnete der griech. Regierung, Graf Metara*)

*) Graf Metara schrieb d. 2. Jan. 1823 von Ancona aus an den Papst Pius VII., welchem er die Lage der Griechen schilderte, ihn um sein Fürwort in Verona bat, und zugleich erklärte, daß die Griechen ihre Rechte der Prüfung des Congresses unterwerfen und von einer christlichen Dynastie unter weisen und dauerhaften Gesetzen beherrscht zu werden einwilligten, nie aber mit der Pforte in irgend eine Verbindung wieder treten würden. Dasselbe erklärte die Regierung zu Argos in einer an den Congreß gerichteten Schrift vom 29. Aug.

bis Roveredo kam, auf dem in Verona versammelten Congresse um so we
ehör finden, da der innere Zwiespalt der Griechen die Auflösung des jungen
ts erwarten ließ. Kolokotroni verweigerte nämlich der Regierung den Ein-
Napoli di Romania, und besprach sich mit andern herrschsüchtigen Kapitanis
olizza über eine Theilung Moreas in erbliche Fürstenthümer. Gleichwol
es der hellenischen Regierung die Gefahr eines Bürgerkriegs abzuwenden,
e zweite Volksversammlung im Jan. 1823 nach Astro zu berufen. Zur
ng der Abgeordneten des Volks waren bereits zwei Wahlstufen, die der Ge-
der Ältesten, einen auf 10 bis 50 Familien, und die der Senatoren, nach
n, durch die Wahlgesetze vom 21. Nov. und 3. Dec. 1822, eingeführt wor-
die Wiederherstellung der Eintracht bewirkte vorzüglich Maurokordato, als
rung aus Verona durch die engl. Gesandtschaft in Konstantinopel bekannt
Die Griechen hätten sich ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Sultan, zu un-
. Zugleich erhielt man Nachricht von den Rüstungen der Pforte, um
u Wasser und zu Land anzugreifen. Nun fanden sich immer mehr Ab-
in Astro ein; selbst Odysseus und andere Kapitanis zogen mit ihren Scha-
Tripolizza dahin, so daß die Nationalversammlung von 100 Abgeordneten
orfe Astro am 14. März eröffnet werden konnte. Sie wählte den Mauro
um ersten Vorstande, und den Theodor Negris zum Kanzler. Auch Ko-
unterwarf sich den Beschlüssen der Versammlung. Darauf ernannte sie
. des gesetzg. und die des vollzieh. Raths. Vorstand des erstern wurde
ote Kondorioti, des letztern Petro Mauromichali, Bei von Maina. Beide
40 bis 50 Mill. Piaster erheben zu lassen, um damit 50,000 M. und
re Kriegsschiffe auszurüsten. Übrigens wurden die Grundsätze der orga-
eschlüsse von Epidauros mit unwesentlichen Abänderungen für ganz Grie-
ngenommen, und statt der Provinzialregierungen Präfecte (Eparchen) ein-
Sodann wurde das franz. Heergesetzbuch mit den nöthigen Abänderun-
ommen und die Abfassung eines Strafgesetzbuchs beschlossen. Hierauf
Versammlung das neue Verfassungsgesetz von Astro den 23. April 1823
nd ging auseinander, nachdem die von ihr errichtete Nationalregierung
or. ihren Sitz zu Tripolizza genommen hatte. So war die Ordnung her-
ein die Eintracht der verschiedenen Volkshäupter bei weitem noch nicht
aher auch die obersten Vorsteher der beiden Räthe und die Minister öfters

Maurokordato wurde Präsident, und Kolokotroni Vicepräsident, De-
psilanti aber als untauglich von den Geschäften entfernt; endlich erhielt
Secretair Negris s. Entlassung. Nur darin blieben die Hellenen einig,
Amnestie der Pforte und die durch britische Unterhändler angebotene Art
ängigkeit, wie sie die Moldau und Walachei genössen, verwarfen. Die
olitik ließ jetzt wenigstens eine mittelbare Unterstützung der Griechen von
den ionischen Inseln aus zu. Auch das französ. Cabinet legte der Theil-
Franzosen an der griechischen Sache kein Hinderniß in den Weg. Frü-
ßland wollte jedoch keine Macht sich über diese Angelegenheit erklären.
ander hatte die unmittelbare diplomatische Verbindung mit der Pforte
t. Er bestand auf der gänzlichen Räumung der Moldau und Walachei
hen Truppen. Dies, sowie die von der Pforte eingeführte Durchsu-
europäischen, nach dem schwarzen Meere bestimmten Schiffe, war der

ardepesche von Verona, vom 14. Dec. 1822, enthielt in Beziehung auf
id die Worte: Les Monarques, décidés à repousser le principe de le
quelque lieu et sous quelque forme qu'il se montrât, se hatèrent de
d'une égale et unanime réprobation. — Mais écoutant en même tems
leur conscience et d'un devoir sacré, ils plaidèrent la cause de l'hu-
faveur des victimes d'une entreprise aussi irréfléchie que coupable.

Hauptgegenstand der von Lord Strangford mit dem Divan gepflogenen Unterhandlung. Die einzige Regierung, welche die Griechen begünstigte, war die der Verein. Staaten von Nordamerika. Schon im April 1822 brachte eine amerikanische Fregatte Geschütz und andere Kriegsbedürfnisse nach Hydra. Eine förmliche Verbindung mit dem griech. Senate aber ward nicht abgeschlossen.

Die Begebenheiten des J. 1823 sind in Hinsicht der Pforte und Griechenlands nicht minder verworren und blutig, als die Geschichte des ganzen dreijährigen Kampfes gewesen. Während in Thessalien und Epirus Waffenruhe eintrat, auf dem Meere aber die griech. Flagge (acht blau und weiße horizontale Streifen) herrschte, brach in der Hauptstadt die Wuth des türkischen Pöbels, der nicht mehr morden durfte, in furchtbaren Brandstiftungen aus. Am 1. März 1823 sollten die griech. Vorstädte geplündert und in Asche gelegt werden; allein der Wind trieb die Flammen gegen die türkischen Quartiere; viermal wälzte sich das Feuermeer gegen griech. Wohnungen und viermal warf es ein frischer Nordwind auf die türkischen zurück. Pera war gerettet; aber an 6000 türkische Häuser, ein Theil der Stückgießerei (Tophana) und ein Theil des Seearsenals lagen in Asche. Da rief der Muselmann aus: „Gott ist mit den Gjaurs!" In Folge des Brandes ward der Großvezier Abdullah abgesetzt, und ein den Janitscharen abgeneigter Pascha, Ali Bei, trat an dessen Stelle. Die Janitscharen sannen aber auf Rache, und am 13. Juli brach in Konstantinopel ein neues Feuer aus, wo 1500 Privathäuser und drei türkische Fregatten verbrannten. Doch die Ordnung ward durch Strenge hergestellt; aus Asien trafen günstigere Nachrichten ein, und der Großherr beschloß einen allgemeinen Vertilgungszug gegen die Griechen, weßhalb er alle Moslims von 15 bis 60 J. zu den Waffen rief. Dagegen versuchte in Griechenland die Regierung 1823 Heer- und Finanzwesen zu bilden. Das aufgelöste Philhellenenbataillon war der Kern des ersten griechischen Regiments. Maurokordato stand an der Spitze der Landmacht. Die Kriegskunst selbst aber war noch im Zustande der Kindheit. Es fehlte den Hellenen an Reiterei und Artilleristen. Sie kämpften bandenweise, wobei Kühnheit und schneller Anlauf die Taktik ersetzten. — Der Seeminister Orlandi, ein Hydriote, ordnete die Seemacht. Diese bestand 1823 aus 403 Fahrzeugen mit Kanonen; das größte, Herakles, ein Zweidecker, führte 26. Oberadmiral war der reiche Hydriote Miaulis; Vicеadmirale: Mannel Tumbasis von Hydra, Georg Demitracel von Spezzia, Nik. Apostolos von Ipsara. Hier ward ein griech. Verdienstorden (hellblaues Kreuz) gestiftet. Allein die Ausführung der Finanzmaßregeln fand überall, vorzüglich auf den Inseln, große Hindernisse. Die Streitigkeiten der hellenischen Regierung mit den hydriotischen Navarchen, wegen Soldrückstände und wegen der Beute von Nauplia, welche die Kapitane den Hydrioten nicht theilen wollten, waren den entworfenen Unternehmungen zur See sehr nachtheilig. Zwar schlug die griech. Flotte am 22. März 1823, die hauptsächlich nach Kreta (Kandia) bestimmte Flotille, allein sie konnte die Landung türkischer Hülfstruppen nicht hindern, und die kühnen Streifzüge der Ipsarioten und Samioten an den Küsten Kleinasiens waren für das Ganze zwecklos. Als endlich die Flotte des Kapudan Pascha im Jun. erschien, wichen ihr die griech. Schiffe aus, so daß sie unangehindert die Plätze auf Euböa (Karisto und Negroponte), die in Morea (Patras, Koron, Modon), so wie Lepanto mit Truppen und Lebensmitteln versehen und daselbst die Unternehmungen der Türken unterstützen konnte. Die Landmacht der Griechen war in dem Feldzuge 1823, nach einem guten Plane vertheilt. An der Spitze leitete Maurokordato das Ganze. Er hatte die Untersuchung gegen den des Verraths angeklagten Kolokotroni beigelegt und diesen tapfern Feldherrn durch Klugheit gewonnen, indem derselbe zum Vicepräsidenten ernannt und zum zweiten Heerführer ernannt worden war. Den Oberbefehl in Westhellas führte der Suliote Marko Botsari; den in Osthellas Odysseus. Als Verbündete

die Sulioten treu und zuverlässig; weniger die albanesischen Stämme, welch ihren Abfall von Omer Vrione dessen letzte Niederlage verursacht hatten. Stämme verkauften sich dem Meistbietenden; so nahmen einzelne Haufen n die Anträge des Pascha von Skutari an, welcher endlich 1823 gegen die n ins Feld rückte. Der Aufstand der streitbaren Bewohner des östlichen ens hatte nämlich den Mehemed Pascha (Ali's Mörder), den zweiten Nachs Seraskier Khurschid, der die Trümmern von Khurschid's Heer bei Larissa te, genöthigt, sich aus dem südlichen Thessalien zurückzuziehen. In s. Rüren Salonichi und Seres von dem hellenischen Unterfeldherrn Diamantis , der sich am 23. Febr. 1823 der Halbinsel Kassandra bemächtigt hatte. drängten jedoch bald die aus Rumelien heranziehenden Truppen zurück. eröffnete das nach fünfmonatlicher Rüstung unter dem Seraskier von Ruersammelte, 25,000 M. starke Heer im Jun. von Larissa aus den Feldzug. tig drang es in zwei Heermassen gegen Livadien vor. Aber die Griechen kauro Michali und Maurokordato, blieben diesmal nicht hinter dem Isthmus sondern nahmen eine Stellung bei Megara, worauf Kolokotroni den Oberber Odysseus und Nikitas erhielt, mit deren Scharen das peloponnesische h bei Platäa vereinigte. Von hier zogen sie Ende Jun. dem Feinde entgeNach mehren einzelnen Gefechten schlug Odysseus die eine Heerabtheilung ken unter Mehemed Pascha bei den Thermopylen; darauf vereinigte er sich Heere unter Kolokotroni, der nun das türkische Lager unter Mustapha Padem St. Lukas-Kloster (zwischen den Städten Theben und Livadia) am 7. griff, das Odysseus und Nikitas nach einem blutigen Kampfe eroberten. rken zogen sich mit großem Verlust zurück; Odysseus erreichte sie am 17. der Ebene von Chäronea und schlug sie gänzlich. Doch der Seraskier sammelte Streitkräfte und rückte wieder vor, indem gleichzeitig Jussuf und Omer von der Flotte des Kapudan Pascha bei Patras unterstützt, gegen Missound der Pascha von Skutari durch Westhellas über Brachori, Vonizza und nach Morea ziehen sollten. Allein des Seraskiers Angriffe auf Volos und insel Trikori mißlangen; Jussuf's Zug ward durch den Abfall von 8000 n verzögert, und die Vorhut des Pascha von Skutari, der mit 20,000 M., ril Albanesen, schon die Höhen von Agrapha besetzt hatte und Ätolien beward im Lager bei Karpinissi, am 20. Aug. 1823, um Mitternacht von Botsari überfallen. Während die thessalischen und epirotischen Gebirgsauf den von Botsari gegebenen Trompetenstoß das Lager von vier Seiten her t, war der kühne Feldherr selbst mit 500 Sulioten, bis zum Zelte des Padrungen, erhielt aber, als er den Pascha von Delvino gefangen nahm, eine Wunde, worauf s. Bruder Konstantin den Sieg vollendete. Die Türken alles Geschütz und Gepäck, und sterbend rief Marko *) im Anblicke s. Sie„konnte ein Sulioten Anführer eines schönern Todes sterben?" — Die Albas Pascha zerstreuten sich, und er selbst kehrte nach Skutari zurück, weil die egriner zu Gunsten der Griechen von ihm abgefallen waren. Damals verdie große türkische Flotte, von der Pest begleitet, am 30. Aug., den Meern Patras, und kehrte in den Archipel zurück, verschonte die griech. Inseln, as zur See gesperrte Salonichi, und segelte nach einzelnen, zum Theil den nachtheiligen Gefechten, ohne etwas entschirden zu haben, Ende Oct. in anellen zurück. Bald darauf gab es aber blutige Händel zwischen den Hyund Spezzioten über die Theilung der Beute einiger genommenen Schiffe. — d Livadien und Morea bedroht war, hatten sich die Einw. Athens auf die

*) Marko Botsari, ein Suliote, diente unter franz. Fahnen, kehrte 1820 rus zurück, wo ihm Ali Pascha Suli wiedergab, damit er ihm gegen e Beistand leistete.

Inſel Salamine begeben; der Unterfeldherr Gura behauptete jedoch die Akropolis. Die Glieder der Regierung nebſt dem berathſchlagenden Rathe, nahmen ebenfalls auf Salamine ihren Sitz, von wo aus beide im Nov. 1823 ſich wieder nach Argos und Nauplia begaben. Maurokordato führte im Nov. eine Abtheilung der Flotte von Hydra nach dem Golf von Lepanto, wo er die Babareskenflotte, welche Miſſolunghi ſperrte, zur Flucht nöthigte. Die Feſte von Korinth ward von den Hellenen im Nov. d. J. mit Capitulation genommen, und der letzte vom Paſcha Muſtapha unterſtützte Angriff des Juſſuf Paſcha auf Anatoliko und Miſſolunghi, wo Andreas Metaxa Befehlshaber war, durch die Niederlage jenes Paſcha im Nov. 1823 gänzlich vereitelt. Muſtapha Paſcha zog ſich nach Janina zurück. Der Feldzug war geendigt, doch dauerte der kleine Krieg in Theſſalien und Epirus fort und griech. Schiffe drangen bis in den Golf von Smyrna. Indeß ſtanden der Pforte, ungeachtet der Erſchöpfung ihrer Geldquellen, für den Feldzug 1824 größere Streitmittel zu Gebote als den Griechen. Denn nach dem mit Perſien am 28. Juli 1823 geſchloſſenen Frieden und nach der freiwilligen Unterwerfung des rebelliſchen Paſcha von St. Jean d'Acre, konnte ſie ihre Truppen aus Aſien, ſowie nach erfolgter Räumung der Moldau und Walachei, auch die von der Donau gegen die Griechen ins Feld ſchicken. In Konſtantinopel hatte endlich der Einfluß des Janitſcharenpöbels auf die Beſchlüſſe des Divan aufgehört. Durch Galib Paſcha's Ernennung zum Großvezier (dem 5. ſeit 1821) und Sadik's zum Reis Efendi im Dec. 1823, ſiegte die gemäßigte Partei. Dagegen nahm bei den Griechen der innere Zwieſpalt immer mehr zu. Der Fall von Pſara, die Eroberung Moreas, bis auf Nauplia, durch Ibrahim Paſcha, Sohn des Vicekönigs von Ägypten, der glorreiche Untergang von Miſſolunghi (ſ. d.), die (b. zum Apr. 1827) vergeblichen Anſtrengungen Athen zu entſetzen, und den türkiſchen Seraskier Reſchid Paſcha aus Epirus zu vertreiben, die traurige Zerſplitterung der griechiſchen Seemacht in wilde Seeräuberei; Alles ſchien den nahen Untergang Griechenlands anzukündigen. Allein eine wunderbare Lebenskraft hebt das intereſſante Volk der Hellenen immer wieder empor: Miſſolunghi's Heldenkampf hat die Theilnahme Europas tief aufgeregt. Sie war ſeitdem thätiger als je. Endlich haben ſich (4. April 1826) Rußland und England über die griechiſche Sache vereinigt, und ſeitdem von der Pforte die Anerkennung eines geſetzlich freien und ſelbſtändigen Griechenlands verlangt. Die Entſcheidung des ſiebenjährigen Kampfes kann nicht ſehr entfernt ſein. Wir erzählen die einzelnen Ereigniſſe des zweiten Hauptabſchnitts der Geſchichte des Hellenenkampfs von 1824 bis 1827, in dem Art. Türken.*)

*) Zur Geſchichte des Hellenenkampfs enthalten Beiträge: Raffenel's (ſeit ausg. des „Spectateur oriental" zu Smyrna, den nach ihm Tricorni fortſetzte) „Hiſtoire des événemens de la Grèce." (Paris 1822) vgl. die Berichtigungen im „Rh. Conv. Bl." März 1823; — „Considérations sur la guerre actuelle entre les Grecs et les Turcs, par un Grec." (Par. 1821); Oberſt Peutier, der 1821 und 22 in Griechenland mitfocht, gab in Paris 1823 „Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs" heraus. Agratis „Précis des opérations de la flotte grecque, durant la révolution de 1821 et 1822." (Par. 1822) (größtentheils nach dem Seejournal des Hydrioten Jak. Tombaſis, der als Befehlshaber der Flotte in einem Seetreffen im März 1822 blieb). Der ſchwed. Artilleriemajor Nils Fr. Askling, der 1821 unter den griech. Fahnen diente, Befehlshaber in Navarin war, und 1823 nach Stockholm zurückkehrte, ſchrieb e. „Verſuch e. Geſch. der griech. Revolut." (Stockh. 1824). Einzelnes über die Griechen des Feſtlandes enthalten Briefe von Augenzeugen, von Müller, Lieber u. A. Allgemeinern Inhalts iſt das ſchätzbare Werk des Prof. Dr. Ernſt Münch: „Die Heereszüge des chriſtl. Europa wider die Osmanen und die Verſ. der Griechen zur Freiheit." (Baſel 1822 fgg. 5 Th.) — D. Sickler's „Anaſtaſia", (4. H. 1822) iſt einzig dieſem Gegenſtande gewidmet; ſo auch D. Schott's und Mebold's „Taſchenb. für Freunde der Geſch. des griech. Volks". 1823 fgg. — Ed. Blaquiere, der ſelbſt an Ort und Stelle beobachtete, ſchrieb: „The Greek revolution, its origin and progress, together with

riechen-Hülfsvereine (Philhellenen-Vereine). Als 1821 di
i wider die Pforte aufſtanden, überzeugte ſich bald ſelbſt der ununterrichtete
r Völker Europas, daß hier nicht von einem Aufruhr gegen eine rechtmäßige
ng die Rede ſei, ſondern von Abwerfung eines unerträglichen Joches, das
hen nie durch einen Vertrag anerkannt hatten. Sogar entſchiedene An-
er unumſchränkten Herrſchergewalt, wie der franz. „Drapeau blanc", er-
ich laut für die Griechen. Es gait ja hier die Rettung eines Volks! Es
Rettung unterdrückter Mitchriſten! Dem Prof. Krug in Leipzig bleibt das
t des erſten „Aufrufs an die deutſchen Mitbürger zu Bildung von deutſchen
einen für Griechenland" (am 1. Aug. 1821). Zwei Tage nach deſſen
machung in Stuttgart, hatten ſich dort bereits über hundert Männer zu
eines Vereins unterzeichnet; ſie wählten am 14. Aug. einen Ausſchuß,
Procurator D. Schott (rühmlich bekannt als Mitglied der würtemb. Stän-
mlung) als Vorſtand. Hierauf trat Prof. Thierſch in München, d. 18.
it dem Vorſchlag einer deutſchen Legion für Griechenland auf. Allein die
gen mißbilligten das Unternehmen; viele unterſagten ſelbſt die Bildung
svereinen. Der Verein in Stuttgart blieb daher längere Zeit der einzige
chland; dies und ſein großer Eifer für Griechenland war Urſache, daß er
tverein galt, und daß ihm der größte Theil Deutſchlands die für Griechen-
mmten Gelder zur Verwendung anvertraute. Inzwiſchen war ſ. Wirk-
ußerer Umſtände wegen anfangs klein, ſ. Mühe aber verhältnißmäßig ſehr
s mußten Verbindungen mit den Seehäfen angeknüpft, die dringendſten
ſſe der Griechen erſt erkundet werden. Der Briefwechſel war erſchwert.
Mitglieder des Ausſchuſſes mußten neugriechiſch lernen. Die nähern ital.
waren für die Zwecke des Vereins geſperrt; man mußte Marſeille und
ſelbſt Rotterdam) wählen. Von Werbung für Griechenland war in
t nie die Rede geweſen; es meldeten ſich unaufgefodert Hunderte von jun-
nern als Streiter für Griechenland, und baten um Rath, Empfehlung,
n auch um Unterſtützung. Der Verein unterſtützte nach Kräften vorzüg-
me Militairs, Ärzte und Wundärzte; viele wurden abgewieſen, unglück-
chen aber, welche in ihr Vaterland zurückkehren wollten, vorzüglich bedacht.
Geld ging aus allen Theilen Deutſchlands, ſelbſt aus Frankreich an die
ſſe ein. Hülfreich unterſtützten einzelne Freunde der griech. Sache in ſol-
n, wo noch keine Vereine ſich gebildet hatten, die durchreiſenden Philhelle-
Marſeille übernahm für dieſen Zweck das Handelshaus Sieveking Tan-
mp. die oft undankbarſten Geſchäfte ohne Entſchädigung. Den 24. Oct.
g die 1. Expedition mit dem Schiffe St. Lucia, Cap. Verité, ab, und
8. Nov. in Kalamata auf Morea 31 Philhellenen, unter Anführung des
würtemb. Hauptm. v. Lieſching, bewaffnet und gerüſtet aus. Eine 2.
l. ging d. 11. Jan. 1822 von Marſeille dahin ab. Mit dem 3. Schiffe
ral Graf Normann (ſ. d.) als Führer von 49 Mann ab; dieſe Expe-

arks on the religion etc. in Greece". (Lond. 1824) m. Kpf. Maxime
ein Stabsofficier im Philhelleneneorps, gab „Mémoires sur la Grèce,
à l'histoire de la guerre de l'indépendance 1821 et 22", mit topogr.
Paris 1825, 2 Th.) heraus. Dann erſchien vom Oberſten Leiceſter
: „Greece, during Lord Byron's residence in that country in 1823
", (Paris 1825, 2 Th.) heraus. — Pouqueville's „Hist. de la régénera-
Grèce etc." od. die Geſch. von 1740—1824, m. Charte und Portr.
4 (2. A. 1826) 4 Th. iſt mit Villemain's „Lascaris" (Paris 1826) zu

Die Gerechtigkeit der griech. Sache, und warum man dieſe nicht mit
gegen die legitime Autorität verwechſeln dürfe, zeigt aus dem religiös-
Geſichtspunkte eine dem Herrn von Sturdza beigelegte Schrift: „La
1821 et 1822. Correspondance politique, publiée par un Grec." Paris
rſ. m. Anm. vom Prof. Krug).

dition war vor andern gut mit Waffen, Kriegsgeräthe, chirurgischem Apparat und a. Bedürfnissen versehen. Sie wurde das Stammcorps der Deutschen in Griechenland, das durch s. Tapferkeit dem deutschen Namen Ehre gemacht hat. Inzwischen bildeten sich in der Schweiz die Vereine von Zürich, Bern, Basel, Aarau u. s. w., in Deutschland traten, außer den kleinern Vereinen in mehren württemb. Städten, die Freunde der Griechen in Darmstadt, Heidelberg, Freiburg u. a. O. zusammen. So wurde es möglich, daß bis 1823 acht Ausrüstungen von Marseille und zwei von Livorno mit mehr als 300 M. nach Griechenland abgingen. Die Meisten dieser Philhellenen erhielten Unterstützung; bedeutende Summen wurden nach Marseille zur Ausrüstung der Schiffe gesandt. Allein die Bemühungen der Vereine hatten nicht durchaus günstigen Erfolg. Bei der Ankunft in Griechenland war Jeder sich selbst überlassen; die griech. Regierung konnte nicht alle Officiere bei dem Philhellenen-Bataillon in ihrem früheren Grade anstellen, sie sollten für den Anfang als Gemeine dienen, viele traten deßhalb zurück. Auch gab es Abenteurer, welche, als jeder Unterstützung unwerth, von den Vereinen abgewiesen auf eigne Rechnung nach Griechenland gegangen waren, und fremde Sprache. Durch den Unfug solcher Leute, welche dienstlos im Lande herumzogen, wurden die Griechen mißtrauisch gegen die Fremden, und es wurde mancher rechtliche Mann unverdient schlecht von ihnen behandelt. Endlich waren auch die Unmenschlichkeiten des griechischen Pöbels gegen gefangene Türken, denen die noch schwache Regierung nicht zu steuern wußte, Schuld, daß nach und nach 60 Philhellenen bitter getäuscht in ihren Erwartungen zurückkehrten, und die schlimmsten Schilderungen von Griechenland machten; oft ungerecht, indem sie nothwendige Folgen der Verhältnisse ohne Weiteres der Nation zur Last legten. Sogar die Vereine wurden nicht geschont; man griff begierig auf, wo sie einen Mißgriff aus Unkunde gemacht hatten. Um die bisherigen Erfahrungen zu nützen, traten d. 15. Sept. 182 Freunde der griech. Sache aus Darmstadt, Heidelberg, Zürich, Basel und Stuttgart in letzterem Orte zusammen. Sie veranstalteten in Marseille eine gro Einschiffung von 150 M., theils Artilleristen, Schützen, Kriegshandwerker, auch zugleich Soldaten waren, theils Officiere, welche sich verbindlich machten, als Gemeine zu dienen. Diese Expedition erhielt Waffen für mehre 1000 M., Kriegsräthe und Instrumente aller Art, Ärzte, Wundärzte, Feldapotheke und Munition. Die Führung war einem Abgeordneten der griech. Regierung Kephalos anvertraut, und man hoffte Alles vermieden zu haben, was bei den früheren fehlerhaft eingerichtet worden war. Hofmann (s. d.) aus Darmstadt reiste deßhalb auf eigne Kosten nach Marseille, um die Einschiffung zu leiten, welche am 22. Nov. 1822 erfolgte. Allein Kephalos entsprach den Erwartungen nicht, und s. Unredlichkeit soll Schuld sein, daß diese Philhellenen, ebenfalls getäuscht, größtentheils zurückgekehrt sind. Die bis dahin verwendeten Summen betrugen an 36,000 Gldn. freie Beiträge, wovon der stuttgarter Verein allein über die Hälfte deckte, die andere Hälfte die übrigen Vereine Deutschlands und der Schweiz zusammen, und mehr als 12,000 Gldn. Anleihen für Griechenland zum größern Theil aus Basel, Einiges aus Heidelberg, Darmstadt u. a. O. — Seitdem hat sich die Zahl der Vereine vermehrt. In Newyork ward 1823 ein amerikan. Griechen-Hülfsverein gestiftet. Im Haag, Hamburg, Stockholm u. a. Städte blieben nicht zurück. 1823 errichtete die Société de la morale chrétienne zu Paris einen Hülfsausschuß, der auch Marseille einen Verein stiftete, um arme Griechen in ihr Vaterland zurückzuschicken. 1825 entstand in Paris die Société philanthropique en faveur des Grecs, an deren Spitze die Herzoge von Choiseul, Fitzjames, Dalberg, Larochefoucault, der comte Chateaubriand, die Herren Lafitte, Ternaux, André u. A. sich befinden. Sie sandte am 5. Sept. 1825 die erste Unterstützung von Marseille nach Griechenland ab, die meistens aus Artilleriecofficieren und Arbeitern bestand, und von dem Lord

Karime Raybaud geführt wurde. Dieſer nahm alles Nöthige mit, um in land eine Stückgießerei und ein Zeughaus zu errichten. Miſſolunghi's digung erregte hier, wie in ganz Deutſchland, die hülfreichſte Begeiſterung. ehnlichſten Beiträge gaben der Herzog von Orleans und Herr Eynard Letzterer iſt zugleich der thätigſte Vermittler zwiſchen mehren Vereinen und chiſchen Behörden. In Deutſchland bildete ſich der dritte öffentliche Verein ückliche Griechen zu Dresden 1826. Denn in Aller Herzen ertönte der Ruf ter: Tiedge, Wilh. Müller, Amalie v. Helwig. Darauf entſtanden in Berlin, München u. a. a. O. ähnliche Vereine. In Baiern handelte der als Menſch und als Chriſt" für die Unterſtützung der Griechen, und erlaubte n Kriegern (dem Oberſten von Heidegger als Führer) nach Griechenland zu In England erhob zuerſt der Prediger Hughes ſ. Stimme für die Helle- n Lord Erskine (ſ. d.) in ſ. Sendſchreiben an Lord Liverpool. Canning ein Freund der Griechen. 1824 bildete ſich in London ein Hülfsverein; Anleihen zu Stande; Dampfſchiffe wurden hier wie in Amerika gebaut; nke, Mißtrauen, nachtheilige Berichte über die Lage der Griechen, ſtörten und viele Maßregeln. Doch ließen ſich hochherzige Männer, wie Lord Byron durch nicht irren. Insbeſondere war der Oberſte Stanhope (ſ. d.) ſehr is ihn Englands ſtrenge Neutralität zurückrief. Unter den tapferſten nen muß der Vertheidiger der Akropolis, der franz. Oberſte Fabvier, vor annt werden. Seit dem April 1827 greifen auch Lord Cochrane (ſ. d.) pitze der griechiſchen Seemacht, und Gen. Church, an der Spitze der griech. ht, in die Sache der Hellenen kräftig ein. Andre Philhellenen, Deutſche und r vorzüglich, haben für dieſelbe bereits ihr Leben eingeſetzt. Möchte dieſer die Griechen ſelbſt zum Einmuth auffodern! Ihren Dank hat wenigſtens Juni 1823 der damal. helleniſche Staatskanzler Maurokordatos n deutſchen und ſchweizeriſchen Vereinen öffentlich bezeugt. Drei Mit- s züricher Vereins, Joh. Kasp. Orelli, Bremi und Hirzel, erhielten das e Bürgerrecht. (M. vgl. die gedruckten Berichte der verſchied. Vereine.)

iechiſches Feuer, wahrſcheinlich ein Gemiſch von Schwefel, Salpeter, vielleicht auch Naphtha, welches der Grieche Kallinikus ange- den ſoll, als Konſtantinopel 668 durch die Araber belagert wurde. Man it Flachs umwundene Pfeile in dies Gemiſch oder trieb es in Ballen gegen , deſſen Werke und Schiffe, um ſie in Brand zu ſtecken. Die Wirkung ndſatzes war außerordentlich und ſcheint der unſeres Schießpulvers allerdings ſehr ähnlich geweſen zu ſein; allein beſtimmte Nachrichten dar- n. Was gleichzeitige Schriftſteller in dieſer Hinſicht anführen und ſich bis jetzt angeſtellten Forſchungen ergibt, macht es wahrſcheinlich, daß Kal- Ideen zu ſ. Angabe bei den Arabern entlehnt habe und dieſe damals ſchon von der Anwendung einer Miſchung hatten, die unſerm ſogenannten ge glich.

iechiſche Kirche, derjenige Theil der Chriſtenheit, welcher in ſ. lehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemal. griech- me gegründeten, und vom 5. Jahrh. an unter den Patriarchen von Kon- l, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem eigenthümlich ausgebildeten nd Ausübung des Chriſtenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrh. durch Kirchenverſammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einan- mühſam zur Übereinſtimmung gebrachte Chriſtenheit trug gleichwol wegen ganzen Orient und Occident des römiſchen Reichs umfaſſenden Ausdeh- der Verſchiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und hon den Keim einer künftigen Scheidung in ſich. Die Gründung des ns in Konſtantinopel, die politiſche Trennung des römiſchen Kaiſerthums

in das orientaliſche oder griechiſche und occidentaliſche oder lateiniſche, die auf den Kirchenverſammlungen zu Konſtantinopel, 381, und zu Chalcedon, 451, durch geſetzte Erhebung des Biſchofs zu Konſtantinopel zum zweiten Patriarchen der Chriſtenheit nach dem römiſchen, die Eiferſucht des letztern gegen die anwachſende Macht des erſtern, dies Alles waren Umſtände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom griech. Kaiſer Zeno, 482, gegebenen, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung anſtößigen Edicts, bekannt u. d. N. des Henotikon, bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der chriſtlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom ſprach über die Patriarchen zu Konſtantinopel und Alexandrien, welche die vornehmſten Werkzeuge des Henotikons geweſen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob die durch die Kirchengemeinſchaft ſämmtlicher morgenländiſchen, dieſen Patriarchen anhängenden Gemeinden mit den abendländiſchen auf. Zwar vermochte der römiſche Patriarch Hormisdas, bei veränderten Geſinnungen des kaiſerl. Hofes, 519, die Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der lateiniſchen zu erzwingen; allein dieſe ohnehin nicht ernſtlich gemeinte und nur loſe angeknüpfte Verbindung ward durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und römiſche Bannflüche gegen die Bilderſtürmer unter den Griechen, 733, und gegen den Patriarchen Photius zu Konſtantinopel, 862, wieder aufgelöſt. Die Vermehrung des griech. Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um dieſe Zeit die Eiferſucht des Papſtes aufs neue, und er verfuhr um ſo übermüthiger gegen die Griechen, da ſich von der Oberherrſchaft der griech. Kaiſer losgemacht, und an dem neuen griechiſch-römiſchen Kaiſerthum einen ſichern Schutz gegen ſie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkür zum Vorwurfe, mit der ſie einen ſchriftwidrigen Zuſatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geiſtes eingeſchaltet, einen manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß ſie den Prieſtern die Ehe verboten, das Chriſma wiederholten und Sonnabends, als am jüdiſchen Sabbath, faſteten; beſonders aber beſchwerte er ſich mit Recht über die Anmaßung des Papſtes, der ſich zum Oberherrn über die ganze Chriſtenheit aufwerfen, und auch die griech. Patriarchen als ſ. Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papſt errungene Abſetzung dieſes Patriarchen ſtellte dennoch die Kirchengemeinſchaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und der Konſtantinop. Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungeſäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genuſſes vom Blute erſtickter Thiere und der Sittenloſigkeit der lateiniſchen Geiſtlichkeit überhaupt aufs neue verketzerte, Papſt Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigſte Weiſe excommunicirte, ſo kam es zu einer völligen Trennung der griech. Kirche von der lateiniſchen. Stolz, Rechthaberei und prieſterlicher Eigennutz vereitelten ſeit dieſer Zeit alle Verſuche, welche theils die Päpſte, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Mohammedanern gleich bedrängten griech. Kaiſer, um ſich des Beiſtandes abendländiſcher Fürſten zu verſichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten ſtreitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Katholicismus ſich nun unter Gregor VII., und durch die ſcholaſtiſche Philoſophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die griechiſche Kirche bei dem von Johannes, dem Damascener, ſchon 730 geordneten Lehrbegriff und ihrer alten Kirchenverfaſſung ſtehen. Die Eroberung von Konſtantinopel durch franz. Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von dieſen Lateinern und den päpſtl. Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griech. Kaiſer Michael II. Paläologus, der 1261 Konſtantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papſtes anerkennen wollte, und durch ſ. Geſandten und einige ſ. Ergebenen aus der griech.

keit die Glaubenstrennung auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 ab-
n ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Sy-
i Konstantinopel gehalten ward: so widersetzte sich doch die Masse der griech.
keit diesem Schritte; und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser
l aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und
u Konstantinopel von den griech. Bischöfen gehaltenen Synoden ihre alte
d die Absonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Versuch machte
der von den Türken aufs äußerste bedrängte griech. Kaiser Joh. VII. Paläo-
nebst s. Patriarchen Joseph, auf der 1438 erst zu Ferrara, und im folg. J.
nz unter dem Vorsitz des Papstes Eugen IV. gehaltenen Kirchenversamm-
llein die daselbst getroffene Vereinigung hatte eher das Ansehen einer Unter-
der Griechen unter den römischen Stuhl, und wurde von der griech. Geist-
und dem Volke durchaus verworfen, sodaß es in der That bei der noch jetzt
enden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der griech. Kai-
che immer das meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hat-
te mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Konstantino-
h die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühungen der Römisch-Ka-
n, sich die griech. Kirche zu unterwerfen, konnten seitdem nur den Erfolg
inzelne Gemeinden in Italien, wohin sich viele Griechen vor den Türken
t hatten, in Ungarn, Galizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des
zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt sind.
biete der griech. Kirche gehörten bis in d. 7. Jahrh. außer Östillyrien, dem
en Griechenlande mit Morea und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien
istina, Arabien, Ägypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und
allein durch die Eroberungen Mohammed's und s. Nachfolger verlor sie seit
t alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa wurde die
er Anhänger durch die Türken im 15. Jahrh. beträchtlich vermindert. Auf
en Seite fielen ihr jedoch mehre slavische Völkerschaften, und besonders die
u, welche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des grie-
istlichen Glaubens nöthigte. Dieser Nation verdankt die griech. Kirche
s symbolische Buch, welches nebst den Kanons der ersten und zweiten nicä-
der ersten, zweiten und dritten konstantinopolitanischen, der ephesischen und
lischen allgemeinen Kirchenversammlungen, und der 692 zu Konstantinopel
n Trullanischen Synode für die griech. Christen allein Autorität in Glau-
n hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lascaris zu Konstanti-
in s. Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus
it dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Pet. Mogilas, Metropoliten
eine Darstellung des Glaubens der Russen in griech. Sprache abgefaßt, u.
Orthodoxes Glaubensbekenntniß der kathol. und apostolischen Kirche Christi
mtlichen Patriarchen der griech. Kirche, zu denen seit 1589 der fünfte Pa-
t Moskau hinzugekommen war, 1643 unterzeichnet und bestätigt, 1662
und lat. mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jerusalem in
gedruckt, 1696 vom letzten russischen Patriarchen Adrianus zu Moskau,
2 auf Befehl Peters d. Gr. von der heil. Synode herausgegeben, nachdem
1672 auf einer Synode zu Jerusalem und 1721 in dem von Theophanes
z abgefaßten geistlichen Reglement Peters d. Gr. für das allgemein gültige
ye Buch der griech. Kirche erklärt worden war. Diese Kirche erkennt, wie
sche, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter
tztern sie solche Lehren versteht, die die Apostel bloß mündlich vorgetragen,
riech. Kirchenväter, besonders Joh. von Damask, wie auch die sieben ge-
llgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt haben. Die übrigen noch in
h-kathol. Kirche gültigen Kirchenversammlungen erkennt sie nicht an, un-

terſagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Lehrſätze aufzuſtellen; m
gen gibt ſie aber für durchaus gültig und ſo nothwendig aus, daß man ſie ni
luſt der Seligkeit nicht ableugnen könne. Ganz eigenthümlich iſt ihr die Leh
der heilige Geiſt nur vom Vater ausgehe, wodurch ſie von den Katholike
teſtanten, welche übereinſtimmend ein Ausgehen des heil. Geiſtes vom
vom Sohne annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Katholiken, 7 S
Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Bu
thum, Ehe und heiliges Öl, hat aber das Eigne, daß ſie 1) bei der T
malige Eintauchen des ganzen Körpers ins Waſſer, mögen nun Kin
wachſene getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbſünde für n
hält, und das Chrisma (Firmung) als die Vollendung der Taufe gl
bindet; 2) beim heil. Abendmahle zwar die Transſubſtantiation, au
Anſicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorſchreibt, daß das Brot
Wein nach orientaliſcher Weiſe mit Waſſer vermiſcht, und beide G
mann, auch den Kindern, noch ehe ſie recht wiſſen, was Sünde iſt, i
gereicht werde, das der Communicant das Brot gebrochen in einem mit d
ten Weine gefüllten Löffel erhält; 3) bei dem Prieſterthum allen Geiſtlich
nommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern G
bis zum Biſchof herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer
und eine zweite Ehe unterſagt, und daher verwitwete Geiſtliche ihre
nicht beibehalten, ſondern in ein Kloſter gehen läßt, wo ſie Hierom
Nur ſelten verſtatten die Biſchöfe einem Witwer, ſein Pfarramt beizub
von dem Grundſatze, daß ſich für die höhere Geiſtlichkeit die Ehe üb
für die niedrige wenigſtens die zweite Ehe nicht ſchicke, gibt es keine A
Ehe der Laien hält die griech. Kirche nicht für unauflöslich, und ver
Eheſcheidungen, aber mit den verbotenen Graden der Verwandtſchaft
der geiſtlichen Verwandtſchaft zwiſchen Pathen und Gevattern, nimmt
genau, wie die kathol. Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte E
dieſer letzten Kirche unterſcheidet ſie ſich auch dadurch, daß ſie mit dem
nicht nur Sterbende, ſondern auch Kranke, überhaupt zur Wiederher
Geſundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele
daß ſie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Vorherbeſtimmung, über
chen Werken, Indulgenzen und Ablaß (für Lebende) nichts weiß (doch
Verſtorb. bisweilen, auf Anſuchen und zur Beruhigung ihrer Hinterla
gedruckter Ablaß gegeben), und weder den Primat des Papſtes, noch
ſichtbaren Stellvertreter Chriſti auf Erden anerkennt. Ferner duldet
ſchnitzten, ausgehauenen oder gegoſſenen Bilder heiliger Perſonen und
ſondern die Bilder Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche
und Privathäuſern Gegenſtände der religiöſen Verehrung ſein ſollen,
platt gemalt, und allenfalls mit Edelſteinen künſtlich ausgelegt ſein; in
Kirchen findet man jedoch plaſtiſche Kunſtwerke an Altären. In der
der Heiligen und beſonders der Mutter Gottes ſind die Griechen eben ſo
die Katholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze ſind ihnen heilig
kreuzen im Namen Jeſu meſſen ſie eine zauberiſche ſegensreiche Kraft
den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Faſten, bei dem
Kräuter, Brot und Fiſche zu eſſen erlaubt ſind. Sie faſten Mittwoch
tags in jeder Woche, und halten überdies noch vier große jährl. Faſten,
zig Tage vor Oſtern, von Pfingſten bis zum Tage Petri und Pauli, F
faſten vom 1. bis 15. Aug., Apoſtel Philippusfaſten vom 15. bis 26.
dem noch am Tage der Enthauptung Johannes und Kreuzerhöhung.
tesdienſt der griech. Kirche bleibt faſt ganz bei äußern Gebräuchen
und Katecheſen machen den geringſten Theil davon aus, und im

Alexei war das Predigen in Rußland ſogar ſcharf verboten, damit nicht
en dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meiſt nur die hö-
lichen, weil dieſe allein im Beſitz einiger Bildung ſind. Jede Gemeinde
eſtimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Pſalmen ſingen, die
n ſelbſt aber ſingen nicht, wie bei uns, aus Geſangbüchern, und die In-
lmuſik iſt ganz vom griech. Gottesdienſt ausgeſchloſſen. Die Liturgie be-
gens außer der Meſſe, welche als die Hauptſache betrachtet wird, im Vor-
Schriftſtellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Herſagen von Glau-
ntniſſen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Prieſter anfängt und das
Chor fortſetzt und beendigt. Die Klöſter folgen mehrentheils der ſtrengen
heiligen Baſilius. Der griech. Abt heißt Higumenos, die Äbtiſſin Hi-
Der Abt eines griech. Kloſters, unter deſſen Aufſicht mehre andre ſtehen,
imandrit, und hat den Rang gleich nach den Biſchöfen. Die niedere Geiſt-
der griech. Kirche beſteht übrigens aus Liturgen, als: Vorleſern, Sän-
odiaconen und Diaconen, und aus Prieſtern, als: Popen und Proto-
r Erzprieſtern, welches die erſten Geiſtlichen an Haupt- und Kathedral-
id. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Prieſter nicht
denn die Biſchöfe werden aus den Kloſtergeiſtlichen gewählt, und aus den
die Erzbiſchöfe, Metropoliten und Patriarchen. In Rußland gibt es 31
Sprengel; mit welchen die erzbiſchöfl. Würde verbunden werden ſoll, hängt
Willkür des Kaiſers ab. Petersburg mit Nowgorod, Kiew mit Galiz,
t Swijaſchk und Tobolsk mit ganz Sibirien ſind die feſten Sitze der vier
iten des ruſſiſchen Reichs. Die Patriarchenwürde von Moskau, welche
rch Nikon († 1681) angeblich gemißbraucht hatte, hob Peter der Gr. auf,
nter die nach Adrians Tode 1702 zur Wahl eines neuen Patriarchen ver-
n Biſchöfe mit den Worten trat: „ich bin euer Patriarch" und 1721 das
henregiment f. Reichs einem Collegium von Biſchöfen und weltlichen Rä-
warf, welches die heil. Synode, erſt zu Moskau, jetzt zu Petersburg, iſt.
er Synode ſtehen jetzt, außer den Metropoliten, 11 Erzbiſchöfe, 19 Bi-
,500 Pfarrkirchen und 425 Klöſter, von denen 58 mit Kloſterſchulen zur
der Geiſtlichkeit verbunden und zur beſſern Erreichung dieſes Zweckes mit
Rbl. jährl. Zuſchuſſe vom Staate unterſtützt ſind. Die griechiſche Kirche
iſcher Hoheit iſt, ſo viel es der Druck, unter dem ſie lebt, erlaubt, ganz
Verfaſſung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Konſtan-
lexandrien, Antiochien und Jeruſalem beſtehen noch, doch nur der erſte
te Anſehen der ehemaligen Erzbiſchöfe von Konſtantinopel, führt als öku-
Patriarch auf der aus den vier Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten
Sfen, und zwölf vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heil. Synode
tinopel den Vorſitz, übt durch ſie im ganzen türkiſchen Reiche die obere
Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht unir-
n in Gallizien, in der Bukowina, in Slavonien und den ſieben Inſeln
erhaupt der griech. Kirche anerkannt. Die übrigen drei Patriarchen ha-
h in ihren Sprengeln faſt Alles zum Mohammedanismus bekennt, einen
en Wirkungskreis (der zu Alexandrien hat nur zwei Kirchen zu Kairo
und leben daher meiſt von der Gnade des konſtantinopolitaniſchen. Die-
lichtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den
abgeben, der die Griechen ſehr niederhält. Sie dürfen keine neuen Kir-
müſſen die Erlaubniß, alte auszubeſſern, theuer bezahlen, dürfen keine
Glocken an ihren Kirchen führen, auch die türkiſche Kleidung nicht tra-
nur bei Nacht den Gottesdienſt halten, auf Morea nur des Nachts Meſſe
müſſen übrigens nicht nur Weggölle entrichten, von denen die Türken
dern auch vom 15. Jahre an eine ſtarke Kopfſteuer u. d. T.: Loskaufung

vom Kopfabſchneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geſchlecht frei iſt. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weiſſagung im Umlauf iſt, von Rußland werde einſt Hülfe und Rettung für ſie kommen. Sollte dies je geſchehen, und der Eifer, mit dem die ruſſiſche Regierung ſich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet ſein, ſo könnte die griech. Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortſchritten der Geiſtesbildung in Europa, die ihr bis jetzt ziemlich fremd geblieben ſind, manchen Vortheil ziehen. Aber lange hat die ſtarke Anhänglichkeit dieſer Kirche am Alten jedem Verbeſſerungsverſuch im Wege geſtanden. Solche Verſuche haben zur Entſtehung einiger Secten in der griech. Kirche Anlaß gegeben, welche die duldſame ruſſiſche Regierung jetzt ungekränkt läßt. Schon im 14. Jahrh. ſonderte ſich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber, weil ſie ſonſt nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken (ſ. d.), d. h. Abtrünnige. Dieſe nach und nach in zwanzig verſchiedene Parteien zerfallene Secte bildet keineswegs eine geſchloſſene kirchliche Geſellſchaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, ſondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche ſich durch Beibehaltung der unveränderten ſlaveniſchen Agende und Liturgie und der alten Kreuzbezeichnung von der griech. Mutterkirche unterſcheiden, ſelbſt geweihte Geiſtliche haben, und durch höhere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die öſtl. Provinzen des ruſſiſchen Reichs gewichen ſind. Die einzelnen Parteien derſelben halten mehr oder weniger an den den Roskolniken überhaupt zugeſchriebenen Eigenheiten, daß ſie den Gebrauch des Tabacks und der ſtarken Getränke für ſündlich erklären, noch ſtrenger als die orthodoxe Kirche faſten, den Eid verweigern und aus ähnlichen ſchwärmeriſchen Gründen, wie ſonſt die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt ſind. Pugatſchew, ſelbſt ein Roskolnik, fand bei ſ. Empörung unter ihnen den meiſten Zuhang. Jetzt haben ſie viel von dieſen und andern Schwärmereien in Rückſicht der Ehe, der Kleidung, des Prieſterſtandes und Märtyrerthums nachgelaſſen und ſind nen ſich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche ſich unter Philipp Puſtoſwiät, in Litthauen und Oſtpreußen niederließen, waren die Philipponen (ſ. d.). Weiter vom Glauben der griech. Kirche entfernen ſich die Duchoborzy, eine auf den Steppen jenſeits des Dons angeſiedelte Secte, die die Dreieinigkeitslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Prieſter hat und den Eid, wie die Kriegsdienſte für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art ſind die unpopiſchen Ruſſen oder ſogenannten ruſſiſchen Juden im Gouvernement Archangel und Katharinoslaw, von denen man nur weiß, daß ſie weder Chriſtum noch die Heiligen verehren, ſelbſt die Taufe verwerfen und weder Prieſter noch Kirchen haben. Über die alten, von der griech. Kirche ausgegangenen, ſchismatiſchen und ketzeriſchen Religionsparteien in Aſien und Afrika ſ. Kopten, Habeſch, Jakobiten, Neſtorianer, Meroniten, Armenier. E.

Griechiſche Kunſt, ſ. Baukunſt, Bildhauerkunſt, Malerei und Muſik. Wir nennen hier nur ein Hauptwerk über das Ganze, Heinr. Meyer's „Geſch. der bildenden Künſte bei den Griechen". 3 Abthl., Dresden 1824. (Vgl. d. A. Griechenland.)

Griechiſche Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verliert ſich die Anfänge der griechiſchen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Mittel der Sprache und Schrift. Gab es auch in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, ſo mangelte es doch keineswegs an Anſtalten, von denen Das ausging, was man nicht mit Unrecht literariſche Bildung nennen kann, wofern man ſich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geſchriebenen Buchſtaben allein das Palladium der Menſchheit beſtehe. Die erſte Periode griech. Bildung, welche

it bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und den dadurch wirkten bedeutenden Veränderungen, alſo bis 80 J. nach dem trojaniſchen Kriege hen, und mit dem Namen der vorhomeriſchen Periode bezeichnen können, ermanelt alſo der Literatur gänzlich; es fragt ſich aber, ob auch aller literariſchen Bilung. Es verräth Unwiſſenheit und Mangel an hiſtoriſch-literariſchem Sinn, jene rage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falſchen, was aus dieſer Peode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verſtehen uß. Unter den literariſchen Bildungsbeförderern dieſer Periode hat man drei Claſn zu unterſcheiden: 1) ſolche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als rfinder, Dichter, Weiſe genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, ien, Phemios, Prometheus; 2) ſolche, denen man nicht mehr vorhandene chriften fälſchlich beilegt: Abaris, Ariſteas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, rinnos, Linos, Palamedes; 3) ſolche, von denen man noch Schriften hat, die nen aber in ſpätern Zeiten untergeſchoben ſind: Dares, Diktys, Horapollon, uſäos, Orpheus, die Urheber der Sibylliniſchen Orakel. Es iſt hier der Ort nicht, unterſuchen, ob und wie viel Echtes ſich in dieſen untergeſchobenen Schriften de, genug, daß ſchon der Gedanke des Unterſchiebens ſelbſt ein früher vorhanden eweſenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich geweſen, daß die folgende Pede wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Faſſen r nun Alles zuſammen, was geweſen ſein mußte, wenn das Folgende ſollte werden nen; ſo ergibt ſich aus den mancherlei Sagen von der vorhomeriſchen Periode, daß in ihr Anſtalten gab, welche durch Religion, Poeſie, Orakel, Myſterien, zur ttwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wol meiſt auf orientaliſche eiſe, und vielleicht, vom Orient ſelbſt ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, und ß dieſe meiſt prieſterlichen Anſtalten vornehmlich in den nördlichen Theilen von iechenland, Thracien, Makedonien ihren Sitz hatten. Bemerken muß man hier, daß die Bildung in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämn zugleich ſich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, einzelne Stämme ſich hierin früher als andre hervorthaten. Etwa achtzig Jahre h dem trojaniſchen Kriege begann in den Grenzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einw. wanderte aus dem Mutterlande nach den ſeln und Kleinaſien aus, eine Verpflanzung, welche für den griechiſchen Genius erſt heilſam war, denn auf dieſer hafenreichen Küſte und den benachbarten In, von der Natur zu Handel und Betriebſamkeit beſtimmt, fand man nicht nur ruhigeres Leben, ſondern auch größere Bildungsmittel, durch welche in dieſem na eine neue Lebensweiſe entſtand. Die Alten legten den Colonien in Jonien Kleinaſien den Charakter der Üppigkeit und des Lebensgenuſſes bei. Annehmkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umriſſe, es Meer, reiner Himmel, ſchmeichelnde Luft, die feinſten Früchte und ſchmackſten Kräuter im Überfluß, alle Erforderniſſe des Luxus, erfreuende Thäler und hſelnde Berge ſagten ungemein jener ſchönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht e Einwirkung auf den Geiſt. Dichtkunſt und Philoſophie, Malerei und Bildrei erreichten hier ihre ſchönſte Blüthe; man mochte aber große und heldenmüe Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptſcenen des n wirklichen Nationalunternehmens der Griechen, des trojaniſchen Kriegs, war wol kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantaſie davon htiger aufgeregt wurde, und ſo fand hier die Poeſie einen Stoff, durch deſſen ſtellung ſie ſelbſt einen Charakter annehmen mußte, ganz verſchieden von dem er vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich Heldenpoeſie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete das Epos. Wir nennen deßhalb dieſe zweite Periode das epiſche Zeitalter der echen. Der Sänger (Aödos) erſcheint nun getrennt von dem Prieſter, jedoch

als hochgeehrte Perſon, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung in ſ. Geſange lebte, und Poeſie die Aufbewahrerin aller Kenntniß war, ſo lange man noch keine Sagenſchreibung hatte. Das Epos kann tur nach nicht anders als hiſtoriſch (im weitern Sinne) ſein. Unter ſolchen den iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich förmliche Sängerſchulen an der Phantaſie des erſten Dichters entzündete ſich die Phantaſie andrer, giaubte vielleicht Poeſie lernen zu können, wie man andre Künſte lernt, zu welchem unſtreitig die Prieſterſchulen nicht wenig beitrugen, nach gerſchulen ſich wol bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichſter denn die Sage wurde geſungen, und der erzählende Dichter begleitete ſelbſt mit einem Saiteninſtrumente. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fe die man unter beſonderem Einfluß der Götter, vornehmlich der geſangkundi ſen, dachte, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menſchheit. Aus mehren jenes Zeitalter unſtreitig hatte, ragt wie ein Rieſe der einzige Homer dem wir noch zwei große epiſche Gedichte, Ilias und Odyſſee, ein komiſch Gedicht, die Batrachomyomachie (Froſch- und Mäuſekrieg), mehre Epigramme beſitzen. Nach ſ. Namen nennt man eine ioniſche Sän Homeriden, welche wahrſcheinlich, anfangs zu Chios, eine beſondere familie bildeten, bei denen ſich die alte Homeriſche und epiſche Weiſe, Klang der Homeriſchen Poeſie erhielt. Vieles, was man dem Hom dürfte wol ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandtniß mag es mit Homer auch zugeſchriebenen epiſchen Cyklus haben, welcher uns auf die weiſt, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem ioniſchen Epos abzuweichen indem in ihnen mehr und mehr das hiſtoriſche Element ſtatt des poetiſchen Man verſteht hier unter Cyklus den Sagen- und Fabelkreis nicht blos ſchen Begebenheiten; die cykliſche Poeſie ſchlang ſich um den ganzen und man kann unterſcheiden: 1) einen kosmogoniſchen, 2) genealogiſch 3) Heroen-Cyklus, in welchem ſich zwei Perioden unterſcheiden laſſen, a roen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erſte Claſſe geh tanen- und Gigantenſchlachten, in die andre die Theo- und Heroogonien, dritte Claſſe gehören zur erſten Periode die Europia, mehre Herakleia ſiaka, mehre Thebaiden, Argonautika, Theſeiden, Danaiden, Amazonia der zweiten Periode wählte dieſe Poeſie ſich vornehmlich den trojaniſchen aus. Dieſen ſchloſſen ſich die Noſtoi an, welche die Rückkehr der Helden behandelten. Die früheſten dieſer cykliſchen Dichter traten um die Zeit Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsſtufen ihrer Poeſie nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit ſehr allgemeinen Nachrichten ſie begnügen müſſen. Was wir aber von ihnen wiſſen, berechtigt zu Schluſſe, daß wol zwiſchen dieſen hiſtoriſchen Dichtern und den ioniſchen ſchulen Etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichſam den Übergang zeichnet. Auch finden wir dies in der That in der, ſich wahrſcheinlich vor Chr. im europäiſchen Griechenland bildenden, böotiſch-askräiſchen Sch Sie hat ihren Namen von Askra in Böotien, dem Aufenthaltsorte der der an der Spitze derſelben ſtand, und durch den vielleicht die Poeſie auf denn er ſtammte aus Kumä in Äolien, wieder in das griech. Mutterland Auch ſ. Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, ſpäterhin lich zuſammengeſetzt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, auch die Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft iſt, als bei Hom

Heſiodus.) Von ſechzehn Werken, die ihm zugeſchrieben werden, ſind gekommen, „Die Theogonie", „Der Schild des Herakles" (Bruchſtück aus ſern Gedicht) und „Werke und Tage", ein didaktiſches Gedicht über die

Lagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit, Erziehung u. ſ. w. den Inhalt und den Geiſt aller dieſer Werke, beſonders der Homeriſchen und ſchen, welche ein kanoniſches Anſehn erhielten, und gewiſſermaßen die Grund- er Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene be- Richtung, die ihn nachher ſo ſehr auszeichnete, und die ſich am deutlichſten Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel nöthigen Anſehens, be- einer Prieſterkaſte, ſo zwanglos, und eben dadurch ſo phantaſiereich wurde. ſtik der erſten Periode war dadurch meiſtens verdrängt worden, und in dem iech. Göttergeſchlechte (denn daß ein neues Götterſyſtem entſtanden war, ht bezweifelt werden) ſah man nichts als die Blüthe der Menſchheit. Sinn- urde daher der Charakter der griech. Religion, bei welcher keine andre Moral n konnte, als eine ſolche, die das Leben mit Weisheit genießen lehrt. Poeſie er die einzige Lehrerin und Erzieherin der griech. Welt geweſen, und ſie blieb erner noch, als ſie eine andre Richtung nahm. Dies geſchah in der drit- iode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologiſchen Poeſie und Philoſophie, hem allmälig größere hiſtoriſche Gewißheit anhebt. Um den Anfang der ung der Olympiaden (776 v. Chr.) entſtand eine wahre Ebbe und Flut von ngen in den kleinen griech. Staaten. Nach abwechſelnder Herrſchaft kämp- arteien, die ſich mit gegenſeitigem Haß lange verfolgten, erhoben ſich endlich en von demokratiſcher Verfaſſung, und Nationalzuſammenkünfte bei heili- len vereinigten dieſe in gewiſſem Sinne zu einem Ganzen. Der in ſolcher chende Geiſt begünſtigte vornehmlich die lyriſche Poeſie, welche in Griechen- zur Kunſt wurde, und bis auf den Einfall der Perſer den Gipfel ihrer Voll- eit erreichte. Nächſt den Göttern, die an ihren Feſten mit Hymnen ge- rden, war das Vaterland mit ſeinen Helden ein Hauptgegenſtand dieſer Die äußern Umſtände ſcheinen nicht wenig auf den Charakter derſelben ge- aben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältniſſe des Vaterlandes geregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlands und eit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte ſich die heroiſche Ode. Das r wurde doch zugleich mehr von ſeiner trüben Seite angeſehen und ſchmerz- funden; daher mehr Einmiſchung von Empfindſamkeit in der Elegie, von n Seite aber auch rüſtige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus : in Allem kräftiger Anreiz zum Selbſtdenken, Forſchen und Herbeiſchaf- erwünſchten Zuſtands. Die goldene Zeit iſt vorbei, die ein Geſchenk der ar, jene, die der Menſch in der Zukunft erſehnt, ſoll das Werk einer freien . Mit dem Gefühl hiervon wird die Menſchheit mündig, und in den Zu- ſetzt, in welchem Philoſophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch im- und mehr ſich entwickelt. Zuerſt ſprach ſie ſich jetzt in Sprüchen und in Fabeln, mitunter auch im dogmatiſchen Lehrvortrag aus. Bei dem n Ruhe umfaßte die lyriſche Poeſie aber auch die Freuden der Erde, den s Lebens und die daraus entſpringenden Gefühle, wobei ſich jener feine es Zartgefühl immer deutlicher ausſprachen, durch welche das Leben rei- r Genuß deſſelben veredelt wurde, und die Darſtellungen davon eine ei- che Grazie erhielten, ſowie ſie bei der herrſchenden Moral durch eine eigne h auszeichneten. Von denen, welche durch dieſes Alles, ſo wie durch Aus- r Muſik und durch Erfindung verſchiedener Formen dieſer lyriſchen Poeſie, zeichnet haben, hat uns die Geſchichte die Namen: Archilochus von Pa- der des Jambos; Tyrtäus aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kalli- phesus, Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes; Alkman der Lydier; Arion mna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antiſſa, Er- Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, tgenoſſin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenſpieler; Steſi-

choros aus Himera; Ibykos aus Rhegium; Anakreon und Simonides aus Kos; Hipponax aus Epheſus; Timokreon aus Rhodos; Laſos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindar's, erhalten. Als Gnomiker werden genannt: Solon, Theognis, Phocylides, Pythagoras; als Fabeldichter Äſop. Mehre gehörten der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zuſammenhanges wegen ſtehen ſie am füglichſten hier. Betrachtet man die Philoſophie dieſes Zeitalters, ſo findet man ſie vorzüglich auf das Praktiſche gerichtet, weil von dieſem Alles ausgeht und auf dieſes Alles hinweiſt. Es mußte demnach früher eine Philoſophie des Lebens als des Wiſſens geben; Philoſophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wiſſenslehre ſein. In dieſem Sinne muß man die ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands (Periander, ſtatt deſſen Andre Epimenides von Kreta oder Myon nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen ſechs ihre Namen nicht durch Grübelei, ſondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entſprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre praktiſche Geſchicklichkeit und Fertigkeit in Geſchäften des Staats, Gewerben und Künſten verdienen. Ihre Sprüche ſind Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wiſſen doch die Grundlage der Weisheit iſt, ſo mußte man bei weiterm Forſchen auch auf das Wiſſen kommen, und ſo ging denn auch die theoretiſche Philoſophie wenigſtens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der ioniſchen Philoſophie. Hier ſtehen wir nun aber an dem bedeutendſten Grenzpunkte der literariſchen Bildungsgeſchichte Griechenlands, wo die Poeſie aufhört, der Inbegriff alles Wiſſenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu ſein. Bisher hatte ſie zugleich auch das Amt der Geſchichte, der Philoſophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntniſſen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geſchah in ihrer gemeſſenen Rede, die ſich eben darum, weil ſie gemeſſen war, dem Gedächtniß tiefer und feſter einprägte. Dies ſollte jetzt anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Öffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geſchickter zu machen. Dies, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchſtabenſchrift, nebſt dem eingeführten Gebrauch des ägyptiſchen Papyrus bereiteten die Bildung der Proſa vor. Alles dies hatte aber weſentlichen Einfluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften; aus der epiſchen Poeſie ging nun allmälig die Geſchichte, aus der poetiſchen Lebensweisheit die forſchende Philoſophie hervor. Die bisherige Einheit der Anſicht geht dadurch verloren; wir müſſen nothwendig den Blick nach verſchiedenen Seiten kehren, und in unſerer Darſtellung von einer zu den einzelnen Wiſſenſchaften folgen. Es verſteht ſich übrigens faſt von ſelbſt, daß dieſe Trennung des Erkennens und Wiſſens mehre andre nach ſich ziehen mußte; denn Verſtand und Vernunft, welche jetzt in Thätigkeit geſetzt wurden, entdeckten immer mehr der Unterſuchung Bedürftiges, und ſo traten jeder dieſer Hauptwiſſenſchaften mehre Neben- und Hülfswiſſenſchaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntniſſes in immer mehre Zweige ausſchlug. Alles reizte die Forſchbegier, und überall ward ein wiſſenſchaftliches Streben rege. Deßhalb könnte man die vierte, nun folgende Periode die der Wiſſenſchaftlichkeit nennen. Sie erſtreckt ſich bis ans Ende aller griech. Literatur, theilt ſich aber, nach Maßgabe des verſchiedenen Geiſtes, der ſich darin offenbart, und des Vorwaltens dieſer und jener Wiſſenſchaft, in mehre Epochen. Wir rechnen die erſte von Solon bis Alexander 594 — 336 v. Chr. In der Philoſophie zeigt ſich hier zuerſt ein phyſiſch-ſpeculativer Geiſt, denn ſie ging wol zunächſt von Religion aus, alle Religion aber beruht auf Vorſtellungen von der Gottheit, welche in jener Zeit von der Natur nicht unterſchieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten, als Dichtungen von der Entſtehung

nehmsten Naturerscheinungen d. i. der Gottheiten, so wurde nothwendig die Philosophie Naturphilosophie, in welcher der menschliche Geist die bisher teten Sinnenerscheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, s ein Ganzes zu umfassen strebte. Natürlich ist es, daß sich, aus Mangel eichenden Beobachtungen und Versuchen in der Naturerkenntniß, in das Ge- es Verstandes und der Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft mischte,) denn diese philosophisch-physischen Untersuchungen mit poetischen Bildern ebt erschienen. So zeigte sich die ionische Philosophie, deren Anführer Tha- italische, deren Stifter Pythagoras, und die älteste und spätere eleatische phie. Zu der ionischen Schule, die nach einem materiellen Ursprung der rschte, gehörten Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, s aus Apollonia, Anaxarchos und Archelaos von Miet; die vornehmsten der pythagoräischen Philosophie, welche die Einrichtung der Welt auf Zahl aß zurückführte, waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus Lukanus, mos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoros. Zu der ältesten elea- Schule welche den Gedanken des reinen Seyns festhielt, gehören Xenopha- rmenides; zu der spätern Zeno, Melissos und Diagoras. An diese schließt tomistische Schule, des Leukipp und Demokrit und der Dualist Empedokles; Heraklit ganz eigenthümlich dasteht mit s. Ansicht vom ewigen Flusse der Ungefähr bis um die 90. Olympiade waren die Philosophen und ihre Schu- h alle griech. Städte zerstreut gewesen; um diese Zeit wurde Athen ihr tz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philosophie einen andern Geist chen, indem hier die Sophisten die Lehrer derselben wurden. Georgias ntium in Sicilien, welcher sich an die Eleaten anschloß, Protagoras aus Ab- ippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Trasimachos und Tisias sind die be- len, deren Namen auf uns gekommen sind. Ihr Name bezeichnet sie schon mer der Wissenschaft, und wirklich waren sie die Encyklopädisten ihrer Zeit, ie Gedanken und Empfindungen der vorigen Zeitalter gesammelt und mit gen bereichert hatten. Besondere Verdienste hatten sie um Rhetorik und diese zwei in demokratischen Verfassungen so ungemein wichtigen Wissen- ; allein hiermit nicht zufrieden, trugen sie auch Naturwissenschaft, Mathe- Theorie der schönen Künste und Philosophie vor. In der letztern nun scheint i eben nicht um Wahrheit, sondern nur um Glanz zu thun gewesen zu sein, diesem Zweck bildeten sich vornehmlich die Sophistik und Eristik aus, d. i. - und Streitkunst, welche man auch nachher Dialektik genannt hat, wobei darauf ankam, Alles was sie wollten zu beweisen. Hierzu ersannen sie Trug- welche nach ihnen noch jetzt Sophistereien heißen, und suchten den Gegner ancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philosophie selbst nur Nach- igen konnte, springt in die Augen. Desto glücklicher aber war es, daß eben n Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieser So- sondern der Philosophie selbst eine neue Bahn anweisend. Man hat mit on ihm gerühmt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herab- indem Er es war, welcher der Philosophie wieder eine praktische Richtung sich von der früher dagewesenen dadurch unterschied, daß nicht mehr bloße ngen an einander gereiht wurden, sondern daß man die Natur und Verhält- Menschen, den Zweck und die beste Einrichtung seines Lebens im Zusam- ge zu untersuchen anfing und das Nachdenken, statt auf Physik und Meta- auptsächlich auf Psychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele Schü- denen einige s. Ideen in seiner Manier schriftlich darstellten, Cebes, Äschi- nophon, andre mit mehr oder weniger Abweichung von seinen Ideen und lanier Stifter eigner philosophischer Schulen wurden. Es gingen näm- der Sokratischen folgende vier Schulen hervor: 1) die cyrenäische, deren Aristippos von Cyrene (s. d.) war; 2) die megarische, eli'sche, ere-

triſche unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3) die akademiſche, deren Stifter Platon, und 4) die cyniſche, deren Stifter Antiſthenes war. Platon (ſ. d.) war unſtreitig das umfaſſendſte und glänzendſte Genie, deſſen ahnungsvoller Geiſt am tiefſten eindrang. Er vereinigte die philoſophiſchen Kenntniſſe der frühern griech. Philoſophen mit denen der ägyptiſchen Prieſter und der Beredtſamkeit der Sophiſten. Inniges Gefühl für das Überirdiſche, zarter moraliſcher Sinn, feiner, ſcharf und tiefblickender Verſtand herrſchen in ſ. Darſtellungen, die mit allen Grazien des Vortrags geſchmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt ſind. Die Sokratiſche Methode wurde bei ſ. poetiſchen Talent zu wahrhaft dramatiſcher Darſtellung erhöht, und der philoſophiſche Dialog von ihm zum äſthetiſchen Kunſtwerk ausgebildet. Während die Philoſophie ſo bedeutende Fortſchritte machte, näherte ſich auch die Geſchichte mit ſtarken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550 — 500 v. Chr. entſtand zuerſt Sagenſchreibung (Logographie) in ungebundener Rede, und als die älteſten Sagenſchreiber kennt man Kadmos, Dionyſios und Hekatäos von Milet, den Argiver Akuſilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherecydes aus Leros. Nach ihnen erſchien Herodotos (ſ. d.) aus Halikarnaß, der Homer für die Geſchichte. Sein Beiſpiel reizte den Thucydides zum Wetteifer, und ſ. acht Bücher von der Geſchichte des peloponneſiſchen Kriegs zeigen uns den erſten philoſophiſchen Hiſtoriker als Muſter für alle folgende. Wird er durch zuſammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, ſo herrſcht hingegen in Xenophon die heiterſte Klarheit, und er wurde das Muſter ruhiger, ungekünſtelter Geſchichtsdarſtellung. Wie Sterne der erſten Größe glänzen vornehmlich dieſe drei Hiſtoriker in dieſer Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen: Kteſias, Philiſtos, Theopompos, Euphoros, welche letzteren jedoch durch rhetoriſirende Manier ſich bereits von der echten Geſchichtdarſtellung entfernten. In der Poeſie entwickelte ſich während dieſer Periode eine ganz neue Gattung; aus den Luſtbarkeiten der Dankfeſte nämlich, welche das Landvolk nach der Weinleſe dem Freudengeber mit wildem Geſang und Geberdentanz feierte, entſtanden, vorzüglich in Attika, die Schauſpiele. Sinnreiche Dorfkünſtler gaben den allmälig ernſthaftern Chorgeſängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannigfaltigkeit und rohe Kunſt, indem ein Zwiſchenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Leid des Bacchus durch Sittenlehren, wie die Erzählung ſie darbot, abwechſelte. Ihr Lohn, wenn ſie gefielen, war ein Bock. Andre bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksſtreichen des Feſtes und Allem, was Lachen erregte, untermiſcht. Bald wurden dieſe Spiele des Kelterfeſtes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solon's Zeitgenoß, Thespis, der ſ. Schauſpieler gleich Kelterern, mit Weinhefen, oder eigentlich mit Tragbermoſt, ſchminkte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernſthaftere Geſchichten mit feierlichen Chören, bald luſtigere mit Reigen, worin Satyrn und andre Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorſtellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergeſänge; Trygödien, Kelter- und Moſtgeſänge; Komödien, Luſtreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erhoben ſich dieſe Spiele veredelt in prachtvoller Zurüſtung auf Schaubühnen der Städte, und unterſchieden ſich immer mehr durch eignen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwiſchenredners, der die Geſchichte aus dem Kopfe vortrug, ſtellte Äſchylos zuerſt handelnde Perſonen auf, die je zwei nach erlernten Rollen ſich beſprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatiſchen Kunſt. Schnell erhob ſich auch dieſe zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Äſchylos, Sophokles, Euripides, die Komödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber durch Ariſtophanes. Unter der Regierung der dreißig Tyrannen wurde die Freiheit der Komödie, lebende Perſonen dem Gelächter Preis zu geben, beſchränkt, und dadurch bildete ſich allmälig die mittlere Komödie aus, wo der Chor abgeſchafft wurde, und mit den allgemeinen Charakterſchilderungen

h die Charaktermasken aufkamen. Aristophanes und Alexis zeichneten sich
us. Neben diesen Gattungen bildeten sich als eine eigne die Mimen des
n aus Syrakus, dramatisirte Gespräche in rhythmischer Prosa, und mit die-
Verbindung steht die sicilische Komödie des Epicharmus. Übrigens gehören
olge nach mehre Gnomiker und Lyriker in diese Periode; mehre Philosophen
n als didaktische Dichter, Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und
er waren berühmt Pisander und Panyasis durch ihre Herakleen, und Anti-
urch s. Thebais. Das Epos wurde aber immer historischer, und verlor an
poetischer Gestaltung. Neben die Poesie trat in dieser Periode, als eine
Schwester, die Beredtsamkeit, welche bei der republikanischen Staatsform
iß war, und bei der Richtung des griech. Geistes, zur Schönheit ebenfalls
ßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Lisias, Isokra-
os, Demosthenes, Äschines werden als Meister dieser Kunst gepriesen, für
enfalls eigne Schulen gestiftet wurden. Von mehren dieser Redner besitzen
die bewunderten Meisterstücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, selbst
Poesie zu siegen, zeigt sich im Euripides, und es ist keine Frage, daß sie
Platon und Thucydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und
ssenschaften bildeten sich für die Philosophie die Mathematik, für die Ge-
ie Geographie aus. Die Astronomie verdankt der ionischen, die Arithme-
lischen, die Geometrie der akademischen Schule manche Entdeckung. Als
atiker waren berühmt Theodoros von Cyrene, Meton, Euktemon, Archi-
Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch
ngsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht
Erwähnung: Hanno's Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax
Beschreibung der Küsten des Mittelmeers, und des Pytheas von Mas-
tdeckungen im nordwestl. Europa. Die Naturforschung fiel ebenfalls den
hen anheim, die Arzneikunst aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln
ldete sich als ein abgesonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde
pfer der wissenschaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg ist auch
schöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im
ien die alexandrinische nennen, und als die systematisirende oder kri-
rakterisiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, s. alten Ruhm
ipten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt.
h mußte nothwendig der Geist der griech. Literatur eine andre Richtung
und es springt besonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer unge-
bibliothek die eigentliche Gelehrsamkeit und Polyhistorie über das frühere
kesstreben siegen mußte, welches jedoch nicht sogleich erstickt werden konnte.
Philosophie erschien jetzt Platon's scharfsinniger und gelehrter Schüler,
s, als Stifter der peripatetischen Schule, welche durch Erweiterung des
der Philosophie und systematischen Geist sich auszeichnet. Er trennte Lo-
Rhetorik, Moral und Politik, Physik und Metaphysik (welchen letz-
ien er veranlaßte), fügte mehre angewandte philosophische Wissenschaf-
: Ökonomik, Pädagogik, Poetik, Physiognomik, erfand die philoso-
Kunstausdrücke, und gab durch dies Alles der Philosophie die Gestalt,
h Jahrtausende hindurch erhalten hat. Auf s. Wege in Forschung
osophie und Naturgeschichte schritt s. Schüler Theophrastos fort. Je
her die Philosophie aber durch Aristoteles wurde, desto mehr war den
ischen Forschern Behutsamkeit nöthig, und der Geist des Zweifelns
sehr heilsamer Geist. Er zeigte sich vornehmlich in dem Skepticis-
r von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigstens ähnlicher Geist lebte
er mittlern und neuern Akademie, von Arcesilaos und Karneades gestif-
e Sokratische Schule trieb noch einige neue Zweige in der stoischen Schule

deren Stifter Zenon aus Citium auf Cypern war, und in der Epikuräischen, v Epikur aus Gargettus in Attika stiftete. Mathematik und Astronomie machten bedeutendsten Fortschritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus und wem sind die Namen Euklides, Archimedes, Eratosthenes und Hipparch bekannt? Der Geschichte gaben die Züge und Thaten Alexander's Stoff allein im Ganzen gewann sie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem halt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen war ihr herrschend. Desto erfreulicher ist gegen das Ende dieser Periode die Erscheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als Urheber der pragmatischen Geschichtdarstellung zu betrachten hat, wodurch die Universalgeschichte einen philosophischen Geist und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratosthenes wissenschaftlich begründete, und Hipparches mit der Mathematik noch mehr in Verbindung setzte. An Länder- und Völkerkunde gewann durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides und die Chronologie einen bedeutenden Gewinn durch die parische Marmorchronik. In der Poesie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen entstand, ohne Einwirkung politischer Ursachen, aus der mittlern Komödie die neue, welche sich dadurch, daß sie die sittliche Menschennatur zum Gegenstande der Darstellungen nahm, dem neuern Schauspiel nähert. Unter den 32 Dichtern dieser Gattung zeichneten sich Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus diesen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgange Theokritos, Asklepiades u. A., besonders Theokritos, Bion und Moschos sich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein die Arbeiten, sowie die Kritik über Poesie und schöne Kunst, weisen uns auf Anderes hin, und deßhalb schweigen wir hier von ihnen. Am Ende dieser Periode suchen die Griechen auf, selbständig zu sein, und das weltherrschende Rom gewann hier seinen Einfluß. Man sehe deßhalb die Fortsetzung unter d. Art. Alexandrinisches Zeitalter und Römische Literatur.

Griechische Sprache und Schrift. Nicht von jeher war Griechenland gesprochen, was wir griechische Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte aber schon zur Zeit Herodot's nicht mehr, der diese fremde Sprache von der griechischen als verschieden angibt, und hinzufügt, es sei wahrscheinlich, daß die Pelasger ihre ursprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher der Pelasger stamme, darüber sind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen sie aus Asien herleiten, Andre aus dem Scythischen ableiten; zwei Meinungen, welche sich vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde sie in einem großen Theile von Kleinasien, dem südlichen Italien und Sicilien gesprochen, und in allen Gegenden, wohin sich griech. Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge dieser Völkerschaften eines Hauptstammes läßt sich erwarten, daß es verschiedene Mundarten (Dialekte) müsse gegeben haben, deren Kenntniß bei der griech. Sprache so nothwendiger ist, da die Schriftsteller dieser Nation die Eigenheiten der verschiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchstaben, Wörter, Wortformen, Fügungen und Ausdrücke in die Schriftstellersprache übertrugen, und zwar nicht um dadurch einen Sprechenden näher zu charakterisiren, sondern auch wenn sie in eigner Person schrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den 3 Hauptstämmen der Griechen, 3 Hauptdialekte an, den äolischen, dorischen, ionischen, wozu noch der gemischte attische Dialekt kam: außer diesen aber noch mehre Nebendialekte. Die vier Hauptdialekte lassen sich jedoch auf zwei zurückführen, den dorischen und den ionisch-attischen. Jener war der älteste, wie denn überhaupt das Dorische das Alte bezeichnet wurde. Die älteste dorische Mundart ist die äolischen Dialekte, aus welchem auch die lat. Sprache abgeleitet wird. Der

war hart und rauh, der ioniſche der weichſte. Der äoliſche Dialekt wurde
en diesſeits des Iſthmus (außer in Megara, Attika und Doris), in den äoli-
olonien Kleinaſiens, und auf einigen nördlichen Inſeln des ägeiſchen Meeres;
ſche im Peloponnes, den doriſchen Vierſtädten, den doriſchen Colonien Klein-
Unteritaliens (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinſten von
ſſeniern; der ioniſche in den ioniſchen Colonien Kleinaſiens, und auf den
des Archipelagus; der attiſche in Attika. In jedem dieſer Dialekte hat man
ide Schriftſteller und Schriften. Zum ioniſchen Dialekt gehören zum Theil
ke der älteſten Dichter, Homer's, Heſiod's, Theognis's u. ſ. w.; rein findet
n in Proſaikern, beſonders Herodot und Hippokrates, im doriſchen Dialekte
Pindar, Theokrit, Bion und Moſchus: von doriſcher Proſa iſt nur wenig
meiſt mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts, im äoliſchen Dialekte
oir die Bruchſtücke des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherr-
i Griechenland erhalten, und ſich zum Mittelpunkt aller literariſchen Bil-
hoben hatte, wurde mit den attiſchen Meiſterwerken eines Äſchylos, So-
, Euripides, Ariſtophanes, Thucydides, Xenophon, Platon, Iſokrates,
henes u. A., auch der attiſche Dialekt der allgemeine der Bücherſprache.
atiker unterſchieden nachher das Echtattiſche, wie es ſich in jenen Meiſtern
icismus findet, von dem Attiſchen des gemeinen Lebens, und nannten dies
ein griechiſchen oder helleniſchen Dialekt, und ſelbſt die ſpätern attiſchen
keller nach jener ſchönſten Blüthenzeit der Literatur-Gemeingriechen oder
t. Zu dieſen gehören Ariſtoteles, Theophraſt, Apollodor, Polybius, Plu-
d die übrigen ſpätern, unter denen doch Manche echtattiſch ſchrieben, wie
Älian und Arrian. Außer den Dramatikern hielten ſich aber die übrigen
keineswegs ausſchließlich an den attiſchen Dialekt; die Dramatiker ſelbſt
in ihren Chören, weil dieſe zu der älteſten Liturgie der Griechen gehörten,
Feierlichen willen, etwas vom Doriſchen auf, und die übrigen Dichter blie-
der Homeriſchen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Grie-
ihren verſchiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unſrigen,
elleicht das allgemeine Leſen des Homer, der Gebrauch eines religiöſen Ri-
d der häufige Verkehr derſelben unter einander vornehmlich wirkten. Wahr-
aber hatten ſich die Dialekte in der früheſten Zeit noch nicht ſo von einan-
ieden, wie es ſpäterhin geſchah, und daraus muß man ſich die Eigenthüm-
i der Sprache Homer's und Heſiod's erklären. „Im Homer und Heſiod",
ıtthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Gramma-
ır äoliſch, doriſch, attiſch oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialekts
ten werden. Allein ſchwerlich waren ſie dieſes ſchon zur Zeit jener Dichter,
eine ſolche Miſchung wol ebenſo wenig würden erlaubt haben als ſich jetzt ein
erlauben würde, niederſächſiſche oder oberdeutſche Provinzialismen unter
zu miſchen. Die Sprache Homer's ſcheint vielmehr ganz die Sprache der
m Jonier zu ſein. Von dieſem im Homer gebräuchlichen Wortformen blie-
i nicht alle im ioniſchen Dialekt, ſondern einige erhielten ſich nur im äoliſch-
, andre bloß im attiſchen Dialekt. Die Grammatiker nennen nur im Ho-
ſch, äoliſch, doriſch u. ſ. w., was dieſes zu ihrer Zeit war". Die Zeit,
e Veränderungen in den Hauptdialekten erfolgten, läßt ſich nicht beſtimmen;
ber aus allem Dieſen hervor, daß man, um die griech. Sprache gründlich zu
den Gang der Bildung derſelben hiſtoriſch verfolgen, und keine einſeitige
atik zum Grunde legen, ſondern ſich über alle abweichende Formen der Dia-
breiten müſſe; eine Mühe, welche dieſe an claſſiſchen Muſtern jeder Art ſo
ind eben deßhalb ſo ausgebildete, biegſame, ausdrucksvolle, im Klange ſo
in der Bewegung ſo harmoniſche, in ihren grammatiſchen Formen und
Bau ſo philoſophiſche Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man

angefangen habe, dieſe Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat [illegible] fel obgewaltet. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönizier [illegible] die Buchſtabenſchrift zu den Griechen. Das Kadmiſche Alphabet beſtand [illegible] aus 16 Buchſtaben; im trojaniſchen Kriege ſoll Palamedes noch vier (ΘΞΦΧ), ebenſo viel nachher Simonides aus Keos (ΖΗΨΩ) erfunden haben. Da [illegible] zeichneten acht Buchſtaben neuer ſind, iſt theils aus Nachrichten, theils [illegible] teſten Inſchriften gewiß. Weil die Jonier dieſe Buchſtaben zuerſt aufnahm [illegible] von dieſen die Attiker, ſo nannte man das Alphabet mit 24 Buchſtaben [illegible] Die Figuren der älteſten phöniciſchen und griech. Buchſtaben weichen [illegible] von den jetzt gebräuchlichen hebräiſchen und griechiſchen ab. Es hat indeß [illegible] ſolchen gefehlt, welche behaupteten, daß vor Kadmus's Zeiten unter den [illegible] ſchon die Schreibekunſt geübt worden ſei. Dieſe, den Alten nicht unbekannt [illegible] doch durch keinen einzigen Schriftſteller von Gewicht beſtätigte Meinung [illegible] neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber [illegible] auf, welche die Schreibekunſt in Griechenland ungleich jünger machten. D [illegible] der die Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite lenkte, war der Engländer Wood in ſ. [illegible] on the original Genius of Homer". Es iſt allerdings von großer Wichtig [illegible] die Beurtheilung Homer's und zur Entſcheidung über vorhomeriſche [illegible] Schriften, zu wiſſen, ob zu Homer's Zeiten die Schreibekunſt bekannt [illegible] nicht. Wood's Meinung iſt, daß man wol die Zeit, da in Griechenland [illegible] brauch der Buchſtabenſchrift allgemein wurde, und den Anfang proſaiſch [illegible] ten beinahe in eine Periode ſetzen könne, ungefähr 554 J. vor Chr. und eben [illegible] nach Homer. Zu Homer's Zeit wurden alle Kenntniſſe, Religion und Ge [illegible] durch das Gedächtniß erhalten, und eben deßhalb in Verſe gebracht, bis [illegible] Schrift auch Proſa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehrern [illegible] tern Aufſchriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in ſ. Prolegom [illegible] Homer die Streitfrage genauer beſtimmend in zwei verwandelte: 1) Wann [illegible] die Griechen überhaupt mit der Kunſt zu ſchreiben bekannt, und 2) wann [illegible] bei ihnen allgemein? Bei Unterſuchung der letztern Frage mußte beſtimmt [illegible] wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in [illegible] Jahrhundert die Griechen die ſogenannte Schriftſtellerei aufnahmen? Wo [illegible] nicht bloß, daß Homer von Dem, was er ſang, Nichts geſchrieben habe, [illegible] erſt nach ihm zum Schreiben ſich der Thierhäute, und erſt gegen des Pſa [illegible] Zeit des ägyptiſchen Papyrus bedient habe, ſondern auch, daß vor der [illegible] Jahrh. vor Chr. dieſe Geſänge nirgend ſchriftlich vorhanden geweſen. [illegible] ken iſt übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen von der Rechten [illegible] dann Buſtrophedon (ſ. d.), endlich allein von der Linken zur Rechten [illegible]

Gries (Johann Dietrich), Überſetzer des Taſſo, Arioſt und Calde [illegible] d. 7. Febr. 1775 zu Hamburg, wo ſ. Vater Senator war, beſuchte das [illegible] neum, ward gegen ſ. Neigung im 17. J. für den Kaufmannsſtand beſtim [illegible] erhielt ſpäter die Erlaubniß ſich den Studien widmen zu dürfen. Da G. ſ [illegible] kenntniſſen auf dem Johanneum guten Grund gelegt hatte, ſo ward es ihm [illegible] das Verſäumte durch Privatunterricht nachzuholen. 1795 ff. ſtudirte er [illegible] die Rechte. Doch war es ihm mehr um Bildung, als um Unterhalt zu thun. [illegible] früher Jugend an liebte er die Muſik mit Leidenſchaft; ſpäterhin feſſelten [illegible] Reize der Dichtkunſt und in Jena, Fichte's philoſophiſche Vorträge. Einz [illegible] nen Lieder wurden A. W. Schlegel (damals in Jena) bekannt, deſſen Talen [illegible] größern Verſuchen ermunterte. Einer derſelben, Phaethon, ward [illegible] zu G.'s Bekanntſchaft mit Schiller, der dieſes Gedicht für den „Muſen [illegible] von 1798 verlangte. Es war das erſte, was von G. gedruckt ward. [illegible] Augenblick bis an das Ende ſ. Lebens würdigte Schiller ihn ſ. Freundſch [illegible] darauf erſchienen, im Januarheft des „Neuen deutſchen Merkurs" v. 1795 [illegible]

ungen a. d. Ital.: „Quelle piume bianche e nere“ und „La biondina doletta“, welchen Wieland in einem der folg. Hefte ein Lob beilegte, das den Dichter bestimmte, dieses Fach beinahe ausschließlich zu bearbeiten. Auch und Herder würdigten ihn freundlicher Ermunterung. Den Sommer 1798 G. in Dresden, um dem Sinn für das Schöne durch Anschauung der Meiße der Malerei und Plastik tiefere Ausbildung zu verleihen. Hier entstand der Entschluß, das befreite Jerusalem im Versmaße des Originals zu überwas vor ihm Keiner versucht hatte. Im Herbst kehrte G. nach Jena zurück, leitung Schelling's, dessen Freundschaft er in Dresden erworben hat. Die tudenz war in der letzten Zeit vernachlässigt worden; gleichwol ging er nach en, wo er ein Jahr hauptsächlich dem Rechtsstudium widmete. Dann er Ostern 1800, in Jena die juridische Doctorwürde. G. wollte sich nun lar, Wien und Regensburg mit dem Gange des Reichsprocesses näher benachen. Allein nach kurzem Aufenthalt in Wetzlar, fand er s. Plane durch derausbruch des Krieges (1800) gehemmt. Er kehrte also nach Jena zuo unterdessen der erste Theil des Tasso bei Frommann erschienen war. e Familienverhältnisse setzten ihn in den Stand, von nun an ganz s. Neit leben, da ohnehin eine allmälig anwachsende Gehörschwäche ihn vom Geben auszuschließen schien. Er arbeitete jetzt in Jena um so freier an s. von welchem 1803 der letzte Theil erschien. Hierauf gab er 1804 und 1805 n ersten Thle. s. Übers. von Ariost's „Rasendem Roland“ heraus. 1806 ch G. nach Heidelberg und vollendete dort den Ariost, dessen zwei letzte 807 und 1808 erschienen. 1808 machte G. eine Reise durch die Schweiz ritalien und kehrte dann über München und Nürnberg nach Jena zurück, er 1810 die 2. völlig umgearb. Aufl. des Tasso drucken ließ. Alsdann versich an Bojardo's „Orlando innamorato“, dessen 12. Gesang im Mor von 1812 erschien. Allein die Riesenlänge des Gedichts schreckte ihn von etzung ab. Dagegen wandte er sich jetzt zum Calderon durch Göthe und das sche Theater zunächst veranlaßt. Bis jetzt sind von 1815 an, 6 Bde. erschieerlin.) Auch gab er 1819 die 3. rechtmäßige Aufl. des Tasso heraus, ganz neue Übersetzung genannt werden kann, und 1826 erschien die 5. Aufl. ignen Gedichte und kleineren Übersetzungen sind zum Theil in Schiller's almanachen“ in den „Horen“, dem „Neuen deutsch. Merkur“, Becker's buch“, Schiegel's „Blumensträußer ital., span. und portug. Poesie“ und schriften gedruckt worden.

riesbach (Johann Jakob), gest. 1812 als geh. Kirchenrath und erster r Theologie zu Jena, hat sich theils um die Kritik des N. Test., theils um ing vieler tausend Jünglinge bleibende Verdienste erworben. Zu Butzbach n-Darmstädtischen 1745 geb., kam er als Kind nach Frankf. a. M., wo s. '77 als Prediger und Consistorialrath starb. Auf dem frankfurter Gymnaielt er s. erste Bildung, und bezog 1762 die Universität Tübingen. 1764 ach Halle, und dann noch ein Jahr nach Leipzig. Christliche Kirchen- und sgeschichte wurde das Ziel s. Studien, wobei ihn Ernesti in Leipzig mit d Büchern unterstützte. Hierauf begann er in Halle große Vorstudien zur s Neuen Test. und für die Dogmengeschichte; unter Semler schrieb er s. en Probeschriften über die historische Glaubwürdigkeit in den Dogmen, den Papst Leo den Großen ihre Bestätigungen erhalten. Entschlossen, sich Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, unternahm er 1769 und e gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. enden Winter widmete er in s. Vaterstadt der Bearbeitung des gewonnenen und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recenr Evangelien vom Origenes zuerst als akademischer Lehrer mit so vielem

Beifall auf, daß er zwei Jahre darauf zum Professor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausg. des Neuen Test. Vorsicht bewog ihn, der den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Theologie zu Jena erhalten hatte, zuvörderst nur mit seiner Synopsis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erste Ausg. des ganzen Testaments. Das Eigenthümliche derselben ist, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit bestimmt, und durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Zu bedauern ist, daß er die vollständige Ausg., die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erschien, nicht so vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an s. Tod unablässig damit beschäftigt, und erlebte wenigstens die Freude, die bei Göschen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu sehen. Neben der Kirchengeschichte und Exegese, und den dazu gehörigen Hülfswissenschaften stiftete er auch durch s. populäre Dogmatik um so bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, selbst überzeugter Sachwalter des alten Glaubenssystems, der Neuerungssucht mit weiser Mäßigung Schranken zu setzen wußte. Gabler hat Griesbach's „Opuscula academica" (Jena 1824, 2 Bde.) herausgegeben.

Grillparzer (Franz), geb. in den neunziger J. des verflossenen Jahrh., lebt seit 1823 (als systematisirter Hofconcipist) in Wien. Er zog seit 1816 die Aufmerksamkeit des Publicums als dramatischer Dichter auf sich. Sein erstes dramatisches Werk: die „Ahnfrau", erweckte große Hoffnungen. Wie Müllner, durch Werner's „24. Febr." angeregt, s. „Schuld" dichtete, so wahrscheinlich Grillparzer, durch diese „Schuld" veranlaßt s. viel fatalistischere „Ahnfrau". Schauer der Nacht wehen durch die ganze Dichtung; in Nacht gehüllt (sie verbirgt auch manches Unnatürliche der Fabel) bewegt sich die Handlung; in Nacht gehüllt sitzen die Zuschauer vor der Bühne und die Schrecken der Darstellung, welche sich ununterbrochen aneinander reihen, werden größer durch den Eindruck dieser Nacht. Nicht mindert diese Schrecken, als eben die ununterbrochene Folge selbst, in welcher sie sich dem Gemüthe von Außen aufdringen, sodaß der Unbefangene wol schwerlich den Gedanken, es sei auf ein Gaukelspiel der Phantasie abgesehen, ganz abhalten kann. Das Feuer aber erblicken wir hier nur in s. zerstörenden Wirkung hervorbrechend und alle Figuren mit einem gewaltsamen Lichte färbend. Mit großer und kühner epischer Kraft malt der Dichter die Situationen dieser Dichtung aus. Aber weder die kräftige Schilderung, noch die musikalische Sprache beruhigen und versöhnen mit der Grundidee; die Ruhe am Schlusse ist nicht die Ruhe der gestirnten Nacht, sondern die Verödung räuberisch verbrannter Wohnungen. Die „Ahnfrau" wurde zuerst in Wien und seitdem fast auf allen deutschen Bühnen mit Wirkung gegeben und in verschiedenen Aufl. gelesen. 1818 trat der junge Dichter mit s. „Sappho" auf. War dort die Grundidee das Fehlerhafte, so wurde es hier die Ausführung, die der Dichter einer schwankenden Fabel aus antiker Zeit gab, mit welcher seine durchaus moderne Weltansicht sich nicht vertragen will. Überhaupt hat G. bei weitem mehr das Talent, interessante Situationen dramatisch und lyrisch auszubilden, als seine Personen auf dramatischem Wege in dieselben zu versetzen. — Auch dieses Drama wurde mit dem größten Beifall in Wien und Berlin, sowie auf mehren andern Bühnen aufgenommen, wozu ohne Zweifel beitrug, daß dasselbe in der Rolle der Sappho den berühmtesten tragischen Schauspielerinnen, die wir besitzen, einen erwünschten Stoff darbot, ihre Virtuosität zu entwickeln. Aber dieser Beifall ist verhallt. Eine Reise, die Grillparzer nach Italien im Gefolge des Kaisers unternahm, unterbrach seine dramatische Wirksamkeit. Nach einer längern Pause ließ er 1822 s. drittes dramatisches Werk, mit welchem sein poetischer Genius sich länger beschäftigt hatte, nämlich: „Das goldene Vließ" in drei Abtheilungen („Der Gastfreund", die „Argonauten", „Medea") hervortreten, welches aber wenig Glück auf der Bühne gemacht hat. Die Kritik hat den poetischen Werth desselben anerkannt, ohne ihm die tragische Bedeu-

uzugeſtehen, deren der antike Stoff fähig iſt; und es iſt überhaupt bedauert
, daß G. mit einer durchaus modernen Sinnes- und Empfindungsart, und
eſe Anſchauung des Alterthums auf die Bearbeitung antiker Stoffe gefallen
deren Behandlung man wenigſtens an einen Jetztlebenden andre Foderun-
cht, als man an frühere Dichter zu machen berechtigt iſt. Um ſo erfreulicher
ihn endlich in ſ. „Ottokar" (1824) Trauerſpiel in 5 Aufz., auf vaterländi-
Grund und Boden zu finden. Dieſes Trauerſpiel, welches nach manchen
niſſen und Schwierigkeiten, in Wien auf die Bühne gebracht worden iſt, zeich-
durch eigenthümliche Tüchtigkeit vortheilhaft vor allen übrigen Werken Grill-
aus und iſt, obgleich in der Anlage durch das Schwanken zwiſchen zwei Hel-
ſtreich und Böhmen) verfehlt, doch im Einzelnen von echt dramatiſchem
rchdrungen. 44.

Grimaldi (die Familie), eine von den vier, zum hohen Adel gerechneten
n Genuas. Die in ſpätern Zeiten zu einem Fürſtenthume erhobene Herr-
Monaco gehörte über 600 J. (von 980 an) den Grimaldi's. Dieſe und
skos ſpielten in Genuas Geſchichte ſtets eine große Rolle, beſonders in
mpfe zwiſchen den Gibellinen und Guelfen, zu welcher letztern Partei beide
n gehörten. Reiche Beſitzungen im Königreich Neapel, in Frankreich und
, vermehrten den Einfluß der Grimaldi, aus deren Schoß mehre berühmte
hervorgingen: 1) Raimund G., war der erſte Genueſe, der die Kriegs-
. Republik jenſeits der Meerenge von Gibraltar führte. Zu Gunſten Phi-
s Schönen von Frankreich, der in einen langen Streit mit den Flamän-
wickelt war, ſegelte G. u. d. T. eines Admirals von Frankreich (1304) mit
teſiſchen Galeeren und 20 franz. Schiffen nach Zeland, wo er den Grafen
Flandern, der die feindliche, an 80 Schiffe ſtarke Seemacht befehligte,
nd gefangen nahm. 2) Antonio G. zeichnete ſich in der erſten Hälfte d.
rh. gleichfalls im Seedienſte aus. Die Catalonier hatten ſich feindlich ge-
ua bewieſen, das wegen innerlicher Zwiſtigkeiten außer Stand war, die
rächen. Als der günſtige Moment ſich dazu nahte, überkam Ant. G. das
do der Flotte mit dem Auftrag, die Küſten von Catalonien zu verwüſten. Die-
rag vollführte der Genueſe nur zu gut. Auch ſchlug er eine aragoniſche Flotte
Schiffen. 21 Jahre ſpäter aber wurde er von den verbündeten Venetianern
aloniern, unter Anführung von Nicolaus Piſani dergeſtalt geſchlagen, daß
anzen genueſiſchen Seemacht nur 17 Schiffe entkamen. Durch dieſe Nie-
uf der Höhe von Coiera, d. 29. Aug. 1353, wurden die Genueſer genöthigt,
Beherrſcher von Mailand, Joh. Visconti, der ihnen Schutz vor ihren
den Venetianern, zuſagte, zu unterwerfen. 3) Giovanni G., machte
den Sieg berühmt, den er am 23. Mai 1431 über den venetianiſchen Ad-
c. Traviſani auf dem Po davon trug, obſchon Carmagnola, der berühm-
eral jener Zeit, mit einer anſehnlichen Landmacht am Ufer des Fluſſes zum
des venetianiſchen Admirals bereit war. Durch ein glückliches Manoeuver
. die venetianiſche Flotte von dem Ufer zu trennen, wo die Landmacht ihre
hatte (drei Miglien unterhalb Cremona), und ſo gelang es ihm nicht
e Feinde völlig zu ſchlagen, ſondern ihnen auch 28 Galeeren und 42 Trans-
, nebſt einer unermeßlichen Beute abzunehmen. 4) Dominico G.,
, Erzbiſchof und Vice-Legat von Avignon, lebte im 15. Jahrh. Ehe er
n Würden erhielt, übertrug ihm Pius V. die Oberaufſicht über die Galee-
Kirchenſtaates, und G. wohnte, obſchon bereits Biſchof (1571), der See-
on Lepanto bei, bei welcher Gelegenheit er ſich durch ſ. Muth ausgezeichnet
. Auch rühmen die Annalen der römiſchen Kirche von dieſem kriegeriſchen
, daß es ihm gelungen ſei, in ſ. Sprengel das Gift der Häreſie gänzlich zu
ken. Er ſtarb 1529 und hinterließ einen Band Briefe über diejenigen Er-

eignisse, bei denen er die Hand mit im Spiele hatte. 5) Sein Neffe Gerard G. geb. 1597 zu Genua, wurde im 28. J. zum Vice-Legaten der Romagna, zum Bischof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. ihn als Nuncius nach Deutschland und Frankreich, und die guten Dienste, hier dem römischen Hofe erwies, erwarben ihm 1643 den Cardinalhut. Dankbarkeit beschützte G. nach Urbans Tode dessen Familie, und lud Zorn von Innocenz auf sich, der, so lange er lebte, die Bulle nicht unterschrieb, durch welche G. zum Erzbischof von Aix ernannt war. Erst unter Innocenz Nachfolger, Alexander VII., konnte er s. neues Amt antreten (1655), wo er der ihm untergebenen Geistlichen zu bessern bemüht war. Er gründete zu diesem Zweck in Aix ein Seminarium für Geistliche, desgleichen stiftete er ein Haus für Arme und vertheilte von s. großen Vermögen an 100,000 Livres unter die dürftige. Mehren Conclaven beiwohnend, trug G. besonders mit zur Wahl Innocenz XI. bei, dessen Tugenden er verehrte. Obschon er später zum Haupte des heil. Collegiums in Rom ernannt wurde, so konnte er sich doch nicht entschließen, die ihm anvertraute Gemeinde zu verlassen. Er starb in Aix 1685. 6) Nicolo G., geb. 1645, wurde 1706 von Clemens XI. mit dem römischen Purpur bekleidet. Er starb schon 1717 und hinterließ ein ungeschmücktes Andenken. 7) Noch ein Geronimo G., 1674 geb., ward mit dem Cardinalhut geschmückt. Früher sandte ihn der römische Hof nach Avignon, dann als Nuncius nach Brüssel, Polen und Deutschland. Später verwaltete er als Cardinal die Legatur Bologna. Er starb 1733. — Außer diesen Grimaldi's finden sich noch Gleichnamige, die sich in Wissenschaft und Kunst hervorthaten: 1) Girolamo G., ein Literator des 16. Jahrh., dessen Tiraboschi mit großem Lobe gedenkt. Er war zu Bologna geb., widmete sich dem geistlichen Stande und machte sich um die Ordnung des Archivs der Peterskirche in Rom, durch die Ordnung verdient, welche er im Ganze dieser kostbaren Sammlung brachte; auch suchte er die unter Paul V. gefundenen alten Inschriften durch erläuternde Bemerkungen zu erklären. Verzeichniß s. antiquarischen und philologischen Schriften findet sich im 1. Bande „Scriptor. Bolognesi". Er starb 1623. 2) Giovanni Francesco G., genannt Bolognese, weil er in dieser Stadt geb. ward, lebte im 17. Jahrh. und zeichnete sich als Maler, Architekt und Kupferstecher aus. In der letztern Kunst hatte er sich Correggio zum Vorbild gewählt; auch arbeitete er oft mit Albano zusammen. Vom Cardinal Mazarin nach Paris gerufen, malte mehre Frescos im Louvre. Als Architekt war er nicht minder ausgezeichnet. Seine Arbeiten mit dem Grabstichel sind sehr gesucht. Innocenz X. ließ ihn Verzierungen der Frescos im Vatican und im Quirinal machen. Mehre s. Bilder findet man in der Kirche St.-Maria del Monte in Rom; auch das Pariser Museum besitzt einige sehr ausgezeichnete von ihm. Er starb 1680, 74 J. alt. Ein Sohn von ihm, Alessandro, ist gleichfalls als Maler bekannt. 3) Francesco G., Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde 1613 in Bologna geb. und glänzte als Mathematiker aus. Er stand dem P. Riccioli in dessen mathematischen Arbeiten bei, und gab später ein Werk über die Mondflecken heraus, denen er Namen als die ihnen von Hevelius gegebenen, beilegte. Noch hat man von ihm „Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque annexis" (Bologna 1665, 4.). Dieser gelehrte Jesuit starb in s. Vaterstadt 1663. Francesco G., gleichfalls im 17. Jahrh. lebend, geb. im Königreich Neapel, trat zu der Gesellschaft Jesu, und ist als lat. Dichter berühmt. Man hat von ihm bucolische und dramatische Dichtungen von ihm, die von s. Talent zeugen. Er starb als Prof. der Rhetorik am Jesuitencollegium zu Rom, 1738, unverheirathet. 5) Ein andrer Peter G., gleichfalls Jesuit und aus Civita-Vecchia gebürtig, im 18. Jahrh. und war lange Missionair in Ostindien. Man erzählt von ihm

bei ſ. Rückkehr nach Europa eine Maſchine erfunden habe, mittelſt welcher er 751 von Calais nach Dover innerhalb einer Stunde in der Luft dahingeſchwebt er „geflogen" ſein ſoll. Pingeron in ſ. Überſ. des Werkes von Milizia, und Fonai in „Dict. des Artistes", ſprechen davon. Da ſie jedoch nichts Näheres n der ganzen Sache angeben, auch bei der ſpätern Erfindung der Luftballons 784) in den darüber erſchienenen Schriften jener frühern Verſuche nicht gedacht ird, ſo muß man allerdings einigen Zweifel in die Wahrheit jener, dem P. Grialdi zugeſchriebenen Luftreiſe ſetzen. 6) Konſtantin G., geb. 1667 in Neal, woſelbſt er 1750 ſtarb, war Rechtsgelehrter, zeichnete ſich aber auch durch ſ. deutenden Kenntniſſe in der Geſchichte, Medicin und Theologie aus. Am bhmteſten wurde er durch ſ. Streit mit den Benedictinern, die als blinde Anhäner der Ariſtoteliſchen Philoſophie, damals „Lettere apologetiche" herausgaben, welchen ſie gewaltig über Carteſius loszogen und ſich in Schimpfen und Schmän gegen ihre Gegner erſchöpften. Grimaldi nahm ſich des gelaſterten Carteſius und führte in einer bittern Gegenſchrift die guten Patres ad absurdum. Noch te 7) im 18. Jahrh. ein Franz Anton G. (ſtarb 1784) in Neapel, der ſich ch gute Geſchichtswerke über Neapel und dieſes Landes Verfaſſung bekannt machte.

Grimm (Friedrich Melchior, Baron v.), ein geiſtreicher Mann von manfachen Kenntniſſen, der lange in Paris lebte, und mit den ausgezeichnetſten Perin des vorigen Jahrh. in Verbindung ſtand, war 1723 zu Regensburg geb., und rd als k.-ruſſ. Staatsrath 1807 zu Gotha. Obwol ſ. Ältern arm waren, gai ſie ihrem Sohne dennoch eine ſorgfältige Erziehung, ſodaß er mit dieſer Ausſtatig ſich einen Rang in der Geſellſchaft zu erwerben wußte. Nachdem er ſ. Stua beendigt, und in Deutſchland für ſ. Trauerſpiel „Baniſe" Spott und Tadel in chem Maß eingeerntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen v. Schomberg, binetsminiſter des Königs von Polen, nach Paris. Er war Vorleſer des Hers von Sachſen-Gotha, und befand ſich in ſehr beſchränkter Lage als J. J. Rouſu ſ. Freund ward. Beide begegneten ſich in der entſchiedenſten Neigung zur uſik. Rouſſeau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau v. Epi u. a. durch Geiſt und Geburt ausgezeichneten Perſonen ein, und es gelang ihm nthalben, ſich in Gunſt zu ſetzen. Der Graf Frieſen machte ihn zu ſ. Secretair einem anſtändigen Gehalt. G. kam jetzt noch mehr in die vornehmſten Geſellften und ſuchte ſich beſonders den Frauen zu empfehlen. Er verſchmähte ſogar Schminke nicht, und zog ſich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als Ankunft der ital. Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Muſik in zwei rteien ſpaltete, erklärte ſich G. für ſie, und ſtand an der Spitze des Coin de la ne, ſo genannt, weil dieſe Partei ſich im Parterre unter der Loge der Königin zu ammeln pflegte, während die Freunde Rameau's und der franz. Muſik den n du roi bildeten. G. ſchrieb bei dieſer Gelegenheit eine kleine Broſchüre voll ſt, Salz und Geſchmack: „Le petit prophète de Boemischbroda", und als Gegner darauf zu antworten verſuchten, ſchlug er ſie durch ſ. „Lettre sur la sique française" völlig aus dem Felde. Aber dieſer Brief gab ein ſo gewaltiges ſerniß, daß anfangs von Verbannung und Baſtille die Rede war, bis endlich die ith ſich legte, und dem Verf. ſtatt deſſen der Beifall aller Freunde der neuen Muſik der ital. Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen G.'s mit den Unternehn der Encyklopädie, ſ. Verhältniſſe mit den Großen Frankreichs, ſ. Kenntniſſe, ie die Geſchmeidigkeit ſ. Geiſtes, öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. ch des Grafen Frieſen Tode ward er Secretair des Herzogs von Orleans. Das fing er an, ſ. literariſchen Bulletins für mehre deutſche Fürſten, namentlich den Herzog von Gotha, zu ſchreiben, welche unter dem Namen „Feuilles de mm", vielleicht in zwanzig Abſchriften circulirten, und welche von allen, nur germaßen wichtigen Erſcheinungen der franz. Literatur jener Zeit die geiſtreich-

ſten Analyſen enthielten. Friedrich d. Gr., Guſtav III. und die Kaiſerin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetſten Beweiſe ihrer Hochachtung. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu ſ. bevollmächt. Miniſter am franz. Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er ſtand ſ. neuen Amte wie ein Mann von Geiſt vor, ohne ſ. literariſche Correſpondenz zu unterbrechen, oder ſonſt ſ. Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Miniſtern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab ſich G. nach Gotha. 1795 ernannte ihn die ruſſiſche Kaiſerin zu ihrem bevollmächt. Miniſter am niederſächſiſchen Kreiſe. Dieſe Monarchin erhielt ihm ihre Gunſt bis an ihren Tod, und ſtand in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm. Auch unter Paul I. verwaltete G. ſ. Poſten, bis eine ſchmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehen. Er verlebte nun in Gotha ſ. letzten Jahre, ſoviel ihm die Kräfte geſtatteten, ſtets mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine lat. Diſſertation über die Geſchichte Maximilians I., „Briefe über die deutſche Literatur" u. A. m. heraus. Sein anſehnlicher literariſcher Nachlaß aber iſt von dem ruſſiſchen Hof in Empfang genommen worden. Es finden ſich darunter Memoiren über die Geſchichte ſ. Zeit vom höchſten Intereſſe, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verluſt iſt. Dagegen iſt nach ſ. Tode anfangs ein einzelner Abſchnitt aus den erwähnten literariſchen Bulletins u. d. T.: „Correspondance littéraire", ſpäter aber auch die übrigen (zuſammen 16 Bde.) erſchienen: ein Werk, das die anziehendſten Details über einen wichtigen Zeitraum der franz. gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältniſſe und Beziehungen enthält. Barbier hat noch ein „Supplément à la Correspondance" herausgegeben, das G.'s übrige franz. Schriften enthält. (S. über G. die „Mém. de Md. d'Epinay", 3 Ed., II., S. 113 und die der Beurtheilung jener Correſpondenz, u. d. T.: „Grimm's und Diderot's Correſpondenz von 1753 — 90 ꝛc.", 2 Thle., Brandenburg 1820 vorausgeſchickte Biographie.)

Grimm (Jakob Ludwig Karl, gewöhnlich nur Jakob), geb. zu Hanau 1785, gegenwärtig kurfürſtlicher Bibliothekar in Kaſſel. Er hat ſich durch ſ. „Deutſche Grammatik" (1. Thl., Göttingen 1819, n. Aufl. 1822) einen unſterblichen Namen in der Geſchichte der vaterländ. Sprachforſchung erworben, als der Erſte, welcher auf hiſtoriſchem Wege den Grundbau und die Fortbildung des germaniſchen Sprachganzen entwickelte. Nicht minder ſchätzenswerth ſind mehre mit ihm mit ſ. Bruder Wilhelm Karl (geb. zu Hanau 1786) gemeinſchaftlich vollendete Arbeiten für die altdeutſche Literatur, und namentlich die „Deutſchen Sagen" (Berlin 1817 — 18, 2 Bde.) Die „Kinder und Hausmärchen" (Berlin 1812 — 14, 2 Bde., 12. und ſeitdem wiederholt), der kleineren Aufſätze und Abhandlungen in den „Altdeutſchen Wäldern ꝛc." nicht zu gedenken. Jakob's erſter Verſuch auf dieſem Felde war die Abhandlung „Über den deutſchen Meiſtergeſang" (Göttingen 1811). Ein dritter Bruder L. Emil hat ſich durch geiſtreich radirte Blätter bekannt gemacht, z. B. „Bildniſſe göttinger Profeſſoren" (Göttingen 1824, Fol.).

Grimod de la Reynière (Alexandre Balthaſar Laurent), der riesigſte Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Geſellſchaften, geb. zu Paris 1758, war der Sohn eines Generalpächters. An den Händen mißgeſtaltet, wußte er äußerſt geſchickt mit falſchen Fingern zu zeichnen, zu ſchreiben und Speiſen zu zerlegen. Bis 1780 war er Advocat, allein eine ſehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweiſung zu. Seitdem lebt er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubbs, im Foyer der Schauſpielhäuſer und im Caffeehauſe du Caveau. Erſchien dieſer Sonderling in den glänzenden Cirkeln ſ. Ältern, ſo zeigte er ſich linkiſch und blöde, und machte ſich in tiefen Bücklingen über den Rangſtolz der vornehmen Welt luſtig. Damals gab er ein ſo

it gewordenes großes Gastmahl, wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß Bürgerlicher sei. Ein ander Mal lud er sehr vornehme Leute zu sich ein, wo einem schwarz ausgeschlagenen Saale s. Sarg hinter sich hatte. Auch trieb Zeitlang einen Kramhandel im Hause s. Vaters. Seine Eßlust war so groß, r die des Apicius und Vitellius gewesen sein kann. Die Revolution durch- friedlich. In den ersten Jahren der Regierung Bonaparte's ward er durch m „Almanac des Gourmands" in ganz Europa berühmt, den er Camba- Koche widmete (von 1803 — 12, 8 Bde., 18.). Für die Emporkömmlinge, t wissen, wie sie ihrem Vermögen Ehre machen sollen, schrieb er 1808 „Le des Amphitryons". Sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaft mens, wie sie Montaigne nannte, ließ ihn eine Jury von Feinschmeckern ateurs) errichten, die manatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei gewählten Tafel hielt, wo ernste Kampfrichter und liebenswürdige Actricen arzen und weißen Kugeln über ein saftvolles Salmi oder ein feines blanc- so feierlich abstimmten, wie nur einst der römische Senat in der bekannten Sitzung. Seit 1814 lebte Grimod auf dem Lande, allein mit den Wis- en in Verbindung.

risaille, s. Grau in Grau.

röger (Friedrich Karl) und **Aldenrath** (Heinrich), der erste 1766 in Holsteinischen, der zweite 1774 in Lübeck geb. Wie die Freundenamen thum, Damon und Pythias und der Künstlerbrüder Theodoros und Te- nzertrennlich genannt werden, so vereinigte eine seltene Freundschaft und die nde Kunst diese beiden Künstler unzertrennlich. Heinrich war in früher G.'s Schüler im Portraitzeichnen mit Silberstift und Sepia, und die Har- res Talents war so groß, daß beide, viele Jahre hindurch in Lübeck und g, gewöhnlich an demselben Portrait arbeiteten, sodaß, wenn Einer den er Silberstift niederlegte, der Andre ihn aufnahm und an dem Bildnisse ete. G.'s Talent entwickelte sich unter den drückendsten Verhältnissen aus . Von armen Ältern geboren, zeigte er schon als Kind Kunstsinn, durch es Puppenausschneiden, Figurenschnitzeln und Thonbildnerei nach dem wie durch charakteristisches Zeichnen nie gesehener, ihm bloß beschriebener nde, als Schiffe u. dgl. In der Schneiderwerkstatt s. Vaters bemalte der otz mancher Züchtigung, Fensterbreter, Thüren und Wände, mit gemei- r, oder mit in aufgelöste Mauersteine getunkten Besenreisern. Ja es ging inden ein kleines Puppentheater, mit costumirten Marionetten und Deco- ervor, und er gab als Director desselben den Plönern einen Hamlet, Lips ., bis der auf den zwölf- bis vierzehnjährigen Marionettenmeister erzürnte ganze Bühne in den plöner See warf. Umsonst nahm sich ein Kunst- Graf Schmettow, des Verzweiflenden an: der ungerathene Schneider- ard in eine Drechslerwerkstatt gesteckt, ging aber bald darauf, auch zu die- werk unfähig, in die Lehre eines Hausanstreichers über. Hier fing er an nisse in Röthel ꝛc. zu copiren, dann nach dem Leben ähnlich zu zeichnen, b sich dadurch nach und nach ein Sümmchen, um welches jedoch listige den gutmüthigen Jüngling betrogen. Bald wurde dem 17jähr. Kunstjün- iese Sphäre zu enge. Er verließ sie mit freiwilliger Zurücklassung s. ziem- achsenen Erwerbs, zog im Lande umher, zeichnete Menschengesichter in nd fand endlich in Lübeck viele Arbeiten mit Silberstift und Sepia, und gensfreund, in s. Schüler Aldenrath. Mit diesem ging er 1789 nach o er dem Rector der Akademie Frisch viel verdankte, dann nach Hamburg, lauf Arbeit fand, und 1798 nach Dresden, wo er ganz den Studien der nst und der Ölmalerei lebte. Dann theilten beide Freunde ihren Aufent- en Lübeck und Hamburg, reisten nach Paris, um die dort angehäuften

Schätze Italiens zu betrachten, und ließen sich, nachdem sie einige Jahre in Kö und Kopenhagen gelebt hatten, in Hamburg nieder. Beide hatten längst das Por traitzeichnen verlassen, und G. sich zur Ölmalerei, Aldenrath aber zur Miniatur gewandt. G.'s Bildnisse haben das Verdienst des dem Leben treuen und den Ch rakter der Personen aussprechenden Ausdrucks, dabei ein warmes Colorit, glückliche Haltung, zarte und fleißige Vollendung des Kopfes und einen mit Geschmack ange legten Gewandwurf. Auch weiß sich s. schöpferische Phantasie verst., oft von ihm nur wenig gekannte Personen, nach Beschreibungen oder schlechten Skizzen, Ide tenmasken u. dgl. so zu vergegenwärtigen, daß solche unter s. Pinsel, wie nach dem Leben gemalt, sprechend ähnlich hervorgehen. Aldenrath's Miniaturen vereini gen Kraft mit Zartheit, und Geist mit fleißiger Ausführung. Beide Künstler sind zugleich Meister in der lithographischen Kunst, wovon, sowie auch von den Land schaften, Vignetten u. s. w. des genialen hamburgischen Künstlers Siegfried Ber diren, die dortige Steindruckerei, in Bildnissen und Landschaften, treffliche Bil ter liefert. Die persönlichen Eigenschaften und geselligen Talente dieser edlen Kün ner haben sie längst den gebildetsten Cirkeln Hamburgs, als Gesellschafter, sch werth gemacht.

Grolman (Karl Ludwig Wilhelm v.), großherz. hessischer Staatsmini für das Depart. des Innern und der Justiz und Präsident der vereinten Minister ward d. 23. Juli 1775 zu Gießen geb., wo s. Vater, der landgräflich-hessen-darm städtische geh. Regierungsrath, Mitgl. der Provinzialregierung war. Früh zeich nete sich G. auf dem Gymnasium s. Vaterstadt durch Fleiß und Talent so aus, da er, noch nicht 17. J. alt, die Landesuniversität beziehen konnte, wo er die Rech studirte. Von hier ging G. nach Erlangen und kam 1795 nach Gießen zurück, wo er im Nov. den akademischen Grad annahm und den Lehrstuhl bestieg. 1798 wu er zum außerordentl. Prof., zwei J. darauf aber zum ordentl. Lehrer der Rechtswi senschaften daselbst ernannt; 1804 erhielt er den Charakter eines Oberappellation gerichtsraths, und im Dec. 1815 die seit Koch's Tod (1804) erledigte Kanzle würde der Landesuniversität. Auch war in ihm und s. Brüdern 1812 die pers Adelswürde, welche andre Zweige der Familie schon länger führten, erneuert wo den. 1816 ward G. nach Darmstadt berufen, um daselbst den Vorsitz bei der neu Abfassung einer neuen Gesetzgebung für das Großherzogthum Hessen darauf Commission zu führen. Um die Mitte 1819 ernannte ihn der Großherzog, in der Krankheit des Staatsministers und Directors des geh. Ministeriums, Frei Lichtenberg, zum Mitgliede des Staatsministeriums, unter Verleihung der Wür eines wirkl. Geheimenraths, und nach dem Ableben des Freih. v. Lichtenberg zum Staatsminister. Hr. v. G. blieb einziger activer Staatsminister und leitete als solcher alle Zweige der Staatsverwaltung, das Militairwesen ausgenommen, bis zum April 1821, wo eine neue Organisation der obersten Staatsbehörden im Gro herzogthum Hessen stattfand, nach welcher die Geschäfte des Staatsministeriums unter drei von einander gesonderte Departements vertheilt wurden. Seitdem ist Hr. v. G. Staatsminister für das Depart. des Innern und der Justiz und Präsident der vereinten Ministerien. — Während s. länger als zwanzigjährigen akademischen Laufbahn erwarb sich Hr. v. G. nicht nur große Verdienste als Rechtslehrer, sondern auch einen dauernden Ruhm als Schriftsteller. Seine wichtigsten Werke sind: 1) „Grundsätze der Criminalwissenschaft, nebst einer systemat. Darstellung der dermal schen Criminalgesetze". (1798; 2. umgearb. A. 1805 und d. 4. 1826.) Die darin aufgestellte Präventionstheorie veranlaßte weitere Forschungen nach einer sich ren Grundlage unseres peinlichen Rechts. 2) „Über die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung, nebst Entwickelung der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation", (1799). Dieses Werk hatte vornehm lich zum Zweck, gegen die Gegner der Präventionstheorie den Beweis zu führen

erſelben keineswegs, wie ſie behaupteten, die praktiſche Anwendung abgehe. heorie des gerichtl. Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, nach ge- n deutſchen Rechten" (1800; 2. umgearb. A. 1803 und die 3. 1818); nach rtheile der Kenner unter G.'s Werken das gelungenſte. 4) „Handbuch en Code Napoleon, zum Behufe wiſſenſchaftlich gebildeter deutſcher Geſchäfts- r entworfen". Von dieſem auf 10 Bde. berechneten Werke waren die drei 1810 — 12 erſchienen, als die Kataſtrophe des Spätjahres 1813, und die t verknüpften politiſchen Veränderungen in Deutſchland deſſen Fortſetzung ein zten. Unter G.'s kleinern Schriften nennen wir ſ. „Verſuch einer Entwicke- er rechtlichen Natur des Ausſpielgeſchäfts" (1797) und eine proceſſualiſche „Über olographe u. myſtiſche Teſtamente" (1814). Außerdem war er theils theils in Verbindung mit andern Gelehrten, Herausgeber mehrer Journale, Erweiterung des Gebiets der Rechtswiſſenſchaft und der Philoſophie bezweck- hierher gehören: 1) „Magazin für die Philoſophie des Rechts und der Ge- ng", ſeit 1798, und ſeit 1808 in Gemeinſchaft mit dem gießner Prof. v. rtgeſ. u. d. T.: „Magazin für die Philoſophie und Geſchichte des Rechts und etzgebung". 2) „Journal zur Aufklärung über die Rechte und Pflichten des en und Bürgers", herausgeg. 1799 und 1800 in Gemeinſchaft mit den u Gießen S. C. E. Schmidt und F. W. Snell. 3) „Bibliothek für die Rechtswiſſenſchaft und Geſchichtskunde"; der 1. Bd. 1797 war von G. theils ſelbſt bearbeitet; an den folgenden fünf Bdn. haben L. Harſcher von ingen und P. C. A. Feuerbach Theil genommen. Noch verdankt die Uni- Gießen G.'s zweijährigem Rectorat (1810 — 12) die Errichtung des aka- en Disciplinargerichts, eine aus Mitgliedern der vier Facultäten, unter Vor- Rectors und aus dem Kanzler der Univerſität zuſammengeſetzten und die Aus- der Studentenverbindungen ſpeciell bezweckenden, Behörde. Während inſterium erhielt das Großherzogthum Heſſen eine ſtellvertretende Verfaſ- id eine neue Organiſation der Staatsverwaltung. Auch wurde, unter der des Miniſters, an einer neuen Civil- und Criminalgeſetzgebung für das arbeitet. 83.

rönland, ein unter däniſcher Landeshoheit ſtehendes Polarland, mit üſtenſtrecke (im Weſten) von 300 Meilen, und etwa 20,000 □M., das Amerika gerechnet wird. Seit Lieut. Parry 1819 aus der Baffinsbai durch aſterſtraße in das Polarmeer geſegelt iſt, weiß man, daß Grönland nicht mit zuſammenhängt, ſondern eine Inſel iſt. So weit man es jetzt kennt, er- ſich von 59° 38′ bis 78° n. Br. Nach Süden zu verengt es ſich in ein rge, Cap Farewell. Von da erſtreckt ſich die weſtliche Küſte nordwärts bis ɔisſtraße und Baffinsbai. Grönland, durch eine durch die Mitte des Lan- S. nach N. laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war ſchon vor von Norwegen und Dänemark aus, durch zwei Colonien bevölkert wor- von die eine die Weſt-, die andre die Oſtküſte inne hatte. Zu Lande be- ɔiſchen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, ſondern bloß zur See. 24 in Grönland gefundener Runenſtein (jetzt im kopenhagner Muſeum für e Alterth.) beweiſt die frühe Entdeckung Grönlands von Skandinavien aus. liche Colonie beſteht, nach mancherlei Schickſalen, noch jetzt. Die Volks- m ſüdl. Theile, bis zum Strome Frith 68° betrug 1811 — 13 3583; ɔnländ zählte nicht über 3000 Eingeb. Vom 67 — 69° iſt das Land un- ie größeren Colonien heißen Logen. Das Schickſal der öſtlichen Colonie, welche us 190 Dörfern beſtand und einen Biſchof, zwölf Kirchſpiele und zwei Klö- e, iſt ſeit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Bis zu dieſer Zeit waren 16 von en entſandte Biſchöfe regelmäßig auf einander gefolgt; der 17. erreichte, ſe abgehalten, das Land nicht mehr. Vergebens ſuchten däniſche Seefah-

rer im 16 und 17. Jahrh. an der Ostküste zu landen. Der letzte, 1786, durch den Capitain v. Löwenörn, in Auftrag der dänischen Regierung, gemachte Versuch schlug ebenfalls fehl. Nur so viel weiß man, daß um die Mitte d. 16. Jahrh. die Colonie noch bestand, obgleich sie schon damals seit 150 J. von der ganzen übrigen Welt getrennt gewesen war. Dieses verlorene Ostgrönland soll zwar nach von Eggers's Preisschrift vom J. 1794, das jetzige Julianeshaab auf der Westküste sein; allein nach einem auf der dresdner Bibliothek befindlichen Manuscript (dessen Verf. wahrscheinlich Paul Juel ist) soll die alte Niederlassung Österbygde wirklich auf der Ostküste Grönlands gelegen haben. Ein Reisender des 14. Jahrh., Nik. Zeno, beschreibt das damalige Grönland. 1818 sandte England, weil das Eis am Nordpol sich vermindert haben sollte, eine Expedition in das Polarmeer, die bis an den Nordpol vordringen sollte; allein sie kehrte ohne Erfolg zurück. Dagegen fand Cap. Scoresby der Jüng. (s. dessen „Journal of a voyage to the northern whale-fishery etc.“ 1822, übers. m. Anm. von Kries, Hamburg 1825) die Ostküste im J. 1822 eisfrei, und konnte sie vom 75° südwärts herab bis zum 69° befahren und genau untersuchen. Diesem Entdecker verdanken wir die neueste gewisseste Kunde von Ostgrönland, durch welche von Eggers's Gegengründe widerlegt werden. Er fand in den Ebenen üppigen Graswuchs; aber nirgends menschliche Bewohner, noch verlassene Wohnplätze mit Jagd- und Hausgeräthe, sogar einen hölzernen Sarg. Der engl. Cap. Sabine beschreibt die Ostküste von Grönland (s. s. die Gradmessung angef. Werk) vom 72 bis 76° N. Br. Auch er fand es, wegen des beständigen Eises, unmöglich, sich der Ostküste oberhalb des 74° zu nähern; übrigens entschieden s. Untersuchungen, daß es keine Strömung gibt, welche das Eis von jenen Küsten herabwärts treiben soll. Auch auf der Westküste von Grönland war in der Mitte d. 14. Jahrh. durch die fürchterliche Pest, welche man den schwarzen Tod nennt, die Gemeinschaft mit Norwegen und Island unterbrochen worden. Unter der Königin Elisabeth entdeckten Forbisher und Davis diese Küste von Grönland aufs neue; seitdem geschah nichts zur näheren Untersuchung des Landes, bis die dänische Regierung 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergestalt unterstützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsfluß die erste europäische Niederlassung „Gute Hoffnung“ (Godhaab) gründen konnte. Egede fand daselbst einen Schlag Menschen, der wahrscheinlich von Westen her über die Davisstraße gekommen, und den Eskimos in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. 1733 wagte die Brüderunität, auf Antrieb des Grafen v. Zinzendorf, Niederlassungen und Missionen auf diesen unwirthbaren Küsten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste Lichtenau, unter dem 60° 34′ N. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung (Julianens Haab), in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neuherrnhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christians Hoffnung, Jakobshaven, Omenak und Upernamick im 72° 32′ N. B., die nördlichste Niederlassung, welche aber nicht von Europäern verlassen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Insel, 70° N. B. Auf der ganzen Küste sind fünf protestantische Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die Brüder haben drei Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrnhut. Die ursprünglichen Einw., von den ältesten isländischen und norwegischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören zu dem Völkerstamm der Eskimos, die sich über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste verbreitet haben. Sie zeichnen sich durch ihre kleine Statur, schwarze, lange, straffe Haare, schwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und eine braune

bliche, faſt olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere iſt indeß die Folge, ils von dem Schmutz, worin ſie leben, theils von ihren Nahrungsmitteln und wohnheiten, indem ſie beſtändig mit Speck und Thran umgehen. Die Weiber, Jugend auf zum Laſttragen angehalten, bekommen dadurch ſo breite Schultern, ſie, wie auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Anſehen verlieren. Sie klei- ſich in Rennthier- oder Seehundfelle: davon iſt das kurze Gewand, davon die nkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geſchlechter. Bei großer Kälte tra- ſie noch unter dieſem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, beſonders der Ei- ans, des Seerabens und des Papagaitauchers. Im Winter leben ſie in Häu- von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Raſen iſt, in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten ſind in dieſen hnungen Fenſter, die allemal aus den Därmen der Wallfiſche und Seehunde ge- ht werden. Das ganze Haus iſt nie über 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und ebenſo . Es beſteht nur aus einem Zimmer, an deſſen einer Wand eine Bank, mit henfell überzogen, zugleich als Tiſch und Bette dient. Unaufhörlich dampft eine Thranlampe, und die Hitze, durch die ſtarke Ausdünſtung der Bewohner vermehrt, iſt für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu kommt der ſcheuß- Geſtank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, deſſen Abgänge bei großer te in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheuere Menge Ungeziefer und Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper ſtarren. Wenn der Schnee ilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu ſein pflegt, ſo ſinkt hnlich das Dach des Hauſes ein, und der Grönländer ſchlägt nun ſeine Som- ohnung in einem Zeite auf, welches mit Robbenfell bedeckt, mit einem Vor- von Wallfiſchdärmen verſehen und im Innern ebenſo eingerichtet iſt, als das terhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge ſind einfach, aber ſehr zweckmäßig. beſtehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfſpießen und Harpunen. Ihre ne ſind von Bretern, mit Fiſchbein zuſammengefügt und mit Robbenfell über- . Dieſe wiſſen ſie ſelbſt bei ſtürmiſcher See vortrefflich und ſicher zu behan- Auch fahren ſie über die gefrorene See 6 — 8 Meilen weit vom Lande in ſitten mit Hunden beſpannt. Die Schnelligkeit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß 4 deutſche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache die- Völkerſchaft iſt dieſelbe, welche von den Eskimos und an der Hudſonsbai geredet Spuren derſelben finden ſich bis an die Nordweſtküſte von Amerika und bis Nutkaſund. Bewundernswürdig iſt in dieſer Sprache die Mannigfaltigkeit der ten ſowol für die Verben als auch für die Pronomen. Dem gröbſten Aber- en ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Prieſter und Ärzte zu- ſind. Vom höchſten Weſen haben ſie höchſt rohe Begriffe. — Die Nordoſt- e bringen oft im Winter eine ſolche Kälte hervor, daß das Fahrenheit'ſche Ther- eter 48° unter den Gefrierpunkt ſinkt. Dagegen ſind die Weſtwinde, die über Davisſtraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Die dlage aller Berge und Felſen iſt feinkörniger Granit mit Gneis, Glimmer- er, Hornblende und Weißſtein. Eingeſprengt oder eingebettet ſind intereſſante eltene Foſſile: eine Menge magnetiſcher Eiſenſtein, Gadolinit, Cirkon, Alla- Schörl, Turmalin, die ſchönſten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hy- ene von der ſchönſten himmelblauen Farbe. Scoresby fand hier alle Haupt- Unterarten der Urgebirge, vom Gneis bis zum Thonſchiefer. Übergangsge- arten ſind hier zum erſten Male in ſo hohen Breiten nachgewieſen; von Flötz- gen ſind wenigſtens zwei Formationen, die der Steinkohlen und die des Trapp Porphyr entdeckt, mit Überreſten von Pflanzen, deren manche ein tropiſches hen haben. Unter den baumartigen Gewächſen können wir nur Ebereſchen, en, Wachholder und Zwergweiden nennen. Von Beeren ſind nur Preißel- Sumpfbeeren vorhanden. Überhaupt läßt ſich die Zahl der blühenden vollkom-

meinern Gewächse kaum auf 200 bringen, dafür aber sind die unvollkommenen Land- und Seegewächse unzählig. Das Thierreich liefert an Säugethieren den Polarfuchs, den weißen Hasen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehre Robben und das Narwall. Der grönländische Wallfisch kommt in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vor. Unter den Vögel sind die Möven, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänse, Eidergänse, Papagaitaucher, Lumme und die grönländische Taube die wichtigsten. Landvögel kommen sehr wenig vor. Unter den Fischen verdienen die Alpenforelle, die Polarforelle, der Kabliau, Dorsch und Schellfisch genannt zu werden. Von den Insekten ist eine Art Musquitos im Sommer die beschwerlichste. Die Ausfuhr besteht in Fischbein, Thran, Speck, Barden, Robbenfellen, Fuchs-, weißen Bären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber müssen Mehl und Brot, Thee und Caffee, Bier und Gemüse, ferner Pulver und Blei, alle Eisenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei diesem Tauschhandel ist, denn der Werth der grönländischen Erzeugnisse, die jährlich nach Kopenhagen gehen, wird auf 200,000 Thlr., dagegen die Einfuhr in Grönland auf 85,000 Thlr. berechnet.

Gronov (Gronovius), berühmte Kritiker und Philologen. Johann Friedrich G., einer der ersten Alterthumsforscher, geb. 1611 zu Hamburg, besuchte Leipzig und Jena, studirte zu Altdorf die Rechte, hielt sich einige Zeit in Holland und England auf, bereiste Frankreich und Italien, ward Prof. der Geschichte und Beredtsamkeit zu Deventer, und ging 1658, nach Daniel Heinsius's Tode, an dessen Stelle nach Leyden, wo er 1671 starb. Er verband mit ausgebreiteten Kenntnissen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutseligkeit. Seine Ausg. des Livius, Statius, Justin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. A., sowie s. „Observationes" sind voll der scharfsinnigsten und richtigsten Bemerkungen und Verbesserungen; s. „Commentarius de sesterciis" zeigt die gründlichste Kenntniß der römischen Sprache und Alterthümer, und s. Ausg. von Hugo Grotius Buche „De jure belli et pacis" wird wegen der Anmerk. mit Recht geschätzt. Sein Sohn, Jakob, geb. 1645 zu Deventer, studirte hier und zu Leiden, hielt sich einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, kam nach Leiden zurück, wo er 1670 eine Ausg. des Polybius erscheinen ließ, die solchen Beifall fand, daß er einen Ruf nach Deventer bekam. Er schlug aber aus, um Frankreich, Spanien und Italien zu bereisen. Der Großherzog von Toscana übertrug ihm eine Lehrstelle in Pisa, die er jedoch 1679 wieder verließ und dagegen Prof. der schönen Wissenschaften zu Leiden und 1702 Geograph der Universität ward. Er starb daselbst 1716. Dieser gelehrte und fleißige Kritiker gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. A. heraus, und sammelte den schätzbaren „Thesaurus antiquitatum graecarum" (Leiden v. 1697 an 13 Bde., Fol.), sowie er auch die Sammlungen des Grävius (s. d.) zur Herausgabe förderte; allein er gab auch manche Blößen, und ließ es sich in s. Dünkel beikommen, Männer von den entschiedensten Verdiensten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Vossius, Salmasius, Bochart, Grävius, anzugreifen und zu schmähen. Sein Sohn, Abraham, zu Leiden 1694 geb., hat sich durch s. Ausg. des Justin, Pomponius Mela, Tacitus und Älian auch als einen guten Philologen gezeigt. Er starb daselbst als Universitätsbibliothekar 1775.

Gros, Schüler von David, der größte Schlachtenmaler unserer Zeit. Sein Kunststreben nahm eine ganz verschiedene Richtung von der s. Meisters, des berühmten David. Erst machte sich G. durch sprechend ähnliche Portraits bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach größer und reicher Compositionen über, wobei er sich Paul Veronese zum Vorbild gewählt zu haben scheint. Er

ekrönte Werk dieſer Art war das 1804 ausgeſtellte Gemälde: die Peſtkran- Jaffa. Das Furchtbare dieſes Gegenſtandes iſt zwar dabei in grelles Licht aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemil- Dies Gemälde erregte allgemeines Aufſehen, die Regierung kaufte es, und im eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieſes überaus nd reiche Gemälde in vollem Feuer erſter Begeiſterung, und vollendete es in r vierzehn Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche G. malte, iſt von iner Wirkung, doch iſt Vieles darin übertrieben und der gute Geſchmack muß ſtellung ſo vieler Verſtümmelten mißbilligen. 1814 ſtellte G. ein Gemälde en Beſuch von Franz I. und Karl V. in der Abtei St.-Dénis darſtellend, allgemein bewundert wurde; es iſt für die Sakriſtei dieſer Kirche beſtimmt. reiſe des Königs in der Nacht d. 20. März 1815 war der Gegenſtand eines Werkes, welches G. 1817 ausſtellte. Man tadelt die darin herrſchende rung und das Unedle der Hauptgeſtalt, eine Gruppe Nationalgardiſten iſt kvoll, der Lichteffekt auf dem zweiten Plan und die Geſtalt eines alten Die- id trefflich. 1824 vollendete G. ſein großes Kuppelgemälde in der Geno- he, das einen Raum von 3250 Fuß einnimmt, daher alle Figuren koloſſal llt werden mußten. Es ſtellt die den franz. Thron beſchützende Genoveva Klovis, Karl der Große, der heil. Ludwig und (Napoleon: denn von dieſem er Plan her; ſtatt deſſen) Ludwig XVIII., mit der Herzogin von Angouleme ie Hauptgruppen. Als Karl X. das Gemälde ſah, begrüßte er den Meiſter on, und der Miniſter gab ihm zu dem Preiſe des Gemäldes (100,000 Fr.) lage von 50,000 Fr. Alle Gemälde dieſes Künſtlers ſind durch kühne Zeich- id Kraft der Farben beſtechend. G. iſt Mitglied der Akademie und der Ehren- und Prof. der Schule der Maler- und Bildhauerkunſt. Wl.

Groſchen, eine Silbermünze, von grossus, dick, genannt: dicke Münze, enſatz der dünnen Blechmünzen. Die älteſten bis jetzt bekannten Groſchen in Trier 1104 geſchlagen. 1296 ſchlug man die erſten böhmer Groſchen zu erg. In der Reichsmünzordnung von 1525 erhielten ſie die Abtheilung in nnige. 1504 ſchlug zuerſt die Stadt Goslar die jetzigen kleinen Groſchen Mariengroſchen halten 8 Pfennige — der neuen preuß. Silbergroſchen gehen einen Thaler.

Großaventurhandel, Aventura grossa, Seeverſiche- ſ- oder Aſſecuranzhandel. Die Waaren, welche der europäiſche Groß- nach entfernten Weltgegenden verſendet, müſſen durch viele Hände gehen, an den letzten Verbraucher gelangen, hierdurch wird der Preis derſelben für ar ſehr erhöht; es iſt daher natürlich, daß Jemand, der dieſe Waaren in kauft, mit denſelben in fremde Gegenden reiſt und ſie ſelbſt in die Hände der ucher bringt, dieſelben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Ge- ibei macht. Nun aber können die mit dieſem Handel ſich abgebenden Schif- atroſen u. A. dgl. Geſchäfte ſelten mit eignem Vermögen machen, ſondern en entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorſchüſſe genden beſondern Gefahren unterworfen. 1) Die Zeit der Wiederbezahlung wiß, denn es läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der de mit dem gelöſten Gelde zurückkommen werde. 2) Der Leihende muß die Seegefahr für die Hin- und Herreiſe tragen. 3) Der Borgende kommt nach en, die der Leihende nicht kennt uud wagt ſich in Gefahren, die ſein Geld t in ſolche Hände bringen können, aus welchen es ſchwerlich wieder zu er- iſt, da die Hand der Gerechtigkeit ſelten ſo weit reicht. 4) Die Borgenden öhnlich Perſonen geringen Standes und nicht immer ganz zuverläſſig. Aus Gründen werden die Zinſen ſehr hoch beſtimmt und ſteigen auf ein Drittheil, ie Hälfte des Capitals. Der in dieſem Wege betriebene Handel heißt Groß-

aventurhandel, und einen Vorschuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Ähnlichkeit mit diesem Geschäft hat die Bodmerei (s. d.). KM.

Groß-Beeren (Treffen bei), den 23. Aug. 1813. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes der Krieg mit Napoleon d. 17. Aug. 1813 aufs neue begann, wollte der franz. Kaiser drei Blitze zu gleicher Zeit schleudern, auf Breslau, Prag und Berlin. Sie fielen sämmtlich auf ihn zurück, an der Katzbach, bei Kulm und Groß-Beeren. Berlin bedeckten der Landsturm und die Nordarmee, welche unter dem damaligen Kronprinzen Karl Johann von Schweden, aus der 3. u. 4. preuß. Heerschar, aus den russischen Corps unter Woronzow, Winzingerode und Czernitschef, und aus etwa 22,000 Schweden bestand. Das französische, durch Würtemberger, Baiern, Darmstädter und Sachsen verstärkte Heer bestand aus vier Heermassen unter Oudinot, dem Oberfeldherrn, Victor, Regnier und Bertrand, nebst der Reiterei unter Arrighi, und war 80 bis 90,000 M. stark, deren Bestimmung, Berlin zu erobern, der General Girard mit der Besatzung von Magdeburg unterstützte. Allein der Kronprinz machte im Kleinen denselben Operationsplan gegen dieses Heer, den die Verbündeten im Großen gegen die ganze feindliche Macht entworfen hatten. Er bildete nämlich mit s. Heere einen Bogen von Buchholz, dem äußersten linken Flügel, über Mittenwalde, Klein-Beeren, Heinsdorf, Blankenfelde, Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbrietzen, dem äußersten rechten Flügel, von wo die Russen in den Bogen einwärts gegen Jüterbock hin standen, die Preußen aber in die Mitte bis Trebbin vorgeschoben waren. Die preuß. Generale Hirschfeld und Puttlitz beobachteten jenseit Brandenburg Magdeburg. Von beiden Flügeln streiften leichte Truppen bis Wittenberg, Guben und Baruth. Der Feind drang d. 22. in jenen Bogen ein; Regnier im Mittelpunkte, Bertrand auf dem rechten, Oudinot auf dem linken Flügel. Sie griffen die Preußen bei Trebbin an, welche sich zurückzogen; hierauf stürzte sich Bertrand d. 23. auf den General Tauentzien bei Blankenfelde, wurde aber zurückgeworfen. Regnier drang bis Groß-Beeren, den Schlußstein der Bogenstellung, etwa noch zwei Meilen von Berlin, vor. Hier griff ihn aber unerwartet der tapfere Bülow an. Zugleich umging Borstell den rechten feindlichen Flügel. Die Preußen fochten im Angesichte ihrer Hauptstadt mit Heldenmuth. Nachdem eine reitende sächsische Batterie in die Flanke gefaßt und genommen war, drangen sie vor im Sturmschritt. Kein Gewehr ging, der Nässe wegen; man schlug sich mit Kolbe und Bajonnet. Groß-Beeren wird mit Sturm genommen, die Sachsen und das zweite franz. Corps wurden geworfen, und die Reiterei des Herzogs von Padua wurde versprengt. Als nun Oudinot die drei Heerscharen des Nachhalts vorrücken ließ, stürmten ihnen, sowie sie aus dem Gehölze sich entwickelten, die Russen und Schweden entgegen. Der schwedische Oberst Cardell, von einem Reiterangriff unterstützt, nahm das feindliche Geschütz. Da brach Oudinot den Kampf ab, und zog sich an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück. Er verlor 30 Kanonen und über 2000 Gefangene. Die Preußen eroberten Jüterbock, und d. 28. Luckau. Friedr. Wilh. III. errichtete hier s. tapfern Heere ein pyramidalisches Denkmal von gegossenem Eisen. K.

Großbritannien und Irland oder die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien für das vereinigte England und Schottland kam schon unter Jakob I. auf, wurde aber erst unter der Königin Anna gewöhnlich. Über das Geographische s. England, Schottland u. Irland. England wurde zuerst durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen Britannia zur römischen Provinz machten. (S. Britannien.) Als die Römer überall von den einbrechenden fremden Volkern gedrängt wurden, zog Valentinian III. 426 s. Legionen aus England zurück, und überließ die Briten ihrem Schicksale. Diese, unter der langen Herrschaft der Römer des Kriegs entwöhnt, konnten jetzt den Scoten und Picten nicht widerstehen, und suchten Hülfe bei den um die Mündung der

hnenden Sachsen, welche auch (449) unter ihren Anführern Hengist und
ach England kamen, die Scoten zwar völlig zurücktrieben, aber auch sich
England festzusetzen suchten. Durch immer neue Haufen ihrer Lands-
sonders der Angeln, verstärkt, zwangen sie die Briten, die sich lange, vorzüg-
r dem König Artur, vertheidigten, ihnen das Land zu überlassen. Die noch
bliebenen Briten mußten sich in die kleine Provinz Cambrien — das heutige
— einschränken lassen, oder flohen nach Armorica in Frankreich, welches von
n Namen Bretagne erhielt. Die Angel-Sachsen errichteten nun 7
aaten, deren Häupter sich Könige nannten, aber doch in einer gewissen Ge-
ft blieben, und allgemeine Versammlungen hielten, in welchen die das ganze
reffenden Angelegenheiten verhandelt und entschieden wurden. Vom J.
wurde die christliche Religion nach und nach unter ihnen eingeführt. Eg-
Große, König von Westsex, vereinigte (827) alle diese Staaten unter dem
England. Seine Nachfolger mußten den Normännern oder wie man sie
nd nannte, den Dänen, welche auf ihren Streifzügen zur See auch die
len angegriffen, und einen Theil des Landes erobert hatten, einen jährl.
Danegeld) zahlen. Alfred der Große weckte den Muth s. Nation aufs
rfiel die Dänen, vertrieb sie, bekriegte sie selbst in der Folge zur See und
e sich in dem Besitz s. Reichs. Sein Tod (901) war ein Verlust für
das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward.
lang behaupteten sich die Dänen unter dem König Kanut und s. Söhnen
nd. Als sie es (1041) verlassen mußten, kam der angelsächsische Prinz
r Bekenner auf den engl. Thron. Er veranstaltete eine, noch sehr man-
Sammlung aus den Gesetzen der Sachsen und Dänen, welche das gemeine
mmon Law) genannt wurde. Nachdem dieser Eduard, der letzte angel-
König (1066) ohne Kinder verstorben war, wurde Harald, Graf v. West-
er Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie,
tfernte Ansprüche auf den engl. Thron hatte, landete mit 60,000 M. in
und wurde durch das entscheidende Treffen bei Hastings (d. 14. Oct.), in
Harald blieb, Herr des ganzen Landes; er erhielt deßwegen den Beinamen,
er. Wilhelm übergab alle wichtige Ämter s. Landsleuten. Verschie-
örungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, s.
: mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England
liche Lehnrecht und schwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der
e Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende
Vasallen eifersüchtig werden mußte; so nahmen von dieser Zeit an die
sch en Frankreich und England, die beinahe 400 J. gedauert haben, ihren
Wilhelm starb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit
Scepter regiert. Ihm folgte s. zweiter Sohn Wilhelm II., der eben so
rte, dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von s. ältesten Bruder, Ro-
Besitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verschie-
lten Freiheiten wiedergab, übrigens aber s. Habsucht und Herrschbegierde
offerte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er s. an den
ottfried v. Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kron-
kennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber
laßt wurde, daß England hernach beständig von fremden Geschlechtern be-
rden ist. Ungeachtet dieser Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode
Schwester Adela Sohn, Stephan, Graf v. Blois, von der Nation als
kannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II.
einamen Plantagenet Grafen v. Anjou, zum Nachfolger hatte. Hein-
: einer der mächtigsten Könige Englands; außer der Normandie, s. müt-
rbtheile, erbte er von s. Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt

mit s. Gemahlin, Eleonora von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich sich hatte scheiden lassen, Guienne, Poitou und andre Landschaften, sodaß er fast den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, besaß. Aber eben dieses Verhältniß wurde auch Veranlassung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er starb 1189 — war zwar durch s. kriegerischen Unternehmungen glänzend, aber, besonders gegen das Ende durch Streitigkeiten mit den Geistlichen und die Empörungen s. Söhne, sehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war s. Sohn, Richard Löwenherz (s. d.), so benannt wegen s. außerordentlichen Tapferkeit gegen die Sarazenen. Daß er von der Nation geliebt wurde, beweist wol der Umstand, daß man selbst Kirchengefäße einschmolz, um das für s. Befreiung aus der Gefangenschaft in Östreich geforderte Lösegeld von 150,000 Mark Silber aufzubringen. Während Richards Abwesenheit waren in England Unruhen und ein neuer verderblicher Krieg mit Frankreich entstanden. Ihm folgte (1199) s. Bruder Johann, ein schwacher Regent, der, in einem Kriege mit Frankreich, die Normandie und andre Länder verlor, in den Streitigkeiten mit dem Papste sich große Demüthigung gefallen lassen mußte, und von s. Unterthanen gezwungen wurde, ihnen den großen Freiheitsbrief (Magna Charta, the great Charter) zu geben (1215) (s. d.). Dieses Grundgesetz ist von verschiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. Neue Streitigkeiten mit den Großen des Reichs hatten die Folge, daß Johann von ihnen der Regierung entsetzt und nach Schottland zu flüchten genöthigt wurde, wo er (1216) starb. Er heißt, weil er aus England vertrieben wurde, in der Geschichte Johann ohne Land. Sein Sohn Heinrich III. hatte eine lange, aber durch eigne Schuld unruhige Regierung; unter ihm entstand seit 1265 das Unterhaus des Parlaments, oder das Haus der Gemeinen. Unter s. Nachfolgern war Eduard III. (von 1327—1377) einer der mächtigsten Könige Englands. Er entzog sich der Oberherrschaft des Papstes, und eroberte einen beträchtlichen Theil Frankreichs, weßwegen er den Philipp, König von Frankreich, annahm, den s. Nachfolger bis 1801 geführt haben. Diese Eroberungen gingen zum Theil noch bei Eduards Leben, aber fast gänzlich unter s. Enkel und Nachfolger, Richard II., verloren. Richard, der die Rechte der Nation verletzt hatte, verlor den Thron und im Gefängnisse das Leben (1399). Nun entstanden zwischen den beiden von Eduard III. abstammenden Familien Lancaster und York wegen der Thronfolge Streitigkeiten, die beinahe ein Jahrhundert hindurch dauerten. Sie werden der Streit zwischen der rothen und weißen Rose genannt, weil die Familie Lancaster eine rothe, York aber eine weiße Rose im Wappen führte. Heinrich VII., Graf v. Richmond, aus dem Hause Lancaster, bestieg (1485) den engl. Thron, und vereinigte durch s. Heirath mit Elisabeth aus dem Hause York das Interesse beider Familien, deren übrige Mitglieder durch Ränke, Mord und öffentliche Hinrichtungen ganz aufgerieben worden waren. Nachdem einige von Mißvergnügten erregte Unruhen gedämpft worden waren, gelang es England in einen ruhigen Zustand, welchen es diesem Heinrich VII., dem man den Beinamen des engl. Salomo gab, verdankte. Mit ihm begann die Reihe der engl. Regenten aus dem Hause Tudor (ein Name, den Heinrichs Großvater geführt hatte), die mit Elisabeth endigte. Sein Sohn, Heinrich VIII., unternahm viel, aber immer ohne wichtige Folgen. Er hätte in dem großen Streite zwischen Karl V. und Franz I. einen entscheidenden Einfluß haben können, wäre er nicht zu wankelmüthig gewesen, und wäre er nicht immer den Ansichten s. ersten Ministers, des Cardinals Wolsey, gefolgt, den persönlicher Vortheil von einer Partei zur andern hinzog. Durch den Besitz von Calais war es den Engländern leicht, in Frankreich, so oft sie wollten, zu landen; doch gingen Heinrichs Eroberungen daselbst bald wieder verloren, und nur Calais blieb ihm noch. Die Kirchenverbesserung in Deutschland erregte auch in England Aufsehen; ungeachtet des strengen Verbots wurden die

schriften häufig daselbst gelesen. Heinrich VIII., nicht ohne gelehrte Kennt- sonders in der scholastischen Theologie, unternahm es, die Lehre der römi- rche von den sieben Sacramenten in einer eignen Schrift zu vertheidigen, uther mit Heftigkeit widerlegte, Papst Leo X. aber dadurch ehrte, daß er dem Könige den Beinamen Beschützer des Glaubens gab; ein Titel, den stantischen engl. Könige noch jetzt führen. Das Ansehen des Papstes war England sehr groß, und der Betrag, der aus diesem Lande jährl. nach Rom n Geldsummen sehr bedeutend gewesen. Dies hörte auf, als König Hein- 34) mit dem römischen Stuhle brach, weil der Papst, aus Furcht vor dem in die Ehescheidung, zwischen Heinrich und s. Gemahlin Katharina von m, einer Verwandtin Karls V., zu willigen zögerte. Heinrich kündigte ste allen Gehorsam auf, zog nach und nach verschiedene Klöster und Ab- erklärte sich für das Oberhaupt der Kirche, behielt aber doch die Hauptleh- mischen Kirche bei. Die Reformation fand indessen viele Anhänger, und schiedenheit der Meinungen, sowie das Einziehen der Kirchengüter, veran- cherlei Unruhen. Heinrich suchte, wie sein Vater schon gethan hatte, die Gewalt zu vergrößern. Unter diesem war das erste große Kriegsschiff in gebaut worden. Heinrich VIII. schuf die erste Flotte, mußte aber, um sie nen, fremde Seeleute von den Schiffen der Hansestädte, Genueser und er, welche damals die erfahrensten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er ein Admiralitätsamt, und wies für s. Marine Besoldungen an. Nach s. 47) folgten ihm s. drei Kinder nach einander in der Regierung. Eduard VI., von sanftem Charakter und ein großer Freund der Reformation, grün- anglikanische (bischöfl.) Kirche. Seine Halbschwester Maria (1553) in einem ganz entgegengesetzten Geiste, und vermählte sich, um einen aus- sichern Beistand zu haben, mit Philipp II. von Spanien. Diese Verbin- che für keinen der beiden Theile die gehofften Vortheile gewährte, in Eng- viel Mißvergnügen verursachte, hatte die Folge, daß England in einen t Frankreich verwickelt wurde, in welchem es s. letzte Eroberung daselbst, 558), verlor. Maria starb (1558) gehaßt wegen der häufigen Hinrich- urch welche sie die Reformation in England zu unterdrücken gedachte. Mit wartungen des größten Theils der Nation stieg aus dem Kerker, in wel- t ihr Leben nicht selten in Gefahr gewesen war, Elisabeth auf den Thron, te die Hoffnungen des Volks. Durch Festigkeit im Handeln und kluges der Umstände hob sie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Grö- ründete seine nachherige Macht. Sie besänftigte mit Klugheit die Par- b führte die Reformation nach der noch jetzt bestehenden bischöfl. Einrich-

Sie ermunterte den Kunstfleiß der Nation, beförderte besonders die anufacturen, auch durch Aufnahme vieler vom festen Lande wegen der Re- rtriebenen, und begünstigte den auswärtigen Handel. Um die noch vor- Mängel kennen zu lernen, reiste sie öfters im Lande umher. Dadurch, Reformirten in Frankreich und die Niederländer gegen Spanien unter- rschaffte sie sich Ansehen im Auslande. Ihre Verhältnisse mit Spanien sie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger zu unterhalten. 1603 be- Flotte aus 42 Schiffen, mit 8500 Seeleuten bemannt. Die größten eute dieser Zeit waren Franz Drake, der, zuerst nach Magellan, die Reise de machte, und Walther Raleigh (s. d.), der die erste engl. Colonie in ika gründete. Phillpp II., König von Spanien, den Elisabeth auf mehr rt gereizt hatte, rüstete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Namen der unüberwindlichen gegeben hatte, gegen sie aus. Ohne eine Seeschlacht wurde mehr als die Hälfte dieser Flotte, durch Stürme und af einzelne Schiffe, vernichtet. Ein Flecken in Elisabeths Regierung ist

die Hinrichtung der, obschon nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Elisabeth (s. d.) starb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hause Tudor aus.

Jakob, König von Schottland, aus dem alten schottischen Hause der Stuarte abstammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Elisabeth (seine Urgroßmutter Margaretha war eine T. Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Elisabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England bestimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geschah jetzt auf die ruhigste Art; England erhielt einen schottischen König zum Regenten. Jakob I. wurde ohne Widerspruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt s. Regierung haben konnte, so wenig erfüllt als er. Statt aus den politischen Umständen, besonders bei dem Friedensschlusse mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können, beschäftigte er sich mit theologischen Streitigkeiten und mit Bücherschreiben. Er war, wider den Willen s. Mutter, in der protestantischen Religion nach den Grundsätzen der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er s. Gesinnung, und begünstigte, wie Elisabeth, die bischöfl. Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieses Benehmen, sowie s. Bemühungen, die königl. Gewalt auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiösen als politischen Parteien (Hof- und Landpartei) den Ursprung, welche in der Folge als Tories und Whigs die öffentliche Meinung in England so oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter diesen Umständen geschah fast nichts zum Besten des Landes. Jakob konnte selbst keine genauere Vereinigung s. beiden Reiche, die bloß den Namen Großbritannien gemein hatten, bewirken. England und Schottland behielten jedes s. eigne Verfassung und s. eignes Parlament. In diesem unsichern Zustande hinterließ Jakob (1625) den Thron beider Reiche s. Sohne Karl I. Dieser in den despotischen Grundsätzen des Vaters erzogen, selbst von unbeugsamem Geiste, und durch Günstlinge irre geleitet, wollte die königl. Macht noch weiter ausdehnen und die bischöfl. Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete s. Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Besitz von Nordamerika gewesen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widersetzte sich dem Willen des Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er sahe sich endlich (1641) genöthigt, dem königl. Rechte, das Parlament aufzuheben, zu entsagen. In diesem Parlamente hatte sich Oliver Cromwell (s. d.), einer der Mißvergnügten, auszeichnet. Bald stand er an der Spitze des Heers, welches das Parlament den Truppen des Königs entgegenstellte. Karl, überall im Felde geschlagen, von den von ihm früher gereizten Schotten, zu denen er im Unglück s. Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterl. dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei im Heere, die Independenten, Cromwell an ihrer Spitze, mit Ungestüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30. Jan. 1649 öffentlich hingerichtet. Dieses bis dahin beispiellose Verfahren erregte im Auslande nicht die geringste politische Bewegung, sondern bloß eine literarische Fehde, besonders von Seiten einiger niederländischen und franz. Schriftsteller, denen der bekannte Dichter Milton, Cromwell's geheimer Secretair, antwortete. Nach Karls Tode führte das Parlament die Regierung, doch war es Cromwell, der insgeheim Alles leitete. Karl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterstützt, in

d eingedrungen, mußte aber, von Cromwell (1651) bei Worceſter geſchlagen, land eine Freiſtätte ſuchen. Cromwell richtete bald nachher das Parlament Willkür ein, und übernahm die vom Heer ihm übertragene Regierung. Un- Titel eines Protectors regierte er mit unumſchränkter königl. Gewalt. Im de gefürchtet, hob er England, beſonders deſſen Seemacht, auf eine hohe es Anſehens. Einen zweijähr. Krieg zur See mit den Niederländern en- (1654) durch einen vortheilhaften Frieden, in welchem die Vereinigten i die Herrſchaft der Engländer zur See anerkennen mußten. Durch einen lücklichen Krieg entriß er Spanien die Inſel Jamaica, und erwarb für Eng- nkirchen und Mardyk. Er ſtarb 1658 im höchſten Glanze ſ. Anſehens. ohn, Richard Cromwell, wurde zwar zum Protector ernannt, aber ſ. Abnei- gen dieſe Würde, und die Menge der Parteien, die ſich erhoben, bewogen ihn, erung niederzulegen, und ſich in das Privatleben zurückzuziehen. Es ent- n eine Anarchie, die damit endigte, daß die königl. Partei, vom Heere unter eral Monk unterſtützt, Karl II. zurückrief, der (29. Mai 1661) den väter- ron wieder beſtieg. Karl II. that bald alles Das, was ſ. Vater das Leben atte, und ſelbſt noch mehr, ganz ungehindert. Man hatte ihm anfangs künfte ausgeſetzt, daß er in dieſer Rückſicht unabhängig von der Nation r ſ. Hang zur Verſchwendung verleitete ihn, Dünkirchen und Mardyk an h zu verkaufen. Ein ohne hinlänglichen Grund mit den Holländern an- r Krieg, in deſſen Lauf der kühne Admiral Ruyter die engl. Kriegsſchiffe hemſe verbrannte, wurde durch den Frieden zu Breda (1667) mehr zum der Holländer geendigt. Ein zweiter Krieg mit eben dieſer Nation, der handel der Engländer ſehr nachtheilig war, wurde durch den Frieden zu ter 1674 geendigt. Bei der immer zunehmenden Willkür des Königs nicht an Mißvergnügten fehlen; die ſchon unter Jakob I. entſtandenen wurden jetzt Tories und Whigs genannt. Den Abſichten des Königs, die ligion, zu welcher ſ. Bruder Jakob ſich öffentlich bekannte, wieder einzu- te das Parlament (1673) die Teſtacte (ſ. d.), durch welche die Katho- llen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen wurden, entgegen, ſowie den will- Verhaftungen die Habeas-Corpus-Acte (ſ. d.). Karl handelte größ- nach Frankreichs Abſichten; in den letzten vier Jahren ſ. Lebens regierte ränkt und ohne Parlament. Die engl. Seemacht, die unter ihm auf , darunter 58 Linienſchiffe, vermehrt worden war, verfiel in den letzten Jakob II., der ſ. Bruder (1686) auf dem Throne folgte, und ein trefflі- nann war, gab ihr den vorigen Glanz wieder, und vermehrte ſie bin- ihren auf 173 Schiffe. Weniger weiſe und für ihn ſelbſt am nachthei- ren ſ. übrigen Handlungen. Er wollte mit Gewalt die königl. Macht nkt machen und die kathol. Religion wieder einführen. Er fand mäch- rſtand. Als nun ſ. 2. kathol. Gemahlin einen Prinzen gebar, rief die Whigs des Königs Schwiegerſohn, Wilhelm v. Oranien, Statthalter ten Niederlande, zu Hülfe. Dieſer, von den Niederländern unterſtützt, v. 1688) in England, und ohne daß ein Tropfen Blut bei der Revolu- engl. Geſchichtſchreiber dieſe Begebenheit nennen) vergoſſen wurde, floh . Familie nach Frankreich.

lm III. wurde zum König von England ernannt, doch unter gewiſſen, ill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) beſtimmten Einſchrän- önigl. Gewalt. Durch dieſe Regierungsveränderung wurde die alte Englands hergeſtellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl ngemeſſenere Form. England erhielt ſeit dieſer Zeit ein weit größeres vorher unter den europäiſchen Staaten. Wilhelm blieb fortwäh- alter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung bei-

der Länder entstand, die, zum größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit wurde festgesetzt, und (1694) zu London die Bank von England — dieses Meisterstück der Finanzwissenschaft — mit einem Fond von 1,200,000 Pf. St. errichtet. Damals wurde durch ein von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900,000 Pf. der Anfang der fundirten engl. Nationalschuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick (20. Sept. 1697) geendigt wurde, erlitt die franz. Flotte bei la Hogue (1692) eine große Niederlage; seitdem erhob sich Englands Übermacht zur See. Die engl. Flotte bestand bei K. Wilhelms Tode (1702) aus 225 Schiffen. Da er keine Kinder hinterließ, so wurde die Schwester s. vor ihm verst. Gemahlin, Anna (s. d.), Jakobs II. zweite T., Königin. Die Regierung dieser, obwol am Geiste schwachen Königin gehört unter die glänzendsten Perioden der engl. Geschichte. Der schon von Wilhelm durch die Verbindung mit Östreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (spanischer Successionskrieg) wurde am 15. Mai 1702 erklärt und theils zu Lande unter Marlborough theils zur See mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde (1704) erobert, und die spanische Seemacht im Laufe dieses Kriegs größtentheils vernichtet. Während desselben ward auch die, von verschiedenen der vorhergehenden Könige vergebens versuchte Vereinigung Englands und Schottlands in Ein Königreich, unter dem Namen Großbritannien (1707) zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten, und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen schottischen, ein gemeinschaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna (sie war mit einem Prinzen Georg von Dännemark vermählt gewesen) ihre 6 Kinder verloren hatte, mit Ausschließung der, mit der Familie der Stuarte näher verwandten katholischen Häuser, Savoyen und Orleans, durch eine Parlamentsacte (1708) der verwittweten Kurfürstin von Hanover, Sophie, Enkeltochter Jakobs I. und ihren Nachkommen zugesichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna und vielmehr der sie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In diesem Frieden erhielt England von Frankreich verschiedene Besitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorca, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Assientotractat. Unter den verschiedenen Ursachen, welche England zu diesem, von Vielen getadelten, Frieden bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, der auch durch die an andere Mächte bezahlten Hülfsgelder, verursachte, keine der unerheblichsten. Englands Nationalschuld war durch denselben fast um 50 Mill. Sterl. vermehrt worden. Aber England nahm auch nun den entscheidenden Ton an, den es seitdem in allen wichtigen Welthändeln geführt hat. Die lange Ruhe, welche dieser Friede eine Zeitlang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Der Gewerbfleiß wurde wieder geweckt, und die Künste des Friedens befördert. Anna starb d. 12. Aug. 1714, und dem Parlamentsschlusse gemäß bestieg Georg Ludwig, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jakobs I., unter dem Namen Georg I., seyn den engl. Thron. Diese Regierungsveränderung brachte auch einen Wechsel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden strenge Maßregeln ergriffen. Unter Georgs I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Ansehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König scheuete, verhinderte sein in Unterhandlungen großes und thätiges Talent, und sein friedlich gesinnter erster Minister, Robert Walpole, unterstützte ihn dabei. Nicht ungegründet scheint indessen die Behauptung zu sein,

friedlichen Jahre seiner Regierung wol die Mittel hätten verschaffen können, malige Nationalschuld, wo nicht ganz abzutragen, doch wenigstens sehr zu ver-m. Georg starb d. 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nach-Georg II., setzte alle Verbindungen seines Vaters und dessen Entwürfe, das gewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche System des noch immer Spitze des Ministeriums stehenden Walpole wurde (1739) durch einen Han-g mit Spanien gestört, den die Nation laut verlangte. Ungeachtet der weit jenen Streitkräfte Englands wurde dieser Seekrieg in Amerika nicht mit dem il geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem rbfolgekrieg (1740), als Bürge der von Karl VI. errichteten pragmati-Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterstützte England s. Bundesgenos-streich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia), nur insge-nd durch Hülfsgelder, aber seit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem bfertige Walpole, als ein Opfer der Parteisucht, s. so lange behauptete Stelle sten Ministers dem Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Geg-nkreichs, hatte überlassen müssen, erklärte sich England öffentlich gegen Frank-d dessen Verbündete. Es wurde in Deutschland eine Armee (die pragma-nannt) zusammengezogen, an deren Spitze Georg II. selbst bei Dettingen ni 1743) das Schlachtfeld gegen die Franzosen behauptete. Die überlegene otte schlug die französische (22. Febr. 1744) bei Toulon, und behielt nach-Oberhand zur See. Während dieses Kriegs machte der Prinz Eduard, es Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jakob II., durch Frankreichs ützung zweimal einen Versuch, in Schottland zu landen. Der erste wurde vereitelt; besser gelang der zweite (1745), bis Eduard bei Culloden (s. d.) gänzlich geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Der Friede zu Aachen t. 1748) endigte diesen Krieg. England erhielt, ungeachtet s. Siege und genheit, außer dem Versprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht u unterstützen und die Thronfolge des Hauses Hanover in England anzuer-bloß einige Handelsvortheile, die gegen die große Schuldenlast, welche die üstungen und die an Östreich, Sardinien, Dänemark, Sachsen und an-tsche Fürsten bezahlten Hülfsgelder verursacht hatten, in keine Betrachtung Die seit 1739 mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wurden 1750 aen Vertrag beigelegt, in welchem England den Assiento — die Veranlas-selben — gegen eine Geldentschädigung aufgab. Um diese Zeit (1740 — atte Anson s. Reise um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schiff-tzliche Entdeckungen gemacht. Bei der Aussicht auf einen langen Frieden, h bald verschwand, war man darauf bedacht, die auf mehr als 75 Mill. Pf. ewachsene Nationalschuld wenigstens in Ansehung der Zinsen zu vermin-d setzte diese großentheils auf 3 pCt. herab. Dies sind die sogen. consoli-der drei Procent Stock. Von den an den Zinsen ersparten 800,000 Pf. einigen andern Zuflüssen wurde ein zur allmäligen Bezahlung der Schuld ter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche et worden ist. Grenzstreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vor-den Verträge nicht beseitigt worden waren, veranlaßten (1755) einen neuen it Frankreich, der sich auch auf das feste Land verbreitete, wo er u. d. N. des rigen bekannt geworden ist. England, dessen Angelegenheiten von 1758 l der große Pitt (Lord Chatam) leitete, entriß in diesem Kriege den Franzo-n Seemacht ungleich schwächer war, viele ihrer auswärtigen Besitzungen, hte in Ostindien (unter Clive) große Eroberungen. K. Georg II. war im ses Krieges (1760) gestorben, und hatte s. Enkel Georg III. zum Nachfol-nter ihm wurde der Krieg, zu welchem seit 1762 auch ein Krieg mit Spa-ommen war, durch den Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) geendigt: Eng-

land behielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen so glücklichen Krieg geführt, deßwegen entstand auch über die am Ende desselben bis auf 143 Mill. Pf. St. angewachsene Nationalschuld kein Murren. Die Zahl der engl. Kriegsfahrzeuge rechnete man auf 374, die Besatzung derselben auf 100,000 M., und das Geschütz über 14,000 Kanonen. Unruhen im Innern von England, welche durch Streitigkeiten über Preßfreiheit veranlaßt wurden, häufige Veränderungen der Minister, Cook's Entdeckungsreisen, und die mit abwechselndem Glück geführten Kriege in Ostindien sind die Begebenheiten des nächsten zehnjährigen Zeitraums. Wichtiger war der Streit mit den Colonien in Nordamerika (1774), welche die Minister besteuern wollten. Durch ihre unklugen und schwankenden Maßregeln brach 1775 ein Krieg aus, an welchem Frankreich (1778) und später auch Spanien Theil nahm. Durch die bewaffnete Neutralität (1780) der nordischen Mächte gereizt, griff England auch noch die vereinigten Niederlande an. Allein es konnte die nordamerikanischen Colonien nicht bezwingen; England foderte daher den Frieden. Dieser wurde 1783 zu Versailles geschlossen. Der wichtigste Artikel desselben war, daß England die Unabhängigkeit der 13 Vereinigten nordamerik. Staaten anerkannte. Wenn auch England durch diese Trennung s. Colonien keinen bedeutenden Verlust erlitten, weil es nun nicht mehr die großen Kosten zu ihrer Vertheidigung, wie vorher, aufwenden darf, und s. Handel in gewisser Rücksicht dabei gewinnt: so hat es doch in diesem neuen Freistaat einen Nebenbuhler zur See und im Welthandel zu fürchten. Übrigens hatte jener Krieg die Nationalschuld bis auf 240 Mill. Pf. St. erhöht.

Mit dem Aufblühen des selbständigen Nordamerika und mit den Erschütterungen der politischen Weltordnung, welche die französ. Revolution hervorbrachte, beginnt Großbritanniens neueste Geschichte. Am 1. Febr. 1793 kündigte der Nationalconvent des republikanischen Frankreichs England den Krieg an. Dieser wurde bald ein Kampf auf Tod und Leben. Englands Anstrengungen waren außerordentlich. Es wurden ansehnliche Truppenmassen auf das feste Land geschickt oder daselbst in Sold genommen; die engl. Seemacht verbreitete sich über den ganzen Ocean und wirkte in beiden Indien, im Canal, und im mittelländischen Meere; man zahlte (bis 1801 über 12. Mill. Pf. St.) Hülfsgelder an Sardinien, Preußen, Hessen-Kassel, Östreich, Portugal, Rußland und die franz. Ausgewanderten; man verstärkte diese Anstrengungen, als später die Holländer und Spanier auf die Seite der Franzosen traten. Die Ergebnisse des Landkrieges waren für die Coalition meist unglücklich; indeß gab die Eroberung von Toulon und Corsika (1793) den britischen Waffen einen neuen Glanz, nur daß weder das eine, noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von den Engländern die meisten franz. und holländ. Besitzungen in beiden Indien und in Afrika genommen. Howe's Sieg über die brester Flotte (1. Juni 1794), die Niederlage der spanischen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der holländischen bei Camperdown (11. Oct. 1797) setzten die Briten in den Besitz der Seeherrschaft. Die feindlichen Küsten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben zerstört, die franz. Seemacht äußerst geschwächt und die holländische Flotte sogar nach England abgeführt (30. Aug. 1799), nachdem zuvor durch den glänzenden Sieg bei Abukir (1. Aug. 1798) die Unternehmung auf Ägypten gelähmt und der Grund zu einer neuen Coalition gelegt worden war. Zu gleicher Zeit überwältigten die Briten in Ostindien ihren mächtigsten Widersacher Tippo Saib, eroberten (4. Mai 1799) s. Hauptst. Seringapatnam, erbeuteten unermeßliche Schätze, und vereinigten den größten Theil des Königreichs Mysore mit ihren Besitzungen. Unterdeß hatten sie durch die Gewaltthätigkeiten, die sie sich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten und durch ihre Eingriffe in das Seerecht der Völker die nordische Coalition veranlaßt, in welcher Rußland, Dänemark

weden und Preußen zusammentraten (1800—1801), um die Rechte der Neu-
n mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Die engl. Regierung ergriff dagegen
liche Maßregeln. Aber dieser Zwist endigte schnell. Das Haupt des nordischen
des, Kaiser Paul, starb (23. März 1801) u. Dänemark ward durch die Schlacht
kopenhagen gezwungen (2. April), wieder eine friedliche Haltung anzunehmen.
öste sich der Bund auf; man verglich sich, ohne den Hauptpunkt des Strei-
s erledigen und die Preußen räumten das von ihnen besetzte Hanover wie-
Mittlerweile hatte sich Frankreich mit allen s. Feinden auf dem Festlande ver-
; nun foderte auch in England die öffentliche Stimme den Frieden. Die
tsschuld war nämlich auf 451 Mill. Pf. St. gestiegen; Theurung und Ab-
brachten das Volk zur Verzweiflung; der Zweck des Krieges, die Wiederher-
g der Bourbons, erschien als Unmöglichkeit. Das neue Ministerium (Ad-
n-Hawkesbury) schloß daher den Vertrag von Amiens (25. März 1802), der
olchen Anstrengungen und nach solcher Überlegenheit im Kriege nur geringe
eile gewährte: die Insel Trinidad, den holländischen Antheil von Ceylon,
s freie Einlaufen in den Hafen des Caps. Die Nation war jedoch mit die-
riedensbedingungen sehr unzufrieden; auch reizte Napoleon den britischen
durch neue Anmaßungen; England erklärte daher den Krieg an Frankreich
. Mai 1803. Die Franzosen nahmen Hanover in Besitz, gaben ihrem
ystem gegen England die größte Ausdehnung, schlossen Bundesverträge mit
d, der ital. Republik und später mit Spanien, und drohten mit einer Lan-
uf England. Pitt, der wieder ins Ministerium getreten war, zerstreute die
r der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem festen Lande erregte (1805).
führte derselbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen. Dage-
haupteten die Briten auf allen Meeren die Herrschaft, und die Schlacht bei
gar (21. Oct. 1805), in der jedoch Nelson fiel, krönte ihren Ruhm. Pitt
m 23. Jan. 1806. Das neue Ministerium — Grenville, Addington, Fox
: zum Frieden geneigt, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem
ch-russischen Kriege gemacht hatte, und nach dessen feindseligen Decreten von
und Mailand, konnte man sich nicht mit ihm versöhnen, ohne s. Herrschaft
s Festland anzuerkennen. Man richtete daher alles Bestreben darauf, die
ne Macht zur See zu behaupten und zu erweitern. Allein die Zerstörung
penhagen und die Hinwegführung der dänischen Kriegsflotte (Sept. 1807)
rte die Feinde Englands; selbst Rußland brach alle s. Verbindungen ab.
h wurde die von den Kaisern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus
König erlassene Einladung zum Frieden verworfen, weil England Joseph Bo-
s König von Spanien nicht anerkennen wollte. Schon hatte ein nach
al gesandtes engl. Heer den franz. General Junot und die im Tajo liegende
Flotte zur Capitulation (30. Aug. und 3. Sept. 1808) genöthigt. Die
r, die gegen Frankreich aufgestanden waren, wurden mit Geld, Kriegsbedürf-
nd Truppen unterstützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die ioni-
nseln bis auf Corfu und St. Maura wurden erobert, und eine Expedition
rn) gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809);
im folg. J. Guadeloupe, St. Martin, St. Eustach, Amboina, Bourbon
e de France sich den Briten ergaben. Bald nachher machte die wiederkeh-
emüthskrankheit des Königs eine Regentschaft nothwendig, welche das Par-
dem Prinzen von Wales übertrug. Für den von der engl. Regierung nie
r Auge verlorenen Gesichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht
önne, es trete denn in s. alten Grenzen zurück und huldige wieder s. alten
nhause, eröffnete der Feldzug von 1812 neue Hoffnungen. Bald war
die Seele der Coalition, die sich auf dem Festlande bildete; überall hin er-
Goldströme. Mit ansehnlicher Macht drückte es auf die sinkende Sache

der Franzosen in Spanien. Ein neuer Krieg mit den nordamerikanischen Staaten, der aber durch den Frieden zu Gent (24. Dec. 1814) beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle s. Kräfte auf die europäischen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendsten Erfolge krönten so große Anstrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzosen befreit, an der Spitze der vereinigten englisch-spanisch-portug. Macht über die Pyrenäen und drang bis Bordeaux und Toulouse vor. Es erfolgte die Entthronung Napoleons, die Wiederherstellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatensystems. England gab im Frieden alle Eroberungen an Frankreich zurück, mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da es aber zugleich von den holländischen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice, sowie von den dänischen Helgoland und von den ital. Malta behielt, und die Protection über die ionischen Inseln überkam, so war der Gewinn in Hinsicht auf Landbesitz und politisches Gewicht sehr bedeutend, zumal da zu derselben Zeit sich ihr ostindisches Reich auch noch durch die Eroberung der Besitzungen des Königs von Candy erweiterte, sodaß nun ganz Ceylon der britischen Krone unmittelbar gehört. Auch Hanover erhielt beträchtliche Erweiterungen und die Benennung eines Königreichs. Bonaparte's Rückkehr änderte nichts an diesem mannigfaltigen Erwerb. Die britischen Waffen erwarben neuen Ruhm in der Schlacht bei Waterloo, in deren Folge Bonaparte sich d. 13. Juli 1815 den Engländern überlieferte.

Seit 1815. So war Englands Politik seit 23 Jahren durchaus kriegerisch gewesen; alle Kriege des europäischen Continents gegen das revolutionaire, wie gegen das streng monarchische Frankreich waren von England angefacht und mit englischem Geld unterhalten worden. Endlich war der Zweck erreicht, nicht nur der alte Königsstamm wieder auf den Thron gesetzt, sondern auch Frankreich gedemüthigt, in s. alten Grenzen zurückgedrängt, als Seemacht vernichtet, vom Welthandel so gut wie ausgeschlossen. Aber auch für England hatte der Sieg bittere Früchte getragen, welche nun erst nach mehren Friedensjahren zur rechten Reife kamen. Eine Schuldenmasse, deren Capital die Summe vierzigjähriger Einkünfte des Reichs überstieg, und eine Zerrüttung der innern Verhältnisse der Nation, welche die größten Gefahren drohte, foderten das Ministerium zu den vorsichtigsten aber auch kühnsten vollsten Maßregeln auf. Die leichtsinnige Meinung, daß der Krieg dem Staat ebenso große Mittel des Wohlstandes eröffne, als er Kräfte verschlinge, war durch die That widerlegt worden, und Niemand zweifelte mehr an der Richtigkeit der Berechnungen, welche selbst von einem ministeriellen Schriftsteller (Lowe „The present state of England in regard to agriculture, trade and finance" Lond. 1822; deutsch von L. H. von Jakob, Lpz. 1823) angestellt, das entgegengesetzte Resultat darlegen. Sparsamkeit und Vermeidung aller außerordentlichen Ausgaben, besonders aller Kriege, ist daher seit 1815 das erste Gesetz der Verwaltung gewesen, u. Englands Politik dadurch eben so friedlich geworden, als sie vorher kriegerisch war. Obgleich dem Grundsatz, welcher von den übrigen europäischen Mächten ausgesprochen ist, daß das europäische Staatensystem berechtigt sei, gewaltsame Störungen des Bestehenden überall mit Waffengewalt zu unterdrücken, dem Rechte der bewaffneten Intervention, von der engl. Regierung förmlich widersprochen wurde: so hat man sich doch wol gehütet, der entgegengesetzten Ansicht durch etwas mehr als eine bloß wörtliche Erklärung zu begegnen. Nur wo die Vergrößerung einer ohnehin schon kolossalen Macht zu befürchten war, in den Verhältnissen Rußlands mit der Türkei, hat das englische Cabinet mit thätiger Vermittelung eingegriffen, u. s. Zweck, die Erhaltung des Friedens erreicht. Mit dem Eintritt Canning's in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, nach Londonderry's (s. d.) Selbstmord, am 12. Aug. 1822, entfernte sich die britische Politik von dem Gange der Conti-

alpolitik. Großbritannien blieb neutral in dem spanischen Feldzuge Frank- s 1823; es gestattete Privatpersonen, die Sache der Griechen zu unterstützen, erkannte das Blokaderecht der griechischen Insurgenten an; es schloß mit den n amerikanischen Freistaaten, die es 1825 förmlich anerkannte, Handels- und desverträge; es glich Portugal mit Brasilien aus; es unterstützte, als Portu- alter Alliirter, durch Truppensendung die Sache der Constitution und der Re- chaft seit dem Ende 1826, und hinderte Spanien, gewaltsam einzuschreiten; ning selbst hatte sich schon früher nach Paris begeben, um sich mit dem französ. nette über die Beruhigung der Halbinsel zu vereinigen, und die drei großen mächte Östreich, Rußland und Preußen, überließen dem brit. und dem französ. nette die Leitung dieser Angelegenheit. Zugleich vereinigte sich das britische ret (4. April 1826 zu St. Petersburg) mit dem russischen, um die Pforte zum geben in der griechischen Sache zu bewegen, und nöthigen Falles zu zwingen. gen entstand über den Grundsatz der Reciprocität, welcher das Princip der elsfreiheit bedingte, eine Spannung mit den Vereinigten Staaten. Dieses iltniß, sowie der Einfluß der theokratischen Partei auf das französ. Cabinet, t die raschere Entwickelung des politischen Systems, das Canning im Parlam. 2. Dec. 1826 fast zu kühn andeutete, gegenwärtig um so mehr, da er, nach iverpool's Krankheit, am 11. Apr. 1827 an die Spitze des Ministeriums trat, ndem er sich mit den Whigs (Landsdown, Burdett, Brougham, Holland, le u. A.) förmlich vereinigte, die mächtige Partei der Tories (Wellington, El- hathurst, Westmoreland u. A.) zur Opposition aufrief.

In der innern Staatsverwaltung sind in dieser Zeit zwar wichtige Schritte en, welche aber das Gepräge jener langsamen Entwickelung an sich tragen, erhaupt den Charakter der großbritannischen Gesetzgebung ausmacht, und olge jener fest verketteten Herrschaft der wenigen großen Landeigenthümer zu eint. Ungeachtet aller Ersparnisse in der Verwaltung, besonders der großen tion der Kriegsmacht, lasteten doch noch so große Bürden auf dem Volke, und ie schlechten Ernten 1816 u. 17 war die Noth der Fabrikarbeiter so gestei- rden, daß 1819 eine wahre Verzweiflung sich dieser Classe der Nation zu be- zen schien. Im Jun. 1819 fingen die Unruhen in den Manufacturgegen-

Das Recht der Engländer, sich zu versammeln, um über ihr gemeinschaft- Interesse zu berathen, wurde von echten Demagogen, besonders dem bekann- nt benutzt, und überall war eine gänzliche Reform der Parlamentswahlen, rliche Erneuerung des Parlaments ein Hauptartikel in dem politischen Glau- kenntnisse der Versammlungen. Sie gingen so weit, schon Deputirte zu el- uen Parlamente zu wählen, und man wußte nicht, was ein versammelter von vielen Tausenden ja Hunderttausenden vielleicht am nächsten Tage un- nen werde. Daher wurden ernstere Maßregeln ergriffen. Eine solche Ver- ung zu Manchester am 16. Aug. 1819 wurde von den dortigen Stadtbeam- ch die Landwehr (die Yeomanry, aus den wohlhabenden Bürgern bestehend) ragoner auseinander getrieben, wobei Viele verwundet und getödtet wurden. tadtbeamten wurde fast allgemein der Vorwurf gemacht, daß sie nicht nur oth Gewalt gebraucht hätten, sondern, daß auch die Form keineswegs beob- orden sei. Es kam zu gerichtlichen Anklagen gegen die Beamten, welche r mit Freisprechungen endigen konnten. Doch nahmen diese Bewegungen sical-Reformers) einen immer bedenklichern Charakter an, und das rium fand sich genöthigt, dem Parlamente noch am Ende des Jahres außer- che Maßregeln vorzuschlagen, wie wenige Monate zuvor auch in Deutsch- f fünf Jahre beschlossen worden waren. Diese wurden noch am Ende des gleichfalls auf fünf Jahre im Parlamente angenommen, und bestanden in rten: 1) einem Verbote des heimlichen Exercirens; 2) des Besitzes von

Waffen; 3) Beschränkung des Rechts, Volksversammlungen zu halten, welche nur mit Genehmigung der Ortsbeamten und nur nach Pfarreigemeinden gestattet werden sollen; 4) Anwendung des schweren Zeitungsstempels auf Flugschriften unter zwei Bogen, geschärfte Strafen gegen schriftliche Injurien, und gegen die Verbreiter aufrührerischer oder irreligiöser Schriften; endlich 5) Beschleunigung des gerichtlichen Verfahrens in Fällen geringerer Vergehungen. Der Tod des Königs Georg III. am 29. Jan. 1820 änderte in diesen Beziehungen nichts, so manche andre wichtige Folge er auch hatte. Die Gefahr des Radicalismus verschwand aber von selbst, sowie der Friede, die damit eingetretene Verminderung der Taxen, vermehrter Absatz der Manufacturwaaren nach Außen, besonders nach dem spanischen Amerika, reichere Ernten und wohlfeilere Lebensmittel die Lage des Fabrikarbeiters wieder verbessert hatten. Besonders wirkte dahin auch die Zurücknahme der Bankrestrictionsbill (die Wiederherstellung der Baarzahlung der Bank), wodurch der reale Werth des Geldes sich verbesserte, welches vorzüglich auch der Classe der Fabrikarbeiter zu Gute kam. Es war nur noch als letzte Zuckung dieser Bewegungen zu betrachten, daß eine Bande verzweifelter Menschen (unter Anführung eines Mannes, der sonst in bessern Umständen gelebt hatte, aber durch wüstes Leben ins Verderben gesunken war, Arthur Thistlewood's) sich zu Ermordung sämmtlicher Minister verschwor; sie wurden frühzeitig verrathen, und es ist noch dazu sehr ungewiß geblieben, ob nicht das Ganze von dem Anzeiger, einem gewissen Edwards, selbst angestiftet worden war, wenigstens haben die Minister selbst nicht in Abrede gestellt, daß sie diesen Edwards als Spion gebraucht hatten. Nur Thistlewood und vier Verschworne büßten ihr Verbrechen mit dem Tode, vier Andre wurden auf Lebenszeit nach Botany Bay geschickt, jenem großen Ableiter aller moralischen Unreinigkeiten des Mutterlandes, in welchem sich manche verdorbene Säfte wieder veredeln. Wenn irgend ein wahrhaft revolutionairer Stoff in Altengland vorhanden gewesen wäre, und nicht bloß die wirkliche Noth jene Bewegungen der Radicalen hervorgebracht hätte, mit welcher sie auch wieder verschwanden, so würden sie eine sehr gefährliche Wendung in dem Processe gegen die Königin haben nehmen können. Dieser Proceß, welchen Fehler und Leidenschaften von beiden Seiten herbeigeführt hatten, und in welchem alle Schonung sowol der Frauenwürde als der Fürstenehre mit Füßen getreten wurde, gab der Unzufriedenheit einen neuen Vorwand und einen Vereinigungspunkt. Er begann mit der Rückkehr der Königin nach England, am 6. Jun. 1820 durch eine königl. Botschaft ans Parlament, die Aufführung der Königin zu untersuchen, worauf am 5. Jul. der ministerielle Antrag auf eins jener unförmlichen persönlichen Strafgesetze (bill of pains and penalties) folgte, welche die engl. Gesetzgebung nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Der Antrag ging dahin, zu verordnen, daß die Königin Karoline des Titels, der Rechte und Vorzüge einer Königin von Großbritannien verlustig und die Ehe des Königs mit ihr für aufgelöst zu achten sei. Was im Parlamente Beschimpfendes gegen die Königin vorkam, wurde reichlich vergolten durch Satyren und Spottbilder auf ihren erlauchten Gegner, in denen sich Alles, was nur Bitteres und Boshaftes zu erfinden war, völlig erschöpfte. Der Widerwille in dem Volke gegen dies Verfahren war so groß, daß die Minister es nicht wagten, die im Oberhause genehmigte Bill ins Unterhaus zu bringen. Die Zeit war auch allzu gefährlich, die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel waren rasch auf einander gefolgt; die Ermordung des Herzogs v. Berry (13. Febr. 1820), die Catostreet-Verschwörung (23. Febr.) waren bedenkliche Zeichen. Dessenungeachtet ging die Krisis in England schnell genug vorüber: die Unruhe der Fabricanten stillte sich von selbst, sowie ihre Noth sich hob; des Königs Popularität wurde durch s. Besuche in den Nebenstaaten wieder hergestellt und die Königin war beinahe vergessen als sie (7. Aug. 1821) starb (s. Georg IV.). Aber eine viel tiefere Zerrüttung der innern Verhältnisse Großbritanniens zeigte sich 1822, und in

achen die Folgen jenes Mißverhältnisses hervor, welches sich zwischen dem gro-
rundeigenthum und dem Stande der eigentlichen Anbauer des Bodens in den
hen Inseln vorfindet. Das Eigenthum des Bodens ist in verhältnißmäßig
enigen Händen vereinigt; außer der Geistlichkeit, welche etwa 6000 geschlos-
üter (estates) besitzt und den Corporationen, deren Besitzungen man auf eine
Anzahl anschlagen kann, gibt es jetzt in England nur noch etwa 20,000
eigenthümer. Das engl. Rechtssystem, welches alles unbewegliche Vermö-
n ältesten Sohn allein zuspricht, ist schon an und für sich dieser Zusammen-
g des Grundbesitzes günstig, allein mehr noch hat der Druck des Krieges dahin
t, denn 1786 waren noch 250,000 Grundeigenthümer vorhanden. Jetzt
fast keine Bauern mehr, sondern nur Zeitpachter, deren ein Herr Coke allein
n sich versammelte. In Schottland ist der alte gemeinschaftliche Besitz der
ngenossen auf das Oberhaupt allein übergegangen; in Irland sind durch die
ationen unter Elisabeth, Cromwell und Wilhelm III. die alten Besitzer fast
erdrängt und das Grundeigenthum unter wenige engl. Familien vertheilt
, sodaß man dort selbst zu den Parlamentswahlen bloße Zeitpachter zulassen
weil es sonst an Wahlberechtigten fehlen würde. Außer ihren eignen Be-
n hat die Geistlichkeit in England und Irland noch fast auf allen Grundstü-
Zehnten. Als nun von 1818 an auf der einen Seite die hohen Getreide-
rabsanken, auf der andern der Geldcurs durch die Wiederherstellung der Zah-
lungen aus der Bank (1820) schwerer geworden war, drohte dem ganzen
der Zeitpachter, also in England dem wahren Kern der Nation, in Irland
en Masse des Volks, ein unausbleibliches Verderben. Sie konnten bei dem
nicht mehr bestehen, in England mußten sie einer allgemeinen Verarmung
sehen; in Irland entstand nach einer schlechten Ernte Hungersnoth. In
und bereitete sich eine Vertreibung der Urbewohner aus ihren alten Wohn-
e; ein Herr Murron vertrieb im April 1820 600 Familien aus ihren alten
gen in der Grafschaft Roß, und in der Grafschaft Sutherland that die Mar-
Stafford ein Gleiches mit mehr als 15,000 Menschen, um die Pachtgüter
glichere Schafweiden zu verwandeln. In England erregte dieser Zustand
rbaus, weil er einen größern und kräftigern Theil der Nation ergriff, auch
r tiefern und beharrlichern Ursache kam, bei weitem größere Besorgnisse als
hen der Manufacturgegenden; die Mittel aber, welche man dagegen vor-
waren sehr verschieden. Die Minister deuteten die wahre Quelle des Übels
sie schon 1816 die gegen ihren Willen vom Parlamente beschlossene Aufhe-
Vermögenssteuer für einen Sieg der Reichen über die Armen erklärt hat-
en Folgen sich nunmehr entwickelten. Denn durch jenen Sieg war das
vegliche Vermögen, das Geldeinkommen aus Capitalien und Colonialbe-
von allen Beiträgen zu den Staatskassen befreit, dadurch aber die Last fast
ßlich auf die arbeitenden Classen und auf die Consumtion der Lebensbedürf-
älzt worden. Das Reden der Opposition, daß die Noth eine Wirkung
näßigen Taxen sei, hatte daher eigentlich keinen Sinn, denn alle die noch
n Ersparnisse (besonders Aufhebung der Sinecuren, auch der geistlichen, wo-
n) konnten nicht gründliche Abhülfe gewähren, und man hätte mehr auf
htere Vertheilung der Abgaben hinwirken müssen, wozu aber die Opposition
enig Lust hatte, als die Ministerialpartei. Das Hauptmittel, zu welchem
üher oder später einst kommen muß, bleibt aber immer eine solche Regu-
Verhältnisse des Grundeigenthums, daß dadurch der eigentliche Bearbeiter
ns wieder ein eignes, unwiderrufliches Recht an denselben bekommt, die
nte, welche er zu entrichten hat, fixirt wird, mit einem Worte, daß der Pach-
stens Miteigenthümer und eine größere Vertheilung des Grundeigenthums
ird. Vor einem solchen Gedanken würde freilich die herrschende Aristo-

kratie der Grundeigenthümer wie vor der revolutionairsten aller Maßregeln zurückschrecken, ob sie gleich wie Alles, was den Rechtszustand und die physische Existenz der Menschen sichert, gerade die erste aller antirevolutionairen wäre; sie nennt dies Schrecken Heiligkeit des Eigenthums. Nicht einmal das so nahe liegende Mittel wagte man vorzuschlagen, welches durch den erhöhten Werth des Geldes zur Nothwendigkeit geworden war, nämlich die Pachtgelder, welche in den Zeiten verabredet waren, wo das Papiergeld um 15 Procent niedriger stand, als nach Wiederherstellung der baaren Zahlungen der Bank, um diese 15 Procent gesetzlich herabzusetzen. Dies blieb der eignen Billigkeit der Grundherren überlassen, und in der That haben die Zeitungen sehr viele genannt, welche ihren Pachtern 10, 15 ja bis 30 Procent freiwillig erlassen haben, von denen aber, welche dies nicht thaten, haben sie geschwiegen, und man weiß also nicht, in welchem Zahlverhältnisse die billigen zu den unbilligen gestanden haben. Im Ganzen aber suchte die Grundherren-Aristokratie den Schaden wieder auf den zweiten großen Hauptheil des Volks, die Fabrikarbeiter, zu werfen, indem sie Abgaben von der Einfuhr fremden Getreides verlangte und erhielt, wodurch das Sinken der Getreidepreise bis unter einen Preis, bei welchem ihre Pachter und sie selbst mit den hohen Pachtungen bestehen konnten, verhindert wird. Ein andres Mittel fanden Einige in den Einkünften der Geistlichkeit, Einkünfte, welche man in England als eine übermäßige, in Irland sogar als eine unnütze Last des Volks zu betrachten gezwungen ist. In England sind theils die Einkünfte der bischöfl. Kirche überhaupt genommen viel größer, als sie nach Verhältniß der Volksmenge sein sollten, theils aber ist auch die Vertheilung derselben im höchsten Grade ungleich und ungerecht. Sie werden im Ganzen auf 7,600,000 Pf. St. berechnet (Cove, „On the revenues of the church of England, with an inquiry into the necessity, justice and policy of an abolition or commutation of tithes", 3. Aufl. Ldn. 1823), und sind also verhältnißmäßig weit größer als die Einkünfte, sogar der spanischen, italienischen und portug. Geistlichkeit. Auf 1000 Seelen kommen z. B. in Rußland für die Geistlichkeit nach einer Berechnung („Remarks on the consumption of public wealth by the Clergy of every christian nation etc.", Ldn. 1823) 15 Pf., in Frankreich jetzt 35, in den meisten protestantischen Ländern 50, in Spanien und Portugal 100, in England aber 1266, und in Irland gar 3250 Pf. St. Dieses Einkommen ist unter 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe und unter 10,500 andre kirchliche Präbendarien (worunter 5098 Rectorate oder Pfarreien, und 3687 Vicarien) vertheilt. Davon aber sind bei weitem nicht alle mit wirklichen Amtsverrichtungen verbunden, sondern werden, wie ehemals die franz. Abteien, nur als Pensionen und Sinecuren besessen. Die Zahl der Kirchen beträgt höchstens 5000, die Zahl der Familien, welche zur Geistlichkeit gehören 16 — 18,000. Die eigentliche dienstthuende Geistlichkeit ist dabei auf das erbärmlichste besoldet; unter den wirklich vorhandenen 4406 Pfarrern waren im J. 1814 1657, deren Diensteinkommen noch nicht 60 Pf. St. betrug. Im Ganzen aber beziehen die Pfarrer von den 7,600,000 Pf. St. der bischöfl. Kirche nur etwas über 500,000 Pf. oder $\frac{1}{15}$ der gesammten Einkünfte, und da die ärmern größtentheils von freiwilligen Beiträgen ihrer Pfarrkinder unterstützt werden, so sind die Mitglieder der reichsten Kirche der Welt noch genöthigt, vom Mitleiden Andrer zu leben. Daher liegt es allerdings sehr nahe, daß man zu Gunsten des Volks und selbst der untern Geistlichkeit eine Herabsetzung und gleichere Vertheilung der kirchlichen Einkünfte (besonders die Aufhebung der Zehnten) in Vorschlag bringt. Denn wenn man auch das Minimum einer Landpfarrei auf 250 Pf. St. setzt, und für einen Dechant 1000 Pf. für die Bischöfe 3000 Pf., für einen Erzbischof 8000 Pf. St. rechnet; so würde jährlich wenig über 2 Mill. Pf. St. erfodert, und also über 5 Mill. des Jahres erspart werden können. In Irland ist die Sache noch ärger. Dort sind 4 protestantische Erzbischöfe, 22 Bischöfe, und eine Menge reich ausgestatteter De-

, Rectorate u. s. w. Alles dies sind reine Sinecuren, weil unter der Volks-
von 7 Mill. Menschen nur etwa 400,000 zur englisch-bischöfl. Kirche gehö-
leichwol beziehen auch diese Herren ein Gesammteinkommen von 1,300,000
., wofür sie für Staat und Kirche nicht das Geringste thun, und das in tie-
uth lebende Volk muß noch seine kathol. Geistlichkeit außerdem erhalten, und
it dies mit der Heiligkeit einer wahren Ehrenschuld. Auch mit diesen Ein-
der ganz unnützen protestantischen Geistlichkeit würde dem armen Irland
leichterung verschafft werden können, wenn nicht die Grundherren-Aristo-
den Weg träte, denn die großen Landherrenfamilien betrachten diese Stel-
hr Eigenthum, als eine Versorgungsanstalt für ihre jüngern Söhne, und
höfe, Erzbischöfe und Dechanten sind meist Brüder und Vettern der
Sie betrachten jeden Vorschlag, welcher diese Einrichtung antastet, als Kir-
, scheuen sich aber nicht, die Einkünfte der Kirche zu beziehen, ohne das Ge-
ir die Kirche zu thun. Ein Gesetz von 1803 schrieb den Präbendirten we-
eine strengere Residenz vor, und setzte Strafen darauf, wenn einer länger
onate ohne gesetzliche Ursache von seiner Kirche abwesend wäre, Strafen,
n Jeder einklagen konnte. 1807 brachte ein Herr Wright wirklich 200
lagen bloß gegen Geistliche aus den drei Diöcesen London, Norwich und
welche ihm 80,000 Pf. Strafgelder eingetragen haben würden. Aber die
vereitelten seine Bemühung durch einen Parlamentsschluß vom J. 1813,
alle diese Processe gegen Geistliche niedergeschlagen wurden. Dessenun-
ist diese Angelegenheit jetzt in großer Bewegung, und wird durch jeden Vor-
her ein übles Licht auf die hohe Geistlichkeit wirft, noch mehr angeregt.
gt nach den Gründen der Beförderung und findet z. B. mit Erstaunen,
orige Erzbischof von Cashel vom Schiffslieutenant weg auf diesen erzbi-
h erhoben wurde. Auch der ärgerliche Fall des Bischofs von Clogher,
822 wegen eines unnatürlichen Lasters (weßhalb im Nov. 1725 zwei
te, John Holland und William King gehängt wurden) mit der Degrada-
n kam, empörte die Gemüther um so mehr, als dieser unwürdige Prälat
1, da er noch Bischof von Fermes war, eines solchen Vergehens beschul-
, es aber durch den Einfluß seiner Familie und seine Scheinheiligkeit be-
ß der unglückliche Angeber als Verleumder bestraft wurde.

England ist die Verlegenheit des Pachterstandes theils durch die erwähn-
ligen Nachlässe der Grundherren, theils durch die etwas gestiegenen Preise
infuhrzölle, welche, wenn das Quarter Weizen bis auf 70 Schillinge her-
n ist, stattfinden, ziemlich gehoben worden, aber in Irland ist die Noth
und ihre Wirkungen, Rohheit, häufige Mordthaten und Räubereien noch
Immer ist eine oder die andere Grafschaft im vollen Aufruhr und die
er Weißkittel, Bandmänner, Krempler und dgl., welche einen kleinen
samen Krieg gegen hartherzige Gutsbeamte, Zwischenpachter, Friedens-
Gutsherren führen, sind nicht auszurotten. Irland trotzt allen Bemü-
: Minister, weil man sich nie entschließen wird, das Übel in der Wurzel an-
eines Theils die Verhältnisse der Pachter gegen die Grundherren gesetzlich
die Söhne Firins in ihr altes Recht am Boden, mit billigen Grundren-
jetzigen Herren desselben, wieder einzusetzen, und andern Theils die Kir-
der Kirche des Volks, d. h. der katholischen zuzuwenden, und dadurch für
und Sittlichkeit des Volks die einzig wirksame Maßregel zu ergreifen.
annte Emancipation (s. d.) der Katholiken, d. h. ihre Einsetzung in
gebührenden bürgerlichen Rechte, hängt mit dem zweiten Punkte aufs ge-
ammen; es wird von den Ministern darauf hingearbeitet, aber sie schei-
r auf der einen Seite an dem blinden Eifer der hohen protestantischen
it, auf der andern an der Unbiegsamkeit des römischen Hofs, welcher der

engl. Regierung nicht einmal das Recht einräumen will, bei Besetzung geistlicher Stellen diejenigen auszuschließen, deren Gesinnungen sie nicht trauet. Darum wurde selbst die gemäßigte Motion des Premierministers Canning, den irländischen kathol. Pairs die Fähigkeit im Parlament zu stimmen, nicht länger zu versagen, im Hause der Gemeinen angenommen, aber im Hause der Lords mit einer Mehrheit von 171 gegen 129 Stimmen verworfen (21. Jun. 1822). Ähnliche Vorurtheile der Grundherren-Aristokratie hemmten auch bisher die Reform der Criminalgesetze, wobei Sir James Mackintosh, der Nachfolger des berühmten Rechtsgelehrten Sir Samuel Romilly (s. d.) geworden ist. Man glaubt, wenn man die Schrecken jener blutigen Gesetze hinwegnähme, durch welche in unruhigen Zeiten der Tod auf sehr unschuldige Handlungen (z. B. sich maskirt auf der Landstraße oder im Forste blicken zu lassen), oder geringe Vergehungen (vorsätzliche Lähmung eines Stückes Vieh, Abhauen eines Baums) gesetzt ist, das Mittel zu verlieren, wodurch das Volk in Furcht gehalten wird. Man hat in diesen Gesetzen (und in der Gerichtsverfassung mit Geschworenen) ein Werkzeug, sich manches Mannes zu entledigen, welchem man auf geradem Wege nicht beikommen kann. So wurde dem Parlament in einem amtlichen Gutachten vorgehalten, daß vor einigen Jahren ein Mann wegen eines umgehauenen Baumes, zum großen Schrecken des Anklägers und der Schöffen, welche nach ihrem Schuldig nur eine Geldbuße oder höchstens Gefängnißstrafe erwarteten, von dem Richter zum Strange verurtheilt, und trotz aller Bitten hingerichtet wurde — weil man ihn im Verdacht hatte, an staatsgefährlichen Umtrieben Theil genommen zu haben. Und im Jul. 1822 wurde ein wohlhabender Mann, Thomas Lee, in der Grafschaft Stafford bei den Quartalsessionen der Friedensrichter der Entwendung eines Fischnetzes angeklagt, nachdem man den wirklichen Entwender freigesprochen hatte, und zu siebenjähriger Transportation nach Botany Bay verurtheilt — weil er in dem Gerede stand, zuweilen ohne Erlaubniß einen Hasen oder ein Rebhuhn zu schießen. (Von Wilddieberei kann man in England nicht reden, denn es gibt keine im Eigenthum befindliche Jagdbezirke, sondern die Jagd gehört dem Staate, welcher sie den Begünstigten vermöge jährlicher Jagdpässe gestattet.) So ist das Geschworenengericht auch ein sehr nothwendiger Ring in jener Kette, welche die Aristokratie des Besitzes, vornehmlich des Landeigenthums, in England zusammenhält, und sie zur eigentlichen Inhaberin der öffentlichen Macht erhebt. Darin hat Cottu in s. bekannten Werke also sehr recht gesehen; ob aber gerade diese Seite jene Einrichtung für andre Staaten zur Nachahmung empfehlen darf, möchte wol mehr als zweifelhaft sein. Bei diesem festen Zusammenhalten der Vermögenden, wobei Ministerialpartei und Opposition sich nur als sehr unbedeutende Nuancen von einander scheiden, kommt auch auf die persönlichen Meinungen und Neigungen des Ministers in den Hauptsachen wenig an. Indeß hat Sir Robert Peel, welcher im Jan. 1822 der Nachfolger des Viscount Sidmouth im Ministerium des Innern wurde, seit Kurzem angefangen, einzelne Theile der Criminalgesetzgebung zu sichten und zu vereinfachen, namentlich die den Diebstahl betreffenden, und wahrscheinlich wird s. Nachfolger, Mr. Sturges Bourne (seit d. 12. Apr. 1827), das Werk fortsetzen. Auch war die von Huskisson, Robinson und Canning ausgegangene Milderung der alten strengen Gesetze gegen fremden Handel und Schifffahrt (die neue Navigationsacte vom 3. J. Georgs IV. Cap. 54; vgl. „Lit. Conversat. Bl." 1823 N. 222) der erste Schritt zu jener allgemeinen Handelsfreiheit, welche jetzt im Plane der britischen Verwaltung liegt, und sich bereits in ihren Folgen bewährt hat. Freiheit und Wohlstand sind nicht nur eng mit einander verknüpft, sondern die beste Bürgschaft für die Ruhe der Staaten, und wo diese gestört wird, läßt sich sicher auf wirkliche Noth des Volks schließen. In den Leidensjahre von 1817 stieg die jährliche Zahl der Criminalanklagen in England plötzlich von 8000 auf beinahe 14,000, die Zahl der Todesurtheile von 890 auf

r nach Neuholland Verwiesenen von 1054 auf 1734. Nach der Wie-
lung der baaren Zahlungen der Bank (das Werk des Ministers Peel), nach
Navigationsacte und dem fortgesetzten System der Sparsamkeit und des
konnte der Minister Peel im Juni 1823 dem Parlamente folgende erfreu-
sachen über die Lage des Landes vorlegen. 1817 waren von 9 Fabrikar-
ohne Arbeit, 1823 keiner. In Sheffield betrugen die Armentaxen im J.
000 Pf., im J. 1823 nur 13,000, im J. 1817 standen daselbst 1600
r, 1823 keins. In Birmingham mußten 1817 von 84,000 Einwohnern
nterstützungen aus der Armenkasse erhalten, ein Drittheil der Handwer-
ar keine, der übrige Theil nur halbe Beschäftigung; die Armentaxen be-
je an 60,000 Pf. Im J. 1823 waren alle Arbeiter beschäftigt, die Ar-
betrugen nur 20,000 Pf., der wöchentliche Arbeitslohn der Weber, wel-
1800 13 Schilling betrug, 1817 aber auf 3 Sch. 3 Pence gesunken
sich 1823 wieder auf 10—16 Schilling gehoben; mit feinem Spinnen
r wöchentlich 30 Sch. und mit grobem 28 Sch. zu verdienen. Die
Ausfuhr Englands betrug 1820 48,951,467 Pf.; im J. 1822
2 Pf.; der Preis des Getreides war im Jan. 1822 32 Sch. vom
Jetzen, im Jun. 62 Sch., wobei also auch die Landwirthe ihre Rechnung
Dafür aber waren auch (Irland ausgenommen) alle Unruhen und alle Um-
Radicalreformers, bis auf die letzte Spur verschwunden! Zwar entstand
nals eine allgemeine, das Gewerbe niederdrückende Noth; allein diese war
ier kein Maß und kein Ziel kennenden Speculationswuth in auswärtigen
d kostspieligen Unternehmungen, sowie der Überfüllung des Waarenmark-
nd verlor dadurch ungeheuere Summen an baarem Gelde; zahllose Ban-
jen aus; der Credit war zerrüttet: die Maschine des bürgerlichen Haus-
e still zu stehen. Indeß legte sich auch dieser Sturm. Das Schrecken
rößer gewesen, als die Gefahr. Dagegen benutzten die Minister diesen
um endlich durch eine im Geiste der Handelsfreiheit vorgenommene Mil-
Kornqesetze die Lage des Fabrikstandes gegen das Monopol der Grund-
ristokratie sicher zu stellen. Noch war es aber im Mai 1827 nicht ent-
das neue Ministerium Canning's in Ansehung der Verbesserung der Ge-
e mächtige Opposition im Oberhause besiegen werde. Die Stimme
st für Canning.

ritische Nationalreichthum ist die Basis der britischen Macht.
heils auf den Erzeugnissen des Bodens, theils und hauptsächlich auf
und Handel. Der große Ackerbau wird sorgfältig betrieben, der kleine,
ch die Familienhülfe, ohne Gesinde betrieben wird, nimmt durch Ver-
Auskauf der kleinen Besitzer immer mehr ab; besonders in Schottland,
s Hütten- und Gemeinheitsrecht der alten Landbewohner auskauft und
Küste zur Fischerei und Seenahrung versetzt; aber die Manufacturen
n entziehen ihm zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der
besitzer zu viel Land und der Speculationsgeist der Reichen zu viel Ca-
n rechnet in England und Wales von 40 Mill. Acres 8 Mill. wüsten
. nicht gehörig benutzten Landes. Was der britische Kunstfleiß, vor-
ndon und in den Manufacturstädten Birmingham, Leeds, Manche-
ollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. leistet, ist
Von 2,941,383 Familien, die Großbritannien im J. 1821 zählte,
978,656 dem Ackerbau, und 1,350,239 der Industrie und dem Han-
en Handel, die Seele der britischen Politik, s. die Art. Welthan-
dische Compagnieu. Engl. Reich in Ostindien, und Lon-
n. Über die Canalschifffahrt Englands s. Canäle. Noch lange wird
n der Colonien Englands Überfluß und furchtbare Macht sichern. Um

ſich die Colonien zu erhalten, will die Regierung ſie durch Handelsfreiheit und gün
Verwaltungsrecht an das Mutterland, das ſie vertheidigt, feſter knüpfen. Eng
lands auswärtige Beſitzungen ſind: in Oſtindien außer Ceylon, die drei Statth
terſchaften Bengalen, Bombai, Madras; in Nordamerika Hudſonsbai, Labrad
Neufoundland, Neuſchottland oder Akadien, Canada; in Weſtindien Jamai
und viele kleinere Antillen; in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien
in Südindien Botanybai und Port Jakſon. Von den im letzten Kriege gemachte
Eroberungen hat es Malta und Helgoland, die franz. Inſeln Tabago, St. Luc
und Isle de France, die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon, das Cap, Demera
Eſſequebo und Berbice, und die ſpaniſche Inſel Trinidad behalten. England ſtr
fortgehend dahin, eine Handels- und Militairniederlaſſung an der Mündung der groß
Ströme zu erwerben. So gegenwärtig in Hinterindien und auf der Halbinſel Malac
Der ungeheuere engliſche Nationalreichthum iſt, wie dieſe Betrachtung ſeiner Quel
len zeigt, ſehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (immer der kleinere Theil) ih
Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staats
piere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und ſelbſt Fabrikfleiß,
iſt eine große Menge Menſchen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Au
wanderungen und die große Anzahl der Armen, die weit über den zehnten Theil d
ganzen Bevölkerung ausmachen. Die ganze Maſſe des britiſchen Nationalein
kommens berechnete man 1810 für diejenigen, die ſolche fingirte Zahlen vorgeb
auf 132,470,000 Pf. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld lange n
auf 100 Mill. Pf. anſchlagen. Von obigen 132 Mill. ſind, nach idealiſchen B
rechnungen, 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erfoderlich, ſ
im Frieden ein Überfluß von 81 Mill. bleibt. Die fundirte und nicht fundirte N
tionalſchuld betrug im J. 1820 882,280,327 Pf. St. nach Abzug der vom T
gungsfond zurückgekauften Staatsfonds. Jetzt beträgt der Tilgungsfond ungef
5 Mill. Pf. St. jährl. Ertrags. Die Taxen ſind entweder jährliche, die jedes J
von neuem bewilligt werden müſſen, oder permanente, die ein für allemal bew
ſind. Jene waren ſonſt die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundſteuer. D
aber war von Pitt 1798 auf 20 Jahre permanent gemacht, oder vielmehr ver
verkauft und anticipirt. Die alten ſtehenden Taxen ſind die Zölle, die Accis
Stempelpapier, die Fenſtertaxe, die Miethkutſchentaxe und die Penſionentaxe. Z
den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichſte die Einko
mentaxe, beſtehend in 10 Proc. von jedem jährl. Einkommen über 200 Pf. m
einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pf. Dieſe Taxe, welche im J. 18
14½ Mill. Pf. St. einbrachte, wurde, weil der Reichthum ſie für ſehr drückend
klärte, am 19. März 1816, gegen den Wunſch der Miniſter, mit einer gro
Mehrheit der Stimmen abgeſchafft. Übrigens gibt es eine unzählige Menge Ta
auf viele Gegenſtände des Luxus und des Verbrauchs. Die Einkünfte betra
zwiſchen 50 — 60 Mill. Pfund. Die engliſche Marine iſt an Schiffen bei
Verſchwendung zahlreich, da kein gebrauchtes Schiff über 30 Jahre dauert.
jetziger Friedenszeit werden 16 bis 20,000 Matroſen von der Krone bezahlt und
im wirklichen Dienſt, wogegen Nordamerika ungefähr die Hälfte im wirkli
Dienſt hat und keine überflüſſigen Kriegsſchiffe baut. In jetziger Friedenszeit h
det Großbritannien eine Landmacht von etwa 100,000 M.; ſeine oſtindiſche Po
delsgeſellſchaft über 150,000 M.

Der Ritterorden in Großbritannien und Irland ſind vier: 1) der Or
des blauen Hoſenbandes (engl. the Garter, franz. de la jarretière), einer der
ſten und angeſehenſten in Europa, vom König Eduard III. im J. 1349 ge
Der frühere Urſprung iſt ungewiß. Der Orden hat nur eine Claſſe, und außer d
Großmeiſter, welches der König iſt, 26 Ritter. Seine Deviſe iſt: Honny
qui mal y pense. Die Beamten des Ordens ſind angeſehene engl. Gro

Bathorden, geſtiftet von Heinrich IV. 1399 und von Georg I. 1725 er- Er wurde 1815 in einen Militairverdienſtorden verwandelt, der auch aus- Militairs, die mit Engländern gefochten haben, ertheilt wird, und er- neue Einrichtung mit drei Claſſen: Großkreuze, deren 72 ſein ſollen, und ſtens den Rang von Generalmajors oder Contreadmiralen haben müſſen; beurs, deren Zahl bis jetzt auf 180 beſtimmt worden, und die wenigſtens Ober- s oder Poſtcapitains in der Marine ſein müſſen; Ritter, deren Zahl nicht worden. 3) Der ſchottiſche Orden von der Diſtel oder St.-Andreasorden V. 1550 geſtiftet, von der Königin Anna und von Georg I. erneuert und wird nur an 12 ſchottiſche Große vertheilt. 4) Der Orden des heil. Pa- Schutzpatron von Irland) wird nur an iriſche Pairs vertheilt. König ſtiftete ihn 1783. Über Großbritanniens Verfaſſung, Verwaltung und hältniſſe ſ. d. Art. England, Schottland, Irland, Engliſches Indien, Georg I., II., III. und IV., Nationalſchuld u. a. m. iſche Werke nennen wir: die von Hume und Smollet, welche Will. Jo- History of England during the reign of George III." (London 1825, etzt hat. Dieſes Werk enthält zugleich die Zeitgeſchichte. Allein der nicht unparteiiſch genug. Des kathol. Geiſtl. D. Lingard „History of from the first invasion by the Romans to the accession of Mary" A. 1825, 6 Bde., 4.) und die Fortſetz. bis auf Georg III. (zuſammen .) iſt gründlich und gut geſchrieben; aber in Hinſicht der kirchlichen Ge- ſeitig und befangen. Der Freih. C. A. v. Salis hat dieſes Werk überſ. l. 1827 fg.) Gründlich a. d. Quellen und parteilos ſind Sharon Tur- ke: 1) ſ. „History of the Anglo-Saxons from their first appearance e and their invasion of England to the norman conquest" (London l., 3 Bde.) 2) ſ. „History of England during the middle ages" . Erob. b. a. Heinr. VIII.) (London 1825 fg., 2. A. 6 Bde.) — Des Ruſſel „Geſchichte der engl. Regierung und Verfaſſung von Hein- Regierung an bis auf die neueſte Zeit" hat D. Kritz nach der 2. ſehr . überſ. (Leipz. 1825). Ge. Moore's „Geſch. der brit. Revolut. von hat B. J. F. v. Halem a. d. Engl. überſ. Lpz. 1822. — Über ſtatiſt.- ältn. ſ. m. die „Lettres sur l'Angleterre", vom Bar. v. Staël-Hol- 1825), deutſch von Scheidler u. d. T. „Üb. die Verfaſſ., Verwalt. u. neingeiſt Englands in Vergleich. m. Frankreich" (Jena 1825.) Auch s de Saint-James" (Genf 1819 — 26, 5 Thle.) verdienen Aufmerk- beſondre: die „Voyages dans la Gr.-Bretagne, entrepris rélati- ervices publics de la guerre, de la marine et des ponts et chaus- mmerce et à l'industrie, depuis 1816. Par le Bar. Ch. Dupin" . 2. A., Paris 1825, 3 Abth. jede von 2 Bdn.). Auch belehrt über ſtatiſtiſchen Verhältniſſe Lowe „England nach ſ. gegenwärt. Zuſtande tes, des Handels und der Finanzen betrachtet" deutſch von Jakob 3).

e, Größenlehre, ſ. Mathematik.

e, ſcheinbare. Wenn man von den äußerſten Enden eines ſicht- ſtandes gerade Linien nach dem Mittelpunkte der Pupille des Auges t der Winkel, den ſie hier einſchließen, der Sehewinkel, oder die Größe des Gegenſtandes. Dieſer Sehewinkel wird bei einerlei Ob- erweiſe größer, je näher dieſes dem Auge kommt, und deſto kleiner, je davon entfernt. Nun hängt unſer Urtheil über die Größe der Ge- ht allein von ihren wahren Dimenſionen, ſondern auch von dieſem b; und Gegenſtände von ſehr verſchiedenen wahren Größen können ſich einbar gleich groß darſtellen, wenn ſie unter einerlei Sehewinkel er-

scheinen. So sehen wir z. B. Sonne und Mond, trotz der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer wahren Durchmesser, fast gleich groß. Außerdem mischen sich in unser Urtheil über die Größe der Gegenstände eine Menge von sinnlichen Gewohnheiten und Täuschungen, die unsere Seele in dem Maße beherrschen, daß sie schlechterdings unvermögend sind, Herr darüber zu werden. Eins der bekanntesten Beispiele solcher unwillkürlicher und unbesiegbarer Gesichtsvorurtheile ist die bekannte Erfahrung, daß uns der aufgehende Mond viel größer erscheint, als wenn er schon hoch am Himmel steht. Wir glauben ihn am Horizonte weiter von uns entfernt, als im Scheitelpunkte, weil im erstern Falle Gegenstände zwischen ihm und uns liegen, und unser Urtheil bestechen, die im letztern fehlen. Sobald man bei der Beobachtung ein Fernrohr oder auch nur eine offene Röhre anwendet, die den Anblick jener zwischenliegenden Gegenstände entzieht, so verschwindet die Täuschung sogleich; und der Mond erscheint dann in beiden Fällen gleich groß. (Bohnenberger's „Astronomie", Tübingen 1811, S. 84.)

Großgriechenland, der untere von griech. Colonisten bewohnte Theil Italiens. D'Anville läßt es nördlich vom Flusse Silar oder Sele, der in den Golf von Pästum ergießt, begrenzen; aber es scheint natürlicher, auch diesen dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begrenzt, ins adriatische Meer ergießt, zur Grenze anzunehmen, weil die griech. Colonien hierher reichten. Die Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten v. Chr. hier in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Erst mehre Jahrhunderte später Griechen, theils weil sie in der Heimath keine mehr fanden, theils weil sie sich von diesem nahe gelegenen Lande angezogen hierher kamen, fingen sie an, auf den noch unbesetzten Küsten Pflanzstädte zu bauen, und vermischten sich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann diese griech. Anpflanzungen anfingen, fällt unstreitig nach der Zerstörung. Athener, Achäer, Euböer u. A., auch einige Trojaner kamen hier. Nach Dionysius von Halikarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des Aneas in jene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andre zogen an beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge sandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und diese theils durch das Recht der Eroberung wurden sie seit 272 v. Chr. auch griech. Colonien. Man sprach nun in Calabrien nicht mehr bloß griechisch, sondern auch lateinisch, und ebenso vermischten sich die griechischen mit den römischen Sitten und Gebräuchen, sodaß noch jetzt die Vermischung erkennbar ist. Großgriechenland umfaßte die Landschaften Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und einen Theil der Bruttier; die berühmtesten Republiken daselbst waren Tarent, Sybaris, Croton, Posidonia, Lokris und Rhegium.

Großgörschen (Schlacht v.), 2. Mai 1813, s. Lützen.

Größtes und Kleinstes (Math.), s. Maximum.

Grotius oder van Groot (Hugo), einer der vielseitigsten Gelehrten und Staatsmänner, geb. zu Delft d. 10. Apr. 1583, stammte aus einer edlen Familie und erhielt eine treffliche Erziehung. Schon in s. 15. J. disputirte er über philosophische, mathematische und juristische Theses mit allgemeinem Beifall. Im Jahr darauf ging er mit dem holländ. Gesandten Barneveldt nach Frankreich, wann durch s. Geist und s. Betragen den Beifall Heinrichs IV., und ward wie ein Wunder angestaunt. Nach s. Rückkehr führte er den ersten Titel im 17. J., und ward im 24. Generaladvocat, auch 1613 Syndicus der Stadt in Rotterdam. Die Angelegenheiten der Remonstranten und ihrer Gegner ruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beschützer der ersten

für ihn erklärt hatte, unterſtützte ihn durch ſ. Schriften und ſein Anſehen. wickelte ihn in den Proceß, der mit der Enthauptung Barneveldt's 1619 und war Urſache, daß er ſelbſt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Löwenſtein verurtheilt ward. Aus dieſer wußte er vermittelſt einer Kiſte, r ihm ſ. Gattin Bücher geſchickt hatte, und in welche er ſich verbarg, glück- ntkommen. Nachdem er einige Zeit in den kathol. Niederlanden umherge- flüchtete er ſich nach Frankreich. Ludwig XIII. gab ihm eine Penſion) Livres. Vergebens ſuchten die holländiſchen Geſandten dem Könige eine e Meinung von ihm beizubringen. Endlich nöthigte ihn Richelieu, dem nug ſchmeichelte, ſich zu entfernen, und 1631 wurde ſelbſt ſ. Penſion ein- G. kehrte jetzt in ſein Vaterland zurück, da er auf das Wohlwollen des riedrich Heinrich v. Oranien, der ihm einen theilnehmenden Brief geſchrie- rechnen zu können glaubte. Allein ſ. Feinde bewirkten, daß er zu ewiger ng verurtheilt ward. G. ging zuvörderſt nach Hamburg. Während ſ. tes in dieſer Stadt machten die Könige von Dänemark, von Polen und ien Verſuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber der Schutz, den der xenſtierna ihm zuſicherte, und die Neigung der Königin Chriſtina für keit beſtimmten ihn, die Dienſte dieſer Fürſtin anzunehmen. 1634 ging tockholm, wo er zum Staatsrath und Geſandten am franz. Hofe ernannt Dieſe Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zu- ſah, dem man Schutz und Aufenthalt in Frankreich verſagt hatte; allein a wollte keinen andern Miniſter ernennen, und G. erſchien im März 1635 Hier verwaltete er den Geſandtſchaftspoſten zehn Jahre lang, und er- ie allgemeinſte Achtung. Auf ſ. Rückkehr nach Schweden über Holland, Amſterdam den ausgezeichnetſten Empfang. Der größte Theil ſ. Feinde nd man bereute, den Mann, der die Ehre ſ. Vaterlandes war, aus dem- annt zu haben. Ebenſo günſtig ward er in Schweden von ſ. Königin ien. Dennoch foderte er ſ. Abſchied, erhielt ihn endlich, und war auf nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verſchlug. Er kam ɔſtock an, und ſtarb daſelbſt d. 28. Aug. 1645. Hugo G. verband mit n des gewandteſten Staatsmanns eine tiefe und ausgebreitete Gelehr- r war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget, deſſen Commentar über noch heute geſchätzt iſt, ein ausgezeichneter Humaniſt, ſcharfſinniger nd Juriſt, und ein mit den Quellen der Geſchichte vertrauter Hiſtoriker. iften haben auf die Bildung eines reifern Geſchmacks und auf Verbrei- aufgeklärten und milden Denkart in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten edenen Einfluß gehabt. Als Philolog faßt er den Genius ſ. Schrift- und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbeſſert den Text lücklich; ſ. metriſchen Überſetzungen der Griechen ſind mit Dichtergeiſt nter den neuern lat. Dichtern nimmt er eine der erſten Stellen ein; auch Verſen hat er ſich verſucht. Die Philoſophie der Rechtswiſſenſchaft aber Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht vorzüglich gefördert Wir nennen von ſ. Werken das: „De jure belli et pacis“, welches den ner neuen Wiſſenſchaft gelegt hat, ſ. „Annales Belgicae usque ad ; „Parallelon rerumpublic.“; ſ. Buch „De veritate religionis ſ. „Poemata“ (Leiden 1617, 12.).

teſken, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken ver- **ban** nennt alle Verzierungen, die aus Menſchen, Thieren, Blumen, . m. auf eine phantaſtiſche, abenteuerliche Weiſe zuſammengeſetzt ſind, n, bald Grotteskен, allein mit Unrecht. Arabesken ſind Blumen- rhand wirklichem und erdichteten Laub- und Blumenwerk; ſie haben von den Arabern, welche, weil ſie keine Thiere und Menſchen abbilden

durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie zuweilen auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern Verzierungen an, unter denen man, außer dem Blumenwerk, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. A. auf eine Weise verbunden findet, wie es die spielende Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen (Ornamente) nun heißen eigentlich Grotteskken, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher phantastischen Compositionen, deren Werth in dem schönen Formenspiel liegt, leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientalischen Märchenwelt verzierten indischen und persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und a. a. O. haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schätzbar. Das erkannte Rafael, der durch s. Schüler insbesondere Giov. Nanni da Udine, die vaticanischen Loggien nach jenem Muster malen ließ. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzusprechen ist, sind sie doch oft sehr hart beurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand zu strenge Wirklichkeitsfoderungen machte, und die daher das Phantastische der Märchenwelt anekelte. Zum Theil aber artete der Geschmack am Grotteskken auch in die Bizarre und Widernatürliche aus. Diesem gemäß hat sich der Kunstausdruck Grotteskk oder Grotesk gebildet, welcher auch in andre Künste übergegangen ist und häufig eine Art von Zerrbild, das Närrisch-Seltsame nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie, bezeichnet. Wiefern so etwas mit Absicht und Freiheit der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Komischen; daher hat man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komischen bezeichnet. Man nennt diese Art auch das Groteskkomische, welches sich vornehmlich in der theatralischen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt. Wenn man es als Unedles und Geschmackloses geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satyre reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. H.

Grube (Grubengebäude, Berggebäude, Zeche), im Allgemeinen ein auf Gängen, Lagern, Flötzen, Stock- und Seifenwerken, aus einem oder aus mehren einzelnen besondern Lagerstätten der Mineralien bestehender, mit den zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Wasser- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermessung von Privatpersonen erb- und eigenthümlich erworbener, oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals besessener Bezirk, wo der Bergbau oder eine Gewerkschaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Mineralien bergüblich zu gewinnen. — Insbesondere nennt man Grube oder Grubengebäude (Bau unter Tage) die verschiedenen Anlagen und unterirdischen Aushölungen, deren Bildung durch die Berg- oder Häuerarbeiten geschieht, welche die Aufsuchung und Gewinnung der Mineralien zum Zweck haben. Sie sind sowol ihren verschiedenen Zwecken gemäß, als auch der Form nach, verschieden. Dem Zweck nach unterscheidet man: 1) Versuchbaue, diejenigen Grubenbaue, welche zur Aufsuchung bauwürdiger Lagerstätten getrieben werden. Sie heißen, da sie größtentheils im tauben Gestein getrieben werden, am wenigsten ein; es können als Versuchbaue Stollen, Strecken, Querschläge, Schächte und Gesenke. 2) Die Abbaue sind diejenigen Veranstaltungen, durch welche man die nutzbaren Mineralien unmittelbar gewinnt. Die Formen, in welchen die Abbaue angelegt, oder die Theile einer Lagerstätte, die man gewinnen will, ausgehauen werden, sind

chieden. Bei dem Abbau der Gänge und der gangweiſe fallenden Lager man folgende Arten an: a) Stroßenbaue, welche in der Richtung von h unten angelegt werden, indem man, von der Sohle einer Strecke aus, niederwärts aushauet. Es wird nämlich auf der Sohle der Strecke ein bteufen angefangen und alsdann nach der Richtung der Sohle das Erz aus-

Iſt der Häuer etwas vorwärts, ſo wird das Abteufen um einige Fuß tiegebracht, und ebenfalls nach der Richtung der Strecke von einem zweiten s Erz ausgehauen, jedoch ſo, daß dieſer zweite immer um mehre Fuße hinerſten zurückbleibt. Iſt ein ſolcher Bau längere Zeit hindurch betrieben, r das Anſehen von einer Treppe. b) Förſtenbaue oder Firſtenbaue ufenweiſen Aushauungen bauwürdigen Grubenfeldes von unten nach oben. Bau vorzurichten, durchſinkt man das Mittel mit einem Schachte, treibt chtung des Mittels (Lagerſtätte) eine Strecke, welche man mit einer feſten ng, oder mit einem gemauerten Gewölbe verſieht, von welchem aus man anlegt, indem man das taube Geſtein zu Füßen hauet, oder ſolches von ern Punkte der Grube, oder von Tage hereinbringt. Mit der Zeit gewinnt as Anſehen einer umgekehrten Treppe. c) Örter- oder Ortbaue ſind Grubenbaue, wobei man auf kurzen Diſtanzen Stollen nach den bauwürditen treibt, um dieſe zu gewinnen. d) Querbaue werden nur ſelten t und nur bei mächtigen Gängen und ſteil ſtehenden Lagern; man treibt er Richtung der Lagerſtätte eine Strecke und auf dieſe ſenkrecht kleine ge dicht neben und über einander, wodurch man die Erze gewinnt und alsdann mit taubem Geſtein ausfüllt. — Bei dem Abbau von Flötzen llenden Lagern wendet man an: a) den Pfeilerbau. Hierbei richtet agerſtätte mit einem Stollen oder Schacht aus (ſucht ſie zu erreichen), dem Streichen derſelben Strecken, welche man mit andern, die nach dem tieben worden ſind, verbindet und ſo das Feld in lauter Pfeiler abtheilt, wegnimmt und dann die Strecken zu Bruch gehen läßt. b) Der Streerſcheint als ein weiter, in das Flötz getriebener Raum, wodurch deſſen e Theile abgebauet werden. — Bei dem Abbau der Stöcke, Stock- Stückgebirge endlich wird der Stockwerksbau, der Steinbruchsbau und au angewendet. a) Die Stockwerksbaue beſtehen in mehr oder ien in der Erzmaſſe ausgehauenen Weitungen, die von Pfeilern unteretagenweiſe durch feſte Sohlen von einander abgeſondert ſind. b) Der uchbau iſt der Abbau ganzer Gebirgsmaſſen von Tage nieder und der von allen (ſ. Steinbrüche). c) Der Bruchbau iſt derjenige, wodie, durch die ältern ſchlechtern Baue zu Bruche gegangenen Theile eines aues gewinnt. — 3) Hülfsbaue ſind Grubenbaue, durch welche emacht wird, daß die Abbaue beſtehen können, und daß das Gewonnene Lage geſchafft werden kann. Es gehören hierher: a) die Stollen zur ig, zur Förderung und zum Wetterwechſel, werden aus einem Thale oder inem tiefern Punkte des Gebirgs in horizontaler Richtung in daſſelbe hin. Die Form eines Stollens iſt die eines Prisma, deſſen Baſis im Al- n Rechteck bildet. Erbſtollen iſt ein ſolcher, welcher der tiefſte in d iſt und einer oder mehren Gruben Waſſer- und Wetterlöſung verſchafft. n ſind Stollen, welche den Maſchinen Waſſer zu- oder abführen. c) ſind Baue, die entweder von der Erdoberfläche, oder von irgend einem er der Erde ab, in ſenkrechter oder in ſchiefer Richtung, in beſtimmter Breite zu verſchiedenen Zwecken in die Tiefe des Gebirgs hinab gearbei-

Die Form der Schächte iſt entweder die eines länglichen Vierecks, oder ats, oder einer Ellipſe, oder eines Kreiſes. d) Radſtuben und andre der Maſchinen ausgehauene Räume. — Der Form nach unterſchei-

det man: 1) Grubenbaue in Stollenform: a) Stollen; b) Strecken. 2) Grubenbaue in Schachtform: a) Schächte; b) Lichtlöcher, d. h. solche Schächte, Zweck haben, einen Stollen mit Wettern zu versehen. 3) Grubenbaue, die von Stollen als Schächten in der Form abweichen und wodurch man an einen oder andern Punkte eine größere Aushöhlung bilden will, sind unter verschiedenen Arten der Abbaue, die Radstuben u. s. w.

Grübel (Johann Konrad), Bürger und Stadtflaschner zu Nürnberg, daselbst 1736, lernte von s. Vater, ebenfalls Flaschner, künstliche Arbeiten verfertigen, welche zum Theil nach Italien in Kirchen und auf Plätze gekommen sind. Vorzüglich ist er durch s. Gedichte in Nürnberger art (4 Bde., von 1798 — 1812) als ein Geistesverwandter s. Landsmanns Sachs, rühmlich bekannt geworden. Nach einem thätigen, einfachen Leben, starb er 1809. Freunde, die den wackern Mann persönlich sichern, daß man ihn ganz aus s. Gedichten kenne. Er steht aber in stellungen und Äußerungen als ein Muster von Geradsinn, Menschen Scharfblick in s. Kreise da. Keine Spur von Schiefheit, falscher dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern Alles klar, heiter und rein. Die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch. G. versteht die Männer und Frauen, Ältern und Kinder, Meister, Gesellen und Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, sowie der Dirnen, in Gesprächen und Erzählungen auf das Lebhafteste und Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder mecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigen sehen ist. Andre Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei Genuß ausdrückt, sind höchst ergötzlich; und sehr gefällig ist es, daß dem besten Humor, sowol in eigner als dritter Person, sich öfters Daß ein so gerad sehender, wohldenkender Mann auch in Das, was die vornehmen, einen richtigen Blick habe, und manchmal geneigt sein und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowol hier als wo sich s. Arbeiten Demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent. Hat einen so wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor über die außerordentlichen Übel, sowie die gemeinern sich erhaben fühlt. sein Styl einen höhern Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zu der Theurung, anhaltenden Frostes, Überschwemmung, ja während vor. Sein Dialekt hat zwar etwas Breites, ist aber doch s. Art zu dichten stig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es den Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm v.), ein fränkischer Edelmann, der 1553 mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach eine Fehde gegen schöfe von Bamberg und Würzburg begann, in die Reichsacht verfiel, und für den Verlust s. Güter zu rächen, den Bischof von Würzburg, Melchior, durch Meuchelmord umbringen ließ (1558). Als darauf das Domkapitel Sache vor den Kaiser brachte, um den Schuldigen bestraft zu sehen, verband G. einen zahlreichen Anhang unter dem fränkischen Adel, überfiel 1563 Würzburg, und zwang sie zu einer schimpflichen Capitulation. Zugleich den leichtgläubigen Herzog von Gotha, Johann Friedrich, durch die Hoffnung Interesse gezogen, daß er die von Karl V. s. Vater entzogene Kurwürde

)n wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch dieſen die Acht, mit
ollziehung Kurfürſt Auguſt von Sachſen beauftragt wurde. Nach einer
Belagerung wurde Gotha mit dem feſten Schloſſe Grimmenſtein am 13.
567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenſchaft
B. wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der
zwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einſicht in
und Kriegsgeſchäften Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband.

rund, in den zeichnenden Künſten: 1) die Materie, worauf eine Zeich-
er ein Gemälde verfertigt iſt; 2) die über dieſe Materie verbreitete erſte
ge, worauf das Gemälde ſodann geſetzt wird; 3) derjenige Farbenauftrag,
hem man die Gegenſtände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt,
e die Gegenſtände geſtellt ſind. Was die erſte Bedeutung betrifft, ſo nennt
rſtecher auch den Firniß, mit welchem eine poirte Platte überzogen wird,
m Ätzen tauglich zu machen, den Grund, und dieſes ganze Verfahren das
e n oder **G r u n d i r e n**, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit
s abhängt. In dieſen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht,
t Ätzwaſſer aufgegoſſen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Um-
) Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Ätzgrund, den harten
en. Neuere Künſtler **ü b e r g r ü n d e n** die Platte bisweilen noch, d. h.
eichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewaſſer hinläng-
ſen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer ein-
ße. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, ſo iſt zu
daß jede Materie, worauf gemalt werden ſoll, gehörig zubereitet werden
mit das Gemälde theils haltbarer, theils ſcheinbarer werde. Holz über-
an mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt daſſelbe und ſtreicht es
; Mauergrund muß ebenfalls beſonders zubereitet werden; Leinwand
an in einen Rahmen, tränkt ſie mit Leimwaſſer, reibt ſie dann mit Bims-
ſetzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn dieſe trocken geworden, die
noch einmal mit Bimsſtein geglättet wird. Dieſes nennt man ebenfalls
oder **G r u n d i r e n**, gebraucht denſelben Ausdruck aber auch von der erſten
nen Farbenlage insbeſondere, wobei zu erwägen iſt, daß die Wahl dieſer
ne für das Gemälde keineswegs gleichgültig iſt, indem ein großer Theil der
und Dauer deſſelben davon abhängt. Bei dem Grund in der dritten Be-
leichſam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wol zu beherzigen,
e Farben einander zerſtören, andre einander heben. Fleiſchfarbe wird
einem gelben Grunde, Blaßroth erſcheint lebhaft und feurig auf einem
unde. Man muß alſo den für die dargeſtellten Gegenſtände vortheilhaf-
nd nach den Geſetzen der Harmonie und des Contraſtes auswählen. Oft
der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterſtützt die Maſſen,
Figuren geltend, belebt oder zerſtört den Ausdruck. Von Grund in der
deutung iſt zu bemerken, daß man bei Landſchafts- und hiſtoriſchen Ge-
n Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mit-
indergrund eintheilt. Der Vor- oder **V o r d e r g r u n d** iſt der unterſte
ben, welcher die nächſten Gegenſtände vorſtellt; der höhere Theil, welcher
eren Gegenſtände vorſtellt, wird der **H i n t e r g r u n d** oder die Ferne ge-
Das allgemeine Geſetz für ſolche Darſtellungen iſt: die Erhöhungen dieſer
n nicht leicht unmittelbar über einander zu ſtehen kommen, ſondern durch
ng einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beob-
wol der Farben- oder Luft-, als der mathematiſchen Perſpective. Die
n Gegenſtände werden verkleinert, mit weniger Deutlichkeit und ſchwä-
en gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe
d des Himmels nur wenig abſtechen. Wo Entfernung nicht durch die

Folge der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen lustigen [illegible] geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt, [illegible] wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, [illegible] sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen, [illegible] wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er [illegible] wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen [illegible] zudrückenden Hauptidee des Künstlers ab.

Grundanschlag, die Abschätzung oder Berechnung des Capitals aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen [illegible] schlag anzufertigen, muß auf folgende Gegenstände Rücksicht genommen [illegible] 1) Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landesmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen; denn die bloße Angabe desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist ebenso trüglich, als auch [illegible] saat. 2) Ist auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder [illegible] schaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen, und sind darnach die [illegible] stücke eines Gutes in verschiedene Classen zu bringen. Hat man dieses [illegible] muß bei Berechnung ihres Capitalwerths auch noch 3) ihre verschiedene [illegible] tet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenklasse dadurch [illegible] schiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man untersuchen, ob der Grund [illegible] den zu s. Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskosten verursacht. 5) [illegible] darauf gesehen, was mit dem größten Vortheile in dem Boden nach s. Lage [illegible] s. Entfernung von dem Verkaufsorte erbaut werden kann. 6) Endlich [illegible] leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige [illegible] einem 25jähr. Durchschnitt mit benutzt werden; 6- und 12jährige Durchschnitte leisten keine Genüge, weil in so kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptmängel, die alsdann stehend sind, stattfinden können.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne der Tonart, den Grundton und dessen Ober- und Unterdominante, auf welche [illegible] in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müssen. Der Baß eines [illegible] ist aber nicht immer Grundbaß; daher ist es eine gute Übung in dem Studium der Harmonie, den Grundbaß aus der Accordenfolge eines Tonstücks herauszufinden.

Grundeigenthum. Die Verhältnisse des Grundeigenthums gehören zu den verwickeltesten, aber auch zu den wichtigsten der bürgerlichen Gesellschaft. Auf ihnen beruhen fast alle andre Verhältnisse und Einrichtungen des Staats; ihrer richtigen Bestimmung hängt die Blüthe und Stärke der Staaten ab. In ihnen liegen die Übergangspunkte von einer Culturstufe zur andern (Jagd- und Fischervölker, Hirtenvölker, Ackerbau, durch Sklaven und Leibeigne, durch Freie ohne Eigenthumsrecht am Boden); in ihnen äußert sich die uralte Feindschaft zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Völker, zwischen Jägern, Hirten und Ackerbauern, zwischen Dorf und Stadt, zwischen dem Materiellen und dem Geistigen. Gleichwol ist vielleicht noch keine Lehre der Rechts- und Staatswissenschaft so wenig gründlich durchforscht worden, in keiner hat ein bloßes Vorurtheil eine so allgemeine Herrschaft und mit so wichtigen Folgen erlangt als gerade in dieser. Fast alle Staatsverfassungen haben das Grundeigenthum zur Basis ihrer wichtigsten Einrichtungen genommen, und den Besitzern des Bodens eine Gewalt über die Mitglieder der Staatsgesellschaft zugewendet, deren Folgen schon hier und da hervortreten. Namhafte Gelehrte sind soweit gegangen, die Landeigenthümer für die einzigen wahren Bürger des Staats, für das eigentliche Volk zu erklären, alle, welche der Zufall eines unmittelbaren Antheils am Staatsgebiete beraubte, für bloß geduldete zur Miethe wohnende Fremdlinge, ein heimatloses, mehr oder weniger vom guten Willen der Hausherren abhängiges Gesindel, dem in Angelegenheiten der Volksgemeinde kaum das Zuhören, niemals das Mitsprechen, und [illegible]

gen seine natürlichen Herren, die Grundeigenthümer, gebühre. So lehrt
ur Schmalz in s. Schriften über Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie,
auch v. Haller findet im Grundeigenthum die Quelle aller rechtmäßigen Ge-
d das Heilmittel für die, nach s. Meinung, einer Restauration bedürfenden
wissenschaft. Allein wenn man alle diese Verhältnisse genauer betrachtet,
uch nicht eine Seite, in welcher jene Ansicht nicht mit den handgreiflichsten
nern behaftet wäre. I. Ist es schon unrichtig, daß die Vereinigung der Men-
Staate mit der Aneignung eines Staatsgebietes zusammenfalle, und hier-
e Horde, ein in ungeregelter Verbindung nomadisch lebender Menschenhaufe,
der Staatsgesellschaft unterscheide. Auch nomadische Völker haben aller-
n Begriff eines ausschließenden Rechts ihres Stammes an einer gewissen
cke, auf welcher sie in regelmäßiger Abwechselung der Weideplätze für ihre
hinreichende Nahrung finden. Sie halten es für einen Eingriff in ihre
chen Rechte, wenn ein andrer Stamm sich in diese Weiden eindrängt, wie
ker es für eine Verletzung ihres Eigenthums erklären, wenn ihr Jagdbezirk
nsiedelung geschmälert oder auch nur von den Fremden zur Jagd benutzt
Darum theilte sich schon Abraham mit Loth (1. B. Mos. 13), und die zahl-
Verträge der europäischen Ansiedler mit den Jagdvölkern Amerikas zeigen
wie tief der Begriff vom Stammeseigenthum am Boden in der Natur der
gründet ist, und wie er sich lange vor der Ausbildung der rohen Stammesver-
zum Staat bereits entwickelt hat. II. Ist eine Vertheilung des Staats-
Privateigenthum eine viel spätere Erscheinung, welche weder mit der Ent-
einer wahren Staatsverbindung unzertrennlich verknüpft ist, noch jemals
ter Vollständigkeit eintreten kann. Denn es ist auf der einen Seite ebenso
nkbar, daß eine solche Austheilung des Bodens in Privateigenthum schon
e vorgenommen werde, ehe noch der Gedanke von dem Zweck des Staats
Volke reif geworden ist, als auf der andern Seite die Erfahrung gezeigt hat,
eine sehr geregelte Staatsverfassung die ursprüngliche Gemeinschaft des
beibehalten kann. Jenes, die Vertheilung des Bodens in Privateigen-
e das zufällige Beisammensein der Menschen und ihre Verbindung in ein-
meinschaftlichen Bestrebungen sich zum Staat entfaltet, ist aber nicht nur
der seltenere Fall (sodaß er in der Geschichte vielleicht gar nicht vorkommt,
t irgendwo ein Robinson Crusoe sich als Eigenthümer eines noch von Nie-
essenen Stück Landes betrachtet), sondern der Hauptpunkt bleibt auch im-
daß ein wahres rechtliches Eigenthum am Boden nur in dem Staate und
entstehen kann, und daß dieses Recht am Boden immer sehr verschieden
enigen bleibt, welches an beweglichen Dingen möglich ist. Die Verwech-
ser beiden so wesentlich von einander verschiedenen Rechtsverhältnisse, wozu
ide gebrauchte Name des Eigenthums geführt hat, ist die Quelle jener zahl-
rthümer, deren üble Folgen sich durch alle Adern des Volkslebens erstrecken,
auf, daß echtes Eigenthum (und das rechtliche Dasein eines mit körperlicher
ng nicht verbundenen, oder idealen Besitzes mit seinen Folgen), erst im Staate
ihn entsteht, hat vorzüglich Kant aufmerksam gemacht, indem man vor
durch gewohnte Begriffe des positiven Rechts verführen ließ, die Besitz-
als eine Handlung anzusehen, wodurch ein Gegenstand der Natur ein für
mit der Person des Besitzergreifenden dergestalt als das Seinige verknüpft
nne, daß jeder Andre sich alles Gebrauchs desselben sogar dann enthalten
enn auch der erste Besitzer selbst solchen völlig unbenutzt liegen ließe, oder
im Stande wäre, ihn, z. B. einen ganzen Landstrich, auf eine zweckmäßige
benutzen. Es ist aber, abgesehen von den positiven Gesetzen des Staats,
Grund vorhanden, dem bloßen Willen eines Menschen eine solche Macht
, den Willen Andrer für ewige Zeiten zu binden, auch ist dies in Beziehung
Boden schon darum nicht möglich, weil es dadurch in die Willkür der ersten

Beſitzergreifer gelegt würde, Andre von der erſten Bedingung ihres natürlichen Daſeins gänzlich auszuſchließen. Daher gehört das Privateigenthum am Grund und Boden zu den Einrichtungen, welche erſt durch den Staat zu Stande gebracht werden, aber eben deßwegen auch, um dies hier vorläufig zu bemerken, dem Staate dergeſtalt unterworfen bleiben, daß ſie von ihm, ſo oft es nöthig iſt, wieder abgeändert werden können. Außer dem Staate hat der Menſch nichts Eignes als ſich ſelbſt, als den Anſpruch auf Achtung der perſönlichen Würde, welche in ſeiner höhern Beſtimmung liegt und welche Andern verbietet, ihn als bloßes Mittel für ihre Zwecke zu gebrauchen, ſich ſeiner Kräfte und des damit Gewonnenen wider ſeinen Willen zu bedienen. Arbeit iſt alſo der Grund alles Eigenthums (außer dem Staate) und ihr äußerliches erkennbares Daſein, d. i. die durch ſie hervorgebrachte Form, zugleich das Zeichen, woran Andre abzunehmen haben, daß in einer Sache etwas liegt, welches ihnen verbietet, ſolche für ſich zu gebrauchen. Durch die Arbeit legt der Menſch einen Theil von ſich in eine Sache, und verbindet ſie mit ſeiner Perſon, aber keineswegs für ewige Zeiten, ſondern nur auf ſo lange als bis die Natur jene von den Menſchen ihr aufgedrückte Form wie der von ſich geſtoßen und verwiſcht hat. Denn alles Ergebniß der menſchlichen Arbeit an Naturſtoffen iſt nur Form und Ortsverhältniß, nicht ein Hervorbringen. Der Menſch kann nichts Neues ſchaffen — dies iſt ein Vorrecht, welches der Natur nach ewigen und unveränderlichen Geſetzen vorbehalten worden iſt, — ſondern er kann bloß die Formen und Verhältniſſe der natürlichen Dinge verändern, ſie in Verbindungen bringen, worin die ſchöpferiſchen Kräfte der Natur ſeinen Zwecken dienſtbar werden. So drückt er den Dingen ſein Gepräge auf, und übt jene Herrſchaft des Geiſtes über die Materie, deren Erweiterung ein wichtiger Theil ſeiner Beſtimmung iſt, oder welche, wenn man auch die Beherrſchung ſeiner eignen ſinnlichen Triebe nach Vernunftgeſetzen, und die Unterordnung des ganzen Menſchengeſchlechts im äußern Handeln unter Geſetze des Rechts aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, überhaupt ſeine Beſtimmung auf Erden erſchöpft. Es gibt alſo zwar ohne den Staat eine Art von Eigenthum, aber nicht als ein ſelbſtändiges und bedeutliches Recht, wozu es erſt im Staate wird; ſondern da der Menſch an der Natur nichts beſitzt als die Arbeit, welche er in ſie gelegt, d. i. die Form, welche er ihr gegeben hat: ſo muß dies Recht aufhören, ſowie ſich jene Arbeit wieder verliert mit der Form verſchwindet. Die Natur hat eine Tendenz, das künſtliche Gepräge wieder abzuſtreifen; das Gebild der Menſchen kehrt zur Formloſigkeit, das gezähmte Thier zur Wildheit zurück, der bearbeitete Acker wird wieder zur Wildniß. Von der menſchlichen Arbeit liegt nichts mehr darin, ein Zweiter, welcher die Sache für ſeine Zwecke ergreift, entreißt keinem Andern die Früchte ſeiner Kraftäußerung, von einem Eigenthum iſt nicht mehr die Rede. IV. So wie es nun von dieſem philoſophiſchen Standpunkte aus durchaus unzuläſſig iſt, den Staat als eine Verbindung der Grundeigenthümer zu betrachten, weil die letztern erſt durch den Staat werden, was ſie ſind, und es ebenſo ungereimt iſt, ſein Daſein von etwas abzuleiten, was nicht in ihm entſteht, als den Adel für älter und von dem Fürſtenthum unabhängig zu erklären: ſo iſt es auch von der hiſtoriſchen Seite durchaus unrichtig. In der Geſchichte aller Staaten kommen wir mit voller Gewißheit bis zu dem Punkte zurück, wo das Staatsgebiet ſich noch im ungetheilten Eigenthume der Geſammtheit befindet, aber auch zu der großen Unterſcheidung dieſes Geſammteigenthums je nachdem es Stammes- oder Gemeindeeigenthum iſt. Jenes iſt offenbar die älteſte Form, welche ſich zuerſt in der patriarchaliſchen Verfaſſung entwickelte, und in der Urzeit faſt aller Staaten zu bemerken iſt. Die Entſtehung des Stammeseigenthums weiß man nicht anders abzuleiten, als aus der unmittelbaren Verleihung eines höhern Weſens. So hatte Jehova dem Stamme Abrahams das Land am Jordan verheißen, und ſo ſchreiben noch heute die nordamerikaniſchen Stämme das Recht der einzelnen Menſchen an ihrem gemeinſchaftlichen Jagdbezirk von einer Schenkung des

ſtes her. Daraus wird aber auch erklärlich, wie es zugeht, daß, wenn man
, das Geſammteigenthum zu vertheilen, faſt überall ein bedeutender Theil,
e bleibende Abgabe, der Zehnten von allen Früchten, für den Dienſt der Na-
ttheiten vorbehalten wird. Aus dem Geſammteigenthume entſteht aber in
iarchaliſchen Verfaſſung zuweilen ein ausſchließliches Eigenthum des Stam-
haupts. Denn indem der Älteſte des Stammes der Repräſentant des Gan-
len Beziehungen wird, geht auch das Recht auf ihn über, das gemeinſchaft-
biet zur einzelnen Benutzung zu vertheilen. Wenn nämlich die Bevölke-
ichſt, und die Ausſendung von Colonien oder die Auswanderung eines Theils
mmes durch die Umſtände verhindert wird: ſo bleibt nichts übrig, als der
rch regelmäßige Anbauung ein reicheres Maß von Nahrungsmitteln abzu-
n, und indem ſonach das Jagd- und Nomadenvolk ſich zur härtern Arbeit
ebaus bequemt, wird auch eine Vertheilung des Gebiets in ein mehr oder
feſtes und ſtrenges Privateigenthum unvermeidlich. Aber die Formen, unter
ieſe große Veränderung vor ſich geht, ſind von unendlicher Mannigfaltigkeit.
) es jährliche Austheilungen an die Einzelnen; bald wird das Land im Gan-
ie Zweige des Stammes, die Älteſten des Volkes, und von dieſen wieder
rtheilt; ſelten geſchieht dies unentgeldlich, meiſtens gegen einen beſtimmten
: Früchte, oder gegen eine ohne Rückſicht auf die Ernte zu entrichtende
. Die Begriffe des Geſammteigenthums verlieren ſich nach und nach, zu-
n neben der jährl. Austheilung, oder in benachbarten Völkern, ein feſteres
enthum aufkommt; das Stammeshaupt wird aus dem Verwalter des Ge-
s deſſen ausſchließlicher Eigenthümer. So iſt es in den meiſten ſüdaſiati-
aaten gegangen, aber auch bei dem Volke Europas, in welchem ſich eine
ıliſche Verfaſſung wenig modificirt durch die allgemeine Staatsverfaſſung
neuern Zeiten erhielt, in den galiſchen Stämmen der ſchottiſchen Hochlande,
r dieſelbe Erſcheinung. Ein jeder Stamm betrachtete ſich dort als eine Fa-
ren Älteſter, der Laird, der Herr war; das ganze Stammgebiet gehörte
: vertheilte Das, was er nicht für ſich und für das Ganze behielt, in größern
an ſeine nähern Verwandten (Tacksmen), welche es wieder in kleinern
n die Gemeinen verliehen oder verpachteten. Aber auch die Verleihung an
men war nur eine vorübergehende, denn ſie mußten immer im Fortgange
lechter wieder den nähern Verwandten des Laird Platz machen. Je deut-
e urſprüngliche Beſchaffenheit des Grundeigenthums ſich erkennen läßt,
ier iſt die Ungerechtigkeit, welche die jetzigen Häupter der hochſchottiſchen
durch begehen, daß ſie den Stamm ſelbſt aus dem gemeinſchaftlichen Ei-
aus ſeinen uralten Wohnſitzen vertreiben, um das Land als Schafweiden
höhern Ertrage zu bringen. Eine ſehr verſchiedene Beſchaffenheit hat das
eigenthum des Bodens da, wo die Stammverbindung durch die Gemeinde-
ı geſprengt wird. Dies mußte überall erfolgen, wo ein Theil der Stämme
nender Volksmenge ſich neue Wohnplätze ſuchte, und wo, um den Wider-
alten Anſiedler zu beſiegen, die Auswanderer mehrer Stämme ſich mit ein-
einigten. In der Gemeindeverfaſſung gehörte das Geſammteigenthum
ien Genoſſen (doch auch hier gewöhnlich ein Theil den Göttern, ein Theil
rer und Vorſteher), und bei der kriegeriſchen Tendenz der meiſten Gemein-
he immer zwiſchen Eroberung und Vertheidigung ſchwankten, mußten die-
:auf bedacht ſein, daß auf dem gemeinſchaftlichen Lande immer eine hinrei-
ıhl ſtreitbarer Männer ſitze, ſowie daß nicht durch Zuſammenkauf, oder
ein zu großes Beſitzthum in die Hände eines oder des andern Gemeindeglie-
ne. Man machte daher eine beſtimmte Zahl von Looſen, groß genug, um
ille von Freien zu ernähren, und ſuchte ſowol deren weitere Theilung als
ımmenſchmelzung durch Geſetze zu verhindern. Dies geſchah vornehmlich
a, aber ohne ſeinen Zweck zu erreichen. In Rom war vor den 12 Tafeln

offenbar eine ähnliche Einrichtung, und eine Folge derselben, daß das Loos des einzelnen Römers, sein Stammgut, ihm weder genommen noch von ihm selbst verkauft werden konnte. Da überhaupt im ältern Rom noch viele Überbleibsel der Stammverfassung (im Patriciat und der Gentilität) übrig waren, und großen Einfluß auf die Staatsverwaltung hatten: so konnten auch die Verhältnisse des Grundeigenthums demselben nicht entgehen. Die Gemeinde hatte ein großes Grundeigenthum, welches durch glückliche Kriege, deren Folge meist für die Besiegten in dem Verluste eines Theils ihres Gebiets (ihres Gesammteigenthums) bestand, immer vermehrt wurde, aber nur der eigentlich herrschenden Patriciergemeinde zu Gut kam. Unter sie wurde der Boden zahlweise vertheilt, und er hätte auch der Classe der Bürger, welche nur von dem Ertrage seines kleinen ursprünglichen Looses lebte, nichts helfen können, weil ihm die Hände zu Benutzung fehlten. Dieser Mangel an Arbeitern verräth sich auch in der Menge, mit welcher die Patricier ihre Schuldner aus den Gemeinen (und die beständigen Kriege nöthigten fast alle zum Borgen) zu Arbeiten zwangen. Es war daher ein sehr großer Gewinn für diese Classe, daß in den zwölf Tafeln in jener berühmten Stelle, über deren Sinn man schon unter den Antoninen nicht mehr einig war, und welche man sogar von Zerschneidung des Körpers verstanden hat, allem Ansehen nach Verkäuflichkeit und Theilbarkeit eines bürgerlichen Güterlooses festgesetzt wurde. Zugleich zeigt sich (vgl. Heeren's kleine Schriften), daß das Verlangen der Volksgemeinde, eine neue billigere Austheilung der Gemeindegrundstücke anzuordnen (die leges agrariae) auf ganz guten Gründen des Rechts beruhte. Nachdem aber einmal jener bedeutende Schritt geschehen war, entwickelte sich im römischen Rechte immer mehr eine vollkommene Freiheit und Theilbarkeit des Grundeigenthums, welche den Charakter dieser Gesetzgebung ausmacht. In den germanischen Staaten war Sprengung der alten Stammverfassung durch die Gemeindeverbindung das Grundprincip, welches in dem Verhältnisse des Gefolges zum Führer seine erste Entstehung fand. In den durch Eroberung gestifteten neuen Staaten entstand aber allerdings ein vielfach combinirtes und verschlungenes Verhältniß, da bald die alten Bewohner alles Landeigenthum verloren, wie u. a. in England, bald nur einen Theil ihres Landbesitzes abgaben, wie in Italien, und dem südlichen Frankreich, auch diese Theilung selbst mannigfaltige Nuancen zeigte. In Ansehung des auf die Eroberer kommenden Antheils am Lande zeigt sich wieder eine Hauptabtheilung darin, daß ein bestimmter Theil der Masse dem Fürsten zufiel, welcher davon auch das Gefolge zu ernähren hatte, ein andrer aber dem Gefolge selbst, und zwar nach gewissen Unterabtheilungen, Zehnschaften, Gemeinden als Gemeindegut eingeräumt wurde. Dies letzte (All- oder Gemeingut) war weit davon entfernt, freies Eigenthum zu sein, denn auf ihm haftete die Pflicht, im Heerbann zu erscheinen. Es hat sich hier und dort länger als Gemeindegut erhalten, wurde zuweilen vom Vorsteher der Gemeinde zur Cultur vertheilt, hier und da aber ist es kriegsdienstpflichtiges Gut Einzelner geworden. Auf diese Eigenschaft gründete sich sowol die Untheilbarkeit, welche man in einigen Verfassungen findet, als auch die Ausschließung der Weiber von der Erbfolge (in die terra salica der Franken). Diesem Gemeindegute, dem Allode (bei den Sachsen Folkland, oder Reeveland, Volksland, Richterland), stand gegenüber das Fürstengut, welches von dem Fürsten bald dazu benutzt wurde, sich aus der Masse des Volkes, sowol der Sieger als der Besiegten, wieder ein neues Gefolge der enger und ihm persönlich Verpflichteten (Antrustionen, Leute, Getreue des Königs, fideles, im Spanischen hidalgos) zu errichten, welchen er statt Soldes Güter zu benutzen gab. Daraus entstand das Herrenland (thaneland), und in weiterer Verleihung mittelst schriftlicher Contracte, das Buchland (bookland), der Sachsen, das feh-od (Soldgut, Dienstgut vom Gothischen faiha Vieh, Vermögen, Geld, Lohn, davon noch Feegebühren im Englischen), das Lehen. Wie sich nun alle diese Verhältnisse durchkreuzt

sowol unter einander als mit dem Verhältnisse der freien und unfreien Pach-
ionen, Erbzins- und dienstpflichtigen Leute; wie sich das Band besonderer
und Treue bald fester bald lockerer um Alle geschlungen hat, wie hier die ge-
Freiheit im Lehnwesen und in gutsherrlichen Rechten untergegangen ist, dort
ch auch die ursprüngliche Unfreiheit wieder gelöst hat, das ist hier nicht weiter
olgen. Es genügte zu zeigen, wie in den neuern europäischen Staaten das
eigenthum am Grund und Boden sich aus einem Gesammteigenthume her-
ildet hat, und noch die unverkennbarsten Spuren dieser Entstehung an sich
wie es also auch auf einer Verleihung von Seiten der Gesammtheit beruht,
her die Grundeigenthümer kein vom Staate unabhängiges Recht an Grund
oden haben. Was ihnen der Staat dabei gegeben hat, ist nicht etwa bloße
nnung und Sicherung eines auch ohne ihn vorhandenen Rechts, sondern es
Recht selbst. Es ist kein willkürliches Recht, sondern zugleich mit sehr be-
en Pflichten verknüpft, und steht seinem Dasein und seinem Gebrauche nach
hin unter der Gesetzgebung des Staats. Die Grundeigenthümer sind nicht
lk, sondern eine Classe desselben, welche wie alle andre mit ihrem Gute und
Gut dem Ganzen zum Dienst verflichtet sind. Aus jenen unleugbaren hi-
n Vordersätzen ergibt sich auch, wie unrichtig es ist, wenn man die Domai-
r unbedingt entweder für Staatsgüter oder für Privatgüter der regierenden
n erklären will. Die sämmtlichen deutschen Staaten haben sich aus Reichs-
und Allodialbesitzungen zusammengebildet, wovon auch jene mit dem Genuß
ater Amtsgüter und nutzbarer Rechte verbunden waren. In den Domainen-
ist altes Reichsgut, Staatsgut und Privatgut verbunden und eine Schei-
dare beinahe vom Anfang an unmöglich gewesen. Aber bis auf die neuesten
ist es staatsrechtlicher Grundsatz gewesen, daß aus den Domainen nicht bloß
haltung, sondern auch die Kosten der Staatsregierung bestritten werden muß-
d die Unterthanen nur das Fehlende beizutragen hatten, woraus sich denn
nischte Eigenschaft jener Güter offenbar ergibt. Ein großer Theil der neuern
nen ist überdem ehemaliges Kirchengut, dessen Übergang in das Privateigen-
r fürstl. Familie sehr schwer zu erweisen sein möchte. Daher ist auch in den
deutschen Staaten hierüber durch besondere Verträge das Nöthige be-
worden. — V. Die Geschichte geht aber nun auch darin mit der Philoso-
nd in Hand, daß wie jene sich dagegen verwahrt, daß das Grundeigenthum
vollkommen freies, und beliebig zu brauchendes Besitzthum vergeben sei, diese
che Verleihung als unrechtmäßig ja als nichtig verwerfen müßte. Nicht das
e Theilchen wirklich bestehender Rechte darf durch solche philosophische Gründe
ben werden, aber wol hat die Vernunft bei der Frage, was in den bestehen-
hten eigentlich enthalten sei, eine nicht zu verachtende Stimme. Dem ge-
Menschenverstande leuchtet schon ein, daß einem jeden Menschen die erste Be-
s seines physischen Bestehens, ein Platz auf der Erde, gegönnt sein muß, und
e Zahl derer, welche an der Brust dieser gemeinschaftlichen Mutter ihre Nah-
chen, zunimmt, die früher gekommenen zurücken müssen. So lange daher
en noch Stellen hat, auf welchen sich Menschen nähren können, so kann es
der Willkür der Besitzer liegen, solche der Menschheit zu entziehen. Sie
uldig, den Boden so zu benutzen, wie es der Zweck des Ganzen erfodert.
des Recht gründet sich auf eine Pflicht, und auch das Grundeigenthum wird
durch zum Recht, daß es die Verbindlichkeit auf sich genommen hat, der
heit die nährenden Stoffe von der Natur zu verschaffen. Je dringender und
r diese Pflicht bei steigender Bevölkerung wird, desto nothwendiger wird für
at die Aufsicht über ihre Erfüllung, desto heiliger aber auch das Recht Des-
: sie unmittelbar auf sich genommen hat. Nach diesen Vordersätzen haben
aten von jeher gehandelt; sie haben es verhindert, daß ein ertragsfähiges

die Grundsteuer als Antheile der Regierung an dem Grundvermögen der Privatpersonen, die ihr von Rechtswegen zukommen, zusammengebracht und abgeliefert werden müssen, so ändert dies den Begriff der Abgaben überhaupt. Sie hören auf Abgaben zu sein und werden eine Last, die auf dem Grundstücke haftet, die aber der Grundeigenthümer nicht bezahlt, die ihn also auch nicht drückt. Das Grundstück kostet ihm um so weniger Capital, als die Grundabgaben als proportionirliche Zinsen betrachtet werth sind. Hat z. B. ein Grundstück 40 Thlr. Grundsteuer jährlich zu bezahlen, so ist es 1000 Thlr. weniger werth, als wenn keine Grundsteuer darauf haftete. Da nun der Eigenthümer diese 1000 Thlr. nicht bezahlt hat, so gehört ihm auch das Einkommen jener 40 Thlr. nicht, sondern er hat sie dem Staate, dem sie allein gehören, zu berechnen. Die Anhänger dieser Meinung schließen hiernach, daß es völlig einerlei wäre, wie hoch die Grundsteuer sei, wenn sie nur nicht verändert würde; die Ungleichheit dieser Steuer sei auch weder ein Fehler, noch ungerecht. Wer ein steuerfreies Gut hat, besitzt ein größeres Eigenthum als der, welcher ein steuerbares von gleichem Umfange und gleicher Güte, hat. Der letztere hat den Staat zum Miteigenthümer, ersterer nicht. Wenn daher der Staat steuerfreie Güter mit Grundsteuern belegen, oder die Grundsteuer der steuerbaren Güter erhöhen wolle, so sei das ungerecht und ein offenbarer Eingriff in das Eigenthumsrecht. — Dies stimmt aber wie gesagt nicht mit dem eigentlichen Sinne der Abgaben. Daß sie das Einkommen des Gebenden vermindern, ist natürlich; sollen sie aber alle Arten des Vermögens und Einkommens proportionirlich treffen und einmal die nothwendige Bedingung des Schutzes und der Sicherstellung desselben sein, kann sich Niemand davon losmachen wollen ohne ungerecht gegen die übrigen zu sein, die auf ihre Unkosten ihn übertragen müßten. Werden also höhere Abgaben nöthig, so muß sich das jeder gefallen lassen, mithin auch der Grundeigenthümer. Der Umstand, daß dadurch sein Grundstück an Capitalwerthe verliert, kann kein Grund zur Befreiung von der Abgabe oder deren Erhöhung sein, denn dies begegnet dann jedem Vermögen. Auch kann nur Verlust am Capitalwerthe der Grundstücke entstehen, wenn die Abgaben nicht richtig vertheilt würden, denn außerdem vermindern sie nur die Einkünfte. Wer bisher sein persönliches Capital auf 1000 Thlr. reines Einkommen nützte und nun eine Abgabe von 5 Proc. zahlen muß, behält freilich nur noch 950 Thlr. reines Einkommen; aber sein Capital selbst an sich nicht vermindert. Gerade dasselbe begegnet dem Grundeigenthümer, der 1000 Thlr. jährlich Pacht erhielt und nun 50 Thlr. davon abgeben muß, dem Künstler, dem Gelehrten an ihrem Einkommen von Gewerbe, Talente u. s. w., denn keiner wird sein Vermögen mehr auf 1000 Thlr. nützen, sondern jeder um 50 Thlr. weniger. — Nur dann, wenn die Grundsteuer die einzige nach dem reinen Einkommen bemessene und aufgelegte Steuer wäre, würde der Einwurf gegründet sein; denn in diesem Falle würde jemand für ein Grundstück, dessen Einkommen durch die Steuer vermindert wäre, nicht mehr ein so großes Capital geben, als vorher, weil dann das reine Einkommen von allen übrigen Capitalen unbesteuert geblieben wäre, dem Besitzer also immerfort noch 1000 Thlr. brächten, wo der Grundeigenthümer nur 950 gewönne. Aber dadurch würde nicht die Ungerechtigkeit der Grundsteuer überhaupt, sondern nur die einseitige und schlechte Anordnung derselben erwiesen. l.

Grundton, s. Hauptton.

Grundstoffe, s. Elemente.

Gruner (Christian Gottfried), ein berühmter Arzt, geb. d. 8. Nov. 1744 zu Sagan, verdankte s. erste Bildung dem Rector Harmuth daselbst. In einer Art von Selbstbiographie (s. Gruner's „Almanach für Ärzte und Nichtärzte auf d. J. 1787" S. 144), erzählt er die sonderbare und mühsame Art, wie er das Studium der lat. Sprache getrieben. 1762 bezog er das Gymnasium zu Görlitz, wo er dem

ctor Geisler ſ. Hauptbildung, und vorzüglich die Liebe zu den Alten verdankte. Jahre ſpäter ging er nach Leipzig, wo fünf Jahre hindurch Erneſti, Morus, t, Clodius u. A. ſ. Hauptlehrer waren. Allein das Studium der Theologie, s er dem väterlichen Willen gemäß hatte wählen müſſen, erſchien ihm, wie Almanach für Ärzte) ſagt, einengend und beſchränkend. Sein Vater war geſtorben, und dies beſtimmte ihn, ſich der Medicin zu widmen. In dem ige geiſtreicher Männer, eines Boſe, Gehler, Pohl, Reichel u. A. fühlte er ſich klich, daß ihn nur die Unwahrſcheinlichkeit einer baldigen Verſorgung abhielt, t und Lehrer in Leipzig ſein Fortkommen zu gründen. Er ging daher, nach- 1769 zu Halle promovirt hatte, nach ſ. Vaterlande zurück, und lebte dort bis als praktiſcher Arzt. In d. J. folgte er einem Ruf nach Jena, als Prof. tanik; 1776 ward er von dem Herzog von Sachſen-Weimar zum Hofrath 91 von dem Herzog von Sachſen-Koburg zum geh. Hofrath und Leibarzt t. Nach Neubauer's Tode (1777) rückte er in die zweite, und nach Nico- leben (1803) in die erſte Stelle der Facultät hinauf. Er las mit Beifall r alle praktiſche und theoretiſche Theile der Medicin, bis ans Ende ſ. Lebens. ei gründeten einige glückliche Curen ſ. Praxis, wiewol er ihr in ſpätern Jah- agte, da ſie ſ. Liebe zur Unabhängigkeit und zum ungeſtörten Studiren hin- war. Dieſer Abgeſchiedenheit von der Welt verdanken wir ſ. zahlreichen, über alle Fächer der Medicin verbreitenden Schriften. Die Zahl der grö- erke beläuft ſich auf 50; außerdem hat er über hundert Programme und an- demiſche Schriften, Vorreden, Recenſionen u. ſ. w. geſchrieben. Wenig ben mit einer ſo ſeltenen Gelehrſamkeit, mit dieſer Mannigfaltigkeit und igkeit des Willens, ſo viel Klarheit und Tiefe verbunden wie G. Bei der hen Theorie, die er beſaß, war er aber dennoch praktiſcher Gelehrter; denn erſt dann in ſ. Wiſſenſchaft die volle Befriedigung, wenn ſie, wenigſtens ſe, ins Leben eingriff. Dies hat er u. a. in ſ. „Bibliothek der alten Ärzte in und Ausz." (Leipz. 1780—82, 2 Thle.) gezeigt, wo er immer das Prakti- Auge behält. Die Fortſetzung unterblieb, als die Grimm'ſche Überſetzung en Hippokrates erſchien. Außer dem Studium der Geſchichte der Medicin ge- athologie und Zeichenlehre („Semiotice physiologicam et pathologicam ca", Halle 1775; deutſch Jena 1794), gerichtliche Medicin und medicini- zei („Kurzgefaßtes Syſtem der gerichtlichen Arzneiwiſſenſchaft, entworfen D. Metzger, nach des Verf. Tode mit Zuſ. herausgeg. von C. G. Gruner", . 1814), allgemeine und ſpecielle Therapie zu ſ. Lieblingsfächern. S. das ſämmtl. Schriften in Güldenapfel's „Jenaiſchem Univerſitätsalmanach", 16. Eine Dislocation des Magens, durch Leibſchäden erzeugt, endete ſ. Leben d. 4. Dec. 1815, im 71. J. Es gab faſt keine Akademie oder ge- ſellſchaft in und außerhalb Deutſchland, die G. nicht als Ehrenmitglied nmen hätte. Noch kurz vor ſ. Tode erhielt er von dem königl. Collegium n zu Stockholm die ſilberne Vaccinationsmünze, und wurde von dem König weden zum Ritter des Waſa-Ordens ernannt. (75)

r u n e r (Karl Juſtus v.), Sohn des fürſtl. Osnabrückiſchen Vice-Kanz- rs Joh. Chriſtian G., geb. d. 28. Febr. 1777 zu Osnabrück, ſtudirte in n und Halle. An letzterm Orte kam er mit dem dort commandirenden den Studenten in ſteten Händeln lebenden Prinz Wilhelm von Braun- ber als Herzog bei Quatrebas blieb) in Reibungen, und verließ deßwegen Er ward nun als Richter in ſ. Vaterſtadt angeſtellt, gab jedoch die Stelle zing auf Reiſen. Hier lernte er den nachherigen Miniſter Stein, damals ident zu Minden, und Blücher kennen, und erhielt (1803) durch Verwen- General-Lieut. v. Kneſebeck, eine Anſtellung in preuß. Staatsdienſten, em Coloniſationsgeſchäft für Südpreußen (wo er ſich der deßhalb nöthigen

Werbungen halber im Reich aufhielt), dann durch den in den fränkiſchen Fürſtenthümern dirigirenden Miniſter v. Hardenberg, als Kammerrath in Anſpach. 1806 ward er als Director der Kriegs- und Domainenkammer nach Poſen verſetzt. Bei dem Einrücken der Franzoſen in Poſen (Nov. 1806) hatte G. eben eine Collecte für die Wittwe des unglücklichen Palm veranſtaltet. Seine Gegner verfehlten nicht, ihn deßhalb bei Davouſt als verdächtig anzugeben. Allein G. ging ſelbſt, mit der Liſte in der Hand, zu dem Marſchall und bat für eine Unglückliche, die an den gegen ihren Mann erhobenen Beſchuldigungen keinen Theil habe, und Davouſt war edel genug, einen ſehr bedeutenden Beitrag zu unterzeichnen. Später glaubte G. dennoch aus Poſen entweichen zu müſſen; er floh nach Königsberg, und als die Franzoſen auch hierher kamen, nach Tilſit. Hierauf, vom Miniſter Stein bei der Reorganiſirung des zertrümmerten Staates angewendet, kam G. 1809 nach Berlin, um die neue Städteordnung einzuführen und das Amt eines Polizeipräſidenten zu übernehmen. In dieſer eben ſo ſchwierigen als gefahrvollen Stelle, benahm er ſich mit der größten Klugheit, konnte jedoch dem Schickſale nicht entgehen, daß die ſchon längſt auf ihn aufmerkſamen und ſeit Schill's abenteuerlichem Zug noch mehr zum Argwohn geſtimmten Franzoſen ihn verfolgten und ihn indirect zwangen, die Stelle niederzulegen (1811), worauf er ſich, nachdem er eine kurze Zeitlang das Polizeifach im Staatsrathe bearbeitet hatte, ob aus eigenem Antrieb oder vielleicht auf geheimen Befehl, iſt ungewiß, nach Friedland in Böhmen begab (1812), wo er, nebſt einigen Gleichgeſinnten und unterſtützt von England und Rußland, die Verbindungen durch ganz Deutſchland zum Sturz der Napoleoniſchen Herrſchaft anknüpfte. Der Plan dieſer Vereinigung ſoll geweſen ſein, bei tieferem Eindringen der Franzoſen in Polen, die im Rücken der Armee gelegenen Magazine zu verbrennen und dann durch einen allgemeinen Aufſtand in Deutſchland (dem ſtets vielfach getheilten, in Meinung, Form und Anſichten!) den letzten Schlag auszuführen. Mag hiervon wahr ſein, ſo viel da will, die franz. Wachſamkeit kam den Abſichten zuvor. G. wurde in Prag auf Requiſition des preuß. Hofes feſtgenommen und nach Peterwardein, an der ſlavoniſchen Grenze abgeführt. Erſt zu Ende des folg. J. kam er durch die Verwendung des petersburger Hofes, welcher ihn als ruſſiſchen Staatsrath reclamirte, los. Jetzt erhielt G. durch den Miniſter Stein, welcher in Frankfurt a. M. die Centralverwaltung der ſchnell gebildeten Generalgouvernements leitete, die Direction des vom Niederrhein, wo er, in Düſſeldorf ſeinen Sitz nehmend, viel für die allgemeine Sache that. Auch ſchrieb er manchen Aufſatz für den rheiniſchen Merkur, den Görres, welchen er zum Director des öffentlichen Unterrichts in den Rheinlanden ſ. Gouvernements ernannte, herausgab. Darauf ward ihm auch die Leitung der Angelegenheiten in den Ländern des Mittelrheins zu Trier angewieſen. Den 13. Oct. 1814 beehrte ihn Kaiſer Alexander mit dem St. Annen-Orden erſter Claſſe. Sein bei Napoleons Rückkehr von Elba, d. 24. März 1815, von Düſſeldorf aus an die Bewohner jener Gegenden und den Landſturm von Berg erlaſſener Aufruf zur Ergreifung der Waffen gegen Frankreich, machte viel Aufſehen; auch ließ er am 19. April deſſ. J. in ſ. Verwaltungsbezirk einen Buß- und Bettag halten, um „den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes in Deutſchland zu erflehen.“ Nach Napoleons zweitem Sturz erhielt G. von preuß. Seite die Leitung der hohen Polizei in Paris und der Umgegend. Hier wachte er genau über die Zurückerſtattung der von den Franzoſen früher eroberten Kunſtſchätze und trat des liſtigen Fouché vielfachen Winkelzügen kräftig entgegen. Nach dem Frieden 1815 ſollte er die Stelle eines Geſandten am ſächſiſchen Hofe übernehmen. Dies wurde jedoch in einen Geſandtſchaftsrath bei der Eidgenoſſenſchaft abgeändert, wo G., nachdem er vorher vom Könige von Preußen in den Adelsſtand erhoben worden war, ſ. Sitz in Bern nahm. Seine durch die vielfachen Lebenswechſel und Arbeiten zerrüttete Geſundheit nöthigte ihn

nach Wiesbaden zu gehen, wo er den Winter über zubrachte und daselbst d. 8. 1820, erst 43 J. alt, starb. Über die von G. herausgeg. Schriften, theils wirthschaftl. und polizeilichen, theils verm. Inhaltes, so wie über die einzelnen ente s. bewegten Lebens, s. m. den XXI. Heft der Zeitgenossen.

Grüner Donnerstag. Ihn stiftete Papst Leo 692 zum jährl. Gedächtniß der Einsetzung des heil. Abendmahls. Er soll den Namen daher führen, an solchem die Erstlinge der Früchte geopfert und Gott dargebracht wurden. Heißt auch natalis calicis, oder eucharistiae, weil die Einsetzung an solchem ahen.

Grünspan, (Spangrün, Kupfergrün, essigsaures Ku- ein Farbenmaterial, das verkalktes Kupfer (Rost vom Kupfer) ist. Nicht wässerichte Feuchtigkeiten, sondern auch Öle und alle fettige Stoffe, besonders und Säuren, lösen das Kupfer zu einem Kalk auf, und bringen bei der Zerseine neutralsalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig ist bei der Verkalkes Kupfers, daß sie in der Kälte besser von Statten geht, als in der Wärme; Siedhitze greifen selbst Säuren, die das Kupfer sonst bald zerfressen, dasselbe an. Der verkäufliche Grünspan wird durch Legung von Kupferplatten zwiWeintrebern gewonnen, welches unter allen bekannten Mitteln das leichteste Dieser Stoff ist für die Gesundheit sehr gefährlich, und kupferne Gefäße könur bei der größten Reinlichkeit gebraucht werden.

Gruppe, (ital. gruppo) bezeichnet eine Zusammenordnung mehrer Körein Ganzen für das Auge. Gestalten, nach den Verhältnissen ihrer Grösichtung, Bewegung, und ihrer übrigen Erscheinungen zu einander, sofern sie thwendig verknüpftes Ganzes ausmachen sollen, zusammenordnen, heißt **piren.** Eine oder mehre so verbundene Gruppen machen das Bild im der zeichnenden Künste. Für die gehörige Anordnung und Behandlung der en, oder für die Kunst des Gruppirens gibt es ästhetische und artistische Ge Alle Anfoderungen der erstern an eine Gruppe lassen sich auf Einheit des sse zurückführen, bei welcher die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks keineswegs oben ist. In historischen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziuf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet Die artistischen Gesetze haben zur Absicht, die in diesem Geist erfundenen en dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und ytung bewirkt wird. Als Musterform der Gruppe hat man bald die Weinbald den Kegel, bald die Pyramide angesehen. Die Traube nannte Titian sterform, weil sie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit mit der angenehmwechselung, und alle nöthige Verschiedenheiten von Licht und Schatten, atten und Wiederscheinen verbunden zeigt. Bei den letztgenannten Muen hat man auf das Verhältniß der schmalern Höhe gegen die breitere äche gesehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Massen in die Mitte, eren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter ma man die Figuren nicht nach der Reihe stelle, nicht viele äußere Theile in gorizontalen, senkrechten oder schiefen Linien anbringe, die geometrischen Fias allzu Ebenmäßige und Wiederholungen vermeide, und nur die schönsten ige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zusamen, und auf gleiche Weise bei der Zusammenstellung mehrer Gruppen zu ilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, sagt er, sind die erträglichwelche aus zwei ungeraden zusammengesetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die oppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werie Ursache dieses Rathes ist leicht zu finden; sie ist keine andre, als Verdes allzu Gleichmäßigen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer icht zu dulden, so dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemälde wol

eben so wenig sein, und Pyramidalgruppe an gleiche Pyramidalgruppe gesetzt, würde dem Ganzen ein steifes, gezwungenes Ansehen geben. Übrigens können zerstreut scheinende Gegenstände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künstler die Kunstgriffe des Lichtes und Schattens zu Hülfe nimmt. dd.

Gryphius (Andr.), (der deutsche Name war Greif) geb. 1616 zu Großglogau in Schlesien, verlor s. Vater, welcher dort Archidiakonus war, vor s. fünften Jahre, und bald darauf auch s. Mutter. 1631 besuchte er in Görlitz die öffentliche Schule. Wegen des Kriegs kehrte er nach Rickersdorf zu s. Bruder Paul zurück und ging auf die Schule nach Glogau. Auch von hier vertrieb ihn der Krieg. Er kam auf die Schule nach Frauſtadt, wo der berühmte Rector Jak. Rollius s. Studien neu belebte, und ging im Mai 1634 nach Danzig. Nach vollendeten Studien, in denen er sich eine gründliche Kenntniß der Rechtswissenschaft erwarb, kehrte er 1636 nach Hause zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden s. Vaterlandes schilderte, sich entfernen. Der kaiserl. Pfalzgraf, Georg Schönborn, der ihn schon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf s. Reisen auch den Adelsbrief, von dem aber weder G., noch s. Familie jemals Gebrauch gemacht haben. Nach zehnjährigen Reisen in Holland, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntschaft der merkwürdigsten Gelehrten machte, kehrte er nach Frauſtadt zurück. Mehre Anträge zu akademischen Lehrstellen lehnte er ab, weil er s. Vaterlande dienen wollte, und ward 1650 Landsyndicus des Fürstenthums Glogau. Er starb 1664 mitten in einer Versammlung der Landstände vom Schlage getroffen. In der Geschichte der vaterländischen Poesie verdient Gryphius als Vater des neuern deutschen Dramas der ehrenvollsten Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Fastnachtsspielen und den Stücken der Meistersänger, fast nichts Dramatisches aufzuweisen hatten, trat Gryph, der die Alten, so wie die Natur und das menschliche Herz kannte, mit Trauerspielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gutgewählten Stoffs, in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinsicht aber fehlt es ihm sehr. Das Sylbenmaß in s. Schauspielen ist der Alexandriner, allein die Form noch nicht so enge, wie die nachherige französische, der Schauplatz wechselt zuweilen, und die musikalischen, zum Theil allegorischen Zwischenakte, Reihen genannt, haben einige Ähnlichkeit mit den engl. Masken. Seine nächsten Muster waren die Holländer und namentlich Vondel. Seine scherzhafte Posse, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels Pyramus und Thisbe, in Shakspeare's Sommernachtstraum, ist mit Witz und Laune gegeben. Es ist nebst guten biographischen Nachrichten von Gryph in Bredow's nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt. Auch unter s. vielen Kirchhofsgedichten, Begräbniß- und Hochzeitgedichten, sowie unter s. Oden, geistlichen Liedern und Sonetten ist manches Gelungene. Der Charakter s. lyrischen Gedichte ist Feuer und Innigkeit des Gefühls, gemischt mit dunkler Schwermuth, die sein mühevolles Leben s. Seele eingeflößt hatte. Aber die Kraft der Religion hält dieser Schwermuth das Gegengewicht. Die vollständigste Ausg. s. Gedichte erschien 1698, Breslau und Leipzig. Eine Auswahl s. bessern Gedichte enthält das 2. Bändchen der Bibliothek deutscher Dichter d. 17. Jahrh., von W. Müller. Lpz. 1822.

Guadeloupe, franzöſ. Gouvernement und Insel in Westindien, von Colombus so benannt, wegen der Ähnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gl. N. an der Grenze von Neucastilien und Estremadura. Sie besteht aus zwei durch den Meeresarm Salzfluß getrennten Inseln: Grande-Terre und Basse-Terre; letztern Namen führt auch die gut befest. Hauptst. Die erstere leidet Wassermangel und ist nicht so reich an Producten als letztere. Die Franzosen legten 1635 daselbst eine Colonie an, die aber in schlechtem Zustande blieb, bis 16[illegible] der König die Insel von der westind. Compagnie übernahm. 1820 zählte man auf

ſel, die nach v. Zach über 42 Q. M. groß iſt, 109,404 E., darunter 87,998 klaven, 12,802 freie Weiße und 8604 Farbige. Haupterzeugniſſe ſind Zuaffee, Indigo, Cacao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach eich betrug 1788 über 15 Mill. Livres, die Ausfuhr der nahen zu dieſem Gou. gehörenden, kleinen Inſeln Maria Galante, Deſirade, und ies Saintes mitet. Die Angriffe der Engländer 1691 und 1705 ſchlugen fehl; aber 1759 nach einer tapfern Gegenwehr in ihre Gewalt und kam erſt im Frieden 1763 an Frankreich, 1793 nahmen die Engländer ſie ebenfalls weg, wurden aber J. vertrieben. Seitdem behaupteten ſich die Franzoſen, bis in den letzten des Jan. 1810 eine überlegene engl. Macht unter den Generalen Beckwith ircourt erſchien, welche vom Admiral Cochrane mit einer Escadre unterſtützt, n Treffen am 3. Febr. den General-Capitain Ernouf nöthigten, ſich mit der ng kriegsgefangen zu ergeben. In dem, den 3. März 1813, zwiſchen Engd Schweden zu Stockholm abgeſchloſſenen Vertrage wurde dieſe Inſel an en abgetreten, das dieſelbe aber im pariſer Frieden, gegen anderwärts zu erEntſchädigung, an Frankreich zurückgab. S. „Les Antilles français. ièr. la Guadeloupe (geſchichtl. und ſtatiſt.) par le Colonel Boyer-Peyre- (Paris 1823, 3 B. m. e. Karte). Die Krone deckt den Ausfall an Eink. e Ausg. jährl. mit e. Zuſchuß von 1,300,000 Fr.

u a r i n i (Giovanni Battiſta), 1537 zu Ferrara geb., ſtammte aus einer Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt verdienten adeiiille. Nachdem er in ſ. Vaterſtadt, zu Piſa und Padua ſtudirt, und an Orte über die Ethik des Ariſtoteles Vorleſungen gehalten, trat er in die Dienerzogs Alphons II., der ſ. Talente ſchätzte, ihn zum Cavalier machte, und eſandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Sa- n Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erHeinrich von Valois, und als dieſer u. d. N. Heinrich III. den franzöſ. eſtiegen hatte, an die poniſchen Stände abſchickte, um ihn, den Herzog, ige vorzuſchlagen. Das Mißlingen dieſer Sendung, für die er einen Theil igens aufopferte, ward von ſ. Neidern benutzt, ihm die Gunſt ſ. Fürſten zu o daß er ſich nach ſo wichtigen Dienſten in Gnaden entlaſſen ſah. Er lebte iterariſcher Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute, er ſchon 1585 als Staatsſecretair zurückgerufen. Aufs neue zu großem am Hofe gelangt, nahm er dennoch zwei Jahre darauf ſ. Entlaſſung, da g in einem Streit Guarini's mit der Schwiegertochter deſſelben, eine ihm e Entſcheidung gegeben hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. it er in die Dienſte des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana. Aber blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von ſ. jüngne heimlich und wider des Vaters Willen geſchloſſene Ehe begünſtigt, ent darüber mit ihm, und begab ſich zum Herzoge von Urbino. Nachdem er einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt ſich aber, ſ. n Proceſſe wegen, in die ihn ſ. Streitſucht verwickelte, abwechſelnd zu Peadua und Rom auf. 1605 erſchien er als Abgeſandter ſ. Vaterſtadt in n Paul V. zu ſ. Erhebung Glück zu wünſchen. Er ſtarb 1612 zu Venegehört zu den zierlichſten Schriftſtellern und Dichtern Italiens, wie ſ. in dialogiſcher Form abgefaßter „Segretario", ſ. Luſtſpiel „L'Idropica", ſ. und vor Allem ſ. „Paſtor Fido" beweiſen. Durch dieſes Schäferdrama, das n erſtenmal zu Turin bei der Vermählung Karl Emanuels, Herzogs von mit Katharina von Öſtreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne und faſt in alle Sprachen überſetzt wurde, iſt ſ. Name unſterblich gewor- r flüchtigſte Blick lehrt, daß daſſelbe keineswegs eine Nachahmung des el, den es weit übertrifft an ſinnreichen Wendungen, epigrammatiſchen

Wortspielen und dichterischem Schmuck, welche Eigenschaften ihm aber, weil man sie für das Schäferdrama wenig passend hielt, auch häufigen, doch ungerechten Tadel zugezogen haben. G.'s Werke erschienen zu Ferrara 1737 in 4 Bänden 4. Sein „Trattato della politica liberta" (geschrieben um 1599) erschien zum ersten Mal gedruckt, Venedig 1818, mit s. Leben, von Ruggieri.

Gubitz (Friedrich Wilhelm), Professor bei der kön. Akademie der Künste in Berlin, geb. d. 27. Febr. 1786 in Lpz., bestimmte sich zum Studium der Theologie; Familienverhältnisse zwangen ihn aber, an ein rasches Erwerben zu denken. Er erwählte die Holzschneidekunst und lieferte s. ersten Versuche darin in einem Alter von 14½ J. Sie erregten solches Aufsehen, daß er in dieser Kunst Mittel zu finden glaubte, seine Studien fortzusetzen. Da erkrankte s. Vater (der sich in der Stahlschneidekunst ausgezeichnet und namentlich die sämmtlichen Stempel der sogen. Unger'schen Schriften und Noten in Stahl geschnitten hat) und verlor nach langwierigen Krankheiten, ein Auge; der Sohn mußte sich nun der Holzschneidekunst ausschließend widmen, um kindliche und brüderliche Pflichten erfüllen zu können. Er vervollkommnete mit Hülfe s. Vaters, nachdem er selbst Schriftgießerei und Buchdruckerei erlernt hatte, jene Kunst so, daß er bald mit Allen, die früher darin etwas leisteten, wetteifernd, in mehren Behandlungsarten des Holzschnitts z. B. in der Colorit- und Tuschmanier, unübertroffen ist. Er empfängt dahin viele aus andern Welttheilen Bestellungen. Auch versöhnte sich sein heftigster Gegner Prof. Freidhof, endlich mit ihm, namentlich als Gubitz mit dem Portrait der Frau Voß den ersten und glücklichen Versuch in der Coloritmanier lieferte. — In Vertheidigung s. Kunst zum Schriftsteller geworden, machte er sich während der unglücklichen Kriegszeit in der literarischen Welt bekannt. Kaum hatte nämlich (1805) G. s. Lehramt angetreten, da blieb der nicht bedeutende Gehalt aus, der artistische Verkehr lag darnieder, und so mußte die Schriftstellerei ihm Mittel werden in der bösen Periode eine neue Kraft entgegenzusetzen. Auf den Wunsch mehrerer damals mit dem preuß. Hofe in Königsberg lebenden Freunde, gab er von 1807 bis 1809 (bei Fr. Maurer in Berlin) eine in jenen Tagen vielgelesene Zeitschrift: „Das Vaterland" (auf dem Umschlage auch „Feuerschirme" genannt) heraus, worüber er mit der franz. Censur in Händel gerieth. Die Tendenz dieses Journals ging dahin, die Gemüther für eine bessere Zukunft zu stimmen. Um zugleich einer übeln Stimmung entgegenzuwirken, wurden die „Vertrauten Briefe" und „Neuigkeitsbrände" des H. v. Cölln bekämpft, der aber, trotz dieser literarischen Fehde, ein solches Vertrauen zu Gubitz gewann, daß später, als, auf Hardenberg's Veranlassung, Cölln unter angenommenem Namen nach Berlin kam, er mitten in der Nacht sein Obdach bei Gubitz suchte und fand, bis s. Angelegenheit ausgeglichen war. Als Herausgeber jener Zeitschrift stand G. mit den damals merkwürdigsten Männern, namentlich mit Schill, in Briefwechsel. Bei der Rückkehr des Königs nach der Hauptstadt wurde dies Journal geschlossen. — Fortwährend beschäftigte sich nun G. mit s. Kunst, lieferte bedeutende Blätter (z. B. obenerwähntes Bildniß, den Heiland nach Lukas Cranach, Landschaften in der Strich- und Tuschmanier, unter denen sich ein Wasserfall nach Klengel auszeichnet, das Portrait Pestalozzi's, künstliche Verzierungen zu Staatspapieren u. s. w.). Überhaupt hat er über tausend Holzschnittplatten vollendet, nur solche gezählt, die er ohne Beihülfe s. Schüler anfertigte. In s. Mußestunden entstanden einige dramatische Arbeiten, die zum Theil mit Glück auf der Bühne gegeben sind, z. B. „Die Talentprobe", Lustspiel; auch gab er zwei Bändchen s. schriftstellerischen Arbeiten (Berlin, bei Maurer) heraus, u. d. T.: „Was mir einfiel" und „Theaterspiele". — In den Kriegsjahren 1812 bis 1815 machte er, zum Besten des „vaterländischen Vereins" (zur Verpflegung der Invaliden), dessen Mitglied er ist, mehre, für jenen Zweck sehr einträgliche Unternehmungen. — Mit 1817 begann G. s. Zeitschrift: „Der Gesellschafter

Diese hat sich jetzt, trotz mancher von ihm stets mit Ruhe behandelten Feh-
u einem der gelesensten Blätter Deutschlands erhoben. Auch hat er die
imlung von Verzierungen, in Abgüssen für die Buchdruckerpresse zu haben"
n, Vereins Buchh.) herausgegeben, wovon das zweite Heft bis zu Nr. 1000
Dies sind größtentheils Arbeiten s. Schüler, die als Verzierungen fast in
Buchdruckereien gebraucht werden. Größere Platten, von ihm selbst, liegen
rausgabe der Abdrücke bereit. Noch ist er mit der Errichtung einer Drucke-
den Schöndruck beschäftigt, in welchem er bei s. artistischen Arbeiten viele Er-
gen gesammelt hat.

Guelfen und Gibellinen, s. Welfen.

Guercino, eigentlich Gianfrancesco Barbieri da Cento, n Beinamen Guercino, weil er schielte, geb. zu Cento bei Bologna 1590, urch s. Genie die ersten Grundsätze s. Kunst selbst auf, und bildete sich nach- der Schule des Lodovico Carrarri. Eine Akademie, die er 1616 eröffnete, e große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europas zu ihm. Der König ankreich bot ihm die Stelle s. ersten Malers an, aber er zog es vor, ein Zim- dem Palast des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war t, aufrichtig, höflich, wohlthätig; s. Kunstgenossen unterstützte er mit Rath und Er starb 1666 in Bologna, wo er sich nach Guido's Tode niedergelassen Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden sich zu Rom, Parma, Piacenza, a, Reggio und Paris im Museum. Er stellte gewisse Gegenstände mit vie- hrheit dar; aber Correrheit, Adel und Ausdruck fehlten ihm gewöhnlich, glaubte dadurch sein Genie in die Fesseln der Nachahmung zu legen. Frü- r s. Manier überkräftig, später schien er sich mehr dem Guido zu nähern. e Maler haben mit soviel Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er n Geistlichen am Vorabend eines Feiertags gebeten wurde, ihnen für den altar einen Gott Vater zu malen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei chein. Man hat auch eine Anleitung zur Zeichnenkunst von ihm.

Guericke (Otto v.), Bürgermeister zu Magdeburg, einer der verdienstvoll- ysiker d. 17. Jahrh. Er war daselbst d. 20. Nov. 1602 geb., studirte zu Helmstädt und Jena die Rechte, zu Leiden Mathematik, besonders Geome- Mechanik, reiste nach Frankreich und England, diente als Oberingenieur zu wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeister und branden- er Rath, legte fünf Jahre vor s. Tode s. Ämter nieder, begab sich zu s. Soh- Hamburg, und starb daselbst d. 11. Mai 1686. Er erfand um 1650 die npe, zu derselben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Diese Maschine wurde die Gestalt der Experimentalphysik völlig verändert, e genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. nachte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor Kaiser Ferdinand III., des- hne, dem römischen Könige Ferdinand IV., mehren Kurfürsten und andern ländern die ersten öffentlichen Versuche mit s. Maschine. Die erste Luft- womit Guericke zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der kö- ibliothek zu Berlin aufbewahrt. Ferner erfand G. eine Luftwage, und die Glasfiguren (Guerick'sche Wettermännchen), deren man sich vor der Erfin- s Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Versuche wegen des Drucks der Luft s. Halbkugeln (Magdeburger). nit der Astronomie beschäftigte er sich. Seine Meinung, daß sich die Wie- der Kometen werde bestimmen lassen, hat sich bestätigt. G.'s wichtigste htungen sind, von ihm selbst gesammelt, 1672 zu Amsterdam in Fol. erschie- d. T.: „Experimenta nova, ut vocant, Magdeburgica de vacuo ". (Vgl. Luftpumpe.)

Guerillas hießen im spanischen Revolutionskriege leichte Kriegerschaa-

ren, die dem Feinde in vielfacher Hinsicht Schaden thaten, dabei aber durch ihre, auf den Gebirgskrieg berechneten Bewegungen gegen s. Angriffe gesichert waren. Es war der General Juan Martin, mit dem Beinamen El Empecinado, der zuerst, in der Nähe von Madrid, als Saragossa eingenommen und Spanien nach den Niederlagen s. Heere ohne Rettung verloren zu sein schien, eine solche Schaar errichtete. Romana aber führte sie allgemeiner ein. Sie trugen wesentlich bei, das Vertrauen des Volkes auf endlichen glücklichen Erfolg, diese moralische Kraft der Nation, zu erhalten, welche wieder den Muth zum Widerstand gegen den Feind belebte. Sie streiften selbst bis in die von dem Feinde besetzte Hauptstadt, und überzeugten dadurch Jedermann, daß der Widerstand, wie die Franzosen gern geglaubt wissen wollten, keineswegs aufgehört habe. Nicht minder wichtig war es, daß sie Alles, was sich irgend Günstiges für die Sache der Spanier ereignete, blitzschnell überall, und oft mit Übertreibungen verkündigten, wodurch die Wirkung der von den Franzosen auch in Spanien versuchten Entstellung oder Verschweigung der Wahrheit vereitelt ward. Der engl. General Rod. Wilson (s. d.) hatte ebenfalls auf die Organisation und die Erfolge der Guerillas großen Einfluß.

Guérin, Schüler von Regnault, einer der bedeutendsten Maler der neuern französischen Schule. Sein Styl ist edel und anmuthig, sein Colorit durchdringend und harmonisch. Das erste Gemälde, wodurch er sich Ruhm erwarb, war: Opfer vor Äskulap's Statue nach Geßner's Idylle. Doch hat das Ganze Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künstlers zeugen. Es befindet sich in der Galerie zu Versailles. Darauf malte er den Geta, den sein Bruder Caracalla ermordet, dann den Coriolan. Durch s. Marcus Sextus erregte Guérin 1800 allgemeines Aufsehen. Sein tiefstes Gemüth spricht sich darin aus. Der edle Verbannte ist hier dargestellt, wie er zurückkehrt und s. geliebte Gattin todt findet. Sein nächstes Werk, Hyppolit und Phädra (1802), erwarb ihm den Preis. Dies Gemälde hat viele Schönheiten, aber auch etwas Theatralisches und Übertriebenes. Es wurde mit großem Beifall aufgenommen, nur der bescheidene Künstler selbst war nicht mit sich zufrieden, und sehnte sich, in Italien den rechten Geist der Kunst zu erspähen. Nach s. Rückkehr bekam er den Auftrag, Napoleon zu malen, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht. Der Künstler wußte alle Vortheile dieser Aufgabe zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die malerische Tracht der Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landschaft, Einheit der Handlung bei der Mannigfaltigkeit der Gefühle, Abstich zwischen Europäern und Asiaten, Alles diente dem kunsterfahrenen Sinn. Links sieht Napoleon etwas erhöht, man sieht ihn im Profil; der hier nothwendige Ausdruck des Kampfs, Mißtrauens und des stillen Ernstes ist meisterhaft aufgefaßt. Die Beleuchtung ist effectvoll, ein über der Gruppe der Franzosen sich ausbreitender Baum wirft Schlagschatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Ägypter, sodaß dies ohnehin dunkelfarbige Volk desto bestimmter gegen den klaren, wolkenlosen Himmel absticht. Zur Ausstellung von 1812 malte Guérin das treffliche Gemälde der Andromache. Voll Reiz und Farbenzauber ist s. Cephalus und Aurora. Doch größere Gemälde, als je zuvor, stellte der junge Künstler 1817 aus: eine Dido, welche der Erzählung des Äneas zuhört, und eine Klytämnestra, in dem Augenblick dargestellt, wo Ägisth sie hindrängt zum Mord des schlafenden Gatten. Genial war es, zur Beleuchtung dieser Scene ein düsteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin malt nun selten Portraits, aber sie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Portrait des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin, zu malen, wie er eine Verschanzung erstürmt; es wurde ein höchst ausdrucksvolles Bild. 1816 wurde G. zum Director der franz. Malerschule in Rom ernannt, aber s. zarte Gesundheit hinderte ihn, diese Stelle anzunehmen. Er ist Mitglied der Akademie und der Ehrenlegion; sein Charakter ist liebenswürdig, anspruchlos und bescheiden. W.

Guernsey (franz. Grenesey) und Jersey, zwei britische Inseln im Ca beide haben ihre eignen Gesetze. Guernsey (6 Q. M. 20,827 E.), hat von vest nach Nordost 13½, und von O. nach W., da, wo sie am breitesten ist, ngl. Meile. Die Luft ist gesund, der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig an t. Die Ufer sind theils durch steile Felsen, theils durch künstliche Befestigun r jedem Angriff gesichert. Die Hauptst. St.-Petersport hat einen trefflichen . Jersey, ebenfalls durch Natur und Kunst befestigt, zählt auf 5½ Q. 8,600 E. Die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist beträchtlich. ichtigsten Städte sind St.-Helier und St.-Aubin, letztere mit einem guten . Hier, wie auf Guernsey, besorgen die Verwaltung und die Rechtspflege atthalter, ein Amtmann und zwölf Geschworene, welche vom König ernannt t.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte sich durch eit und Heldenmuth. Er war gegen 1314 auf dem Schlosse Motte-Broon nnes geb. Die Dichter leiten den Ursprung s. Geschlechts von einem Mau ig ab. Seine Ältern vernachlässigten s. Erziehung so sehr, daß er, wie die i Edelleute damaliger Zeit, weder schreiben noch lesen lernte. Von Kindheit mete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus s. Altersgenos ildet, sich zu ihrem General gemacht, und lehrte sie, indem er sie in Compag heilte, die Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen. Der aufbehaltenen chten zufolge war er stark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervigen . Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Physiogno tte nichts Angenehmes. „Ich bin sehr häßlich", sagte er als Jüngling, „den i werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigstens den Feinden meines furchtbar zu machen wissen". Ganz durch eigne Kraft schwang er sich 17 J. alt, gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war nnt und wider den Willen s. Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er ssig die Waffen, und stets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von s, 1356, kam er, während der Gefangenschaft des Königs Johann, dessen äl Sohne Karl, der die Regierung verwaltete, zu Hülfe. Melun ergab sich, die wurde befreit, und mehre Plätze unterwarfen sich ihm. Karl V., der 1364 r gefolgt war, belohnte Guesclin's Verdienste nach Gebühr, der noch in dems. Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davontrug. Seine Erfolge nigten den Frieden. Dann unterstützte er Heinrich, der den Titel eines Kö n Castilien angenommen hatte, gegen s. Bruder, Peter den Grausamen, ent m die Krone und sicherte sie Heinrich, der ihn dafür mit einer großen Geld belohnte und zum Connetable von Castilien ernannte. Bertrand kehrte eder nach Frankreich zurück, um sein Vaterland gegen England zu vertheidi Die bisher siegreichen Engländer wurden überall geschlagen. Zum Conne n Frankreich erhoben, überfiel er sie in Maine und Anjou, und nahm selbst nführer Grandson gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die aft Frankreichs, sodaß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Ca herbourg, Brest und Bayonne. Mitten unter s. Triumphen ereilte ihn der t Château-neuf-de-Randon, d. 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Karl V. für sich bestimmt hatte. m hat Frankreich unter s. vielen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm en werden kann, Turenne. Beide waren gleich tapfer, bescheiden und groß . Du Guesclin war zweimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder, außer atürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guevara (Louis Valez de las Duenas v), ein dramatischer Dichter, den Witzes und s. Laune wegen den spanischen Scarron zu nennen pflegt, wurde in Andalusien 1574 geb. Er hatte sich der Rechtskunde gewidmet und

lebte als Advocat in Madrid. Durch ſ. ſtets fließenden Witz und ſ. unerſchöpfliche Laune brachte er ſelbſt bei den ernſteſten Rechtsverhandlungen die zahlreichen Zuhörer, wie die Richter zum Lachen. So erzählt man von ihm, daß er einſt einen Verbrecher dadurch vom Tode rettete und ſelbſt dem König (Philipp IV.) bekannt wurde. Dieſer Monarch, welcher ſein Talent, Verſe zu machen, kannte, veranlaßte ihn auch Komödien zu dichten (Philipp IV. dichtete zuweilen ſelbſt welche, die er dann dem Guevara zur Durchſicht übergab, und die hernach öfters am Hofe aufgeführt wurden). Auf dieſer neuen Bahn machte G. nicht wenig Glück. Seine Stücke verdienen wegen ihrer trefflichen Charakterzeichnung und ihres Reichthums an ächt komiſchen Zügen, die Lobſprüche, welche ihnen Lope de Vega ertheilt. Was jedoch G.'s dichteriſchen Ruhm begründete, war ſ. „Diablo conjuelo, o memorial de la otra vida", ein eben ſo elegant als witzig geſchriebener Roman, in welchem der Dichter die Sitten ſ. Landsleute und das Leben in Madrid auf das witzigſte und geiſtreichſte ſchildert und mit einer unnachahmlichen Satyre geißelt. Le Sage's bekannter „Diable boiteux" iſt eine Art Fortſetzung davon und der ſpaniſche Roman diente dem ſpäteren Autor gewiſſermaßen zum Anlehnungspunkt. Dieſer Roman iſt wörtlich ins Franzöſ. (vom Verf. der „Lectures amusantes") und ins Italieniſche überſetzt. G. ſtarb zu Madrid, 72 J. alt, im Jan. 1646, bis an ſ. Ende ſich der Gunſt des Monarchen erfreuend und bis an ſ. Ende ein oft überwundener leidenſchaftlicher Verehrer des andern Geſchlechts. Viele ſ. Witzworte ſind in ſ. Vaterlande ins Volk übergegangen und heut zu Tage hört man ſolche noch oft als Sprüchwörter jenſeits der Pyrenäen. Es gibt noch mehre ſpan. Dichter dieſes Namens.

Guglielmi (Pietro), geb. 1727 zu Maſſa Carrara, woſelbſt ſein Vater, Giacomo G. Capellmeiſter des Herzogs von Modena war, ſtudirte bis zu ſ. 18. Jahre die Muſik unter ſ. Vater, und ging darauf nach Neapel in das Conſervatorio di Loretto, welchem der berühmte Durante vorſtand. G. verrieth wenig Anlage zur Muſik, aber Durante hielt ihn zu den Studien des Contrapunkts und der Compoſition an. Er trat mit dem 28. J. aus der Anſtalt, und fing ſogleich an, für die ital. Theater komiſche und heroiſche Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen und kehrte in einem Alter von ungefähr 50 J. nach Neapel zurück. Hier zeigte ſich ſ. Talent am glänzendſten. Zwei Meiſter hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und ſtritten um die Palme, Cimaroſa und Paeſiello. Er nahm die edelſte Rache an letzterem, über welchen er ſich zu beklagen hatte. Jedem Werke ſ. Gegners ſtellte er ein andres entgegen, und beſiegte ihn unabläſſig. 1793 ernannte ihn Pius VI. zum Capellmeiſter von St. Peter, welches ihm Gelegenheit gab, ſich in der Kirchenmuſik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über 200 Werke, welche ſich durch einfachen und lieblichen Geſang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeiſterung und Eigenthümlichkeit auszeichnen. Er ſtarb 1804 in ſ. 77. J. Sein Sohn, Pietro Carlo, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Componiſt.

Guiana, ein 400 Stunden langer Landſtrich in Südamerika. Die Küſte zieht ſich 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Marannon oder Amazonenfluſſes. Entdeckt ward Guiana von dem ſpaniſchen Seefahrer Vasco Nunez, der 1504 die ganze Küſtenſtrecke befuhr, und ſie Tierra firma nannte. Indeſſen ſcheinen die Spanier ſich wenig um die Benutzung dieſer Entdeckungen bekümmert zu haben; denn 1595 ſegelte der engl. Seefahrer Walther Raleigh 100 Meilen weit in den Orinocco hinauf. Dann fanden ſich Freibeuter an dieſen Küſten ein, und 1634 gründete Cap. Marſhall in Surinam eine Anſiedelung von Franzoſen und Engländern, welche Taback bauten. Die Colonie wurde anfangs unter britiſchen Schutz geſtellt, dann aber den Holländern

en. Späterhin haben ſich angeſiedelt: die Franzoſen zwiſchen den Flüſſen
l und Oyapock; die Portugieſen zwiſchen dem letztern und dem Amazonen-
ie Holländer zwiſchen dem Maroni und dem Cap Naſſau; die Spanier end-
dem letztern an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehre 100 Mei-
Land hinein. Das ſpaniſche Guiana, die größte und wichtigſte Beſitzung,
ſequebo bis an den Orinocco, hat auf 14,768 Q. M., 120,000 Einw., wor-
),000 Indianer. Der Küſtenſtrich beträgt 40 Seemeilen, aber die Nieder-
n am Orinocco ziehen ſich bis an den Äquator hinauf in das Land, welches
ruchtbarſten auf der Erde gehört. Es iſt von den wilden und blutdürſtigen
n bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten ſollen,
r eignen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptſt. St.-Thomas
joſtura (e. Zeitlang der Sitz des Congreſſes der Republik Columbia), liegt
des Orinocco, 50 Meilen landeinwärts, und iſt der Sitz eines Biſchofs.
holländiſchen Antheil, Surinam (ſ. d.), iſt Paramaribo am Ausfluß des
n der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Eſſequebo, die den Bri-
en (zuſammen 510 Q. M.), ſind vorzügliche Niederlaſſungen, wo beſon-
ker, Reis, Baumwolle, Caffee und Farbenholz gebaut und ausgeführt wer-
n dem franz. Guiana iſt Cayenne, auf einer Inſel am Meere, der Haupt-
er franz. Ingen.-Geogr. Bodin führte 1825 von Cayenne aus eine Unter-
erpedition nach Guiana. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande.
ugieſiſche Guiana gehört zu Braſilien. S. Südamerika.

Guibert (François Antoine, Graf v.), geb. 1743 zu Montauban, wo ſ.
n Mann von ausgezeichneten militairiſchen Kenntniſſen, in dem Reg. Au-
ente (ſpäter Gouverneur der Invaliden), wurde zu Paris erzogen und folg-
alt, ſ. Vater in den ſiebenjähr. Krieg nach Deutſchland, wo er drei Feldzü-
auptmann in dem Regim. Auvergne beiwohnte, dann eben ſo vielen in
eralſtabe der Armee, bei der ſein Vater als Maréchal de Camp ſtand. Hier
hm ſo wenig an Gelegenheit, ſ. Kenntniſſe zu erweitern, als ſich auszuzeich-
r dem Treffen bei Bellinghauſen, 1761, hatte er die beſonnene Verwegen-
durch den Wechſel der Umſtände unpaſſend gewordene Ordre, die er über-
lte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern. Im corſicaniſchen Kriege, 1766,
das Ludwigskreuz und bald darauf, als Oberſt, den Oberbefehl der neu er-
orſiſchen Legion. Seine Muße benutzte er zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten,
ssai général de tactique, précédé d'un discours sur l'état de la poli-
e la science militaire en Europe" (London 1772), vermuthlich ſchon
er deutſchen Feldzüge geſchrieben, erregte um ſo mehr Aufſehen, als man
iſten Heeren damals mit Reformen beſchäftigt war. Hierauf machte er
airiſche Reiſe durch Deutſchland. Sein Reiſetagebuch: „Journal d'un
n Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié
ve, et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Tou-
, avec fig. 1803, war ein bloß für den Verf. ſkizzirter Entwurf, wird
end durch Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, be-
r Friedrich II., deſſen große Eigenſchaften G. leidenſchaftlich bewundert.
uerſpiele: „Le Connétable de Bourbon", „La mort des Gracques",
Boleyn", haben ſich nicht erhalten, da Styl u. Compoſition zu mangelhaft
) erſchien ſ. „Défense du système de guerre moderne". Eine Strei-
: Gegenſtände der Taktik, wobei er ſich gegen den Marſchall v. Broglio
er das auf den Küſten der Normandie zuſammengezogene Übungslager
veranlaßte ihn zu mehren Schriften, u. a. zu der „Réfutation complète
ie de M. Ménil Durand". S. „Histoire de la milice française" iſt
ıt im Druck erſchienen. 1786 ward er Mitglied der franz. Akademie;
eb er ſ. berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigſten

Denkmälern gehört, die dem großen Könige gesetzt worden sind. Überhaupt gehören G.'s Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andre auf s. Geliebte, die l'Espinasse, nahmhaft machen, zu s. vollendetsten Arbeiten. Kraft, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit fesseln den Leser und entschädigen ihn für manche Nachlässigkeit. G. war indeß Maréchal de Camp und Rapporteur des Kriegsraths geworden, dem die Ausarbeitung eines neuen Militaircodex übertragen worden war; ein Posten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verursachte. Er starb 1790 im 47. J. seines Alters. Ruhmbegierde und eine Alles umfassende Thätigkeit bezeichnen G.'s Charakter; s. Leidenschaft und Lieblingsstudium waren Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Er hatte ein starkes Gedächtniß und eine sehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), Geschichtschreiber, geb. d. 6. März 1482 zu Florenz, wo s. Familie in angesehenen Verhältnissen lebte, erwarb als Rechtsgelehrter einen so großen Ruf, daß er schon im 23. J. die Professur der Rechte erhielt und, ungeachtet er noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Gesandten an den Hof Ferdinands von Aragonien ernannt wurde. Drei J. darauf rief ihn Leo X. an s. Hof und übertrug ihm die Verwaltung von Modena und Reggio. Diese Stelle bekleidete er auch unter Hadrian VI. zu allgemeiner Zufriedenheit, und als hierauf Clemens VII. (von Medicis) den päpstl. Stuhl bestieg, ward er in die von den Parteien der Guelfen und Gibellinen zerrissene Romagna gesendet, woselbst es ihm durch strenge und gewissenhafte Ausübung der Gerechtigkeit bald gelang, die Ruhe herzustellen. Auch sorgte er hier durch Anlegung von Landstraßen, Aufführung öffentlicher Gebäude, Errichtung nützlicher Anstalten, vielfach für das allgemeine Beste. Zum Generallieutenant des heil. Stuhls ernannt, vertheidigte er mit großer Tapferkeit das von den Franzosen belagerte Parma (wenigstens berichtet er dies in s. Geschichte selbst; Angeli, Verf. einer Geschichte von Parma, bezüchtigt ihn dagegen einer ungemeinen Feigheit). G. wurde später von den Florentinern nach dem Tode des Johann v. Medicis ersucht, an dessen Stelle das Commando der berühmten schwarzen Schaar zu übernehmen, wogegen jedoch der Papst insofern protestirte, daß er G. noch für einige Zeit in s. Diensten behalten konnte. Er stillte darauf einen Aufstand in Bologna, und kehrte ungeachtet der heil. Vater ihn noch länger behalten suchte, in s. Vaterstadt zurück, wo er (1534) s. großes Geschichtwerk über Italien begann, das seitdem in vielfachen Aufl. erschienen ist und ihm einen hohen den Rang unter den ersten Historikern erworben hat. Auch in s. Zurückgezogenheit nützte G. dem Vaterlande, und s. Rathschläge hielten oft die Ausbrüche der Verschwendungs- und Herrschsucht des Alex. Medicis, welcher den Geschichtschreiber sehr hoch schätzte, zurück. Derselbe Fall war auch mit Karl V., dessen Interesse G. in s. Verhandlungen mit Neapel beförderte, und der einst, als sich s. Höflinge darüber beklagten, daß er den Florentiner ihnen vorzöge, erwiederte: „Ich kann in den Augenblick hundert Grands von Spanien, aber in hundert Jahren keinen Guicciardini machen". Als Alex. Medicis durch s. Verwandten Lorenzo ermordet worden (1536) und die Florentiner unter des Cardinal Cibo Vorsitz die republikanische Verfassung herstellen wollten, trat G., einsehend, wie wenig das entartete Volk dazu tauglich war, fast allein auf, und bewies, daß wenn der Staat nicht eine Beute der Fremden und der Factionen werden sollte, die monarchische Regierungsform herrschend werden müßte; s. Beredtsamkeit und die Kraft s. Gründe errang den Sieg über die Menge, und Cosmus von Medicis wurde zum Großherzog von Florenz proclamirt. G. starb 1540 und wurde s. Anordnung gemäß ohne Pomp in der Kirche Santa Felicita zu Florenz beigesetzt. Seine strenge Rechtschaffenheit und s. edler Eifer fürs Beste des Staats machten, daß er allgemein bedauert wurde. Man erzählt von ihm, daß s. Liebe zu den Studien so groß gewesen sei, daß er oftmals zwei bis drei Tage, ohne sich niederzulegen und ohne Speise zu nehmen, bei s. Arbeit

te. Ein Werk von ihm, das später ins Franz. übersetzt wurde: „Rathschläge atssachen" erschien 1525 zu Antwerpen. Der Florentiner J. B. Adrla- 1579) hat in der „Istoria de suoi tempi" (N. A. 1823), welche man als tsetz. des Werks von Guicciardini ansehen kann, die Begebenheiten von 1536 74 gut erzählt; sie erschien zuerst nach des Verf. Tode 1583.

Guido (Gui) Aretinus, s. Ut re mi.

Guido Reni, s. Reni.

Guignes (Joseph de), Orientalist, geb. zu Pontoise 1721, studirte die Spra- Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, ward 1741 zum königl. tscher, und 1753 zum Mitgl. der Akad. der schönen Wissenschaften ernannt. sich besonders auf das Studium der chinesischen Charaktere. Indem er en alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß sie nur eine Art von rammen seien, gebildet aus drei ägyptischen Buchstaben, und daraus schloß China durch eine ägyptische Colonie bevölkert worden sei. Das „Journal ans" hat er 35 J. lang, sowie die Memoiren der Akademie mit einer gro- ahl von Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansich- eine scharfsinnige Kritik zeigen. In einem Alter von fast 80 J. gerieth er e Revolution in Mangel; aber auch in diesen Verhältnissen behielt er s. Ge- uhe, s. Uneigennützigkeit und s. Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubten, ir- e Unterstützung anzunehmen. Er starb zu Paris 1800. Unter s. zahl- Schriften behauptet den ersten Platz s. „Histoire générale des Huns, des des Mogols et des autres Tartares occidentaux", 5 Bde., 4. In diesem zu welchem er die Materialien aus den wichtigsten, zum Theil noch unbenutz- genländischen Quellen, zu denen er sich den Weg durch ein umfassendes studium gebahnt hatte, schöpfte, findet man viele Aufschlüsse über die Ge- des Khalifats, der Kreuzzüge und des Orients überhaupt. Von Seiten des ist kaum etwas zu wünschen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und le gehörige Sorgfalt im Styl, einen reinen Geschmack und die nöthige Kri- ie Sprache ist zum Theil nachlässig behandelt. Ein besserer Geschmack ie eigenthümlichen orientallschen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr ohie war nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren ern der Ereignisse zu enthüllen, und die Hauptsachen zu erörtern, über wel- t leicht hinweggeschlüpft wird. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer on Handschriften geschöpft, und ist, wie dieser, in häufige Wiederholungen weilen in Widersprüche verfallen. Von großem Werthe sind: s. „Mé- dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne"; rs. des „Chou-King" (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der n; „L'art militaire des Chinois", von Amyot übers., und von de Guignes eg. u. a. m., außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Akademie, itrage zu den „Notices et extraits de la bibliothèque royale". Sein Chrétien, geb. 1759, ebenfalls ein Kenner der chinesischen Sprache und r, schrieb zahlreiche Abhandlungen darüber. Sein chinesisches Wörterbuch, z. und lat. Erklärungen ist in der typographischen Ausführung ein Meister- d wird überhaupt geschätzt.

Guilleminot (Armand Charles, Graf), Generallieutenant, seit dem Oct. Pair von Frankreich, geb. in Belgien 1774, erhielt eine sorgfältige Erziehung. n Aufstande der Brabanter gegen Östreich 1790 focht er in den Reihen der en und floh, als diese Habsburgs Macht unterlagen, nach Frankreich, wo er Generalstabe des Gen. Dumouriez eine Anstellung erhielt. Nach dem Ab- ses Feldherrn in Lille verhaftet, rettete er sich durch die Flucht und verbarg den Reihen des franz. Heers. Hier nahm ihn Moreau in s. Generalstab . blieb daher dessen dankbarer Anhänger auch im Unglück. Im J. 1805 stellte poleon bei dem Heere in Deutschland an, und ernannte ihn 1806 zu s. Flü-

geladjutanten. 1808 diente G. in Spanien, als Chef des Generalstabs des Marschalls Bessières, und wurde nach dem Siege bei Medina del Rio-Seco, Brigadegeneral und Officier der Ehrenlegion; 1809 erhielt er von Napoleon eine Sendung an den persischen Hof, blieb einige Zeit im Orient und dann mehre Monate zu Konstantinopel; daher trägt er den türk. halben Mond- und den pers. Sonnenorden. In den Feldzügen 1812 und 1813 zeichnete er sich aus in den Schlachten an der Moskwa, bei Lützen, Bauzen u. s. w. Insbesondere schlug er (28. Sept. 1813) den Angriff der Schweden auf Dessau zurück, wofür ihn Napoleon zum Divisionsgeneral erhob. — Nach der Restauration gab ihm Ludwig XVIII. das große Band der Ehrenlegion und das Ludwigskreuz, auch ernannte er ihn, bei Napoleons Rückkehr von Elba zum Chef des Generalstabes der Armee, die der Herzog v. Berry befehligen sollte. Dieselbe Stelle bekleidete er bei dem Heere, das im Jun. 1815 unter den Mauern von Paris zusammengezogen wurde, und er unterzeichnete in Auftrag des Marschalls Davoust die Capitulation von Paris. Darauf ward er zum Director des topographisch-militairischen Bureaus im Kriegsministerium ernannt, und vollzog 1816 und 17, mit den Commissarien der Eidgenossenschaft, nach Vorschrift des Friedensschlusses von 1815, die neue Grenzbestimmung zwischen Frankreich und der Schweiz. In dem Kriege mit Spanien 1823, erhielt General G., auf ausdrückliches Verlangen des Generalissimus, Herzog v. Angoulême, gegen den Willen des damaligen, selbst dazu bestimmten Kriegsministers Herz. v. Bellune, den wichtigen Posten eines Major-Generals des franz. Heers. In dieser Eigenschaft leitete er den ganzen Feldzug, vom 7. Apr. an, bis zur Befreiung des Königs Ferdinand (1. Oct. 1823), der ihn dafür mit s. Orden belohnte. Hierauf vertheilte G. das franz. Besatzungsheer in mehre spanische Festungen, schloß über die Verpflegung desselben auf den Feldfuß, so wie über andre Gegenstände, mit der spanischen Regierung eine Übereinkunft ab, und kehrte erst in der Mitte des Dec. nach Paris zurück, wo ihm der Gesandtschaftsposten in Konstantinopel gegeben wurde, da es dem Minister-Präsidenten von Villèle nicht gelungen war, ihn zum Kriegsminister ernennen zu lassen. General G. hatte nämlich durch die Ordonnanz von Andujar (8. Aug. 1823), welche der willkürlichen Behandlung der Constitutionellen von Seiten der spanischen Behörde der Regentschaft Einhalt thun sollte, den Freunden des absoluten Systems sich mißfällig gemacht. Dagegen zeichnete der Herz. v. Angoulême ihn durch sein volles Vertrauen aus. Denn G. hatte als Major-General das System, in Spanien durch Mäßigung zu siegen, den politischen Fanatismus der Glaubenssoldaten und des Pöbels in Schranken zu halten, und durch eine liberale militairische Diplomatie, die spanischen Heerführer Morillo und Balleste[illegible], sowie die Festungsbefehlshaber zum Capituliren zu bewegen, und die Mitglieder der Cortes unter sich zu entzweien, klug durchgeführt, und den Zielpunkt des sechsmonatlichen Feldzugs, die Unterwerfung von Cadix, glücklich erreicht. — 1825 kam G. von Konstantinopel mit Urlaub nach Paris, um in dem Ouvrard'schen Processe, der die Lieferungscontracte für das französ. Heer in Spanien betraf, sich vor dem Pairsgerichtshofe zu verantworten. Freigesprochen, kehrte er im Aug. d. J. nach Konstantinopel zurück. — General G. ist einer der unterrichtetsten franz. Officiere, und man hat von ihm eine Geschichte der neueren Kriege zu erwarten.

Guillotine. Irriger Weise wird diese Köpfmaschine für eine während der franz. Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte Erfindung gehalten, und eben so falsch sind die gewöhnlichen Meinungen über diesen Mann von strenger Rechtschaffenheit, der zu Saintes 1738 geb., vor der Revolution in bürgerlicher Dunkelheit lebte. Durch s. Bittschrift der sechs Corps, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, zog er die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf sich, und wurde zum Mitglied der Nationalversammlung ernannt. Er zeichnete sich durch s. Charaktermilde aus, und

am 1. Dec. 1789 einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch ab, in welchem
ſt der Humanität herrſchte, und den er mit dem Vorſchlage der unglücklichen
ne, ſtatt des qualvollen Stranges, ſchloß, die ſ. Namen erhielt, und in der
as Werkzeug zur Hinrichtung ſo vieler unſchuldigen Schlachtopfer wurde.
) d. 26. Mai 1814 in Paris als einer der geſchickteſten Ärzte. Wie Pater
a ſ. Reiſen erzählt, iſt die Guillotine eine perſiſche Erfindung. Daß ſie auch
pa ſchon früh gebraucht wurde, beweiſen mehre alte Erzählungen und
iler. Conradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert,
allen Nachrichten zufolge durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man
he Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhn-
. Aber auch in Deutſchland, Böhmen, England und andern Ländern
nan ſie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erſte Ver-
mit der Guillotine hingerichtet. Hernach kamen tragbare Guillotinen in
h, welche von Ort zu Ort gebracht und aufgerichtet wurden. Schon in äl-
tſchen und engl. Werken findet man die Guillotine abgebildet. (Indeß hat
r's Einrichtung die weſentliche Abweichung der ſchief gerichteten Schneide
beils, ſodaß der Hals des Hinzurichtenden wirklich abgeſchnitten, nicht
n wird, wie bei der ältern Maſchine.)

uinea, ein großes Küſtenland in Weſtafrika, deſſen Grenzen von den
nen handelnden Nationen verſchieden beſtimmt werden. Die Holländer
Senegambien dazu, und nennen vom Cap Blanco 21° N. B. an, die ganze
s hinunter nach Congo und Loango, Guinea. Nach den Franzoſen liegt
wiſchen dem Cap Monte 11½° W. L. und dem Cap Lopez. Die Englän-
en den Strich zwiſchen dem Gambia, 12½° und dem Palmenvorgebirge
l., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea, und Südguinea erſtreckt ſich
i Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir dieſe
ung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs,
eona, die Küſte, Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldküſte, die Reiche
), Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbekannten 5° N. B.
S. B. zu Guinea. Das Land erſtreckt ſich alſo beinahe 500 Seemeilen an
hinunter und wird von den verſchiedenartigſten Völkern bewohnt. Da es
i unter dem Äquator liegt, ſo iſt die Hitze das ganze Jahr hindurch außer-
groß. Indeſſen wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die,
anze Küſte, bis an den Rio Grande, ſehr niedrig, und daher ungeſund iſt,
öſte Theil des Landes an ſich geſünder, als manche andre Gegend zwiſchen
dekreiſen. Die gegen Weihnachten einfallende Harmatta- (trockene Wind-)
e kühlſte im Jahre. Das Innere des Landes iſt wenig bekannt. Nur die
gen der europäiſchen Niederlaſſungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra
uf der Goldküſte und in Benin, ſind neuerlich etwas bekannter geworden,
) das Land der Aſhantis durch den Engländer Bowdich 1817. Entdeckt
dieſe Länder zuerſt 1455 durch den Venetianer Ca da Maſto (ſ. d.), in
des Infanten Heinrich. Die Portugieſen haben im ſüdlichen Theile die
Niederlaſſungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Gold-
anzoſen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und ſogar die Preu-
ßeten unter dem großen Kurfürſten drei Niederlaſſungen auf der Goldküſte,
eß nach dreißig J. wieder an die Holländer verkauften. Unter den verſchie-
bieten, in welche Guinea eingetheilt wird, iſt die Pfeffer- oder Körnerküſte
dig. Sie erſtreckt ſich 100 Seemeilen weit vom Cap Meſurado bis zum
orgebirge, und iſt im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durch-
Den Namen hat dieſe Küſte von den Paradieskörnern und dem langen
Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier häufig wachſen und als ein
Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird dieſe Küſte zum Theil von

den kriegerischen Yolofs (Jaloffen), den schwärzesten und größten unter allen Negern, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen man kaum bekannt sind. Sie sind fast alle eigentliche Neger, der Mohammedanischen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen völlig despotisch regiert. Einige unter ihnen, besonders in der Nähe des Rio Sestos, sind von sanfteren Sitten und dem Handel ergeben, den sie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldstaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter östlich ist die Elfenbeinküste, die sich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erstreckt. Hier gibt es keine europäische Niederlassung, der handeln die Einw. vorzüglich mit Elfenbein, auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküste, die westlich vom Cap Apollonia bis zum Rio Volta eine Ausdehnung von 60 Seemeilen hat. Hier finden sich die Negerstaaten Apollonia und Arim mit dem holländischen Fort St.-Anton und andre holländische Niederlassungen, unter welchen St. Georg de la Mina die wichtigste ist. Die vornehmste britische Besitzung und Festung auf dieser Küste heißt Cap Coast Castle (auch Cabo Corso genannt), bekannt durch den blutigen Krieg mit den Ashantis (s. d.) 1823. Die ganze Küste, sowie das Innere des Landes, ist außerordentlich volkreich; die Asbantis sind die mächtigste Nation und gesitteter als ihre Nachbarn. Nach der Goldküste folgt die Sklavenküste, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit sich erstreckt. Die beiden Hauptstaaten Whida und Dahomey, sind mächtig und äußerst volkreich. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehre Factoreien. Über Guinea, außer ältern Schriften, z. B. von Römer, Isert, Labarther, des dänischen Missionairs Monrad „Beitr. zur Schilderung Guineas" (Kopenhag. 1822) wichtig. Monrad erklärt sich nachdrücklich gegen den Sklavenhandel.

Guinee, eine englische Goldmünze einundzwanzig engl. Schilling enthaltend, über 7 Thlr. Conv.-Geld. Die ersten dieser Münzen wurden unter Karl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher der Name.

Guiscard (Robert), Herzog von Apulien und Calabrien, ein Sohn des berühmten Tankred v. Hauteville, ward um 1015 geb. Hauteville hatte eine Menge Söhne, und s. Besitzungen in der Normandie waren nur klein. Dies veranlaßte die drei ältesten Söhne, Wilhelm den Eisenarm, Dagobert und Humphrey, sich nach Italien zu wenden und ihre Dienste den dortigen, in steten Kriegen begriffenen Fürsten anzubieten. Glück, Muth und List verhalfen Wilhelm Eisenarm, der die Schwäche der ital. Fürsten trefflich zu benutzen verstand, zum Besitz von Apulien, und Robert Guiscard, heranwachsend in dieser Zeit, brannte vor Begierde, das glänzende Loos s. Brüder in Italien zu theilen. Ein Häuflein Abenteurer fand sich in jener zu allen abenteuerlichen Unternehmungen aufgelegten Zeit bald, das in Hoffnung auf reiche Beute bereit war, ihm zu folgen, und Robert, dem nicht weniger Muth einwohnte wie s. Brüdern, zeichnete sich nun bald in einer Menge von Gefechten so aus, daß die von s. Thaten begeisterten Krieger ihn nach s. Bruders Humphrey Tode einstimmig zum Grafen von Apulien ausriefen; eine Würde, welche Guiscard auch kein Bedenken trug anzunehmen, obschon Humphrey's Kinder dadurch in ihren Rechten gekränkt wurden. Nun eroberte er auch Calabrien, in dessen Besitz ihn Papst Nicolaus II. bestätigte, der ihn nicht lange vorher, wegen seiner vielfachen Gewaltthätigkeiten, in den Bann gethan hatte. Aus Dankbarkeit war Robert sich verbindlich, dem römischen Stuhle jährlich einen Tribut zu entrichten, von daher schreibt sich das bis in unsere Zeiten bestandene Lehnrecht des päpstlichen Festes über Neapel. In Apulien selbst herrschte Guiscard mit großer Willkür. Das Land hatte bis auf ihn noch mehre Privilegien und eine Art Verfassung gehabt; kaum war er aber am Ruder, so vernichtete er dies Alles, und da natürlich hierdurch unter dem Adel — denn dieser hatte damals allein Rechte — Mißvergnügen

vörungen entstanden, so bestrafte Robert Mehre mit dem Tode und unterwarf
dern. Jetzt dachte er auch darauf, Sicilien zu erobern, dessen Besitz ihm
pst im voraus zugesagt hatte. Er sandte deßwegen den jüngsten s. Brüder,
dessen Tapferkeit sich bereits in manchem Kampf bewährt hatte, an der
von nur 300 entschlossenen Kriegern nach dieser Insel, und wirklich nahm
oger 1060 Messina mit dieser kleinen Schaar ein. Im folg. J. schlugen die
Brüder vereint, die Sarazenen in der Ebene von Enna; die Zwistigkeiten jedoch,
unter den Siegern ausbrachen, vernichteten einen Theil der Folgen dieses
Guiscard hatte nämlich s. Bruder die Hälfte von Calabrien versprochen,
n der Zug nach Sicilien gelänge; jetzt wollte er ihm indeß nur ein paar Städte
und da Roger hierüber unzufrieden war, so beschloß Robert, den Bruder
nen zu lassen. Die Anhänger Rogers kamen ihm aber zuvor; Robert wurde
fangen und Roger war so edelmüthig, diesen Vortheil nicht zu benutzen.
achte Guiscard zur Besinnung; er versöhnte sich mit dem Bruder und gab
s Versprochene. Roger eroberte nun fast die ganze Insel und wurde erster
n Sicilien. Guiscard belagerte unterdessen die in Unteritalien noch in den
der Sarazenen sich befindenden Städte, die sich zum Theil ungemein lange
wie z. B. Salerno und Bari, vor welchem letztern Ort Guiscard 4 J. lang
aller Unbill der Witterung und den Gefahren des Kriegs in einer Laubhütte,
ch an den Wällen dieser Stadt hatte erbauen lassen, trotzte. So gelang es
h und nach, die Provinzen, welche das heutige Königreich Neapel bilden,
enzubringen, und er würde s. siegreichen Fahnen noch weiter haben flattern
wäre er nicht wegen eines Einfalles in Benevento von Gregor VII. in den
than worden, was ihn nöthigte, s. Ehrgeiz und s. Eroberungssucht nach die-
e hin Schranken zu setzen. Die Verlobung s. Tochter Helena mit Konstan-
es, dem Sohn und Erben von Michael VII. gab ihm später Gelegenheit,
ie wilden Händel des griech. Kaiserreichs zu mischen. Er rüstete eine an-
Flotte aus, sandte s. Sohn Bohemund zur Eroberung von Corfu und
ch selbst an, Durazzo anzugreifen. Sturm und ansteckende Krankheiten
aber dies Unternehmen beinahe scheitern. Alexis Komnenus, damals
: von Konstantinopel, nahte sich mit einem überlegenen Heere: es kam un-
Mauern von Durazzo zur Schlacht, in welcher sich der Sieg erst auf die
: Griechen neigte; Guiscard's unerschütterlicher Muth gab aber der Sache
dern Ausschlag. Er sammelte die schon fliehenden Haufen der Seinen,
von neuem in den Kampf und errang einen vollständigen Triumph über
mal stärkern Feind. Durazzo mußte sich ergeben, Robert drang in Epi-
näherte sich Thessalonich und versetzte die Hauptstadt des Reichs in Schre-
Mitten auf dieser Siegesbahn hemmte ihn aber die Nachricht, daß Kaiser
IV. von Deutschland in Italien eingerückt sei. Er übergab Bohemund
befehl, und eilte in die Heimat zurück, um Gregor VII., der in der En-
belagert ward, gegen die Deutschen beizustehen. Heinrich IV. ward zum
zenöthigt, Gregor befreit und nach Salerno in Sicherheit gebracht. Guis-
nun von neuem nach Epirus, wo er die Griechen wiederholentlich schlug,
Hülfe s. Flotte vieler Inseln des Archipels bemächtigte und eben im Begriff
f Konstantinopel loszugehen, als ihn der Tod auf der Insel Cephalonia
all 1085, im 70. J. s. Alters, von der Welt abrief. Sein Heer zog sich
d der griech. Kaiserthron war gerettet. Guiscard's Leiche wurde auf einer
ingeschifft, die bei Venusa Schiffbruch litt, woselbst man dann die Über-
riegerischen Fürsten in der Kirche zum heil. Geist zur Ruhe brachte. Seine
ohemund und Roger theilten sich, nicht ohne Hader, in die von ihrem Va-
en Länder, sodaß der Erstere Tarent, der Andre Apulien bekam. Ro-
:ard hinterließ den Ruhm, die Wissenschaften beschützt zu haben und in

ſ. Privatverhältniſſen ſtets achtungswerth geweſen zu ſein. Sein Äußeres war kri gerisch und kräftig; ſ. Tapferkeit unbegrenzt. Die hohe Schule von Salerno nann ihn ihren Stifter.

Guiſchard (Karl Gottlieb). Dieſer u. d. N. Quintus Icilius b kannte Liebling Friedrichs II. war 1724 zu Magdeburg geb., ſtudirte zu Halle, Ma burg, Herborn und Leiden Theologie, alte Literatur und orientaliſche Sprache trat aber 1747 als Fähnrich in Sachſen-hildburghauſiſche Dienſte, hielt ſich i 1754 1½ Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur verbünde Armee. König Friedrich II. nahm ihn 1758 als Hauptmann in ſ. Gefolge, u gab ihm den Namen Quintus Icilius. Als Major eines Freibataillons wohnt den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträg geſchickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillon und zugleich den Auftrag gab, noch ſieben andre Freibataillone zu errichten. 17 und 62 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leiſtete die ihm obliegend Dienſte bis an das Ende des Kriegs unter großen Gefahren. In Sachſen beſch digte man ihn jedoch vieler Erpreſſungen. Nach wiederhergeſtelltem Frieden w ſein Regiment 1763 am Tage des Einmarſches zu Berlin aufgelöſt; ihn aber hielt der König bei ſich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Oberſtlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König ſ. vertrau Umgangs würdigte. Mehre Anekdoten geben Beweiſe davon; doch mußte er auch Vieles von den Launen des Königs gefallen laſſen, der ihn zuweilen m beißendem Scherz angriff. Er ſtarb 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreich Militairs. In ſ. „Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains“, u in ſ. „Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquité litaires“ hat er eine Menge Irrthümer des Chevalier Folard gezeigt.

Guiſe, der Name einer berühmten herzogl. Familie in Frankreich, eines Z benzweigs des lothringiſchen Hauſes. Claude v. Guiſe, der zweite Sohn d Herzogs Renatus v. Lothringen, geb. um 1496, ließ ſich in Frankreich nieder, u vermählte ſich 1513 mit Antoinette v. Bourbon. Seine Tapferkeit, ſ. kühn Geiſt, ſ. großen Eigenſchaften erwarben ihm ein großes Anſehen, und machten ihn zum Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde Grafſchaft Guiſe 1527 zum Herzogthum und zur Pairie erhoben. Bei Tode 1550, hinterließ er ſechs Söhne und fünf T., wovon die älteſte an den K von Schottland, Jakob V., vermählt war. Den Glanz des Hauſes hob vorzüglich ſein älteſter Sohn: Guiſe, (Franz, Herzog v. Lothringen), geb. 1519, u von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und eine bleibende Narbe auf ſ. Geſicht zurückließ, le balafré (der Benarbte) ge Auf eine ausgezeichnete Weiſe bewährte ſich ſ. Muth 1553 zu Metz, das e Karl V. glücklich behauptete, obgleich derſelbe geſchworen hatte, daß er lieber u kommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von St den 13. Aug. 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Andre Vortheile erfocht Flandern und Italien; er ward zum Lieutenantgeneral über alle königl. Armeen nannt. Das Unglück Frankreichs minderte ſich, ſobald er an der Spitze der Tru pen ſtand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebi mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche 210 Jahre beſeſſen hatten. Darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Man abhängt. Unter Heinrich II., mit deſſen Schweſter er ſich vermählt hatte, ſtie mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verſchwörung v Amboiſe, welche 1560 von den Proteſtanten angeſponnen wurde, um ihn zu ſtü zen, hatte den entgegengeſetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel ein Retters des Vaterlandes. Erſt nach dem Tode Franz II. verminderte ſich ſein A

ohne jedoch ſich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten ſich die Parteien
ıdé und Guiſe. Auf der Seite von dieſen ſtanden der Connetable v. Mont-
y und der Marſchall v. Saint-André; auf der Seite von jenen die Proteſtan-
ɔ Coligny. Der Herz. v. Guiſe, ein ebenſo eifriger Katholik als Feind der Pro-
n, beſchloß, ſie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er d.
:ɜ 1562 bei Waſſi über die Grenzen der Champagne gegangen war, fand er
ɔiniſten, welche in einer Scheuer die Pſalmen von Marot ſangen. Sein
: beleidigte ſie, man ward handgemein, und faſt 60 dieſer Unglücklichen wur-
ɔdtet und 200 verwundet. Dieſes unerwartete Ereigniß entzündete den Bür-
im ganzen Königreich. Der Herzog v. Guiſe nahm Rouen, Bourges
vann die Schlacht von Dreux d. 19. Dec. 1562. Am Abende nach dieſem
ɔlieb er ohne alles Mißtrauen in demſelben Zelte mit dem gefangenen Prinzen
theilte mit demſelben ſ. Bett und ſchlief ruhig an der Seite ſ. Gegners, in
: er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund ſah. Damals war
ɔog auf dem Gipfel ſ. Glücks. Er rüſtete ſich zur Belagerung von Orleans,
der Mittelpunkt der proteſtantiſchen Partei und ihr Waffenplatz war, als
ɔlenſchuß von Poltrot de Méréy, einem hugenottiſchen Edelmann, ihn am
r. 1563 tödtete.

u i ſ e (Heinrich, Herzog v. Lothringen), älteſter Sohn des Vorgenannten,
ɔO geb. Seinen Muth bewies er zuerſt in der Schlacht von Jarnac, 1569.
chöne Geſtalt gewann ihm alle Herzen. Er ſtellte ſich an die Spitze eines
unter dem Vorwande, den kathol. Glauben zu vertheidigen, und rieth zu
ıſamen Blutbade in der St.-Bartholomäusnacht (1572). Um ſich per-
u rächen, wollte er die Ermordung Coligny's auf ſich nehmen, den er den
ſ. Vaters nannte. 1576 bildete ſich die Ligue, eine zuerſt von ſ. Oheim,
rdinal v. Lothringen, entworfene Verbindung. Man legte zu dem Ende
gſten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündniſſe vor, das angeblich
heidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck
ılte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabſich-
Der Herzog v. Guiſe, der ſich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte,
nte die Aufrührer, erfocht mehre Siege über die Calviniſten, und ſah ſich
Stande, ſ. Fürſten ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben. Er zwang Heinrich III.,
ɔeiten der Hugenotten zu vernichten, und ging in ſ. gebieteriſchen Foderun-
ɔeit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch
:r daſelbſt 1588 und zwang den König, die Stadt zu verlaſſen und einen
ɔ mit ihm zu ſchließen. Aber berauſcht von dieſem Triumph, folgte er nicht
: Klugheit, ſondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höch-
ɔalt ſtrebte. Eine Folge jenes Vergleichs war der Reichstag zu Blois. Der
ıuf die herrſchſüchtigen Plane des Herzogs aufmerkſam gemacht, berieth
ſ. Vertrauten, d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle
n der Meinung, daß man ihm einen förmlichen Proceß nicht machen könne,
hn heimlich aus dem Wege räumen müſſe, und daß dieſe Maßregel durch
ıre Majeſtätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte
Ausführung zu übernehmen. Man übertrug ſie daher Lognac, erſtem
herrn des Königs und Hauptmann der 45 gasconiſchen Edelleute der neuen
ıarde. Dieſer wählte neun der entſchloſſenſten aus und verbarg ſie in dem
des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und ſein Bruder, der
rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbiſchofs von
: ihm vorſtellte, daß ſ. Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er Blois
ɔ günſtigen Augenblick verließe, beſchloß er, das Äußerſte zu wagen und zu
Den folgenden Tag, 23. Dec. 1588, ging er zum König. Er war ein
roffen, die Wachen verſtärkt zu ſehen. Sobald er in den erſten Saal

getreten war, verſchloß man die Thür. Dennoch behielt er ſ. äußere Freundlichkeit und grüßte die Umſtehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehren Dolchſtichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner", ſank er ſterbend zu Boden. Er war 38 J. alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch dieſen doppelten Mord nicht gelöſcht, der den Haß der Katholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) ſagte, als er die That vernahm: „Wäre Guiſe in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, ſetzte er noch hinzu, hat er ſich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben".

Guitarre. Dieſes in der letztern Zeit einmal Mode gewordene, der Laute ſehr nahe kommende Inſtrument iſt zur Begleitung kleiner Geſänge und Lieder vorzüglich paſſend. Es hat ſechs Saiten, welche in die Töne G, A, d, g, h, e' geſtimmt, und theils mit den Fingern geriſſen, theils mit dem Daumen geſchlagen werden. Die beſten Guitarrſchulen ſind von Doiſy, Bartolazzi, Giuliani, einer der größten Guitarrſpieler, und Lehmann (neue Guitarrſchule). Außer Giuliani ſind neuerdings noch Zocchi, und v. Gärtner als Guitarriſten bekannt geworden. Ein deutſcher Künſtler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Reſonanzdecke mit einer Claviatur von ſechs Taſten, deren Tangenten bei Berührung der Taſten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat dieſe Art den Namen der Pianofortegnitarre erhalten.

Guizot (François), Prof. der neuern Geſchichte an der Akad. zu Paris, geb. 1787 zu Nimes, ein Proteſtant, ſtudirte zu Genf Philoſophie und deutſche Literatur, ging nach Paris, widmete ſich den Wiſſenſchaften, ward Mitarbeiter an mehren gehaltvollen Zeitſchriften und gab theils ſprachwiſſenſchaftliche, z. B. das bekannte „Nouv. Dictionn. des synonymes de la langue franç." (2 Aufl. 1822), theils biographiſche, theils auf die Erziehung und den Zuſtand der ſchönen Künſte in Frankreich Bezug habende Schriften heraus. Erſt 1814, nach der Reſtauration, betrat er die adminiſtrative Laufbahn, in welcher er, beſchützt von dem Abbé Montesquiou, ſchnell emporſtieg und als Generalſecretair im Miniſterium des Innern, dann im Miniſterium der Juſtiz zu einem großen Einfluß gelangte. Allein da er, wie er anfangs manche von ſ. Gönnern betriebene Reformen ausführte, machte er ſich nicht beliebt. Bei Napoleons Rückkehr von Elba begleitete er Ludwig XVIII. nach Gent, und ward dafür von dem König zum Requetenmeiſter, 1817 zum Staatsrath ernannt. Von jetzt an zeigte G. gemäßigtere Geſinnungen und gehörte zu der ſogen. Doctrinairs; allein der Sturz des Miniſters **Decazes** (ſ. d.) 1820 hatte auch ſ. Entlaſſung zur Folge. Denn das von ihm früher, als Montesquiou's Schützling, befolgte Syſtem ward jetzt von den Gegnern der Liberalen gegen ihn geltend gemacht. G. wirkte ſeitdem als Lehrer der Geſchichte und als Schriftſteller. Man ſchätzt vorzüglich ſ. (zum Theil mehrmals aufgelegten und ins Deutſche übers.) publiciſtiſch-hiſtoriſchen Schriften; z. B. ſ. „Idées sur la liberté de la presse" 1814; ſ. Buch: „Du gouvernement réprésentatif et de l'état actuel de la France", 1816; ſ. „Essai sur l'histoire et sur l'état actuel de l'instruction en France", 1816; und „Du gouvernem. de la France depuis la restauration et du ministère actuel" (4. Aufl. 1821). Seine Schrift „Des conspirations et de la justice politique" (2. Aufl. 1821) enthält wichtige Thatſachen, die espions und provocateurs (Anheber) betreffend, deren ſich die Polizei als Werkzeuge bedient. Aufmerkſamkeit verdient ſ. Unterſuchung „De la peine de mort en matière politique", 1822. In ſ. „Essais sur l'histoire de France", verbunden mit der verb. Ausg. von Mably's „Observat. sur l'hist. de Fr." (4 Bde., Paris 1823

er, wie der vaterländisch gebildete Mittelstand der Kern, und in Zeiten der Ge-
die Stütze der Staaten ist. Auch gab er eine „Collection des mémoires re-
s à la révolution d'Angleterre" (Paris 1823) heraus, die für die Gegenwart
lehrreich ist. Jetzt gibt er eine „Collection des mémoires relatifs à l'histoire
rance depuis la fondation de la monarchie jusqu'au treizième siècle" (mit
Einleitung u. Anmerk.) in 30 Bdn. heraus; die erste Sammlung dieser auch
die deutsche Geschichte und die des Mittelalters wichtigen Zeugnisse der Zeitge-
n. — Bis zur Aufhebung der Censur und der Auflösung der Normalschule
war G. königl. Censor und Prof. an dieser Bildungsanstalt. Seine Vorträge
die neuere Geschichte wurden so gern gehört, daß der Unterrichtsrath sie für das
ljahr 1824 nicht wieder gestattete. — Guizot's Gattin, Pauline, geb.
eulan, hat mehre gut aufgenommene Romane geschrieben; doch schadete sie
Rufe durch ihre Journalfehde mit dem Abbé Saigues, dem Verf. von ziem-
inseitigen Memoiren über Napoleon als General und Consul. Auch redigirte
e Zeitlang die das Theater betreffenden Art. in dem „Publiciste".

Guldberg (Friedrich, mit dem Adelsbeinamen Högh), Professor und
r, Sohn des ehemal. Staatsministers, Ove Högh-Guldberg, der als Ge-
rrath und Danebrogsritter 1808 starb. Prof. Guldberg, geb. zu Kopenha-
. 26. März 1771, ist unstreitig einer der vorzüglichsten und originalsten däni-
Dichter. Seine „Drei Rosen des Lebens", eine höchst liebliche Idee, wurde durch
r's Nachbildung in ganz Deutschland bekannt, und nach Döring's sowol als
apellmeisters Hurka Compositionen in vielen Concerten aufgeführt. Müller
rlin behandelte es als Volkslied; Buchhändler Campe aber nahm dieses Ge-
ftslied in seiner ersten und richtigern Gestalt in die von ihm herausgeg. all-
n beliebte Liedersammlung auf. G.'s Lied auf den sterbenden Abrahamson,
an in der Alterthumszeitung: „Iduna und Hermode" für 1816 findet, und
neuere Lieder sind vom Hofmusicus Kuhlau zu Kopenhagen mit Composition-
egleitet, durch welche der eigne Geist der alten dänischen Volksmelodien zu we-
heint. Ungemein schön darunter sind „Die Blume der Ewigkeit" („Evigheds-
ten") u. „Der Sterbende" („Den Döende"). Seine früher gesammelten Ge-
kamen 1815 — 16 aufs neue in 3 Bdn. heraus, und haben, da sie auch mehre
che Stücke von gleichem Werth enthalten, den veränderten Titel: „Samlede
ing" (gesammelte Kleinigkeiten). Das Neueste sind f. jedem fühlenden Bi-
r gewiß höchstwerthe „Digte over bibelske Emner" (Gedichte über biblische
stände) (Kopenh. 1823) für die Jugend bestimmt, deren Herz und Phantasie
ch zu ergreifen vollkommen fähig sind. Noch verdankt man ihm (während f.
thalts zu Kiel) die Herausgabe der „Zeitung" für Literatur u. Kunst in den dä-
Staaten die im Juli 1807 anfing, und mit dem Jun. 1810 geschlossen
. Guldb. hat auch den Terenz und Plautus (6 Bde.) übersetzt. 87.

Gulden, eine deutsche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groschen
0 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andre Münzen von verschiedenem Werthe
außer Deutschland diesen Namen, und sind theils Rechnungsmünzen, theils
he. So ist ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr.
in Basel 14 Gr. 9 Pf.; (Wechselgeld 16 Gr. 8 Pf.); in Zürich 15 Gr.
; (Wechselgeld 17 Gr; Münze 14 Gr. 4 Pf.); ein Gulden zu St. Gallen
ungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr.
; (Wechselgeld, 13 Gr.); in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Ost-
nd 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden polnisch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden preußisch
igsberg 7 Gr. 6 Pf.; ein polnischer Gulden 4 Gr. (seit 1766; vorher nur
4 Pf.); ein preuß. Gulden 8 Gr. (seit 1776; vorher nur 6 Gr. 8 Pf.);
lden in Riga 8 Gr.; in Triest 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Gold-
n, die zuerst in Florenz 1252, auf der einen Seite mit dem Gepräge einer Lilie,
r andern mit dem Bilde Johannes des Täufers, geschlagen wurden, und un-

gefähr soviel als einen Ducaten galten. Daher hat man noch jetzt alte lübische Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten; eine dgl. Münze waren die rheinischen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte sie kleine Gulden. Die ersten päpstl. Goldgulden sind von Johann XXII. Die kleinen Gulden prägten 1551 die rheinischen Kurfürsten (72 Kreuzer) aus Silber. Man ließ ihnen den Namen, den sie bis jetzt noch führen. Die größeren goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterschiede Goldgulden oder Goldgülden. Hanover schlug seit 1749 Goldgulden zu 2 Reichsthaler Cassengeld. Es gab deren auch doppelte und vierdoppelte.

Güldene Zahl, s. Kalender.

Gummi nannte man sonst sowol die schleimichten, als auch die harzigen Säfte, welche von selbst oder durch Einschnitte aus den Gewächsen rinnen und an der Luft erharten, daher die Ausdrücke Gummi Copal, Gummi guttä ꝛc., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenschleim diesen Namen beilegt, nicht mehr stattfinden sollten. Obgleich der Pflanzenschleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht, so läßt er sich doch nicht aus allen gleich rein abscheiden. Einige Pflanzen und gewisse Theile derselben liefern ihn reichlicher als andere. Ganz rein ist das Gummi weiß, durchsichtig, hart, spröde, ohne Geruch und Geschmack, im kalten Wasser leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, schwillt auf, wirft Blasen und dampft; endlich wird es kohlig, schwarz und verbrennt.

Gundling (Jakob Paul, Freiherr v.), geb. 1673 zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg, wo s. Vater Prediger war, (oder zu Hersbrück), studirte zu Jena, Helmstädt und Jena, reiste nach Holland und England, und wurde Prof. der Literakademie zu Berlin. Darauf spielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrsamkeit noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundling's gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war G. dazu allerdings geschickt; allein s. Stolz, s. Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn zum Gespötte des Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und s. albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Selbst niedere und geringe Hofleute erlaubten sich die plumpsten und entehrendsten Späße mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; doch er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. G., der zuletzt selbst nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm s. Bruder Nikolaus Hieronymus (geb. 1671, gest. 1729), geh. Rath und Professor zu Halle, ein seltener Polyhistor, der zu dem Ruhme der Universität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich, waren aber für ihre Zeit nicht unwirksam.

Günther (Johann Christian), geb. 1695 zu Strigau in Niederschlesien, zeichnete sich schon auf der Schule zu Schweidnitz durch s. poetisches Talent aus. Leider trugen aber die vielen Lobsprüche, welche er deßhalb von allen Seiten empfing, verbunden mit s. lebhaften und ungeregelten Einbildungskraft, nur dazu bei, ihn zu verderben. Stolz auf Das, was ihm die Gunst der Musen mit Leichtigkeit gewährte, versäumte er, s. Geist mit ernsten Dingen zu nähren, und da ihn zugleich auch s. Lage zwang, auf den Gewinn zu sehen, so fing er an, s. schönes Talent dem Meistbietenden preiszugeben. Vergebens waren die Ermahnungen s. akademischen Lehrer in Wittenberg und s. Freunde und Gönner im Vaterlande; er fuhr fort, ein unordentliches und lockeres Leben zu führen, persiflirte die, so ihm Vorstellungen

ten, in bitteren Satyren und ward endlich Schulden wegen festgesetzt. Als er
eiheit wieder erhielt, ging er nach Leipzig, wo er an Menke einen Beschützer fand
sich wirklich eine Zeitlang so gut benahm, daß man hoffte, er werde endlich ein-
dem rohen und wüsten Leben entsagen. In dieser Periode verfaßte er s. Ge-
zur Feier des Friedens, welchen der deutsche Kaiser damals mit den Türken
, wodurch sein Ruhm als Dichter allgemeine Ausbreitung erhielt; darauf
er von s. Beschützer Menke dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sach-
npfohlen, der den jungen Poeten gern selbst kennen lernen und für ihn sorgen
. Der Wirbel eines lüderlichen Treibens hatte aber den Unglücklichen schon
r ergriffen. Als er in Dresden ankam und dem Könige vorgestellt wurde, war
maßen betrunken, daß er kein Wort hervorbringen konnte und der Monarch
it Verachtung entließ. Auch Menke, empört über ein solches, ihn selbst com-
ttirendes, Benehmen, zog s. Hand von ihm ab und Günther irrte von nun an,
r tiefer in Elend und Ausschweifung versinkend, heimathlos und unstät um-
llein von den Wohlthaten s. Bekannten lebend und außer Stande, sich durch
festen Entschluß aus der Tiefe, in welche er verloren ging, zu retten. Er starb
März 1723, kaum 28 J. alt, im schrecklichsten Elend. Sein Talent war
, daß selbst in den letzten Augenblicken s. in Jammer und Gemeinheit versin-
Lebens, noch oft der ihm inwohnende Götterfunke wie ein Blitz durch die
hervorbrach. Nach s. Tode kam eine Sammlung s. Gedichte heraus, wovon
Aufl. 1764 erschien. Die angeblich von ihm selbst verfaßte Geschichte s. Lebens
Wanderungen, der einige Briefe von ihm an Freunde angehängt sind, erschien
1732. Vgl. Franz Horn's Aufsatz über G. in den „Freundlichen Schriften".

Günther (Johann Arnold) Licentiat der Rechte, Senator der Stadt Ham-
geb. daselbst 1755, gest. 1805. — In s. Erziehung von einem vermögenden
arrsinnigen Vater vernachlässigt, ging er, in der literarischen Bildung, unter
en Kämpfen mit dem Schicksal, das ihn zu einer dem höher aufstrebenden
nangemessenen, niedrigen Sphäre verurtheilen wollte, unter hartem Geistes-
und peinlichen, s. Physischen höchst nachtheilig gewordenen Versagungen aller
ls Autodidaktos, aus sich selbst hervor. — Nach in Göttingen vollendeten
en, war s. ganzes Leben s. Mitbürgern geweiht. Durch meistens freiwillig
mmene Geschäfte, öffnete er zuerst sich selbst diese rühmliche Laufbahn. Hierzu
in der hamburger (1765 gestift.) patriotischen Gesellschaft zur Beförd. der
und nützlichen Gewerbe, der er bei s. Rückkehr nach Hamburg 1780 beitrat,
hste Veranlassung, sowie in dem Kreise ihrer Stifter Büsch, Reimarus,
off, Volkmann, Sonnin und a. edlen Männer, gewichtige Mitarbeiter zur
ung und Vollendung so mancher gemeinnützigen Staatsanstalten, die für
urg, und als Muster für andre Staaten, aus dieser Gesellschaft hervorgingen,
sonders durch G.'s schaffende, leitende und ordnende Hand, in Wirksam-
tzt wurden. Dahin gehören die Vorarbeiten zu der allgemeinen Armenan-
ie Stiftung der Creditcasse für Erben und Grundstücke, die der allgemeinen
gungs- und die der technologischen Lehranstalt, die verbesserte und erweiterte
ung der Rettungsanstalt für Ertrunkene und Erstickte, u. a. m. Für diese
Gegenstände der Staatswirthschaft und Polizei verfaßte G. theoreti-
o praktische Schriften, die zum Theil ungedruckt und dem Auslande unbe-
eblieben sind. In den genannten Fächern schrieb er von 1788 — 1791
r die „Allgem. Jenaische Literatur-Zeitung" 153 Recensionen, worunter sich
te kritische Abhandlungen befinden, sowie ähnliche Aufsätze für die meisten
ingreifenden, damaligen deutschen Zeitschriften. Auf Veranlassung einer zu
usgesetzten Preisfrage arbeitete G. 1789 s. wichtiges, man möchte sagen,
ief ergründendes Werk über den Wucher aus, und gewann damit, unter
eantwortungen, den Preis. Es erschien 1790 u. d. T. „Versuch einer voll-
Untersuch. über Wucher und Wuchergesetze und über die Mittel, dem Wu-

cher ohne Strafgesetze Einhalt zu thun" (1. Th. Wucher in zinsbaren Dar-
hen). Von der Vollendung dieses Werks mögen ihn, der sonst nicht
späterhin ihm sich öffnende philosophische Ansichten dieses Gegenstandes
haben. Zum Mitgliede des hamburger Senats erwählt, blieb er auch
eine dadurch mehr gebundene Wirksamkeit es zuließ, der edelsten Gemein
treu, die der Grundsatz und die Freude s. Lebens war. Bei einem fortwäh
kränklichen Körper, arbeitete er bis an s. Tod, unermüdet in den, s. Erfahrung
Kenntnissen angeeigneten Zweigen der Staatsverwaltung, einmal aufgefa
mit immer gleicher Pünktlichkeit, weiser Zeiteintheilung und Leichtigkeit in
beharrlich durchführend. Zwei s. verdienstlichsten Amtsarbeiten waren
digen Materialien zu einer Medicinal- und zu einer Feuer-Cassenordnung
aus erst 15 J. nach s. Tode der vollendete Bau dieser beiden neuen Stat
in Hamburg größtentheils hervorging. In s. letzten Willen schenkte er s.
in der Geschichte, Länder- und Völkerkunde, den Staatswissenschaften, der
logie und Kunst, reichhaltige aus 8000 B. bestehende Büchersammlung,
burger patriot. Gesellschaft zur Beförd. der Künste und Gewerbe, der er
bürgerlichen Bildung so Manches, und die ihm in s. zehnjähr. Leitung
schäfte v. 1780 bis 90, so viel verdankte, indem er mit s. Freunde Meyer,
neue Organisation, ihren dauernden Bestand gründete. Selbst jenes Ver
trug dazu bei, indem die Gesellschaft dadurch die erste Veranlassung zu
ren Mitbürgern freigebig unterstützten Ankauf eines wohleingerichteten
hielt, um darin die Günther'sche Bibliothek, mit der ihrigen und ihren
haltigen Sammlungen vereint, zweckmäßig aufzustellen. — G.'s
Freund und Mitarbeiter an mehren patriotischen Instituten, der Dom
hat 1810 in s. Schrift: „Johann Arnold Günther. Ein Lebensgemä
edlen hamburgischen Patrioten und Staatsmann treffend geschildert.
er aus den hinterlass. Schriften G.'s, s. auf einer Reise 1796 geführtes
u. d. T. heraus: „Erinnerungen aus den deutschen Kriegsgegenden, der
d. angränz. Ländern" Hamb. 1806, das viele scharf- u. freisinnige Beobach

Gurlitt (Johannes Gottfried), D. der Theol., Director und
des Johanneums zu Hamburg, und Prof. der oriental. Sprachen am
das., geb. zu Leipzig d. 13. März 1754, erhielt s. erste Bildung auf der
Thomasschule. Die gelehrte Ausbildung aber für die Universität, erlangte
dem damal. Rector Joh. Friedr. Fischer, dessen gründliche philologische
keit und strenger rechtlicher Charakter ihm zum Vorbild wurde. Im 19.
G. 1773 die Universität Leipzig. Als akademischer Bürger setzte er s.
schen Studien mit dem angestrengtesten Fleiße fort, und verband damit
gischen und philosophischen unter Leitung eines Morus, Platner,
A. In der Theologie herrschte damals die heftigste Verschiedenheit
nungen. G., der schon früh die Wahrheit jenes berühmten Ausspruchs
branche erkannt hatte, daß Zweifeln der erste Schritt zur Weisheit sei,
keiner Meinung ohne eigene Prüfung zu huldigen gewohnt war, wohnte
streng orthodoxen und fast schwärmerischen Vorlesungen des Crusius,
entgegengesetzten des gelehrten J. A. Ernesti bei. So ging aus langer
fenhafter Prüfung für s. Überzeugung endlich die freieste rationalistische
theologischen Glaubenssachen hervor; eine Ansicht, welche stets sein
blieben ist. — Nach beendigter akademischer Laufbahn wählte ihn der
Resewitz, Abt zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, 1778 zum Oberlehrer
gogium dieses Klosters; 1786 rückte er in den Convent und schon 1779
herige Rector Jonä s. Amt verließ, erhielt er in Verbindung mit dem
Lorenz die gemeinschaftliche Verwaltung des Rectorats, bis 1797. —
die bekannte Untersuchung aller Schulen des preuß. Staats durch Herm
mer, in Hinsicht auf theologische Lehre statt; auch Kloster-Bergen

cht, und wenngleich die dort herrſchende freie Lehrart dieſen Eiferern wenig zu-
n mochte, ſo erhielt doch deßhalb das Kloſter kein tadelndes Reſcript; dagegen
d auf Anſtiften von Hermes eine „Recherche" des dortigen Schulweſens durch
Miniſter Wöllner verordnet. Unter denen, die damit beauftragt waren, war
)ecker beſonders, der G.'s Werth erkannte, und auf deſſen Betrieb er 1797
Prof. und Director des Pädagogiums mit ziemlich ausgedehnten Rechten er-
nt ward. Oft wurden ihm Anerbietungen zu andern Ämtern gemacht, jedoch
Erfolg, bis ihn 1802 der Senat von Hamburg zum Director des Johan-
ns und Prof. des Gymnaſiums berief. Es ward ihm zwar ſchwer, Kloſter-
zen zu verlaſſen, aber der Blick in die Zukunft verhieß unter den damaligen Um-
)en keine erfolgreiche Thätigkeit mehr. Als G. ſ. Amt in Hamburg antrat,
rfte die Schule daſelbſt einer gänzlichen Reform. Wie er dieſe mit Beihülfe ſ.
n herbeigeführt, wie er durch unermüdliche Thätigkeit, und durch ein auf feſte
ndſätze gegründetes Verfahren, dieſe Anſtalt endlich zu einer der blühendſten
tſchlands gemacht, das näher auseinander zu ſetzen, gehört in eine Schul-Ge-
te. Überhaupt iſt ſeit ſ. Wirkſamkeit wiſſenſchaftliches Streben und gründ-
Wiſſenſchaft in Hamburg allgemeiner verbreitet; theologiſche Aufklärung aber
ſondere zu befördern, hielt G. ſich von jeher für verpflichtet, vorzüglich als Prof.
kadem. Gymnaſiums (weßhalb ihn auch die helmſtädter Univerſität 1806 zum
r Theologie ernannte). G.'s zahlreiche Schriften ſind theils theologiſchen,
ſ. und pädagog., theils philolog., hiſtoriſchen und archäolog. Inhalts.

Gußſtahl ſ. Eiſen.

Guſtav I., König von Schweden, bekannt u. d. N. Guſtav Waſa, geb.
), war ein Sohn Herzogs Erich Waſa von Grypsholm, und ein Sprößling der
königl. Familie. Er gehörte zu jenen großen Männern, welche die Natur ſo
hervorbringt, die ſie aber mit allen Eigenſchaften ausſtattet, ein Volk zu be-
hen. Schon ſein ſchöner Wuchs und ſein edles Äußere gewannen ihm die
n. Seine kunſtloſe Beredtſamkeit riß unwiderſtehlich hin; ſein Genie ent-
verwegene Plane, aber ſein unbeſiegbarer Muth wußte ſie glücklich zum Ziele
hren. Er war unerſchrocken mit Beſonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch
Zeitalter, und ſo tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei ſein kann. Als
rranniſche Chriſtian II. von Dänemark in Gemäßheit der kalmariſchen Union
)es ſchwediſchen Throns zu bemächtigen ſtrebte, faßte Guſtav den Entſchluß,
Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten: die Ausführung
ine wurde jedoch unterbrochen, da Chriſtian ſich ſ. Perſon bemächtigte, und
nebſt ſechs andern vornehmen Schweden, als Geißel in Kopenhagen gefangen
Als er aber zu Ende 1519 die Erfolge Chriſtians vernahm, der die Unter-
ing Schwedens faſt vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Ge-
, ſein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen
·r am erſten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er jütländi-
)chſenhändler; um ſich ſicherer zu verbergen, nahm er Dienſte bei ihnen, und
glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senate in
ſs genommen; ja man verſprach ihm ſogar Unterſtützung zu ſ. Vorhaben, das
cht mehr verheimlichte. Darauf ſchiffte er ſich ein und landete zu Kalmar.
Beſatzung, der er ſich entdeckte, weigerte ſich, die Partei eines Flüchtlings zu
fen. Geächtet von Chriſtian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zu-
ſtoßen von Freunden und Verwandten, wendete er ſich nach Dalecarlien, bei
räftigen Bewohnern dieſer Provinz Hülfe zu ſuchen. Nur mit Mühe den ihn
benden Gefahren entgangen, fand er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit
ſehen, ſ. Geld und ſ. Rath unterſtützte. Nachdem man die Gemüther vorbe-
, benutzte man ein Feſt, zu welchem ſich die Bauern des Cantons verſammelt
n; Guſtav erſchien unter ihnen. Seine edle, zuverſichtliche Miene, ſein Un-
und der Abſcheu gegen Chriſtian, der eben den Antritt ſ. Regierung durch ein

schreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, Alles lieh s. Worten [illegible] Kraft. Man griff zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wurde [illegible]. Muthig gemacht durch diesen Erfolg, versammelten sich die Dalecarlier in [illegible] unter den Fahnen des Siegers. Von diesem Augenblicke an waren Gustavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines selbst geworbenen Heeres machte er reißende Fortschritte und vollendete die Vertreibung des [illegible]. 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Administrators ertheilt; 1523 [illegible] sie ihn als König aus. Bei Annahme dieser Würde schien er nur mit [illegible] Wünschen der Nation nachzugeben; die Krönungsfeier aber verschob er, um [illegible] die Aufrechthaltung der kathol. Religion und der Rechte der Geistlichkeit [illegible] zu müssen. Er fühlte, daß die Wolfahrt des Reichs eine Kirchenverbesserung [illegible] sche; aber er fühlte auch, daß dieselbe nur durch eine gänzliche Reform [illegible] werden könne. Sein Kanzler, Lars Anderson, rieth ihm, sich der Lutheraner [illegible] zu bedienen, um s. Absicht zu erreichen. Gustav genehmigte diesen Rath [illegible] und führte ihn noch mehr durch die Überlegenheit s. Politik, als durch s. [illegible] Während er insgeheim die Fortschritte des Lutherthums begünstigte, ertheilte [illegible] Günstlingen die erledigten Pfründen, und legte unter dem Vorwande, das Volk [illegible] erleichtern, der Geistlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. [illegible] wagte er mehr; 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abschaffung der Vorrechte der Bischöfe. Die Lehre Luther's verbreitete sich indeß mit Schnelligkeit. Gustav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte sie, er hielt die [illegible] denen im Zaum, schmeichelte den Ehrsüchtigen, gewann die Schwachen, [illegible] endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der sich bereits die Mehrheit [illegible] Unterthanen bekannte. (1530 nahm ein Nationalconcilium die Augsburger Confession als Glaubensregel an.) Nachdem Gustav, wie er sagte, sein Reich [illegible] diese Weise zum zweiten Mal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, s. Kindern [illegible] Nachfolge zu sichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem sie [illegible] das Wahlrecht abschafften, und das Gesetz der Erbfolge feststellten. Obgleich Schweden eine sehr beschränkte Monarchie war, so übte doch Gustav eine fast unbeschränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er sie nur anwandte, Schweden im Innern zu beglücken, s. Feinden furchtbar und s. Freunden [illegible] werth zu machen; auch verletzte er nie die Form der Reichsverfassung. Er vollkommnete die Gesetzgebung, bildete das Volk, milderte die Sitten, [illegible] Gewerbfleiß und Geschicklichkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er 1560, in einem Alter von 70 J. S. v. Arckenholz „Gesch. Gustavs Wasa u. s. w.", Tübingen 1801, 2 Bände.

Gustav II., Adolf, Schwedens größter Monarch, und Deutschlands Retter, war ein Sohn Karls IX., der nach der Entsetzung Sigismunds auf den schwedischen Thron gestiegen war, und ein Enkel Gustavs Wasa. Geb. zu Stockholm 1594, empfing er die sorgfältigste Erziehung. In s. 12. J. trat er in [illegible] mee, u. schon in s. 16. leitete er die Angelegenheiten, erschien im Staatsrathe, an der Spitze des Heeres, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Minister und befahl als König. 1611 ertheilten, nach Karls IX. Tode, die Stände dem 17jährigen Fürsten die Krone, und erklärten ihn, ohne das Gesetz zu berücksichtigen, für mündig, da sie einsahen, daß nur die kräftigsten Maßregeln das Reich vom Untergange retten könnten, eine Regentschaft aber es zu Grunde richten würde. Gustavs [illegible] Blick erkannte in Axel Oxenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, dessen Rath er in den schwierigsten Lagen folgte. Durch die innigsten Bande der Freundschaft knüpfte er ihn an sich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Gustav, drei so mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachsen, verstand sich zwar gegen Dänemark zu dem Frieden zu Siöröd 1613, zur Zahlung von einer Mill. Thlr., gab aber alles Eroberte zurück. Rußland schloß er, nach einem vortheilhaften Frie-

r er nach s. eigenen Geständniß durch Jacob de la Gardie s. militairischen
ausbildete, durch den Frieden von Stolbowa 1617 von der Ostsee ganz aus;
ber, wiewol es nicht glücklicher gegen ihn gewesen war, ging, nach der Erobe-
eflands durch Gustav Adolph, nur einen Waffenstillstand von sechs Jahren
r dieser annahm, theils weil er an sich vortheilhaft war, theils weil er ihm
ug ließ, um etwas Entscheidendes gegen Östreich zu unternehmen, dessen
Kaiser Ferdinand II., auf alle Weise s. Macht zu vergrößern strebte, und zu-
n unversöhnlicher Feind der Protestanten war. Des Kaisers Absicht, sich
ee zu bemeistern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, war kei-
eifel unterworfen. Aber einen noch mächtigeren Beweggrund, sich den
itten s. Waffen entgegenzustellen, fand Gustav Adolph in dem Kriege zwi-
n Katholischen und Protestanten, der mit der deutschen Freiheit zugleich die
angelische Kirche in Gefahr setzte. Gust. Adolf, der der Lutherischen Lehre
rer Frömmigkeit zugethan war, beschloß, beide zu retten. Nachdem er den
ánden in einer kraftvollen Rede s. Entschluß vorgetragen, mit Thränen in
gen ihnen s. T. Christina, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht
hen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung
ns zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden
ithen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf, und landete
000 Mann an den Küsten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm
eil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er gekommen war; wie
heit, s. Edelmuth und s. Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und
he siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze s. Heeres verrichtete, und
ls ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, am 6.
632 unfern von dem bekannten großen Stein an der Landstraße fiel, s. im
ßigjähriger Krieg. Die nähern Umstände s. Todes wurden lange
verschiedene und widersprechende Art erzählt. Indeß weiß man jetzt aus
annt gemachten Briefe eines Officiers, der an s. Seite verwundet wurde,
urch östreichische Kugeln getroffen, gefallen ist. Man lese „Die Schlacht bei
eld und die Schlacht bei Lützen" von K. Corths (Leipz. u. Altenb. 1814)
fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch
hrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard v. Weimar nach
els, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beige-
d blieb in dem Lande, für das er geblutet. S. Ldw. v. Rango, (k. preuß.
„Gustav Adolf d. Große, K. v. Schweden", Leipz. 1824.

ustav III., König von Schweden, geb. 1746. Dieser Regent, dessen
te ein Fürstenspiegel genannt werden kann, war der älteste Sohn Adolf
s, bei s. Geburt noch Herzogs v. Holstein-Gottorp, seit 1743 erwählten
den von Schweden, und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Graf
dem vom fünften J. des Prinzen an dessen Erziehung allein übertragen war,
en Geist und Charakter desselben mit steter Hinsicht auf s. künftige Bestim-
a bilden, besonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beschrän-
d ihm früh schon Achtung für die Verfassung Schwedens einzuprägen; sein
ger, der Graf Scheffer, richtete s. Bemühungen auf dasselbe Ziel. Nichts
niger entwickelten sich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte
strebungen des ungenügsamsten Ehrgeizes, der Herrschbegierde und der Ei-
aber geschickt wußte er, so lange es nöthig war, die innersten Gefühle s. Her-
beherrschen. Ein überaus geschmeidiges Wesen, gefällige Sitten, und eine
rnde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehr-
Thatendrang hinter dem Scheine des anspruchlosen Charakters. Ritterli-
ngen, Wissenschaften und Künste, die feinern Vergnügungen des geselligen
und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen s. Lieblingsneigun-
sein. Schweden war damals der Schauplatz mehrer Parteien, vorzüglich der

Mützen und Hüte, durch welche Rußland und Frankreich einander entgegen[illegible]
Beide Parteien waren jedoch darin einverstanden, die königl. Gewalt möglich[illegible]
beschränken. Gustavs Vater, ein verständiger und wohlwollender Fürst, [illegible]
zwar die Unannehmlichkeiten s. Lage; aber es fehlte ihm an Charakterstärke, [illegible]
fallen, statt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Desto kühner [illegible]
stav, als er, nach s. Vaters Tode (12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt [illegible]
Ziele mit bewundernswürdiger Kunst entgegen. Er hatte damit angefangen, [illegible]
die Stiftung des Wasaordens, einige unternehmende Militairs für s. Absichten [illegible]
winnen. Diese bildeten eine Verbindung, besonders der jüngern Officiere, [illegible]
sten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptstadt der Oberst [illegible]
ten; ein Gleiches thaten Abgesandte bei den Regimentern in den Provinzen. [illegible]
nige bedeutende Männer — u. A. die Grafen Hermansson und Scheffer — [illegible]
sich mit dem König vereinigt; eine neue Verfassung war entworfen, und die [illegible]
so vertheilt, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen [illegible]
ten, während er selbst sie in der Hauptstadt beginnen würde. Dem [illegible]
Plane gemäß, ließ nun der Commandant von Christianstadt, Haupt[illegible]
chius, einer der treuesten und kühnsten Anhänger des Königs, am 12. [illegible]
die Stadtthore schließen, alle Zugänge besetzen, und in s. und der Besatzung [illegible]
ein Manifest bekannt machen, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthan[illegible]
Gehorsam aufgekündigt wurde. Der Prinz Karl erschien vor Christian[illegible]
da s. Auffoderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine [illegible]
Belagerung u. Vertheidigung, wobei Niemandem etwas zu Leide geschah. [illegible]
nig spielte indeß in der Hauptstadt die Rolle des Gleichgültigen und Unthe[illegible]
den so täuschend, daß er den Argwohn des geheimen Ständeausschusses [illegible]
streute. Der Ausschuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der [illegible]
patroulliren solle; bei diesen Patroullen fand sich der König häufig ein, [illegible]
durch Freundlichkeit den Kern der Mannschaft und immer mehr Officiere [illegible]
zu gewinnen. Während er so die Entscheidung vorbereitete, zeigte er [illegible]
unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung [illegible]
Tage, ein glänzendes Hoffest, bei dem er durch s. frohe Laune alle Anwesende [illegible]
Am folg. Tage, d. 19. Aug. 1772, begab sich der König nach einem [illegible]
den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum ersten Mal zwischen ihm und [illegible]
Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus [illegible]
zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die Wachtparade monoeuvriren ließ. [illegible]
dessen versammelten sich, in Folge eines geheimen Befehls, die Officiere [illegible]
auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem [illegible]
eben die Garde die Wache wechselte, und sowol die abgehende als die [illegible]
genwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann [illegible]
tion. Der König versammelte in der Wachtstube die Officiere um sich, [illegible]
ihnen s. Plan und foderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren [illegible]
und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich [illegible]
Den drei ältern, die sich weigerten, ließ der König den Degen abfodern. [illegible]
leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der [illegible]
nern Befehle gab, band er um den linken Arm ein weißes Zeichen, als das Zeichen [illegible]
er s. Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten [illegible]
diesen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu der [illegible]
sammlungssaal des Reichsraths besetzen, und demselben ruhiges Verhalten [illegible]
sodann begab er sich, unter dem Zujauchzen des Volks, nach dem Zeughause [illegible]
sich des Artillerieregiments versicherte. Ein öffentlicher Ausruf ermahnte die [illegible]
Stockholms zur Ruhe, und wies sie an, keinen andern als des Königs [illegible]
gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und [illegible]
mehre Personen verhaftet. So war der entscheidende Schlag ohne [illegible]
geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo [illegible]

ye der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Am
Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf
großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revo-
genehmigen und die neue Verfassung anerkennen, durch welche die königl.
, nicht sowol auf Kosten der Stände als nur des Reichsraths, wuchs. Sie
i zu dem Ende auf den nächsten Tag zu einer allgemeinen Versammlung auf
chloß beschieden, wo sie sich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloß-
r mit Militair besetzt, gegen den Versammlungssaal Kanonen aufgepflanzt,
i jeder Kanone ein Artillerist mit einer brennenden Lunte in der Hand gestellt.
önig erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren und in ungewöhn-
Pomp, schilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwen-
einer Reform, erklärte s. gemäßigten Absichten, und ließ die neue Verfassung
i, die augenblicklich genehmigt und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde.
e Staatsdiener blieben in ihren Ämtern; die Verhafteten wurden in Freiheit
und die Revolution war geendigt. Der König bemühte sich jetzt mit allem
sein Land zu beglücken; er bereiste es mehrmals, und nie ohne Belehrung
, und ohne Nutzen für s. Unterthanen. Im Herbste 1783 reiste Gustav
Deutschland nach Italien, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen, und ging
. J. über Frankreich, wo er zugleich politische Zwecke verfolgte, nach Schwe-
ück. Hier warteten seiner Unruhe und Gefahr. Eine Hungersnoth raffte
de s. Unterthanen weg; das Volk murrte; der Adel erhob sich gegen des Kö-
llkürliche Politik, und die Reichsstände verwarfen 1786 fast alle s. Vorschläge
thigten ihn zu harten Opfern. Bald darauf brach 1787 zwischen Rußland
: Pforte ein Krieg aus und Gustav beschloß, einem alten Vertheidigungs-
se mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, dessen Monarchin das Miß-
gen in Schweden unterhielt. Der Krieg ward 1788 erklärt. Als aber der
urch einen Angriff auf die Festung Friedrichsham s. Unternehmungen anfan-
llte, sah er sich plötzlich von einem großen Theile s. Heeres verlassen, welcher
m Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab sich nach Haga, und
, Hülfe suchend, zu den Daiecarliern. Bald stand ein achtbares Heer frei-
Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen be-
Gothenburg rettete, indeß der Aufstand bei der finnländischen Armee, die
Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, fortdauerte. Die dringende
s Reichs foderte die Zusammenberufung der Reichsstände. Um den Wider-
iten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausschuß erwählen, zu
i der Adel zwölf, jeder der übrigen, dem König ergebenen Stände sechs Mit-
ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der
von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich scheinenden
zeln aufgefodert, einen entscheidenden Schritt wagte, die Häupter des wider-
n Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und
eitsacte (3. Apr. 1789) erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als
einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchster Anstrengung und wech-
i Glück fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden, besonders zur See, gewon-
verloren; aber wie ritterlich auch Gustav die Übermacht bekämpfte, so mach-
doch die bedrängte Lage s. Reichs und der Gang des Congresses zu Reichen-
s. d.) zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä, am 14. Aug.
abgeschlossen ward. Statt die durch so vielfaches Unglück empfangene Lehre
Zukunft zu benutzen, beschloß jetzt Gustav, in den Gang der franz. Revo-
inzugreifen, und Ludwigs XVI. Macht herzustellen. Er wollte Schweden,
d, Preußen und Östreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bundes
Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, schloß
tharina einen Freundschaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im
792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs sich endigte. Aber

hier war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freih. Bielke und Pechlin, der Obristlieut. Liljehorn und mehre Andre hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie herzustellen. Ankarström (s. d.), der den König persönlich haßte, bot sich zum Werkzeug an. Eine Maskerade zu Stockholm, in der Nacht vom 15. zum 16. März 1792 ward zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor dem Anfang des Balls erhielt der König ein Warnungsbillet, dennoch begab er sich um elf Uhr mit dem Grafen Essen auf die Redoute, trat in eine Loge, und da Alles ruhig war, in den Saal. Hier umgab ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!" auf die Schultern klopfte, ward der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken tödtlich verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er sogleich die nöthigen Verfügungen. Er verschied am 29. März, nachdem er noch mit Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet (s. Armfelt), und den Befehl unterzeichnet hatte, s. Sohn zum König auszurufen.

Gustav IV., Adolf, entsetzter König von Schweden, geb. d. 1. Nov. 1778, ward nach dem Tode s. Vaters (Gustav III.) am 29. März 1792 zum Könige ausgerufen, stand 4½ J. unter der Vormundschaft s. Oheims, des Herzogs Karl von Südermannland, der die Regentschaft führte (nachmal. K. Karl XIII.) und trat d. 1. Nov. 1796 die Regierung selbst an. Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglück führen. Sein Vater wollte einen bedächtigen Mann aus ihm bilden, und Gustav IV. mochte selbst glauben, im Geiste s. Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit Alles s. einmal angenommenen System unterordnete. Er hatte zudem von s. Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher so viele s. Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen haben. Doch Vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist s. Abergläubigkeit zuzuschreiben, die hinlänglichen Stoff besonders in Jung's Schriften fand. Er war im 18. J. bereits mit einer Prinzessin von Mecklenburg versprochen, als ihn die Kaiserin Katharina in der Absicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen, nach Petersburg einlud. Schon war Alles zu dieser Vermählung bereitet und der versammelte Hof erwartete den jungen König, als er sich weigerte, den Ehecontract zu unterzeichnen, weil man Punkte darin aufgenommen, die er der Kaiserin nicht zugesichert wollte; u. a. hatte man der jungen Königin die freie Ausübung der griech. Religion in ihrem Palaste zugesichert, was gegen die Grundgesetze des schwedischen Reichs war. Nichts konnte die Weigerung Gustavs besiegen; er ging fort und verschloß sich in s. Zimmer, sodaß das ganze Fest rückgängig wurde. Einige Monate später (Oct. 1797), vermählte er sich mit der Prinzessin von Baden, Friederike, der Schwägerin des Kaisers Alexander und des Königs von Baiern. Ein auffallendes Zeichen s. Consequenz war, daß er einst auf dem Punkt stand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangte, daß das Geländer einer Grenzbrücke auf der russischen Seite mit Schwedens Farben angestrichen werden sollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Als die nordischen Mächte über die Erneuerung des schon früher bestandenen, besonders gegen England gerichteten Bündnisses der bewaffneten Neutralität unterhandelten, begab er sich 1801 selbst, zu Beschleunigung des Abschlusses, nach Petersburg, wo er auch von Paul I., der ihm in manchen Stücken glich, brüderlich aufgenommen wurde. Der russische Monarch ertheilte ihm bei dieser Gelegenheit den Orden des heil. Johannes von Jerusalem. Im Juli 1803 reiste er mit s. Gemahlin an den Hof s. Schwiegervaters nach Karlsruhe, um den Kaiser und die Reichsfürsten für die damals ganz unausführbar scheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der franz. Regierung zu setzen, zu gewinnen. Er befand sich noch in Karlsruhe, als d. 15. März 1804 der Herzog von Enghien auf Bonapar-

efehl aus dem Badenschen mit Gewalt entführt wurde. Gustav sandte sofort
ıtanten nach Paris, mit einem Briefe an Bonaparte, um den Prinzen zu
allein als der Adjutant ankam, war der Prinz schon todt. Gustav übergab
en nachdrückliche Noten in Regensburg, und war mit Alexander I., der ein-
ouverain, der über jenen Mord s. Unwillen laut äußerte. Es ist bekannt,
impflich er dafür in dem Moniteur behandelt wurde. Der gänzliche Bruch
ankreich, die Verbindung mit Großbritannien und Rußland, und Spannung
eußen, dem Gustav den schwarzen Adlerorden zurückschickte, weil Napoleon
ch erhalten und die Ritterehre es verbiete, Waffenbruder eines Mörders zu
– war die Folge s. Hasses gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müssiger
atte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Bonaparte" die Zahl 666
en sei, und Gustav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis
nen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu dessen Sturze er beru-
Diese mystische Ansicht veranlaßte sein oft unbegreifliches Betragen. So
die Erklärung war, die s. Gesandter am Reichstage 1806 übergab, daß der
an den Verhandlungen des Reichstags so lange keinen Theil nehmen werde,
en Beschlüsse unter dem Einflusse der Usurpation und des Egoismus ständen;
del es war, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemach-
densvorschläge verwarf: so bewies er doch eine unkluge Hartnäckigkeit, als
Juli 1807 den Waffenstillstand mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem
von Tilsit die von Rußland und Preußen gebotene Vermittelung ausschlug.
s. Leidenschaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Ansehung des
n St.-Andreasordens begehen ließ, wie früher mit dem preuß. Adlerorden,
ch s. feste Anhänglichkeit an England stürzte er s. Volk in einen verderblichen
it Rußland, und ward aufs neue Preußens, dann Dänemarks Feind. Finn-
g verloren, und drohend stand ein dänisches Heer an der Grenze von Schwe-
Laub gegen alle Vorstellungen, Frieden zu schließen, reizte er durch Eigensinn
und das Heer gegen sich auf. Er beleidigte die Garden und erbitterte die
urch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer, während die schwedischen Sol-
Allem Mangel litten. Als er endlich sogar England von sich abstieß, weil
iese Macht ihn zu verständigern Ansichten zurückzubringen versuchte, auf
Kauffahrteischiffe in den schwedischen Häfen Beschlag legte; da ward es
eutlich, daß er die Wohlfahrt s. Volkes ganz s. Leidenschaften aufzuopfern
Ein im tiefsten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die west-
ee (nach der norwegischen Grenze zu), versichert, daß die Dänen die Grenze
rschreiten würden, setzte sich in Marsch gegen Stockholm, wo unter den
Umgebungen Gustavs die ersten der Verschwornen sich befanden. Sie war
15 Meilen von der Hauptstadt entfernt, als Gustav ihre Annäherung er-
Von Haga aus, wo er sich mit s. Familie befand, eilte er nach Stockholm,
hier gegen die „Empörer" zu vertheidigen. Doch er änderte diesen Plan,
te mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die
lle die Hauptstadt verlassen, zuvor aber zwei Mill. Thlr., oder doch
ichst größten Vorschuß an ihn zahlen. Die Commissarien verweigerten dies;
wollte sein königl. Ansehen geltend machen; da ward Gewalt gegen ihn be-
So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König ar-
ganze Nacht vom 12. auf d. 13. März; Alles war zu s. Abreise bereit,
Augenblick gekommen, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen wollte.
re des Schlosses waren schon gesperrt, und alle Officiere, weil es gewöhn-
adetag war, bei dem Schlosse versammelt. Noch einmal wollte der Feld-
Klingspor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen
doch Gustav beleidigte die Sprecher in s. höchsten Zorn auf das Empfind-
Nun rief Adlerkreuz den Hofmarschall Silbersparre und 5 Adjutanten her-
te dem Könige s. Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen

der Nation. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieser ward ihm entwunden. Auf s. Geschrei nach Hülfe erbrachen zwar einige s. Getreuen die verschlossene Thür; doch von dreißig hinzueilenden Mitverschworenen wurden sie überwältigt. Während dieses Auftritts entfloh Gustav, ward aber auf der Treppe ergriffen, und von einem s. Bedienten zurück in s. Zimmer getragen, wo er in bewußtlose Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Karl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in diesen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Gustav eine stille Ergebung; vielleicht war auch hier s. religiöse Schwärmerei die Quelle s. Gemüthszustandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; s. Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Grypsholm, einem s. liebsten Aufenthaltsorte, versetzt. Hier stellte er am 29. März eine Entsagungsacte aus, die endliche Bestimmung s. Schicksals von dem Reichstage erwartend, in dessen erster Sitzung (10. Mai) man ihm Treue und Gehorsam feierlich aufsagte und sowohl ihn als s. leiblichen, geborenen und ungeborenen Erben der Krone und Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber wurde eine förmliche Acte ausgefertigt. In Grypsholm beschäftigte der entthronte König sich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis. Er wünschte Schweden verlassen zu können. Die Reichsstände setzten ihm, auf des neugewählten Königs Karl XIII. Antrag, ein jährl. Einkommen für sich und s. Familie von 66,666⅔ Thlrn. aus; sein eignes Privatvermögen, das s. Gemahlin und s. Sohnes, blieb ihm ebenfalls, auch jedoch für s. Person von Schweden nichts angenommen. Den ihm bestimmten Aufenthalt auf der Insel Wisings-Oe bezog er nicht, sondern ging den 6. Dec. 1810 von Grypsholm nach Deutschland und der Schweiz, wo er u. d. N. eines Grafen v. Gottorp lebte. Er hat sich seitdem freiwillig von s. Gemahlin und s. Kindern getrennt, und s. Ehe wurde auf s. Verlangen d. 17. Febr. 1812 aufgehoben. Zu demf. J. verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden, wie er denn auch seit s. Entfernung stets das mystisch-religiöse Zeichen des Johanniter-Ordens zu tragen pflegt. Er reist schon seit 1810 ohne bestimmten Zweck herum. So begab er sich 1810 nach Petersburg; dann 1811 nach London. Im Dec. 1814 rüstete er sich in Basel zu einer Reise nach Jerusalem. 1815 ließ dem wiener Congresse eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte s. Stammes auf den schwedischen Thron in Anspruch nahm. Zuletzt hatte er in Frankfurt den Namen Gustavsson angenommen, und privatisirte 1827 zu Leipzig. Sein Sohn Gustav, geb. 1799, studirte in Lausanne und Edinburg, reiste nach Wien und Verona, zur Zeit des Congresses 1822, und trat 1825 als Obristlieut. von Kaiserinnen in k. k. östreich. Dienste. Er lebt zu Wien, und hat den Tit. Königl. Hoh. Ihre drei von ihrer vortrefflichen Mutter (gest. 1826) sorgfältig erzogene Schwestern. Die älteste ward 1819 mit Leopold v. Hochberg, Markgr. v. Baden, vermählt.

Guthrie (William), als Herausgeber eines universalhistorischen Werks, sonst aber nicht sehr ehrenvoll als Schriftsteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geb. u. anfangs in s. Heimath Schulmann. Er kam nach London, beschäftigte sich mit Schriftstellerei, u. verkaufte s. Feder Jedem, der ihn bezahlte. Das Ministerium belohnte s. Dienste 1745 mit e. Pension, die er bis zu dem Ende s. Lebens, 1770, bezog. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntnissen, allein da er s. Schriften sehr eilig arbeiten mußte, sind sie voll Nachlässigkeiten und Irrthümer. Dennoch konnte er die Bestellungen der Buchhändler kaum genugsam fördern. Sein Name prangt vor einer Menge von Compilationen. Seine Weltgeschichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geschichte von England, eine Geschichte von Schottland, aber Niemand liest sie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienste hat, ist die „Grammatik der Geschichte, Geographie und des Com[illegible] die aber einige dem Buchhändler Knox zuschreiben.

Guttenberg, richtiger **Gutenberg** (Johann oder Henne Gänsefleisch von Sorgenloch [Sulgeloch] genannt), der Erfinder der Buchdruckerkunst, wurde gegen 1400 in Mainz geb. Die Familie Gutenberg rechnete sich zu den Patriziern und führte den Namen Gänsefleisch sowie Gutenberg (Gudenberg), von zwei Grundstücken d. N. 1424 lebte Gutenberg in Strasburg, wo er zwölf Jahre darauf mit einem gewissen Andreas Dryzehn (Dritzehn) und einigen Andern einen Contract abschloß, durch welchen er sich ihnen für all seine geheimen und wunderbaren Künste verbindlich machte, (d. h. sie den Andern zu lehren und zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen anzuwenden versprach). Dryzehn's bald erfolgter Tod machte indeß das Unternehmen, welches die Compagnie vorhatte und das vermuthlich die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst mit in sich schloß, scheitern, um so mehr, da Georg Dryzehn, ein Bruder des Verst., mit Gutenberg einen Rechtsstreit anfing, der für letztern ungünstig ausfiel. Wann und wo die ersten Versuche in der Kunst des Bücherdruckens gemacht worden sind, kann man nicht völlig bestimmt angeben, da Gutenberg selbst unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder s. Namen noch die Zeit setzte; so viel ist indeß gewiß, daß er gegen 1438 zuerst bewegliche Typen von Holz anwendete. 1443 wandte er sich von Strasburg, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Mainz und 1450 ging er die Verbindung mit Joh. Faust oder Faust, einem wohlhabenden Goldarbeiter dieser Stadt (der jedoch nicht mit dem berühmten Schwarzkünstler Faust (s. d.), zu verwechseln ist) ein, vermöge welcher Faust das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in welcher dann die lat. Bibel zum ersten Male gedruckt wurde. Aber schon nach einigen J. löste sich dieser Verein wieder. Faust hatte starke Vorschüsse gemacht, die Gutenberg nun zurückzahlen sollte, und da er dies nicht wollte oder konnte, so kam die Sache vor die Gerichte und endete damit, daß Faust die Druckerei behielt, die er dann mit Peter Schöffer von Gernsheim gemeinschaftlich fortsetzte und vervollkommnete. Durch die Unterstützung von einem Mainzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Gutenberg aber von neuem in den Stand gesetzt, schon im folg. J. wieder eine Presse anzulegen, in welcher wahrscheinlich das Werk: „Hermanni de Saldis speculum sacerdotum" (in Quart, ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Auch sollen hier, wie Einige behaupten, 4 Ausg. des „Donat" erschienen sein, die doch von Andern der Officin von Faust und Schöffer zugeschrieben werden. 1457 erschienen auch bereits die Psalmen, mit einer typographischen Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweist, wie schnelle Fortschritte die neuerfundene Kunst machte und mit welchem rühmlichen Fleiß sie getrieben wurde. Gutenberg's Druckerei bestand bis 1465 in Mainz. Um diese Zeit wurde er von Adolf v. Nassau in den Adelstand erhoben, starb aber bereits den 24. Febr. 1468. Über sein Leben und Wirken und den Hergang der Erfindung und ersten Ausbildung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, herrscht im Ganzen viel Dunkelheit, die jetzt schwerlich aufgeklärt werden dürfte: doch haben mehre Literatoren, wie z. B. Fischer in s. „Versuch zur Erklärung alter typographischer Merkwürdigkeiten" (Mainz 1802), Wolf in den „Monumenta typographica" u. s. w. (Hamburg 1740), Oberlin in den „Beiträgen zur Geschichte Gutenberg's" (Strasburg 1801), Denis, Lichtenberger, Panzer u. A. m. manche schätzbare Aufschlüsse hierüber gegeben.

Guyenne, s. Aquitanien.

Guyon, s. Quietismus.

Guys (Pierre Augustin), geb. zu Marseille 1721, Kaufmann in Konstantinopel, dann in Smyrna, ist durch seine Reisen und die darüber herausgegebenen Werke berühmt. Später wurde er zum Mitglied des Instituts und der Gesellschaft der Arkadier in Rom ernannt. Sein erstes Werk erschien 1744 und enthält die Begebenheiten s. Reise von Konstantinopel nach Sophia (der Hauptstadt der Bulgarei) in Briefen. 1748 schilderte er in Briefform s. Reise von Marseille nach Smyrna und von da nach Konstantinopel. Am mehrsten verdankt er s. literarischen

Ruf ſ. „Voyage littéraire de la Grèce“, in welchem Werke er mit dem Scharfſinn als Sachkenntniß den Zuſtand Neugriechenlands und der Neugriechen mit dem der Altgriechen und ihren ſtaatlichen und bürgerlichen Einrichtungen vergleicht und auseinanderſetzt. Als Dichter machte ſich Guys bei Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Neapel durch ſ. „Jahreszeiten“ bekannt, die damals ziemlichen Beifall fanden. Als ſ. „Voyage de la Grèce“ erſchien, widmete ihm Voltaire einige ſchmeichelhafte Verſe, und die Griechen, erfreut, in ihm einen Mann zu finden, der nicht, wie dies gewöhnlich geſchieht, in dieſem unglücklichen Volke lauter Unwürdige ſah, überſandten ihm das Diplom eines Bürgers von Athen. Guys ſtarb 79 J. alt, 1799 auf der Inſel Zante, eben da er im Begriff ſtand, zu der neuen Ausgabe ſ. Reiſe durch Griechenland neue Materialien zu ſammeln. Ein Sohn von ihm, Pierre Alphonſe, war als Secretair bei den franz. Geſandtſchaften in Konſtantinopel, nach Wien und nach Liſſabon angeſtellt u. erhielt hierauf den Titel eines Conſuls in Sardinien, ſpäter in Tripolis in Afrika, und zuletzt in Tripolis in Syrien, woſelbſt er 1812 ſtarb. Er gab Briefe über die Türkei heraus, in welchen der Verfall dieſes Staates recht gut dargeſtellt iſt. Auch war er der Verf. des Luſtſpiels „La maison de Molière“, in 4 Acten, welches Goldoni umgearbeitet.

Gyges, ein Günſtling des lydiſchen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit ſ. Gemahlin durch Augenſchein zu überzeugen, ihm dieſelbe zeigte, als ſie ſich entkleidet niederlegte. Dieſe Unverſchämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß ſie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu tödten, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrſchen, oder ſelbſt ſ. ſtrafende Rache mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergeblich den Entſchluß der Königin beſtritten hatte, den Kandaules, und ward von dem delphiſchen Orakel in der Herrſchaft beſtätigt. Die Fabel ſpricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdiſchen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, ſ. Beſitzer unſichtbar zu machen, ſobald dieſer den Stein des Ringes auswärts kehrte. Mit Hülfe des Ringes ſoll er die Umarmungen der Königin belauſcht haben und ſ. Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges beſitzen, wurde ſprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und liſtigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die Alles, was ſie wünſchen, erlangen.

Gymnaſium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort (das Gymnaſium), wo die Jugend ſich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Wettlaufen, dem Werfen mit der Wurfſcheibe und der Lanze, dem Ringen und Fauſtkampf, oder dem ſogenannten Fünfkampf (Pentathion, quinquertium) übte. Dieſes ſpartaniſche Inſtitut wurde in den meiſten Städten Griechenlands und ſpäter unter den Cäſaren nachgeahmt. Eine ſolche Erziehungsanſtalt blieb aber nicht auf die körperlichen Übungen eingeſchränkt, ſondern dehnte ſich auch auf die Übungen des Geiſtes aus, indem hier die Philoſophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wiſſenſchaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnaſien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynoſarges die berühmteſten waren. In der Akademie lehrte Platon, im zweiten Ariſtoteles, im dritten Antiſthenes. Dieſe Gymnaſien waren in den älteſten Zeiten bloß offene, geebnete, mit einer Umfaſſung eingefaßte Plätze mit Abtheilungen für die verſchiedenen Spiele. Um Schatten zu haben, pflanzte man Reihen von Platanen, die nachher in Säulengänge mit verſchiedenen Behältniſſen verwandelt wurden; endlich wurden die Gymnaſien eine Reihe von einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehre Tauſend Menſchen zu faſſen. Von der Einrichtung derſelben hat Vitruv in ſ. Werk über die Baukunſt eine genaue Beſchreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnaſien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge andrer Gebäude. Hier fand man die Statüen und Altäre des Mercur und Hercules, als der Götter, denen die Gymnaſien geheiligt waren, oft auch des Theſeus, als des Erfinders der Kunſt zu ringen; Statüen von Helden und berühmten Männern, Gemälde

ließ, Gegenstände der Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhn-
Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier Alles,
Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und
ern konnte, und der Staat, Künste u. Wissenschaften erhielten sich blühend, so
die Gymnasien gehörig unterhalten wurden. Der Vorsteher hieß Gymnasi-
Gymnasten lehrten die Theorie, u. Pädotriben standen dem praktischen
richte der gymnast. Übungen vor, sowie die Xystarchen den Übungen in den
n (Stadien). Bisweilen nennt man ein solches Gymnasium auch Palästra,
eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche sich zu Athleten, d. h. zu
fern in den öffentlichen Spielen, bilden wollten, im Faustkampf geübt wur-
Ignara ist der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philosophen u. A. hier zu
anfingen, ein Unterschied zwischen Gymnasium und Palästra gemacht worden
ese habe nur den Platz für die körperlichen Übungen, jenes den Platz für den
n Unterricht bezeichnet. In diesem Sinn hat man in neuern Zeiten die öf-
en gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Universität vorberei-
ymnasien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Ge-
die sich mit den griech. Gymnasien vergleichen ließen, unter den Cäsaren aber
ich die öffentlichen Bäder damit vergleichen, und man kann sagen, daß die
asien in den Thermen untergingen.

Gymnastik, die Kunst, dem Körper nach den Regeln durch Übungen
elt, Behendigkeit, Dauerhaftigkeit und Gesundheit zu verschaffen, kurz, die
der Leibesbewegungen. Wort und Sache sind griech. Ursprungs; denn in
enland bildete man zuerst diese Bewegungen zur Kunst aus (s. Gymna-
. Sie kam aber von den Kretensern nach Sparta. Man unterschied da-
rei Arten von Gymnastik: die kriegerische, welche sich auf Angriff und Ver-
ung bezog, die medicinische, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckte,
athletische, die berühmteste unter allen, welche ihren Ursprung dem Ver-
verdankt, und dem Verlangen, von s. Kraft und Geschicklichkeit öffentliche
e abzulegen. Die erste Art bestand in Übungen des Laufens zu Fuß, Pferd
agen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenschießen; die zweite ver-
mit einigen der ersten Tanz, Ballspiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt
kos soll sie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben; zur drit-
gehörte Alles, wessen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den
erhalten. Diese dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Übung in
n bestand, bald Gymnik, weil man nackt kämpfte, bald Agonistik,
Hauptgegenstand der öffentlichen Spiele war. Um diese Kunst zu üben,
nan mit den Vorbereitungen der Gymnasien nicht aus, sondern bedurfte
it schwereret in der Palästra. Durch eine eigens dazu angeordnete Lebens-
den die Athleten zu ihrer Kunst vorbereitet. Man sieht übrigens, daß diese
lung mehr zufällig ist, als in dem Wesen der Kunst selbst gegründet, und daß
swegs alle hier aufzuführende Übungen umfaßt. Abgesehen von aller An-
g, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Classen: 1) in solche, die allein
e eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2) in solche, zu denen
fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der ersten Classe gehören Gehen,
ren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleu-
ingen, Fechten, Schwimmen; zu der andern Reiten und Fahren. Sol-
Übungen gesetzmäßig getrieben werden, so muß die Gymnastik von einer in
zen der Mechanik begründeten Theorie ausgehen. In der neuern Zeit ver-
an diese kunstmäßig betriebenen Übungen in der Gymnastik wieder in den
nterricht einzuführen. So in der Salzmann'schen Erziehungsanstalt in
enthal und später in der Turnkunst.

Gymnosophisten (auch Brachmanen) nannten die Griechen die in-
Philosophen, weil sie, der Sage nach, unbekleidet gingen, und in zwei Sec-

ten, Brahmanen (Braminen) und Samanen (Sarmanen, Germanen) getheilt wurden. Von ihren philosophischen Systemen wissen wir nur soviel, daß sie das Wesen der Philosophie in stete Contemplation und in die strengsten ascetischen Übungen setzten, wodurch sie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen und mit der Gottheit sich zu vereinigen suchten. Sie verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, wie z. B. Kalanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als August sich daselbst befand. Die Unbekanntschaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte. Auch die äthiopischen Weisen werden so genannt.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Absonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angesehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgesonderten Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in dem innern entlegensten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe befindlich war.

Gyps. (Schwefelsaurer Kalk.) Dieses Mineral kommt in folgenden Arten vor: 1) Das Marien- oder Frauenglas erscheint krystallisirt in schiefen geschobenen Säulen und in krystallinischen Massen von deutlichem Blättergefüge, ist wasserhell und grau, durchsichtig und weich. Es kommt am häufigsten im Gyps- und Steinsalzgebirge, seltner auf Gängen vor. 2) Der Fasergyps kommt derb, von faserigem Gefüge, von weißlicher und grauer Farbe und durchscheinend auf schmalen Gängen und Lagen im Gypsgebirge vor. 3) Der Schaumgyps besteht aus schuppigen, locker verbundenen Theilen, ist schneeweiß und kommt, sowie auch die Gypserde, mit andern Gypsarten vor. 4) Der körnige Gyps hat ein körniges Gefüge, welches auf der einen Seite ins Dichte und auf der andern ins Schuppige und Blättrige übergeht; schneeweiße, ins Röthliche, Graue, Blaue und Gelbliche sich verlaufende Farbe. Er bildet die Hauptmasse der Gypsgebirge, welche in der Ur- und Übergangszeit nur selten auftreten, dagegen in der Flötzperiode bedeutende Massen bilden. Sehr häufig kommt das Steinsalz mit ihm vor. Von Resten einer frühern organischen Welt ist er theils ganz frei, theils enthält er nur wenig, als Gerippe von untergegangenen Abänderungen vierfüßiger Thiere, Vögel, Amphibien, ferner Süßwassermuscheln und vegetabilischen Resten. Häufig sind in dem Gyps Höhlen (Schlotten, Kalkschlotten) und Erdfälle (Erdlöcher). — Der reine feinkörnige Gyps, der Alabaster, dem Marmor, was die Dauer angeht, nachstehend, auch schwieriger zu poliren, aber leichter zu bohren und zu schneiden, wird zu Statuen, Säulen, Vasen, Dosen, Lüstres, Tischplatten, Uhrgehäusen ꝛc., zu innerlichen Verzierungen der Gebäude ꝛc. benutzt. Als Mauerstein ist der Gyps schlecht. Den gebrannten Gyps (Sparkalk) gebraucht man zu den Stukkaturarbeiten; man bereitet aus ihm den Gypsmarmor, womit man Wände, Säulen u. s. w. überzieht und diese Decke dann schleift; auch werden Böden damit ausgegossen (Estrich) und der daraus bereitete Mörtel (Gypsmörtel) wird zum Mauern an trockenen Stellen benutzt. Der gemahlene, rohe oder gebrannte Gyps wird auch zur Verbesserung des Bodens angewendet. Den Fasergyps benutzt man zur Anfertigung von Halsbändern, Ohrgehängen ꝛc. H.

Gyromantie (von den griech. Wörtern Gyros, Kreis, und Manteia, Weissagung); die Wahrsagekunst mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager mit allerlei Feierlichkeiten beschreibt, und in denen er unter Hersagung von Zauberspruchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, um Unerfahrene desto leichter zu bethören.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

F.

Seite

. 1
ibel, Fabulisten . —
iber (Theodor von) 2
ibier 4
ibius Maximus (Quintus) . . —
ibliers und Fabliaux, s. Französische Literatur . . . —
bre d'Eglantine (Philippe François) . . . —
bretti 5
bricius (Cajus) . 6
bricius (Johann Albert) . . . 7
bricius (Johann Christian) . . —
brik, Fabricant, Fabricat 8
broni (Angelo) . —
;ade . . . . . —
:ciolato (Giacomo) —
hinger Wasser . 9
keltanz . . . —
ssimile . . . 10
tor, Factorei, Factoreien, Factoreihandel . . . —
ultäten, s. Universitäten . . . —
en . . . . . —
el (Familie, — Caspar, — Franz I., — Franz II., — Franz III., — Heinrich I., — Franz Niclaus, — Heinrich II.) . . . —

Seite

Fagott 11
Fahne . . . . —
Fahnenberg (Ägid Joseph Karl von) —
Fahneneid, Fahnenlehen, Fahnenschmied, Fahnenschuh, Fahnenschwung, Fahnenwache . . . 12
Fahrbüchse, Fahrende Habe, Fahrrecht, Fahrt, Fahrschacht, Fahrwasser . . —
Fahrenheit (Gabriel Daniel) . . . 13
Fakir . . . . —
Fairfax (Thomas Lord) . . . . —
Falck (Anton Reinhard) 14
Falconet (Etienne Maurice) . . —
Falieri (Marino) . 16
Falk (Johann Daniel) . . . . —
Falke, Falknerei . . 18
Falkiren, Falkade . 19
Fall der Körper . . —
Fallgut, Fallehen . 20
Falliment . . . 21
Fallschirm . . . 25
Falsch, Falschheit, Falsches Licht . —
Falstaff (Sir John) —
Falset, s. Fistel . . 26
Faltenwurf, s. Draperie und Gewand
Falter . . . . —

Seite

Fama 26
Fanal . . . . —
Fanarioten . . . —
Fanatismus . . . —
Fandango 27
Fanfare, Fanfaron, Fanfaronnade . —
Fantucci (Marc, Graf) . . . . —
Farao . . . . . —
Farbe 28
Farben der Pflanzen —
Farbengebung . . —
Farbenlehre . . . 29
Färbekunst, Färberei 31
Färberröthe . . . —
Färbestoffe . . . 32
Farce, Farse . . —
Faria y Sousa (Manoel) . . . . —
Farinelli (Carlo Broschi) 33
Farnese (Haus, — Pietro, — Ottavio, Alessandro, — Ranuzio I., — Odoardo, Ranuzio II., — Francesco, — Elisabeth, — Antonio) 34
Farquhar (Georg) 36
Farrill (Gonzalo, O') —
Fasanen, Fasanerien 37
Fasces . . . . —
Fasch (Karl Friedrich Christian) . . . —
Faschinen . . . 38
Fasching, Fasten, s. Fastnacht u. Carneval . . . . —

Seite

Fasti 38
Fastnacht, Fastnachtspiele, Fastenzeit —
Fatalismus, Fatalist 40
Fata Morgana . —
Fatum . . . . . —
Fauche-Borel (Louis) 41
Fauglas de Saint-Fond (Barthelemy) 42
Fäulniß . . . . —
Fauna 43
Faunen . . . . —
Faust (Johann) . —
Faust (Bernhard Christoph) . . 45
Faustina . . . . —
Faustrecht . . . 46
Favart (Charles Simon, — Charles Nicolaus) . . 47
Favart (Marie Justine Benedicte) —
Favier 48
Faxardo (Diego de Saavedra) . . 49
Fayence . . . . —
Fayette (Marquis de la), s. Lafayette . —
Fayette (Marie Magdalene, Gräfin de la), s. Lafayette . —
Febronius, s. Hontheim . . . . —
Februar . . . . —
Febvre (François Joseph Le), s. Lefebvre (François Joseph) 50
Fechter, Fechterstatuen . . . . —
Fechtkunst . . . —
Fecialen, s. Herold . —
Feder . . . . . —
Federharz . . . 51
Federici . . . . —
Federkraft, s. Elasticität . . . . —
Feen, Feenmärchen
Fegfeuer 53
Fegfeuer (kath.) . . —
Fehde 55

Seite

Fehmgericht, s. Femgericht . . . 55
Fehrbellin . . . —
Feigen, Feigenkäse 57
Feith (Rhynvis) . . —
Felbiger (Johann Ignaz von) . . . 58
Feldärzte, Feldlazarethe . . . . —
Feldgeschrei . . . 59
Feldmarschall, Generalfeldmarschall, Feldzeichen, Feldzeugmeister . . —
Feldmessen . . . —
Feldprediger . . . 60
Feldwacht . . . —
Felicitas . . . . —
Fellenberg (Philipp Emanuel von) . —
Felonie 64
Felsarten . . . —
Femgerichte . . . —
Fénélon (François de Salignac de la Motte) . . . 66
Feodor Iwanowitsch 67
Feodosia, s. Kaffa . 68
Ferdinand I. — IV. — (deutsche Kaiser) —
Ferdinand V. (König von Spanien) . 70
Ferdinand I. (König beider Sicilien) . —
Ferdinand VII. (König von Spanien) 72
Ferdinand (Karl Anton Joseph, Erzherzog von Österreich — Ferdinand Karl Jos. v. Este) 75
Ferdinand III. (Joseph Johann Baptist, Großherzog von Toscana) . . . 77
Ferdusi (Ischak Ben Scheriffschah) . 78
Fere Champenoise, s. Paris (Einnahme im J. 1814) . 79
Ferien . . . . —

Seite

Fermate 79
Ferney . . . . —
Fernow (Karl Ludwig, 80
Fernrohr, Fernglas 81
Feronia 82
Ferrand (Antoine, Graf) 83
Ferrara . . . . —
Ferraris (Joseph, Graf von) . . 84
Ferreira (Antonio) . —
Ferreras (Juan de) . —
Ferro 85
Fersen (Axel, Graf) —
Fescennische Verse . —
Fesch (Joseph) . . —
Feß und Marokos . 86
Feßler (Ignaz) . . —
Fest- und Feiertage . 87
Feste (kath.) . . . —
Feston 91
Festung . . . . —
Fetfa s. Mufti . . 92
Fetischismus . . —
Fett 93
Feudalrecht, Feudalsystem, s. Lehnrecht, Lehnsystem . . —
Feuer, s. Wärme . —
Feuer (griechisches) —
Feuerbach (Paul Johann Anselm 94
Feuerdienst, Feuerverehrung . . . 96
Feuerkugel . . . —
Feuerland . . . —
Feuerpolizei, s. Polizei- und Rettungsanstalten . . . 99
Feuerprobe, s. Ordalien . . . . —
Feuerschwamm . . —
Feuerspeiender Berg, s. Vulkane . . —
Feuerstein . . . —
Feuervergoldung . 100
Feuerwerkerkunst . —
Feuerzeug . . . —
Feyerabend (Johann I. Hieronymus — Johann II.

Seite

— Christoph. —
Sigismund —
Karl Sigismund) 102
Fiber, Fibern, Fibrös 103
Fichte (Johann Gottlieb) . . . . —
Fichtelberg . . . 104
Firinus (Marsilius) —
Fictionen . . . 105
Fidalgo, s. Hidalgo —
Fideicommiß . . . —
Fieber . . . . . —
Fieber (gelbes) . . 106
Fielding (Henry) . 107
Fiesco (Giovanni Luigi de' Fieschi) 110
Fiesole (Saeti Tosini) 112
Fiévée (J.) . . 114
Figur, Figürlich, Figurirt . . . 115
Figuranten . . . 116
Figurirte Zahlen . —
Filangieri (Gaetano) —
Filicaja (Vincenz v.) 118
Filigranarbeit . . 119
Filtriren . . . . —
Filz . . . . . —
Finale . . . . . —
Finanzwissenschaft, s. Staatsfinanzwissenschaft . . —
Findlater (Lord James Earl of Findlater and Seafield) —
Findling . . . 120
Fingal (Fin Mac Coul) . . . 121
Fingalshöhle . . 122
Fingersetzung . . —
Finiguerra (Tommaso) . . . . —
Finisterrae, Finisterre . . . 123
Fink (Friedrich) August von) . . —
Finnen . . . . . —
Finnland . . . 124
Finsterniß . . . 125
Fioravanti (Valentin) 126
Firenzuola, s. Mannini 126
Firmament . . —
Firman . . . . —
Firmeln . . . . —
Firmung (kath.) . —
Firmian (Karl Joseph, Graf von — Leopold Anton) 128
Firniß . . . . . —
Firnißbaum . . 129
Fiscal . . . . . —
Fischart (Johann) . —
Fischbein . . . 130
Fische . . . . . —
Fischer (Gotthelf) . 132
Fischer (Christian August) . . . 133
Fischerring (kath.) . 134
Fiscus . . . . . —
Fistel 135
Fitz . . . . . —
Fiume . . . . . —
Fix . . . . . —
Firmillner (Placidus) 136
Fixsterne . . . —
Flaccus (Cajus Valerius) . . . 137
Fläche, Flächenmeßkunst . . . 138
Flachs, s. Lein . —
Flacius (Mathias) . —
Flagellanten . . —
Flageolet . . . —
Flagge, Flaggenschiff, Flaggenofficiere . 139
Flamändische Schule, s. Niederländische Schule . . . —
Flamen . . . . —
Flämisch, Flämisches Recht . . . —
Flamme, s. Wärme
Flammöfen . . —
Flamstead (John) . 140
Flanke, Flanqueurs, Flanquiren . . . —
Flasche (leidner) . . 141
Flaschenzug . . . —
Flassan (Gaetan de Xaris de) . . —
Flau 142
Flaxman (John) . —
Fléchier (Esprit) . 143
Flechsen . . . 144
Flechten, Flechte . —
Fleck (Johann Friedrich Ferdinand) . —
Fleisch 146
Fleiß . . . . . —
Flemming (Paul) . —
Flemming (Jakob Heinrich, Graf von) . . . 147
Flesche . . . . —
Fletcher (John), s. Beaumont und Fletcher . . . —
Fleurieu (Charles Pierre Claret, Graf von) . . . . —
Fleurus 148
Fleury (André Hercule de) . . . —
Fleury (Claude) . 149
Fleury de Chaboulon (P. A. Edouard, Baron) . . . 150
Fleury (Bernard), s. Französische Schauspielkunst und Pariser Theater . —
Flibustier . . . —
Fliege 152
Flinders (Matthias) —
Flinte 153
Flintglas . . . —
Flittergold, Flittersilber, Flittern . —
Flögel, (Karl Friedrich) . . . 154
Flor, Blumenflor . —
Flora . . . . . —
Florentiner Arbeit . —
Florentiner Lack . —
Florenz 155
Florett 157
Florian (Jean Pierre Claris de) . . —
Florida 158
Florida = Blanca (Francesco Anto-

Seite
nio Monino, Graf von) 158
Floris (Franz) . . 159
Florus (Lucius Annäus) . . . . —
Flöße, Floß . . —
Flöte 162
Flott, Flotte, Flottille —
Flötze, Flötzgebirge, s. Geologie und Geognosie . . . —
Flüchtigkeit . . —
Flüe (Nikolaus von der) . . . . —
Flügel, Flügelgraben, Flügelmauern . 163
Flugsand . . . 164
Fluß, Flußgötter . —
Fluß, Glasfluß (Chemie) . . . . —
Flußspath, Flußsäure —
Flußgebiet . . . 165
Flüssigkeit . . . —
Flut, s. Ebbe . . —
Flynz . . . . —
Fo . . . . . —
Forus, s. Brennglas 167
Föderativsystem . —
Foe (Daniel) . . 171
Foix (Gaston de), s. Gaston . . . —
Folard (Charles, Chevalier de) . . —
Folie 172
Folz (Hans) . . —
Fonds . . . . —
Fonk (Peter Anton) 173
Fontaine (Jean la), s. Lafontaine (Jean) 181
Fontainebleau . . —
Fontana (Domenico) —
Fontana, (Felice) . 182
Fontanes (Louis, Marquis von) . 183
Fontanges (Herzogin von) . . . . —
Fontenay . . . 184
Fontenelle (Bernard le Bovier de) . —
Fontevraud . . . 185
Fontinalien . . —
Foote (Samuel) . 185
Forbin (Louis Nicolas Philippe Auguste, Graf von) . . 186
Forrellini (Egidio) —
Förderung, s. Bergwerkskunde . . 187
Forkel (Johann Nikolaus) . . . —
Form . . . . —
Formalien, Formalitäten, Formaliter, Formalisiren, Formalist, Formeln, Formulare . . 188
Formerei und Gießerei, s. Eisen . . —
Formey (Johann Samuel) . . . —
Formey (Johann Ludwig) . . 189
Formschneidekunst, s. Holzschneidekunst 190
Forskål (Peter) . —
Forst . . . . —
Forster (Johann Reinhold) . . 191
Forster (Johann Georg Adam) . . 192
Forster (Georg) . 193
Forstwesen, Forstwissenschaft, Forstwirthschaft, Forstwirth, Forstbenutzung, Forsttechnologie, Forstschutz, Forstpolizei, Forsttaxation, Forsteinrichtung, Forstvermessung . . . 194
Fortdauer der Seele 198
Fortepiano, s. Pianoforte 200
Fortifikation, s. Kriegsbaukunst . . —
Fortinguerra (Niccolo) —
Fortuna . . . 201
Forum . . . . —
Fosrolo (Ugo) . . 202
Fossile Knochen, s. Urwelt . . . 203
Fossilien . . . 203
Fothergill (John) . —
Fötus . . . . —
Fouché (Joseph) . —
Foulis (Robert — Andreas) . . 206
Fouqué (Heinrich August, Freiherr de la Motte) . . . 207
Fouqué (Friedrich, Baron de la Motte — Karoline, Baronin de la Motte) —
Fouquier = Tinville (Antoine Quentin) 208
Fourroy (Antoine François) . . 209
Fox (George), s. Quäker 210
Fox (Charles James) —
Foy (Maximilian Sebastian) . . . 212
Fracastoro (Geronimo) . . . 213
Fracht, Frachtfahrer 214
Frachtregulirung 215
Frartur . . . 215
Fragmente (Wolfenbüttelsche), s. Lessing . . . . —
Fraiß . . . . —
Franc . . . . —
Francia (Dr.), s. Paraguay . . . —
Francia (Francesco — Giacomo) . —
Francisca (Herzogin von Würtemberg), s. Hohenheim . —
Franciscaner . . —
Franciscus (St.), s. Franz von Assisi 221
Frank (Johann Peter — Joseph) . . —
François de Neufchateau (Nicolas, Graf) . . . —
François de Paule, s. Franz von Paula 222
Franke (August Hermann) . . . —

Seite

Franke's Stiftungen 223
Franke (Sebastian) 225
Franke . . . . —
Franken . . . . —
Franken, Fränkischer Kreis . . . . —
Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von) . —
Frankenweine . . 226
Frankfurt am Main . —
Frankfurt an der Oder 227
Franklin (Benjamin) 228
Frankreich 230
Frankreich vor der Revolution . . . 264
Frankreichs geographisch-statistischer Zustand . . . 283
Franquemont (Friedrich, Graf von) . 294
Franz von Assisi . 295
Franz von Paula . —
Franz I. (König von Frankreich) . . 296
Franz II. (König von Frankreich) . . 298
Franz I. Stephan (deutscher Kaiser) 299
Franz I. Joseph Karl (Kaiser von Österreich) . . . —
Franz Leopold Friedrich (Herzog von Dessau) 301
Franzbranntewein, s. Brantewein . . 302
Franzensbrunn . —
Französische Akademie —
Französische Bank . 303
Französische Gesetzgebung, s. Code civile 304
Französisches Decimalsystem . . —
Französische Bildhauerkunst, s. Bildner der neuern Zeit . —
Französische Literatur —
Französische Literatur in der neuesten Zeit 334

Seite

Französische Medicin und Chirurgie . 338
Französische Musik . 341
Französisches Recht, s. Codes, les cinq . 345
Französische Schule —
Französische Sprache 349
Französische Staatskunst 351
Franzweine . . . 356
Frauen . . . . . —
Faueneis, s. Gyps 360
Frauenlob (Heinrich) —
Frauensommer . . —
Frauenvereine . . —
Fraunhofer (Joseph von) 362
Frayssinous (Denis de) 365
Fredegonde 366
Frederiksoord . . —
Frediani (Evegildo) 367
Fregatte, Fregaton 368
Freiberg . . . . —
Freibeuter . . . 370
Freibriefe, s. Licenzen —
Freiburg . . . . —
Freicorps . . . 371
Freidank 372
Freie Künste, s. Kunst —
Freidenker . . . —
Freienwalder Gesundbrunnen . . . 373
Freie Städte . . —
Freigeding, Freigericht, Freigraf, s. Femgericht . . 374
Freigeist . . . —
Freigelassene . . —
Freigut . . . . —
Freihafen . . . 375
Freiheit . . . . —
Freiheit (kirchliche), s. Religionsfreiheit 376
Freiheitsbaum, Freiheitsmütze . . —
Freiherr, s. Baron —
Freimaurer, Freimaurerbrüderschaft . —
Freinsheim (Johann) 385
Freisasse . . . —

Seite

Freitag 385
Fremde . . . . —
Fremdenbill . . 387
Fréret (Nicolas) . —
Fréron (Elie Catherine) . . . . —
Fréron (Stanislaus) 388
Fresco . . . . —
Freudenpferd . . 389
Freundschaftliche Inseln . . . . —
Freya, s. Nordische Mythologie . . 390
Freycinet (Louis de) —
Freygang (Wilhelm von) 391
Freyre (Manuel) . —
Friedensgerichte . 392
Friedensschluß . . 394
Friedensschlüsse . 395
Friedland (Schlacht bei) —
Friedland . . . 396
Friedländer (David) —
Friedländer (Michel) 397
Friedrich I. (der Rothbart) 398
Friedrich II. (der Hohenstaufe) . . 399
Friedrich III. (der Schöne) . . . 404
Friedrich III. (deutscher Kaiser) . . 406
Friedrich der Gebissene 409
Friedrich VI. (König von Dänemark) . 410
Friedrich August I. (König v. Sachsen) 411
Friedrich Wilhelm (Kurfürst von Brandenburg) . 414
Friedrich I. (König von Preußen) . 416
Friedrich II. (König von Preußen) . . 419
Friedrich Wilhelm II. (König von Preußen) 424
Friedrich Wilhelm III. (König von Preußen) 426
Friedrich I. Wilhelm

Seite

Karl (König von Würtemberg) . 431
Friedrich (L. D.) . 434
Fries, s. Säule . 435
Fries (Jakob Friedrich) . . . . —
Friesel 436
Friesen 437
Frigga, s. Nordische Mythologie . . 438
Frimont (Johann, Baron von) . —
Frischlin (Nikodemus)
Frist, Fristverlängerung, Fristerstreckung . . . 439
Froben (Johann) . 440
Frobisher (Martin, Sir) . . . . —
Frohnen . . . 441
Frohnleichnam . . —
Froissart (Jean) . 442
Froude, Frondeur . 443
Frondsberg (Georg von) 444
Fronte, Frontispice 445
Frontignac . . . —
Frontinus . . . . —
Fronto (Marcus Cornelius) . . . . —
Fronton, s. Giebel . —
Froschmäusler, s. Rollenhagen . . 446
Frost . . . . —
Frucht . . . . —
Fruchtbarkeit . . —
Fruchtbringende Gesellschaft . . 447
Fruchtstück . . —
Fruchtwein, s. Cider —
Fructidor . . . —
Frugoni (Carlo Innocenzo) . . . . —
Frühling . . . 448
Frühlingsnachtgleiche, Frühlingspunkt . . . . —
Fry (Madame) . . 449
Fualdes (der Mord
. . . . —
. . 456

Seite

Fuchsinseln . . 456
Fuentes (Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von) . . —
Fuge 457
Füger (Friedrich Heinrich) . . . 458
Fugger (das Geschlecht der) . . . —
Fühlhörner . . 461
Fühlpflanze . . 462
Fuhrhandel, Frachthandel . . . —
Fulda . . . . —
Fulda (Friedrich Karl) 463
Fulgurit, s. Blitzröhren . . . —
Füllhorn . . . —
Fulton (Robert) . —
Fulvia 464
Fundamentalbaß, s. Grundbaß . . —
Fundirte Schuld, s. Staatspapiere . —
Fundirungsmethode —
Fund (Gottfried Benedict) . . . 465
Furca 466
Furcht, Furchtbar, Fürchterlich . . —
Furien, s. Eumeniden —
Furioso . . . . —
Fürst . . . . —
Fürstenberg (Fürstenthum) . . . 469
Fürstenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von) . 470
Fürstenbund (deutscher) . . . 471
Fürstenrecht . . 472
Fürstenschulen . . —
Fürth 474
Fuß (Verskunst) . —
Fuß (Musik) . . —
Fuß (Maß) . . —
Fuß 475
Fußkuß . . . —
Fußwaschen . . —
Füßli (Johann Kaspar — Johann

Seite

Heinrich — Johann Rudolf — Hans Heinrich) . 475
Fustage, Fusti, Fustirechnung . . 476
Fur (Johann Joseph) —
Fyt (Johann) . . 477

G.

G . . . . . —
Gäa . . . . . —
Gabalis . . . . —
Gabel 478
Gabler (Johann Philipp) . . . . —
Gabriel 479
Gabrielli (Katharina) —
Gaëta . . . . . —
Gaëta (Herzog von) s. Gaudin . . 480
Gährung . . . . —
Gagern (Hans Christoph Ernst, Freiherr von) . . 481
Gahr . . . . . —
Gall (Jean Baptiste) 482
Gaillarde . . . 483
Galaktit . . . . —
Galaktometer . . —
Galanterie . . . —
Galatea . . . . —
Galatien . . . .
Galba (Sergius) . —
Galeere 484
Galen . . . . . —
Galen (Christoph Bernhard von) —
Galenus (Claudius) 485
Galeniſten, s. Taufgesinnte . . . —
Galeone, Galioniſten —
Galeote, Bombardiergaliote . . 486
Galerie . . . . —
Galiani (Fernando) —
Galiläa 487
Galilei (Galileo) . —
Gallecien . . . 490
Galizien . . . 491
Gall (Joh. Joseph) 492

Seite

Gallapfel . . . 492
Galle, Gallensteine 493
Gallert, Gallerte . —
Galletti (Johann Georg August.) . —
Gallicanische Kirche 494
Gallicismus . . 495
Gallien . . . . —
Gallier 496
Gallimathias . . 499
Gallizin (Amalie, Fürstin) . . —
Gallo (Marzio Mastrizzi, Marquis v.) 500
Galmei 501
Galuppi (Baldessaro) —
Galvani (Aloisio) . 502
Galvanismus . . —
Gama (Vasco de) . 504
Gambe 506
Ganerben . . . —
Gang, s. Geognosie —
Ganganelli, s. Clemens XIII. . —
Ganges . . . . —
Gangliensystem . 507
Gangrána . . . —
Gant, Ganthaus, Gantmann, Gantmeister, Gantproceß, Gantrecht, Gantregister . —
Ganymedes . . 508
Garat (Dominique Joseph — Pierre Jean) . . . —
Garcilaso de la Vega Ynca Garcilasso de la Vega . . . —
Garnerin (Jean Baptiste Olivier — André Jacques) . 509
Garofalo (Benvenuto)
Garrick (David) . 510
Gartenkunst . . 511
Gärtner (Karl Christian) . . . 514
Garve (Christian) . 515
Gas 516
Gasarten . . . —
Gasbeleuchtung . 519

Seite

Gasometer . . . 520
Gasopyrion . . —
Gassenerleuchtung . —
Gassendi (Pierre) . 521
Gaßner (Johann Joseph) . . . —
Gastein . . . 522
Gastfreiheit . . —
Gastmählerder Alten 523
Gaston de Foix . 524
Gastrisch . . . —
Gastromanie, Gastronomie . . . 525
Gastromantie . . —
Gatterer (Johann Christoph) . . —
Gau . . . . —
Gau (Karl Franz) . —
Gaudin (Martin Michel Charles) . 527
Gauß (Karl Friedrich) —
Gavotte . . . 528
Gay (John) . . —
Gay-Lussac . . 529
Gaza (Theodorus) —
Gebälk . . . . —
Gebärde, Gebärdensprache, Gebärdenspiel . . . . —
Gebern 531
Gebet . . . . —
Gebirge, s. Berge . 532
Gebirgsarten, s. Geognosie . . . —
Gebirgshöhe . . —
Gebirgskrieg . . —
Gebläse . . . 533
Gebrochen . . . —
Geburt 534
Geburtsadel, s. Erbadel 536
Geburtshülfe . . —
Gedächtniß, Gedächtnißkunst . . . 538
Gedächtnißübung . —
Gedackt . . . 539
Gedanke . . . —
Gedärm, s. Darm . —
Gedicht, s. Poesie . —
Gediegen . . . —
Gedike (Friedrich) 540

Seite

Gedritter Schein, s. Aspecte . . . 540
Gefäll, Gefälle . . —
Gefängnisse . . 541
Gefäße . . . . —
Gefecht, s. Schlacht —
Gefiedert . . . —
Gefolg . . . . —
Gefrieren, Gefrierpunkt . . . 542
Gefühl . . . . —
Gefühlsmenschen . 543
Gefühlsvermögen . —
Gegenbewegung . 545
Gegenbeweis . . —
Gegenfüßler . . —
Gegensatz, s. Antithese und Contrast . —
Gegenschein, s. Aspecte —
Gegenwirkung . . —
Geheime Gesellschaften 546
Geheimerathsverordnungen . . . 549
Geheimschrift . . —
Gehirn 550
Gehler (Johann Samuel Traugott) 551
Gehör . . . . —
Gehorsam, s. Klostergelübde . . . 552
Gehörwerkzeuge . —
Gehrung, Gehrhobel, Gehrmaß . . 553
Geiler (Johann, von Kaisersberg) . —
Geige, s. Violine —
Geißelungen . . —
Geist 554
Geist (der heilige) . 555
Geist der Zeit . . 557
Geistererscheinung . —
Geisteskrankheiten . 558
Geistik . . . . —
Geistlich . . . 559
Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt . . —
Geistliches Gericht . —
Geistliches Lied, s. Kirchenmusik, Lied und Hymne . . —

Seite

Geistlichkeit . . 559
Geiz, Ehrgeiz, Geizen 561
Gekuppelte Säulen —
Gelbes Fieber, s. Fieber (gelbes) . . —
Gelbsucht . . . —
Geld 562
Geldern . . . 563
Geldmangel . . —
Geldpreis . . . 565
Geldumlauf, s. Circulation . . . —
Geleckt . . . . —
Gelée, s. Gallert . —
Gelée (Claude) . —
Gelehrsamkeit . . 566
Geleit, Geleitsbrief 567
Gellert (Christian Fürchtegott) . —
Gellius (Aulus) . 559
Gelnhausen . . —
Gelon 570
Geltung . . . 571
Gelübde . . . —
Gelübde (kath.) . 572
Gemälde . . . 573
Gemarke, s. Barmen —
Gemein . . . . —
Gemeindeordnungen 574
Gemeingefühl . . 580
Gemeingeist . . 581
Gemeinheit . . —
Gemeinheitstheilung 582
Gemenge . . . 583
Gemmen . . . —
Gemmingen (Otto Heinrich, Freih. v.) —
Gems . . . . —
Gemüth, Gemüthlich 584
Gemüthsbewegungen, s. Affecten . . 585
Gemüthskrankheiten —
Gendarmen . . 586
Genealogie . . —
General, Generalstab, Generalquartiermeisterstab, Generalat . . 588
Generalbaß . . —
Generalpachter in Frankreich . 589

Seite

Generalstaaten, s. Niederlande . 589
Generation . . —
Genesis . . . —
Genesung . . . —
Genethliakon, Genethliacus . . 591
Genetisch . . . —
Genf . . . . —
Genie, Genial. . 593
Genien 594
Genlis (Stephanie Felicité Ducrest de St.-Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von) . . 595
Genoveva die Heilige — die Pfalzgräfin 596
Genserich . . . 597
Gent . . . . —
Gentleman . . . —
Gentry . . . . —
Gentz (Friedrich von)
Genua (Herzogthum und Stadt) . . 598
Geocentrisch . . 601
Geocyklische Maschine —
Geodäsie . . . —
Geoffrin (Marie Therese Rodet, Madame) . . . —
Geoffroy (Jul. Louis) 602
Geogenie . . . 604
Geognosie und Geologie . . . . —
Geographie, mathematische, physikalische, politische Geschichte derselben 610
Geographische Kupferstecherkunst, s. Kupferstecher . . 614
Geologie, s. Geognosie —
Geomantie . . . —
Geometrie, Goniometrie . . . —
Geometrische Reihe, s. Progression . 615
Georg (der heilige Ritter St.-) . —
Georg I. (Ludwig) . —

Seite

Georg II. (August) 616
Georg III. (Wilhelm Friedrich) . . —
Georg IV. (Friedrich August) . . . 618
Georges Cadoudal . 621
Georgien in Asien . 622
Georgien, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika . 623
Gerade . . . . —
Gerando (Joseph Marie de, Baron von Ramzhauser) . —
Gerard (Francesco) 624
Gerberei . . . —
Gerbert, s. Sylvester II. . . . 625
Gerechtigkeit . . —
Gerechtigkeitsritter, s. Ahnen . . . —
Gerhard (Paul) . —
Gerichte, Gerichtsbarkeit, Gerichtsverfassung, Gerichtsgewalt . . . . —
Gerichtliche Arzneiwissenschaft, s. Medicin (gerichtliche) und Polizei (medicinische) 633
Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'amour, Corti d'amore . —
Germain (Saint-, Graf) . . . 634
Germanicus (Cäsar) 635
Germanien . . . 636
Germanismus . . 642
Gerning (Joh. Christian) . . . —
Gerona, Girona . 643
Geronten (die Alten) —
Gersau . . . . —
Gersdorff (Karl Friedrich Wilhelm von)
Gerstenberg (Heinrich Wilhelm von) . 644
Geruch 645
Geryon oder Geryones 646

Seite

Gesammte Hand, Gesammtstimme 646
Gesandte, Gesandtschaftsrecht . . —
Gesang 648
Gesangbücher . . —
Gesangschulen, s. Singschulen . 650
Geschäftsstyl . . —
Geschäftsträger, s. Gesandte . . 651
Geschenkte Handwerke —
Geschichte . . . . —
Geschichtforscher . 654
Geschichtschreiber . —
Geschiebe, Geschübe 664
Geschlecht, Geschlechtslos . . —
Geschmack in physiologischer, in ästhetischer Bedeutung, Geschmackskritik 666
Geschnittene Steine, s. Gemmen . . 667
Geschütz, Kammergeschütz, Orgelgeschütz . . . . —
Geschwindschreibekunst, s. Stenographie . 668
Geschwornengericht, s. Jury . . . . —
Gesechster Schein, s. Aspecte . . —
Gesellschaft (Societät) —
Gesellschaftsrechnung . . . 669
Gesellschaftsvertrag —
Gesenius (Wilhelm) 670
Gesetz 671
Gesetzgebung, Gesetzbücher, Gesetzgebende Gewalt . 672
Gesicht 679
Gesichtspunkt . . —
Gesims . . . . —
Gesinde, Gesinderecht 680
Gesner (Joh. Matthias) . . . —
Gesner (Konrad) . 681
Gespanschaften . —

Seite

Gespenster . . . 681
Gespilderecht, s. Retractrecht . . 682
Geßner (Salomon) —
Gestalt der Erde, s. Erde, Abplattung u. Gradmessungen 683
Geständniß . . —
Gesticulation, s. Gebärde . . . . —
Gestirn, s. Sternbilder —
Gesundbrunnen . —
Gesundheit, Gesundheitskunde . . —
Getreide . . . 686
Getreidehandel, s. Kornhandel . . —
Getreidemagazine, s. Kornmagazine . —
Getreidemangel, s. Kornmangel . —
Geusen . . . . —
Geviertschein, s. Aspecte . . . 687
Gewährleistung, Gewähradministration . . . . —
Gewand . . . —
Gewehr, s. Degen, Flinte u. Waffen 688
Gewehrfabrik . . —
Gewerbefreiheit, s. Zunftwesen . . —
Gewerbsteuer, Industriesteuer, Arbeitssteuer . . . . —
Gewicht, s. Maß und Gewicht . . . 689
Gewiß u. Gewißheit —
Gewissen, Gewissensbisse . . . . —
Gewissensfall . . 690
Gewissensfreiheit . —
Gewitter . . . . —
Gewohnheitsrecht . —
Gewürze . . . 691
Gewürzinseln oder Molucken . . —
Gewürznelken . . 693
Geyer (Erik Gustav) —
Gherardesca, (Familie

Seite

— Ugolino — Rieri Donavatico — Manfred — Bonifazio — Philipp) 694
Ghiberti (Lorenzo) . 696
Ghirlandajo (Domenico — David — Benedict — Ridolfo) 697
Gianni (Francesco) —
Giannone (Pietro) . 698
Gibbon (Edward) . 699
Gibellinen, s. Welfen 701
Gibraltar . . . . —
Gicht, s. Arthritisch 702
Gichtel (Joh. Georg) —
Giebel 703
Giebichenstein . . —
Gieseke (Nic. Dietrich) 704
Gießen . . . . —
Gift, Gegengift . 705
Giganten . . . 707
Gigantisch, s. Koloß —
Gigli (Hieronymus) —
Gilbert I. Gabriel — II. Nicolas Joseph 708
Gilde . . . . —
Gilray, s. Caricatur 709
Gimle, s. Nordische Mythologie . . —
Ginguené (Pierre Louis) . . . —
Gioja (Flavio) . . 710
Giordano (Luca) . 711
Giorgione di Castelfranco . . . —
Giotto 712
Girardon (François) —
Giro, Giriren, Girant, Girat, Giro in blanco . . . —
Girodank . . . 713
Girodet . . . . —
Girondisten . . —
Giulio Romano, s. Julius Romanus 715
Giunti, Buchdruckerfamilie — Giuntinen . . . —
Giustinianische Gemäldesammlung 717

Seite

Glacis 719
Gladiatoren . . —
Glas 720
Glasfenster . . . 721
Glasgalle . . . —
Glasgow . . . —
Glasmalerei . . 722
Glasschleifen . . 723
Glastropfen . . —
Glasur 724
Glätte oder Bleiglätte —
Glatteis . . . —
Glaube . . . —
Glaubenseid . . 725
Glaubenseid (kath.) —
Glauber (Johann Rudolf) . . . 726
Glaucus . . . —
Glaz, Grafschaft und Kreis . . . —
Gleditsch (Johann Theophilus) . . 727
Gleichen (Ernst, nach A., Ludwig, Graf von) . . . 728
Gleicher, s. Äquator —
Gleichgewicht . . —
Gleichgewicht d. Staaten . . . . —
Gleichheit . . . 731
Gleichniß . . . —
Gleichung . . . 732
Gleim (Johann Wilhelm Ludwig) . —
Gletscher, Gletscherfalz 734
Gliedermann, Gliederpuppe . . 735
Glimmer, Glimmerschiefer . . . —
Globus (Erdglobus, Himmelsglobus) 736
Glocken . . . —
Glockenspiel . . 737
Glogau . . . . —
Glosse, Glossator, Glossen . . . 738
Glover (Richard) . —
Gluck (Christoph, Ritter von) . . 739
Glühen, Glühe . 741

Seite

Glühwurm . . 741
Glyptik, Glyptographie 742
Glyptothek . . . —
Gmelin (Johann Georg — Philipp Friedrich — Samuel Gottlieb — Wilh. Friedrich) 743
Gnade 744
Gnadenritter, s. Ahnen 746
Greis . . . . —
Gneisenau (Neidhard, Graf v.) . . —
Gnidus (Knidos) . 747
Gnom, Gnomiden . —
Gnome (griech.) . 748
Gnomon . . . —
Gnosis (griech.), Gnostiker . . . . —
Goa 752
Gobelin (Gilles), Gobelinscharlach, Gobelintapeten . . 753
God save the King —
Goez (Joseph Franz, Freiherr von) . . —
Göckingk (Leopold Friedrich Günther von) 754
Gold 755
Goldmacherkunst, s. Alchymie . . 756
Goldenes Vließ, s. Jason und Argonauten. Orden des goldenen Vließes und der drei goldenen Vließe, s. Vließ (das goldene) . —
Goldene Zahl, s. Calender . . . —
Goldgulden, s. Gulden —
Goldoni (Carlo) . —
Goldschläger . . 759
Goldsmith . . . 760
Golgatha, s. Calvarienberg . . . 761
Golkonda . . . —
Golowin (W. M.) 762

Seite

Gomarus, Gomaristen, s. Reformirte Kirche . . . 762
Gonfaloniere, Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls . —
Gonsalvo (Hernandez y Aquilar) . . 763
Gonzage (Familie — Friedrich — Joh. Franz — Rudolf — Filippino — Guido — Petrino — Franz — Joh. Franz — Ludwig III. — Friedrich II. — Ludwig — Barba — Isabelle — Lucretia — Louise Marie — Anna) . . . —
Gorani (Jos. Graf v.) 765
Gordischer Knoten, s. Alexander u. Gordius . . . . —
Gordius . . . —
Gorgonen . . . 766
Görlitz . . . . —
Görres (Joh. Joseph) —
Görz (Georg Heinrich, Freiherr von) . 768
Görz (Johann Eustach, Graf von) . . 769
Goslar . . . . —
Gossec (François Joseph) 770
Gotha (Herzogthum und Stadt) . . —
Göthe (Johann Wolfgang von) . . 771
Gothen (Gothones, Guttones) . . 782
Gothenburg (Götheberg) . . . 784
Gott und Götter . —
Gotter (Friedrich Wilhelm) . . . 787
Götterlehre, s. Mythen, Mythologie 788
Götterspeise, Ambrosia . . . . —

Seite

Gottesdienst, Gottesdienstliche Gebräuche . . . 788
Gottesdienst, der katholische . . . 789
Gottesfriede, Treuga dei . . . . . —
Gottesgericht, Gottesurtel, s. Ordalien 790
Gottfried v. Bouillon —
Gottfried v. Strasburg . . . . . —
Gotthardsberg (St.-) 791
Göttingen, Stadt, Universität . . —
Gottorp, s. Holstein 792
Gottsched (Joh. Christoph) . . . . —
Gottsched (Louise Adelgunde Victorie) 793
Götz (Johann Nikolaus) . . . 794
Götze, Götzendiener, Götzen . . . . —
Götze (Johann Melchior) . . . 795
Götze (Johann August Ephraim) . . . —
Gouda . . . . . —
Gourgaud (Gaspard, Baron de) . . 796
Gozzi (Carlo, Graf) 797
Gozzi (Gasparo, Graf) . . . 799
Grab, heiliges, s. Heiliges Grab und Görlitz . . . 800
Grabmal, s. Denkmal —
Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus) . . . —
Gracioso . . . 803
Gradation . . . . —
Grade, Grad . . . —
Gradiren, Gradirwerk 804
Gradmessungen . —
Graf 806
Gräfe (Karl Ferdinand) . . . 807
Graff (Anton) . . 808

Seite

Gral, Graal, s. Tafelrunde . . . 808
Grammatik . . . —
Gramme . . . . —
Grammont (Philibert, Graf von) 809
Gran, Grán . . . —
Granada . . . . —
Granat . . . . —
Granaten, Grenadier 810
Grandes . . . . —
Granit 812
Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von) . . . . . —
Graphit, s. Reißblei —
Gras . . . . . —
Gräter (Friedrich David) . . . . . —
Grau in Grau . 814
Graubündten . . —
Graun (Karl Heinrich) . . . 815
Grave 816
Gravell (Maximilian Karl Friedrich Wilhelm) . . . . —
Gravesande (Wilhelm Jakob) . . . 817
Gravis, s. Accent . 818
Gravitation . . —
Gräbius (Johann Georg — Theodor Georg) . . . 819
Gray (Johanna) . 820
Grab (Thomas) . 821
Grätz . . . . . —
Grazie 822
Grazien . . . . —
Grétourt (Jean Baptiste Joseph Willart de) . . . 823
Greenwich . . . —
Gregor der Große, s. Päpste . . . 824
Gregor VII. . . —
Gregorianischer Calender, s. Calender 825
Gregorius . . . —
Gregoriusfest, Gregoriussingen . . 827

Seite

Greif 827
Greifenson (Samuel, von Hirschfeld) 828
Greifswald . . —
Gresham (Thomas, Sir) . . . 829
Gresset (Jean Baptiste Louis) . . 830
Gretna-Green . 831
Grétry (André Ernest Modeste) . . —
Grey (Charles Howick) 832
Gribeauval (Jean Baptiste Baguette de) . . . . —
Griechenland (das alte) 833
Griechenland (das neuere) . . . 839
Griechenhülfsvereine 859
Griechisches Feuer 861
Griechische Kirche . —
Griechische Kunst . 866
Griechische Literatur —
Griechische Sprache und Schrift . 874
Gries (Johann Dietrich) 876
Griesbach (Johann Jakob) . . . 877
Grillparzer (Franz) 878
Grimaldi (Familie — Raimund — Antonio Giovanni — Domenico — Hieronymus — Nicolo — Geronimo — Giacomo — Giovanni Francesco — Francesco Maria — Francesco — Peter — Konstantin — Franz Anton) 879
Grimm (Friedrich Melchior, Baron von) 881
Grimm (Jakob Ludwig Karl — Wilhelm Karl) . . 882
Grimod de la Reynière

Seite
(Alexandre Balthasar Laurent) . 882
Grisaille, s. Grau in Grau . . . 883
Gröger (Friedrich Karl) und Aldenrath (Heinrich) . —
Grolmann (Karl Ludwig Wilhelm von) 884
Grönland . . . 885
Gronov (Johann Friedrich — Jakob — Abraham) . 888
Gros . . . . . —
Groschen . . . 889
Großaventurhandel —
Groß-Beeren (Treffen bei) . . . 890
Großbritannien und Irland . . . . —
Größe, Größenlehre, s. Mathematik . 909
Größe, scheinbare . —
Großgriechenland . 910
Großgörschen (Schlacht von), s. Lützen . —
Größtes und Kleinstes, (Math.), s. Maximum . . —
Grotius (Hugo) . —
Grotesken, Grottesk, das Grotteskkomische . . . 911
Grube 912
Grübel (Johann Konrad) 914
Grumbach (Wilhelm von) . . . . —
Grund, Gründen, Grundiren . . 915
Grundanschlag . 916
Grundbaß . . . —
Grundeigenthum . —
Grundkräfte . . 923
Grundriß . . . —
Seite
Grundsteuer . . 923
Grundton, s. Hauptton 924
Grundstoffe, s. Elemente . . . —
Gruner (Christian Gottfried) . . —
Gruner (Karl Justus von) . . . 925
Grüner Donnerstag 927
Grünspan . . . —
Gruppe, Gruppiren —
Gryphius (Andreas) 928
Guarini (Giovanni Battista) . . 929
Gubitz (Friedrich Wilhelm) . . . 930
Guelfen und Gibellinen, s. Welfen 931
Guercino . . . —
Guericke (Otto von) —
Guerillas . . . —
Guerin 932
Guernsey u. Jersey . 933
Guesclin (Bertrand du) . . —
Guevara (Louis Valez de las Duenas y) . —
Guglielmi (Pietro) 934
Guiana . . . —
Guibert (François Antoine, Graf v.) . 935
Guicciardini (Francesco) . . . 936
Guido Aretinus, s. Ut re mi . . 937
Guido Reni, s. Reni —
Guignes (Joseph de) —
Guilleminot (Armand Charles, Graf) —
Guillotine . . . 938
Guinea . . . 939
Guince 940
Guiscard (Robert) . —
Seite
Guischard (Karl Gottlieb) 942
Guise (Familie — Claude v. — Franz Herzog v. Lothringen) Guise — Heinrich, Herzog von Lothringen) . . 943
Guitarre . . . 944
Guizot (François — Pauline) . . —
Guldberg (Friedrich) 945
Gulden . . . . —
Güldene Zahl, s. Calender . . . 946
Gummi . . . . —
Gündling (Jakob Paul, Freiherr von — Nikolaus Hieronymus) —
Günther (Johann Christian) . . —
Günther (Johann Arnold) . . . 947
Gurlitt (Johannes Gottfried) . . 948
Gußstahl, s. Eisen 949
Gustav I. . . . —
Gustav II. Adolf . 950
Gustav III. . . 951
Gustav IV. Adolf . 954
Guthrie (William) . 956
Guttenberg (Johann) 95
Guyenne, s. Aquitanien . . . . —
Guyon, s. Quietismus —
Guys (Pierre Augustin — Pierre Alfonso) . . . . —
Gyges 958
Gymnasium . . —
Gymnastik . . . 959
Gymnosophisten . —
Gynäceum . . . 960
Gyps, Gypserde . —
Gyromantie . . —

(Alexandre B
ſar Laurent)
Griſaille, ſ. Gr
Grau . .
Gröger (Frie
Karl) und A
rath (Heinrich
Grolmann (Karl
wig Wilhelm
Grönland . .
Gronov (Joh
Friedrich — J
— Abraham)
Gros . . .
Groſchen . .
Großaventurhand
Groß-Beeren (T
fen bei) . .
Großbritannien
Irland . .
Größe, Größenle
ſ. Mathematik
Größe, ſcheinbare
Großgriechenland
Großgörſchen (Sc
von), ſ. Lützen
Größtes und Kl
ſtes, (Math.),
Maximum .
Grotius (Hugo)
Groteſken, Grott
das Grotesk
miſche . .
Grube . . .
Grübel (Johann Ko
rad) . . .
Grumbach (Wilhe
von) . . .
Grund, Gründe
Grundiren .
Grundanſchlag
Grundbaß . .
Grundeigenthum
Grundkräfte .
Grundriß . .